Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag, George Westermann, Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav Hollaender, Friedrich Dittel

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Weſtermann's Jahrbuch

der

Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das geſammte geiſtige Leben

der Gegenwart.

Zwölfter Band.

April 1862 — September 1862.

Braunſchweig,

Druck und Verlag von George Weſtermann.

1862.

Digitized by Google

Jahrbuch
der
Missionen und der Missionsfeste
1912
12. Band

830.6
W53
V.12

Digitized by Google

2.-137145

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

zwölften Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Arnd, Eduard, in Berlin, 606. — Bibra, Ernst, Freiherr von, in Nürnberg, 523. — Bluntschli, J. C., in Heidelberg, 136. — Bölsche, Karl, in Köln, 616. — Carus, C. G., in Dresden, 489. — Dippel, L., in Idar, 267. — Ecker, A., in Freiburg, 276. 627. — Ellner, B., in Bamberg, 103. 214. 327. 437. 550. 663. — Floto, Hartwig, in Harzburg, 24. — Guseck, Bernd von, in Berlin, 559. — Harleß, E., 148. — Hartmann, Moritz, in Genf, 1. — Krafft, Freiherr von, in Tripolis, 289. — Krühne, Wilhelm, in Berlin, 161. 430. — Lau, Thaddäus, in Barmen, 228. — Lübke, Wilh., in Zürich, 201. — Mädler, J. H., in Dorpat, 182. — Metzerich, Wilhelm von, in Wien, 210. — Mohr, Fr., in Heidelberg, 51. 351. 502. 537. — Müller, J., in Freiburg, 305. — Müller, J. H., in Hannover, 78. — Müller, Wolfgang von Königswinter, in Köln, 335. 447. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 49. 435. — Raabe, Wilhelm, (Jakob Corvinus), in Stuttgart, 407. — Reinhold, W., 167. 251. 365. 512. — Reinsberg-Düringsfeld, Otto, Freiherr von, 324. — Riehl, W. H., in München, 223. — Runge, H., in Zürich, 660. — Seifart, Karl, in Hildesheim, 354. — Smidt, Heinrich, in Berlin, 113. 306. — Steger, Friedrich, in Leipzig, 58. — Vogel, August, in München, 387. — Weininger, Hans, in Regensburg, 645.

Digitized by Google

Inhalt des zwölften Bandes.

Feigheit. Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Moritz Hartmann, 1.
Don Carlos von Spanien. Von H. Floto, 24.
Zwei Wintertage in der Schweiz, 34.
Zur Geschichte der Architektur, 43.
Die fossilen Regentropfen. Von Jakob Nöggerath, 49.
Ueber die Erklärung der Geyser auf Island, von Friedrich Mohr, 51.
Die sibirischen Grenzländer. Von Fr. Steger. II., 58.
Die Kipper und Wipper des dreißigjährigen Krieges. Von J. H. Müller, 78.
Flandrische Sagen: Die Hochzeit des Schmugglers, 92. Die erste Predigt, 94. Die todte Braut, 157.
Der Magus von Helmstedt, 95.
Meteorologisches und Astronomisches. Von B. Ellner, 103. 214. 327. 437. 550. 663.
Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung. Witterungsnotizen für April, Mai, Juni 1862. Von B. Ellner, 103.
Ein Admiralitätslotse. Eine Erzählung aus der Elbmündung. Von Heinrich Smidt, 113. 306.
Samuel Pufendorf. Von J. C. Bluntschli, 136.
Miene und Geberde. Von C. Harleß, 148.
Centralamerikanische Alterthümer. Von Wilhelm Krühne, 161.
China und die Chinesen. Von W. Reinhold, 167. 251. 365. 512.
Eine feste Brücke zwischen England und Frankreich, 180.
Dampfschaufelwalze, 181.
Temperatur zu Madeira, 181.
Die Entfernungen im Weltenraum und die Nebelflecke. Von J. H. Mädler, 182.
Ueber den Silbergehalt der Glocken, 198.
Chemische Fabrication in England, 198.
Zwei deutsche Münster. Von W. Lübke, 201.
Das Teatro Olimpico in Vicenza. Von Wilhelm von Metzerich, 210.
Wetteranzeigen aus der Thierwelt. Die Spinne als Wetterprophetin. Von B. Ellner, 214.
Der Dachs auf Lichtmeß. Novelle von W. H. Riehl, 223.
Bilder aus der französischen Revolution. Von Thaddäus Lau, 228.
Wilhelm Kaulbach, 233.
Geschichte des Mikroskops. Von L. Dippel, 267.
Die künstlichen Mißstaltungen der Körperform bei verschiedenen Völkern. Von A. Ecker, 276. 627.
Ueber die im Orient verbreitete Secte der Alssani. Von Freiherrn von Krafft, 289.
Die Bewohner der Insel Puynipet, 299.
Die Erklärung des Geyserphänomens. Von J. Müller, 305.
Jósika Miklos. Von O. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld, 324.
Wetteranzeigen aus der Thierwelt. Von B. Ellner, 327.
Verunglückungen auf den preußischen Eisenbahnen, 330.
Vicognawolle, 330.
Die Mühle am Hellbach. Novelle von Wolfgang Müller von Königswinter, 335. 447.
Zur Ehre der deutschen Sprache. Von Friedrich Mohr, 351.
Urtheile über Luther und Erasmus von Rotterdam von einem katholischen Zeitgenossen. Mitgetheilt von Karl Seifart, 354.
Drahtseilbetrieb, 356.
Ueber Kirchenglocken. Deren Alter, Formen, Inschriften und Schicksale. Von Hans Weininger, 357.
Von Paris nach Oran. Briefe von einer Dame. I., 380.
Universalbrennpumpe, 386.
Eisenplatten für Panzerschiffe, 387.
Ueber einige Anwendungen des vegetabilischen Pergaments. Von August Vogel, 387.
Drei Monate in Labrador, 390.
Das letzte Recht. Novelle von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus), 407.
Rafaeliana. Gesammelt von Wilhelm Krühne, 430.
Nochmals die Goldfunde in Irland. Von Jakob Nöggerath, 435.
Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung. Witterungsnotizen für Juli, August und September 1862. Von B. Ellner, 437.
Wilhelm Lübke, 487.
Ueber die Bauwerke der Urvölker in Centralamerika, Yucatan und Chiapas. Von C. G. Carus, 489.
Ueber die Bildung des Hagels und des Gewitters. Von Friedrich Mohr, 502.
Die hohe Cordillera. Von Ernst Freiherrn v. Bibra, 523.
Zur Verständigung über die Erklärung des Geyserphänomens. Von Friedrich Mohr, 537.
Ein Abenteuer Jacques Callot's. Novellette von G. F., 538.
Die Vorboten der Reformation, 540.
Die Kunst des gothischen Stils und die Renaissance, 542.
Zeitbestimmung nach der Sonnenuhr. Von B. Ellner, 550.
Die Polin. Novelle von Berud von Guseck, 559.
Heinrich Koenig, 596.
Zur Geschichte Italiens. Von Eduard Arnd, 606.
Eine Sommerfrische auf dem Maifelde. Von Karl Bölsche, 614.
Die Guanoinseln, 635.
Ueber einige Thiere im Regentspark bei London, 637.
Dampfkochtöpfe, 642.
Pflanzenacclimatisationsversuche, 644.
Hof- und Schalksnarren. Von Hans Weininger, 645.
Schiller's Einfluß auf die Bühne zu Weimar, 650.
Das Postwesen in England, 658.
Volkssagen aus der Schweiz. Mitgetheilt von H. Runge. I. Die Allmend von Aegeri, 660.
Bauernregeln und ihre Bedeutung. Von B. Ellner, 663.
Farbe des Wassers, 666.
Neuestes aus der Ferne. Die Schneeberge in Südafrika. — Die Basutos. — Die Tongueſen auf Fidschi. — Die preußischen Handelsverträge mit China und Japan. — Californische Verhältnisse. — Eine Aussicht für Literaturfreunde, 109.
Tasmanien vor vierzig Jahren. — Canoes in Australien. — Die Landenge von Auckland. — Alcock's Reise in

Digitized by Google

Japan. — Die Taipings. — San Juan de Ulloa. — Ersteigung des Fuego's in Guatemala, 218.
Burke und Wills. — Die Fidschiinseln. — Mukden und sein Gebiet. — Gilgit. — Neue deutsche Reisende, 331.
Der Maroni. — Untergang eines Königreichs. — Das englische Columbia. — Labuan und Sarawak. — Der Sungari. — Neue Dampferlinien, 443.
Der Staat Puebla. — Die Magellanstraße. — Assam. — Der Bahr el Gazal. — Die Tebu. — Harrar, 555.
Die Fidschis nicht englisch. — Die Sandwichinseln. — Der warme See auf Neuseeland. — Eine chinesisch-russische Grenzvermessung. — Untersuchung des Asow'schen Meeres. — Die Quellen des Missouri. — Gold in Indien, 667.
Literarisches. Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts. Von H. Zoepfl, 102.
Die Geschichte der Erde. Die Vier Jahreszeiten. Das Luftmeer. Von E. A. Roßmäßler, 108.
Deutsche Nationalbibliothek. Herausgeg. von Ferd. Schmidt, 159.
Unterhaltungsliteratur: Louis Napoleon, von L. Herbert. — Der Anempfinder, von H. Presber. — Hohe Freunde, von K. Heller. — Graveneck, von O. Mylius. — Herz und Welt, von G. vom See. — Romane, von Th. Mügge. — Unseres Herrgotts Canzlei, von W. Raabe. — Der Engel des Friedens, von A. Mützelburg. — Novellen, von J. Große, 160.
Geognostischer Führer zu der Vulcanreihe der Vordereifel. Von H. v. Dechen, 199.
Globus. Illustrirte Chronik der Reisen und geographische Zeitung, 200.
Grundzüge der astronomischen Geographie. Von H. Birnbaum, 200.
Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser, 211.
Gesammtausgabe von Beethoven's Werken, 213.
Meyer's neues Conversationslexicon, 213.
Geschichte der Civilisation in England. Von Thomas Buckle. Uebersetzt von Arnold Ruge, 363.
Das Leben und staatsmännische Wirken des Demosthenes. Von O. Hauvt, 364.
Geschichte der Musik. Von A. W. Ambros, 405.
Die theologisirende Rechts- und Staatslehre. Von C. A. Thiele, 406.
Das Buch der Natur. Von Friedrich Schoedler, 442.
Reisehandbuch für die Schweiz. Von H. Berlepsch, 501.
Russische Revue. Von W. Wolfsohn, 501.
Photographische Monatshefte. Herausg. von Fr. Vollmann, 501.
Der Kaiserdom zu Speier. Von Fr. Bianl, 549.
Novellen und Erzählungen, von Hedwig Wolf, 615.
Die Armen und Elenden, von Victor Hugo, 661.
Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa, von Samuel Sugenheim, 662.

Namen- und Sachregister zum zwölften Bande.

Admiralitätsloose, ein, von H. Smidt, 113. 306.
Alisani, eine im Orient verbreitete Secte, von Freiherrn v. Krafft, 289.
Alcock's Reise in Japan, 220.
Architektur, zur Geschichte der, 43.
Asow'sches Meer, 669.
Assam, 557.
Aussicht für Literaturfreunde, 112.

Bahr el Gazal, der, 557.
Basutos, die, 109.
Bauwerke, die, der Urvölker von Centralamerika u. s. w., von C. G. Carus, 489.
Bilder aus der französischen Revolution, von Th. Lau, 228.
Braut, die todte, 157.
Brücke, eine feste, zwischen England und Frankreich, 180.
Burke und Wills, 331.

Californische Verhältnisse, 112.
Gallot, Jacques, ein Abenteuer, 538.
Canoes in Australien, 218.
Centralamerikanische Alterthümer, von W. Krühne, 161.
Chemische Fabrication in England, 198.
China und die Chinesen, von W. Reinhold, 167. 251. 365. 512.
Chinesisch-russische Grenzvermessung, 669.
Columbia, das englische, 445.
Cordillera, die hohe, von E. v. Bibra, 523.

Dachs, der, auf Lichtmeß, Novelle von W. H. Riehl, 223.
Dampfschaufelwalze, 181.
Dampfkochtöpfe, 642.
Dampferlinien, neue, 446.
Deutsche Sprache, zur Ehre der, von Fr. Mohr, 351.
Don Carlos von Spanien, von H. Floto, 24.
Drahtseilbetrieb, 356.

Eisenplatten für Panzerschiffe, 387.
Entfernungen im Weltenraum und die Nebelflecke, von J. H. Mädler, 182.

Farbe des Wassers, 666.
Feigheit, Novelle von M. Hartmann, 1.
Fidschiinseln, die, 332. 667.
Flandrische Sagen, 92. 94. 157.
Fuego, Ersteigung des, in Guatemala, 222.

Geyser, zur Erklärung der, von Fr. Mohr, 51. 537.
Geyserphänomen, die Erklärung des, von J. Müller, 305.
Gilgit, 333.
Goldfunde in Irland, von J. Röggerath, 435.
Grenzländer, die sibirischen, von Fr. Steger, 58.
Guanoinseln, die, 635.

Hagel- und Gewitterbildung, von Fr. Mohr, 502.
Handelsverträge, preußische, mit China und Japan, 111.
Harrar, 558.

Digitized by Google

Hochzeit, die, des Schmugglers, 92.
Hof- und Schalksnarren, von Hans Weininger, 645.

Italiens Geſchichte, von Eduard Arnd, 606.
Indien, Gold in, 670.

Kaulbach, Wilhelm, 233.
Kipper und Wipper des dreißigjährigen Krieges, von J. H. Müller, 78.
Kirchenglocken, über, von H. Weininger, 357.
Koenig, Heinrich, 596.
Kunſt, die, des gothiſchen Stiles und der Renaiſſance, 542.

Labrador, drei Monate in, 390.
Labuan und Sarawak, 445.
Landenge, die, von Auckland, 219.
Literariſches, Ambros, A. W.: Geſchichte der Muſik, 405.
Beethoven's Werke in Geſammtausgabe, 213.
Berlevſch, H.: Reiſehandbuch für die Schweiz, 601.
Birnbaum, H.: Aſtronomiſche Geographie, 200.
Blaul: Der Kaiſerdom zu Speier, 549.
Bollmann: Photographiſche Monatshefte, 501.
Buckle, Th.: Geſchichte der Civiliſation in England, 363.
Decken, H.: Geognoſtiſcher Führer, 199.
Genaſt, E.: Aus ſeinem Tagebuche, 650.
Globus, Illuſtrirte Chronik der Reiſen, 200.
Große, Jul.: Novellen, 160.
Haupt, O.: Das Leben des Demoſthenes, 364.
Häuſſer, Ludw.: Deutſche Geſchichte, 211.
Heiſter, E. von: Nachrichten über Beireis, 95.
Heller, Rob.: Hohe Freunde, 160.
Herbert, L.: Louis Napoleon, 160.
Hugo, Victor: Die Armen und Elenden, 661.
Kugler, Franz: Handbuch der Kunſtgeſchichte, 43. 542.
Meyer's neues Converſationslexicon, 213.
Mügge, Th.: Romane, 160.
Mützelburg, A.: Der Engel des Friedens, 160.
Mylius, O.: Graveneck, 160.
Presber, Herm.: Der Anemyſinder, 160.
Raabe, W.: Unſeres Herrgotts Canzlei, 160.
Reuchlin, H.: Geſchichte Italiens, 606.
Roßmäßler, E. A.: Die Geſchichte der Erde, 108.
Scherzer, K.: Reiſe der Novara um die Erde, 635.
Schmidt, Ferd.: Deutſche Nationalbibliothek, 159.
Schoedler, Friedr.: Das Buch der Natur, 442.
See, G. vom: Herz und Welt, 160.
Souchay, E. F.: Geſchichte der deutſchen Monarchie, 540.
Sugenheim, S.: Geſchichte der Aufhebung der Leibeigenſchaft, 662.
Thiele, E. A.: Die theologiſirende Rechts- und Staatslehre, 406.
Weinland, D. F.: Der zoologiſche Garten, 637.
Wolf, Hedwig: Novellen und Erzählungen, 615.
Wolfsohn, W.: Ruſſiſche Revue, 501.
Zoepfl, H.: Alterthümer des deutſchen Reichs und Rechts, 102.
Lübke, Wilhelm, 487.

Madeira, Temperatur daſelbſt, 181.
Magellanſtraße, die, 556.
Magus, der, von Helmſtedt, 95.
Maifeld, eine Sommerfriſche auf dem, von K. Bölſche, 618.
Maroni, der, 443.
Meteorologiſches und Aſtronomiſches, von B. Eſſner, 103. 214. 327. 427. 550. 663.
Miene und Geberde, von E. Harleß, 148.
Miklos, Jókika, von O. von Reinsberg-Düringsfeld, 324.
Mikroſkop, Geſchichte des, von L. Dippel, 267.
Miſſouri, deſſen Quellen, 669.
Mißſtaltungen, künſtliche, der Körperform, von A. Ecker, 276. 627.
Mukden und ſein Gebiet, 332.
Mühle, die, am Heilbach, von W. Müller von Königswinter, 335. 447.
Münſter, zwei deutſche, von W. Lübke, 201.

Neueſtes aus der Ferne, 109. 218. 331. 443. 555. 667.
Neuſeeland, der warme See auf, 668.

Paris, von, nach Oran, 380.
Pergament, vegetabiliſches, von Auguſt Vogel, 387.
Pflanzenacclimatiſationsverſuche, 644.
Polin, die, von Bernd von Guſeck, 559.
Poſtweſen, das engliſche, 658.
Predigt, die erſte, 94.
Puebla, der Staat, 555.
Pufendorf, Samuel, von J. C. Bluntſchli, 136.
Punnipet, Bewohner von, 299.

Raſaellana, von W. Kühne, 430.
Recht, das letzte, von W. Raabe, 407.
Regentropfen, foſſile, von J. Röggerath, 49.
Reiſende, neue deutſche, 334.

Sandwichinſeln, die, 667.
Schalksnarren, die, von H. Weininger, 645.
Schiller's Einfluß auf die Bühne zu Weimar, 650.
Schneeberge in Südafrika, 109.
Silbergehalt der Glocken, 198.
Sungari, der, 446.

Taipings, die, 220.
Tasmanien vor vierzig Jahren, 218.
Teatro Olimpico, das, in Vicenza, von W. Metzerich, 210.
Telu, die, 558.
Thiere, einige, im Regentspark bei London, 637.
Tongueſen, die, auf Fidſchi, 110.

Ulloa, San Juan de, 221.
Univerſalbrennpumpe, 386.
Untergang eines Königreichs, 444.
Urtheile über Luther und Erasmus von Rotterdam, von einem Zeitgenoſſen, 354.

Verunglückungen auf preußiſchen Eiſenbahnen, 330.
Vicognawolle, 330.
Volksſagen aus der Schweiz, von H. Runge, 660.
Vorbeten, die, der Reformation, 540.

Wintertage, zwei, in der Schweiz, 34.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 67. April 1862.

Feigheit.

Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von Moritz Hartmann.

I.

Deutschland, das muß man leider zugeben, ist vor Allem das Land des Unfertigen, und so hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu seinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich sehr in Folge der Art ihrer Gründung, durch große Vasallen und andere Umstände in viele kleine Staaten getheilt waren; sie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind die bedeutendsten mit dieser Arbeit fertig und in sich geeinigt; andere vollendeten diese Einigung im siebzehnten Jahrhundert und unsere Zeit sah noch die Aufnahme einer solchen Arbeit in einem der zerrissensten Länder und wird bald die Vollendung sehen: nur Deutschland ist auch mit dieser Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, sein größtes Werk; es kam mit diesem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt so viele unvollendete Bauwerke wie Deutschland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege stecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte sich der Fürsten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlösser wurden angelegt, die Versailles gleich kommen oder gar es übertreffen sollten. Man sehe nur das Schloß von Mannheim, mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieses Schloß wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutschland, denn mancher Graf, manches Fürstlein, dessen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Versailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Versailles. Zum Theil sind diese stolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verschwunden; zum Theil hat man sie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchlerischen Abschlusse verdeckt, während nicht ein Drittel der Absicht ausgeführt worden; zum Theil sind sie in der Einsamkeit verschwunden, da sich das Leben aus diesen Gegenden, die einst Mittelpunkte eines Hofstaates gewesen, zurückgezogen.

Ein solches gewaltiges, unfertiges, in der Einsamkeit verschwundenes Schloß findet sich in einem deutschen Fürstenthum, durch das keine große Heerstraße und keine Eisenbahn führt und das deshalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeschichte spielt als ehemals und noch weniger besucht wird als zu Anfang dieses Jahrhunderts, da gewisse, früher berühmte, jetzt beinahe vergessene Heilquellen Besucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürstenthum mit seinen grünen Wäldern ruht auf vulcanischem Grunde und ist eine kleine deutsche Auvergne; der Lustreisende, der nur malerische Landschaften sucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn sie es besuchen, aber es ist leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Communicationsmittel besitzen, und so bleibt es weltvergessen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgesucht und geschätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Universität besucht, wenn sie der Professor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reisenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu sehen, das grade an der Grenze des Ländchens liegt und seine weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieses Schloß ist vielleicht die einzige architektonische Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindische Neugierde noch manche jener Kunstanlagen und Ueberraschungen, wie Flüstergrotten, Einsiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Wasserfälle, künstliche Ruinen, kopfwackelnde Chinesen, kurz all die holden Thorheiten, die unsere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erschreckten. Doch steht das Schloß selbst nicht in Harmonie mit diesen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geschmack als seine Zeit, und anstatt Versailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantasie Primatice's, des Schülers Rafael's, Chambord bei Blois, sich zum Muster zu nehmen. Wie Chambord erhebt sich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantasievollsten Renaissancestile mit gewaltigen Thoren, breiten Fenstern, unzähligen großen und kleinen Balconen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornsteine hervorwächst. Diese breiten Schornsteine sind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und schwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeschmückt; die kleinen Gebäude sind eine Art von Dachstuben in Gestalt von Pavillons oder kleinen Thürmen, die broncirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche sich, durch diese Ueberbaue und Essen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze ist von einer Balustrade eingeschlossen, die hier und da unbeschädigte und verstümmelte Statuen, historische und allegorische, trägt und diese luftige Welt abschließt. Dort oben ist Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schlosses sind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangssaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden sollte, hat niemals seine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord ist unvollendet geblieben; nur *eine* zieht und windet sich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei übereinander hinlaufenden Galerien; die andere, die sich spiralförmig neben dieser hinaufwinden sollte, ist in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erste Galerie. Natürlich fehlen in so unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die sie zu schmücken bestimmt waren, und werden diese heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe ersetzt, die sich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz lassen, die hier Nester anzukleben suchen. Doch ist ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerstörten Schwalbennestern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander sitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reisenden besucht, bewundert und von deren Phantasie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchste Ziel war die labyrinthische Plattform, die in der That hier wie in Chambord den schönsten, eigenthümlichsten Theil des Schlosses ausmachte. Aber seit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der

Beschließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reisenden, warum sie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Bestechung eben so verschlossen wie die kleine eiserne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieser Beschließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraschender Kraft zurückgeschlagen sein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenstand, der übrigens kein großes Interesse einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht sehen, der Besitzer gestattete es nicht; bei so vielen Merkwürdigkeiten, die man besucht, bleibt man von einem Theile derselben ausgeschlossen; man beruhigte sich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde übernachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und diese konnten, wenn sie bei Mondschein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantischer Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenster auf der Plattform ein schwaches Licht hervorbrach, aber auch diese, wenn sie sich dann nach dem Bewohner dieser einsamen Höhen erkundigten, konnten selbst im Dorfe schwer irgendwelchen ausführlichen Bescheid erlangen. Fast alle Bewohner antworteten so abwehrend wie der alte Soldat, selbst der Wirth der Herberge, zu dessen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu stehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinschaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu sprechen schmerzlich war. Trotzdem war es seit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreise und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einsame Bewohner des Schlosses, oder vielmehr der Mansarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauses und der Besitzer des Schlosses selbst, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil seiner Geschichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, besuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um sagen zu können, daß sie das Licht in der Nacht gesehen, das aus der Einsiedelei des Mannes drang, der einst so viel von sich reden gemacht.

Ich sollte glücklicher sein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schlosses und sein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die schon erwähnte, von Holken nicht sehr entfernte Universität, um mich daselbst als Docent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben so unbekannt als dem Rest der Familie, da er frühe seine und unsere Heimath in Süddeutschland verlassen hatte. Man drang von Hause aus in mich, ihn zu besuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes als Gutes von ihm hörte; er seinerseits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wissenschaftlichen Geschmack, er bewohnte ein idyllisch-schönes Pfarrhaus, besaß eine reiche Bibliothek, die Gegend ist überaus lieblich und malerisch, der Vetter fühlte sich außerdem einsam, da er im Jahre vorher eine sehr liebe Frau verloren hatte, und so machte es sich, daß ich ihn bald zum zweiten Male besuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hausen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines ersten Besuches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und der Pastor machte selbst meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüssel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben so wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?“ fragte ich den Pastor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachsenen Hofe stand, „die Plattform scheint ja grade der schönste Theil des Schlosses zu sein und muß eine prächtige Aussicht haben?“

„Die Plattform ist bewohnt,“ antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich sehe keine Seele.“

„Ich sage zu viel,“ verbesserte sich der Pastor, „wenn ich sage, daß die Plattform

bewohnt ist — eine der Stuben da oben ist bewohnt."

„Warum sollten wir denn nicht dahinaufsteigen dürfen?"

„Der Bewohner will es nicht."

„Das ist sehr ungastlich! Die Plattform ist so groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu sehen."

„Er will es einmal nicht," wiederholte der Pastor und offenbar in der Absicht, das Gespräch über diesen Gegenstand abzuschneiden.

„Wer ist denn dieser ungastliche Einsiedler?" fragte ich trotzdem weiter.

„Es ist der Besitzer des Schlosses."

„Wie heißt er?"

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken."

„Das ist doch erstaunlich," rief ich in der That verwundert, „der Graf selbst? In dieser Wüste? In diesem verfallenden Schlosse? Und nirgends sehe ich eine Spur von Familie oder Dienerschaft — und grade da oben in einer Mansarde, in einer einzigen Mansarde muß er wohnen, während im Schlosse so prachtvolle Säle leer stehen?"

Mein Vetter schwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er ist wohl ruinirt? Er hat wohl sein Vermögen durchgebracht, daß er sich so einschränkt?"

„Er ist der reichste Grundbesitzer des ganzen Landes," antwortete der Pastor.

Die Sache wurde mir immer räthselhafter, eben so räthselhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit sichtlichem Unbehagen erfüllten und der mir durch seine kurzen Antworten deutlich zu verstehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenstände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieser halben Mittheilungen wie des Schlosses in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtnisse unbestimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht fassen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einst Gewußtes, längst Vergessenes wieder aufzuerstehen und über die Schwelle des Bewußtseins zu treten strebt. Es war mir, als müßte sich an den Namen Holken eine Geschichte knüpfen, eine Geschichte, die ich einst gehört oder gelesen hatte. In wirren Tönen umsummte sie mein Ohr; sie stand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch so verwischt, daß ich sie nicht lesen konnte. Ich legte die Hand an die Stirn und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte, um mich in meiner Anstrengung zu stören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht stören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen seiner Feigheit infam —"

„Nein! — Ja!" rief der Pastor hastig nacheinander, indem er sich in dem öden Hofe umsah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben so ängstlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne," sagte er dann mit einem Gemisch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer sei oder gewesen sei, er ist der Wohlthäter dieser ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand besser als ich — und dabei ist er, ach, so unglücklich."

Mein Vetter gab mir während meiner ersten Besuche im Pfarrhause oft zu verstehen, daß er über jenen einsamen Mann im Schlosse und über dessen Geschichte nicht zu sprechen liebe, und ich schwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gastes und des wohlerzogenen Menschen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte sich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einsamen. Unter Tages hätte kein Mensch geahnt, daß die Plattform bewohnt sei, aber in der Nacht, bei hellem Mondschein, sah man manchmal einen Schatten an den breiten Essen hingleiten oder aus einem gewissen Fenster einer den äußersten Rand der Plattform einnehmenden Mansarde einen gedämpften Lichtstrahl durch die Jalousie hervorbrechen. Aus dem Fenster meiner Stube im Pfarrhause konnte ich dieses Licht beobachten, und ich stand oft stundenlang da, immer hinaufsehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöschender Stern, der sich in Nebel aufzulösen droht,

in der Luft schwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um so mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Besuche im Pfarrhause erfuhr, wußte, daß der Einsame da oben seit mehr als dreißig Jahren hause, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angesicht sei und daß er dort oben sich mit einer unverwischbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, fest entschlossen, so lange seine eigenen Augen noch offen stehen, sich diesen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich selbst, theilnehmend und traurig, oft zu diesem Licht hinaufblickte, war ich doch bald beinahe eben so unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich sah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumschlichen und mit plumper Neugierde das Licht, wo nicht den Einsiedler selbst zu erspähen suchten. Erst als ich so weit war und es mein Vetter bemerkte, und erst nachdem sich im Laufe mehrerer Monate ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Holken mit mir zu sprechen.

„Ja," sagte er mir eines Tages, „Du hast es damals errathen, es ist der General Graf Holken, derselbe, der nach Waterloo seiner Feigheit wegen infam cassirt wurde."

„Ist es nicht so?" fragte ich, „er sollte mit seiner Cavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegenkam, wandte er sein Pferd und ergriff die Flucht?"

„Ja, so ist es!" bestätigte der Pastor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, rissen einen Theil mit in die Flucht, und diese Episode hätte der Entscheidung des entscheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäischen Welt unheilvoll geworden wäre."

„Ich habe," sagte ich, „seit meinem ersten Besuche hier Manches über den Grafen und diese merkwürdige Episode gelesen, auch Manches durch mündliche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, desto unklarer sehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn selbst, bis zu diesem unglückseligen Ende, ist eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Holken galt für einen der ausgezeichnetsten deutschen Officiere und als solchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältnissen, unter seinem Commando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig sehr jung als General commandirte. Wie seine militärischen Talente und sein Muth, hatte sich auch sein Privatcharakter, seine Ehrenhaftigkeit, seine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich sehr hochgeachtet, von seinen Kameraden geliebt, von seinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieser Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, seine eigene ganze Vergangenheit und wendet sich zur schimpflichen Flucht! Ist das begreiflich?"

Der Pastor zuckte die Achseln und sagte: „Du kennst die Geschichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutschen lastet ein so gewaltiger Schandfleck als auf dem Mann der Capitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige Du Dich bei Allen, die sein Leben und sein ganzes Wesen auf's Genaueste gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und sie werden Dir sagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichste und erprobteste Officier, eine Autorität in seinem Fache, eine Berühmtheit in der militärischen Welt, er war auch ein trefflicher Mensch, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, an dem seine alten Freunde bis an sein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbst Denen, die ihn nach seinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthsel, wie ein solcher Mann so hatte handeln können; sie sagten von dieser That: sie wüßten sie, aber sie glaubten sie nicht."

„Solche Erscheinungen," sagte ich, „sind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da bestimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung grade im entscheidenden Augenblick stärker ist als alle moralischen Einwirkungen, als alle Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rücksichten —"

„Nein!" fiel mir der Pastor in's Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich

aus Rücksicht auf die Würde der Menschheit nicht glauben. Mein fester Glaube ist, daß solche Erscheinungen rein tragischer Natur sind und daß hinter ihnen eine tragische Schuld steckt, die gesühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich selbst gemacht, die innere Geschichte eines solchen tragischen Opfers, die mir bekannt ist, befestigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Pastor schon zu viel gesagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geschichte und mit den Ursachen des Unglücks jenes Einsamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Mensch war, den der Graf manchmal in seiner Mansarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf sein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß sich zwischen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundschaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Pastor bei diesem Verhältnisse mit seinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, so oft gegen den infam cassirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja so oft nur sein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß sich an diesen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne diese Gefahr befürchten zu müssen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen Traurigkeit und mußte er sich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einsamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß sich zu dem verwandtschaftlichen Gefühle bei dem Pastor auch bald das freundschaftlichste gesellte und daß diesem das größte Vertrauen folgte. Er gestand mir bald zu, daß er in der That die Geschichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf versprach er mir, daß ich sie dermaleinst auch kennen solle, nur sollte ich ihm dagegen versprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken bestattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabstein, wie er es verordnet. Mit den Wünschen der Agnaten stimmte es zu sehr überein, daß Gestrüpp sein Grab überwuchere und daß sein Name selbst nicht durch eine Grabschrift erhalten werde, als daß sie gegen diese seine Anordnung etwas gethan haben würden.

II.

Victor Graf von Holken stammte aus einem alten, reichbegüterten Geschlechte des mittleren Deutschlands. Die kriegerische Zeit, in die seine Jugend fiel, sowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen bestimmten ihn, die militärische Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Universität eine sorgsame Erziehung genossen hatte. Garnison- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, sich fortwährend geistig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er so viel in sich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beschränkten Zeit erwachsener Geist in sich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutschen Literatur, in die seine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht spurlos an ihm vorüber; er sah die Welt schöner und von einem höhern Standpunkt an als seine unmittelbaren Vorfahren und viele seiner zeitgenössischen Standesgenossen. Er erkannte sehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor sich gegangen, und wie sehr nothwendig und geboten es sei, wenn man sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft erweisen wolle, sich diesen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das sie enthielten, so viel als möglich in sich aufzunehmen. Das militärische Wesen lag ihm nun am nächsten, und er verschmähte nicht, von den siegreichen, aber von seinen Standesgenossen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäsar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelstaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, sondern auch als in seinem Fache höchst unterrichteter Officier bekannt. Als man durch Napo-

leon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wissen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Victor von Holken oft dem Garnisonsleben entrissen, um in die Nähe des Kriegsministers und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es sich von selbst, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken schnell im Range aufrückte, und da er „das Glück" hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn seines Staates, Kaiser Napoleon, gelobt zu werden, war er schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Major aufgerückt. Als solcher und als ein Mann, der vom Freunde, dessen Feind man einst werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft seines Fürsten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserreiches, nach Paris.

Das Leben der französischen Hauptstadt, ihrer Natur und der kaiserlichen Politik gemäß bestimmt, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann so viel des Neuen und Berauschenden, daß er anfangs nicht zur Besinnung kam und von Schauspiel zu Schauspiel, von Freude zu Freude, von Fest zu Fest taumelte. Aber die Müdigkeit mußte sich bei einem an ernsteres Streben gewöhnten Charakter bald einstellen und dieser mußte folgerichtig die Sehnsucht nach einem stillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf seiner Studirstube oder in Gesellschaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gern alle die Zerstreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernster Freund, mit dem er vertraut seine Meinung über die Interessen, die damals die Welt bewegten, hätte austauschen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er sich gemüthlich gefühlt hätte, schien ihm bei Weitem wünschenswerther als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Gesellschaft von Fürsten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Austerlitz sich bewegen sah.

Sein Wunsch sollte ihm erfüllt werden. Oberst Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieselbe Stellung einnahm wie Victor in seinem Vaterlande, der seine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspausen, die Napoleon seiner Nation gönnte, bei der theoretischen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsministerium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutschen Officiers vom Kriegsminister den Befehl, sich desselben besonders anzunehmen, und er war es, mit dem Victor den Theil der gesandtschaftlichen Geschäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberst Marigny stammte noch aus dem Geschlecht der begeisterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiserlicher Conscriptionen, an die Grenzen eilten, aus jenem Geschlechte, das nur zum Theil sich von dem soldatischen Wesen des Kaiserthums absorbiren ließ, zum Theil aber jene ersten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Charakters beibehielten, als sich viele Franzosen aufrichtig einbildeten, daß sie nur als Apostel der Freiheit und Civilisation zu Felde zögen. Er hatte die Universität als zwanzigjähriger Jüngling verlassen, als er zum ersten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einst zur Wissenschaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während sich hinter ihm in Paris fortwährend die Scene änderte, und ehe er sich dessen versah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaisers geworden, hatte er einen bedeutenden Officiersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, seinen Vater, den geachtetsten Arzt Dijon's, zu ersetzen. Dieses Schicksal hatte er mit vier Fünftheilen der französischen Officiere gemein; was ihn von diesen unterschied, war die Stärke, mit der er sich vor soldatischer Verwilderung bewahrte und vor dem Vergessen aller der bessern Jugendneigungen, die ihn so wie viele Andere in's Lager geführt hatten, die aber bei diesen vielen Andern ausgewischt waren aus dem Gedächtnisse oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindische Ausgeburten unpraktischer „Ideologie" verachtet wurden. Oberst Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in sich abgeschlossen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was

ihm die Welt im Großen und Ganzen versagt, durch Vereitelung seiner schönsten Träume, die er uneigennützig für sie geträumt hatte, suchte er sich im Kleinen zu ersetzen, durch Erfüllung der nächsten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen suchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er sich mit desto innigerem Glauben an einzelne Personen, als sein Vertrauen in die Welt erschüttert war. Solche Menschen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da sie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menschheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit besonderer Vorliebe entgegen, und so fand Victor beim Obersten Marigny eine um so herzlichere Aufnahme, als in ihren Charakteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben so viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, beide im frivolen militärischen Leben ernst geblieben; beide suchten ihrem Berufe die geistigste Seite abzugewinnen; aber sie waren aus verschiedenen Verhältnissen, verschiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer Bildung waren in vielfacher Beziehung verschieden, und so hatten sie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und so waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich sind.

Nachdem Oberst Marigny seinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Gesellschaften und in den Bureaux gesehen hatte, in sein Hauswesen ein, und damit hatte Victor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptstadt so wünschenswerth schien.

Oberst Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl seine Heirath halb und halb auf französische Weise geschlossen worden, das ist durch Einmischung dritter Personen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfnisse des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten suchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oesterreich mitmachte, eine gute Partie, und sie fanden diese in der Person des Fräuleins Helene von Perousset. Mademoiselle de Perousset war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauses, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Capitäne der Garden in Versailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffotte erlosch. Helenen rettete ihre Jugend; sie war, als sie ihre sämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten sah, erst acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm sie für einige Zeit zu sich nach Deutschland, schickte sie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo sie in einem Mädcheninstitut erzogen wurde. Sie war zwar, als sie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und sie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, sie als eine gute und wünschenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgesehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiser, wenn sie Marigny heirathete, ihr die sämmtlichen eingezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derselben zurückerstatten, oder, wenn dies ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausstattung geben werde. Der Kaiser sah es gern, wenn seine Officiere oder sonstigen Würdenträger Töchter alter Häuser heiratheten und sich die alte Legitimität so mit seinem neuen Adel vermischte. Bei solchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die solche Heirathen eingegangen, rasch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimisten, an seinem Hofe zu sehen. Diese Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Partie. Aber Marigny sah das schöne und verlassene Fräulein, und er adelte diese arrangirte Heirath, indem er vom Kaiser weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er sich überhaupt bei dieser seiner Privatangelegenheit um die Einwilligung seines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung seiner Frau sicherte und vielleicht den festesten Grundstein seines Glückes bildete. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, der der erste Arzt Dijon's gewesen, sein Oberstengehalt und die Zulage, die er

als Arbeiter im Ministerium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriösen, jedenfalls sorgenlosen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte sogar nach den damaligen Ansprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es sich nicht selbst genügt hätte. Die officiellen Feste, an denen sie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; sonst liebte man es, daheim zu bleiben und sich aneinander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erschallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Frist benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Kriege zu beenden pflegte, meistens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um so kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den activen Dienst sofort verlassen konnte, um in das Kriegsministerium nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinen Kenntnissen stets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch sein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloseste Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlassene Geschöpf fühlte zum ersten Male, daß sie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß sie nicht mehr allein und schutzlos in der Welt dastand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das sie sogleich zu ihm hinzog, als sie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter aussah als seine Jahre, zum ersten Mal anblickte; sein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß stand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieser Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnsucht nach diesen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte sie sich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger besonnen, als sie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem sie gewissermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher sie ihn kennen lernte, desto tiefer wurde sie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft sein könne, als sie es war.

Trotzdem sie kinderlos war, fand sie Graf Victor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derselben Ueberzeugung, als er sie, von ihrem Manne vorgestellt, kennen lernte.

Victor hatte von Madame Marigny, die sehr zurückgezogen lebte, nie sprechen hören. Hätte er gewußt, daß sie für eine Schönheit galt, würde er wahrscheinlich den Ruf bestätigt haben; so aber trat er ihr ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erste, was ihm im Hause gefiel, war das ruhig-innige Zusammenleben des Ehepaares, das ihm um so wohler that, als ihm ein solches Schauspiel in dem damaligen Paris und in seinem officiellen Hofleben seit lange nicht geworden. Er fühlte sich behaglich an diesem häuslichen Herde und bald vollkommen heimisch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene eigentlich alte Bekannte und Jugendgespielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatte sie mit der Emigrantenfamilie, die sie dahin hatte kommen lassen, einige Zeit auf dem Schlosse des alten Grafen Holken, des Vaters Victor's verbracht, der, ein starrer Legitimist, es sich zur Ehre rechnete, alle seine aus Frankreich vertriebenen, durch seine Gegend kommenden Gesinnungsgenossen bei sich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürstlich zu bewirthen. Helene erinnerte sich genau der schönen Wochen in dem gewaltigen Schlosse und dem herrlichen Parke; sie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlassenen; sie erinnerte sich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebnissen, jeder Persönlichkeit und vor Allem des kleinen Victor, der so gut für sie war, sie auf sein Pferd nahm und ihr den ersten Unterricht in der deutschen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Obersten war es nun, als müßte man Victor, der sich in Paris in seiner Art einsam und verlassen fühlte, die Gastlichkeit, die Helene einst von ihm und seinem Vater genossen, mit Zinsen in Freundschaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug sehr viel zu einer raschen Entwicklung gegenseitiger Vertraulichkeit bei, abgesehen von der Achtung, welche beide Männer schon aus ihrem Welt- und Geschäftsleben her in den stillen Kreis mitbrachten.

Victor fühlte sich in diesem Zusammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patrio-

tisches Gefühl, das er sich bewahrt hatte, obwohl sein Fürst ein Alliirter, oder besser gesagt, ein Vasall des Kaisers war und das er sonst in Paris schon aus politischen Rücksichten verbergen mußte, konnte sich hier frei aussprechen. Der Oberst war ein zu gebildeter Mann und selbst ein zu guter Patriot, um nicht zu verstehen, was ein Deutscher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Victor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutsche Fürsten und Officiere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem französischen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutschland zu lieb gewonnen und stand ihrer Abstammung nach dem gegenwärtigen französischen Treiben und dem Kaiser zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizustimmen, wo ihr Mann nur durch sein Schweigen beistimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Personen und Oertlichkeiten sprechen, die ihm theuer waren und von denen sie mit Begeisterung sprach, da sie sich in ihrer Erinnerung aus der schönsten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als sie so zum ersten Male sprach, erfuhr er, wie schön sie war. Ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Augen sprühten, die deutsche Sprache, die sie bei solchen Gelegenheiten brauchte, obwohl sie sie unvollkommen sprach, erschien ihm in ihrem Munde unendlich melodisch und wurde ihm noch theurer. Er pries seinen Freund glücklich wegen des Besitzes eines solchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, desto inniger freute er sich an dem Glück dieser geliebten Menschen. Doch mußte er sich manchmal sagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen sei. Von Natur mit dem heitersten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete sie rings um sich her die klarste Atmosphäre, aber manchmal versank sie in einen Trübsinn, der um so rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um so auffallender contrastirte. Helene hatte bald keine Geheimnisse vor Victor und er glaubte die Ursache dieses Trübsinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schicksal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düstern Wolkenschatten warf? Und nun wußte Victor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen sämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schwester beigewohnt, daß sie die gräulichen Schauspiele mit eigenen Augen gesehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's gestellt zu werden, blieb sie im öden väterlichen Hause allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Diese war eine heimliche, nunmehr offenkundige Jakobinerin und glaubte dem Kinde das Schauspiel nicht ersparen zu dürfen; sie ließ sie die Hinrichtung der theuersten Personen auf dem Greveplatze selbst mitansehen, um ihm, wie sie sagte, die im Blute steckenden aristokratischen Ideen durch den Anblick des Blutes ein für alle Mal und gründlich auszutreiben. So lebhaft sie sich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben so lebhaft, wo nicht lebhafter standen diese Blutspuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß sie über ihre Seele einzelne Schatten warfen und daß sie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie sie vereinsamt, wie ihre Jugend verdüstert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er sich geschlagen; sie hoben die Schattenseiten eines Zustandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, besonders in Erinnerung an die damalige Begeisterung und an die Unwiderstehlichkeit der französischen freiwilligen Krieger als ein Ideal erschien. Auch gestand Helene, daß die Wärterin mit jener Cur ihren Zweck verfehlte und daß, wenn sie eine Aristokratin sei, jene blutigen Schauspiele daran die vorzüglichste Schuld trugen. Auch dieses Geständniß konnte dem ganz bürgerlichen Wesen des Obersten nicht angenehm sein. Helene wandte sich darum, seit der Bekanntschaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an diesen, der auf solche Weise gewissermaßen ihr Vertrauter wurde und so auch erfuhr, daß zwischen diesen zwei so innig verbundenen Menschen doch etwas sei, was sie bis zu einem gewissen, wenn auch, so zu sagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Victor, der bisher im Lager, auf seiner

Studirstube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer seines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall ist, so viele Entdeckungen an sich selber, Entdeckungen von Eigenschaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen strebte und die er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein solches Zusammenleben mit einer ungewöhnlich schönen und begabten Frau, deren Geist und Anmuth so viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit so viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein solches warmes Hingeben von beiden Seiten auch seine Gefahren haben könne, kam ihm, bei seinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbestimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verschwommenes Gefühl auf Augenblicke sein Herz erschreckte, wenn er zum Beispiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und sie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er sich in dem andern Gedanken, der sofort auftauchte, daß Helene seines Freundes, des edeln Marigny, Frau sei, so sicher wie in einer uneinnehmbaren Festung. Und wäre er der schwächste Mensch, der treuloseste gewesen, fähig seinen theuersten und geachtetsten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die sicherste Bürgschaft für sich selbst? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht sagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Diese Frau ist ein Ehrenmann!). Fühlte sich Victor nicht auch als solcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moralische Gefahren entstehen?

Nach einigen Monaten fragte sich Victor, ob die Liebe eine solche moralische Gefahr sei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne sie leben könne, wenn die Pflicht ihm sie zu meiden gebiete, daß er aber ohne sie nicht glücklich sein könne. Jene Frage aber beantwortete er sich noch mit einem entschiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie sehr diese Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in seinen besten Grundsätzen bestärkten — freilich auf Kosten seiner Ruhe und mit der Aussicht auf vollkommenste Entsagung. Wie alle jungen Herzen, die sich auf Entsagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuschung ist, suchte er sich zum Ersatz ein künstliches Glück aufzubauen, und die Phantasie unterstützte das Herz. Er bildete sich ein, schon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen schon die ganze Helene, die jetzt so oft mit ihm allein am Kamine saß; dieses kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unschuldigsten Leidenschaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß sich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauern und aus der dann ernste, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der so sehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich gewesen, seinen Sohn mit einer verbannten Royalistin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu sehen. Was er wünschte, sah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er so träumte, lag Helene als das herrliche Weib, das sie eben war, als seine Frau in seinen Armen.

Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszustand des Grafen Victor von Holken begnügen; sie sind ein bloßer Auszug aus seinen Tagebüchern und spätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückseligen, aufreibenden Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft in selbstquälerischer Ausführlichkeit enthalten. Eine solche traurige Geschichte innerer Vorgänge ist nur von dem Gequälten selbst geschrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit historiographischer Berücksichtigung und Zuratheziehung der Quellen wird sie, bei dem Streben nach objectiver Wahrheit, zu besonnen, kalt, oder, wenn man sich mit Ruhe bemüht, der Leidenschaft nachzukommen, bombastisch und unwahr. Wo, wie in Werther's Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht selbst gegeben werden dürfen, ist die kürzeste Andeutung der Seelenzustände, ein bloßes Anschlagen der Saiten das Beste.

Von Helenen besitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müssen bei ihr, wie Geschichtschreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von

ſpätern Zeiträumen und Vorkommniſſen auf frühere ſchließen und das Wahrſcheinliche als wahr annehmen.

Im Grunde befand ſie ſich in derſelben Lage wie Victor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninſtitut tretend, in eine Welt, in der ſie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüſte kannte, warf ſie ſich einem Mann in die Arme, deſſen erſter Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde verſprach. Sie fühlte ſich unter ſeinem Fittig ſo warm, ſo ſicher, um ſo ſicherer, je älter er ihr erſchien. Sie hatte die vollſte Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Anſicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutſcenen in ihrer Erinnerung zuſammenhing, als ſie Victor kennen lernte. In ihm lernte ſie die Jugend kennen und ſie war ſelber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der ſchrecklichen Erinnerung zuſammenhing, ſo hing die Erſcheinung Victor's mit den freudigſten Bildern ihrer Jugend zuſammen. Victor war außerdem ein Freund, wie ſie noch keinen beſeſſen hatte, mit dem ſie ſprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte ſie ohne Angſt einen Winkel ihres Herzens ſehen laſſen, den ſie ſelbſt vor ihrem Mann verſchleierte. Als ſie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte ſie ſich wie Victor ſicher in dem Gedanken, daß dieſer Marigny's Freund ſei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte ſie doch lieber alle höchſten Glückſeligkeiten hingegeben, als daß ſie ſich in die Lage verſetzt hätte, dieſem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen in's Auge ſehen zu können.

Als ſie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, ſchwuren ſie ſich es mit einem Blick, daß ſie es einander nie geſtehen und daß ſie ſtärker ſein wollten als alle Liebe.

III.

Der Winter, der das glückliche Zuſammenleben eines kleinen Kreiſes zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung. Marigny, der immer an die alten Urſachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Victor, ſie in dieſer Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlaſſen. Er vermied ſie ſo viel als möglich, um ſie mit dem Freund allein zu laſſen, mit dem, wie er wußte, ſie über jene Dinge aufrichtiger und lieber ſprach als mit ihm. Die äußere, politiſche Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oeſterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzeſſin alten Blutes abgewann, warf ſeine durch dieſe Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, ſeinem Bruder Joſeph ſo viel zu ſchaffen und die Kunſt ſeiner trefflichſten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyre, Maſſena ꝛc., zu Schanden machte. Die beſten Regimenter und die beſten Officiere ſollten dieſer ſchlimmen Lage ein Ende machen und ein Beiſpiel beſeitigen, das dem Reſt Europa's Muth zum Widerſtand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überſchritten, und es war wahrſcheinlich, daß er ihm demnächſt werde folgen müſſen. Seitdem zum erſten Male davon die Rede geweſen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ſie diesmal in's Feld mitnehme. Marigny lächelte über dieſen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er ſie leichter mit ſich führen können, als in dieſes Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marſchirte und ſie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unſichtbaren Feinden umgeben war; wo ſelbſt Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rückſichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzoſen erſchien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie ſollte ſich Marigny entſchließen, ſeine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; ſie ſchien am Ende von dem Gedanken nicht mehr laſſen zu können, ſprach mit einer bebenden Angſt von der Trennung und wie mit unerſchütterlicher Ueberzeugung von unbeſtimmten Gefahren, die ſie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weiſe, wie ſie ihre Bitten vorbrachte, wie ſie immer darauf zurückkam, und bei der

immer mehr überhandnehmenden Blässe ihres Gesichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erschien ihm ihr Wunsch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Victor mit Staunen und Besorgniß sprach. Aber er war noch mehr erstaunt, als Victor diesem Wunsche das Wort redete, oder wenigstens schwieg, wenn Helene ihren Mann in seiner Gegenwart beschwor, sie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein positives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reise Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorstehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängstigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenseits der Pyrenäen in Verbindung standen, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiserliche Paris durfte von seinen Beängstigungen nichts merken lassen; es mußte sich mit seinem kaiserlichen Herrn, der eben seine habsburgische Braut und mit ihr eine seiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und sich an Festen berauschen. Mit diesen Festen kam der Frühling heran, und jener vom österreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch seinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürstin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und später als ein Vorspiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von diesem Zeitpunkte an knüpft sich unsere Geschichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendsten historischen Epochen und Ereignisse, die wir zu einem großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten historischen Novellen schreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geschichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhause, das Fürst Schwarzenberg im Garten des Gesandtschaftshotels mit eben so zauberhafter Schnelligkeit als zauberischer Pracht hatte aufführen lassen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausschmückung, der ganzen unvergleichlichen Versammlung, der unzähligen anwesenden großen Namen so wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, schweigend sich von der wogenden Menge langsam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Victor mit Helene. Victor trug seine Uniform, und in der kriegerischen Tracht schien ihr sein Gesicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als sonst. Wie sie die Menge forttrug und die Musik in Träume wiegte, vergaß sie Menge, Musik und die ganze Welt und fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie sich, von der Masse gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Victor, der sie um eine starke Kopfhöhe überragte, sah sehnsüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu sehen; er sah nur das blasse, von schwarzen Scheiteln eingerahmte Gesicht, die langen schwarzen Wimpern, die es noch blässer erscheinen ließen, und die feine weiße Büste — daß sie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die sich an ihn klammert und die er rettend an's Land trägt. Der Oberst war bei einer Gruppe von Officieren stehen geblieben, die eben der Feste halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächst dahin abgehen sollte, über die dortige Lage der Dinge Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureisen gedachte, sagte sich, daß sie heute vielleicht zum letzten Male mit Victor so allein sei — denn wo ist man mehr allein als in solchem Gedränge — und da sie von ihrem Glück Abschied nahm, glaubte sie sich diesem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie wußte es ja, was sie die Trennung kostete und was sie geleistet, indem sie dieselbe gewissermaßen erzwungen, um sich diese kurze und unschuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe gestatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Victor, und so ließen sich Beide vom Strome des Gedränges und von dem sanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünschend, daß diese selbige Stunde ewig dauern, daß sie nichts aus diesen Träumen wecke.

Aber sie sollten auf schreckliche Weise geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmo-

sphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, so daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Massen, die sich bis jetzt in einer gewissen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem ersten Schreckensschrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles schrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anwesenheit oder das Beispiel des Mannes des Verhängnisses, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann seine habsburgische Gattin eben so ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon gesellten sich zu dem Schreckensgeschrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Versammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge so wild wurde, daß Viele zu ersticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor sah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hilfe suchend in seinen Armen; er fühlte sie an seiner Brust und er stand beseligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob sie nur höher an sich hinauf, er drückte sie nur inniger an sich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieser theuern Last auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien stand. Die frische Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Besinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzusetzen, wohl aber die Kraft, sie weiter fortzutragen bis an's Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben so groß wie im brennenden Tanzsaale. Die Gäste stürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten sich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten besinnungslos umher, Einzelne standen vor dem brennenden Gebäude und starrten es schreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Person, die sie darin zurückgelassen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürstin Schwarzenberg, stürzten sich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu suchen und um, wie eben diese gute Mutter, die nach ihrer Tochter suchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlassen. Bei all dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldecorationen im Bogen mitten in die chaotische, schreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Victor seine Last hätte anvertrauen mögen; für sie sah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er sie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gassen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an seinem Halse, oder vielmehr, sie hatte von jenem ersten Momente des Schreckens an nur das träumerische halbe Bewußtsein, an seinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erst, als sie in Victor's Zimmer, auf seinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr gesehen, in der dieses geliebte Leben geschwebt hatte, vor ihr kniete und zum ersten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Oberst Marigny, der sogleich beim Ausbruch der Feuersbrunst nach seiner Frau gesucht hatte, sah sie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Victor's und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und gesellte sich sofort zu den Officieren, die Anstalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu gestatten und um, wo es Noth that, Menschenleben zu retten. Er war überrascht, als er spät in seine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber sie war ja gerettet.

Sie kam erst gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entsetzt über ihr Aussehen. Ihre Wangen waren eingefallen, schwarze Ränder umsäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulse fieberisch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube sank sie nieder und sträubte sich, als sie Marigny erhob, um sie auf ihr Bett zu tragen. Sie sagte Allerlei, was ihm unverständlich blieb, und er glaubte, sie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauspiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb so durch mehrere Tage. Das Fieber hatte sich zwar gelegt, sie starrte wie theilnahmlos vor sich hin, aber sie gerieth

in die heftigste Aufregung, wenn ihr Marigny von Victor sprach, der immer kam, um sich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang schweigend im Salon saß. Unter diesen Umständen kam Marigny der Befehl zu, schleunigst nach Spanien aufzubrechen; Helene sprach nicht mehr von Mitreisen. Der Oberst empfahl die Kranke dem Schutze seines Freundes, der ihn dabei mit glasigen Augen ansah.

IV.

Wir wissen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie sich die Geschichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber diesen Theil der Geschichte ausführlicher zu erzählen, ist nicht der Zweck dieser Blätter. Das Verbrechen an dem trautesten und vertrauensvollsten Freunde war begangen; Victor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als sollte ihnen kein froher Tag mehr scheinen. Aber solches gemeinschaftliches Bewußtsein und gemeinschaftlich begangenes Verbrechen verbinden schon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber sie hatten nur einander zu Vertrauten und sie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten sie in dieser Hölle nicht voneinander lassen; die Leidenschaft trug sie in ihrem Wirbel fort und sie klammerten sich mehr und mehr aneinander. Wie sollten sie die Stunden der wahnsinnigsten Leidenschaft fliehen, da sie sich nur in solchen Stunden selbst vergaßen? Die Zeit kam bald, da sie den Rausch suchten, um nicht klar denken zu müssen, und es folgte keine Zeit der Uebersättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn sie allein waren, konnten sie sich nur lieben, nur bemitleiden und berauschen — aber getrennt schrieben sie einander Briefe über die Straße, um sich anzuklagen, um sich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchste Buße lag in der Trennung, da sie sich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und so wurde Trennung beschlossen.

Victor war es leicht, sich von seinem Posten abberufen zu lassen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreise Marigny's, um nach Deutschland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beschworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweise Beruhigung ihres Gewissens rathsam schiene, ohne Rücksicht auf ihn: sie solle Marigny, wenn sie dessen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Victor, dem schmählichsten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, aussetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erscheinen lassen.

Nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in der deutschen Heimath erfuhr er von Helenen, daß auch sie Paris verlassen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiste dahin, aber sie wußte selbst nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem Gesichte sie vor Marigny treten werde? ob sie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob sie sich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles gestehen, um sich dann selbst den Tod zu geben oder von ihm geben zu lassen? Wieder einige Zeit später schrieb sie Victor, daß sie noch immer die Pyrenäen nicht überschritten habe, daß sie längs dieses Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angst vor den Schrecken jenseits derselben nicht zu durchschreiten wagt. Was sollte sie in Spanien? Victor anklagen? es zu einer Entscheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit später waren Helenens Briefe aus den verschiedensten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis sie sich wieder der spanischen Grenze näherte, um sie auf's Neue zu verlassen. Auf allen diesen ruhelosen Irrfahrten trug sie die Briefe mit sich, die ihr Victor in Paris von seinem Hause in das ihrige geschrieben: sie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; sie konnte sich von ihnen nicht trennen und jedenfalls sollten sie für sie an ihrer Statt sprechen, wenn sie einst den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geständniß abzulegen.

Victor sah diesen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne sich zu gänzlichem Stumpfsinn herabstimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene so vor seinen Augen hin- und

herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewissens heraustönte, als die passende Gesangsbegleitung zu solcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieses Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängnisses, das über ihn und sie hereinbrechen müsse und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verschwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; sie mußte in Spanien sein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag seines Schicksals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtsein seiner Ehrlosigkeit, und das alte Schloß Holken, das seit dem Tode seines Vaters verlassen stand, schwebte ihm als wünschenswerthe Einsamkeit vor — wenn sich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daselbst verlebten Tage, die ihm in Paris so theuer gewesen, darangeknüpft hätten!

Aus diesem Zustande rissen ihn die kriegerischen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung setzten. Napoleon sammelte seine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern sollte, und die Truppen des deutschen Fürsten, dem Victor diente, sollten einen Theil dieser großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberst trat er wieder in die activen Dienste und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie sonst bei solchen Gelegenheiten wurde seine Kriegsfreude und Thatenlust durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienste des fremden Unterdrückers in's Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er sah nur betäubenden Kriegslärm vor sich und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, schien ihm ein wünschenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf diese Unternehmung Napoleon's laut und in den Heeren seiner Verbündeten am ausführlichsten ausgesponnen wurden, erhöhten nur seine Hoffnung.

Es ist bekannt und geht selbst aus den officiellen Berichten französischer Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren französischer Augenzeugen hervor, wie viel deutsche Truppen im Allgemeinen zu Erhöhung der französischen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in französischen wie deutschen Lagern wußte man, was der Oberst Graf von Holken im Besondern während dieses Feldzuges geleistet. Sein Name, schon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutsche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und sich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee selbst unter den gezwungenen Verbündeten Napoleon's umsahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der sich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Officier auszeichnete, wie er sich schon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schrecknisse, wie er der großen Armee seit ihrem Ueberschreiten der polnischen Grenze entgegentrat, der Krieg mit einem unsichtbaren, geisterhaften Feinde, der sich schon vor der Moskauer Katastrophe so gestaltete, daß er nicht seines Gleichen in der Weltgeschichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfassung Victor's, der in seinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zusammenstimmte. Ja, da diese innern Kämpfe grausamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in diesen nur eine Erleichterung und in der ruhelosen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rausch, der ihn manchmal seiner selbst vergessen ließ. Wie oft er mit französischen Truppentheilen oder einzelnen Officieren zusammentraf, er wich sorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des spanischen Heeres zu dieser herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Bestimmtheit, daß der Oberst in der That mit ihm in derselben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zusammentreffen werde? — Dies Zusammentreffen war auf dem rastlosen Marsche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Officier auf seinem Posten bleiben mußte, um die rasch um sich greifende Demoralisation der Truppen so viel als möglich zu mildern; erst dort, wo die ganze Armee in einem unglückseligen Knäuel, in ihrer Falle zusammen war, erst in Moskau sollte er ihn wiedersehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entsetzt mitten durch stürzende Trümmer und züngelnde Flam-

men aus dem Kremlin floh, um sich nach dem Lustschlosse Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglückseligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht stehenden Häuser wagte man nicht zu dringen, um daselbst auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorsprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo sie noch nicht emporgesprungen war. In den Straßen war man bei den überall zusammenstürzenden Trümmern eben so wenig sicher als in den Häusern selbst, und bereits drängten sich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um sich auf freiem Felde unter fortgeschleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Victor hatte sein Regiment, oder vielmehr die Trümmer seines Regimentes bereits hinausmarschieren lassen und irrte nun allein über die gewaltige Brandstätte, zu helfen bereit, wo Hilfe Noth that, oder auch mit stumpfer Gleichgiltigkeit durch das große Elend hinschlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Victor oder der Unselige, dessen Herz selbst eine Brandstätte war, in ihm stärker wurde. Schon an das Gräßlichste gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gassen und Straßen desselben unzählige Flüchtlinge entgegenstürzten und zwar in so entsetzlicher Angst, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewissermaßen auch in der That; denn in diesen bisher verschonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit seiner alten Garde im Kremlin geschlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unsäglich; nicht nur dieser Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Victor zu erfassen und ihn auf demselben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er sich am Arme fest ergriffen fühlte und eine wohlbekannte Stimme ihm in's Ohr rief: „Victor, dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hilflos — retten Sie sie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!"

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in diesen Worten: allein, hilflos, retten Sie sie! zitterte die alte Liebe. Und Victor sollte sie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als sein elendes Glück begann — er sollte sie wieder auf seinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieser flammenden Hölle — oder waren sie wirklich schon beide in der Hölle? — war es seine ewige Strafe, sie ewig so aus den Flammen tragen zu müssen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny sollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes sprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnsinniger und sah sich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeschiedener Verdammter war. Sein erster Blick fiel auf Marigny, der unablässig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und sie anzutreiben, daß sie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's sah Victor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er sah sich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an diese Vorstellung reihte sich schnell der andere Gedanke: Du sollst sie wiedersehen! Helene ist in Deiner Nähe! Du sollst sie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieser brennenden Häuser lag Helene — allein, hilflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die gesprochenen Worte vor seinem Ohre körperlich schwebend geblieben wären, hörte er sie vermittelst einer gewaltigen Anstrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er schwang sich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abschnitten, er stürzte in das Haus, dessen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn

richtig geleitet. Da lag sie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe, oder als wollte sie die Schrecken nicht sehen, die sie vernichten sollten. Der erste Anblick sagte es, daß sie schwer krank war; sie sah aus wie eine Sterbende — und doch wie schön! schöner als jemals. Victor glaubte sie bewußtlos, bückte sich zu ihr nieder und umfaßte sie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Sind Sie es wieder, Victor?" fragte sie mit leiser Stimme, aber plötzlich, als hätten sie dieselben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er sie wieder aus den Flammen retten sollte, empfand, stieß sie ihn von sich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet sein!"

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf sank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hause zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und sich der Gefahr auszusetzen, mit ihr allein zu sein, wenn sie wieder die Augen aufschlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt auf's offene Feld, wo er Marigny fand. Dieser sank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen sah. „O mein Freund," rief er aus, „welch ein Wiedersehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!" Er wagte es nicht, weiterzusprechen.

V.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht stark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erstarrenden Frost, durch die streifenden Kosakenbanden, die wie Gespenster, immer todbringend und das mörderische Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie sich Andere ohne Gefühl für ihr Elend an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beschreiben; ist doch Geschichtschreibern und Augenzeugen, nachdem sie hundert der grausamsten Episoden aus diesem Trauerspiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geständniß, daß sie Unbeschreibliches zu schildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur sein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Frostes erlegen. Es ist bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilson zu lesen, wie sich die Kosaken auf das erste gefallene Pferd der französischen Armee, dem sie begegneten, herstürzten, eifrig seine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat sie in unsere Hände gegeben, sie können uns nicht entrinnen!" Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eisigen Boden Rußlands beschlagen und die nicht gleich in den ersten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und so wanderten sie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln bestehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um sich und die Kranke gegen die Streifpartien der Kosaken zu vertheidigen.

Manche Französinnen waren damals ihren Männern in der großen Armee, übermüthig und wie zu einer Lustpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Victor. In wenigen Worten hatte sie ihm eines Tages ihre Geschichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlassenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu suchen, und Victor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuschlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geständnisse zu finden; wie eine ewige Anklage führte sie die Briefe Victor's immer mit sich, wie eine Verkörperung ihres Gewissens. Mit Marigny kam sie wieder nach Frankreich zurück; er hielt sie immer nur für körperlich krank und zwang sie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der

große Brand ausbrach, kam sie in Moskau an. Es hatte sie in Paris nicht geduldet; sie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie sie ihn so liebevoll sah und in der Erinnerung an Victor, in dem Gedanken, durch ihr Geständniß aus Marigny den elendesten Menschen zu machen, hielt sie es wieder zurück. „Das," sagte sie, „ist es allein, was mich noch am Leben erhält; es ist mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böses Gewissen lebt noch, sonst bin ich todt."

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu stehen schien, fortlebte, während Zehntausende der kräftigsten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobusch am Dnieper war es den Franzosen gestattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu sichern, so lange als möglich; der Herzog von Treviso besetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitsch, Jermolow's und des Herzogs Eugen von Würtemberg den Besitz dieses Punktes lange streitig. Der Kampf wüthete vorzugsweise während der Nacht, und erst spät konnten die ersten russischen Truppen in die jenseits des Flusses gelegene Vorstadt gelangen, mit deren Besitz sie erst eigentlich in den Besitz der Stadt kamen. Dort, in dieser Vorstadt, in der großen Stube einer Herberge saßen während des Kampfes Marigny und Victor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, sie dachten auch nicht weiterzufliehen, obwohl es wahrscheinlich war, daß die Russen jeden Augenblick in die Vorstadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herschallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, selbst in die Stube drangen, in der sie sich befanden. Ein Bombensplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgerissen, in dessen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Risse hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude seinen Gluthschein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzosen in Dorogobusch blieben da sitzen oder liegen, wo sie zum Tod ermattet oder stumpfsinnig saßen und lagen, selbst als die Russen schon hereinbrachen — wie sollten jene beiden Männer fliehen, da sie am Sterbelager Helenens saßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Gesicht bedeckte bereits Todesblässe; ihre Augen waren erloschen und schlossen sich endlich von selbst; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer saßen rechts und links am Lager und starrten vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Sie glaubten sie Beide todt, aber keiner sprach es aus. War es stummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend so stumpf geworden wie die der andern Hunderttausende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag schon lange wie eine Leiche da, als Marigny zu schluchzen begann, aufstand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Victor schnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unsichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht lassen, und er stellte sich draußen an eines der Fenster, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blasse Gesicht sehen konnte.

Aber wie sonderbar ist der Mensch beschaffen! Wer hat es nicht schon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Scenen des größten Schmerzes, der grimmigsten Verzweiflung plötzlich eine schauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgiltigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen sammelten. Man steht an einem Grabe, das eben das Theuerste auf Erden verschlingen soll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräusch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die sonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeschlages am Sarge. Selbst das Gewissen hat solche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgiltigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieser öde, leere Seelenzustand überkam Victor, als er durch das Fenster das blasse Gesicht Helenens sah, das ihm so theuer war. Er hörte seit Stunden zum ersten

Male den Kanonendonner, er sah die fliehenden Franzosen, die brennenden Häuser, die Lichter und Schatten, die wie zwei sich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander stritten — er sah Alles, nur nicht das bleiche, von unsäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer schöne Gesicht. Mit der größten Ruhe sah er einen russischen Officier (wir wissen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der spätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitsch's, von Löwenstern, gewesen), den ersten Russen diesseits des Dnieper, in den Hof treten, und sah er eine ganz eigenthümliche Scene, die sich jetzt vor ihm abspielte, und hörte er alle Worte, die gesprochen wurden.

Kaum war der russische Officier in den Hausflur getreten und kaum ward er als solcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauses, ein ausgedienter Soldat, der seine französischen Gäste den Tag hindurch mit Augen voll Haß umschlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, sich ihm zu Füßen stürzte, seine Knie umklammerte und mit fanatisch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du bist der Erste der siegreichen Armee unsers allergnädigsten Kaisers, den diese Augen erblicken. Gelobt sei der Allmächtige, der Erlöser und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt ist es an uns, unsere Arbeit zu thun!" —

Darauf erhob er sich, zog ein Messer aus der Brust, verneigte sich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, schlug dreimal das Kreuz und sagte, das Messer schwingend, zu dem russischen Officier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieses Messer gebrauchen zu lassen gegen die Ungläubigen, die unser Land beschmutzen und unsere Kirchen entweihen. Mein Gebet ist erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, so oft ich dieses Messer betrachtete, während diese Ungläubigen hier die Herren spielten, sie erfüllt sich endlich. Gelobt sei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!"

Sein Auge blitzte, seine Glieder zitterten und so mit aufgehobenem Messer stürzte er schreiend in die Straße, seine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, stieß er vier Franzosen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit schrecklicher Schnelligkeit nieder. Es war dies das Signal zu den Blutscenen, welche die Nacht von Dorogobusch zu einer der schrecklichsten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte sich Victor's Auge doch wieder durch's Fenster dem todten Gesichte zu, und er sollte da eine Scene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in seinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er sich täusche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber sie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten schwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte. — Mühsam erhob sie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu stützen. Sie besann sich und suchte sich zu sammeln. Mit einem Male schien ein Gedanke sie zu erschrecken; sie fuhr zusammen und griff mit der Hand nach der Brust, als ob sie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob sie den Oberleib mit unendlicher Anstrengung und wandte spähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny schweigend, unsichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, stand und sie Niemand erblickte, athmete sie tief auf und griff in die Brust. Aber noch einmal und mit unendlicher Anstrengung blickte sie um sich; erst als sie sich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen sei, zog sie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Victor erkannte sie — es waren seine Briefe. Zu schwach, um sich zu erheben, begann sie nun, am Boden hinzukriechen, um sich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er streckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Victor sehen konnte. Glück und Entsetzen malte sich in seinen Zügen, als er Helenen lebend sah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verschwand und regungslos und mit glasigen Augen starrte er hin, als er sah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen suchte. Ihre schwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene seufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny streckte die Arme aus; sein Gesicht verzerrte sich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war verstei-

nert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen ſtarrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erſt als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausſtreckte, ſie zu faſſen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unſichtbaren Macht geſchleudert, flog er durch die weite Stube, um ſich auf Helenens Hand zu werfen; in dieſem Augenblick flogen die Briefe in's Feuer. Aber Marigny hatte ſie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand faſſend, griff er mit der andern in's Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als ſie Marigny gefaßt hatte, ſchrie auf, wand ſich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und ſank dann todt auf den Boden. Marigny ließ ſie fallen, ohne nach ihr zu ſehen; ſeine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt und das er zitternd zu öffnen ſuchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und ſtarrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Victor ſah ihn leſen; er ſah ſeine gläſernen Augen und hörte ihn lachen, als er an's Ende kam. Dann ſah ſich Marigny um. „Du ſuchſt mich!“ ſagte Victor und eilte in die Stube zurück. Stumm ſtellte er ſich vor Marigny hin. Dieſer ſah ihn an und lachte. Victor ſchloß die Augen, um nicht in die gläſernen ſehen zu müſſen, die ihn anſtarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine ſchauerliche Ewigkeit, bis ſich dieſer ſo weit gefaßt hatte, um ſeinen Degen zu ziehen. Endlich ſtürzte er mit vorgeſtreckter Waffe auf den verrätheriſchen Freund los — in demſelben Augenblick ſchlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Meſſer unter dem aufgehobenen Arme Victor's durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Bruſt. Er ſank lautlos zu Victor's Füßen.

Major von Löwenſtern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord ſeiner Gäſte abzuhalten. Er kam zu ſpät für Marigny, aber er ſtellte ſich raſch vor Victor, um wenigſtens dieſen vor dem unſoldatiſchen Tode zu retten. Aber das ſchien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Victor gezückt, auch deſſen verſchiedene Uniform und Abzeichen ſah, nahm dieſen für einen ruſſiſchen oder wenigſtens einer befreundeten Macht angehörenden Officier und wandte ſich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hilfe?“

Doch Victor riß ihn aus ſeinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!“ murmelte er — „warum ſchonſt Du mich?“

In der That erhob der Ruſſe ſofort ſein Meſſer, um ihn niederzuſtoßen; aber Herr von Löwenſtern fiel ihm in den Arm: „Wahnſinniger,“ rief er ihm zu, „willſt Du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich ſehr wüthen? Dieſer hier iſt ein Deutſcher und uns mehr zugethan als Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unſerer Seite gegen die Fremden!“

Dieſe Worte brachten den Wüthenden wenigſtens zum Zaudern, das Herr von Löwenſtern benutzte, um Victor, ehe der Hauswirth zur Beſinnung kam, aus dem Hauſe zu ziehen. Victor folgte bewußtlos; er ſah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er ſah nur die gläſernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anſtarrten, mit derſelben Wuth, mit demſelben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losſtürzte.

Mit einem Male fand er ſich mitten im Haufen flüchtender Franzoſen, außerhalb Dorogobuſch, der unglückſeligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, ſo neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgeriſſen, mußte er die Erinnerung an dieſe Stunden mit fortnehmen und weitertragen durch's Leben zugleich mit ſeinem ungeſühnten Verbrechen — wohl wiſſend, daß es nicht ungeſühnt bleiben werde.

VI.

Was Victor's Bekannten bei ſeiner Rückkehr in's deutſche Vaterland an ihm zuerſt auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu ſetzen, war das viele graue Haar, das ſich in ſein braunes miſchte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des ruſſiſchen

Winters. So fand man auch seine Verschlossenheit natürlich. Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, selbst heiterere Gemüther als das Victor's zu verdüstern. Indessen fand man doch bald, daß diese Verdüsterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten seines Umgangs, den patriotischen Soldaten seiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beispiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, selbst wenn er allein über die Straße ging, oder saß, in kurzen Zwischenräumen immer den Kopf mit einer gewissen eckigen, maschinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt starr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor sich sehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer so ansah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anstarrte, oder vielmehr, daß jene gläsernen Augen Marigny's allein, ohne dessen Antlitz und Körper, fortwährend vor seinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben so auffallend war es, daß Victor die Gesellschaft mit demselben Eifer aufsuchte, als er sie floh; daß er sich bald in die Einsamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Kameraden umgeben zu sein wünschte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Besuch zu Besuch, von Soiree zu Soiree eilte und jetzt wieder verschwand, um auf Schloß Holken einsam zu hausen.

Auffallender als Alles das wäre es seinen Kameraden gewesen, wenn sie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den sie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Es waren die romantisch-mystischen Dichter, die damals in Blüthe standen, mehr noch die hyper-romantischen sogenannten Philosophen, die sich mit den „Nachtseiten der Natur," zugleich andere, die sich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geschichte der Seele und dergleichen Fragen beschäftigten. Er erlebte so manche Hallucinationen, daß er sich gern Gewißheit verschafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen seien, besonders jene fortdauernde Erscheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er sich, wohin denn alle die Geisterbeschwörer verschwunden seien, von denen man so viel gesprochen, als er schon ein erwachsener Knabe gewesen, und die am Hofe Wilhelm's des Dicken ihr Wesen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu schütteln, als glücklicherweise für seinen Ruf seine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutscher Seite theilnehmen durfte und seine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergessenheit brachten. Sich endlich für sein Vaterland schlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutschlands auf sich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Lösung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn schon seit Jahren beschäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten sich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Besinnung kommen, und so kam er mit den siegreichen Heeren in demselben Paris an, das er bei Besinnung nie betreten haben würde. Er kam daselbst als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne sich durch eine staunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieser Unerschrockene schlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daselbst aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Victor wagte es nicht, Jemand anzusprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Besinnen erkannte und als alten Freund des Hauses gut aufnahm. Dieser erzählte Victor, daß der Oberst, wie ein kaiserliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen sei und daß Madame Marigny wahrscheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberst, von einer schweren Wunde genesen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das sei so eine der vielen Sagen, wie sie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien trösteten. Uebrigens sei dem Oberst das Leben gar

nicht zu wünschen, wenn seine Frau todt sei. Er habe sie zu sehr geliebt. „Aber das wissen Sie ja besser als ich!“ fügte der Portier seufzend hinzu.

Victor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Ersten, und zwar als General, mit seinen Truppen nach Deutschland zurück. Der Friede war längst geschlossen, Deutschland war befreit, der Wiener Congreß schien die Weltangelegenheiten auf Geschlechter hinaus ordnen zu sollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einsamkeit seines Schlosses aufgesucht. Aber die Rückkehr Napoleon's von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Victor Graf von Holken stand an der Spitze seiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerschrockenen hatte man einen Posten gegeben, der seiner würdig war. Er schützte die Flanke seines Corps, die in der Ebene stand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie sich gegenüber, die von einer beherrschenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben schleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichste, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, sie hatte nur zu stehen. So vergingen ihr Stunden, und sie stand, während ihr Führer, heiterer als seit Jahren, auf seinem Pferde vor seinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, sein klares Gesicht war ein Anblick, der seine Soldaten mit Zuversicht und Ausdauer erfüllte und um so tiefer auf sie wirkte, als sie bei ihrem düstern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm so heiter und dabei so ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde schlafend, geträumt hatte, war die Ursache dieser Heiterkeit. Er sah sich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Gesellschaft Marigny's und Helenens. Sie saßen zusammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um edn Kamin in Paris. Helene lachte und scherzte, Marigny hielt seine Hand wie versöhnt und ruhig vor sich hinlächelnd. Nichts als dieses eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Victor schien, während des ganzen Schlafes, ohne sich zu verändern. Manche seiner Träume hatten schon so begonnen, aber sie endeten dann immer in Schrecknissen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand sich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobusch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten sich in jene gläsernen, mit denen er ihm dort entgegengestürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angestarrt und die ihn seitdem nicht verlassen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, versöhnt geblieben. In seinem militärischen Leben hatte er so viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele seiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er seinem Traum eine Bedeutung zugeschrieben haben würde, selbst wenn er nicht in Folge seines Grübelns und seiner mystischen Studien zu dergleichen geneigt gewesen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm diese Schlacht seine Versöhnung mit sich selbst und mit den Freunden, daß sie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Posten, den er einnahm, der Ort, um eine solche Verwirklichung seines Traumes höchst wahrscheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben spien und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entscheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu nehmen: dann wird es wohl geschehen, das Endliche! wenn ihn nicht schon eine der Kugeln wegreißt, die sie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Officiere, der ihm der nächste im Range war, um Manches mit ihm zu besprechen, was zu thun sei, wenn er, dieser andere Officier, zufällig das Commando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt sein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem sein Schicksal schlummerte.

Endlich kam der Befehl, vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien standen, wie gesagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die sich leise absenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwischen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Cavallerie da hinansprengen. Holken ließ seine Artillerie und Infanterie zurücktreten und sammelte seine Reiterei. Er selbst stellte sich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade! befahl, daß sämmtliche Trompeter in's Horn stießen, schwenkte anstatt allen Commandos den Säbel, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voran.

Nach den ersten Schritten empfing die Heransprengenden eine gewaltige Artillerie-salve; von dem Momente aber schwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeschickt wurde. Noch konnte er nichts sehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt sprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er streckte seinen Säbel vor sich hin, als wollte er seinen Folgern, die noch unsichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgestreckte Säbel war grade gegen Victor gerichtet, der bei diesem Anblick seinem Pferd auf's Neue die Sporen gab. Im Augenblicke standen die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide versteinert stehen zu bleiben, wie zwei Bildsäulen. Victor blickte in die gläsernen Augen Marigny's, in die Augen, die grade so blickten, wie damals in Dorogobusch; die Waffe war ihm grade so entgegengestreckt, wie damals; aber das Gesicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, schauerliche Todesblässe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um sich zu rächen. Er sah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, grade wie damals, da er den Brief gelesen. Vor diesem Lachen wandte Victor sein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob seinen Säbel und schlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte sich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Panischer Schrecken ergriff sie, als sie das Schauspiel und den fliehenden General sahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Rest der Geschichte ist dem Leser bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam cassirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er seine Schuld gesühnt, sondern mit der Ehre.

Don Carlos von Spanien.

Von H. Floto.

I.

Im Jahre 1568, während in den Niederlanden Egmont und Horn bluteten, nahmen andere tragische Ereignisse ihren Verlauf grade im königlichen Palast Philipp's des Zweiten. Wir meinen den Tod des Don Carlos, Prinzen von Asturien, und den Tod der Isabelle von Valois, Philipp's junger und schöner Gemahlin.

Diese frühzeitigen Todesfälle und das Geheimniß, welches über ihnen hing, zusammen mit dem finstern, herzlosen Charakter Philipp's — haben den schrecklichsten Verdacht über die Ursache derselben eingegeben, und mehr als ein Drama behandelt in düstern Farben die Liebe und das Unglück von Carlos und Isabella.

Lange Zeit blieben die spanischen Archive von Simancas selbst den spanischen Geschichtschreibern verschlossen. Erst ungefähr seit 1840 hat ein einigermaßen liberaleres System Platz gegriffen. Prescott hat das Glück gehabt, durch Hilfe seiner spanischen Freunde die betreffenden Papiere abschriftlich zu erhalten — und ihm folgen wir gänzlich. *)

*) A. Helfferich hat in Raumer's historischem Taschenbuch (Jahrgang 1859) einen Aufsatz über Don Carlos geliefert. Er macht darin Prescott den Vorwurf, daß er Raumer's Briefe aus Paris (Leipzig 1831) nicht gekannt habe, und eben so wenig eine Abhandlung Ranke's in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (1829).

Indessen wer selbst jemals historische Arbeiten unternommen, der weiß, wie leicht Einem hie und da eine Abhandlung entgehen kann, vorausgesetzt natürlich, daß man die Quellen selbst kennt. Uebrigens tritt Prescott (so viel wir wissen) nirgends mit der Behauptung auf, etwas ganz Neues geliefert

Don Carlos war geboren am 8. Juli 1545. Seine Mutter, Maria von Portugal, war damals nur achtzehn Jahre alt und ſtarb wenige Tage nach der Niederkunft. So war er von der Wiege an des wachſamen Auges der Mutter beraubt; und ſein Vater bekümmerte ſich eben ſo wenig um ihn: bis Don Carlos vierzehn Jahre alt war, befand ſich Philipp entweder in den Niederlanden oder in England.

Die Sorge für das Kind ward Philipp's Schweſter anvertraut, der Regentin Johanna, einem vortrefflichen Frauenzimmer, das aber vielleicht wegen der ſchwächlichen Conſtitution des Knaben mehr für ſein körperliches Wohlbefinden ſorgte, als für die Bildung des Charakters.

Als er elf oder zwölf Jahre alt geworden, vertraute Philipp den Knaben dem Honorato Juan an. Dieſer Mann gehörte zu dem Hofhalte des Kaiſers, war eben ſo gelehrt wie fromm, und bald nachdem er Erzieher des Prinzen geworden, trat er in den geiſtlichen Stand.

Die Correſpondenz des Hofmeiſters mit dem Vater ſcheint ſich zu Simancas zu befinden. Jedenfalls hat ſie Prescott abſchriftlich in Händen gehabt. Er ſagt: „Die Befriedigung des Vaters in den erſten Briefen mindert ſich, wenn wir weiter leſen; ängſtliche Zweifel werden laut, wenn der Hofmeiſter ihm meldet, wie abſolut gleichgiltig Don Carlos gegen ſeine Studien ſei.“

II.

Bekanntlich legte Kaiſer Karl V., der Großvater von Don Carlos, ſeine Krone nieder und ging mit einem Hofhalt von mehr als fünfzig Mann nach dem Hieronymitenkloſter Yuſte in Eſtremadura. Auf dem Wege nach dem Kloſter blieb er vierzehn Tage in Valladolid und beſchäftigte ſich ſorgfältig mit dem Enkel, dem Erben ſeiner weiten Reiche.

Eines Tages erzählte er dem Enkel von ſeinen Feldzügen, und als er ihm beſchrieb, wie er im ſchmalkaldiſchen Kriege vor dem Kurfürſten Moritz von Sachſen die Flucht hätte ergreifen müſſen, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen — ſo unterbrach ihn Don Carlos, der bisher auf das Eifrigſte gelauſcht hatte, und rief aus: „Ich würde nie geflohen ſein!“ Der Kaiſer bemühte ſich, dem Knaben die Nothwendigkeit ſeiner Flucht auseinanderzuſetzen, aber dieſer wiederholte trotzig: „Ich würde nie geflohen ſein!“

Dieſe Antwort erfreute und entzückte den Kaiſer; er ſah darin den Geiſt ſeiner eigenen frühern Tage.

Doch war der Kaiſer nicht blind gegen die Fehler ſeines Enkels. Er bemerkte bald deſſen widerſpenſtiges, übermüthiges Benehmen gegen ſeine Tochter Johanna, die Regentin, — und tadelte auf der einen Seite den Knaben wegen ſeines frechen Betragens gegen die Tante; auf der andern Seite erklärte er der Tochter offen, wenn ſie mehr Strenge in ihrem Auftreten gegen Don Carlos zeigte, ſo würde die Nation es ihr ſpäter Dank wiſſen.

Wie Karl V. in Yuſte beſtändig ſeine Augen auf den Stand der öffentlichen Dinge gerichtet hielt, ſo intereſſirte ihn auch vor Allem die Entwicklung von Don Carlos.

Zu Simancas befindet ſich noch ſeine Correſpondenz mit Don Garcia de Toledo, dem Bruder des Herzogs Alba, welcher Gouverneur des Prinzen war. In einem der Briefe Don Garcia's finden wir die Eintheilung des Tages von Don Carlos, als er zwölf Jahre alt war. Der Brief iſt 1557 geſchrieben.

Vor ſieben Uhr ſtand Don Carlos auf, um halb neun hatte er gefrühſtückt und hörte die Meſſe. Nachher fingen ſeine Studien an und dauerten bis elf Uhr. Worin ſeine Studien beſtanden, erfahren wir nicht. Ein Schriftſteller der Zeit ſagt, er hätte unter Anderm Cicero's Officien ſtudirt, um ſeine Leidenſchaften beſſer zügeln zu können.

Nach dem Mittagseſſen ſpielte er mit ſeinen Genoſſen entweder eine Art von Billard oder er focht; gelegentlich ritt er auch.

Um halb vier nahm er ein leichtes Mahl zu ſich — wir würden dies etwa die Veſper nennen. Nachher wurde ihm vorgeleſen, oder bei ſchönem Wetter ſtrich er durch die Felder. Am Abend ſoupirte er

zu haben. Er beſaß vielmehr in vollem Maße die Beſcheidenheit, wie ſie uns an großen Gelehrten ſo überaus wohlthut. Solche wiſſen am beſten, daß all unſer Wiſſen Stückwerk iſt. Auch behauptet Prescott keineswegs, die Unterſuchung über Don Carlos ſei geſchloſſen. Im Gegentheil: bevor nicht die Proceßacten und der Brief Philipp's II. an Papſt Pius V. zu Tage kämen, könne davon nicht die Rede ſein.

und um halb zehn Uhr ging er zu Bett, nachdem er seinen Rosenkranz gebetet hatte. Dann schlief er die ganze Nacht hindurch, ohne ein einziges Mal zu erwachen.

Aber Don Garcia theilt in dem Briefwechsel auch seinen Kummer mit über die Gleichgiltigkeit, die der Prinz nicht bloß seinen Studien bewies, sondern auch im Fechten und andern männlichen Uebungen, die in jener Zeit so wesentlich zur Erziehung eines Ritters gehörten.

Er bemerkt zugleich die ersten Symptome der Gallenkrankheit, die Don Carlos' Gesundheit in spätern Jahren so wirksam untergrub.

In einem andern Briefe bittet Garcia den Kaiser, er möchte seinem Enkel erlauben, ihn im Kloster besuchen zu dürfen, damit seines Großvaters Autorität das ergänze, was der Autorität des Gouverneurs fehle. Aber diese Zumuthung fand anscheinend keine Zustimmung bei dem kaiserlichen Einsiedler, der glücklicherweise bald starb — glücklicherweise! Denn der Tod ersparte ihm den Anblick der unglücklichen Laufbahn seines Enkels.

III.

Die Berichte der venetianischen Gesandten machen gelegentlich Anspielungen auf den Prinzen zu dieser Zeit. Ihre Notizen sind in keiner Weise schmeichelhaft. Sie beschreiben den Knaben als von einer sorglosen, ungeduldigen Gemüthsart, heftig und selbst grausam. Am Hofe ging das Gerede, daß er sich oft damit amüsirte, Hasen und anderes Wild lebendig zu rösten. Und so anmaßend wäre er gewesen, daß er in Gegenwart seines Großvaters, des Kaisers, nicht liebte, lange Zeit mit unbedecktem Haupte zu stehen.

Aber dies Gemälde wird gemildert durch andere Züge. Er war freigebig, freilich mit einem Hange zur Verschwendung; er gab weg, was er hatte, Bijouterien und Juwelen, selbst seine Kleider, wenn er kein Geld besaß. Er hatte ein furchtloses Herz, mit einer starken Leidenschaft, Soldat zu sein. (Das paßt freilich nicht zu dem, was sein Gouverneur über seine Trägheit in ritterlichen Uebungen berichtet.) Er verachtete Possenreißer und that selbst so viele treffende Aussprüche, daß sein Erzieher eine Sammlung davon anlegte.

Diese Schilderungen eines Knaben von noch nicht vierzehn Jahren sind nach der schlechten wie nach der guten Seite hin dem Anschein nach so überladen, wie dergleichen bei Prinzen immer zu sein pflegt.

IV.

Don Carlos' Gesundheitszustand kann aufrichtig als Verminderungsgrund seiner Fehler angegeben werden, wenigstens als ein Grund seines wechselnden Temperamentes. Seine Gallenkrankheit hatte die Form des Wechselfiebers angenommen, und so lange er lebte, litt er an diesem Wechselfieber. Unter dem Einfluß dieser Krankheit litten seine Lebensgeister, sein Körper wurde ruinirt, und seine Kraft sank so dahin, daß man in der That fürchtete, er würde das Mannesalter nicht erreichen. —

Zu Anfang des Jahres 1560 kam Isabella von Frankreich nach Castilien und ward am 2. Februar König Philipp's Gemahlin. Nach dem Frieden von Chateau en Cambresis hätte sie Don Carlos' Gemahlin werden sollen. Aber da Maria Tudor vor Ratification des Vertrages starb, so wurde der Name des Vaters an die Stelle des Namens vom Sohne gesetzt.

Die Hochzeit ward zu Toledo mit großer Pracht gefeiert. Don Carlos war zugegen; und wie er auf die schöne Braut schaute, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich etwas Groll in den Kummer mischte darüber, daß man ihm so ohne viele Umstände Isabella genommen. Von Isabella kann nicht das Gleiche gesagt werden. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie irgend zärtliche Empfindungen gehegt haben solle — wie romantische Geschichtschreiber ihr angedichtet haben — für einen Knaben von vierzehn Jahren, der noch dazu so wenig persönliche Anziehungskraft hatte.*)

V.

Man dachte, Wechsel der Luft würde Don Carlos gut thun, und so ging er im Herbst 1561 auf die Universität nach Alcala.

Er war begleitet von zwei Jünglingen, die ungefähr in demselben Alter standen,

*) Zwischen Isabella von Valois und Don Carlos hat in keiner Weise ein zärtliches Verhältniß bestanden; vielmehr spricht sie sich in vertrauten Briefen mit großer Befriedigung aus über ihren Gemahl, König Philipp.

wie Don Carlos, und später zu sehr bedeutenden Rollen in der Geschichte bestimmt waren. Der eine war Don Juan von Oesterreich, der Sieger von Lepanto, ein unehelicher Sohn Kaiser Karl's V.; der andere Alessandro Farnese von Parma, später der größte Feldherr seiner Zeit. Beide unterschieden sich von Don Carlos in Talenten und persönlicher Erscheinung eben so, wie in der glänzenden Laufbahn, die sie vor sich hatten. —

Don Carlos war noch nicht viele Monate in Alcala gewesen, als ihn ein Unglück traf, welches von den verderblichsten Folgen begleitet war. Eines Abends im April 1562 stieg er eine Treppe hinunter, trat fehl und fiel kopfüber sechs Stufen hinab gegen eine Thür. Besinnungslos wurde er aufgehoben und in sein Zimmer getragen. Seine Aerzte wandten die scheinbar nöthigen Mittel an. Erst schien es einfache Contusion des Kopfes zu sein; aber bald erschienen Symptome, welche zeigten, daß die Sache ängstlicher war. Fieber trat ein; der Kopf schwoll zu einem ungeheuren Umfange an; der Kranke wurde gänzlich blind und verfiel zuletzt in Delirium. Es stellte sich heraus, daß das Gehirn im Kopfe gelitten hatte. Nach langer und stürmischer Berathung beschlossen die Aerzte, den Kranken zu trepaniren. Dies geschah mit großer Sorgfalt, aber ohne Erfolg.

Inzwischen herrschte im ganzen Lande, so weit die Kunde von der Krankheit drang, die größte Bestürzung; man fürchtete, der Erbe des Thrones möchte sterben. So wurden überall Processionen angestellt, Gebete emporgesandt, Pilgerzüge gelobt, und die fanatische Menge geißelte sich höchst unbarmherzig, um den Zorn des Himmels vom Lande abzuleiten. Aber Alles war umsonst.

Der Arzt des Prinzen, Dr. Olivarez, hat uns mit eigener Feder über den Fall berichtet. Alle ärztliche Kunst schlug fehl. Ein maurischer Doctor war berühmt unter dem Volke wegen einer Salbe; mit dieser Salbe wurde der Leib des Prinzen eingerieben — aber ohne Erfolg.

Nun beschloß man, die Hilfe des Himmels direct in Anspruch zu nehmen. In dem Kloster Jesus Maria zu Alcala lag das Gerippe eines Franciscaners, Bruders Diego, der hundert Jahre vorher im Geruch der Heiligkeit gestorben war. König Philipp und der Hof gingen in feierlicher Procession nach der Kirche; in ihrer Gegenwart wurden die modernden Ueberbleibsel des Mönches, die (wie man versichert) noch schön dufteten, aus dem eisernen Sarg genommen und in die Zimmer des Kranken gebracht. Da legte man sie auf das Bett; der Schädel, allerdings mit einem Tuche umhüllt, wurde grade auf Don Carlos Stirn gelegt.

Glücklicherweise lag der Kranke im Delirium. Aber in derselben Nacht erschien der Mönch dem Don Carlos im Traume. Er war in seine Franciscanerkutte gehüllt, mit einem grünen Gürtel um die Taille und einen Kranz von Schilf in der Hand. Er forderte ihn freundlich auf, getrost zu sein; denn er würde sicher gesund werden.

Von dieser Zeit an begann der Kranke rasch zu genesen. Das Fieber ließ nach; der Kopf kehrte zu seinem natürlichen Umfange zurück; seine Augen konnten wieder sehen.

König Philipp hatte, in großer Sorge um seinen Sohn, seine Wohnung zu Alcala aufgeschlagen und wohnte in demselben Hause, wie Don Carlos. Der Letztere hatte während der Krankheit große, wunderbare Weichheit des Gemüthes gezeigt. Nach Ablauf von noch nicht ganz zwei Monaten von der Zeit ab, wo er den Fall von der Treppe gethan hatte, war er im Stande, Bett und Zimmer zu verlassen und seinen Vater zu umarmen.

Das Verdienst der Heilung ward natürlich dem Frater Diego zugeschrieben. Ein genauer Bericht des Wunders ward nach Rom übersandt und auf Philipp's Bitten wurde der heilige Mann vom Papst canonisirt. Prescott meint, er hätte keine Zweifel an dem Wunder irgendwo entdeckt — außer in dem Berichte von Dr. Olivarez, dem Leibarzte des Don Carlos. Dieser Doctor schrieb — (damals war Diego noch nicht canonisirt) — Frater Diego's Fürbitten, so wie die Gebete frommer Spanier möchten Don Carlos heilsam gewesen sein; aber die Haupturſache zur Genesung wären die Arzneien gewesen, welche seine Aerzte ihm gegeben.

VI.

Indessen, es ist Grund zu glauben, daß der Fall auf den Kopf seinem Gehirn dauern-

den Schaden that. Wenigstens ist dies zu schließen aus den absurden Excentricitäten seiner spätern Aufführung, so wie aus der rücksichtslosen Weise, womit er seine Leidenschaften befriedigte.

Aber glücklicherweise sind auf der andern Seite wieder Lichter in dem Porträt, trotz allerdings tiefer Schatten. Tiepolo, der venetianische Gesandte in Madrid, berichtet 1567 über Don Carlos. Er gibt sein anmaßendes, auffahrendes Wesen zu; lobt jedoch seine Wahrheitsliebe und besonders den Ernst, womit er sich seinen Andachtsübungen hingab. Er war äußerst freigebig und sagte: „Wer würde etwas geben, wenn es nicht die Fürsten thäten?" Er war höchst splendid gegen seine Bedienten und gegen die Dienerschaft des Königs, die auf das Festeste an ihm hing. Sein Ehrgeiz trieb ihn, an den Staatsgeschäften theilzunehmen, und er war äußerst betrübt, wenn er davon ausgeschlossen wurde.

Sicher gereicht es dem Prinzen zur Ehre, daß er Leute, die ihm nahe standen, mit starken Freundschaftsbanden an sich fesseln konnte. Unter diesen war seine Tante Johanna, die Regentin, und seine Stiefmutter Isabella, welche Letztere ihn mit ihrer eigenen Schwester verheirathet wünschte.

Noch ehrenvoller für Don Carlos sind die Freundschaftsbeziehungen, in denen er zu seinem Lehrer Honorato Juan stand, der auf des Prinzen Bitten zum Bischof von Osma erhoben war. Don Carlos hätte diesen biedern Mann gern in seiner Nähe gehabt; aber der Bischof konnte seinen Sprengel nicht verlassen, und so blieb Don Carlos nichts, als brieflich mit ihm zu verkehren. Diese Briefe, wenn sie auch nicht grade als Muster hinsichtlich des Stiles gelten können, sind höchst ehrenvoll für das Herz des Prinzen. „Mein bester Freund in diesem Leben, ich will Alles thun, was Ihr wünscht," schreibt er wohl in einem Briefe. Unglücklicherweise starb dieser gute Freund und Rathgeber schon im Jahre 1566. —

Es war ein Unglück für Don Carlos, daß er Alles, was in seinem Geiste vorging, sogleich laut sagen mußte. Denken und Sprechen war für ihn Eins.

Dies zeigte er gegen den Herzog Alba, als dieser von ihm Abschied nahm, um nach den Niederlanden zu gehen. Den stolzen Alba mochte er überhaupt nicht leiden. Er erklärte ihm ganz bestimmt: „Ihr werdet nicht nach Flandern gehen; ich selbst will dahingehen." Und als Alba ihn zu beruhigen suchte, vergaß sich Don Carlos so weit, daß er den Herzog zu erdolchen suchte. Aber Alba hielt ihn fest wie mit einem eisernen Griff.

In dieser Behandlung des Alba erblickte König Philipp eine Majestätsbeleidigung; und war schon vorher die Kluft zwischen Vater und Sohn unnatürlich weit, so wurde sie jetzt unüberschreitbar. Sie wohnten in demselben Palaste, aber wie es scheint hatten sie keine Gemeinschaft miteinander.

VII.

So war der beklagenswerthe Stand der Dinge, als Don Carlos den Entschluß faßte, in ein fremdes Land zu fliehen — wohin, das ist unbekannt; am wahrscheinlichsten nach Wien, zu seinen Verwandten.

Da er kein Geld hatte, so schickte er einen Agenten in verschiedene Städte, um Anlehen zu erheben. Dies unbesonnene Verfahren zeugt klar von seiner gänzlichen Unkenntniß der Geschäfte. Er hätte sich doch sagen können, daß bei diesem Vorschreiten auch sein Vater davon erfahren könnte.

Während sein Agent fort war, ereignete sich etwas, das allerdings unbegreiflich ist, wenn man nicht annimmt, daß Don Carlos mitunter wahnsinnig war; und ganz zuverlässig ist hierbei noch Manches zwischen Vater und Sohn hinter den Coulissen geschehen, was wir nur zu ahnen vermögen.

Ein Kammerherr, der dabei zugegen war, erzählt wie folgt: Einige Tage hindurch hatte mein Herr keine Ruhe, sondern rief oft aus: „Ich wünsche einen Mann zu tödten, mit dem ich einen Streit habe." Dasselbe wiederholte er, ohne den Namen dieses Mannes zu nennen, gegen seinen Onkel Don Juan von Oesterreich, in den er ein grenzenloses Vertrauen setzte.

Weihnachten 1567 war vor der Thür. Es war Sitte, daß die königliche Familie am 28. December zum Abendmahl ging. Don Carlos ging am Abend des 27. zur Kirche des heiligen Hieronymus, um zu beichten und Absolution zu empfangen. Der Beichtvater, welcher das seltsame Geständniß seiner Mordlust hörte, verweigerte die Absolution. Der Prinz ging zu

einem andern Geistlichen mit keinem bessern Erfolg.

Zuletzt kamen nicht weniger als vierzehn Mönche von Unserer Frau von Atocha, hielten ein Conclave — und der Prior dieser Mönche wünschte natürlich den Namen des Feindes von Don Carlos zu wissen. Da sprach Don Carlos trocken: „Mein Vater ist der Mann; ich will sein Leben haben.“ Denken und Sprechen war eben Eins bei ihm.

Zwei Stunden nach Mitternacht brach das Conclave auf in unaussprechlichem Schrecken. Ein Bote eilte nach dem Escurial, wo der König damals war.

In der Mitte des Januars war der Agent des Prinzen zurückgekehrt mit 150,000 Ducaten. Es war nur der vierte Theil von dem, was der Prinz gefordert hatte. Er beschwor nun seinen Oheim Don Juan von Oesterreich, ihn auf seiner Flucht zu begleiten. Dieser rieth ihm ab, und da er sah, daß Don Carlos zur Flucht entschlossen war, so ging auch er nach dem Escurial, um Philipp den Plan seines Sohnes mitzutheilen.

Am 17. Januar 1568 schickte Don Carlos einen Befehl an den Generalpostdirector Don Ramon de Tassis, er möchte ihm noch an diesem Abend acht Pferde stellen. Tassis, der Verdacht schöpfte, ließ antworten, die Pferde wären fort von Madrid. Auf des Prinzen neuen, peremtorischen Befehl sandte der Postdirector alle Pferde aus Madrid und ging selbst nach dem Escurial.

VIII.

Jetzt am 18. Januar kam Philipp vom Escurial nach Madrid; sein Entschluß war gefaßt; und wer ihn damals, an jenem Morgen des 18. im Palast gesehen hätte, der hätte in seinem glatten, ruhigen Gesicht nichts von dem Sturme bemerkt, der im Anzuge war.

Der Prinz hatte sich seit einiger Zeit in seines Vaters Behausung nicht sicher gefühlt. Er schlief mit Schwert und Dolch an der Seite und einer geladenen Muskete in der Nähe, die er bequem erreichen konnte.

Das Folgende berichtet jener Kammerherr, der an demselben Abend im Palast zu Nacht speiste.

Ungefähr um elf Uhr Nachts kam der König die Treppe herunter, mit einem Panzer über seinen Kleidern und einem Helm auf dem Kopfe. Er war begleitet von dem Herzog von Feria, Hauptmann in der Garde, von fünf oder sechs andern Granden und zwölf Gemeinen von der Garde. Der König befahl dem Diener, die Thür zu schließen. Der Herzog von Feria war leise an das Bett getreten und hatte Dolch und Schwert gesichert, so wie die Muskete, die mit zwei Kugeln geladen war.

Don Carlos wachte jetzt auf und fragte, wer da wäre. Der Herzog erwiederte: „Es ist der Staatsrath.“

Als der Prinz dies hörte, sprang er aus dem Bette, stieß laute Drohungen aus, und versuchte seine Waffen zu ergreifen.

Jetzt trat Philipp vor, befahl seinem Sohne, sich wieder in's Bett zu legen und ruhig zu sein.

Der Prinz fragte: „Was wünschen Eure Majestät von mir?“

Der König antwortete: „Das werden Sie bald sehen.“

Er befahl, sofort Fenster und Thüren fest zu schließen und nahm die Schlüssel an sich. Dann wandte sich der König an Feria, er übergäbe den Prinzen seiner besondern Sorge; er sollte ihn wohl verwahren. Die übrigen Granden redete er ebenfalls an und schloß mit den Worten, sie sollten Don Carlos treulich hüten, bei Strafe, für Hochverräther gehalten zu werden.

Bei diesen Worten rief der Prinz aus: „Eure Majestät thäten besser, mich zu tödten, als mich gefangen zu halten. Es wird in dem Königreich großes Aergerniß geben. Wenn Sie mich nicht tödten, so werde ich mich selbst umbringen.“

Der Vater versetzte: „Sie werden nichts dergleichen thun. Das würde die That eines Wahnsinnigen sein.“

Don Carlos rief aus: „Eure Majestät behandeln mich so schlecht, daß Sie mich zu diesem Aeußersten treiben. Ich bin nicht toll, aber Sie treiben mich zur Verzweiflung.“

Noch andere Worte fielen zwischen dem Monarchen und seinem Sohn, dessen Stimme zuletzt vor Schluchzen kaum mehr hörbar war.

Einen Koffer mit des Prinzen Schriften ließ Philipp aus dem Zimmer nehmen.

Zwei Granden von den ſechs wachten abwechſelnd bei ihm. Das Fleiſch für Don Carlos wurde geſchnitten, ehe es in das Zimmer kam. Zwölf Hellebardiere hielten Wache vor der Thür in dem Corridor. So war alle Communication mit der Welt abgeſchnitten, und da er aus ſeinen ſtark verbarricadirten Fenſtern nicht ſehen konnte, ſo blieb der unglückliche Gefangene von der Zeit an für die Welt ſo todt, als ob er im tiefſten Kerker von Simancas geſteckt hätte.

IX.

Die Verhaftung des Don Carlos verurſachte eine große Senſation durch ganz Spanien; und dieſe Senſation wurde noch vermehrt durch die myſteriöſen Umſtände, unter denen die Verhaftung ſtattfand. Die wildeſten Gerüchte waren im Umlauf: Einige ſagten, der Prinz hätte gegen ſeines Vaters Leben einen Plan im Schilde geführt; Einige meinten, er ſänne auf Rebellion und wolle mit den aufſtändiſchen Niederländern gemeinſame Sache machen; Andere hatten ihn im Verdachte der Ketzerei.

Viele ſahen die Sache anders an und tadelten eher den Vater als den Sohn. Der Biograph Philipp's ſagt von Philipp: „Sein Dolch folgte ſeinem Lächeln dicht auf dem Fuße; darum nannten ihn Einige weiſe, Andere ſtreng.“

Carlos, ſagten ſie, war nie ſein Liebling; zugegeben, er war haſtig in Worten und Handlungen; aber nie hat er eine That vollbracht, derentwegen man ſo hart hätte mit ihm verfahren dürfen. Fürſten wären nur zu geneigt, auf ihre Nachfolger eiferſüchtig zu ſein. Sie mißtrauten dem offenen, kühnen Weſen ihrer Sprößlinge, ſtatt ihnen einen vernünftigen Antheil an der Regierung zu geben. Aber der weiſe Chroniſt dieſer Zeiten ſagt: „Andere waren klüger als ihre Nachbarn: ſie legten den Finger auf ihre Lippen und ſchwiegen ſtill.“

Einige Tage lang litt Philipp nicht, daß eine Poſt von Madrid abfuhr. Er wollte der Erſte ſein, der die Nachricht von der Verhaftung ſeines Sohnes fremden Höfen mittheilte.

Am 24. Januar ſchickte er Rundſchreiben an die Biſchöfe, die Granden und die Magiſtrate der Hauptſtädte in Spanien. Sie waren merkwürdig unbeſtimmt gehalten, gaben das Factum der Verhaftung zu, aber keine beſtimmten Gründe dafür an.

An demſelben Tage ſandte er Depeſchen an die großen Höfe in Europa. Von dieſen Briefen iſt der merkwürdigſte der an die Königin von Portugal, eine Schweſter Kaiſer Karl's V., ſeines Vaters.

Er ſagt dort, daß der Entſchluß, Don Carlos zu verhaften, nicht durch irgend einen Fehltritt von Seiten des Sohnes veranlaßt worden ſei, oder durch irgend einen Mangel an Achtung vor dem Vater — ſondern das Verfahren beruhe auf einem ganz andern Grunde — und das Heilmittel, welches er beabſichtige, wäre weder das Heilmittel der Zeit, noch anderer Auswege u. ſ. f. — kurz: er kommt immer wieder auf die Pflichten zurück, die er gegen Gott und ſein Volk hätte, ohne einen beſtimmten, concreten Grund anzugeben, weshalb Don Carlos hätte verhaftet werden müſſen.

Dieſe unbeſtimmte Sprache — auf der einen Seite Zugeſtändniß ſeiner vollen Unſchuld; auf der andern die Behauptung, daß die Intereſſen der Religion und das Wohl des Staates ſeine ewige Gefangenſchaft forderten — dieſe unbeſtimmte Sprache, ſagen wir, veranlaßte den Glauben, daß die Urſache der Verhaftung keine andere war als Wahnſinn.

Das wurde auch offen zugeſtanden von dem Fürſten Eboli, welcher auf des Königs Befehl dem franzöſiſchen Geſandten Fourquevaulx über dieſe Sache Eröffnungen machte. Fürſt Eboli ſagte: Der König hätte in den letzten drei Jahren wahrgenommen, daß der Kopf des Prinzen der ſchwächſte Theil von ihm wäre, und daß er nie, zu keiner Zeit in vollem Beſitz ſeines Verſtandes geweſen. Lange hätte der König geſchwiegen; aber jetzt hätte er erkannt, daß ſeinem Sohne das Reich zu vererben, ein Ruin für den Staat ſein würde.

Das iſt verſtändlich; aber es iſt ſehr verſchieden von Philipp's eigenen Depeſchen. Wenn Don Carlos wahnſinnig war, wozu dann die Verheißungen des Königs, er würde in Zukunft mehr ſagen? Wenn er wahnſinnig war, wozu dann vor Allem ein Verhör vor dem Staatsrath? Ein Verhör, ſo lang, daß die Protocolle einen halben Fuß dick waren?

X.

Es gibt zwei Documente, welche, wenn sie je an's Licht kämen, ohne Zweifel den echten Grund angeben würden, weshalb Don Carlos verhaftet wurde.

Das eine Document ist ein Brief Philipp's an Papst Pius V.

Papst Pius V., den die Angaben König Philipp's nicht befriedigten, forderte durch den spanischen Gesandten Zuñiga eine genauere Auseinandersetzung der Gründe, weshalb der Prinz verhaftet wäre. Pius V. war ein Papst, wie ihn Philipp sich nur wünschen konnte, er hatte die Inquisitionsgerichte eingesetzt. Philipp setzte sich sogleich und schrieb einen Brief, der ohne Zweifel noch heute im Vatican ist.

Das andere Document sind die Proceßacten.

Gleich nach der Verhaftung von Don Carlos ernannte König Philipp drei Richter, um Don Carlos zu verhören. Die Acten ließ der König 1592 in einer grünen Kiste, wohl verschlossen, in den Archiven von Simancas niederlegen. Unter den Gelehrten in Madrid geht das Gerede, im Jahre 1828 hätte König Ferdinand VII. sich die Acten von Simancas holen lassen, und seitdem wären sie verschwunden. Möglich indessen, daß sie noch zu Simancas sind.

So lange wir aber diese Documente nicht haben, sind wir auf Vermuthungen angewiesen, und es gibt in der That einige Anhaltspunkte für das Rechte.

Unter den fremden Gesandten nahm sich Niemand mehr Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen, als der päpstliche Nuntius Castaneo, Erzbischof von Rossano. Er war ein schlauer, scharfsinniger Prälat, dessen Ansehen am Hofe ihm die beste Gelegenheit zum Forschen gab. Auf Philipp's Befehl deutete der Großinquisitor, Cardinal Espinosa (einer der Richter von Don Carlos), dem Nuntius gegenüber einigermaßen auf die Gründe hin, warum der Prinz verhaftet worden.

Der Nuntius sagte: „Es ist ein seltsames Ding, das wir überall hören, der Prinz hätte dem Könige nach dem Leben gestanden."

Espinosa erwiederte: „Wenn es weiter nichts wäre, so würde es wenig wichtig sein. Aber der vorliegende Fall ist schlimmer, wenn es Schlimmeres geben kann. Der König hat sich vergebens diese zwei Jahre hindurch bemüht, den Prinzen auf einen andern Weg zu bringen, und als er sah, daß nichts Anderes half, so mußte er ihn verhaften."

Nun, in den Augen eines Großinquisitors, welches Verbrechen könnte schwärzer sein als Vatermord?

Nur Ketzerei; nur Mangel an katholischem Glauben.

Der Nuntius empfing sofort diesen Eindruck und sah sich gleich um nach Beweisen für Don Carlos' Abfall vom katholischen Glauben.

Eben so klagt Nobili, der toscanische Gesandte, in seinen Briefen, der Prinz sei kein guter Katholik gewesen.

Er schreibt an Philipp in Bezug auf seinen Brief an Papst Pius V.: „Seine Heiligkeit lobt den Schritt Eurer Majestät höchlich; er fühlt, daß die Rettung des Christenthums davon abhängt, daß Ihr lange lebt, und davon, daß Ihr einen Nachfolger habt, der in Eure Fußtapfen trete." —

Fassen wir nun das Resultat zusammen. Es ist natürlich schwer glaublich, daß Don Carlos protestantische Gesinnungen hegte. Aber, da bei ihm Denken und Sprechen stets Eins war, mag er zuweilen Aeußerungen haben fallen lassen, die wenigstens nach Ketzerei schmeckten; — und es ist wohl glaublich, daß ihm das Herz schlagen mochte, wenn er vernahm, wie mannhaft die Niederländer für das kämpften, was man in Spanien Ketzerei nannte.

XI.

In das Gefängniß zu Don Carlos ward Niemand zugelassen.

Die Königin von Portugal, Philipp's Tante, erbot sich vergebens, mit dem Prinzen im Kerker zuzubringen und ihn zu verpflegen.

Aus Wien schrieben der Kaiser und die Kaiserin, sie hofften, die Gefangenschaft würde heilsame Folgen, aber keine lange Dauer haben. Den Briefwechsel schloß Philipp mit der Erklärung, daß Don Carlos nie freigelassen werden, sondern bis an seinen Tod im Gefängniß bleiben würde.

Als Don Juan von Oesterreich nach des Prinzen Verhaftung im Trauerkleide bei Hofe erschien, befahl ihm Philipp, den Traueranzug schleunigst mit seiner gewöhnlichen Kleidung zu vertauschen.

Kurz, man begriff bald, daß über Don Carlos nicht gesprochen werden sollte. Allmälig verschwand die Geschichte aus den Köpfen der Leute. Fourquevaulx, der französische Gesandte, schreibt: „Ueber den Prinzen wird so wenig gesprochen, als wenn er seit zehn Jahren todt wäre."

Doch in den Kirchen wurde in den Gebeten für die königliche Familie sein Name noch erwähnt. Aber der König verbot den Geistlichen, in ihren Predigten auf Don Carlos anzuspielen. Auch wagte Niemand, des Königs Verfahren zu kritisiren.

Unter den Gegenständen, die aus des Prinzen Zimmer fortgeschafft wurden, war ein Koffer, der des Prinzen Privatpapiere enthielt. Darunter befand sich eine Menge von Proclamationen, die in Spanien vertheilt werden sollten, wenn er abgereist wäre. Ein Brief an König Philipp sagte aus, daß die rauhe Behandlung von Seiten des Vaters ihn (Don Carlos) genöthigt hätte zu fliehen.

Unter diesen Papieren war eins überaus merkwürdig. Eine Liste von den Personen, die ihm freundlich, und eine andere von Personen, die ihm feindlich wären.

An der Spitze der Freunde standen die Namen seiner Stiefmutter Isabella und der seines Oheim Don Juan von Oesterreich, Beide in den wärmsten Ausdrücken erwähnt.

Unter den Feinden, die (wie er schrieb) bis zum Tode verfolgt werden müßten, waren König Philipp, sein Vater, Herzog Alba, der Cardinal Espinosa, der Fürst und die Fürstin Eboli u. s. f.

So berichtet der päpstliche Nuntius an seinen Hof. Diese Papiere wurden ihm von den Richtern gegen Don Carlos vorgelegt und bildeten ohne Zweifel starke Gründe zur Klage gegen diesen. Ohne Erlaubniß des Königs jedoch würde kein Richter gewagt haben, solche Mittheilungen zu machen, und der König wird diese Erlaubniß gegeben haben, um sein Verfahren zu rechtfertigen. —

Inzwischen war der König fast eben so gut ein Gefangener, wie sein Sohn. Seit der Verhaftung hatte er den Palast nicht verlassen — nicht einmal, um den prächtigen Bau des Escurial zu beschauen.

Er fürchtete beständig einen Aufstand des Volkes zur Befreiung des Don Carlos; und wenn er irgend ein ungewöhnliches Geräusch im Palast vernahm, ging er sofort an das Fenster, in Furcht, es möchte ein Versuch gemacht werden, den Gefangenen zu befreien.

XII.

Doch wurde Philipp durch seine Furcht nicht veranlaßt, die Strenge der Kerkerleiden zu mildern, welche eine Wirkung auf das feurige, unlenkbare Gemüth des Don Carlos hatten, wie zu erwarten war.

Zuerst gerieth er in einen Zustand, der nahe an Raserei grenzte, und suchte mehrere Male sich umzubringen. Dann gerieth er in den Zustand dumpfer Verzweiflung und Gleichgiltigkeit. Er weigerte sich zu beichten. Dies flößte Philipp große Sorge ein: er wollte nicht, daß die Seele zugleich stürbe mit dem Leibe. Er wandte sich an Suarez, des Prinzen Almosenier, der früher Einfluß auf ihn zu haben schien; und Suarez schrieb einen Brief an Don Carlos.

Er beginnt mit der Erinnerung, daß der Prinz wegen seines raschen Wesens keinen Anhänger hätte; sein jetziges Benehmen aber diene nur dazu, die Sache noch schlimmer zu machen. Was die Welt dazu sagen würde, wenn sie höre, daß Don Carlos sich weigere zu beichten; wenn sie andere schreckliche Dinge höre, deren er schuldig wäre — einige davon so arg, daß ohne seinen Rang als Kronprinz das Inquisitionsgericht Veranlassung hätte zur Untersuchung, ob er ein wahrer Christ wäre. Er beschwört den Prinzen, zum Gehorsam gegen Gott zurückzukehren und gegen den König, Gottes Stellvertreter auf Erden. —

Diese biedern Vorstellungen machten eben so wenig Eindruck auf Don Carlos, wie die Bitten seiner Umgebung.

Die geistige Aufregung, unter der er litt, zusammen mit dem Mangel an Bewegung in frischer Luft hatte die ganz natürliche Folge. Von Tage zu Tage wurde er magerer, während das Fieber, dem sein Körper so lange eine Beute gewesen, jetzt mit verdoppelter Wuth in seinen Adern tobte. Um seine unerträgliche Hitze abzukühlen, griff er zu so verzweifelten Mitteln, daß (sagt der päpstliche Nuntius), wenn er keine gewaltsame Hand an sich legen durfte, er dasselbe Ziel auf langsamerem Wege, darum aber nicht weniger sicher, erreichte.

Er goß zum Entsetzen der Anwesenden eine schreckliche Menge Wassers in sein Zimmer und watete Stunden lang, halb nackt und barfuß, auf dem naßkalten Fußboden. Eine Wärmflasche, mit Eis und Schnee gefüllt, ließ er sich Nachts in sein Bett bringen, und Stunden lang darin liegen, wenn er selbst darin lag. Und dann verschlang er unglaubliche Massen von Schneewasser.

Dieselbe Methode befolgte er hinsichtlich seiner Speisen. Er fastete eine überaus lange Zeit — die geringste Angabe ist drei Tage; die höchste (unglaublich!) elf Tage — und dann verzehrte er eine Pastete von vier Rebhühnern mit allem Teig auf einmal, und spülte das Essen hinunter mit drei Maß eiskalten Wassers.

Dieser Lebensart widerstand seine Natur nicht. Der Magen, durch lange Unthätigkeit geschwächt, verarbeitete nicht mehr die Speisen, womit er gefüllt wurde. Unaufhörliches Erbrechen stellte sich ein; zusehends nahmen seine Kräfte ab. Olivarez, sein Arzt, sah ihn täglich und berieth sich mit andern Aerzten. Sie verschrieben dem Prinzen verschiedene Arzneien; aber nichts schlug an; und es ward bald klar, daß die Tage von Don Carlos gezählt waren.

XIII.

Niemand hatte über diese Kunde weniger Kummer als Don Carlos selbst: er sehnte sich dem Tode entgegen, wie einem Befreier. Von dieser Zeit an warf er alle irdischen Sorgen von seinem Geiste ab und blickte standhaft in die Zukunft.

Auf seine eigenen Bitten wurde sein Beichtvater gerufen und der Almosenier, welche ihn mit ihrem geistigen Zuspruch auf den Tod vorbereiteten.

Der päpstliche Nuntius beschreibt das, was nun folgt, mit diesen Worten: „Plötzlich ging durch göttliche Gnade ein wunderbarer Wechsel in dem Prinzen vor. An die Stelle einfältigen und leeren Geschwätzes trat die Sprache eines vernünftigen Mannes. Er ließ seinen Beichtvater rufen, beichtete höchst fromm, und da seine Krankheit von der Art war, daß er die Hostie nicht verzehren konnte, so betete er sie nur an; er zeigte große Zerknirschung und eine solche Verachtung der irdischen Dinge und solche Sehnsucht nach droben, daß man hätte sagen können: Gott hat für diese Stunde all seine Gnade aufbewahrt."

Es schien, daß Don Carlos noch Kraft in sich fühlte, zu leben bis zum Tage von St. Jakob, dem Schutzheiligen von Spanien. Als man ihm sagte, bis dahin wären noch vier Tage, rief er aus: „So lange wird also mein Elend noch dauern."

Er würde gern seinen Vater noch einmal vor seinem Tode gesehen haben; aber der Beichtvater rieth dem Monarchen ab: Don Carlos wäre in einer so guten Verfassung der Seele, wie man nur wünschen könnte, und Alles könnte wieder schlecht werden, wenn er in Aufregung versetzt würde.

Aber wenn Don Carlos eingeschlafen oder ohne Bewußtsein war, dann stahl sich Philipp leise hinein, streckte die Hand nach dem Bett aus, schlug das Kreuz, und gab dem Sterbenden auf diese Weise seinen Abschiedssegen.

Auch durfte Don Carlos nicht seine liebenswürdige Stiefmutter sehen, die Königin, noch seine Tante Johanna: es war sein trauriges Loos, zu sterben, wie er zuletzt im Kerker gelebt hatte, unter den kalten Blicken seiner Feinde. Doch starb er im Frieden mit ihnen Allen. Einige seiner letzten Worte waren die, wodurch er seinem Vater seine Gefangenschaft vergab, und den Ministern, die ihm dazu gerathen.

Er wurde von Stunde zu Stunde schwächer. Kaum hatte er Kraft, den Ermahnungen seines Beichtvaters zuzuhören. Mit leisem, undeutlichem Murmeln betete er das Crucifix an, welches er beständig in der Hand hielt.

Am 24. Juli, bald nach Mitternacht, wurde ihm gesagt, der Tag St. Jakob's bräche an. Da erhob er sich im Bett, mit einem freudigen Gesicht, gab sein Verlangen kund, daß der Beichtvater die heilige Wachskerze in seine Hand gäbe — und schwach an seine Brust schlagend, als wenn er den Himmel für seine Vergehen um Gnade anflehen wollte, fiel er zurück und verschied, ohne auch nur zu stöhnen.

Nobili, der toscanische Gesandte, sagt: „Kein Katholik nahm jemals ein katholischeres Ende."

So ist der Bericht über die letzten Tage dieses höchst unglücklichen Prinzen, wie wir ihn in den Berichten des päpstlichen Nuntius und des toscanischen Gesandten fin-

den. Namentlich der Nuntius hatte entschieden die beste Gelegenheit, sich alle wünschenswerthe Kunde zu verschaffen.

XIV.

Sicher, der Prinz war höchst unglücklich. Seine ganze Umgebung beobachtete ihn mit Mißtrauen. Der Nuntius sagt: „Die Minister, welche Carlos haßte, wußten wohl, es würde ihr Untergang sein, wenn er je zum Throne gelangte."

Während es so Aller Interesse zu sein schien, Don Carlos aus dem Wege geschafft zu sehen, finden wir in Philipp's Charakter nichts, was solchen Tendenzen hätte entgegenwirken können. Wann hätte er je eine Beute fahren lassen, die einmal in seinen Händen gewesen? Wann verrieth er irgend ein Zeichen von Reue, wenn er ein Hinderniß von seinem Pfade fegte? In Fällen, wo es sich um Leben und Tod handelte, zeigte sich Philipp keineswegs scrupulös. Um sich des Antonio Perez zu entledigen, sandte er wiederholt einen Bravo aus.

Philipp's Charakter war finster und herzlos. Wir müssen uns erinnern, daß er in Sachen der Religion buchstäblich nach dem Grundsatze handelte: Der Zweck heiligt die Mittel; daß eines der Verbrechen, die Carlos zur Last gelegt wurden, Abfall vom Glauben war; und daß Philipp einst einem Ketzer, der zum Scheiterhaufen geschleppt wurde und zum König um Erbarmen schrie, antwortete: „Wäre mein Sohn solch' ein Elender wie Du, mit eigener Hand würde ich die Ruthen tragen, um ihn zu verbrennen."

So im Morgen des Lebens, wenig mehr als dreiundzwanzig Jahre alt, starb Carlos, Prinz von Asturien.

Niemand kam zu jener Zeit zur Welt unter so glänzenden Auspicien; denn er war der Erbe des edelsten Reiches der Christenheit; und die Spanier sahen schon in dem Knaben einen zukünftigen Herrscher, der dem Großvater Karl V. seinen Ruhm streitig machen würde. Doch er war unter einem bösen Stern geboren, der allen Gaben des Glückes entgegenarbeitete und sie in einen Fluch verwandelte.

Zwei Wintertage in der Schweiz.

Wer von der Schweiz spricht, denkt nur an erhabene Gletscher, duftige Matten, klare Gebirgsseen, kurz an alle die Herrlichkeiten, welche die reiche Natur des Landes dem Wanderer bietet. Der Tourist versucht sich zur Winterszeit in den Salons der Residenz an Schilderungen der Wengernalp, des Rosenlauigletschers, oder wenn das schon zu abgenutzt ist, an Lobeserhebungen der wilden, noch nicht so sehr „zu Schanden gereisten" Schönheiten Graubündtens, des Piz Languard und seiner Collegen. Ich will Ihnen dagegen von ein Paar kürzlich in der Schweiz zugebrachten Wintertagen erzählen. Vor der gefährlichen Nähe der Eisfelder werden wir uns dabei selbstverständlich anfangs December hüten; nicht einmal auf den Rigi werde ich Sie führen und sogar von dem auch jetzt leicht zu ersteigenden Uetli, dem „kleinen Rigi" der Züricher, nehme ich Abstand, obschon es verführerisch wäre, Ihnen einen oben bei warmem Sonnenschein im Freien verlebten Wintertag zu schildern, derweil der schöne See sammt der Stadt in wallende Nebel gehüllt sind. Ich ziehe es vor, Ihnen Einiges vom Leben der Städte zu melden, Dinge, die dem gewöhnlichen Touristen fern liegen, da er von den Schweizerstädten meistens nur die Preise der Gasthöfe zu berichten weiß, nicht unähnlich jenen Biedermännern, die nach dem Wesen der Wirthe, Kellner und Lohnkutscher den Charakter eines ganzen Volkes construiren und beurtheilen. Ich meinestheils gestehe gern, nicht so geschickt und nicht so kühn zu sein.

Neulich also führte mich eine Streifpartie auf Schweizer Boden. Als ich in Basel ankam, lachte ein so klarer Winterhimmel, wehte eine so warme Frühlingsluft, daß ich einen Tag zu verweilen beschloß. Hatte ich die gute alte Bischofsstadt doch lange nicht mehr gesehen, so daß es mich reizte, mich wieder mit ihr auf vertrauten Fuß zu stellen. Zudem ist mir die Münsterterrasse eins der traulichsten Fleckchen auf deutschredender Erde. Der Rhein kommt so jugendlich frisch und doch auch stattlich schon aus seiner Schweizer Heimath dahergezogen und wendet sich dann

jählings keck in entzückendem Schwunge nordwärts, als scheue er plötzlich vor Frankreich und wolle lieber durch deutsches Sprachgebiet seinen Lebensgang bis zum guten, fernen Ende fortsetzen. Wie mag dem treuen deutschen Strome zu Muthe gewesen sein, als man ihm die französischen Grenzpfähle hart bis in den Leib rückte! Von drüben her winken die sanftgeschwungenen Linien des Schwarzwaldes. Der klare, milde Wintertag hat sie in jenes sanfte Violet gehüllt, das in dieser Jahreszeit schöner als sonst die Rheinberge umgibt und mich sehnsuchtsvoll der alten Bonner Zeiten gedenken läßt, da die in Deutschland einzig malerischen Umrisse des Siebengebirges dem Auge zum ersten Male die Ahnung südlicher Formschönheit weckten.

Die Landschaft von Basel ist noch ganz deutsch. Sie hat nichts von den ergreifenden, ich möchte sagen heroischen Zügen der eigentlichen Schweizerlandschaften; sie ist still, in sich beschlossen, friedlich wie eine Idylle aus dem Herzen Deutschlands. Die Bergzüge schließen sanft den Horizont, wecken nicht durch immer höher hintereinander aufsteigende Kuppen die Sehnsucht in die Ferne. Es ist eine Umgebung für stille, ruhige, friedliche Leute. Wie anders dagegen zum Beispiel die Landschaft von Zürich mit ihren Terrassen von Bergen, die bis zum ewigen Schnee der Alpen kühner und kühner sich gipfeln und der Seele jenes rastlose Drängen und Streben mittheilen, welches von jeher der geistige Charakterzug der Stadt Zwingli's gewesen ist. Hier in Basel theilt nur der Rhein, der noch aufgeregt von seinem übermüthigen Sturz bei Schaffhausen und seinem jugendlichen Sprudeln und Schäumen bei Lauffenburg daherrauscht, der friedlichen Landschaft jene reizende Beimischung von Leben und Bewegung mit, welche die sonstige Stille nur noch anziehender macht.

Basel hat wie die meisten Schweizerstädte in seinem Kern viel Alterthümliches bewahrt. Malerisch enge Straßen, vielfach gewunden, auf- und absteigend, darin auf zahlreichen Plätzen manch origineller Brunnen mit seiner ewig wechselnden Staffage, geben dem Auge genug Unterhaltung und lassen es leichter vergessen, daß der Privatbau überwiegend das nüchterne Glaubensbekenntniß kunstarmer Zeiten an der Stirn trägt. Immerhin kann man sich doch noch an dem Rathhause mit seinem anziehenden Hofe und seinen Fresken, an mancher alten Kirche, an dem gewaltigen Spahlenthor und vor Allem an dem Münster mit seiner poetischen Umgebung schadlos halten. Die Kreuzgänge mit ihrer offenen Halle, die auf die schattenreiche Terrasse der alten Kaiserpfalz führt, die Baulichkeiten des Bischofshofes und vorzüglich das Münster gewähren ein lebendiges Bild einer charaktervollen mittelalterlichen Anlage. Zudem gehört die Restauration dieser Gebäude, die man, so viel ich weiß, dem Baumeister Riggenbach verdankt, zu den sorglichsten, besten, behutsamsten unserer Zeit.

Es ist im Ganzen ein Glück für das äußere Gepräge dieser Schweizerstädte, daß sie nicht jenen gewaltigen Zuwachs haben, der in unsern monarchischen Residenzen durch die unvermeidliche Centralisation des Lebens einen so schneidenden Zwiespalt zwischen ihren alten Straßenanlagen und ihren modernen Bedürfnissen hervorgerufen hat. Das moderne Leben hat dort nicht allein an der Peripherie aus der engen mittelalterlichen Haut fahren müssen, sondern auch im Innern haben breite, grade Verkehrslinien oft unbarmherzig den complicirten autochthonischen Zug des Straßengeäders durchbrochen. In der Schweiz ist das Innere der Städte meist unberührt geblieben; das neue Leben ergießt sich in vollem Strome durch die alten Canäle und findet sich, so gut es gehen will, mit der Enge dieser Pulsadern ab. Nur nach außen zwingt die wachsende Bevölkerung und mehr noch der gesteigerte Eisenbahnverkehr, die alten Grenzen städtischen Lebens zu durchbrechen. Je mehr Eisenbahndämme sich erheben, desto mehr alte Wallmauern müssen fallen; je weiter die Thore sich dem Weltverkehr öffnen, desto mehr mittelalterliche Thorthürme werden abgetragen. Das wachsende Leben innerhalb der Pforten sprengt überall die hemmenden Fesseln, und man darf sich glücklich schätzen, wenn bei diesem natürlichen und berechtigten Drang werthvolle Denkmäler der Vergangenheit gerettet werden können. In der Schweiz hat Genf mit diesem Verjüngungsproceß begonnen; Zürich, Bern und Basel folgen nach, und wenn selbst im hochconservativen Bern der alte, originelle Christoffelthurm sinken muß, so läßt sich denken, daß man an andern

Orten nicht zurückbleiben darf. So umgibt sich jetzt eben Basel mit einem Gürtel von grünen Anlagen und Spaziergängen, die im Halbkreis die Stadt umziehen, ihr Luft und Licht allwärts in die engen Gassen senden und die Verbindung mit den neuen prächtigen Bahnhöfen freier gestalten. Ebenso hat man am Rheinufer in Kleinbasel eine breite Promenade angelegt, die an sonnigen Wintertagen den Genuß eines reizenden Spazierganges angesichts der wackern alten Stadt mit ihrem Münster und den schmucken modernen Gebäuden der Lesegesellschaft, der Universität und des Museums gewährt. Wir hoffen, daß man in der Durchführung dieser neuen Anlagen die alten Thore überall da schonen werde, wo nicht die Bedürfnisse des Verkehrs ihre Abtragung gebieterisch heischen. Warum sollte nicht Alterthum und Neuzeit friedlich nebeneinander bestehen und ein künstlerisches Compromiß unter sich abschließen?

Ich sprach eben vom Museum und brauche kaum zu bemerken, daß ich niemals nach Basel komme, ohne wenigstens der ausgezeichneten Kunstsammlung desselben einen Besuch zu machen. Basel darf stolz auf sein Museum sein, auf den Inhalt desselben wie auf die bauliche Anlage. In freier Lage auf dem steilen Rheinufer gelegen, lockt es schon von fern durch seine Dimensionen. Der Eintretende gelangt durch ein hohes, würdiges Vestibul und über eine breite, stattliche Treppe in das Obergeschoß, wo unter gutem Oberlicht die kleine, aber gewählte Sammlung aufgestellt ist. Wo ein Meister wie Holbein den Kern eines Museums bildet, da ist ein guter Grund gelegt. Wie der Vater und der (allerdings wieder problematisch gewordene) Großvater des berühmten Künstlers den Grundstock der schönen Augsburger Galerie bilden (nur dort leider in sehr ungünstigen Räumen!), so Er hier in Basel. Es ist ein Hochgenuß, die Entwicklung einer localen Schule am Ort ihrer Entstehung verfolgen zu können. Dieser Genuß, den die italienischen Städte so mannigfach bieten, erfreut uns in Augsburg und auch in Basel, nur daß man in Basel gleich mit der Spitze beginnt, deren Heranreifen man erst in Augsburg kennen lernen muß. Anordnung, Aufstellung, Erhaltung der Sammlung sind musterhaft. Daß man auch in neuerer Zeit in gutem Sinne fortfährt, die Galerie zu vervollständigen, sieht man schon im Treppenhause an den Cartons von Cornelius und Schnorr. Aber auch die Gemäldesäle selbst legen davon genügendes Zeugniß ab. So fand ich unter den neuesten Erwerbungen ein beträchtliches Bild von E. Stückelberg, einem Baseler Maler. Es stellt eine jener heitern italienischen Volksscenen dar, wie sie sich unter blauem Himmel überall von selbst bilden, wo die Kirche irgend einen öffentlichen Aufzug veranstaltet. So auch hier. Einen gewundenen Bergpfad empor sieht man eine Procession zu einem Gotteshause schreiten. Köstliche Gruppen von Kindern, die Engel spielen oder am Wege lungern, von melancholischen jungen Mönchen und ruhigen, alten Kuttenträgern, von prächtigen Frauen und blühenden Mädchen, das Alles mit Feinheit dem Leben abgelauscht, mit Liebe hingestellt und in einen Hauch jener unvergänglichen Schönheit des Himmels und der Erde getaucht, die Italiens gesegnete, schicksalsvolle Fluren schmückt! Der Maler ist jung und verspricht nach diesem inhaltvollen Bilde wohl noch Bedeutenderes für die Zukunft.

Auch sonst regt sich's in Basel für künstlerische Unternehmungen. Dicht beim Münster wird an passend gewählter Stelle das Denkmal des Reformators der Stadt, Oecolampadius', errichtet werden. Ein wackerer Züricher Künstler, Professor Kaiser, hat in der kürzlich ausgeschriebenen Concurrenz den Preis davongetragen und die Ausführung bereits in Angriff genommen. Hoffentlich wird nun auch Zürich nicht mehr zögern, seinem tapfern Glaubenshelden Zwingli ein würdiges Denkmal zu setzen. Ist dazu doch ein vorzüglich geeigneter Platz dicht beim großen Münster, auf der hoch über dem Limmatufer gelegenen Terrasse, wo das Standbild weithin sichtbar wäre und an den Massen der Kirche einen ruhigen Hintergrund hätte.

Eine andere Frage, die Erneuerung des schadhaft gewordenen Denkmals der Schlacht von Sanct Jakob, ist seit Kurzem bei den Baselern in den Vordergrund getreten und hat ebenfalls zu einer Concurrenz geführt, die aber bis jetzt, wie es scheint, noch kein definitives Ergebniß geliefert hat. Das in Stans zu errichtende Winkelriedmonument

wird, wie Sie vielleicht wissen, von dem Baseler Bildhauer Schlöth ausgeführt.

Nachdem ich den Tag hindurch mancherlei im Reiche des Schönen gesehen und genossen hatte, brachte der Abend noch eine Gabe, auf die ich nicht rechnen konnte, die mir also doppelt willkommen war. Jakob Burckhardt, durch seine Bearbeitung der Kugler'schen Handbücher und mehr noch durch seinen Cicerone als ausgezeichneter Kunstforscher bekannt, durch sein „Zeitalter Constantin's des Großen" und die „Cultur der Renaissance" nicht minder als gediegener Historiker bewährt, hielt eine der Vorlesungen, mit welchen er diesen Winter allwöchentlich die gebildeten Kreise Basel's erfreut. Schon waren in den verflossenen Wochen des Novembers einige Vorträge vorausgegangen, die über verschiedene Gegenstände der Kunstgeschichte und Alterthumskunde handelten. Die Theilnahme an diesen Vorlesungen hatte sich so rasch und so bedeutend gesteigert, daß der Redner den Saal des Museums mit dem weit geräumigeren des Casino zu vertauschen gezwungen war. Mir war es von hohem Interesse, den Mann, den ich nach seinen Schriften für einen unserer bedeutendsten Kenner und Forscher im Reich der Kunstgeschichte halte, nun von einer neuen Seite kennen zu lernen.

Der Saal war gedrängt voll. Ueber fünfhundert Zuhörer, darunter eine große Anzahl von Damen, waren versammelt. Der Vortragende hatte sich's nicht leicht gemacht. Er trat auf eine erhöhte Estrade am einen Ende des Saales, stellte sich frei vor die Versammlung hin und hielt in ruhiger Rede seinen Vortrag. Er behandelte „das Mosaik." Mit einer schlichten Erklärung der Sache beginnend, rollte er in stetigem Flusse das Bild der Entstehung, Entwicklung und Umgestaltungen dieser Kunsttechnik vor den Zuhörern auf. Ihre Bedeutung für die Entfaltung der Malerei, ihre Schranken und ihre Verdienste, ihre Schicksale in der alten und neuen Zeit führte er von den ältesten Bodenmosaiken der assyrischen Paläste bis zur modernen, zierlich mosaicirten römischen Brosche in musterhafter Klarheit vor. Obwohl der Redner ganz frei sprach, beherrschte er doch seinen Gedankengang bis in's Kleinste und hatte zugleich des einzelnen Ausdruckes so vollständig Acht, daß er schon in technischer Beziehung durch makellose Form erfreute. Ich habe über ähnliche Gegenstände nur Einen mit ähnlicher Meisterschaft reden gehört: Gottfried Kinkel! Aber dennoch ist ein großer Unterschied zwischen dem Vortrage Beider. Kinkel behandelte ihn als Maler, Burckhardt als Plastiker. Bei Kinkel sah man ein reiches, belebtes Gemälde, farbenprächtig, voll Schatten und Licht, effectreich, wirksam, selbst durch die Modulationen einer äußerst biegsamen, wohllautenden Stimme noch mit dem Reiz einer mannigfachen perspectivischen Abstufung in Luft und Helldunkel ausgestattet. Bei Burckhardt sah man im klaren, ruhigen Flusse der Erzählung das Ganze wie einen antiken Relieffries sich abspinnen, eine jener schönen griechischen Compositionen, wo Gestalt auf Gestalt in reiner, plastischer Entfaltung vor unserm Auge dahinzieht, nicht minder lebensvoll und warm, wenngleich in anderer Weise, mit andern Mitteln bewirkt. Dem entsprach auch der sonore, schlichte und doch anregende Klang der Stimme. Welchen von beiden man vorziehen würde, ist Geschmacksache; vollendet ist Jeder in seiner Weise.

Vielleicht habe ich Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen in einer Zeit, wo die gewichtigsten politischen Reden zu Dutzenden uns entgegenschallen. Indessen tröste ich mich damit, daß in die gewaltigste politische Bewegung doch auch bisweilen ein Moment der Ruhe eintreten muß, um die gespannten Gemüther etwas in's Gleichgewicht zu setzen. Zudem will ich Sie nicht weiter von Reden unterhalten, sondern Sie auffordern, mir noch eine kurze Weile zu andern Dingen zu folgen. Ich führe Sie nach Zürich.

Von der herrlichen Lage der Stadt brauche ich Ihnen nicht zu erzählen; Sie wissen selbst, wie sich hier Lieblichkeit und Großartigkeit in der Landschaft verbinden. Selbst jetzt im Winter bot die Umgebung einen lachenden, reizvollen Anblick, zumal am Nachmittag, als aus dem feinen Silbernebel, der die Höhen vorher verschleiert hielt, die Glorie der Alpenwelt mit ihren zackigen Gipfeln über dem blauen, spiegelklaren See auftauchte. Dieser herrlichen Landschaft vermag sogar der Winter nichts anzuhaben.

Je unveränderter die Umgebung, desto veränderter fand ich die Stadt selbst.

Gegenüber dem erstaunlichen Wachsen des Verkehrs sind vor Allem die bisherigen Communicationsmittel unzureichend befunden worden. Wohl hält man auch hier lange und selbst zähe am Bestehenden fest; tritt aber die Nothwendigkeit einer Aenderung unabweislich hervor, dann geht man auch in gründlicher Weise an's Werk. Der Mangel an guten, fahrbaren Straßen in der rasch sich entwickelnden Stadt mußte Jedem auffallen. Ich kenne keinen andern Ort von gleicher Bedeutung, der in dieser Hinsicht so übel berathen wäre. Es war die höchste Zeit, daß man gegenwärtig durch Anlage einer Brücke und Durchführung der breiten Straße am rechten Limmatufer jenem unhaltbaren Zustand ein Ende machte. Auch der Complex von häßlichen Häusermassen an der Spitze des Sees, wo das neue Hotel Baur mit seinem schönen Garten sich erhebt, soll niedergelegt und in einen neuen Stadttheil verwandelt werden. Wie ich höre, hat Semper einen Plan dafür ausgearbeitet. Ebenso bedarf der Bahnhof eines Neubaues, der dem massenhaften Verkehr entspreche. Auch dazu hat derselbe geniale Architekt einen Plan entworfen, dessen Durchsicht mir zu Theil geworden ist. Ich erkläre ihn unbedenklich für eine der schönsten, durchgebildetsten Conceptionen dieser Art. Der originelle Baumeister hat sich von der Idee leiten lassen, die großartige Complication einer römischen Thermenanlage seinem Entwurfe zur Richtschnur zu geben. Die Einfahrtshalle würde darin jenen gewaltigen Hauptsälen der Thermen entsprechen, über deren 80 Fuß weite Kreuzgewölbe wir noch jetzt in gerechtes Erstaunen gerathen. Dank dem modernen Hilfsmittel des Eisens hat er aber, ohne die künstlerische Organisation wesentlich zu ändern, die Spannung auf 120 Fuß Weite steigern können. Es ist keine Frage, daß dieser imposante Raum an monumentaler Wirkung Alles überflügeln würde, was bis jetzt zur Lösung ähnlicher Aufgaben geleistet ist. Wie sich an diesen Hauptraum die übrigen Theile in klarer, zweckmäßiger Disposition anreihen und wie im Aufbau ein künstlerisches Grundmotiv consequent durchgeführt wird, ohne daß irgendwie ein absichtliches, willkürliches Suchen sich geltend macht, das in Worten zu beschreiben, würde ermüdend sein. Möchte man nur bei der Realisation dieses dringenden Bedürfnisses sich die Ausführung eines eben so praktischen als genialen Entwurfes nicht entgehen lassen.

Was man an einer künstlerischen Kraft wie die des Erbauers des Theaters und Museums von Dresden besitze, predigt den Einwohnern von Tag zu Tage vernehmlicher der gewaltige Bau des Polytechnicums, der schon weithin die Stadt und die Umgebung beherrscht. Auf dem über Zürich unmittelbar aufsteigenden, von den waldigen Höhen des Zürichberges geschützten Hügel, wo die prächtige Cantonschule (die in Sandstein übertragene Berliner Bauakademie), das langhingestreckte Spital, das Blindeninstitut, das zierliche Gebäude des Künstlerguts und die kürzlich durch Brand arg bedrohte Pfrundanstalt zu St. Leonhard liegen, wo ferner demnächst die ebenfalls von Semper entworfene Sternwarte Platz finden wird, erhebt sich der Stolz Zürichs, das neue Polytechnicum, welches die höchsten Lehranstalten der Stadt, die Universität und die eidgenössische polytechnische Schule, aufnehmen soll. Der Bau, welcher größtentheils schon unter Dach gebracht ist, bildet ein gestrecktes Rechteck, dessen Außenseiten sich um zwei große, ungefähr quadratische Höfe zusammenschließen. Diese werden durch einen Mittelbau getrennt, der den Haupteingang, das Vestibul sammt dem Treppenhause und der Aula aufnehmen wird. Er soll sich demgemäß über die gesammte dreistöckige Baumasse mit einem höhern Obergeschoß erheben, das der Künstler wirksam mit einer kolossalen korinthischen Säulenstellung zu decoriren gedenkt. An der Rückseite und den beiden Schmalseiten sind einfachere Portale angebracht.

Wirkt an dem gesammten Bau das treffliche Material eines hellgrünlichen Sandsteines, das jede Profilirung klar zum Ausdruck bringt, äußerst gediegen, so wird der Eindruck noch gehoben und zu einem vollkommen künstlerischen gesteigert durch den edeln Formcharakter, in welchem der Künstler ihn durchgeführt hat. Semper ist auch hier seinem ästhetischen Glaubensbekenntniß treu geblieben und hat den Renaissancestil zur Anwendung gebracht. Mit vollem Recht. Ich wüßte nicht, welcher künstlerische Ausdruck unserm Zeitalter innerlich und äußerlich so entsprechend wäre wie dieser. Unsere Lebensinteressen, unsere Bedürfnisse, unsere Gewohnheiten wurzeln in demselben Boden,

welcher jene edle Bauweise hervorgebracht hat. Daß sie keineswegs dem geistvollen Künstler eine conventionelle Schablone aufdrängt, keineswegs ein Prokrustesbett, in welches man, wohl oder übel, Gedanken und Anforderungen des Lebens zwängen müßte, beweist die mannigfaltige Entwicklung, welche jener Stil in der florentinischen, römischen, venetianischen, französischen, spanischen und deutschen Schule erfahren hat, beweisen die neuern glänzenden Versuche zu seiner Wiederaufnahme, unter denen die Semper'schen zu den geistvollsten und gelungensten gehören.

Sieht man aber vollends zu, was in andern baulichen Richtungen heutzutage geschaffen wird, so muß die Mehrzahl dieser Werke die eben angedeuteten Bestrebungen durch den Contrast nur noch glänzender in's Licht stellen. Man will heute durchaus einen neuen Baustil erzeugen. Als ob es etwas Widersinnigeres gäbe! Als ob man das, was unbewußtes, naturnothwendiges Product einer Zeit in der Gesammtheit ihres geistigen Strebens und ihrer materiellen Erfordernisse ist, durch ein allerhöchstes Gebot aus dem Boden stampfen könnte! Statt tüchtige Architekten heranzuziehen, ihnen große Aufgaben zu stellen und sich vor allen Dingen nicht in ihr künstlerisches Schaffen zu mischen, quält man die Architekten, die man hat, mit unmöglichen Anforderungen, verlangt von ihnen einen in Stein übertragenen Gesammtextract aller vorhergegangenen Stile, schreibt in der Welt umher an alle sachkundigen Männer und läßt sich Recepte kommen für die Erzielung eines neuen, zeitgemäßen Baustiles. Es fehlte nur, daß ein derartiges einliefe mit der medicinischen Anweisung: Nimm eine Dosis Spitzbogen auf gestelzten, beliebig zu verlängernden Pfeilern; kerbe in die Pfeilerecken etliche romanische Streckſäulchen, deren Capitellen Du nach Belieben fröhliches gothisches Laubwerk geben magst; schmücke die Arkadenbogen mit antiken Cassetten, deren Blumen aber, der mehreren Ergötzung wegen, in verschiedene architektonische Perioden hinüberschillern dürfen; verstreue dann rundbogige, flachbogige und gradsturzige Fenster in angenehmer Abwechslung über die Facade; theile selbige mit beliebigen mageren Gesimschen und Lisenchen, bald nach gothischer, bald nach romanischer oder auch antiker Weise; lasse italienischen Flachgiebel und nordischen Steilgiebel munter gegen spitzbogige Oeffnungen ankämpfen; kröne endlich das Ganze mit antiken Consolen, gothischen Bogenfriesen und griechischen Karyatidenjungfrauen, mögen Letztere noch so heftig gegen die mittelalterliche Nachbarschaft sich sträuben; rühre endlich das Ganze in einen Brei von Stuck, Gips, Zink und womöglich Pappe, und Du hast die wahrhaftige Architektur, wie sie unserer ästhetisch-confusen Zeit vollkommen entspricht.

Sie lachen vielleicht und schelten mich einen Uebertreiber und Spötter? Wollte der Himmel, es wäre so! Wünschen Sie sich aber zu überzeugen, daß ich nicht zu stark aufgetragen, daß vielmehr meine Schilderung noch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist, so gehen Sie nach München in die Neue Maximiliansstraße: vor dieser Münchener Zukunftsarchitektur verstummt vielleicht selbst Richard Wagner's Zukunftsmusik. Das Wort ist mir herausgefahren; es soll aber stehen bleiben, denn es zeigt, wie auf verschiedenen Kunstgebieten uns innerlichst verwandte Erscheinungen plagen. Ueberall soll ja das redliche Streben nicht verkannt werden, aus conventionellem Schematismus zu lebensfähigen Formen sich zu retten. Aber man glaube doch nicht, Das neu schaffen zu müssen, was längst für alle Zeiten als ewig giltige Basis vorliegt. Aus den gegebenen Formen, wenn man sie in lebendigem Sinne verwendet, entwickelt sich immer das wahrhaft Neue, Zukunftsvolle. Aber man zwinge sich und die Kunst nicht zu gewaltsamen Verrenkungen, die kein Glied auf dem andern lassen und an Stelle eines geistvollen Organismus zuletzt einen unklaren Gallimathias zu Tage fördern.

Eine ähnliche sinnlose Forderung ist die: unsere Zeit solle auch im Privatbau die großen Miethscasernen vermeiden. Es ist gewiß wunderschön, wenn man Straßen bauen kann wie die Victoriastraße in Berlin, wo jeder Besitzer für sich selber baut, und die mannigfachen Wünsche und Bedürfnisse sich architektonisch ausprägen können. Aber das sind seltene Ausnahmen. Man wird unsern großen Städten, wo so viele Menschen auf engem Raume untergebracht sein wollen, die Miethscasernen nicht verwehren können. Sie werden überall von selbst durch die Verhältnisse aus dem

Das neue Bürgerhaus in Zürich.

Bilder gebildet werden. Bei warmem und kaltem Wasserdampf gelten obige Sätze nicht. Ein Bad ist in seiner Wirkung auf warmes, reines, trockenes Dampf- d. Wärmeeinheiten, gleichbedeutend Calorien, d. Wärme, um Kilos oder Gramm Wasser um 1° C. zu erwärmen, z. B. 1 Kilo Wasser von 0° auf 1° C. erwärmt, 1 Kilo Wasser von 0° auf 100° C. erwärmt, 1 Kilo Wasser von 0° auf 100° C. verdampft, 1 Kilo Wasser von 100° auf 1000° C. erwärmt, 1 Kilo Wasser von 0° auf 1000° C. erwärmt, 1 Kilo Wasser von 0° auf 1000° C. verdampft, 1 Kilo Wasser von 1000° auf 1000° C. erwärmt, 1 Kilo Wasser von 1000

hurtigen Mauerpolier dutzendweise verübten Speculationshäuser wenigstens durch bescheidenere Dimensionen versöhnlich wirken.

Ueberhaupt lasse man das Bauwesen sich normal entfalten, ohne von oben her einzugreifen; dann wird unsere Zeit schon selbst dafür sorgen, daß sie sich — sei es nun liebenswürdig oder unliebenswürdig, denn das ist ihre Sache — charakteristisch darin ausprage. Will man aber etwas Künstlerisches, nun so bieten die Bauten für allgemeine öffentliche Zwecke den besten Anlaß dazu, und damit bin ich wieder beim Polytechnicum angelangt.

Es war sehr weise, daß man die künstlerische Gestaltung dieses Baues einem Manne wie Semper anvertraute. In keine bessern Hände hätte man die Sache legen können. Großer Prunk war freilich hier im Aeußern nicht zu entfalten: der Bau mußte einfach durchgeführt werden. Aber in der Eintheilung der Facaden, in ihrer variirenden Behandlung, in den großen Dimensionen, der edeln Flächengliederung, dem Vor- und Zurücktreten der einzelnen Theile herrscht eine so solide künstlerische Gestaltungskraft, ein architektonischer Sinn, der seiner Mittel so sicher ist, daß hierin allein schon die großartige Wirkung des Ganzen begründet liegt.

Den eigentlichen Triumph feiert indeß der Architekt erst im Innern. Es ist ihm gelungen, den Mittelbau in einer Weise zu entwickeln, daß ich kein Bedenken trage, ihn als eine der bedeutendsten architektonischen Conceptionen unserer Zeit zu bezeichnen. Ueber eine Freitreppe gelangt man in ein weites Vestibul, dessen Mittelraum in 32 Fuß Breite sich mit toscanischen Säulenstellungen gegen zwei schmalere Seitenschiffe öffnet. Ein flaches Spiegelgewölbe mit Stichkappen bedeckt den Raum. Er mündet mit einem großen und zwei kleinen Bogen auf das Treppenhaus, zu welchem man über zehn Stufen emporsteigt. Die Anordnung entspricht am meisten den genuesischen Palästen, jedoch mit verständigem Anschließen an die besondern Verhältnisse. Im Treppenhause führen rechts und links zwei breite Stiegen in die obern Stockwerke. Bleiben wir aber unten, so ladet uns eine zweite Bogenöffnung, der ersten entsprechend, in einen langen Saal, dessen 32 Fuß breites Mittelschiff durch Säulenstellungen von den schmaleren Seitenschiffen getrennt wird. In diesem 72 Fuß langen, 57 Fuß breiten Raume sollen die Gipsabgüsse des archäologischen Museums ihre Aufstellung finden. Die Vollendung des ganzen Baues, die spätestens im Sommer 1863 erfolgen dürfte, wird der Schweiz ein Gebäude geben, wie sie kein zweites besitzt und wie für ähnliche Zwecke kein anderes Land ein gleich herrliches aufgeführt hat. Es liegt das aber ganz im Charakter der Schweiz: denn wohin man auch komme, die Schulhäuser stehen überall unter den stattlichsten Gebäuden in erster Linie.

Als ich den Bau nach allen Seiten gehörig durchwandert hatte, führte mich mein Stern in das benachbarte „Künstlergütli.“ Es ist das eine anmuthige Besitzung des Kunstvereins, hoch über der Stadt gelegen, mit köstlicher Aussicht auf Zürich, den See und die Alpen. In einem mit Weinspalieren durchzogenen Garten liegt ein ordentliches, aus Quadern aufgeführtes Gebäude, in welchem gutbeleuchtete Räume für die Kunstausstellungen und mehrere Ateliers für Künstler enthalten sind. In letztern fand ich den schon oben erwähnten Maler Stückelberg aus Basel und den Züricher Maler Koller. Bei Ersterm sah ich neue Arbeiten, voll Poesie und einer wahrhaft venetianischen Gluth der Farbe. Letzterer war mir eine neue Erscheinung und dürfte auch manchem Ihrer Leser unbekannt sein.

Koller ist ebenfalls ein ganz junger Künstler. Um so bedeutender bedünkte mich, was er bereits in der Malerei geleistet hat. Er ist in erster Linie Thiermaler, und mit welcher Liebe und welchem Talente, das beweisen die prachtvollen lebensgroßen Studien, welche die Wände seines geräumigen Ateliers bedecken. Er geht der Natur mit einer Energie zu Leibe, daß er sie in fast täuschender Kraft der Wirklichkeit wiedergibt. Denken Sie aber nun nicht etwa an jene crass materialistische Richtung, in welcher bei uns der begabte Schmitson sein schönes Talent auf Abwege führt. Koller sucht nicht wie jener das Häßliche, Verwahrloste in der Natur auf, sondern das Schöne, Vollkommene, Gesunde. Deshalb ist seine Kunst auch so harmonisch. Im Auffassen des innern Lebens der Thierseele, im feinen Belauschen ihres Gebahrens und der lebendigen Wieder-

gabe ihrer leisesten Aeußerungen steht er schon jetzt sehr bedeutend da. Aber das Alles genügt ihm nicht; er ist ein Strebender und sucht durch unablässige Studien den Umkreis seiner Kunst zu erweitern. Er gehört nicht zu den Malern, die sich begnügen, leidliches Vieh (bisweilen auch unleidliches!) in eine abscheuliche Landschaft mit unmöglichen Menschen zu stellen. Vielmehr sind die landschaftlichen Umgebungen seiner Bilder mit derselben Liebe, demselben Verständniß, derselben Energie durchgeführt wie die Thiere. Beides gehört bei ihm unzertrennlich zusammen und wird endlich durch passende Hinzufügung edel und wahr empfundener menschlicher Gestalten abgerundet. So sind es Kunstwerke, die einen vollständigen Abglanz des Lebens im Walde und auf der Weide vor unser Auge zaubern, und zwar mit einer Frische, einem Glanz der Färbung, einer Kraft der Modellirung, einer Lebensfülle und Poesie, die durchaus nur auf höchste Ziele künstlerischer Harmonie ausgeht. Man darf dem trefflichen jungen Maler, wenn er auf diesem Wege beharrt, unbedenklich die glänzendsten Erfolge voraussagen.

Auch unter den ältern Künstlern will ich (da dieselben bereits bekannt sind) mit wenigen Worten auf den wackern Illustrator schweizerischer Geschichte, den Historienmaler Vogel und den in Stimmungslandschaften, sowohl seiner gebirgigen Heimath als auch nördlicher Meeresgestade, trefflichen Ulrich hinweisen, nun aber meinen Bericht schleunig schließen mit dem Wunsche, daß Ihnen diese beiden Tage in der Schweiz so kurz geworden sein möchten wie mir.

Zur Geschichte der Architektur. *)

Wie viel die Kunstgeschichte durch den Tod Franz Kugler's verloren, ist uns bei der Durchsicht der neuen Auflage seines berühmten Handbuchs wieder recht klar geworden, zugleich aber ist uns auch auf's Neue die Ueberzeugung entgegengetreten, daß das von ihm begonnene Gebäude nicht verlassen steht, sondern in allen Theilen von dem Herausgeber dieser letzten Ausgabe des Handbuchs, W. Lübke, weiter geführt und im schönsten Sinne ausgebaut wird. Kugler war der Erste, welcher die Kunstgeschichte populär zu machen verstand, der Erste, welcher den organischen Zusammenhang in der Entwicklung der Kunstthätigkeit mit der ganzen Culturentwicklung der Menschheit klar darstellte; an seiner Hand vermochte auch der Laie den staunenswerthen Gang der Völker zu verfolgen, dessen einzelne Stationen durch erhabene Denkmale bildender Kunst bezeichnet sind. Wohl ist es wahr, daß das Ganze der Kunstgeschichte noch gar jung ist, ein Reich, mit dessen Eroberung die Forscher noch eben erst beschäftigt sind, dessen Thäler und Wälder noch zu lichten, dessen wüste Steppen sie noch urbar zu machen haben; da ist es schwer, oft unausführbar, ein behagliches geographisches Netz darüber zu legen und Provinzen, Bezirke u. s. w. mit sauberen Farbenlinien voneinander zu sondern; um so verdienstlicher ist dann aber auch das ernste Bemühen der eifrigen Bebauer dieses Feldes, unter denen in neuerer Zeit sich besonders Kugler, Schnaase, Waagen, Lübke, Guhl u. A. ausgezeichnet haben.

Der vorliegende erste Band des Kugler'schen Handbuchs bringt zuerst die Vorstufen künstlerischer Gestaltung. Nachdem der Ursprung aller bildenden Kunstthätigkeit in kurzer Einleitung geschildert ist, werden die Urdenkmäler und deren weitere Entwicklung im nordeuropäischen Alterthum durchforscht, darauf die interessanten Reste der Baukunst und Sculptur in Nordamerika und den Südseeinseln, namentlich aber in Mexico und Central-Amerika, sowie das Verhältniß der letztern zu den Spuren des Kunstschaffens im östlichen Asien dargestellt. Manches seltsame Räthsel tritt uns in dieser Gruppe entgegen. Die Denkmäler der alten Culturlande von Südamerika, die des ehemaligen Incasreiches von Peru und den angrenzenden Districten, lassen eine umfassende, aber noch in entschiedener Strenge gehaltene Durchbildung einer kunsthistorischen Stufe voraussetzen, die einen merkwürdigen Standpunkt zwischen den ältesten Resten und dem Reichthum und der üppigen Pracht, welche die Werke aus der Blüthezeit der alten mittelamerikanischen Cultur, der von Mexico mit Einschluß der angrenzenden

*) Handbuch der Kunstgeschichte von Franz Kugler. Vierte Auflage. Herausgegeben von W. Lübke. Stuttgart. Ebner und Seubert.

central-amerikanischen Länder, zeigen. Man hat sich bemüht, die altamerikanische und besonders die mexicanische Cultur zuerst von europäischen Invasionen abzuleiten, und dann den Einfluß des östlichen Asiens darin zu erkennen geglaubt. Das Ergebniß der kunsthistorischen Betrachtung steht hiermit in Widerspruch. Am entschiedensten sind die Principien, auf denen die Gestaltung der architektonischen Denkmäler beruht; die amerikanischen Bauten tragen ein durchaus primitives Gepräge, bezeichnen auf's Entschiedenste, trotz all des überreichen Schmuckes, mit welchem sie versehen sind, eine Entwicklungsstufe, die sich noch erst der einfachsten Bildungsgesetze bewußt worden. Die Kunst des östlichen Asiens dagegen beruht auf einer ungleich mehr ausgebildeten Stufe, welche sie auch da nicht verleugnet, wo sie verzerrt und barbarisirt erscheint. Eine selbständige Eigenthümlichkeit der alten amerikanischen Kunst darf demnach angenommen werden, wenn auch an einzelnen Erscheinungen ein fremder Einfluß nicht zu verkennen ist.

Der zweite Abschnitt führt die großartigen Erscheinungen aus der altegyptischen Periode vor, und zwar von der ersten ältesten Blütheperiode, als deren Mittelpunkt Memphis mit seinen kolossalen Pyramiden und der räthselhaften Sphinx erscheint, bis zur Römerherrschaft

Hieran schließt sich die Betrachtung der Kunstwerke des alten Assyrien und des babylonischen Reiches, bis endlich in den Werken des Pelasgerthums, in Mittelitalien und Kleinasien, der Uebergang zu der ewig blühenden hellenischen Kunstperiode geschildert wird.

Welch ein gewaltiger Schritt von den ersten rohen Spuren architektonischen Schaffens bis zum Auftreten des feingegliederten, durchgeistigten Hellenismus, dessen zweite Periode uns schon die vollendetsten Baudenkmäler vor Augen führt! Zu reicher

Ansicht der südlichen Hälfte des Erechtheions.

Pracht entwickelt sich unter Andern die ionische Architektur im Tempel der Athene, der unter dem Namen Erechtheion die Akropolis ziert. Die Verhältnisse haben dort überall die graziöseste Anmuth und die technische Ausführung zeigt die feinste Vollendung.

An die griechische Kunst lehnt sich die Kunst der römischen Epoche in ihren drei Hauptperioden an. Der Tempel des Augustus und der Roma zu Pola in Istrien mit seinen korinthischen Säulen darf als ein besonders bezeichnendes und wohlerhaltenes Beispiel einfach italischer Tempelanlage angeführt werden.

Als die römische Weltherrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht stand, war die Kirche Christi gegründet worden. Von den Männern des Geistes verachtet, von den Trägern der Gewalt verfolgt, war ihrem stets mächtigeren Wachsthum dennoch kein Einhalt

Digitized by Google

geſchehen. Der neue Geiſt durchdrang die alte Welt mehr und mehr, aber eine neue Form war nicht in ſeinem Geleit. Er nahm überall die vorhandenen Formen und ſuchte dieſelben von Innen heraus umzugeſtalten, dem ganzen Weſen der neuen Lehre entſprach nicht die gewaltſame Umwälzung, ſondern ein allmäliges Durchdringen, ein friedliches Umformen des Vorhandenen.

So ſteht denn die erſte Periode der chriſtlichen Kunſt noch im nächſten Wechſelverhältniß mit der antiken Kunſt, folgt ihren Leiſtungen vorerſt noch unmittelbar und ordnet dann das aus ihr Herübergenommene

Tempel zu Pola.

einfach und klar zur Erfüllung der neuen Zwecke.

Es iſt in den Gebilden dieſer Periode noch ein Nachklang von der individuellen Lebenskraft der Gebilde claſſiſcher Kunſt und zugleich eine keuſche Stille, eine gemüthvolle Sammlung, ein gehaltener, ſelbſt großartiger Ernſt, ſo daß ſie, wie mangelhaft immerhin die Form im Verhältniß zur Blüthe der alten Kunſt ſein mag, doch durch jenen Hauch eines neuen geiſtigen Lebens und durch die Lauterkeit deſſelben vorzugsweiſe anziehend wirken.

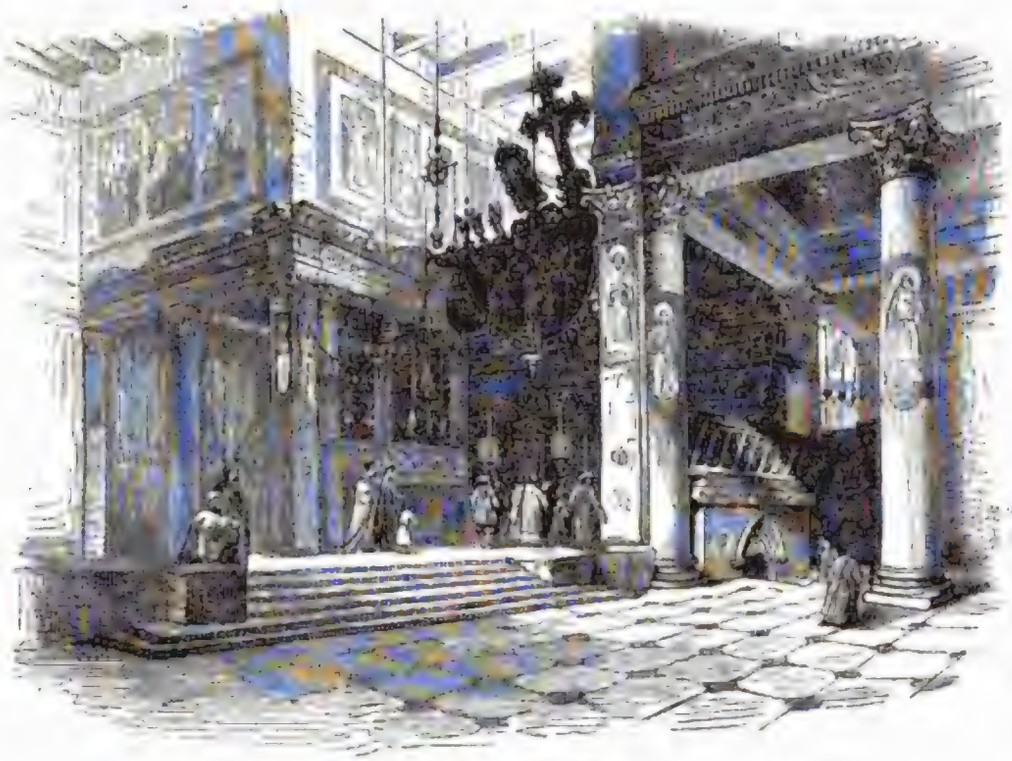
Die Cultuszwecke der chriſtlichen Kirche erforderten beſtimmte Räumlichkeiten, Gebäude von einer Einrichtung, welche mit der Erfüllung dieſer Zwecke im Einklang ſtand. Die vorzüglichſten waren die Verſammlungshäuſer der Gemeinde zur gottesdienſtlichen Erbauung, zum Anhören der heiligen Schriften und der Auslegung derſelben, zum gemeinſamen Gebet, zur Feier des Nachtmahles Chriſti. Als geeignete bauliche Muſter zu ſolchem Behuf boten ſich jene aller Orten vorhandenen großen Säle mit Säulengalerien dar, welche den Namen der Baſiliken führten; es ſcheint, daß man nicht ſäumte, kirchliche Verſammlungshäuſer nach dieſen Muſtern zu erbauen, ſobald nur eine öffentliche Bethätigung des Gemeindelebens verſtattet war. In dem Langraume der Baſilika und auf den Galerien ſammelte ſich das Volk, während in dem Halbrund des urſprünglich für richterliche Zwecke eingerichteten Tribunals, an der hinteren Schmalſeite, die Prieſter ſaßen und vor dieſen der Tiſch des heiligen Mahles, der Altar, errichtet war. Diejenigen aber, welche noch der Aufnahme in die Gemeinſchaft der Gläubigen harrten, in der Vorhalle des Gebäudes ihre Stelle fanden.

Merkwürdigerweiſe fanden ſich die älteſten Reſte chriſtlicher Baſiliken im heutigen Algerien, der weiland afrikaniſchen Provinz des römiſchen Reiches, wo das Chriſtenthum frühzeitig blühte. Dieſe Baſiliken zeigen ein Gemiſch von römiſch-egyptiſchem Stile, während die ſpäteren chriſtlichen Kirchenbauten aus der Zeit Conſtantin's des Großen, der das Chriſtenthum zur Staatsreligion erhob, den byzantiniſchen Einfluß kennzeichnen, der dann ſpäter in der Sophienkirche zu Conſtantinopel und anderen zur vollen Geltung kam. Mehrere Kirchen in Rom und Jeruſalem, ſodann die, von Conſtantin's Mutter, Helena, erbaute Kirche

Digitized by Google

zu Bethlehem, gehören der ältesten Periode christlicher Baukunst an, sind jedoch im Laufe der Zeit vielfach umgebaut und restaurirt worden. Eine feierliche Wirkung ist diesen einfachen Räumlichkeiten eigen.

Eine sehr wichtige Periode für die Entwicklung der christlichen Baukunst ist die Zeit, in welcher Karl der Große die neue Lehre im nördlichen Deutschland verbreitete. Seine Residenzstadt Aachen ward mit mannigfachen und ansehnlichen Werken geschmückt, unter denen das Bewundertste der



Inneres der Kirche zu Bethlehem.

dortige Münster war, gebaut von 796 bis 804, und bis auf unsere Tage erhalten. Dieses Bauwerk gibt indeß nur das Zeugniß materieller Tüchtigkeit in der Ausführung vorhandener Muster, noch aber nicht das einer Erfrischung, einer Neubelebung des architektonisch künstlerischen Gefühles. Verschiedene andere Baureste des fränkischen Reiches bekunden das Hervorbrechen einer eigenthümlichen Geschmacksrichtung, bei welcher, wie es scheint, ein fremdländischer Einfluß thätig war.

Bevor Kugler zur Schilderung der Weiterentwicklung christlicher Kunst, deren Hauptschauplatz Mitteleuropa wurde, schreitet, gibt er eine höchst interessante Uebersicht der Kunst in den Reichen der Sassaniden und der Indo-Skythen, beschäftigt sich mit den Hindus und deren Ausläufern, an welche sich die Uebertragungen der indischen Kunst in Java, Nepal, Pegu und China anreihen. Wie in der europäischen Cultur die christliche Kunst das Erbe der Römer antrat, so bildete das neue persische Reich die mittelasiatische Cultur weiter, und brachte die alte assyrisch-babylonische Kunst zur höheren Entwicklung.

Der Geist des indischen Volkes bekundet sich in einer reichgestaltigen Poesie, in tiefsinnig mystischen Doctrinen; er hat bauliche und bildnerische Denkmäler mannigfacher, sehr eigenthümlicher Art hinterlassen. Schon aus den großen epischen Gedichten, deren Abschluß in das vierte Jahrhundert v. Chr. fällt, und aus den Nachrichten bei Gelegenheit von Alexander's Zuge in das alte Indusland, lernen wir Städte kennen, welche mit mächtigen Ziegelwällen und Mauerthürmen oder mit Pfahlwerk geschützt und von breiten Wassergräben umgeben waren. Einzelne Städte hatten eine kolossale Ausdehnung; ihr Inneres wird als ein Bild anmuthiger Heiterkeit geschildert, mit reinlicher Bewässerung, mit schattigen Parks, mit Tempeln und Palästen, deren Thore, Höfe, Hallen, Terrassen gepriesen werden, die königlichen Residenzen mit aller Pracht, namentlich mit Goldsäulen geschmückt.

Digitized by Google

Als architektonische Ueberreste aus dieser ältesten Periode der indischen Kunst dürften die halbkugelförmig sich erhebenden Mausoleen, Topes genannt, gelten, sodann die Grottentempel, deren Inneres in seltsamer, symbolischer Weise ausgeschmückt ist. Dieser Grottenbau ist denn auch in den folgenden Perioden weiter gebildet worden und noch heute erregen die Tempel zu Elephante das Staunen der Kunstforscher.

Die Uebertragungen des indischen Baustils zeigen sich besonders charakteristisch in China. Das mystisch Geheimnißvolle, das künstlerisch Erhabene hat dort dem praktisch Verständigen, dem kleinlich Aufgeputzten Platz gemacht; ein gewisser Sinn für lebhafte, bunte Ueberladung spricht sich in den Tempeln und Bauwerken der Chinesen aus.

Chinesischer Tempel.

In praktischen Bauanlagen, wie die kolossale Schutzmauer oder der große Kaisercanal, haben die Chinesen dagegen namhaft Bedeutendes geleistet.

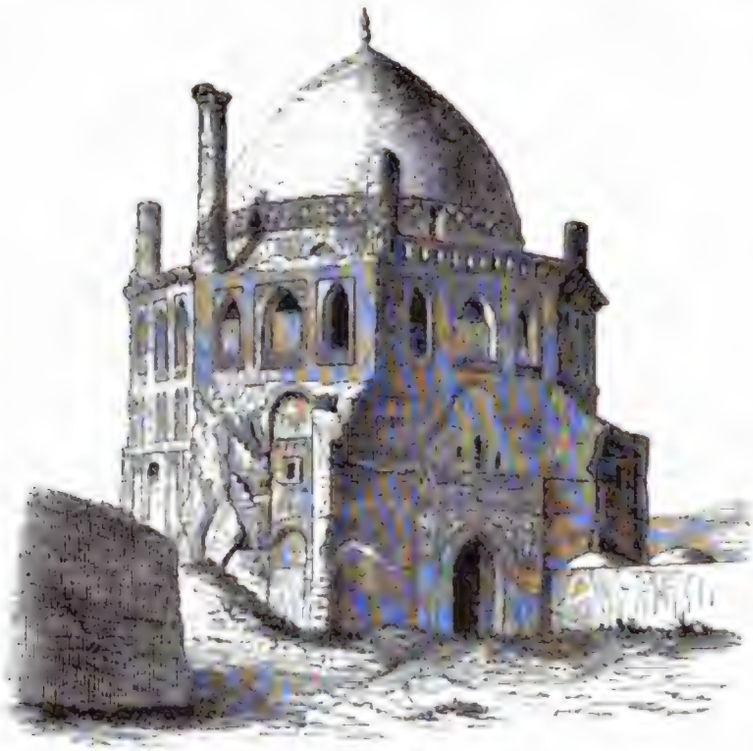
Eine sehr interessante Gruppe bilden die Erscheinungen der mohamedanischen Architektur, in Verbindung mit dem Auftreten der orientalisch-christlichen Kunst, wie sie die Bauwerke der Russen zeigen. Auch die architektonischen Werke der Armenier und Perser gehören größtentheils hierher; Bauwerke zu Eriwan, zu Nakschowan, besonders aber die großartige Moschee zu Sultanieh, ein mächtiger, achteckiger Kuppelbau, sind als Prachtwerke dieser mohamedanischen Richtung zu nennen. Namentlich aber fesseln uns hier die Verschmelzungen, welche, zu einer ganz eigenthümlichen Vollendung geführt, die Werke der maurischen Architektur in Spanien und anderwärts aufweisen.

Ein neuer wichtiger Abschnitt beginnt mit der Kunst des occidentalischen Mittelalters. Bis zum zehnten Jahrhundert hatte in den westeuropäischen Ländern der altchristliche Baustil geherrscht, in den Formen antiker Tradition, in denen das neue geistige Bedürfniß seinen Ausdruck suchte, unter einzelnen Einflüssen der byzantinischen Kunst, welche seinen Formen ein dem Orient zugeneigtes Gepräge gegeben hatten. Die nordischen Nationen waren, sehr geringe Ausnahmen abgerechnet, noch nicht im Stande gewesen, auf das Ueberlieferte eine selbständige Einwirkung auszuüben. Mit der Epoche des zehnten Jahrhunderts traten veränderte Verhältnisse ein. Aus dem wirren Gemisch der Volksstämme, welche die Stürme der großen Völkerwanderung durcheinander getrieben, aus den volksthümlichen Conglomeraten, die während der Dauer von Jahrhunderten in unorganischer Verbindung durcheinandergelegen, gingen neue Nationen und Staaten in eigenthümlicher, innerlich sich entwickelnder Gestaltung, in mehr oder weniger bestimmter Abgrenzung hervor. Mit selbständiger Kraft, in vielfach verschlungener Wechselwirkung, verbunden durch die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses und der kirchlichen Institutionen, griffen sie nunmehr in den Kunstbetrieb ein, zu dessen Bethätigung die neue Gestalt des Lebens aufforderte.

Im Ganzen der Entwicklung dieser mittelalterlichen Kunst, namentlich der Baukunst, sind zwei Hauptstufen, zwei Grundformen der stilistischen Behandlung, deren eine der andern nachfolgt, zu unterscheiden: die Kunst des sogenannten romanischen und die Kunst des sogenannten gothischen Stils. Die romanische Kunst bildet die erste Stufe und von ihr aus bildet sich die Kunst des gothischen Stils, deren Ursprung als ein Bruch mit der Tradition, als ein selbständiges Verkörpern des universellen Geistes, wie ihn das Christenthum im Mittelalter förderte, erscheint. Beide Richtungen zeigen ihre schönsten Blüthen im Kirchenbau, denn

das außerkirchliche Kunstschaffen bleibt während der Zeit des Mittelalters gering.

Der vorliegende erste Band des Handbuchs enthält nur vorläufig die Darstellung der verschiedenen Perioden des romanischen Stils in den Culturstaaten Mitteleuropa's. Die eigentliche Blüthe der Kunst des romanischen Stils fällt in die Epoche des Kaiserthums als weltbewegende Macht, vom Eintritt des sächsischen Herrschergeschlechts bis zum Ausgange des hohenstauffischen. eine andere Kunstform nöthig gemacht hatte. Sein Ende ist je nach den verschiedenen Nationen verschieden; in Nordfrankreich, wo der abweichenden Richtung zuerst die Bahn bereitet ward, fängt er schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu erlöschen an; in andern Landen dauert er, zum Theil noch in sehr bedeutender Bewährung, bis tief in das dreizehnte Jahrhundert hinab, in einzelnen Fällen selbst noch über dessen Grenzen hinaus.

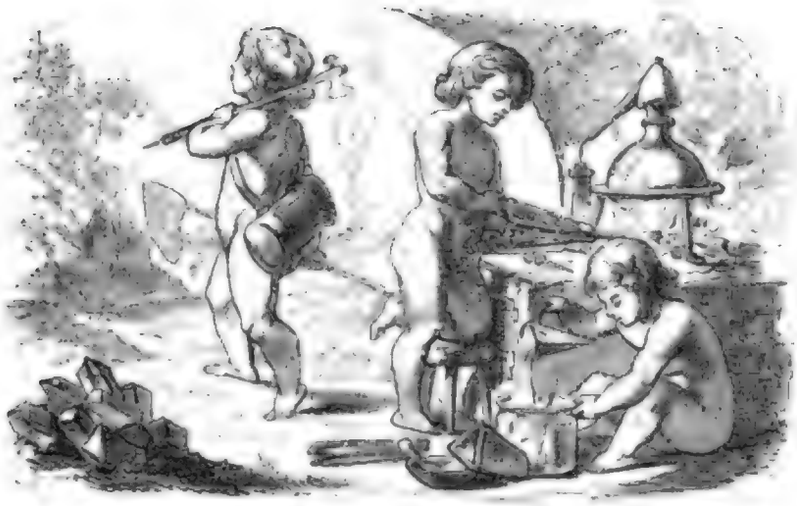


Moschee zu Sultanieh.

Ruhevolle Majestät, festes Maß, gedankenhafte Entwicklung bilden, im Erstrebten wie im Erreichten, die Grundzüge dieses Stiles, während die Phantasie zum Theil gebunden erscheint, zum Theil ihre Schätze verschwenderisch ausbreitet, und unter ihrem Geleit jene Fülle nationaler Unterschiede Gestalt gewinnt. Eine Reihe von Entwicklungsstufen, eine Wechselwirkung mit den allgemein geschichtlichen Verhältnissen, führt den Stil von seinen ersten Anfängen, die im zehnten Jahrhundert aus der ältern Tradition hervorgehen, bis zu seiner glanzvollsten Entwicklung und zu den Momenten der Entartung, welche sich ergeben mußten, als ein anderes weltgeschichtliches Bedürfniß

Wir verweisen unsre Leser in Bezug auf Einzelheiten auf das Werk selbst. Mit gewissenhafter Benutzung der reichen Quellen hat Kugler es verstanden, eine großartige historische Schilderung zu geben, die sich nicht an blutige Siege und heldenhafte Namen, sondern an die friedlichen Werke stillwaltender Künstler anlehnt, und dabei innerhalb derjenigen Grenzen sich hält, welche das Werk auch für weitere Kreise anziehend und belehrend macht. Wir werden seiner Zeit auch über den inzwischen erschienenen zweiten Band des Handbuchs berichten, dessen Inhalt den Stoff zu einer sehr interessanten Schilderung der Entwicklung des gothischen Stils in der bildenden Kunst bietet.

Digitized by Google



Die fossilen Regentropfen.

Von

Jakob Röggerath.

Die Bezeichnung „fossile Regentropfen" („gouttes d'eau fossiles") klingt seltsam und ist nicht einmal richtig. Die Geologen bedienen sich bloß der Kürze halber dieses Namens für die Spuren vorweltlicher Regentropfen, welche auf der Oberfläche gewisser Sandsteinschichten beobachtet worden sind. Es liegt nichts Auffallendes darin, anzunehmen, daß es auch während der Entstehung der Sandsteinschichten in den geologischen Epochen geregnet habe, selbst müssen die Regen damals viel häufiger gewesen sein, als sie es jetzt sind; der Erdkörper und seine Atmosphäre in jenen Perioden war, wie uns die geologischen Schlußfolgen lehren, von solcher Beschaffenheit, daß die meteorologischen Processe mit großer Energie auftreten mußten. Jene zurückgebliebenen, deutlichen Spuren der vorweltlichen Regentropfen gewinnen aber, wie der verdienstvolle Geologe Naumann sehr richtig sagt, „ein eigenthümliches Interesse, indem sie den Beweis liefern, daß eine so geringfügige und vergängliche Wirkung, wie sie der Aufschlag eines vor Myriaden von Jahren gefallenen Regentropfens hervorbrachte, dennoch durch ein unvergängliches Monument bis auf den heutigen Tag erkennbar geblieben ist."

In einer frühern Mittheilung von mir über Thierfährten in Gesteinen habe ich bereits in den „Illustrirten Deutschen Monatsheften" (Band VII, Seite 639 ff.) das ganz Allgemeine von den fossilen Regentropfen zur Sprache gebracht und dabei die schlagende Beobachtung von Lyell erwähnt, welcher solche Regentropfenspuren nebst Fußtapfen von Vögeln nicht allein auf angeschwemmtem schlammigen Sande sich bilden sah, sondern dieselben Erscheinungen auch im Innern der bereits zu Sandstein erhärteten Schlammmassen auf dessen Schieferblättern nachwies. Fallen Regentropfen auf die Oberfläche von weichen, zusammendrückbaren Ablagerungen, z. B. auf feine Asche oder Sand der vulcanischen Auswürfe, wie am Vesuv, auf feuchten sandigen Schlamm am Gestade des Meeres nach dessen Zurücktreten bei der Ebbe, auf feuchten Thon u. s. w., so werden sie darauf vertiefte Eindrücke hinterlassen, grade so als wären Erbsen oder andere kleine feste Kugeln mit einer entsprechenden Kraft auf eine solche Unterlage geworfen worden. Ist diese aber von solcher Art, daß sie durch Eintrocknen erhärtet, so werden die Vertiefungen bleibend, und bilden sich weitere Schichten von ähnlicher Natur über der festgewordenen Unterlage, so müssen wir Spuren der Regentropfen auch im Innern der Gesteinsmassen wiederfinden, und zwar immer als kleine Vertiefungen auf der nach oben gekehrten Seite einer jeden Schicht, dagegen im Relief auf ihrer untern Seite. Hat sich der Regen während der ganzen Ablagerung mehrmals wiederholt, so sind daher seine Spuren eben so oft in der Schichtenfolge

der entstandenen Gesteinsablagerung zu erkennen. Der Hergang ist ganz einfach und naturgemäß. Cunningham beobachtete zuerst dergleichen Eindrücke vorweltlicher Regentropfen im bunten Sandstein von England, und Buckland gab schon im Jahre 1838 die entsprechende Erklärung. Seitdem sind sie in diesem Lande an mehrern Punkten aufgefunden worden, ebenfalls auch in Nordamerika, und viele ausgezeichnete Beobachter haben die Erklärung anerkannt, so Wart, Elie de Beaumont, Lyell, Naumann u. A.

Neuerlichst hat aber der französische Paläontologe Marcel de Serres einen neuen Fund von Regentropfenspuren, welcher in Frankreich gemacht worden ist, in der Pariser Akademie der Wissenschaften besprochen (Comptes rendus des séances de l'académie des sciences. 7 Octobre 1861), und Einiges davon hervorgehoben, wodurch die richtigen Anschauungen dieser Erscheinung noch mehr bestätigt werden. Man fand sie hier auch im bunten Sandstein in der Gegend von Plombières-les-Bains im Departement der Vogesen, und Herr de Bretonniere von Dijon war der Entdecker. Sie sind an dieser Localität in großer Ausdehnung in einem Steinbruche vorhanden, nahe an der Landstraße im Thale Ajol, und wiederholen sich in einer großen Anzahl der Schichten. Die obersten Schichten, auf welchen sie vorkommen, sind noch mit einer Schichtenfolge von Sandstein von etwa zwanzig Meter Mächtigkeit bedeckt. Die Größe der Regentropfenpunkte auf den Schichten ist verschieden, von einem bis drei Centimeter Durchmesser. In der Gestalt sind sie alle einander ähnlich, aber in der Tiefe verschieden. Das Eine und das Andere deutet natürlich an, daß die Dicke und die Kraft der Regentropfen nicht immer dieselbe gewesen ist. Meist haben die Vertiefungen einen etwas aufgeworfenen, schmalen Rand, wie er sich ergeben muß, wenn Regentropfen mit einer gewissen Kraft in eine nachgebende oder weiche Masse sich eindrücken. Auch finden sich hin und wieder bei jenen Spuren Eindrücke von fadenartigen, gebogenen Körpern, welche von Würmern herrühren könnten, wie solche so gern beim Regen an die Oberfläche kommen. Einzelne Regentropfen sind nahe auf dieselben Stellen gefallen, ihre Spuren decken einander beinahe, aber jede der Vertiefungen hat ihren besondern, deutlich erkennbaren hervorgetretenen Rand. Man hatte eingewendet, daß bei anhaltendem Regen die Spuren der Tropfen verwischt werden müßten. Wenn dieses auch bei den zuerst fallenden Tropfen eintreten wird, so können doch die zuletzt fallenden ihre Spuren auf der Oberfläche hinterlassen. Die vorerwähnte Thatsache liefert den Beweis dafür. Buckland hatte schon an der Gestalt der fossilen Regentropfen erkannt, daß manche von einem langsamen ruhigen Regen, andere dagegen von Gewitterregen, bei welchem große Tropfen fallen, herrühren. Auch haben die Eindrücke mitunter eine schiefe Lage, welches auf die Richtung und Stärke des Windes zu beziehen sein möchte, welcher den Regenfall begleitet hat. Man fand sogar in Nordamerika die fossilen Regentropfen auf und bei den Fährten oder Fußtapfen von riesigen, dreizehigen vorweltlichen Vögeln (Ornitichnites giganteus). Die Sandsteinschichten sind allerdings im Meer gebildet, aber in der Zeit, wo es auf ihre Oberfläche regnete und Vögel darüber wegwanderten, ragten sie aus dem Meere hervor, bildeten wahrscheinlich seinen Strand.

Mehr Beweise wird es nicht bedürfen, daß die sogenannten fossilen Regentropfen wirklich ihrem Namen entsprechen. Hat auch diese richtige Erkenntniß keine sehr große Bedeutung für die Geologie und bringt sie auch nur einen ephemeren und localen meteorologischen Zustand während der Schichtenbildung zur Klarheit, wie wir ebenfalls nicht ganz selten in Ablagerungen von fossilen Pflanzen aus ihrem Blüthen- oder Früchtenstande erkennen, in welcher Jahreszeit ihre Einhüllung in die Gesteinsschichten stattgefunden hat, so sind solche Thatsachen doch von besonderm Werthe, um darzuthun, daß die umsichtige Beobachtung den Geologen selbst in scheinbar kleinen Dingen zu einer großen Genauigkeit und Bestimmtheit in den Schlußfolgerungen über vorweltliche Zustände zu führen im Stande ist. Es sind dieses einzelne Beispiele von den zahlreichen Inschriften und Münzen, welche der Naturforscher gleich dem Archäologen und Geschichtsforscher zu entziffern und auszudeuten hat.

Ueber die Erklärung der Geyser auf Island.

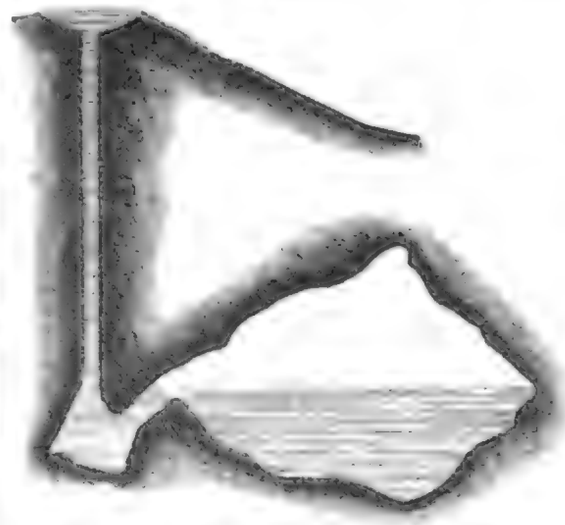
Von Friedrich Mohr.

Ueber die Erscheinung der Geyser auf Island liegen eine große Anzahl sehr übereinstimmender Berichte vor. Von einem der ältern Reisenden, Makenzie, welcher im Sommer 1810 Island bereiste, stammt zugleich die erste Erklärung des Geyserphänomens her. Nachher haben noch viele andere Reisende, darunter Bunsen, der Amerikaner Pliny Miles, der irländische Peer Lord Dufferin und der deutsche Gelehrte Dr. Winkler genaue Beschreibungen davon mitgetheilt, welche untereinander so vollkommen übereinstimmen, daß Jeder sich daraus ein sehr klares Bild machen kann. Für die Leser dieser Zeitschrift möge die interessante Beschreibung des Dr. Winkler, im 9. Bande der illustrirten Monatshefte Seite 65, mit ihren gelungenen Abbildungen in's Gedächtniß zurückgerufen und alles dort Gesagte als bekannt vorausgesetzt werden. Diese einzig auf dem Erdboden hier vorkommende Erscheinung hat sehr früh nicht nur die Reisenden, sondern auch die Gelehrten zu Versuchen veranlaßt, dieselbe nach sonst feststehenden Thatsachen der Physik zu erklären.

Die von Makenzie zuerst aufgestellte Hypothese von unterirdischen Hohlräumen, welche sich abwechselnd mit kaltem Wasser und nach dessen Erhitzung mit Wasserdampf füllen sollen, hat lange Zeit die unbestrittene Herrschaft besessen, bis sie durch die Untersuchungen von Bunsen umgestoßen wurde.

Die Figur 1 zeigt die Art und Weise, wie man sich die Gestaltung des Erdinnern dachte. Zunächst ist bei dieser Darstellung keine Rücksicht auf den Zufluß von neuem Wasser genommen. Die größte Schwierigkeit dieser Hypothese beruht auf der Unmöglichkeit, die durch Jahrhunderte fortgesetzte Dauer der Erscheinung zu erklären. Die Größe des Hohlraumes oder wenigstens des bis zum Ausströmen von Dämpfen ruhigen obern Theiles ist durch die Menge des bei einem Auswurfe verloren gehenden Wassers gegeben. Diese Menge ist nicht sehr bedeutend, und da bleibt es ganz unbegreiflich, wie aus den Wänden eines so kleinen Raumes, der mit schlecht wärmeleitendem Gestein umgeben ist, die nöthige Menge Wärme zutreten könne. Im Gegentheil ist anzunehmen, daß ein beschränkter Hohlraum durch periodisch eintretendes kaltes Wasser sehr bald ganz abgekühlt werden würde und damit die Erscheinung aufhören müßte. Kaltes Wasser muß aber angenommen werden, um den gebildeten Dampf wieder zu verdichten und dadurch die bis zum nächsten Ausbruch verlaufende Zeit zu erklären.

Fig. 1.



Idealer Geyserdurchschnitt nach der alten Theorie.

Eine andere Schwierigkeit besteht in der Art und Weise, wie sich der Geyser wieder füllt. Da eine Eruption des Geysers nur wenige Minuten dauert, so muß man der Röhre, welche den Hohlraum mit dem senkrechten Geyserrohr verbindet, einen sehr großen Querschnitt geben, damit die ausgeworfene Menge Wasser in der kurzen Zeit des Ausbruches hindurchkönne. Im folgenden Augenblicke soll aber durch Verdichtung der Wasserdämpfe im Hohlraum dieser letztere sich wieder mit kaltem Wasser füllen. Es müßten also auch die Zuflußcanäle des nachdringenden kalten Wassers eben so weit sein, um dies in derselben kurzen Zeit des Ausbruches fertig zu bringen. Wenn aber die Canäle des kalten, mit stärkerm Drucke nachdringenden Wassers weit sind, so ist unbegreiflich, warum das auf 10 Fuß Tiefe ausgeleerte Geyserrohr sich erst nach vielen Stunden wieder füllt. Gibt man aber den Zuflußcanälen einen kleinen Querschnitt, so müßte ein viel größerer Theil des Inhaltes des Geyserrohres

bei der Verdichtung der Kälteluft, da hier Wärmeverluste ausgeschlossen sind, so ist dieser Fall nur theoretisch wertvoll. Beim Fall 2 wird die Kälteluft in einem Kühler vor der Verdichtung stark gekühlt, was eine Leistungsverbesserung ist, jedoch eine Ver-

Abb. 6.

Kühler Bauart Linde für Kälteluft und Wasser.

minderung der Kälteleistung durch Wärmeverluste bedeutet. Im Fall 3 wird die Kälteluft nach der Verdichtung in einem Kühler durch Wasser gekühlt, was eine Verbesserung der Kälteleistung bedeutet, jedoch Wärmeverluste nicht ausschließt. Im Fall 4 wird die Kälteluft vor der Verdichtung durch Wasser und nach der Verdichtung durch Kälteluft gekühlt, was eine Verbesserung der Kälteleistung bedeutet, jedoch Wärmeverluste nicht ausschließt. Im Fall 5 wird die Kälteluft vor der Verdichtung durch Kälteluft und nach der Verdichtung durch Wasser gekühlt, was eine Verbesserung der Kälteleistung bedeutet, jedoch Wärmeverluste nicht ausschließt.

Bei einer Kompressionsendspannung von 10 Atm. Überdruck und einer Kühlwassertemperatur von 15° C ergeben sich folgende Werte:

Fall	Kälteleistung	Kälteverbrauch
1	100,0 %	100,0 %
2	106,2 %	94,2 %
3	111,1 %	90,0 %
4	117,6 %	85,0 %
5	117,6 %	85,0 %

Diese Werte sind theoretisch. Praktisch ist der Fall 1 der ungünstigste, der Fall 5 der günstigste. Der Fall 4 ist praktisch ebenso günstig wie der Fall 5, weil die Kühlung des Wassers durch Kälteluft nicht wirtschaftlich ist. Der Fall 3 ist praktisch günstiger als der Fall 4, weil die Kühlung des Wassers durch Kälteluft nicht wirtschaftlich ist. Der Fall 2 ist praktisch günstiger als der Fall 3, weil die Kühlung der Kälteluft vor der Verdichtung durch Wasser wirtschaftlicher ist als die Kühlung der Kälteluft nach der Verdichtung durch Wasser. Der Fall 2 ist praktisch günstiger als der Fall 1, weil die Kühlung der Kälteluft vor der Verdichtung durch Wasser wirtschaftlicher ist als die Kühlung der Kälteluft nach der Verdichtung durch Wasser.

Die Kühlung der Kälteluft durch Wasser ist in folgenden Kühlern verwirklicht: Bauart Linde (Abb. 6), Bauart Sulzer (Abb. 7). Bei diesen Kühlern ist ein Wasserverlust ausgeschlossen, da das Kühlwasser nicht mit der Kälteluft in Berührung kommt. Der Wasserverbrauch ist daher gering.

Bei dem Kühler der Bauart Linde (Abb. 6) wird die Kälteluft durch Rohre geführt, die von Wasser umspült werden. Die Kälteluft tritt durch den Stutzen *a* ein, durchströmt die Rohre *b* und tritt durch den Stutzen *c* aus. Das Kühlwasser tritt durch den Stutzen *d* ein, umspült die Rohre *b* und tritt durch den Stutzen *e* aus. Der Kühler ist in einem Gehäuse *f* eingebaut.

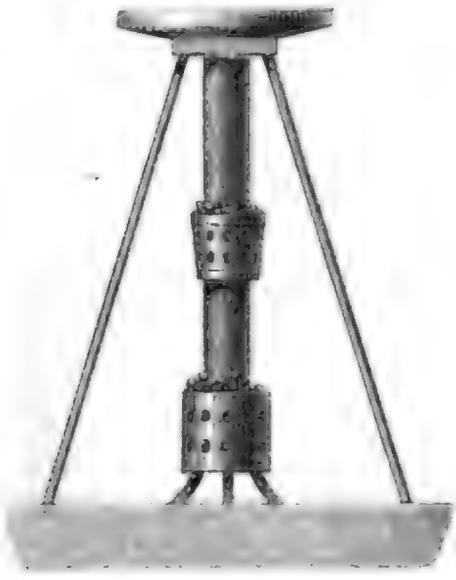
Abb. 7.

Kühler Bauart Sulzer für Kälteluft und Wasser.

Bei dem Kühler der Bauart Sulzer (Abb. 7) wird die Kälteluft durch Rohre geführt, die von Wasser umspült werden. Die Kälteluft tritt durch den Stutzen *a* ein, durchströmt die Rohre *b* und tritt durch den Stutzen *c* aus. Das Kühlwasser tritt durch den Stutzen *d* ein, umspült die Rohre *b* und tritt durch den Stutzen *e* aus. Der Kühler ist in einem Gehäuse *f* eingebaut. Kühler, wobei nur ein Gehäuse, Rohre und nur ein Stutzen für Kälte-

Kohlenbecken angebracht ist. Damit hat denn diese schöne Theorie wieder eine Schwierigkeit bekommen, über die man nicht hinwegkommt, und der Geyserapparat hat den Nachtheil, durch Hervorbringung einer ähnlichen Erscheinung eine falsche Meinung scheinbar zu unterstützen.

Fig. 3.



Professor Müller's Geyserapparat.

Das Geyserrohr hat nach allen Beobachtungen eine Tiefe von nur 70 Fuß und einen Durchmesser von 9 bis 10 Fuß. Es ist nach und nach von dem Geyser selbst aus Kieseltuff aufgebaut worden.

Wo jetzt die Quelle der Erwärmung liegen soll, lag einst Schnee und Eis. Der Inhalt des Geyserrohrs beträgt nach den angegebenen Dimensionen 4495 Cubikfuß. Pliny Miles beobachtete, daß nach einer Eruption das Becken des Geysers ganz und das Rohr bis auf 10 Fuß Tiefe ausgeleert war. Der Wasserverlust betrug außer dem Inhalt des Beckens noch den siebten Theil des Inhaltes des Geyserrohrs, der sich auf 642 Cubikfuß berechnet. Nehmen wir die untere Hälfte des Geyserrohrs als den Sitz der Erwärmung an, so haben wir bis auf 35 Fuß Höhe eine wärmende Wandfläche von 1099 Quadratfuß. Es ist nicht denkbar, wie bei der schlechten Wärmeleitungsfähigkeit des Kieseltuffs von dieser kleinen Heizfläche eine solche Menge Wärme Jahrhunderte lang nachfließen soll, um alle zwei bis drei Tage eine gleich große Menge Wassers im überhitzten Zustande zu erheben. Die hierzu nöthige Wärme leiten wir natürlich aus der innern Wärme der Erde ab, mag dieselbe nun nach der Ansicht der Einen aus dem ursprünglichen feuerflüssigen Zustande der Erde oder nach einer andern Ansicht aus der Arbeit der Erde bei ihrer Schichtenbildung abstammen. Der Ursprung der Wärme berührt die vorliegende Frage nicht, da in jedem Falle die Wärme als im Erdboden vorhanden angesehen werden muß. Die Abnahme der Wärme der Erde nach oben findet überall auf der Erde in einer sehr langsamen Progression statt, und wird bedingt durch die Leitungsfähigkeit der Schichten für Wärme, durch die Temperatur des Erdinnern und in den obern Schichten noch durch das Klima des Landes. Da von einer örtlichen chemischen Thätigkeit im Geyserhügel, dessen ganze Zusammensetzung und Structur bekannt ist, keine Rede sein kann, so ist unbegreiflich, wie durch bloße Leitung aus dem Erdinnern eine Wärme bis zu 50 Fuß Tiefe unter der Oberfläche vordringen könne, die hinreichend wäre, die Erscheinung des Geysers nur einmal, geschweige denn regelmäßig wiederholt, hervorzubringen.

Wir sind deshalb genöthigt, jede thätige Mitwirkung des Geyserrohrs aufzugeben, und ihm bloß die des Zusammenhaltens der Wärme durch schlechte Leitung zu erhalten. Die Geysertheorie wird dadurch viel einfacher und natürlicher.

Zunächst betrachten wir, daß das Geyserwasser nur meteorisches ist und nicht vom Meere abstammt. Dies beweist der geringe Kochsalzgehalt, welcher nach Forchhammer auf 28 Unzen Geyserwasser nur $2^1/_4$ Gran beträgt, während er auf eine gleiche Menge Meerwasser bei einem Kochsalzgehalt von $2^1/_2$ Procent 336 Gran betragen würde. Beim Schmelzen des Schnees dringt das meteorische Wasser in das Innere der Erde und gelangt dort mit einem ungeheuern Vorrath von Wärme in Berührung. Die ganze Insel Island ist vulcanischer Natur, besitzt noch thätige Vulcane und ist von außen durch bereits erkaltete Laven gegen fernern starken Wärmeverlust geschützt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die vulcanischen Erscheinungen auf Island die Arbeit der umhergelegenen Senkungsfelder sind, und daß der Zuwachs an innerer Wärme durch noch fortdauernde Senkung und Schichtenbildung unter dem Meeresboden dem sehr

kleinen Wärmeverluste durch Ableitung nach oben (durch die Geyser und den Hekla) das Gleichgewicht halten könne. Eben so denkbar ist es aber auch, daß mit der Zeit Island den erloschenen Vulcanen zugerechnet werde, wie die Auvergne, die Eifel und viele Inselgruppen der Südsee. Vorläufig kann im Boden von Island eine ungeheure Menge angehäufter Wärme angenommen werden. Auf diesen Wärmeherd müssen die Erscheinungen des Geysers zurückgeführt werden, und nicht auf kleine, den Mündungen der Geyser näher gelegene Räumlichkeiten.

Daß das in die Erde eindringende Schnee- und Regenwasser in der That die Geysererscheinungen bedingen könne, geht aus der ganzen Lage des Landes hervor. Hören wir darüber den Augenzeugen Pliny Miles:

„Die Geyser dringen am Fuße eines etwa 300 Fuß hohen Hügels aus dem Boden. Die meisten heißen Quellen, welche ich in Island gesehen habe, befinden sich am Fuße von Hügeln. Die Geyser liegen auf beinah ebenem Boden, der sich ein wenig von den Hügeln hinwegneigt, und bedecken eine Fläche von mehr als fünfzig Ackern. Die Zahl der Quellen beträgt mehr als hundert und sie sind von jeder erdenklichen Größe und Form; bald sehr groß, bald sehr klein und wasserlos. Der große Geyser befindet sich auf einer kleinen Anhöhe, die er sich selbst gemacht hat, einem hohlen Felsen oder einer versteinerten Masse, welche durch einen kieselhaltigen Niederschlag gebildet worden ist. Wenn man sich der Stelle nähert, so sieht man bald an der über dem großen Geyser schwebenden Dampfmenge, wo derselbe ist. Ich ging bis zu seinem Rande vor und sah ihn vollkommen ruhig wie ein schlafendes Kind daliegen. Seine Form ist genau die einer Untertasse, und er sieht rund aus, obgleich er ein wenig elliptisch ist. Dem Maße nach hält der größere Durchmesser des Beckens 56, der kleinere 46 Fuß. Als ich an diese Untertasse trat, fand ich sie mit heißem, krystallhellem Wasser gefüllt, dessen Temperatur nach dem Fahrenheit'schen Thermometer 209 *) Grad, also nur 3 Grad unter dem Siedepunkte war. Das Becken selbst ist 4 Fuß tief und hat in der Mitte ein rundes Loch oder, wie man es nennt, eine Pfeife, welche wie ein Brunnenloch in die Erde hinabgeht. Oben, wo diese Pfeife sich in das Becken öffnet, hat sie einen Durchmesser von 16 Fuß, der aber weiter unten schnell auf 10 Fuß zusammenschwinden soll. Sie ist rund, glatt und rund und soll 65 Fuß tief hinabgehen."

Nach dieser Oertlichkeit liegen alle umgebenden Theile des Landes höher als die Geyser, und es hat keine Schwierigkeit, ein Eindringen des Wassers mit hohem Drucke und wieder ein Hervorbrechen desselben in niedern Höhen zu begreifen. Bei diesem Eindringen von Wasser in die Erde kann nach dem Gesetz der zunehmenden Erdwärme niemals eine Dampfbildung stattfinden, weil der Wasserdruck mit der Tiefe weit rascher zunimmt, als die Spannung der Wasserdämpfe mit der zunehmenden Erdwärme wächst. Es ist also auch denkbar, daß die zusammenhängende Wassersäule bis zu den feuerflüssigen Massen vordringe und von dort mit hoher Wärme versehen wieder aufsteige. Dafür spricht auch der große Gehalt des Geyserwassers an Kieselerde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Löslichkeit der Kieselerde bei kleinem Alkaligehalte in hohen Temperaturen bedeutend zunimmt; so wie man ja auch in Fabriken die Bildung des Wasserglases in geschlossenen Dampfkesseln bei hohen Temperaturen vornimmt. Der Gehalt an gelöster Kieselerde war auch noch eine Schwierigkeit für die erste Theorie, welche kaltes Wasser annehmen mußte. Das Geyserwasser bleibt beim Abkühlen klar, wegen seines Gehaltes an Alkali, setzt dagegen beim Eintrocknen eine dünne Schicht Kieselerde ab.

Makenzie fand, daß der erhitzte Boden des Beckens nach dem Zurückfallen des Wassers in die Röhre sehr rasch abtrocknete, und der ganze Zuwachs an Kieseltuff für einen Ausbruch besteht in dem kleinen Reste von Kieselerde aus dem den Boden nur eben befeuchtenden Wasser. Man kann daraus einen Schluß ziehen, welche ungeheure Zeiträume der Geyser schon thätig sein müsse, um den ganzen Geyserhügel von nahe 100 Fuß Höhe aus solchen dünnen Häutchen von Kieselerde aufzubauen. Aus allen diesen Gründen muß man das ganze Phänomen auf großartige und in

*) Auch Makenzie gab 1810 209 Grad Fahrenheit an.

weiterer Entfernung liegende Verhältniſſe zurückführen. Das von hinten immer durch kaltes Waſſer gedrängte bereits glühend heiße Waſſer ſteigt aufwärts, gibt in den kältern Schichten der Erde nach allen Seiten Wärme ab und gelangt endlich mit dem Reſt ſeiner Wärme an die Oberfläche der Erde. Wir nehmen deshalb die Waſſercanäle als ununterbrochen ganz mit Waſſer gefüllt an, und müſſen ebenfalls das Aufſteigen des heißen Waſſers als beſtändig und von den Erſcheinungen des Ausbruchs gar nicht bedingt anſehen. Damit ſtimmt auch die Erſcheinung überein, daß das in's Geyſerrohr nach einem Ausbruche etwa 10 Fuß hinabgeſunkene Waſſer ſogleich wieder anfängt zu ſteigen, dann bis zum Ueberlaufen des Beckens ſteigt, wo dann nach einiger Zeit wieder die Detonationen eintreten und endlich wieder der Ausbruch ſtattfindet. Durch den Ausbruch wird alle freie Wärme des Waſſers zur Dampfbildung verwendet, und das auch durch Berührung der kalten Luft abgekühlte Waſſer ſtürzt zum Theil in das Becken und in die Röhre zurück, wo es dann der fernern Dampfbildung durch ſeine verminderte Wärme ein Ziel ſetzt. Wir können daraus ſchließen, daß der Nachſchub des überhitzten Waſſers auch während des Ausbruches nicht groß iſt, weil ſonſt ein ununterbrochenes Heraustreiben ſtattfinden könnte, daß im Gegentheil das während des Ausbruches hinzugeſtrömte überhitzte Waſſer von dem wieder herabſtürzenden kalten bald unter den Siedepunkt zurückgebracht werde.

Ueber die Weite der Zuflußmündungen vom Boden des Rohres können wir uns aus den Berichten der Reiſenden ungefähr einen Begriff machen. Pliny Miles ſagt: „Als ich am Abend hinkam, war das Becken nicht mehr als zur Hälfte gefüllt, aber am folgenden Morgen war es voll und lief über, obgleich die daraus abfließende Waſſermenge nicht ſehr groß iſt.“

Dieſer Ueberfluß des Waſſers iſt das Maß des von unten eindringenden heißen Waſſers bei gefülltem Rohr und Becken.

Lord Dufferin ſagt: „Wir hatten nun bereits drei Tage lang vor dem Geyſer Wache gehalten in ſehr ſehnſüchtiger Erwartung eines Ausbruchs, der uns wieder frei machen ſollte.“ Nach Dr. Winkler dauert es oft ſechs bis ſieben Tage, ehe ein neuer Paroxysmus kommt. *)

Aus allen dieſen Thatſachen geht hervor, daß die Menge des zufließenden Waſſers nicht ſehr groß iſt, und daß alſo die Canäle eng ſein müſſen, wenn man nicht eine ſehr langſame Bewegung annehmen will. Es wird niemals möglich ſein, die Weite der Canäle oder die Geſchwindigkeit des Waſſers in denſelben zu meſſen, während man aus Beobachtungen die Menge des nachfließenden Waſſers annähernd beſtimmen kann. Die uns vorliegenden Berichte geben keine ſolche genaue Zahlen, daß man eine Berechnung darauf gründen könnte. Die ſehr große Verſchiedenheit der Ruhezeiten läßt auch hierin Unregelmäßigkeiten vermuthen, wodurch man niemals zu einer recht ſichern Zahl gelangen kann. Jedenfalls aber muß die Weite der Zuflußröhren ſehr unbedeutend gegen den Durchmeſſer des Geyſerrohrs ſein. Wir gelangen zu dem Schluſſe, daß die Unterbrechung der Auswürfe lediglich an die Gegenwart eines weitern Rohres gebunden iſt, und die Zeit der Unterbrechung von der Höhe und der Weite des Auswurfsrohres abhängig iſt. Als das Geyſerwaſſer urſprünglich die Erdoberfläche berührte, mußte dies mit einer beſtändigen Dampfentwicklung geſchehen. Die Tiefe, auf welcher das Kochen anfing, hing von dem Reſt der Wärme des aufſteigenden Waſſers ab. Das herausgeſpritzte Waſſer fing nun an, das Geyſerrohr zu bilden, und mit ſeiner Zunahme mußten die zeitweiſen Unterbrechungen anfangen, zuerſt in kürzern Zeiten, dann aber mit zunehmender Höhe des Rohres in immer längern Zeiträumen, wenn man keine Veränderung in der Menge des zufließenden Waſſers annehmen will. Erweitern ſich die Canäle, ſo werden die Ruhezeiten kürzer; legen ſich die auf dem Boden liegenden Steine, deren Makenzie auch mit herausfliegen geſehen hat, ungünſtig vor die Ausflußöffnungen, ſo können längere Zeiträume der Ruhe eintreten; und nehmen wir an, daß am Boden liegende Steine bei einem Ausbruche nur bewegt werden, ohne herauszukommen, ſo erklären ſich aus der verſchiedenen Lage derſelben die großen

*) Wir glauben unſern Leſern zu dienen, indem wir hier die beiden Illuſtrationen nochmals geben, welche der Beſchreibung des Herrn Dr. Winkler beigefügt waren. D. R.

Ungleichheiten der Pausen. Die senkrechte Richtung des Rohres läßt uns vermuthen, daß die Zuflußcanäle gleich am Boden des Rohres beginnen, denn seine Richtung ist die einer aufsteigenden Dampfblase, und es muß sich auch jede Fortsetzung des Rohres in derselben Richtung anschließen.

Gegenwart eines weitern Geyserrohrs erklären. Ohne ein solches Rohr würde eine beständige Dampfentwicklung stattfinden, wie denn auch solche Quellen genugsam vorhanden sind.

Mit der zunehmenden Höhe des Geyserrohrs werden die Pausen immer länger

Der Geyser bei Beginn der Eruption.

Unsere Geysertheorie unterscheidet sich demnach von der in der kosmischen Physik vorgetragenen wesentlich darin, daß wir dem Geyserrohr jede Mitwirkung zur Erwärmung abnehmen; daß wir das überhitzte Wasser durch enge Canäle ununterbrochen aus dem Innern der Erde zutreten lassen, und die Dampfbildung bloß durch die Beimischung einer genügenden Menge überhitzten Wassers erklären, endlich daß wir die Erscheinung der Intermission durch die dauern, und zuletzt überhaupt die Erscheinung ganz aufhören müssen. Durch die steigende Höhe der Wassersäule wird der Gegendruck gegen das nachfließende heiße Wasser immer größer und die Menge desselben immer kleiner, so daß zuletzt ein Verhältniß denkbar ist, wo die mit dem Wasser eintretende Wärme durch Abkühlung und Verdunstung auf der Erdoberfläche ganz verschwinden könne, ohne daß ein Ausbruch mit Dampfbildung stattfindet.

Unter Annahme dieser Ansicht, die nun keine thatsächliche Schwierigkeit mehr einschließt, müßte auch der Geyserapparat eine andere Gestalt annehmen. Figur 3 stellt die von Professor Müller in Freiburg erfundene Anordnung desselben dar. Man sieht daran sogleich das obere Kohlenbecken, welches in der Natur keine entsprechende Anordnung zur Grundlage hat. Wenn Becken und Rohr im Kleinen der natürlichen Gestalt in ganz gleicher Art, wie in der Zeichnung, nachgebildet bleiben können, so muß dagegen die Erwärmung des Wassers im Rohr durch Einführung überhitzten Wassers in ganz anderer Weise vorgenommen werden.

Das Geyserbecken nach der Eruption.

Becken und Rohr müssen entsprechend der Natur mit möglichst schlechten Leitern der Wärme umgeben werden, und das untere Ende des Rohres muß mit einem daneben stehenden Dampfkessel durch eine ebenfalls gegen Ableitung geschützte enge Röhre in Verbindung stehen. Durch diese Röhre soll Wasser, aber nicht Dampf geleitet werden, sie muß also am untern Theile des Kessels einmünden. Ein in dieser Röhre befindlicher Hahn gestattet, den Wasserzufluß eintreten zu lassen, wenn die Temperatur des Wassers im Dampfkessel auf das Maximum des zulässigen Druckes gesteigert ist. Das Rohr des Geyserapparates füllt man mit kochend heißem Wasser an, um die natürlichen Bedingungen genau nachzuahmen. Jetzt öffnet man den Verbindungshahn vorsichtig, und läßt das überhitzte Wasser in das Geyserrohr eintreten. Das Wasser im Rohr wird nothwendig eine Temperatur unter 110 Grad Celsius haben, da es durch die Wände etwas abgekühlt ist. Gestattet der Dampfkessel eine Spannung von drei Atmosphären Ueberdruck, so hat das darin befindliche Wasser eine Temperatur von 145,4 Grad Celsius. Durch Vermischen von diesem überhitzten Wasser mit einem andern von ungefähr 98 Grad Celsius wird sehr bald ein Wasser von 101 bis 102 Grad Celsius entstehen, welches die 5 Fuß hohe Wassersäule oder etwa $^1/_6$ Atmosphäre heben kann. Es wird dann ein Ausbruch stattfinden, der durch das zurückfallende kalte Wasser wieder gehemmt wird. Bleibt der Verbindungs-

hahn unverändert stehen, so müssen bei fortgesetzter gleichmäßiger Heizung die Ausbrüche in ziemlich regelmäßigen Zeitabschnitten wiederkehren, während bei dem obigen Apparate die Ausbrüche sich wohl einige Male wiederholen, dann aber in ein ununterbrochenes stoßweißes Kochen übergehen müssen.

Die sibirischen Grenzländer.

Von Fr. Steger.

II.

In unserm ersten Artikel begleiteten wir Atkinson nach Barnaul, wo er den Winter verlebte. Noch ehe die Beamten, denen die Auffindung von Silbererzen und Goldlagern obliegt, zu ihrem Geschäft aufbrachen, verließ der unermüdliche englische Maler die Stadt, um seine Streifzüge in südöstlicher Richtung fortzusetzen. Die Tangnugebirge, denen er seinen ersten Besuch machte, sind in ethnographischer Beziehung interessant. In ihrer Umgegend grenzen Kalmücken, Kirghisen und Kalkasmongolen aneinander. Die Kalmücken wohnen im Norden, die Kalkas im Süden, die Kirghisen im Westen des Gebirges. Alle drei sind Hirtenvölker und wandern mit ihren Heerden von Weide zu Weide. Die Kalmücken schneiden ihr Haar kurz ab und lassen bloß auf der Mitte des Scheitels eine lange Locke stehen, die in einen Zopf geflochten wird und ihnen ein chinesisches Ansehen gibt. Das Hauptstück ihrer Kleidung ist ein weiter Rock von Roßleder, der mit einer rothen Schärpe um die Hüften befestigt wird. Ihre Jurten unterscheiden sich dadurch von jenen der Kirghisen, daß sie statt mit Filzdecken mit Birkenrinde überzogen werden. Alle Kalmücken sind ausgezeichnete Reiter. „Ich habe Männer unter ihnen gesehen," sagt Atkinson, „die sich keinen Augenblick besinnen würden, auf dem First des höchsten Kirchendaches in Europa hinzureiten, wenn sie nur ein festes Bret von achtzehn Zoll Breite benutzen könnten. Man braucht ihnen nicht einmal eine große Belohnung zu bieten, denn Wagnisse und Gefahren sind ihr tägliches Brot."

Mit der Jagd beschäftigen sich viele Kalmücken leidenschaftlich. Monate lang leben sie in den Gebirgen und nähren sich von dem Wild, das sie erlegen. Die Zubereitung des Essens macht ihnen keine große Mühe. Sie zerschneiden das Fleisch in lauter kleine Stücke, jedes einen Zoll breit und einen halben Zoll dick, treiben durch diese Scheiben einen spitzen Stock und pflanzen ihn in schiefer Richtung gegen das Feuer in die Erde. So wie ein Stück hinlänglich geröstet ist, wird es mit den Fingern vom Bratspieß gerissen, in Salz getaucht und gegessen.

Sieben solcher Jäger gewann Atkinson als Begleiter auf eine Wanderung in die Gegenden nördlich von der Wüste Gobi, die noch kein Europäer vor ihm betreten hat. Es war im Frühling, als er mit seinen Kalmücken den Aul verließ, und ihr Stamm bereitete sich eben vor, das Winterlager zu räumen. Ehe das geschah, wurde das gebräuchliche Frühlingsopfer dargebracht, durch das die Gottheit bestimmt werden soll, den Heerden Gedeihen und Vermehrung zu gönnen: Die Reichen opfern mehrere Pferde, die Armen ein Schaf oder eine Ziege. Mindestens zwei Priester sind dabei gegenwärtig; der eine tödtet das Thier, der andere schlägt mit dem Gesichte gegen Osten gekehrt betend und singend das Tamburin. Ist das Schaf oder Pferd abgebalgt, so wird die Haut auf die Spitze eines nach Osten gerichteten Pfahls gesteckt. Die Haut ist der Antheil der Gottheit, das Fleisch lassen die Kalmücken sich selbst schmecken.

Atkinson begann seine Reise in der Breite und Länge, wo auf unsern Karten der Große Altai eingezeichnet wird. Dieses Gebirge existirt in der Wirklichkeit nicht. Der Altai schickt zahlreiche Ausläufer gegen die Wüste Ulan Kum hin, aber da, wo der große Altai ziehen soll, gibt es nichts als niedrige Höhenzüge, die sich gegen Süden bis zur Wüste Gobi verflachen. Von dieser Gegend ritt er gegen Osten, um zunächst den Tangnugebirgen und dem merkwürdigen See Ubsa Nor, der viele Zuflüsse empfängt und nicht einen einzigen Ausfluß hat, einen Besuch zu machen.

Die Tangnugebirge sind außerordentlich rauh und wild und mehrere ihrer Gipfel tragen ewigen Schnee. Bäume sieht man bloß in den tiefen Thälern und Schluchten, auf der Südseite des Gebirges fehlen sogar die Sträucher, und die Oberfläche trägt nichts

als einen dichten Grasteppich, in den viele Blumen eingestreut sind. Die Iris kommt in drei Arten vor, Primeln bilden große Blumenbeete, dunkelrothe und blaßgelbe Feldnelken verbreiten über weite Abhänge ihren Duft. In den Flüssen — sie sind fast alle namenlos — wimmelt es von Fischen. Atkinson's Kalmücken fingen diese auf eine eigene Weise. Mehrere sprangen in's Wasser und jagten die Fische flußaufwärts bis zu einer engen Stelle, wo andere Kalmücken mit Speeren in Bereitschaft standen. Sie verschafften sich auf diese Art manches Gericht.

Im östlichen Theile der Tangnugebirge liegt ein kleiner pittoresker See, Ikeugun (S. 60). Die Kalkas widmen ihm eine inbrünstige Verehrung. Sie haben an seinen Ufern einen kleinen heiligen Tempel errichtet, wo sie Milch und Butter opfern und das Fett ihrer geschlachteten Thiere auf Altären verbrennen. Der hohe Felsen, der sich mitten im See erhebt, trägt auf seinen Steinflächen verschiedene rohe Figuren und gilt für heilig. Jeder Kalkas, der das nahe Ufer besucht, wird dort einen kleinen Stab mit einem seidenen Fähnchen, auf das ein frommer Spruch geschrieben worden ist, in die Erde stecken.

Acht Tagereisen südlich von dem östlichen Theil der Tangnukette liegt der Sanghindalai, ein schöner See, etwas über zwei Meilen lang und durchschnittlich eine Stunde breit. Atkinson rastete hier zwei Tage, um seine Pferde bei gutem Grasfutter sich erholen zu lassen. Er befand sich jetzt ganz in der Nähe der Quellen der Selenga, die in den Baikalsee mündet und einst bei der Besiedlung der Steppe, da sie eine Strecke weit schiffbar ist, eine Rolle spielen wird. Mit Kalkas war er auf der ganzen Reise noch nicht zusammengetroffen und hatte noch sechs Tage lang im unangenehmsten Wetter, unter strömendem Regen, in südlicher und westlicher Richtung weiter zu reiten, ehe er zu einem engen, mit einem reichen Graswuchse versehenen Thale gelangte, wo viele Kamele weideten. Einige Reiter kamen ihnen entgegen und er erkannte in ihnen die lange ersehnten Kalkas.

Der Häuptling des Auls, Arabdan, gewährte ihm Gastfreundschaft. Er war ein großer und hagerer Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren mit einer dunkeln Gesichtsfarbe, weit vorspringenden Backenknochen, kleinen schwarzen Augen, einer gewaltigen Nase und einem dünnen Bart. Er trug ein langes, blaues Oberkleid von Seide, das über der Brust zugeknöpft war. In dem Gürtel mit silberner Schnalle steckte ein Messer und Stahl und Stein zum Feuermachen. Seine helmförmige Mütze von schwarzer Seide war mit rothem Sammt eingefaßt und auf der Rückseite hingen von ihr zwei rothe Bänder hinab. Ein Paar Stiefel von krapprother Farbe mit hohen Absätzen vervollständigten seine Tracht. Von seinen beiden Frauen trug die eine ein Kleid von rother und grüner Seide, die andere eins von schwarzem Sammt. Beide hatten breite rothe Schürzen um die Hüften geschlungen. Ihre Mützen waren der ihres Mannes gleich, und ihr geflochtenes Haar fiel darunter in hundert schmalen Strängen auf die Schultern herab. Viele der Haarflechten waren mit Korallenperlen umschlungen, auf welche die mongolischen Schönen ein großes Gewicht legen. Die Stiefel der Frauen waren sehr kurz, aber ebenfalls mit hohen Absätzen versehen, wodurch der Gang etwas unangenehm Schwerfälliges bekommt. Die Kinder liefen nackt umher, wenn man nicht die Kruste gelber Okererde, die ihr Herumwälzen in Schlamm auf ihre Haut gebracht hat, für eine Kleidung gelten lassen will.

Das Erste, was Atkinson von seinem Wirthe vorgesetzt wurde, war Thee. Aller Thee, der in der Steppe gebraucht wird, ist Ziegelthee. Die Russen lernten ihn zuerst bei den Kalmücken kennen und bezeichnen ihn daher als Kalmückenthee. Den Namen Ziegelthee hat er von der Form erhalten, in der er in den Handel gebracht wird. Er besteht aus den Blättern der letzten Ernte und aus dem Abfall der bessern Theearten. Statt die Blätter und Stengel zu trocknen, befeuchtet man sie, mischt sie mit Ochsenblut und preßt sie in Formen, wo sie so hart wie ein Stein werden. Man verkauft sie in Platten von 11 Zoll Länge, 6 Zoll Breite und $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Will man Thee trinken, so wird mit dem Beil so viel von der Masse abgeschlagen, als man zu gebrauchen denkt, zwischen zwei Steinen gerieben, mit den Fingern noch mehr gekleinert und in den Kessel geworfen. Man setzt dem Thee mehreres Andere zu, saure Milch, etwas Salz und eine Hand voll Buchweizenmehl, läßt das Ganze eine halbe Stunde kochen und trägt es heiß auf. Thee

nahmen mit Recht Gestalt und Namen, Eingänge. Der Tempel begründet in der Form und in der Symbolik seine Idee. Die Cella verbirgt das Heiligthum, das Bild des Gottes, und ist nur für die Priester und Eingeweihten bestimmt. Der Pronaos, Vorhalle, ist zugänglich für alle. Die Säulenhallen, Flügel,

zur Rechten Thür und einige Stufen. Mittlere Cella einfacher. Thür von Cedernholz mit Elfenbein. Vier Säulen in Pronaos, so auch vor der Hinterhalle. Die innere Hinterhalle hat Säulen in Form des Lotosstengels, schon hier die Blattform der Säulen, alle drei Ordnungen, und Lampe des Callimachus.

Diese Voiloks zu machen, ist das Geschäft der Frauen. Jede der Decken ist 25 Fuß lang und 7 Fuß breit. Sollen sie verfertigt werden, so steckt man einen Platz von 40 Ellen Länge und 15 Ellen Breite ab und umschließt ihn mit einem Zaun von Schilfrohr. An einem Ende wird Wolle und Kamelhaar aufgeschüttet und von Frauen und Mädchen mit Ruthen geschlagen. Sind die Stoffe dadurch hinreichend erweicht und miteinander gemischt, so überantwortet man sie den jungen Frauen, deren Standort das entgegengesetzte Ende der Hürde ist. Das erste Geschäft derselben besteht darin, eine Rohrmatte zu machen. Sie nehmen dazu Rohr, das unabänderlich dieselbe Größe, 7 Fuß Länge und $^3/_8$ Zoll Durchmesser, haben muß. In jedes Rohr werden in gleichen Entfernungen sechs Löcher gebohrt, durch die man Sehnen zieht, um die einzelnen Rohre mittelst derselben dicht aneinanderziehen zu können.

Diese Matte wird auf den Boden gelegt, wenn die Frauen die Wolle und das Kamelhaar bringen. Die beiden Stoffe haben sich bereits, wie wir erwähnten, miteinander vermischt und werden nun in ganz gleichmäßige und glatte Lagen auf der Matte ausgebreitet. Diese Arbeit erfordert viel Zeit und große Sorgfalt, aber ist sie vollendet, so bilden Wolle und Kamelhaar eine ganz ebene Masse von etwa neun Zoll Dicke. Vier Frauen knien nun an einem Ende der Matte nieder, rollen sie langsam und pressen den Filz dadurch zusammen. Nachdem längere Zeit ein stärkerer Druck angewendet worden ist, wird die Matte aufgerollt, der Filz mit Wasser besprengt und dasselbe Verfahren nochmals wiederholt. Dies geschieht so lange, bis der Stoff ganz fest geworden und zu einer Dicke von einem halben Zoll eingepreßt ist. Nun ist ein wasserdichter, sehr warmhaltender Filz fertig, der als Jurtendecke verschiedene Jahre hält.

Nach der Theesuppe wurde ein gekochtes Schaf aufgetragen, aber nicht in der Jurte des Häuptlings, sondern in einer anstoßenden. Die ganze Familie, die Frauen und Kinder eingeschlossen, nahm an dem Mahle Theil, ja das Interesse, welches die übrigen Angehörigen des Auls dem fetten Schafe schenkten, ließ darauf schließen, daß auch sie später ihren Antheil am Leckerbissen erwarteten. Zu dem Schaffleische wurde Kumis getrunken.

Von seinem Wirth hörte Atkinson, daß die Steppe dünn bevölkert sei. Er werde bis zum See Ubsan Nor bloß auf einen einzigen Aul treffen, sagte ihm Arabdan. Er betrat jetzt wieder eine der Gegenden, welche an die Eroberungszüge Dschingis Khan's erinnern. Zahlreiche große Hügel bezeichnen die Straße, die er einschlug. Diese Erdbauten sind weit hin über die Ebene zerstreut und sprechen so deutlich wie eine Marschkarte. Wie öde waren jetzt die Steppen, über die sich in jenen fernen Zeiten ein unabsehbarer Strom von wilden Reitern wälzte. Ausgenommen in jenem Aul, der einem berühmten Mongolen gehörte, sah Atkinson Tage lang nicht einen einzigen Menschen. Selbst Thiere waren selten. Auf den Salzseen schwammen Wasservögel, im Schilf zeigten sich zuweilen wilde Schweine, oder eine Heerde scheuer Antilopen eilte einen Hügel hinan; das war Alles.

So öde die Landschaft ist, so einförmig ist sie auch. Die meisten dieser Ebenen steigen wellenförmig auf und ab. Zum Theil sind sie mit einem langen groben Grase bewachsen, zum Theil bestehen sie aus nichts als Sand und Kies. Die Flüsse und Seen erkennt man von Weitem schon an den Schilfstreifen, welche ihre Ufer umsäumen. Viele von den Seen haben ein so salziges Wasser, daß die Pferde es nicht trinken mögen. Der größte Fluß ist der Teß mit flachen und reizlosen Ufern. Er fällt in den Ubsan Nor, den größten See dieser Gegend. Der letztere erstreckt sich von Ost gegen West und hat in dieser Richtung eine Länge von mehr als 14 Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 2 Meilen. Zahlreiche Buchten schneiden auf allen Seiten in die Steppe ein und lassen den Wasserspiegel noch größer erscheinen, als er ist.

In der Nähe dieses Sees hatte Atkinson sein erstes Abenteuer mit Wölfen. In einer schönen Nacht lagerte er am Ufer eines kleinen Gewässers. Die Sterne funkelten am Himmel und außer dem Knistern des Feuers ließ sich kein Ton hören. Alle hatten sich niedergelegt und die Meisten schliefen, als in der Ferne ein dumpfes Geheul vernehmbar wurde. Der Ton ließ sich nicht verkennen; es waren Wölfe, welche den Spuren der Reisenden folgten. Augenblicklich sprangen die Kalmücken auf und trieben

die Pferde an einen sichern Ort zwischen dem Wasser und dem Feuer. Atkinson und seine Leute hatten fünf Büchsen und eine Doppelflinte bei sich, aber sie waren doch nicht ganz sicher, da ihr Feuer im Erlöschen und nur noch ein geringer Vorrath von Reisig vorhanden war. Das Geheul kam näher und näher, bis endlich auch das Geräusch des Laufens hörbar wurde. Noch ein paar Augenblicke und die Gestalten der Wölfe zeichneten sich an dem dunkeln Horizonte ab. Sie wagten sich so nahe, daß man ihre Augen leuchten sah, und jetzt war es Zeit, sie durch ein allgemeines Gewehrfeuer zu verscheuchen. Die Schüsse krachten und ein mehrstimmiges klägliches Winseln zeigte, daß sie nicht fehlgegangen seien. Die Wölfe entfernten sich nun, und Atkinson hoffte schon, daß der übrige Theil der Nacht ruhig vergehen werde.

Die Kalmücken kannten ihre zottigen Feinde besser und sagten voraus, daß man sich auf einen neuen Angriff gefaßt machen müsse. In der That entstand nach einigen Augenblicken unter den Pferden eine unruhige Bewegung. Die Wölfe kamen abermals heran und zwar hatten sie sich getheilt und schlichen von zwei Seiten näher. Man mußte sich auf ihre gewöhnliche List gefaßt machen, welche darin besteht, unter lautem Geheul plötzlich vorzustürzen und die geängstigten Pferde in die Weite zu versprengen. Atkinson's Lage wurde eine sehr unangenehme. Nicht genug, daß er seine Leute auf drei Seiten Wache halten lassen mußte, hatte er seinen geringen Brennstoff bis auf den Moment aufzusparen, wo die Wölfe, von denen man nichts sah und hörte, nahe genug waren, um einen sichern Schuß zu gestatten. Diesen Augenblick trafen die Kalmücken glücklich, das Feuer flammte hoch auf, alle Gewehre entluden sich, und wieder flohen die Wölfe winselnd in die Steppe zurück.

Nicht einmal jetzt war man sicher. Die Kalmücken täuschten sich darüber nicht und verloren keine Zeit, in der Nähe frischen Brennstoff zu suchen und herbeizutragen. Sie waren eben damit fertig, als aus der Ferne ein neues Geheul herüberklang. Ein zweiter Trupp Wölfe hatte die Spur der Reisenden gefunden und war ihr gefolgt. Diese neu ankommenden stießen mit den ersten zusammen und es erhob sich ein gewaltiger Lärm. Was in der Dunkelheit zwischen ihnen vorging, ließ sich freilich nicht wahrnehmen, aber nach den Tönen zu schließen, fanden verschiedene Zweikämpfe statt, auf die übrigens kein allgemeines Gefecht folgte. Dann wurde Alles ruhig. Die Parteien hatten also Waffenstillstand oder Frieden geschlossen. Atkinson erwartete ihren dritten Angriff ruhiger als die früheren, da sein helleres Feuer jetzt einen weiteren Umkreis beleuchtete. Dieses Mal drangen die Wölfe, durch die erhaltene Verstärkung ermuthigt, bis auf fünfzehn Schritt von den bäumenden und an ihren Stricken reißenden Pferden vor, erhielten in dieser Nähe ein wohlgezieltes Feuer und machten Kehrt, um nicht wiederzukommen.

Am andern Morgen fand man acht todte Wölfe. Daß eine weit größere Anzahl verwundet worden sei, verriethen die Blutspuren im Sande. Die Kalkas, von denen einige Atkinson das Geleit gaben, nahmen die Wolfsfelle als Trophäen mit. Sie konnten in ihrem Aul des besten Empfangs gewiß sein, wenn sie ihre Jagdbeute zeigten. Die Wölfe fügen den Heerden so vielen Schaden zu, daß jede Erlegung eines solchen Raubthieres wie ein Sieg gefeiert wird. Besonders in den Gegenden westlich vom Ubsan Nor sind die Wölfe zahlreich und werden zu einer wahren Landplage.

Eine zweite Plage dieser Steppe sind die Schlangen. Schlägt man sein Lager auf einer steinigen Höhe auf, so muß man den Boden zuvor sorgfältig untersuchen, wenn man nicht ungemüthliche Schlafgefährten haben will. Auf einer solchen Höhe ritt Atkinson durch eine ganze Colonie von Schlangen. Sie lagen aufgerollt zwischen den Steinen, hoben, wenn sie Pferdehufe hörten, den Kopf in die Höhe und gaben ihre Anwesenheit durch Zischen zu erkennen. Einige krochen fort, wenn die Pferde näher kamen, andere machten keinen Platz und ließen sich durch Hiebe mit den schweren Peitschenschnuren tödten. Es gab vier Arten dieser Kriechthiere. Die eine, die lebhafteste von allen, war schwarz, die andere schiefergrau und von der Farbe der Steine schwer zu unterscheiden. Eine dritte Art war aschgrau, eine vierte schwarz mit scharlachrothen Flecken, die in der Sonne einen hellen Glanz warfen. Die stärksten Schlangen dieser vier Arten waren nicht ganz 4 Fuß lang und maßen $1^1/_8$ Zoll im Durchmesser. Von einer fünften Art, die

dunkelbraun und grün und roth gefleckt ist, zeigte sich nur ein einziges Exemplar, welches ohne Kopf 5 Fuß lang war. Diese Schlangen fürchten die Kalmücken sehr und schreiben ihrem Biß die gefährlichsten, fast unfehlbar tödtlichen Folgen zu. Die anderen Arten sind alle nicht giftig und selbst die grün- und rothgefleckte braucht man nicht zu fürchten, wenn man hohe Reiterstiefel trägt.

Die Schlangengegend war eine der unfruchtbarsten. Weiterhin kamen wieder Grasstellen, doch half dies nur den Pferden, nicht den Reisenden, da die Wölfe das Wild, das gewiß hier nicht fehlte, verscheucht hatten. Die Jagdbeute von mehreren Tagen bestand in zwei Hasen, einem Schwan und einem Pelikan. Im Schilfgürtel des Kara Nor, eines weder beträchtlichen noch pittoresken Sees, war auf wilde Schweine zu rechnen. Spuren, daß solche Thiere nach Wurzeln gewühlt hatten, fanden sich in Menge, aber das war den hungernden Jägern begreiflicher Weise nicht genug. Sie ritten, einer Spur folgend, bis an den Sattel in's Wasser und mußten immer trotz ihres Eifers und ihrer Ausdauer unverrichteter Dinge umkehren.

Zwischen dem Kara Nor und dem Ilka Aral Nor mußte die Wüste Ulan Kum durchritten werden. Sie ist eine der Vorposten der großen Gobi und macht dieser mit ihrem öden und abschreckenden Ansehen alle Ehre. Sie grenzt ein Stück an Felsenketten mit wilden Schluchten. Weder auf den Felsen noch in den Schluchten wächst etwas Grünes und doch erhält die Landschaft durch den kleinen See Ulundschur einen Anhauch von Schönheit. Hier ist eine Höhle in gelbem Kalkstein entstanden und zieht sich als ein natürliches Gewölbe von 80 Fuß Höhe und 60 Fuß Breite etwa 200 Fuß in den Berg hinein. Die Kalmücken waren mit der Erklärung des Naturwunders gleich fertig: Schaitan hatte die Höhle gebaut. Auf dieselbe leichte Weise erklären sie, wie wir wissen, auch den Ursprung der Denkmäler der Steppe, an denen sie stumpfsinnig vorüberreiten.

Atkinson wußte nicht, ob er zuerst den Dschabakan oder den Ilka Aral Nor, in den jener Fluß fällt, erreichen werde. Wie es schien, entschied sich die Frage durch den Anblick eines ausgebreiteten Wassers, in dem hohe Felsen und prächtige Bäume sich spiegelten. Die Pferde wurden angetrieben, allein je näher man dem Wasser kam, um so weiter trat es zurück und endlich verschwand es ganz. Die bekannte Luftspiegelung der Wüste hatte die Reisenden getäuscht und ihnen das Bild vor die Augen gezaubert, nach dem sie sich sehnten. Es war nicht die einzige Täuschung des Tags. Mit einem Male glaubte Atkinson ein wogendes Kornfeld mit reifen Aehren zu sehen. Das vermeintliche Korn war ein hohes, grobes Steppengras, das büschelweise aus dem Boden wuchs und statt der Aehren einen stachligen Samen trug, der sich in den Kleidern der Menschen und in den Schweifen und Mähnen der Pferde festsetzte, während das lange Gras ein schnelles Reiten unmöglich machte. Mit den Wüsten wechselten Salzseen, die vor jenen wenigstens den Vorzug voraus haben, einen angenehmen Anblick zu gewähren. Ihre Ränder sind nämlich mit einer funkelnden weißen Salzkruste bedeckt, um die sich ein Gürtel von scharlachrothen Salzkräutern schlingt.

Rohr und Binsen meldeten endlich den Ilka Aral Nor an. Es ging Atkinson mit diesem See, wie früher mit dem Nor Zaisan. Er ritt über drei Stunden lang an seinen Ufern hin und sah kein Wasser. Das Rohr war so hoch, daß es ihm weit über den Kopf ging und selbst dann, wenn er sich auf den Sattel stellte, nicht zu überblicken war. An der Südspitze des Sees war das Ufer so sandig, daß eine halbe Werst weit nicht eine einzige Pflanze wuchs. Der Sand war zu runden Haufen zusammengeweht, die bis zu 20 Fuß hoch waren und künstlichen Grabhügeln täuschend ähnlich sahen. Von dem Entstehen einiger solcher Haufen wurde Atkinson Augenzeuge, als sich einer der Stürme erhob, die zu den häufigsten Naturerscheinungen in der Steppe gehören.

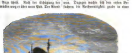
Ein weißer Schaumstreifen, der über die ganze Breite des Sees rasch daher zog, machte Atkinson auf das aufmerksam, was in der Luft vorging. Das Wasser am Ufer wurde unruhig, ein Brausen zog durch die Luft, nun war die wandernde Brandung da und in der nächsten Secunde lagen Binsen und Rohr, vom Sturme niedergedrückt, flach auf dem Boden. Der Sand wurde in die Höhe gehoben, wirbelte sich säulenartig zusammen und tanzte gleichsam umher, bis die plötzlich nachlassende Gewalt des

Kommerzienrat des Jahres 1913 Ehrenbürger der Stadt Breslau, ist gestorben. Er hat sich um Breslau und seine Kultur große Verdienste erworben, und sein Name wird in der Geschichte der Stadt Breslau stets mit Ehren genannt werden. Wenn wir heute die Geschichte unserer Familie schreiben, so müssen wir auch seiner gedenken, denn er war der Sohn unseres Urgroßvaters Wilhelm Gottlieb Tscherning und seiner Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, und der Bruder unseres Großvaters Julius Tscherning. Wilhelm Gottlieb Tscherning war der Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Tscherning und seiner Frau Johanna Rosina, geb. Hoffmann, und der Bruder des Kaufmanns Johann Gottlieb Tscherning, der in Breslau, Ohlauerstraße 78, ein Geschäft für Kolonialwaren betrieb. Wilhelm Gottlieb Tscherning war Kaufmann und Besitzer einer Zuckerraffinerie in Breslau, Ohlauerstraße 78, und starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850.

Haus zu Breslau, Ohlauerstraße 78, in dem Wilhelm Gottlieb Tscherning seine Zuckerraffinerie betrieb.

Wilhelm Gottlieb Tscherning war der Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Tscherning und seiner Frau Johanna Rosina, geb. Hoffmann, und der Bruder des Kaufmanns Johann Gottlieb Tscherning, der in Breslau, Ohlauerstraße 78, ein Geschäft für Kolonialwaren betrieb. Wilhelm Gottlieb Tscherning war Kaufmann und Besitzer einer Zuckerraffinerie in Breslau, Ohlauerstraße 78, und starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850. Seine Frau Christiane Friederike, geb. Hübner, starb am 1. Januar 1850.

Es ist ein schlechter Scherz, aufgeben zu wollen, was man nicht hat. Die Schweiz besitzt keine Flotte, und sie will auch keine haben. Wer Lust dazu hat, mag Kriegsschiffe bauen, wir wollen es nicht. Und so ist es gut, daß wir sie nicht haben, denn wir könnten sie nicht bemannen. Wir haben keine Seeleute, und wir wollen keine haben. Wir wollen Bürger sein, keine Matrosen. Wir wollen Soldaten sein, keine Seeräuber. Wir wollen Schweizer sein, und nicht Engländer. Wir wollen Schweizer sein, und nicht Deutsche. Wir wollen Schweizer sein, und nicht Franzosen.



Eine Kriegsflotte am See.

Solche Zumutungen sind uns bereits, von neuem, gestellt worden. Wir sollen Kriegsschiffe bauen und sie mit neuen Kanonen bestücken und mit Soldaten bemannen, die wir nicht haben. Wir sollen Kriegsschiffe bauen, damit wir sie nicht haben müssen. Wir sollen Soldaten haben, damit wir sie nicht haben müssen. Wir sollen Soldaten haben, um sie wegzuschicken.

Wir sollen Soldaten haben, um sie nicht zu haben.

Die Schweizer sind ein Volk von Bauern, und sie wollen es bleiben. Wer Lust dazu hat, mag Seeleute sein, wir wollen es nicht. Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben. Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können.

Bauern, die regelrecht ausgebildet sind, sind Soldaten. Wir sind, wie gesagt, ein Volk von Bauern, und wir wollen es bleiben. Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen.

Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen.

Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen.

Wir wollen Bauern sein, und wir wollen Bauern bleiben, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen, weil wir Bauern sein müssen, weil wir Bauern sein können, weil wir Bauern sein wollen.

russischen Akademiker Bunge und Fuß haben eine mittlere Erhebung von nur 4000 Fuß herausgestellt. Der mittlere Theil der Wüste ist eine Einsenkung von 2400 Fuß Meereshöhe.

„Die eigentliche Gobi," sagt Timbowski, „kennt weder Pfad noch Wohnung, als Seltenheit vielleicht noch einen Ulmenstrauch, der dann geheiligt ist, und sonst nur Sand und Sand, so daß man die fernen Uferberge, die dem Sandmeer wieder Grenzen setzen, wie durch einen Nebelflor erblickt. Oft durchzieht man einen wahren Meeresboden mit vielen Salzgründen und von sandigen Uferrändern umgeben." Der russische Reisende durchzog den Kern der Wüste, der unter seiner „eigentlichen Gobi" zu verstehen ist und verlor sechs Kamele und eben so viele Pferde. In den übrigen Theilen der Gobi finden sich weidenreiche Landschaften und eigenthümliche Futtergräser, Kräuter und Gesträuch geben den Wiederkäuern hinreichende Nahrung. Auf den Bergzügen, namentlich auf denen des Nordens, wachsen sogar, wenn auch sparsam, Waldbäume, Fichten, Birken, Zitterpappeln, nebst einzelnen Lärchen, Weißpappeln und Ulmen. Die Regen, die sich über die Gobi ausdehnen, sind ihr günstigster klimatischer Zug. Ohne die Nässe, welche sie verbreiten, könnten die Hausthiere eben so wenig gedeihen wie das Wild, das in Hasen, Antilopen, Hirschen, Füchsen, Murmelthieren, wilden Pferden u. a. m. besteht.

Von dem Hochgebirge kommen auch die Stürme, welche die Anhäufungen beweglichen Sandes zu Wolken aufwirbeln. Das chinesische Sprichwort sagt: Der Sand der Schamo fließt wie ein Strom vor dem Winde. Furchtbar ist die Winterkälte und dem Menschen um so verderblicher, als alles Holz fehlt und durch trockenen Viehdünger ersetzt werden muß. Golowkin, der die Gobi von 1805 bis 1806 bereiste, hatte im Januar des letztgenannten Jahres nie weniger als 15 Grad Reaumur, häufig zeigte sein Thermometer auch 30 Grad und zweimal gefror das Quecksilber. Die häufigen Nordwinde verlängern den Winter bis in den Anfang unseres Sommers hinein. Die gute Jahreszeit beginnt erst Ende Juni, und dauert selten zwei Monate. Es ist Regel, daß zu Anfang September Nachtfröste kommen und zuweilen tritt schon mitten im Sommer Kälte ein. Dann bedeckt sich der Boden mit Glatteis und ganze Heerden sterben. Die Plage der Insecten kennt die Gobi nicht, wenigstens versichert Timbowski, daß man in der ganzen Wüste von Mücken, Bremsen und Fliegen nichts wisse.

Atkinson befand sich jetzt in der chinesischen Tartarei, im alten Sungarien. Vor längerer Zeit siedelten sich in diesen Gegenden 4000 Krieger an, die zum Stamme des Fürsten Tsebeck Dordzi gehörten. Sie behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis der Kaiser Kuen Long in der Mitte des achtzehnten Jhrhunderts ihr Land eroberte. Bei den Nachkommen dieser kirghisischen Krieger befand sich Atkinson.

Der Aul, den er betrat, gehörte dem Sultan Baspasiham. Die Jurten nahmen das Ufer eines kleinen Sees ein, wo für die Heerden gutes Futter in Menge vorhanden war. Der Sultan, ein starker Mann mit einer frischen Gesichtsfarbe, trug ein schwarzsammetnes mit Zobelpelz eingefaßtes Oberkleid, das mittelst eines scharlachrothen Schals um die Hüften befestigt war. Auf seinem Kopfe saß eine rothe, kegelförmige Mütze, von der eine Eulenfeder herabhing. Die Eulenfeder ist das Kennzeichen von Dschingis Khan; wer seinen Stammbaum bis auf Timur Khan zurückführt, trägt eine Adlerfeder. Jeder reiche Sultan will ein Nachkomme eines jener beiden großen Menschenschlächter sein, und sein Barde hat die Obliegenheit, ihn täglich mit den Thaten seiner Ahnen zu unterhalten. So ist der Barde nicht bloß der Sänger, sondern auch der Genealog des Stammes. Viele Sultane sind nicht einmal mit einer Abstammung von Timur Khan oder Dschingis Khan zufrieden und führen ihren Ursprung auf die mythischen Riesen und Genien zurück.

Atkinson erregte bloß durch seine Kleidung und seine Waffen das Interesse des Sultans. Seine Pistolen und seine Büchse wurden mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Es war ihm lieb, daß man ihn aufforderte, seine Fertigkeit im Schießen zu zeigen. Er feuerte zuerst mit der Pistole in einer Entfernung von fünfzehn Schritt auf ein Papier und durchlöcherte es. Der Sultan wollte nicht glauben, daß man mit einer so kurzen Waffe so sicher treffen könne und vermuthete einen Betrug. Um sicher zu gehen, ließ er aus der Jurte einen chinesischen Napf holen, auf den Atkinson mit demselben Glück schoß. Alle untersuchten

das entstandene Loch mit einer ängstlichen Genauigkeit, und zuletzt nahm ein Kirghise den Napf vor das Gesicht, um zu ermitteln, wo die Kugel, wenn sie auf seinen Kopf abgefeuert wäre, getroffen haben würde. Das war höchst bezeichnend. Ein noch größeres Staunen rief die Büchse hervor, mit der auf 150 Schritt Kugel auf Kugel in ein Stück Papier geschickt wurde. Die Kirghisen wußten jetzt, daß die Waffen der Europäer den ihrigen weit überlegen seien.

Atkinson befand sich hier in einem Gebiete, bis zu dem Rußlands gebietender Einfluß noch nicht reichte. Sein Wirth machte ihm kein Hehl daraus, daß in dem zweiten Aul, der auf seinem Wege liege, ein gefürchteter Räuber, Kubaldos genannt, hause. Damit der Engländer sich besser schützen könne, erhielt er ein Geleit bewaffneter Kirghisen, durch die seine Gesellschaft auf einundzwanzig Mann gebracht wurde. Mit so viel Begleitern, von denen jeder eine Streitaxt, oder Lanze und Säbel, Büchse oder Pistolen trug, ließ sich schon etwas wagen.

Auf die mit einem groben dürren Gras bewachsene Steppe, die am nächsten Morgen zuerst durchritten wurde, folgte eine Sandwüste fast ohne Pflanzenwuchs. Ganz unproductiv war diese Gegend übrigens nicht, wenn ihre Erzeugnisse auch keineswegs zu den angenehmen gehörten. Es wimmelte in ihr von Taranteln. Der Boden war mit ihren Höhlen und Geweben ganz bedeckt und die Hufen der Pferde tödteten viele der giftigen Insecten. Atkinson wollte sie in ihren kleinen Höhlen beobachten und stieg zu diesem Zweck vom Pferde. In der Nähe war ein breites Netz, das einen Arbeiter von besonderer Größe ankündigte. Er zog sein langes Waidmesser und berührte damit einen der Fäden, worauf die Tarantel hervorstürzte, ihre Fänge einen Moment lang auf den Stahl heftete und in ihre Höhle zurückfiel. Als die Kirghisen sahen, daß er sie auszugraben begann, warnten sie ihn vor ihrem Gift, das er jedoch nicht zu fürchten brauchte, da er seine Finger weit genug von ihr hielt. Er rollte sie auf den Sand heraus und wieder biß sie voll Wuth über die Störung auf den Stahl. Sie hatte einen dunkelbraunen, stellenweise schwarzen Körper und war ausnehmend häßlich. Die Kirghisen, die sich vor diesen großen Spinnen sehr fürchten, behaupten, daß die Schafe sie mit Begierde und ohne Nachtheil fressen.

Südlich von den Tarantelhöhlen lag der Aul des Räubers. Kubaldos war durch Centralasien weit und breit berüchtigt und Jedermann hatte Atkinson gesagt, habe er auch im Aul selbst nichts zu befürchten, so werde sein gastfreier Wirth ihm doch nachreiten und ihn auszuplündern versuchen. Man erkennt an einem solchen Aul sogleich, daß eine Räuberhorde ihn bewohnt. Man sieht viele Kamele und noch mehr Pferde, aber wenige Rinder, Schafe und Ziegen in seiner Umgegend weiden. Thiere zum Lasttragen und zum Reiten müssen die Räuber sich selbst halten, die zur Nahrung bestimmten Thiere holen sie sich nach Bedürfniß von ihren Nachbarn. Ferner zählt ein solcher Aul viele Jurten, vor denen Speere, mit rothen Büscheln von Thierhaaren geschmückt, in der Erde stecken, zum Zeichen des kriegerischen Sinnes und Gewerbes des Eigenthümers.

Kubaldos empfing seinen Gast mit allen in der Steppe gebräuchlichen Aufmerksamkeiten. Er half ihm vom Pferde, legte ihm zum Gruß beide Hände auf die Brust, führte ihn in eine Jurte und bewirthete ihn mit Thee, getrockneten Früchten und Schaffleisch. Bei der Unterhaltung, die durch einen Dolmetscher geführt wurde, suchte er seinen Gast auszuhorchen. Ob Atkinson nach China gehe, um Waaren zu verkaufen, oder umgekehrt, um Einkäufe zu machen? Weshalb er so viele Waffen bei sich führe und ob er ihm seine Flinten und Pistolen nicht verkaufen wolle? Die letzte Frage wurde mit einem kräftigen: „Jock“ (nein)! beantwortet. „Der niederträchtige Kerl,“ schaltete der dolmetschende Kosak russisch ein, „hätte er unsere Feuerwaffen, so wären wir morgen todt!“

Kubaldos verabschiedete sich mit der Bitte, daß Atkinson den nächsten Tag bei ihm bleiben möge. Im Kriegsrathe des Reisenden wurde dieser Antrag von allen kalmückischen, kirghisischen und Kosakenbeisitzern einstimmig verworfen. So schnell als möglich fort, damit der Räuber nicht seine Vorbereitungen treffen kann — so lautete der Beschluß. Die Nacht verging ruhig, am andern Morgen aber wurden verdächtige Zeichen bemerkt. Die Reisenden wurden beobachtet, Kubaldos hatte sich in der Nacht mit mehreren Begleitern entfernt. Um so

Die Grotte von Fingal.

nach Fällung des Baumes seine Wurzeln in die Höhe treibt. Auf der andern Seite ist es Wind und Wetter ausgesetzt, und verwandelt sich nun in den Mammuth-Baumstamm, der durch so Vielerlei zu uns kommt. Dieselbe Ursache, welche die Wurzeln des Baumes in die Höhe treibt, bewirkt auch, daß sich die Rinde von einigen Stellen ablöst, und so kommt es, daß wir diesen Baum auch ohne Rinde sehen. Wie die Baumrinde, so verwandelt sich auch das Laub des Baumes in Stein. Auf der Insel Java, wo der Baum zu Hause ist, findet man

Auf der Insel Java, wo der Baum zu Hause ist, findet man

Farben Rüstung, den Feldherrn und Reisigen, den Fußvolk, Armbrust- und Streitaxt-Schützen, die Wurfgeschütze und Reiterei, die Fahnen und Wappen, die Trommeln und Pfeifen, das Feld, die Berge, die Schluchten, die Bäume und Felsen, die Wolken und Sonnenstrahlen, die Gefechte und den Tod. Alles ist da, wie es sein soll, und wie es sich der Beschauer nur wünschen und denken kann.

Morgarten-Denkmal.

Aber anderes kann man beschreiben, anderes muß man sehen, um es zu genießen. Die schönen Beschreibungen, die Schilderungen, die Gedichte, die Bilder und Gemälde, die Denkmäler, die einen Schlachten an der Schweizer Geschichte und Sage, die Erinnerungen an Tell und Winkelried, an Stauffacher und Melchthal, an Bruder Klaus und Arnold von Melchthal, an Hans Waldmann und Niklaus von Flüe, an Zwingli und Pestalozzi, an Escher und Escher von der Linth, an Dufour und Escher, an Rousseau und Voltaire, an Byron und Victor Hugo, an Goethe und Schiller, an Gessner und Salomon Landolt, an Lavater und Johann Kaspar Hirzel, an Johannes Müller und Heinrich Zschokke, an Ludwig Snell und Heinrich Zschokke, an Ludwig Snell und Heinrich Zschokke, an Ludwig Snell

sprangen. Die Erscheinung interessirte mich um so mehr, als sich gleich andere Meteore zeigten. Diese waren kleiner, hatten eine helle Feuerfarbe und schossen mit großer Schnelligkeit, häufig einen langen Schweif weißer Funken hinter sich herziehend, zur Erde herab. Meine Wache ging vorüber, aber ich legte mich nicht wieder schlafen und beobachtete die Meteore. Nach halb zwei Uhr wurden sie sehr zahlreich und noch schöner. Einige waren hellroth, andere leuchteten in einer dunkeln Purpurfarbe; sie fielen nach verschiedenen Richtungen, doch hauptsächlich gegen Nordwesten, und ich zählte in einer Stunde 108. Häufig waren in demselben Augenblicke drei bis vier sichtbar. Dieser Meteorfall ereignete sich am 11. August neuen Stils." Das Datum ist wichtig, da es auf's Neue bestätigt, daß der sogenannte Laurentiusstrom der Sternschnuppen, der vom 9. bis zum 14. August dauert, unter allen Längengraden wahrgenommen wird.

Das schöne Schauspiel hatte Atkinson's Gedanken von seiner Lage abgelenkt. Sie war so gefährlich wie früher, wenn auch die erste Nacht keinen Angriff gebracht hatte. Von einem Räuber wie Kubaldos ließ sich nicht voraussetzen, daß er eine Verfolgung so bald aufgeben würde. Am Abend dieses Tages überzeugte man sich, daß er daran nicht denke. In dem Augenblicke, wo man einen See erreichte, an dessen Ufer übernachtet werden sollte, sah man auf einer Höhe Rauch aufsteigen. Atkinson's Kirghisen erklärten sogleich, daß Kubaldos in der Nähe lagere. Beim Ueberblick der Gegend zeigte sich ein Platz, auf dem der Uebermacht des Feindes mit der besten Aussicht auf Erfolg Widerstand geleistet werden konnte. Hier trat in den See eine schmale, in einer hohlen Felsmasse endende Landzunge hinaus, die unser Bild (S. 65) darstellt. Die Höhle war geräumig genug, um Atkinson mit Leuten und Pferden zu fassen, und der Zugang so schmal, daß er von drei bis vier Schützen vertheidigt werden konnte.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit lagerten die verfolgten Reisenden in ziemlicher Entfernung von ihrer erkorenen Zufluchtstätte. Sie benahmen sich so unbefangen, daß die lauernden Feinde glauben mußten, man habe sie nicht entdeckt. Wie sich am nächsten Tage zeigte, war es eine bloße Wache, von deren Feuer auf den Bergen man den Rauch hatte aufsteigen sehen. Kubaldos durchsuchte mit dem Haupttrupp die nahe Ebene und mußte erst herbeigeholt werden. Inzwischen wurde es Nacht und Atkinson zog sich nun in die Höhle zurück. Zwei Kalmücken blieben für eine kurze Zeit zurück, um das Feuer auf dem alten Lagerplatze zu unterhalten.

Die Hunde und Pferde der Kirghisen sind so gut geschult, daß Atkinson nicht zu befürchten hatte, von ihnen durch einen Laut verrathen zu werden. Nach der ersten Nachtwache erschienen die Räuber an dem verlassenen Feuer. Sie beriethen hier und ritten dann gegen die Landenge vor. Wo dieselbe begann, machten sie Halt und berathschlagten zum zweiten Male. Bald entstand ein Streit unter ihnen und sie sprachen nun so laut, daß man in der Höhle jedes ihrer Worte verstand. Kubaldos war vor allen Andern herauszuhören. Er schalt seine Wachen, daß sie die Fremden hatten entwischen lassen. Die letztern nannte er Feiglinge und vermaß sich, daß er sie vor dem Morgen einholen und sie entweder in die Sümpfe am Nordende des Sees oder in den wasserlosesten Theil der Steppe treiben werde. Nach diesen Prahlereien, die für Atkinson ein Fingerzeig waren, auf welchem Wege er sicher sein werde, ritt Kubaldos mit seiner ganzen Bande eiligst davon.

Ohne irgend ein Abenteuer erreichte Atkinson den Aul Sabek's, eines der Steppensultane, welche, wenn sie auch gelegentlich Barantas (Raubzüge) ausführen, doch aus dem Raube kein Gewerbe machen. Er fand hier Alles eben so, wie in andern Auls, nur mit dem Unterschiede, daß die Nähe China's einigen Einfluß auf die Bewirthung äußerte. Gegessen wurde von niedrigen Tischen, auf denen neben dem unvermeidlichen Schaffleisch und Kumis chinesische Kuchen und Zuckersachen standen. Auf dem Rückwege von diesem Aul zu jenem Baspasiham's ritt Atkinson durch eine andere Gegend als auf dem Hinwege. Auch hier gab es räuberische Horden in Menge. Ihre Häuptlinge pflegen Kirghisen von der großen Horde zu sein, die übrigen sind ein buntes Gemisch von Kirghisen verschiedener Stämme, von geflüchteten Chinesen und Mongolen. So oft Atkinson auf einen Aul dieser Banden traf, waren die Männer in Geschäften abwesend und die Frauen und

Kinder erhoben bei dem Anblick von Fremden ein jämmerliches Geschrei. Ihre Gedanken waren mit dem Handwerk, von dem sie lebten, so verwachsen, daß sie in jedem Bewaffneten einen Räuber sahen.

Das Gebiet der gewaltthätigen Mischlingshorden birgt noch andere Gefahren. Es ist verhältnißmäßig wasserreich, so daß Atkinson einmal vierzehn Seen zugleich überblickte, zu denen Flüsse wie Silberfäden hinzogen. Andere Flüsse verlaufen im Sande oder bilden heimtückische Moore. In eins derselben ritt unser Reisender hinein, wurde aber noch zu rechter Zeit dadurch gewarnt, daß die Rasendecke wogenartig auf und niederzuschwanken begann. In diesen Sümpfen und auf den Seen leben Wasser- und Sumpfvögel aller Art, Tausende und aber Tausende von Pelikanen, Schwänen, Kranichen, Flamingos mit rothem Gefieder, Gänse, Enten, Taucher und Schnepfen, aber auch Millionen von Moskitos. Unter den Enten ist eine besonders schöne Art, die von den Kirghisen Turpan genannt wird. Nacken und Brust sind hell orangefarben, auf dem Kopfe richten sich schwarze Federn empor, der Rücken ist rothbraun, der Bauch gelb und über die ebenfalls gelben Flügel zieht sich ein schwarzer Strich.

Indem Atkinson in der Nähe eines solchen Sees einer Eberspur folgte, stieß er auf einen Platz, wo wenige Stunden zuvor ein heftiger Kampf stattgefunden hatte. Ein Eber hatte hier seine Kräfte mit denen eines Tigers gemessen und war erlegen. Für seinen hartnäckigen Widerstand zeugte der in einem ziemlich weiten Kreise ganz zerstampfte Boden. Die Höhle des Tigers konnte nicht fern sein. Sie befand sich im Schilf, und eine Art von bedecktem Wege, drittehalb Fuß breit und viertehalb Fuß hoch, über dem das Rohr sich zu einer natürlichen Wölbung zusammenschloß, führte zu ihr. Atkinson's Kirghisen würden vor keinem Kampfe mit einer noch so großen Uebermacht von Räubern zurückgeschreckt sein, doch in diesen Tunnel wagte sich keiner von ihnen hinein.

In der Umgegend waren so viele Tigerspuren zu sehen, daß in der Nacht ein helles Feuer unterhalten und eine Doppelwache ausgestellt wurde. Gegen Morgen wurden die Hunde unruhig und begannen bald wüthend zu bellen. Die Pferde schnoben, schlugen aus und suchten sich loszureißen. Binnen einer Minute war das ganze Lager in Bewegung. Ehe die erwachten Schläfer ihre Waffen in Stand zu setzen vermochten, feuerten die beiden Schildwachen ihre Gewehre ab, und die Kirghisen schleuderten Feuerbrände nach der Seite, von woher ein dumpfes Gebrüll den Schüssen geantwortet hatte. Sie hatten die glänzenden Augen eines Thieres gesehen, das im Grase daherkroch. Eine Zeit lang setzten die Hunde ihr Bellen fort, dann schwiegen sie und man wußte nun, daß der gefährliche Besuch sich zurückgezogen hatte. Als der Tag anbrach, sah man die Spur des Tigers. Er war den Pferden bis auf fünfzehn Schritte nahe gekommen und die Schüsse hatten ihn verwundet, denn auf dem Grase lag Blut.

Auf die Grenzsteppen der Räuber folgen die Gebiete der mittlern und großen Horde, in denen geordnetere Verhältnisse bestehen. Es gibt dort sehr reiche Sultane und einige zeichnen sich sogar durch Talent und Intelligenz aus. Die ältern haben sich zum Theil von den alten Kirghisensitten nicht entwöhnen können. Der schlimmste Repräsentant dieser Gattung ist Sultan Sauk. Er zählte bei Atkinson's Besuche achtzig Jahre, und Alter und Wunden machten ihm jede persönliche Theilnahme an Barantas unmöglich. Dafür gab er Rathschläge, wie dieser oder jener Aul überfallen werden könne, und theilte mit den Räubern die Beute. Er hatte den Russen Eingang in diesen Theil der Steppe verschafft und zeigte mit Stolz den Judaslohn, der ihm für seinen Verrath zu Theil geworden war; eine Uniform von Scharlachtuch, eine goldene Denkmünze und einen Säbel. Aber auch den Kaiser verrieth er, indem er trotz des Jahrgeldes, das ihm für Aufrechthaltung der Ruhe ausgezahlt wurde, der Rathgeber und Bundesgenosse aller Räuber auf fünfzig deutsche Meilen im Umkreise war.

So unsicher die Steppe ist, wird sie doch fortwährend von tatarischen Kaufleuten besucht. Sie bringen russische Waaren, tauschen sie bei den Kirghisen gegen Schlachtvieh um und holen sich dafür aus China Thee, Seide und Leckereien. Zu fürchten haben diese Kaufleute nicht viel, da der Handel mit ihnen ein Bedürfniß ist. Wie jeder Sultan und Khan seinen Mollah (Priester) hat, so hat er auch seinen tatarischen Kaufmann. Kommen dennoch gelegentlich Räubereien vor, so entschädigen

Es sich heute in Deutschland anders darum handelt, den Bau als Kunst zusammenzufassen, als vor Jahrhunderten, anderen Ständen, Kasten und Cliquen zu den Künsten Baumeister, Bildhauer und Maler, die wir alle einzeln kennen, sich zu einer Kunst zusammenfanden, die ihre Millionen, heute noch ihre Bettler und noch zu ihren Zeiten ihre, wollte? Es

Architektur-Schule

gibt keine Absonderungen, keinen, absichtlichen Stolz oder weiter bewußt Kühnen Stolzes zwischen Künstler und Handwerker. Sie sind Brüder. Warum sollte Künstler Ausnahmen? Nur Zufälle und Schwächen in Gefühl, und Wille sind es, die solche Klüfte schaffen. Schwächen, aus der Unsicherheit heraus,

Morgenstern, der Hirte, hat seine Herde schon verlassen und ist in die große Residenzstadt der Sonne, Heliopolis, gegangen. Dort will er sich Rat holen. Er soll eine Zahl und Buch in Ehren gehalten haben. Und wer den Zahl und Buch in Ehren gehalten hatte, der ist ein Gott. Und Mose hat sie beide sich bestellt vorstellt, so ist er ein Gott. Und Mose

von mächtiger Gestalt war, ein Gott. Und Gottesfurcht stellt sich. Und Mose verbindet sich mit Gott. Und Mose ist ein Gott. Und Mose ist ein Gott. Und Mose ist ein

punkt des Sees hin läuft eine Felsenreihe, eine gangbare Verbindung bildend, von einem Ufer zum andern. Acht Flüsse entleeren sich in den See, der keinen Ausfluß hat und seine Wassermenge nur durch Verdunstung verliert. Auf seinem sandigen Ufer herrscht im Sommer eine unerträgliche Hitze. Atkinson las von seinem Thermometer 45 Grad Reaumur ab.

Die künstlichen Hügel, die auch hier nicht fehlen, zeichnen sich durch ihren Bau und ihre Größe vor allen andern aus. Es wurde einer gemessen, der nicht weniger als 150 Fuß hoch war. Seinen Gipfel hatte sich ein Kirghisensultan zur ewigen Ruhestätte für sich und seine Familie ausersehen. Ein anderer bestand nur aus Steinen, Kieseln von höchstens zwölf Zoll im Durchmesser, die der Lepsu so lange mit seinen Wellen fortgerollt hatte, bis sie rund geworden waren. Auf einer Hochebene, um welche die höchsten Gipfel des Alatau sich reihen, waren viele Hügel. Einer hatte bei 200 Fuß Durchmesser 49 Fuß Höhe, und rings um ihn lief ein Graben von 12 Fuß Breite und 6 Fuß Tiefe. Oben auf dem Gipfel war eine rundförmige Vertiefung von 10 Fuß Tiefe. Im Westen, dicht bei dem Graben, standen vier große Steine im Kreise. War der Hügel, wie wir fast annehmen müssen, eine kleine Feste, so waren diese Steine Altäre, auf denen die Vertheidiger derselben ihre Opfer darbrachten. Bei den Kirghisen geht von diesen Alterthümern die seltsame Sage, daß sie in grauer Vorzeit einer Nation gehörten, welche den Beschluß faßte, durch Selbstmord zu enden. Die Hügel wurden gebaut, damit sie die todten Körper aufnähmen. Die Familienväter erschlugen ihre Frauen und alle ihre Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der die Bestimmung hatte, zuerst den Vater und dann sich selbst zu tödten. Der Name, den die Kirghisen diesem Volke geben, bedeutet Selbstmörder.

Unfern dieser Stelle öffnet sich das Flußthal des Kopals. Es ist eines der schönsten, die es im sibirischen Grenzlande gibt. Seinen pittoreskesten Punkt stellt unser Bild (S. 68) dar. Zu dem Fuße des Wasserfalls zu gelangen, ist unmöglich, da die Felsen, über die man klettern müßte, zu steil und zu schlüpfrig sind. Nicht weit unterhalb des Wasserfalls sprudelt der Arasan, eine warme Quelle in einer Schlucht, deren Wände aus gelbem und purpurrothem Marmor von auffallender Schönheit bestehen. Die Quelle selbst, die im Winter und Sommer eine Wärme von 29 Grad Reaumur hat, wird von schwarzem Marmor eingefaßt. Die Kalmücken haben vor alten Zeiten in der Quellenschlucht ein Badehaus gebaut, das noch heute von Kirghisen, Chinesen und Tataren besucht wird. Gegen Skorbut und verwandte Krankheiten soll das Wasser die besten Dienste leisten. Die Kirghisen betrachten die Schlucht als heiligen Boden, der nicht beschmutzt werden darf.

In dieser Richtung drang Atkinson nicht weiter vor. Die Gefahren, die er auf der letzten Reise zu bestehen hatte, wurden von uns nur zum Theil erwähnt. Mit dem Hunger wurde er häufig bekannt, Hitze und Kälte wurden ihm abwechselnd beschwerlich, seine Kleider gingen zu Grunde, ein brauchbares Paar Stiefeln hatte er in der ganzen letzten Zeit nicht mehr. Trotz aller Leiden und Entbehrungen blickte er oft sehnsüchtig zurück, als er der Wildniß, ihren Steppen und ihren Gebirgen, für immer den Rücken kehrte.

Ein siebzehntägiger Ritt über Berge und Steppen brachte ihn zu seinen sibirischen Freunden zurück, die ihn nicht mehr unter den Lebenden glaubten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er von Räubern erschlagen worden sei. Nach kurzer Rast brach er wieder auf, um Sibirien von seiner westlichen Grenze am Irtisch bis zu seiner östlichen Hauptstadt Irkutsk zu durchstreifen.

Vom Irtisch nach jener Stadt führt eine große Poststraße, die entsetzlich einförmig ist. Wer die ersten drei Stationen jenseits des Flusses wach bleibt, mag den übrigen Theil der Reise schlafend machen und kann doch die ganze Landschaft beschreiben. Wo der Boden sandig ist, breitet sich die Fichte in Wäldern aus, wo er sumpfig ist, wächst die Birke. Atkinson verließ die Poststraße bei Atschinsk und wendete sich in direct südlicher Richtung gegen die sajanischen Gebirge, durch die der Jenisei strömt. Dieser Fluß ist unter den sibirischen einer der größten und hat seine Quelle in einem Hochthale zwischen den sajanischen und den Tangnugebirgen. Atkinson folgte dem Jenisei in einem kleinen Boote wohl 1300

Werste weit, besuchte die Taskillgebirge, wo er bereits ein mächtiger Strom ist, und drang zu der vulcanischen Region vor, in deren Nähe er seine Quelle hat. In einer Gegend durchläuft der Jenisei eine Kalksteinkette, die in geologischer Beziehung merkwürdig ist. Eine ihrer eigenthümlichsten Formationen zeigt sich auf unserm Bilde (S. 69). Atkinson sah am Jenisei Klippen von weißem Marmor, der so schön ist, wie der von Carrara, und in ungeheuren Mengen vorkommt. Hier bleibt er unbenutzt, obgleich ein großer Strom unmittelbar unter seinen Blöcken sich zum Lasttragen darbietet. Der Jenisei mündet ja im arktischen Meere und ist für europäische Schiffer unerreichbar.

Von den höhern Gipfeln der sajanischen Gebirge, welche die Schneegrenze übersteigen, hatte Atkinson den Anblick alter Bekannten, der Tangnuberge. Einen andern Weg einschlagend, stieg er den Abakan bis nahe zur Quelle hinan, und gelangte so in die Gebirge östlich vom Altinkul, wo einige traurige Colonien von Verbannten zerstreut sind. Eines Tags war er höchlich überrascht, vierzig mit Flinten bewaffneten Kosaken zu begegnen. Sie hatten vier Männer gejagt, von denen verschiedene freche Räubereien ausgegangen waren. Die Höhle dieser Verbrecher lag in einer der unzugänglichern Ketten der sajanischen Gebirge, und auch die vierzig Kosaken waren gleich vielen vor ihnen von ihrer Jagd ohne Erfolg zurückgekehrt.

Nach einem langen Ritt gelangte Atkinson in das an romantischen Schönheiten reiche Thal der Oka. Ein ganz anderer und weit merkwürdigerer Charakter prägt sich im Thale des kleinen Flusses Dschemelauk aus. Ein Wasserfall des Flüßchens eröffnet die Reihe von Naturwundern, die den Reisenden erwarten (S. 72). Das Wasser fällt über ein Lavabett von 80 Fuß Höhe herab. Hinter dem Falle öffnet sich eine große Höhle, die durch die fortwährende Einwirkung des Wassers entstanden ist. Sie ist dunkel, fast schwarz, und das Auge vermag in ihre Tiefen nicht einzudringen. Ueberall liegen ungeheure Lavablöcke, und auch die Oka, in die das Flüßchen fällt, hat sich ihren Weg durch Lavafelder bahnen müssen. Gegen Norden ist die Lava zehn Werst weit geflossen, und bis zu dieser Entfernung verfolgte sie Atkinson. Um zu wissen, wie weit sie sich in anderer Richtung erstrecke, mußte er über die Oka setzen. Ein Aul von Buriaten, der einem Lama gehörte, wurde ihm als der Ort bezeichnet, wo dieses Unternehmen allein möglich sei.

Ein Kahn fand sich in dem Aul, aber Keiner, der über den von Regen angeschwollenen Strom fahren mochte. Ein Buriat, der herbeigeholt wurde, erklärte sich endlich bereit, nachdem er die Oka einige Minuten mit den Blicken geprüft hatte. Es gehörte Muth dazu, sich diesem Mann und seinem gebrechlichen Fahrzeug anzuvertrauen. Die Oka war etwa hundert Ellen breit und sowohl oberhalb als unterhalb der Ueberfahrt gab es einen Wasserfall. Der Raum zwischen beiden war nicht breiter als 300 Fuß und das Wasser nichts weniger als ruhig.

„Der Buriat," erzählt Atkinson, „wollte mich zuerst übersetzen. Er streifte alle seine Kleider von sich und auch ich mußte mich bis auf das Hemd und die Beinbedeckung entkleiden. Ich mußte ihm versprechen, daß ich in dem kleinen Fahrzeuge nicht die geringste Bewegung machen werde. Dann stieg er ein und ich setzte mich auf den Boden des Kahns. Die Leute des Lamas zogen uns bis an den Fuß des obern Wasserfalls und ließen dort den Strick fahren, worauf der Kahn in das rauschende Wasser schoß und dem untern Falle zugetrieben wurde. Der Buriat gebrauchte seine Ruder kräftig und steuerte so geschickt, daß wir noch einige Ellen von dem Rande des untern Wasserfalles entfernt das jenseitige Ufer betraten. Ich fühlte keine kleine Erleichterung, als ich drüben auf festem Granit stand und meine Kleider wieder anlegte, denn wäre ein Ruder gebrochen, so hätte nichts uns retten können. Nachdem der Buriat einige Minuten ausgeruht hatte, zog er seinen Kahn an den obern Wasserfall heran und holte einen Kosaken. Nach einer Stunde war meine ganze Gesellschaft mit Waffen und Sätteln übergesetzt. Für unsere Pferde, die wir drüben zurücklassen mußten, erhielten wir auf dem diesseitigen Ufer neue."

Die Lava, die im Thale des Flüßchens herabgeströmt war, erhob sich an vielen Orten mauerartig bis zu 40 Fuß. An andern Orten lagen ungeheure Massen aufeinander, zwischen denen beim Kühlen der Masse tiefe Risse entstanden waren. Zehn

bis fünfzehn Werst weit verlor sich der Bach unter der Lava, weiter oben kam er schäumend und tosend wieder zu Tage. Zu beiden Seiten ragten Berge von 2000 Fuß Höhe auf, und die Felsen, die von ihnen herabgestürzt waren, hatten die Lava genöthigt, sich zu theilen. Vier Tage ritt Atkinson in diesem Thale aufwärts, ehe er den Punkt erreichte, von dem die Lava ausgeflossen war. Zu groß dürfen wir uns die Entfernung trotz der langen Zeit, die er brauchte, nicht denken, da er auf dem höchst schwierigen Wege sehr langsam vorwärts kam und an den interessantesten Punkten zeichnete.

Nicht bloß das Thal des Dschemelauk, sondern auch eine tiefe und schmale Seitenschlucht war mit Lava bedeckt. Je näher man dem Ausgangspunkte der vulcanischen Massen kam, um so mächtiger wurden sie. An manchen Stellen füllte die Lava das Thal bis zu den senkrechten Seitenwänden und beim Abkühlen waren Spalten von 60 bis 80 Fuß Tiefe in sie gerissen. Als am vierten Tage die Sonne unterging, wurde der Krater erreicht. Ueber ihm erhob sich ein Kegelberg von 800 Fuß Höhe, dessen Inneres ganz aus Lava und rother Asche zu bestehen schien. Der Krater war von elliptischer, wenn auch sehr unregelmäßiger Form, von Norden nach Süden eine Stunde lang und weniger als halb so breit. Auf der Spitze eines Berges liegt er nicht, vielmehr umgeben ihn von allen Seiten höhere Spitzen und Rücken. Die Felsen, die ihn im Osten einschließen, hängen zum Theil über ihn und ihre Oberfläche trägt die Merkzeichen einer intensiven Hitze. Im Nordosten gähnt in diesen höhern Felsen eine tiefe Spalte, durch welche die Lava in das Thal des Dschemelauk abgeflossen ist.

Atkinson glaubt annehmen zu dürfen, daß der Vulcan drei große Ausbrüche gehabt hat. Große Blöcke sind dabei in weite Entfernungen geschleudert worden. Isolirt ist er übrigens nicht, denn erloschene Vulcane im Lande der Kalkas verbinden ihn mit dem Peschan im Gebirge Thianschan.

Die Oka, welche Atkinson zu dem wildesten Schauplatze vulcanischer Thätigkeit, den es vielleicht in der Welt gibt, geleitet hatte, entspringt in der Nähe eines Berges, der den Namen Raukedaban (zu deutsch: über den man reiten kann) führt. Ihre Quelle ist ein kleiner See und in der Entfernung einer deutschen Meile entströmt der Schwarze Irkut einem ähnlichen Wasserbecken. Zwischen beiden liegt ein fast unergründlicher Sumpf, durch den die Kosaken aber doch einen Weg gefunden haben. Sowohl der Weiße als der Schwarze Irkut fließen in höchst romantischen Thälern. Nach Allem, was Atkinson schon gesehen hatte, wurde er von mehrern Punkten in den Thälern des Schwarzen und des Weißen Irkutthals noch überrascht. „Der Schwarze Irkut strömt einmal in einer engen Schlucht, die wie ein Riß im Gebirge aussieht. Das Wasser drängte sich mit furchtbarer Gewalt durch die Oeffnung. Aehnlich ist eine Schlucht des Weißen Irkuts, in der wir unser Zelt aufschlugen. Reiten konnten wir nicht, denn das Bett des Gebirgsstromes war schmal und Felsen und Blöcke, die von den Seitenwänden hinabgestürzt waren, lagen in ihm chaotisch übereinander. Als wir 300 Ellen weiter geklettert waren, kamen wir zu einer Stelle, wo eine Eisbrücke über dem Strome lag. Hier und da war sie eingestürzt und wir konnten sehen, daß sie eine Dicke von 20 Fuß hatte. Es war nicht angenehm, unter unsern Füßen das donnernde Wasser zu hören, doch in kurzer Zeit erreichten wir einen Punkt, der uns mit Bewunderung erfüllte. Die Spalte verengerte sich hier bis auf 50 Fuß und die Felsen hingen über, so daß wir vor einem Portal zu stehen glaubten, das zu Eblis Hallen führe. Die Klippen stiegen 800 Fuß hoch auf und warfen auf die grüne Eisbrücke tiefe Schatten. Dieses Höllenportal und das donnernde Wasser unter uns erregten in uns ein Gefühl der Furcht, wie ich es nie zuvor empfunden habe, und meinen Gefährten ging es wie mir. Als wir wieder in das Sonnenlicht hinaustraten, empfand ich eine Erleichterung, die ich nicht zu beschreiben vermag."

Diese Schrecken und die Gefahren, die durch plötzlich eintretende Nebel im Hochgebirge, durch reißende Gebirgsströme, grundlose Sümpfe und Lawinen entstehen, halten die Kosaken nicht ab, die sajanischen Gebirge nach allen Richtungen zu durchstreifen. Theils treiben sie hier Handel mit den Mongolen, theils suchen sie nach edlen Steinen. Unter den letztern ist der

Lapislazuli der häufigste. In vielen Berggewässern wird er in beträchtlicher Menge gefunden und behauptet dennoch und obgleich er stark mit Quarz gemischt ist, einen ziemlich hohen Preis. Die Kosaken fordern für das Pfund $5^1/_3$ Thaler in unserm Gelde. Unbenutzt bleiben, wie am Jenisei, die schönsten Marmorblöcke.

Ihren Handel führen die Kosaken mit den Mongolen des chinesischen Gebiets. Beide Theile haben ein hübsches Stück Weg zurückzulegen. Ein guter Reiter braucht fünfundzwanzig Tage, um durch das sajanische Gebirge zu reiten. Die Mongolen bringen Thee, Seide und einige andere Artikel, die Kosaken kommen mit Pelzen. Beide Theile können nur geringe Mengen ihrer Waaren fortschaffen. Sie begegnen sich zu gewissen Perioden an bestimmten Plätzen und halten hier „Messen." Sie handeln mit einem Ernst, als ob die größten Summen umgesetzt würden, und verfahren gegenseitig mit untadelhafter Ehrlichkeit.

Wenn die Kosaken von ihren sajanischen Messen zurückkehren, versäumen sie nie, an dem Punkte, wo die Gefahren der Reise für sie so ziemlich aufhören, ihre Andacht zu verrichten. Dieser Punkt ist der Fuß eines Berges, der Monko seran Kardik (ewiger Schnee und Eis) genannt wird. Die Kosaken haben dort eine Capelle erbaut und so ausgeschmückt, als ihre Armuth es ihnen erlaubt. Ringsum stecken zwischen den Felsen Stäbe mit kleinen seidenen Fahnen, Opfergaben der Buriaten, für die der Ort ebenfalls ein geheiligter ist.

Von einem der niedrigern Rücken des Monko seran Kardik überblickt man den Kossogol, einen der größten Gebirgsseen, von hundert Werst Länge und dreißig Werst Breite. An seiner westlichen Küste zieht eine pittoreske Gebirgskette, deren Gipfel zum Theil über die Schneelinie hinausgehen. Nahe an dem nördlichen Endpunkte des Sees liegt eine große und dicht bewaldete Insel, auf der die Kalkas im Winter jagen. Eine andere Insel, etwa in der Mitte des Sees, hat eine Kegelgestalt und ist höchst wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs. Drei Berge des Ufers sind gewiß vulcanisch, wie die an ihren Seiten herabgeflossene Lava beweist.

Vom See Kossogol erreichte Atkinson in sieben Tagen den Baikal. Der August war herangekommen, und in dieser Jahreszeit hat eine Fahrt auf dem „Heiligen See" bereits ihre Gefahren. In der Nacht vorher hatte auch ein heftiger Sturm gewüthet, doch während unser Reisender den See befuhr, war dessen Wasser so glatt und ruhig wie ein Spiegel. Eine der schönsten Stellen des Seeufers, die er zeichnete, ist die beigegebene (S. 73): Er konnte in dem klaren Wasser tief nach unten blicken und die Fische beobachten, wie sie um die Felszacken spielten und sich jagten.

Am Ufer eines kleinen Flusses, wo das Nachtlager aufgeschlagen wurde, erzählte der Steuermann, ein großer Nimrod, eine Geschichte, die sich vor wenigen Jahren an demselben Orte ereignet hatte. Drei Bauern begaben sich von hier in den oben liegenden Wald, um zu jagen. Sie trennten sich, indem zwei einem Bären folgten, der dritte aber einer andern Spur nachging. Als es dunkel geworden war, kehrte dieser Dritte zu dem Lager unten am Flusse zurück, wo er seine Gefährten bereits vermuthete. Sie waren aber nicht da, und Stunde auf Stunde verging, ohne daß sie kamen. Des Wartens müde, verzehrte der Bauer sein Abendessen, warf noch ein paar Holzstücke in's Feuer und schlief bald ein. Einige Stunden mochten vergangen sein, als er von einem Geräusch erwachte. Er drehte den Kopf und sah beim Schein des Feuers, daß ein großer Bär das Ufer des Flusses hinabstieg. Den Zweck des Thieres errieth er auf der Stelle. Braun wollte sein Fell naß machen, um das Feuer auszulöschen und dann den Bauern zu verzehren. Dieser griff nach seiner Büchse, und als der Bär wieder erschien, erhielt er eine Kugel in den Kopf und stürzte todt zu Boden. „Es ist eine wohlbekannte Thatsache," setzt Atkinson hinzu, „daß der Bär einen Menschen, der an einem Feuer schläft, nicht sogleich angreift, sondern erst in's Wasser geht, seinen Pelz mit Feuchtigkeit sättigt, dann das Feuer auslöscht, und nun seinen Angriff macht."

Die Reise vom Baikal nach Irkutsk, wo er überwinterte, machte Atkinson zu Lande. Seine Wanderungen in Sibirien waren nun beendet und in den nächsten Jahren beschäftigte er sich mit den Amurgebieten, zu denen wir ihn in einem frühern Aufsatze (Bd. 10, S. 51 u. 167) begleitet haben.

Die Kipper und Wipper des dreißigjährigen Krieges.

Von J. H. Müller.

Fragt Jemand wer dieser ist,
Es ist auf teutsch ein falscher Christ,
Sein Name heisset Müntzen Wippr,
Sein Diener wird genandt ein Kippr,
Der Belial ist sein Patron,
Der nimpt sein Seel zum Gwin davon.

Der Krieg war entbrannt. Die Böhmen erkoren den fünften Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige, dessen Herrlichkeit aber mit der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) ein baldiges Ende nahm. Die evangelische Union löste sich auf, die wehrlose Pfalz erlag dem Heere der Liga; in Norddeutschland unterhielten nur der Graf von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig den Kampf für Friedrich. Tilly's Sieg bei Stadtlohn 1623, die darauf erfolgende Ausbreitung seiner Schaaren über Westfalen und die bedrohte Lage des gesammten Niedersachsen trieben auch den König Christian IV. von Dänemark auf den Kampfplatz, allein das Jahr 1626 gewährte dem Kaiser drei Siege, Wallenstein's über Mansfeld bei Dessau, Tilly's über Christian IV. bei Lutter am Barenberge und Pappenheim's über die empörten Oberösterreicher, und hiermit schien das Uebergewicht der Waffen des Kaisers und der Liga für immer gesichert zu sein.

In diesen ersten Act des langen Trauerspiels fällt auch ein Ereigniß der deutschen Münzgeschichte, das nicht allein für diese, sondern überhaupt für die Anschauung der damaligen Zustände von ganz besonderem Interesse ist.

Das deutsche Münzwesen spiegelt in seiner eigenthümlichen Entwicklung vielfach den Gang unserer politischen Geschichte ab. Als wichtiges und einträgliches Regal anfänglich vom Königthum mit besonderer Strenge verwaltet, gewinnreich vor Allem durch die damit verbundene Wechselbank, kam das Münzrecht dennoch bald auch in den Besitz der Großen. Zunächst erhielten es, wie billig, die geistlichen Herren, und die weltlichen scheinen sehr zeitig nachgefolgt zu sein. So wuchs denn bald die Zahl der Münzberechtigten bedeutend und es entstand jene Buntscheckigkeit des mittelalterlichen Münzwesens, die den klaren Einblick in das damalige materielle Leben so unendlich schwierig macht. Das Recht, goldene Münzen zu schlagen, blieb freilich bis zur goldenen Bulle 1356 ein kaiserliches Reservatrecht und ward nur zu besonderer Auszeichnung verliehen, allein grade die Münze, die hauptsächlich den Verkehr des gewöhnlichen Lebens vermittelte: die Land- oder Scheidemünze, wurde mit der Zeit von fast allen Fürsten und größern Herren, auch von den bedeutendern Städten geschlagen. Diese ausgedehnte Berechtigung verhinderte die Entstehung einer allgemeinen Reichsmünze, beschränkte selbst die Gerechtsame des Reichsoberhauptes, machte eine Menge Verordnungen erforderlich, rief eine bunte Mannigfaltigkeit von Münzfüßen und Gepräge hervor, leistete dem Münzverderb und der Falschmünzerei Vorschub und erzwang andererseits hierfür jene grausamen Strafen, die den humanern An-

schauungen der Gegenwart kaum glaublich erscheinen. Kaiser Karl V. versuchte endlich in den Jahren 1524 und 1551 in die Verwirrung durch allgemeine Münzordnungen wieder Licht und eine gewisse Einheit zu bringen, allein es blieb im Wesentlichen nur bei fruchtlosen Versuchen, da diese Gesetze eben so wenig wie die spätern allgemeine Befolgung fanden, und namentlich die sogenannte Landmünze sich möglichst zu emancipiren suchte. Hatte doch die große Verschiedenheit im Ausprägen der Münzsorten schon die Reichstage von 1437 und 1495 zu vergeblichen Bestimmungen über deren Schrot und Korn veranlaßt. Jenen ersten Verordnungen folgte noch eine große Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen auf den Reichstagen von 1559, 1566, 1570, 1571, 1576, 1582, 1594, worunter namentlich die Augsburger Münzordnung von 1559 und der Reichsabschied von 1570, welche die halbjährlichen Münzprobationstage in den einzelnen Kreisen einführten, sehr wichtig sind. Die Kreise sollten untereinander in Correspondenz treten, und die Stände, die keine eigenen Bergwerke hatten, sollten nur in bestimmten Kreismünzstätten unter der Aufsicht der Kreisbeamten münzen. Allein alle Vorkehrungen halfen sehr wenig.

Die frühere Bestimmung, daß im Verkehr nur die Münze des eigenen Landes genommen werden sollte, kam mit der Zeit ab. Vordem war der Münzbetrieb gemeiniglich in den Händen einer Genossenschaft, die sich mannigfacher Vorrechte erfreute. Sie war mit Allem belehnt, was zum Prägen und Umprägen der Münzen gehörte, und hatte auch den Geldwechsel in ihren Händen. Zu der Zeit, als alle Jahre das Gepräge einmal, selbst zweimal sich änderte, der Gebrauch der alten Münze dann untersagt und Jedermann gezwungen wurde, dieselbe zu herabgesetztem Werthe gegen neue einzuwechseln, bildete der Wechsel ein sehr einträgliches Geschäft, an dem mit dem Münzherrn auch die Münzer ihr Theil gewannen. Das neue Geld war gewöhnlich nicht besser, sondern umgekehrt oft geringhaltiger, und man erhielt damit auf eine wohlfeile und bequeme Art auch das nöthige Silber zum Prägen der neuen Münze. Im dreizehnten Jahrhundert wurden die Münzer vom Kaiser als eine Innung anerkannt; in ihr befanden sich die einflußreichsten Bürger und in mehreren Städten zog sie selbst die Besetzung des Stadtraths an sich. Später verloren die Münzer diese Bedeutung und ihre Vorrechte beschränkten sich mehr auf den wirklichen Münzbetrieb.

Die Technik im Ganzen war das Mittelalter hindurch sehr einfach. Man münzte aus freier Hand. Der untere Stempel war in einen Block eingelassen, auf diesen Stempel kam der Schrötling zu liegen, dann ward der obere Stempel darauf gesetzt und ein paar kräftige Hammerschläge übertrugen das Gepräge auf die Münze. Im sechzehnten Jahrhundert erfand der Franzose Brulier das Streckwerk zum Platten des Metalls, während die Ausstückelungsmaschine wie auch das Prägewerk erst im siebzehnten mehr in Gebrauch kamen. Noch im Jahre 1619 war die Streckbank wenig verbreitet; damals wurde sie vom obersächsischen Münzprobationsconvente zur gleichmäßigern Herstellung der kleinern Münze empfohlen, und ebenso wurde vom Herzog Johann Ernst als etwas Besonderes erwähnt, daß er zu Weimar eine neue Münzstatt mit dem Zieh- oder Druckwerk eingerichtet habe.

Diese Einfachheit der Technik sowie der mögliche Gewinn beförderten den Betrug und die Falschmünzerei ungemein, wogegen freilich schon sehr früh mit harten Strafen eingeschritten wurde. Bereits Karl der Große verordnete die Strafe des Schindens im Rücken, des Haarabscherens und der Brandmarkung im Gesichte mit den Buchstaben F M (Falsator Monetae = Münzfälscher), auch trat nach Befinden Handabhauen oder Todesstrafe ein. Die Strafe des Gesottenwerdens herrschte mehr in Frankreich, erscheint jedoch auch nicht selten in Deutschland. Seit Karl V. wurden die Falschmünzer gemeiniglich verbrannt, doch nach Umständen trat auch Staupenschlag, Landesverweisung, Gefängniß- oder Geldstrafe ein. Willkürlich ward bestraft, der die Münzen beschnitt und beseilte. Wenn Einer eines Andern Münze umprägte oder wiederum in den Tiegel brachte und zu geringerer Münze umwandelte, ward er an Leib und Gut gestraft, damit nicht die Münze wider des Münzherrn Willen aus dem Umlaufe verschwand und mithin gar die Münzfreiheit verloren ging. Auch das Granaliren, Körnen und Seigern war bei Strafe des Feuers verboten. Diese

Strafe erlitten unter Andern als Falschmünzer im Jahre 1583 Ventur und Klaus Francke in Arnstadt, zwei Brüder, während ebendort im Jahre 1592 Kaspar Sittich einfach geköpft wurde.

—

Wenn nun auch bereits früher das Münzwesen oft in zeitweiligen Verfall gerathen und nur durch die kräftigsten Maßregeln des Reichsoberhauptes wie der einzelnen Territorialherren wieder hergestellt war, so erreichte dies Unwesen im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, und zwar in den Jahren 1620—1623, ganz gewiß seinen Höhepunkt. „Viel verschlagene geldsüchtige Leute," sagt ein alter Münzschriftsteller, „welche der Gottesfurcht, Ehre und Redlichkeit nicht hoch achteten, haben alle guten schweren Münzsorten, vom Pfennig bis auf den Reichsthaler, auch altes Silber, wo sie dasselbe bekommen können, aufgewechselt, hinterhalten, ausgewogen, in die Münzen geführt und auf das Theuerste verkauft, da es dann zum Theil verschmelzt und schlechtes Geld daraus gemacht, theils aber, was noch verblieben, über alle Maßen hoch gesteigert worden." Hierin sind die Grundzüge jenes Münzunwesens angegeben. Es stand in der That zu dieser Zeit in gar keinem Verhältnisse zu dem der frühern Zeiten, und es ist nur zu verwundern, wie es so plötzlich und so furchtbar hat eintreten können. Die nächste Veranlassung hat man wohl in dem Münzprobationsabschiede der drei correspondirenden Kreise Franken, Baiern und Schwaben, d. d. Regensburg 1621, finden wollen. „Als auch insgemein," heißt es hier, „verspürt wird, daß an Pfennigen und dergleichen kleiner Münze ein merklicher Abgang und Mangel ist, dadurch die Armen gutherziger Leute Almosen beraubt, der Handwerksmann und Tagelöhner ein Pfennigswerth zur Stillung seines Hungers zu kaufen impossibilitirt wird, so sollen alle und jede (Münzherrn) erinnert sein, Pfennige, anderthalb Pfennige, halbe Kreuzer, Dreier und Kreuzer zu münzen." Allein diese Verordnung hat wenig Zusammenhang mit dem Kipperwesen, dies hatte damals schon begonnen und erstreckte sich ebensowohl auf die große wie auf die kleine Münze. Vielmehr wird die ganze rasend schnell sich überstürzende Münzverschlechterung mit den gesammten damaligen Zeitverhältnissen in Verbindung zu setzen sein, und war einmal der Damm gebrochen, so suchte Einer den Andern zu überbieten und auf dem neuen Wege den möglich größten Gewinn davonzutragen. Allerdings in der Scheidemünze begann und entwickelte sich besonders die Unordnung. Die zahlreichen kleinern Reichsstände, die keine eigenen Bergwerke besaßen und doch münzen wollten, aber bei dem hohen Preise des Silbers das Metall von fremden Bergwerken ohne Schaden nicht beziehen konnten, schmelzten die alten und neuen guten gröbern Sorten ein, um schlechte Landmünze daraus zu prägen. Manchmal hatte diese sogenannte Landmünze gar nicht den Zweck, im Lande zu cursiren, sondern baldmöglichst über die Grenze geschafft zu werden. Ja, es kam nicht selten vor, daß man solche schlechte Münze selbst bei den landesherrlichen Cassen der Länder, in welchen sie geprägt waren, nicht wieder annehmen wollte, sondern sie als verrufene Münzsorten behandelte!

Wesentlich befördert wurde die Münzverwirrung dadurch, daß seit dem Jahre 1613 bis nach dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges keine allgemeine Reichsmünzverhandlungen mehr stattfanden. Auf dem damals zu Regensburg gehaltenen Reichstage verzweifelte man an der Wiederherstellung und Aufrechthaltung der alten Münzordnung vom Jahre 1559 und trachtete nach dem Beschlusse einer neuen; da man ein so wichtiges Werk nicht gleich und leicht erledigen konnte, verschob man es — und Jeder dünkte sich jetzt sein eigener Richter zu sein. Ferner entwickelte sich das Verderben auch dadurch, daß man die schlechte Münze, statt sie sofort zu unterdrücken, nur abwürdigte, also zu einem niedrigern Curse einstweilen im Verkehr ließ; als dann nach Ablauf der bestimmten Frist, wo sie abzustoßen war, der eingetretene Verruf unwirksam blieb, schlugen auch die gewissenhaftern Regenten schlechtes Geld, sogenannte Interimsmünze, wie sie der Kurfürst von Sachsen in seinem Edicte vom 23. Juli 1623 nannte, indem sie vermeinten, auf diese Weise dem von Außen herantretenden Uebel am besten zu begegnen und das Wegströmen des Geldes aus ihrem Lande zu verhindern. Allein sie machten sich so nur zu Theilnehmern des Betrugs. Es entstanden neben den gesetz-

lich berechtigten Münzstätten zum bessern Betriebe des lohnenden Gewerbes noch andere, sogenannte Heckenmünzen, die vorzugsweise der unersättlichen Privatindustrie anheimfielen. Schon 1618 berichtete der Kreis-Generalmünzwardein der zu Leipzig zusammengetretenen Kreisversammlung, daß Herzog Franz in Pommern unter dem Namen Reichsgroschen 160 bis 170 Stück aus der Mark und hierdurch solche um 2 bis $3^1/_2$ Gulden zu viel gegen die Münzordnung ausbringen lasse. Und auf dem Probationstage zu Frankfurt 1619 wurde angezeigt, daß der Herzog Johann Ernst zu Sachsen, auch die Grafen zu Stolberg und Barby, mit der Ausbringung der Groschen gar bis auf 180 Stück hinangegangen wären. Desgleichen wurden die Thaler verschlechtert, wie denn Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig deren Gehalt um 4 Gran kürzen ließ und sie im Schrot so verringerte, daß $21^1/_2$ Stück an 100 Mark vermißt wurden, da doch hieran nicht mehr als 1 Stück mangeln sollte.

Neben den Verpachtungen der Münze, die durch ausdrückliche Verordnungen Kaiser Karl's V. und seiner Nachfolger untersagt waren, ward dann auch der Umstand verderblich, daß in einer solchen unredlichen Münzstatt kein gelernter Münzgeselle aus Besorgniß künftigen Anspruchs arbeiten wollte. „Sonderlich hat der hochlöbliche Kaiser Maximilian II.," heißt es in einer gleichzeitigen Schrift wider die Kipper, „den Münzgesellen Anno 1571 ein solch Privilegium gegeben, daß sie Niemand zum Münzgesellen aufzunehmen und einkommen zu lassen schuldig sein sollen, er habe denn vorher auf einer redlich bewährten Münze seine freie, ehrliche Geburt und Herkommen wie sich's gebührt dargethan, auch seine vier Lehrjahre und Anderes, so ihm das Münzwerk und desselben Handwerks Herkommen auferlegt, überstanden und geleistet; dagegen sollen sie befugt sein, das leichtfertige Gesindlein, so man Meitmacher nennt, welches sich hin und wieder in die Münzen verbreitet, zu denen sich auch an etlichen Orten Kesselschläger, Schmiede, Schlosser, Lein- und Wollenweber und andere dergleichen mit Verlassung ihres Handwerks schlagen und den vortheilsüchtigen Münzmeistern etliche Mark Silbers mehr für einen Thaler, denn die Münzordnung mit sich bringt, zu gering machen, allenthalben aufzutreiben, dieselben als des Münzens unerfahren und dazu untauglich bei den Münzen nirgend im Heil. Reiche zu dulden, noch bei und mit ihnen zu arbeiten, sondern dieselben von den Münzen ab und zu ihrem Handwerk zu weisen. Aber diese heilsame und nothwendige Ordnung," klagt die Schrift, „wird heutiges Tages gar nicht mehr in Acht genommen, sondern die Münzmeister nehmen auf in ihre Münzstätten, wer nur gelaufen kommt, er sei welcher Religion, welches Standes und Herkommens, welcher Geschicklichkeit und Erfahrenheit, auch Redlichkeit er immer wolle!"

Mit solchen leichtfertigen Gesellen konnte aber der unredliche Münzmeister seine betrügerischen Künste viel freier und ungescheuter treiben. Es schildert uns diese sehr nett „Das entlarvte böse Münzwesen oder vielmehr das heutzutage in Schwang gehende schänd- und schädliche Kippen und Wippen, wie solches von den Münzmeistern, derselben Bedienten und Lieferanten getrieben wird, entdeckt durch Filargirium." Da von jeder Mark dem Münzherrn ein Schlagschatz entrichtet werden mußte, mitunter wöchentlich von 800 bis 2000 Mark, so gab der Münzmeister die Summe der gemünzten Marken nicht vollständig an und behielt damit von dem Verschwiegenen den Schlagschatz zurück. Das konnte wöchentlich gegen 10 Thaler abwerfen. „So kann ich ja auch," sagt der Münzmeister, „das Geld am Korn $^1/_2$ Gran zu gering machen; wenn auch gleich ein Anderer solches der Probe unterzieht, so heißt es doch und bleibt dabei, es hat seine rechte Gestalt, es ist nur etwas scharf. Und das kann wöchentlich eben so viel einbringen. Gleichfalls kann ich jede 100 Mark am Schrot um etwa 4 Loth zu leicht halten, so doch gar ein Geringes ist und von Niemand gespürt werden kann; gleichwohl kann es doch wöchentlich an die 40 Thaler austragen. Wenn man aber weiß, daß das Geld sogleich weit weg, als etwa nach Polen und dergleichen Gegenden geführt wird, kann man wohl jede 100 Mark bis 12 und mehr Loth zu leicht machen und das trägt ein Erkleckliches." Zwischen den Münzmeistern einerseits und ihren Silberlieferanten anderseits herrschte ein beständiger Wetteifer, einander zu übervortheilen. Brachten die Lieferanten etwa 100 Mark Species oder

Banco, so war gewiß eine Mark falscher Thaler darunter; oder sie streuten feinen Sand, wie man in die Sanduhren zu thun pflegte, dazwischen, oder — ebenfalls um das Gewicht zu vermehren — sie tauchten unterwegs den Sack mitsammt dem Silber in's Wasser. Dagegen betrogen die Münzer ihre Lieferanten mit dem Wägen, indem sie in die Wagschale ein gutes Theil mehr Gewichte, als das Silber wog, legten, so daß die Schale mit dem Silber hoch in die Höhe geschnellt ward; darauf nahm man von den Uebergewichten eins nach dem andern heraus und ließ die Schale mit dem Silber ganz allmälig sinken. Mit diesem Vortheil gewann man auf 100 Mark zum Wenigsten ein Loth. Oder man hing die Wagschale mit dem Silber einwärts oder fälschte gar die Gewichte selbst mit dünngeschlagenem Blei. Wenn bei verschiedenen Sorten Silber die Judenlieferanten nicht jede einzeln probiren lassen wollten, so wogen sie dem Münzmeister das Silber zu, ließen es zusammen in den Tiegel setzen und dann erst von dem zusammengeschmolzenen die Probe nehmen. Auch hierbei wurden die Juden betrogen, indem unvermerkt eine Quantität Kupfer in den Tiegel gebracht wurde!

Wenn hierbei die Münzgesellen ihrem Meister getreulich halfen, so betrogen sie wechselseitig auch einander selbst; die Münzer stahlen das Silber und setzten mehr Kupfer zu, dasselbe that der Meister und zwackte für das Fehlende seinen Leuten am Wochenlohn ab. Wenn er von den cursirenden Münzen die guten und überwichtigen zurückhielt, so zahlte er mit den übrigen leichten die eigenen Leute oder auch fremde. Die guten Stücke wurden eingeschmolzen, um daraus geringhaltige zu prägen, und so wurde nun „Roß und Mann, mit Spießen und Schwertern, Löwen, Schaf und Bär alle insgesammt in's Feuer geschickt; ja man verschonte auch die Heiligen nicht; Lutherus mußte als ein Ketzer mit zum Feuer gehen; so wollte auch der Englischen (Maria) mit sonderbarer Kunst an dem Rande herum geprägtes Decus et Tutamen nichts helfen, das sonst in den Rechten hochbefreite Frauenzimmer mußte gleichfalls mit fortwandern — kurz! es war kein Erbarmen, ja ganze Städte mußten in den Tiegel kriechen!"

In dem renovirten Münzedicte des Kurfürsten Georg Wilhelm zu Brandenburg und des Herzogs Christian von Braunschweig 1621 heißt es: „Wir verbieten auch den Kauf- und Handelsleuten, darunter wir etliche wohl mit Namen zu nennen wüßten, bei Leib- und Lebensstrafe, auch Einziehung aller ihrer Güter, von aller verbotenen Handthierung und Gewerbe mit Geld abzustehen, sondern ein Jeder führe solche Waaren, wie sie seinem Berufe und Handlung gemäß sind, und zahle solche hinwieder ehrbar und aufrichtig; nicht aber führe er unter dem Schein, seine Waaren zu zahlen, die Reichsthaler mit Haufen nach Leipzig und Naumburg und treibe daselbst seine Partirerei damit und überführe dahingegen das Land mit den nichtstauglichen und unwerthen Sorten. Denn eben aus solcher Geldhandlung, welche an sich ärger ist als einiger Raub oder Diebstahl, entspringt alles Unheil und Landverderben. Wer also mit schlechten Sorten durch's Land zieht, soll angehalten werden und schwören, daß er sie nur durchführe." Ebenso wurde auf dem Ulmer Kreistage 1622 eingeschärft, nicht allein die Waare, das Gold und Silber zu confisciren, dessen die Wucherer wenig achteten, indem sie das abgenommene entweder bereits zehnfach anderwärts erholt hätten oder bald wieder einbrächten, sondern gegen diese Handelsleute auch mit Leibes- und Lebensstrafe, sogar mit dem Strange als ruchlose und öffentliche Diebe andern dergleichen Gesellen zum abscheulichen Exempel zu verfahren.

Es hatte somit der verbotene Silberhandel seine ganz besondern Schwierigkeiten, zumal den Münzmeistern und ihren Helfershelfern, den Kaufleuten und Juden, aller Orten in der That scharf aufgepaßt wurde. Mitunter wurden große Summen, 6-, 8-, 10-, 12,000 Thaler auf einen Schlag weggenommen. Meistens mußte also die List aushelfen. Viel Metall wurde in Fässern mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein und andern dergleichen Waaren, imgleichen in Tüchern oder Rauhwerk fortgeführt. Zu Augsburg und Nürnberg wurde von etlichen Handelsleuten aus den guten Münzen eine große Anzahl grob gearbeiteten silbernen Geschirrs, als ganze Badewannen und dergleichen, gemacht, nach Polen verschickt und dort wieder vermünzt. Andere hielten Caleschen mit doppelten

Böden und brachten es also fort, andere granulirten und verschickten es als Bleiweiß. Viel ward auf die Land- und Postkutschen verpackt; andere sahen, daß sie mit Priestern reisten, um so dem Verdacht zu entgehen, noch andere nahmen Trompeter zu sich, wie vornehme Herren, und diese kamen fast am allersichersten durch. Einige, die nicht allzuviel auf einmal wagen wollten, brachten es auf Pferden fort; diese kleideten sich bald als hohe Standespersonen, bald als Soldaten, ließen durch den Knecht ein Handpferd führen, dem 3- bis 4000 Thaler aufgepackt waren. Noch Andere trugen es in Schaplier und Schubsäcken oder übergaben es einem vornehmen Herrn, den Niemand anzugreifen wagte, oder sie bestellten den Münzmeister halben Wegs und setzten Lieferung und Geld im freien Feld auf Kaufmannsparole miteinander um; des Münzmeisters Leute wußten dann schon auf Nebenwegen, mit Vermeidung der Städte und deren Thorhüter, die Ladung in Sicherheit zu bringen — „und auf solche und andere dergleichen Arten werden jährlich nicht nur Tonnen Goldes, sondern Millionen auf die Münzen und wieder weggebracht."

Bei diesem Handel fand natürlich viel Concurrenz statt; hierdurch, sowie durch die stetige Verringerung der Münze mußte dieser gegenüber das Metall im Werthe immer höher steigen; man half sich eine Zeit lang durch die immer schlechtere Ausmünzung, so daß hier und da das Geld mit dem verächtlichen Ausdrucke Schirbel und Schaum bezeichnet wurde. In der That enthielt es viel mehr Kupfer als Silber, war oft bloß weißgesotten, und hierdurch mußte schließlich auch das Kupfer über die gewöhnlichen Preise steigen. „In gegenwärtiger Zeit," sagt eine damalige Chronik, „wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was von Kupfer war, ausgehoben, in die Münze getragen und zu Gelde gemacht. Durfte ein ehrlicher Mensch sich nicht mehr trauen, Jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge haben, der Gast breche ihm des Nachts die Ofenblasen aus und liefe davon. Wo eine Kirche ein alt kupfern Taufbecken hatte, das mußte fort der Münze zu und half ihm keine Heiligkeit, verkauften es die darin getauft worden waren." Es lohnte sich damals aber auch der Mühe, eine Ofenblase von Kupfer zu stehlen und solche in die Münze zu verkaufen, denn als im Jahre 1622 die Reichsstände aus Mangel an Silber, Kupfergeld oder Scheidemünze prägen ließen, konnte hierzu der Centner für 500 Gulden vermünzt werden; und das war noch nicht der höchste Satz, denn in der Stadt Kamenz wurde damals der Centner Kupfer gar zu 910 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. ausgebracht!

Durch alle diese Praktiken mußte der Werth des neugeschlagenen Geldes natürlich ungemein sinken, die guten Sorten dagegen, sowie die Preise in demselben Verhältnisse steigen. Trotzdem wurde die Scheidemünze, wenigstens in ihren kleinsten, im Verkehr am häufigsten gebrauchten Sorten, nicht einmal ausreichend geprägt; kaum daß man den Bettlern ein Almosen reichen konnte. So stempelte man denn schließlich, mit oder ohne landesherrliche Bewilligung, zum Behufe der Scheidemünze Kupfer, Eisen, Zinn, Blei — wie unter andern zu Leipzig — und einige Innungen nahmen hier die Abrede, zu demselben Zweck gezeichnetes Leder unter sich in Umlauf zu setzen.

Es scheint dies um so seltsamer, als doch grade darüber besonders geklagt wurde, daß man die gröbern Münzsorten in die kleinern Landmünzen umwandelte! Der Nürnbergische Bürger Bartholme Albrecht*) in seinem 1601 an den Kaiser Rudolf II. gerichteten Bericht und Gutachten über ein Schreiben von Verbesserung und Reformation des Münzwesens berechnete schon damals an die fünfzehnhunderterlei sonderbare (besondere) Gepräge von Gulden und an fünfunddreißighunderterlei Gepräge von groben und kleinen Münzsorten, wovon ein sehr großer Theil im Heil. Reiche gangbar sei. Dieser Albrecht scheint überhaupt ein bedeutender Finanzmann gewesen zu sein, denn in seinem Gutachten entwickelt er neben manchen freilich irrigen Anschauungen auch Gedanken, die von einem weiten Blicke zeugen und die schon damals herrschende Münzverwirrung auf eine wirklich schlagende Weise beleuchten. Es ward ihm jedoch auf der andern Seite von dem berühmten Zacharias Geitzkofler in seinem ausführlichen „Fundamental-

*) Ueber die großartigen Münzgeschäfte dieses Mannes vergleiche man auch Hirsch, des teutschen Reichs Münzarchiv, III. Tbl., S. 45.

Bedenken über das eingerissene Münzunwesen" zum Vorwurf gemacht, daß grade er, wenigstens in Bezug auf das Gold, zu der allgemeinen Verwirrung damals sehr wesentlich beigetragen habe. Nach den Edicten sollte die Kölnische Mark fein Gold um 117½ Gulden ausgebracht und der Ducaten hiernach um 104 Kreuzer taxirt werden. „Er hat aber angefangen, alles Gold, so er hin und wieder an allen Orten und Plätzen und in allen Messen, darauf er seine eigenen Leute gehabt, bekommen können, aufzuwechseln und zu verschmelzen und daraus zwar gute Ducaten zu machen, diese aber über und wider die Münzordnung auf 108, 110, 112, 114, 116 Kreuzer seinem eigenen Bekenntniß nach auszugeben. Dies hat er um so leichter thun können, weil er fast alles Gold in seine Hände gebracht und verschmelzt hat, daher eben bei seiner getriebenen Goldhandthierung die Goldgülden, Sonnen-, spanische und italienische Kronen, Kreuzducaten und dergleichen sich ganz und gar verloren. Dazu dann nicht wenig geholfen, daß er wegen seines Credits sowohl zu Frankfurt als zu Nürnberg gleichsam der Bancho gewesen und auf einer Messe manchmal 3- bis 400,000 Gulden meistens in Gold incassirt, die er in Ducaten vermünzen lassen; hingegen sind die Bezahlungen fast alle in seinen Händen gewesen und hat er die Ducaten von einer Zeit zur andern von 104 auf 116 Kreuzer erhöht und also mit dem Gelde ein rechtes Monopol getrieben. Und ob er wohl zu seiner Entschuldigung vorgibt, daß er allein die beschnittenen oder geringhaltigen, genagelten oder in anderer Weise schadhaften Sorten gebrochen (eingeschmolzen), so ist er doch des Widerspruches greiflich zu überweisen, und ich möchte gerne wissen, was er denn mit den guten und gerechten Sorten gethan und warum sich das Gold durch sein Münzen verloren habe. Er allegirt Röm. Kaiserl. Majestät Reseriptum, daß ihm in der Münze zu Prag zu münzen sei erlaubt worden, womit er seine geführte Handthierung vertheidigen will; es ist aber eben auf sein Anbringen geschehen, daß er nichts als geringhaltige und schadhafte Sorten vermünzen lassen wollen, was von ihm aber nicht gehalten, sondern es sind die besten und gewichtigsten von ihm eben so wohl verschmelzt worden. Die fernere Ausrede, daß nach Abstellung seiner Handthierung die Ducaten und Thaler viel höher gestiegen, darum er denn des übermäßigen Seigerns nicht schuldig, so ist dagegen zu reden, wann einmal eine Unordnung, da ein Eigennutz mit unterläuft, einreißt und die Bahn gebrochen wird, daß dieselbe bald und sonderlich durch das Nachgeben der Obrigkeiten gemehrt wird." Aus allen diesen und andern Gründen wird dann behauptet, daß Bartel Albrecht ein Anfänger und Ursacher des hochschädlichen Werkes, nämlich der Münzsteigerung gewesen sei.

In dieser Steigerung des Werthes des Goldes und der groben Silbersorten gegenüber den kleinern besteht nun aber wesentlich das Unheil der Kipper- und Wipperzeit und hierauf haben wir denn vorzugsweise unser Augenmerk zu richten.

Im Jahre 1596 ward von den kaiserlichen Commissarien zu Straßburg der Reichsthaler auf 21 Batzen oder 84 Kreuzer gesetzt, welchem nach die feine Mark Silber in den groben Sorten um 12 Gulden 36 Kreuzer ausgebracht wurde. Durch einen Landtagsbeschluß im Jahre 1609 ward im Kurfürstenthum Sachsen vom Jahre 1610 an die Ausstücklung der rohen Silbermark in Groschen von 108½ auf 120 Stück erhöht, dem bis dahin achtlöthigen Gehalte jedoch nichts abgebrochen. Also ging die Groschenmünze bis zum Jahre 1619 fort. Im niedersächsischen Kreise setzte man 1617 den Reichsthaler auf 30 Silbergroschen und verordnete, daß die feine Mark Silber nicht höher als um 12 Gulden oder 8 Thaler verkauft, wie auch in den groben Sorten nicht höher als um 13½ Gulden oder 9 Thaler ausgemünzt werden solle. Von den Groschen (30 auf den Thaler), zu 8 Loth fein, gingen 288 Stück auf die feine Mark, das machte 9 Thaler 18 Groschen oder 14 Gulden 24 Kreuzer. Jedoch confirmirte man sich im Jahre 1622 mit dem obersächsischen Kreise und setzte den Reichsthaler auf 24 Groschen herunter. Durch den Münzprobationsabschied der drei correspondirenden Kreise Franken, Baiern und Schwaben vom Jahre 1620 wurde bestimmt, daß für alle groben Sorten die Kölnische Mark nicht höher als um 21 Gulden, für die kleinen aber höchstens um 21½ Gulden ausgebracht werden solle.

Diese Verhältnisse wurden aber in der

Kipper- und Wipperzeit durchaus nicht eingehalten; die bessere grobe Sorte der frühern Zeit stieg gegen die nun massenhaft geschlagene schlechte Land- oder Scheidemünze urplötzlich höher und höher, besonders als das Publicum die oben geschilderten Praktiken der Münzer und Juden klarer zu durchschauen begann. Von dieser Bewegung mögen die nachstehenden Angaben ein deutliches Bild geben.

In Augsburg galt:

1621, im Januar, der Reichsthaler 2 Gulden 20 Kreuzer, der Guldengroschen 2 Gulden, der Ducaten 3 Gulden 30 Kreuzer, der Goldgulden 2 Gulden 30 Kreuzer.

„ im September, der Reichsthaler 4 Gulden 30 Kreuzer, der Guldengroschen 4 Gulden, der Ducaten 8 Gulden, der Goldgulden 6 Gulden 12 Kreuzer.

„ im December, der Reichsthaler 6 Gulden 30 Kreuzer, der Guldengroschen 5 Gulden 30 Kreuzer, der Ducaten 12 Gulden, der Goldgulden 8 Gulden.

1622, im Januar, der Reichsthaler 7 Gulden 30 Kreuzer, der Guldengroschen 6 Gulden 30 Kreuzer, der Ducaten 13 Gulden 30 Kreuzer, der Goldgulden 10 Gulden.

„ Februar, der Reichsthaler 10 Gulden, der Guldengroschen 8 Gulden 30 Kreuzer, der Ducaten 16 Gulden, der Goldgulden 12 Gulden.

„ März, Reichsthaler und Guldengroschen ebensoviel, der Ducaten 15 Gulden, der Goldgulden 11 Gulden.

Im April 1623 sank zufolge einer Bestimmung der drei correspondirenden Kreise Franken, Baiern und Schwaben der Reichsthaler auf 1 Gulden 30 Kreuzer, der Guldengroschen auf 1 Gulden 20 Kreuzer, der Ducaten auf 2 Gulden 20 Kreuzer, der Goldgulden auf 1 Gulden 42 Kreuzer.

Jene so hohe Berechnung des Reichsthalers trat, wenn auch natürlich mit verschiedenen Schwankungen, überall ein. In Leipzig wurde ein guter Thaler berechnet: 1620 zu 2 Gulden (oder 42 Groschen) bis $2^1/_2$ Gulden; 1621 $2^1/_2$ Gulden bis 6 Gulden; 1622 8 bis 9 Gulden; 1623 bis September 9 bis 12 Gulden. — In Delitzsch stieg er gleichfalls auf 8, 10, 12 und mehr Gulden. Aehnlich in Eilenburg, „hingegen war das Kupfergeld allzu leicht und zu gering, sintemal 1 Groschen nicht mehr als 1 Pfennig werth war, der alten Währung nach, und 12 Gulden nicht mehr als etwa 12 Groschen der guten alten Währung austrugen." In Glogau wurde der Werth eines Silberthalers vom October bis letzten December 1621 zu 6 leichten, im November und December 1622 schon zu 14 und im Mai 1623 zu 17 Thaler, dagegen im November und December dieses Jahres wiederum zu 10 Thaler berechnet. — Im Thüringischen (Gotha) stieg der Thaler 1619 auf 1 Gulden 13 Groschen; 1620 2 Gulden 2 Groschen bis 2 Gulden 10 Groschen; 1621 bis zu 9 Gulden; 1622 im Juni bis zu 15 Gulden. — Johann Kamprad in der Chronik der Stadt Leisnig führt unter Beziehung auf Roch's Lausitzer Chronik an, daß zu Anfang des Jahres 1624 ein kurfürstlich sächsisches Patent publicirt sei, wodurch der Ducaten, welcher bis hierher 30 Thaler gegolten, auf $1^1/_2$ Thaler und das Thalergepräge, das bis auf 20 Thaler gestiegen, auf 24 Groschen wieder herabgesetzt worden. „Damit," setzt Klotzsch in seiner sächsischen Münzgeschichte hinzu, „wird aber die Sache wohl übertrieben; uns ist ein also verfaßtes, im Jahre 1624 allererst ausgegangenes Edict nicht bekannt. — Ebenso wird es übertrieben sein, wenn anderswo der Thaler gar auf 50 Gulden gestiegen sein soll."

Diese Veränderung in dem Verhältnisse der einzelnen Geldsorten zueinander erklärt sich zum Theil schon aus dem Obigen. Die Reichsgesetze konnten gegen solche Verwirrungen wie vordem so jetzt wenig Abhilfe gewähren, um so weniger, als die Grundursachen des Uebels nicht klar erkannt und deswegen auch nur mit geringer Energie in Angriff genommen wurden. Namentlich die Willkür der einzelnen Reichsstände bildete ein hauptsächliches Hinderniß. Zudem bestimmte man den deutschen Münzfuß gegen den der angrenzenden Handelsstaaten zu niedrig und beschränkte anfänglich die Ausprägung der Scheidemünze. Hieraus erfolgte, daß das feine Geld Deutschlands in großer Menge zur Einschmelzung dem Auslande zugeführt wurde, dann, da der entwickeltere Verkehr gegen die Münzordnungen dennoch die Vermehrung der Scheidemünze

nothwendig machte, daß viele Reichsstände, die ihr Münzrecht ausüben wollten und, wie schon bemerkt, wegen des niedrigen Münzfußes keine groben Geldsorten prägen konnten, sich an keine Vorschriften zu binden, die gute alte Silbermünze einzuschmelzen und Scheidemünze daraus zu prägen begannen.

Also entstand die Zeit der Kipper und Wipper; sie prüften auf der Schnellwage die leichten gegen die schweren Geldstücke und wippten die, welche den Wagbalken niederkippten, zu ihren Praktiken bei Seite. Damit verbanden sie noch die übrigen bösen Kniffe mit Beschneiden, Befeilen, Ausseigern, Falsch- und Heckenmünzen, „sie waren überhaupt Leute, welche einen unerlaubten wucherlichen Handel mit der Münze trieben und damit ihren Nutzen zum Schaden des Nächsten suchten, überhaupt alle Aufwechsler, Finanzer, Ausschieber und Parthierer, welchen der böse Nachklang eines Land- und Münzbetrügers mit schnellen Schritten folgte. Man zeigte, und zwar nicht lange verstohlen, mit Fingern auf sie, betrachtete sie mit Verachtung und Abscheu, weil sie von dem durch Seufzer ausgepreßten Schweiße bedrängter Leute sich mästeten und ihrem Verderben Hohn sprachen." An vielen Orten kam der lang verhaltene Unwille endlich zum offenen Ausbruch, so zu Wittenberg, Halle, Magdeburg, Eisleben und an mehreren andern Orten, wo der Pöbel sich empörte und die des Kippens und Wippens verdächtigen Personen arg mißhandelte. Zu Leipzig wurde ein ähnlicher Auflauf durch die klugen Maßregeln des Rathes kaum noch abgewendet. In Freiberg dagegen rotteten sich die gemeinen Berghäuer zusammen, erstürmten drei Häuser, zerschlugen und verderbten Alles darin, konnten auch kaum durch die Bürgerschaft von andern Häusern, deren Besitzer in gleichem Verdachte standen, abgehalten werden. Der Rath bot eine starke Wache auf und zog die Rädelsführer zur Verantwortung. Als der Zwickauische Münzmeister Abraham Prelauf nach Aufhebung der daselbst befindlichen Münzstätte mit seiner hier erworbenen Beute nach Dresden ziehen wollte, wurde er unterwegs in einem Walde überfallen und ausgeplündert. Sogar die unter der unmittelbaren Anführung des Kurfürsten in der Oberlausitz stehende sächsische Armee murrte, drohte wegen des schlechten Geldes und konnte kaum noch beschwichtigt werden. Kurz, die allgemeine Erbitterung war auf's Höchste gestiegen und der Landesherr sah sich darum schließlich veranlaßt, die Gefahr, worin Leben und Gut der Kipper schwebten, durch eine allgemeine Landesverordnung zu beseitigen, welche von den Geistlichen dem Volke überall von den Canzeln herab mitgetheilt werden mußte.

Diese Erbitterung des Volkes einerseits, andererseits die geschärften Reichs- und Territorialmandate, auch die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Münzherren aufeinander, endlich die Gewissenhaftigkeit einzelner, rechtlich denkender Münzstände legten der Verbreitung der geringhaltigen Münze mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, wenigstens sobald es sich darum handelte, dieselbe in fremde Gebiete zu verführen. Der Hauptplatz für die reichsgesetzlich verbotene Umwechslung der Münzen waren die großen Messen, vor Allem die Frankfurter Messen, wo besonders mit Hilfe der dortigen Juden in diesem Fache sehr einträgliche Geschäfte gemacht wurden. Allein grade hier war man sehr aufmerksam, die Stadt, deren Rath, die Kaufleute suchten diesem Treiben Einhalt zu thun und wurden dazu durch scharfe Reichsmandate besonders angeregt. Statt vieler Beispiele nur das folgende.

Hans Adam von Hammerstein, der angesehene Rath Graf Simon's VII. zur Lippe, kam im Februar 1620 im Auftrage seines Herrn nach Frankfurt, um da und später in der Pfalz verschiedene Geschäfte zu betreiben. Als ihm hierzu von der gräflichen Kammer 17,000 Thaler (zum größten Theil in neugeprägten sogenannten Schreckenbergern und theils in Fürsten- oder Apfelgroschen bestehend) nachgeschickt wurden, und zwar in eiserne Kisten und Weinfässer verpackt, wurden dieselben bei der Durchfahrt durch die Stadt angehalten und auf den Römer gebracht. Auf Hammerstein's Vorstellung und Ersuchen um Restitution des Geldes erwiederte der Rath, seine Person und seine Commission seien verdächtig, indem eine so auffallend große Summe in einerlei und zu geringhaltigen, reichsgesetzwidrigen Münzsorten wahrscheinlich nur zum Einwechseln gegen bessere bestimmt sei, zumal der Rath in Erfahrung gebracht habe, daß bereits vorher Juden

zu diesem Behufe nach Offenbach beschieden seien. Hammerstein's viele Gegenbemühungen wollen wir nicht näher erörtern — kurz, sie blieben fruchtlos; ja man wollte ihm als Münzverbrecher den Proceß machen, und nur durch schleunige Abreise konnte er dem entgehen. Es stellte sich nämlich heraus, daß die zu Lippe gemünzten Dreibätzner und Apfelgroschen viel zu gering (zum Werth von 2 Batzen 1 Pfennig und $9^1/_2$ Pfennig) ausgemünzt waren. Auch die Beschwerde des Grafen selbst blieb ohne Erfolg; es wurde von demselben ein eigener Bevollmächtigter nach Frankfurt gesandt, es sprach die Juristenfacultät in Heidelberg für ihn, man ging an den Münzprobationstag und das Reichskammergericht — umsonst. Da nahm man schließlich Lippe'scherseits drei Frankfurter Bürgern, die um Leinwand zu kaufen nach Detmold gekommen waren, die also nichts mit den genannten Händeln zu thun hatten, 2500 Thaler, zum Theil nicht einmal ihr Eigenthum, ab, wogegen man zu Frankfurt in ähnlicher Weise zwei Lemgoer einsteckte!

Lippe erfuhr gleichzeitig noch andere Unfälle. Gegen seinen Münzmeister wurden auf den Kölner Probationstagen schwere Anklagen erhoben. Es wurde hier verhindert, daß Lippe einstweilen noch münzte, zumal als zur Anzeige gebracht wurde, daß daselbst an die 20,000 Reichsthaler in verbotenen Sorten gemünzt worden, wovon kein einziges Stück behuf der Probation auf dem Münztage in die Büchse geworfen. Auch mit den gräflich Waldeck'schen Behörden gerieth wegen ihrer Münzen Lippe in Conflict, indem jene einen Transport Lippe'scher Münze in ihrem Lande ebenfalls confiscirten. Gleiches that der Magistrat der Stadt Corbach. In Leipzig scheint man zur Meßzeit einen ähnlichen Versuch wie zu Frankfurt gemacht zu haben, wenigstens schreibt ein Jude, daß ihm daselbst 5680 Reichsthaler in versiegelten Beuteln genommen und nach Dresden geschickt worden seien, und bittet, Hammerstein möge zur Beilegung der Sache schleunigst einen tüchtigen Mann an den Kurfürsten absenden. Endlich wurde Lippe, wie gleichzeitig mehrere andere Reichsstände, vom Reichskammergericht mit der Entziehung des Münzrechtes bedroht. In dem darauf bezüglichen Mandate ward hingewiesen auf eine damals erschienene Abbildung der verbotenen Münzen, die nicht weniger als 83 solcher geringhaltigen Landmünzen, und zwar bloß von 3 und 6 Batzen, aus der Zeit von 1619 bis 1621 enthielt! Wie der ganze Handel geendet haben würde, ist ungewiß: die immer höher gehenden Wogen des dreißigjährigen Krieges verschlangen ihn.

Nach den spätern so bittern Klagen sollte man meinen, die schlechte Münze sei lediglich den Kippern und Wippern zur Last zu legen: wir haben hier die bestimmten Belege, daß die Regierungen nicht mindere Schuld daran trugen. Einsichtige hoben das auch früh genug hervor. Viel verbrachen ferner die Münzpächter — allein auch für sie läßt es sich häufig genug nachweisen, daß sie zu den Verringerungen von Oben angehalten wurden, obwohl sie allerdings mitunter selbst über das vorgeschriebene Maß hinausgehen mochten. Dem Marcus Brun, Pächter einer in der kursächsischen Stadt Hayn angelegten Münzstätte, ward in seinem Contracte von dem damals so berüchtigt gewordenen Generaldirector dieser und der übrigen Pachtmünzen, dem Kammerrathe Karl Christof von Brandenstein, anbefohlen: er sollte prägen gute tüchtige Münze an Groschen, einfachen und doppelten Schreckenbergern, die Groschen zu 4 Loth fein und 250 Stück auf die Mark (also die feine Mark Silber in dieser Sorte für $62^1/_2$ Gulden oder 40 Thlr. 16 Groschen); die Schreckenberger aber zu 4 Loth 14 Gran fein, die einfachen zu 70, die doppelten zu 35 Stück auf die Mark. Für diese Erlaubniß sollte der Pächter dem Kurfürsten 300 Gulden wöchentlich an guter, von ihm selbst geprägter Münze zum Schlagschatze geben.

Das Unheil, was die Münzverschlechterung in ihrem Gefolge hatte, fraß allerdings weit und tief. Wer von den Schuldnern einige Mittel hatte, beeilte sich, ungeachtet der Protestationen der Gläubiger, seine Schuld in dem schlechten Gelde abzutragen. Hiergegen ertönten natürlich Klagen genug, allein zum Beispiel auf dem schwäbischen Kreistage zu Ulm 1622 wurde bestimmt, daß zunächst der Buchstabe der aufgerichteten Verbriefung, hernach erst die Billigkeit und die christliche Liebe zu entscheiden habe. Für die Capitalisten andererseits brachte diese Zeit viel Verlockendes. Es war so angenehm, für sein Geld das

Doppelte, Dreifache, Vierfache und mehr gewinnen zu können, indem man die guten groben Sorten in die neue schlechtere Landmünze umsetzte. Das Ding machte sich auch so lange recht gut, als diese, und zwar im Anfange ohne großen Anstand, in Umlauf kam. Bald aber wendete sich das Blatt, bald erhob sich Verdacht und Mißtrauen gegen das neue Geld, man merkte den Betrug, achtete nicht mehr den aufgeprägten Werth der Geldstücke, sondern berechnete dieselben nach guten Reichsthalern, und hierdurch stiegen diese, wie nachgewiesen, zu einem vorhin niemals dagewesenen Werthe. In demselben Verhältnisse hoben sich dann auch die Preise für die Bedürfnisse, und wenn hierdurch die anfänglichen Vortheile der Capitalisten allmälig als illusorische sich herausstellten, so seufzte unter demselben Druck überhaupt das ganze Volk. Die Producenten wollten natürlich dem schlechten Gelde gegenüber die ursprünglichen Preise nicht beibehalten, die daraus sich ergebenden Schwankungen beförderten die Speculation, die Regierung, von denen die Münzverwirrung hauptsächlich verschuldet war, legten sich mit ihren Edicten und Ermahnungen und Tarifen darein, die großen Grundbesitzer, besonders der Adel, suchten ihren Vortheil auszubeuten, sie trieben Kornwucher und strickten den Städten die Zufuhr ab. „Desgleichen thaten auch Verwalter," heißt es in einem Edicte, „Schreiber, Müller, Küster, Schulzen, Schmiede, Dorfschneider, Bauernknechte, auch Hirten und Schäfer, ja auch wohl ganz unbesessen Gesindlein sich dessen auch gebrauchte und also eine muthwillige Theuerung und Mangel an aller Nothdurft in den Städten verursachte."

So galt in den Jahren 1616 bis 1619 zu Eilenburg der Scheffel Korn 22 bis 24 Groschen; im Jahre 1621 im September galt der Scheffel Weizen 5 Thaler, der Scheffel Korn 4 Gulden, der Scheffel Gerste 2 Thaler 6 Groschen und der Scheffel Hafer 1 Thaler. Eine Kufe Bier kostete 18 bis 23 Gulden. Etwas später kam der Scheffel Gerste auf 5 Gulden, das Korn auf 6 Gulden; eine Elle Tuch, so vorhin 10 Groschen gegolten, kam auf 2 Gulden, ein Mandel Eier 7 Groschen und so fort. Im Jahre 1622 war die Ernte sehr reichlich ausgefallen, dennoch galt der Scheffel Weizen 16 Gulden, der Scheffel Korn 12 Gulden, der Scheffel Hafer 6 Gulden, der Scheffel Gerste 8 bis 9 Gulden, ein Pfund Schweinefleisch 12 Groschen, ein Pfund Rindfleisch 8 Groschen, ein Pfund Schöpsenfleisch 7 Groschen, ein Kalbskopf 36 Groschen, ein mittelmäßiges Kalb 28 Gulden, ein Klafter Scheite 10 Gulden 15 Groschen, eine Kanne Bier 2 Groschen, ein Faß Bier 25 Gulden, ja zuletzt kam eine Kufe auf 50 Gulden. Zwei Karpfen kamen gar auf 4 Gulden. Anderwärts waren natürlich die Preise verhältnißmäßig eben so hoch. In Delitzsch stand im Jahre 1622 der Scheffel Weizen zu 8 bis 13 Gulden, der Roggen zu 7 bis 12 Gulden, die Gerste zu 5 bis 8 Gulden, die Kanne Bier zu 3 Groschen. Im Jahre 1623 konnten und wollten hier die Metzger das Fleisch selbst nicht um die erhöhte Taxe geben und blieben trotz aller Strafen bei ihrer Weigerung. Eben so vergeblich war die Bestrafung eines Bauers, der ein Mandel Eier für 1 Thaler ausbot. Aehnliche Vorfälle berichten eine Menge Chroniken der verschiedensten Ortschaften. In Nordhausen kostete eine Kuh 60 bis 70 Gulden, ein gemästetes Rind 100 Thaler, ein Mandel Eier 18 Groschen, ein Schock Eier 2 Gulden 8 Groschen, ein Faß Bier 26 Thaler, ein Paar Mannsschuhe 4 Thaler. In Leipzig galt gar ein Scheffel Weizen 33 Gulden, ein Klafter Holz 32 Gulden, ein Scheffel Korn 24 Gulden, Hafer 12 Gulden, ein Pfund Butter 1 Gulden. Zu Augustusburg ein Scheffel Korn 32 Gulden, zu Frankenberg 40 Gulden, zu Chemnitz 42 Gulden.

Die unseligen Folgen dieser Zustände im Einzelnen zu schildern, kann nicht in unserer Absicht liegen. Am härtesten wurden wohl diejenigen betroffen, die, auf eine feste Besoldung angewiesen, diese nach dem Zählwerth in schlechter Münze empfingen. Namentlich litten die Geistlichen und die Schullehrer. Aus einem doppelten Grunde waren die erstern daher geneigt, von der Canzel aus gegen den schmählichen Unfug zu Felde zu ziehen. Auch die theologische Facultät zu Jena erklärte sich in heftigster Weise. In einem weitläufigen Bedenken aus Gottes Wort, kaiserlichen Gesetzen und Reichsabschieden, wie auch philosophischer Wahrheit und Erfahrung vieler Historien richtete sie sich nicht nur gegen das Unwesen

ſelbſt und die daſſelbe trieben, ſondern auch gegen die Fürſten und Obrigkeiten, die es zugelaſſen und duldeten. Die Juden, die Kipper und Wipper, die Münzer werden kräftig zur Verantwortung gezogen; namentlich die Juden werden gräuliche Gottesläſterer und Feinde der Chriſten und gräuliche Wucherer genannt, die keine andere Handthierung trieben als unmäßigen Wucher, die billig für rechte Blutegel und Schwämme zu achten, welche den Chriſten, unter denen ſie wohnen, Schweiß und Blut ausſaugen und an ſich ziehen. Sie nützten in der Gemeinde ſo viel als die Mäuſe in einem reinen, ſchönen Kornhaufen. Nachdem dann die Folgen des Kipperweſens im Allgemeinen nachgewieſen ſind, werden die Nachtheile auch im Einzelnen aufgezählt. Es würden, und das wird von der theologiſchen Facultät beſonders betont, Wenige mehr der ſchlechten, durch das jetzige Münzweſen verringerten Beſoldung wegen Theologie ſtudiren wollen und „es wird endlich dieſer Unrath daraus folgen, daß man forthin keine grundgelehrten Theologen und tüchtigen Kirchenlehrer wird haben können, welche wider die Feinde göttlicher Wahrheit könnten ſtreiten und dieſelben nach Nothdurft aus Gottes Wort widerlegen.“ Die Obrigkeit werde in ihren Steuern und Abgaben verkürzt; Handel und Wandel gerathe in Stocken; wer vordem Geld ausgeliehen, bekomme jetzt dem innerlichen Werthe nach kaum den zehnten Theil ſeines Geldes wieder; dem Lazarus (Armen) werde wenig mehr gegeben; die Väter könnten ihren Kindern keine Schätze ſammeln; ein ehrlicher Biedermann könne nicht mehr ſeinen Zehr-, Ehr- und Nothpfennig haben; Wittwen und Waiſen vermöchten von ihrer Verlaſſenſchaft und arme Studenten von ihren Stipendien oder auch dem Patrimonium ſich nicht mehr zu unterhalten; die milden Stiftungen würden merklich geſchmälert; die Münzer, welche ſich ſehr vermehrten, fräßen Alles hinweg, wie die Heuſchrecken, denn weil ihnen das Geld zu erwerben nicht ſauer werde, ſei ihnen nichts zu theuer, was ſie nur bekommen könnten; die Handwerker könnten faſt keine Geſellen und die Hausväter keine Dienſtboten mehr um billigen Lohn bekommen, weil Jedermann zu den Münzern eile: „und wenn dermaleinſt das Münzunweſen ein Ende hat, wie es denn in der Länge nicht wird beſtehen können, ſo wird das ganze Land voll müſſiger Leute ſein, die kein redliches Handwerk gelernt haben und die ſich deswegen auf Rauben, Placken, Stehlen und heimliches verbotenes Heckenmünzen legen werden.“ — Dann wird den Obern in's Gewiſſen geredet, es wird ihnen die Schändlichkeit vorgehalten, auf Koſten des Ruins des ganzen Landes ihre Intraden zu vermehren, zudem der größere Gewinn doch den böſen Münzpächtern zufalle. Es ſei auch in den Reichsabſchieden, beſonders im Jahre 1570 verordnet, daß kein Reichsſtand, welcher das Münzrecht habe, daſſelbe verkaufen, verleihen oder um einen gewiſſen Zins vermiethen, ſondern es ſelber gebrauchen ſolle, weil jus majestatis (Hoheitsrechte), nicht fisci (Einkommensquelle) ſei, das ihnen nicht darum gegeben, um an dem Münzſchlag zu gewinnen, ſondern daſſelbe dem heiligen römiſchen Reiche zu Ehren und dem gemeinen Nutzen zum Beſten, zur Erhaltung ihrer Regalien ohne beſondern Vortheil zu gebrauchen. — Es kommt dann die Ermahnung, daß die Kipper und Wipper gröblich wider ihr Gewiſſen ſündigen: „ſie laden auf ſich den allgemeinen Fluch des ganzen Landes, ſie ſind ipso jure infam, haben ihre Ehre und Redlichkeit verloren, wie die Magdeburgiſchen Schöppen zu Halle von ihnen recht und wohl ſententionirt. Auch die Münzer, die das gegenwärtige Münzunweſen betreiben, handeln wider ihr Gewiſſen; ſie halten auch nicht mehr auf ihr Herkommen und ihre Privilegien; ſie laſſen verdorbene Goldſchmiede, Juden und verlaufene Geſellen zum Münzwerke, leichtfertiges Geſindlein, ſo man Meitmacher nennt.“ — Schließlich werden wohlgemeinte Rathſchläge gegeben, wie dem eingeriſſenen Unheil vorzukommen, daß man ein gutes Gewiſſen erhalten, oder da es verloren, daſſelbe wieder erlangen möge.

So viel zur Probe ausführlich. Auf ähnliche Argumente oder auf Spott und Hohn ſtützen ſich die andern gleichzeitigen Schriften gegen das Kipperweſen, deren eine ſehr große Menge iſt. Zum Theil ſind ſie von größter Derbheit, wie ſchon der Titel andeutet: „Erſchröcklicher richterlicher Proceß und Endurtheil, ſo die hohe göttliche Majeſtät über die Gold- und Teufelsburger ergehen laſſen; Der Welt Gold- und Teufelsburg; Frommer Chriſten

Jesus Berg; Zuruf des höllischen Fürsten Lucifers; Examen aller unchristlichen Geldschinder; Brennender Feuerspiegel des verdammten Geldaufwechsels; Gewissenstritt aller Lungerhölzer, Geldhändler und Münzer" — und wie sie alle heißen! Eine der berühmtesten und ersten Schriften ist betitelt: „De ultimo Diaboli foetu, hochschädliche Geldschinderei, das ist: Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, den Kippern und Wippern, oder Wucherern und Finanzern, wie man sie nennet, welche einen neuen Rank erdacht, reich zu werden, und für niemand als für sich und die Ihrigen groß Geld und Gut zusammenkratzen ꝛc. den armen Kipp-Herrn, wie reich sie auch sonsten seien, zur Nachrichtung, Buß und Bekehrung beschrieben durch Andream Lampium." — Diese ungemein derbe Schrift des Hallischen Pastors erregte ungeheures Aufsehen und rief ähnliche, aber auch Gegenschriften hervor, verursachte dem Verfasser mancherlei Verdrießlichkeiten, in Folge dessen auch ein „Informat des Magdeburgischen Schöppenstuhls wegen Münz-Kipperer und Wipperer zur Rettung Andr. Lampii" erschien. Das Consistorium zu Wittenberg ging im Eifer so weit, daß es in einem an das geistliche Ministerium zu Quedlinburg ertheilten Gutachten sich dahin äußerte, die Kipper und Wipper seien nicht zum heiligen Abendmahl zuzulassen, und wenn sie in dieser Sünde verstürben oder, wofern sie solche bei ihrem Leben zwar noch erkannt, jedoch, soweit ihr Vermögen zureichen wollen, keine Wiedererstattung des unrechtmäßig erworbenen Gutes geleistet oder ihre Erben dafür nicht Sicherheit gestellt hätten, so sei den Kippern und Wippern kein ehrlich Begräbniß zu gestatten.

Daneben erhob sich eine große Fluth von gereimten Klagen und von Spottliedern, meistens mit sehr drastischen Kupfern begleitet. Wir berücksichtigen sie nicht näher, weil ihr Inhalt nichts Neues bringt; der darin gemeiniglich herrschende Ton ergibt sich schon aus dem Motto eines derselben:

Ratten und Mäuß, Flöh und auch Leuß,
Falsche Müntzer und böses Geld
Führt der Teufel in alle Welt.
Soll man ihrer nur queit werden,
Das beste Mittel wär auf Erden,
Daß man sie sammt ihrem Stempel,
Andern zum Scheu und Exempel,
Mit Feur verbrenn oder aufhenk:
Damit man ihrer nimmer gedenk.

Eins der verbreitetsten war der „Wachtelgesang, d. i. Wahrhaftige gründliche und eigentliche Namens-Abbildung, wie nämlich ꝛc. das schändliche heillose Gesindlein der guten Münz Ausspäher und Verfälscher, welche der Teufel ꝛc. ausgebrütet hat, in dem Wachtel-Schlag namhaft gemacht werden." Eine neue Ausgabe davon erschien mit dem Titel: Kippediwig oder Wachtelgesang (1621).

Wenden wir uns jetzt zu den Bemühungen, jenen unleidlichen Zuständen ein Ende zu machen. Der obersächsische Kreis suchte der Münzzerrüttung bereits durch einen Beschluß vom 5. Februar 1620 Schranken zu setzen; allein obwohl derselbe vom Kurfürsten bereits am 8. Februar publicirt und im Laufe des Jahres dreimal eingeschärft wurde — vergebens. Schon im folgenden Jahre (1621) kamen in Sachsen die erwähnten so verderblichen Pachtmünzen in den Landstädten auf. Bei der nun sichtbarer werdenden Münzverwirrung fing das Publicum dann an, das bessere alte Geld eigenwillig zu valviren, obwohl der Kurfürst unterm 21. August durch die dritte und letzte gesetzliche Valvation dem entgegenzutreten versuchte. Die Confiscationen der fremden Münze fruchteten, wie schon bemerkt, auch nicht. Zu Leipzig bemächtigte man sich 1621 einer Summe von 6000 Gulden, und gleich darauf wurden vom Magistrate daselbst noch 16,000 Gulden fremden Geldes aufgehoben und 17 Kipper, die Eigenthümer, in gefänglichen Gewahrsam gebracht. Zu Freiburg kam nicht viel später ein böhmischer Jude zum Verhaft, welcher zur Ablieferung in die Prager Münze altes Kupfer und Geld künstlich unter seine übrige unverdächtige Fracht eingepackt und zum Theil in die Sättel, Kummte und Gurte des Pferdegeschirrs eingenäht hatte. Solche Mittel, sowie die Erneuerung, Verschärfung und zeitgemäße Veränderung der Münzedicte erwiesen sich lange als unzureichend. Endlich im Beginn des Jahres 1623, nachdem in andern Ländern dem Unwesen bereits früher ein Ende gemacht war, dämmerte auch in Sachsen eine bessere Zeit auf. Kurfürst Johann Georg berief auf den 18. Februar die gesammte Landschaft zu einer Hauptversammlung, und mit bit-

tern Klagen ward hier die Wiedereinführung des guten Geldes, das Verbot des schlechten als dringend nothwendig bezeichnet. Das Publicum selbst kam diesen Bemühungen thätig entgegen und setzte den „Schaum," die „Dickbeine" und „Plätzer" von ihrem Nominalwerth auf den wirklichen. Hiermit war natürlich eine tiefgreifende Revolution verbunden, die in alle Verhältnisse sehr schmerzlich einschnitt. Wenige freuten sich über den gemachten Gewinn, das Publicum im Allgemeinen hatte große Verluste zu beklagen. Ein Adliger, um ein paar Beispiele zu geben, erhielt aus 1500 Gulden der leichten Münze beim Einschmelzen grade so viel, daß davon ein silberner Löffel und ein kupferner Kessel bezahlt werden konnten. Ein Altenburgischer Bauer bekam für eine Summe eben solchen Geldes keine höhere Silberzahlung, als wenn er die Münzen wie altes Kupfer verkauft hätte. Ein Bürger zu Schneeberg ward über den großen Verlust gar wahnwitzig.

Das lange erwartete Münzedict des Kurfürsten Johann Georg vom 31. Juli 1623 brachte indessen nur halbe Maßregeln. Die ausländischen schlechten Münzsorten wurden, freilich verboten, allein nach Recht und Nothwendigkeit auch die inländische zu unterdrücken, wurde für unverträglich mit der landesherrlichen Hoheit gehalten. Der Kurfürst hatte die sogenannte Interimsmünze, wie sie nun der Beschönigung halber hieß, prägen lassen, und also meinte er, sie nun nicht selbst verrufen zu können; sie ward daher schweigend ihrem künftigen (guten oder bösen) Schicksal überlassen. Zugleich aber gab er doch die beruhigende Erklärung, von jetzt an den Reichsgesetzen gemäß und zwar nach dem Reichsmünzedicte vom Jahre 1559 münzen zu wollen. Selbstverständlich wurde hiermit auch gegen das Kipper- und Wipperwesen in größter Strenge verfahren. Noch mehr wirkte zur Herstellung des Vertrauens, daß bereits in dem nämlichen Jahre 1623 das neue gute Geld wirklich in Umlauf kam und daß man ferner darauf Bedacht nahm, hiernach die wucherlich gestiegenen Preise wieder zu regeln. Es hatte aber grade mit dem letzten Punkte seine besondern Schwierigkeiten, und es bedurfte einiger Zeit, bis die Verwirrung zu einem ganz geordneten Zustande sich abklärte. Und dann kamen doch wieder neue Erschütterungen des dreißigjährigen Krieges.

Vor allem kam noch diese Frage zur Verhandlung: wie stand es mit den zur Kipperzeit gemachten Schulden und Contracten und Käufen, waren diese nach dem Nennwerthe in der neuen Münze voll zu entrichten oder hatte man die Schuldsumme der schlechten Münze auf diese neue Münze zu reduciren? Für Sachsen hatte bereits Kurfürst August in seiner 1572 herausgegebenen Landesconstitution die Bestimmung getroffen: daß wenn Schrot und Korn und also der innere Werth der Münze verändert würde, die Bezahlung in derjenigen Münze, welche zur Zeit der eingegangenen Verpflichtung gangbar gewesen, oder wenn man solche nicht mehr haben könnte, nach deren Werth und Schätzung geschehen sollte. Ungeachtet dieser Entscheidung legte dennoch Kurfürst Johann Georg die Sache dem am 3. Juni 1623 zu Dresden zusammengetretenen engeren Ausschusse der Städte vor und dieser, statt auf die angezogene Landesconstitution zu verweisen, überließ sie dem Ermessen des Kurfürsten und seiner Räthe. Da schon der Kurfürst nicht einmal seine eigene Interimsmünze aus der Kipperzeit hatte devalviren wollen, so war auch in dieser Frage seine Entscheidung leicht vorauszusehen; er verordnete: da die Obligation auf Gulden überhaupt, ohne benenntliche Andeutung der Sorten, worin die Zahlung erfolgen solle, oder auf Gulden oder Zählthaler gerichtet sei, so solle der Schuldner verpflichtet sein, dem Gläubiger die in der Verschreibung angegebene Zahl von Thalern in der Münze, *wie dieselbe nunmehr hinführo werde gangbar sein*, zu entrichten. Diese Exception von der Landesverordnung sollte aber nur für dies Mal gelten, um einer neuen Verwirrung vorzubeugen; in den verschiedenen Münzstätten war nämlich auf verschiedenes Schrot und Korn gemünzt und somit unterlag die Reduction dieser Stücke auf die neue Münze allerdings mancherlei Schwierigkeiten. Was aber, heißt es weiter in Johann Georg's Verordnung, von Kramwaaren, Handwerksarbeit, Victualien, Dienstlohn und dergleichen während der dreijährigen Münzconfusion gemachte oder sonst auf Register und Rechnungen geborgte und unbezahlte Schulden betrifft, weil man

sich doch darin nach dem damaligen Münzwerthe gerichtet und die Waaren und die Arbeit nach Verhältniß höher angeschlagen habe, so solle man sich auch in der Bezahlung jetzt nach der gangbaren neuen Münze richten, also die Preise reduciren; wenn man sich dessen nicht vergleichen könne im Guten, solle es auf Moderation der Obrigkeit stehen. Hätte aber einer hierüber eine Verschreibung von sich gegeben, so sollte er mit dieser Exception nicht gehört, sondern Inhalts obiger Bestimmung Brief und Siegel mit der hinführo gangbaren Münze zu lösen gewiesen werden. — Aehnlich lauten die Bestimmungen anderer Reichsstände, so des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg vom 1. Januar 1623, der Stadt Straßburg vom 19. October desselben Jahres, des Erzbischofs von Mainz vom 30. October desselben Jahres, und dazu erschienen noch eine Menge Schriften darüber von Gelehrten und Privatpersonen. Das Sichwidersprechende dieser Verordnungen liegt auf der Hand. Es wurde der früheren Wucherei noch das landesherrliche Siegel aufgedrückt. Die Bestürzung war allgemein mit Ausnahme der „Finanzer.“ In der Nothzeit, erwiederte man, war das Verhältniß des Geldes zu den Preisen ein ganz anderes wie zur Zeit des Edictes, nicht weil damals Mißwachs oder dergleichen eingetreten, sondern weil die Münze so schlecht gewesen; mit dem Zehnfachen reichte man damals nur so weit, wie bei den neugeordneten Zuständen mit dem Einfachen. Auf diesem Verhältnisse beruhten die damaligen Anlehen und Capitalaufnahmen, die in schlechter, gesunkener Münze gegenüber den erhöhten Preisen geleistet wurden. Rechtlich und materiell hätten die Creditoren nichts eingebüßt, wenn sie ihr Capital auf das neue Geld reducirt, also in seinem wirklichen Werthe zurückerhielten, zumal die Preise wieder in ihr normales Verhältniß getreten waren. Durch die Verordnung aber machten die Creditoren einen ungeheuren Gewinn — für hundert Thaler schlechtes Geld erhielten sie hundert Thaler gutes Geld, also nach Umständen das fünf-, zehn-, fünfzehnfache! Das Volk im Allgemeinen dagegen, das in der Kipperzeit so Unsägliches gelitten, sah durch Verzinsung und Schuldenabtragung seine Noth noch auf viele Jahre verlängert; die Schuldner wurden entsetzlich gedrückt und dieser Druck war unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges nicht das letzte Uebel. Es war dem Volke nicht möglich, seine Lasten abzuschütteln, und somit sah sich denn endlich Kurfürst Johann Georg durch allgemeines Andringen doch genöthigt, durch eine Verordnung vom 25. Juli 1656 die Constitution des Kurfürsten August wieder in Kraft zu setzen und sie gleichfalls auf die leichte Münze vom 1. Januar 1619 bis 13. Juli 1623 auszudehnen. Erst hiermit schloß die Kipperzeit mit ihren traurigen Folgen — eine merkwürdige Erscheinung, wie ohne drängende Noth, lediglich durch Eigennutz über Deutschland ein Uebel heraufbeschworen wurde, wie es in der Art sonst nur durch unselige Elementarereignisse erzeugt zu werden pflegt.

Flandrische Sagen.

Die Hochzeit des Schmugglers.

Ich lache über den Priester und über den Bischof, ich lache auch über den Papst und die ganze heilige katholische Kirche! Wenn der Priester mich heute nicht trauen will, weil Freitag ist, so mag er es bleiben lassen; Hochzeit halte ich darum doch!

Sieh, mein Junge, ich bin ein Schmuggler und zwar ein fröhlicher Schmuggler, der sein Leben in den Wäldern verbringt und niemals des folgenden Tages sicher ist, denn es bedarf nur des wohlgezielten Schusses eines Grenzwächters und Alles ist vorbei. Es ist nun einmal mein Gewerbe, die Kugeln der Grenzwächter mir um die Ohren pfeifen zu hören.

Gehe daher zu Deinem Priester und sage ihm: Wenn er mich in einer halben Stunde nicht in der Kirche erwartet, so verzichte ich auf die Trauung, auf die Einsegnung der Ringe, auf die ganze schöne Ceremonie mit Wachslichtern und Orgelschall und behalte die zehn Thaler Gebühren, die er bekommen sollte, für mich. Bei meiner Hochzeit soll dann statt des Segensspruches der Jubel meiner Kameraden ertönen, statt der Orgel soll uns die Violine etwas zum Tanze vorspielen und zum Geschenk für den Priester sind meine Flüche und vielleicht der rothe Hahn für das Pfarrhaus bereit. Du weißt, was das

bedeutet, mein Junge: Der rothe Hahn kräht gar ſchrecklich für Euch furchtſame Leute und ſchlägt die Flügel um Euer ganzes Dorf, wenn es hoch geht. Hütet Euch vor ihm!

Der Bote des Prieſters beeilt ſich, ſeinen Herrn zu finden, und berichtet dieſem ſchreckensbleich die Drohungen des Schmuggelers Nikolaus. Dem Prieſter wird bange, aber die Furcht vor dem Unglück verdrängt nicht den Gedanken an ſeine Pflicht, die ihm verbietet, am Freitage eine Trauung vorzunehmen. Der Wille des Herrn geſchehe, ſagt er, mag daraus entſtehen, was da will!

Eine Stunde vergeht und die Kirche bleibt verſchloſſen. Nikolaus ſchäumt vor Wuth und begibt ſich zu ſeiner Braut, einem armen jungen Mädchen, welches von ſeinen Eltern zu der verhaßten Verbindung gezwungen wurde. Sie wirft ſich ihrem Vater zu Füßen und fleht, ſie nicht ohne des Prieſters Segen mit dem Bräutigam zu verbinden. Der Greis ſagt: Nikolaus, Du mußt noch zwei Tage warten, zwei Tage ſind bald vorüber; am Montag wird Euch der Prieſter in aller Frühe trauen und Du führſt dann Dein Weib heim.

Nein, bei meiner Seligkeit! ſo ſoll es nicht geſchehen. Jetzt oder nie! Entweder ſie geht ſogleich mit mir oder es geſchieht niemals. Wählet.

Niemals! Mein Vater, erbarmt Euch über mich! fleht die Braut.

Zum Teufel mit Deinem Geſchrei! Glaubſt Du, es fehle an hübſchen Mädchen, wenn ich komme? Bleibe in Deiner Hütte und quäle Dich ab für Deine Eltern. Ich werde ſchon eine andere Frau finden und die erſte beſte ſoll mir lieber ſein, als die Närrin, die ich verlaſſe, weil ſie ihren dummen Vorurtheilen den Vorzug gibt vor meinem gefüllten Geldgurt und den vierzig Hunden, die ſich vor den Grenzwächtern ſo wenig fürchten, daß ſie auch noch nicht ein einziges Waarenpacket in deren Hände fallen ließen.

Als er dies geſagt hat, eilt er fort. Das junge Mädchen aber dankt Gott auf ihren Knien und vergießt reichlich Thränen der innigſten Freude.

Nikolaus fühlt ſich jedoch nicht wenig in Zorn verſetzt und in ſein Hohngelächter miſcht ſich etwas wie Trotz und bittere Wuth.

So eilt er laut redend und gezwungen lachend mit ſeinen Kameraden weiter, als ihm ein junges Mädchen begegnet, die von Geſicht und Haltung ſchöner erſcheint als alle Bewohnerinnen des Dorfes.

Wer biſt Du, ſchönes Kind? fragt der Schmuggler, indem er ohne Umſtände das junge Mädchen mit ſeinem Arm umſchlingt.

Ich heiße Robertine, erwiedert ſie.

Und weiter? Wer iſt Dein Vater?

Ich habe weder Vater noch Mutter.

Und woher kommſt Du?

Ich bin bald hier, bald dort und denke überall weder an Geſtern noch an Heute; immer froh und ſorglos bin ich, bald arm, bald reich.

Bei Gott! — erbebe nicht bei dieſem Schwur, mein ſchönes Kind — Du biſt die rechte Frau für einen Schmuggler! Willſt Du mein Weib ſein? Willſt Du mich heirathen ohne Prieſter und Kirche? Heute am Freitag mit mir Hochzeit halten und mit mir über die Faſten lachen?

Das will ich!

So lobe ich es mir! Auf, Herr Wirth, bringt ſchnell das Hochzeitsmahl. Es lebe die Freude! Ich heirathe ohne Prieſter und ohne Segen! Zu Tiſche! Wein her! Wein her!

Aber der Wirth bekreuzt ſich und erwiedert:

Erlaubt, Herr, ich bin ein rechtgläubiger Mann und dulde ſo etwas nicht in meinem Hauſe. Suchet Euch ein anderes Wirthshaus, um eine ſolche Sünde zu begehen; bei mir geſchieht es nicht.

Wie, verdammte Wirthsſeele? Du haſt wohl Furcht, daß wir hier den Prieſter verſpotten und einer meiner Kameraden, angethan mit einem Hemde, ſeine Stelle vertreten könnte? Zum Teufel mit Dir! Auf, Kameraden, nehmt ein Faß von ſeinem Wein und wenn er uns heute keinen Wein verkaufen will, ſoll ihn mein Meſſer zur Vernunft bringen! Nun fort, zu den Ruinen des alten Schloſſes; dort ſoll meine Hochzeit ſein!

Jauchzend und fluchend zogen ſie darauf nach dem alten Schloſſe, woſelbſt ſie die heilige Trauung frech parodirten und unter tauſenderlei Tollheiten die Nacht verbrachten. Gegen Mitternacht forderte Nikolaus ſeine Braut, deren Augen von Fröhlichkeit und Liebe glänzten, auf, ſich mit ihm zurückzuziehen; ſie verſuchte zu widerſtehen und bat:

Nein, nein, noch nicht, lasse mich! — was ihn nur noch mehr bezauberte.

In einem der alten Prunkgemächer des Schlosses fanden sie das Lager bereitet. Ich werde Dein Diener sein, Robertine, sagte Nikolaus liebkosend, Niemand sonst als ich soll hinfort diese Spangen und Gürtel lösen. Du bist mein Weib, bist mein, weißt Du, was das bedeutet? Sieh mich vor Dir knien, lasse mich diese weißen Strümpfe entfernen, welche Dein zierliches Füßchen verhüllen, laß mich —

Entsetzen! Mit zitternden Händen hatte er zärtlich den Strumpf herabgestreift; dieser fiel und ließ einen Pferdehuf erkennen.

Die schöne und liebliche Robertine schlang ihre Arme um den Hals des Schmugglers, erdrosselte ihn und rief hohnlachend:

Empfange den Hochzeitskuß, den Kuß Deiner Braut! — —

Die Kameraden fanden am andern Morgen in dem hochzeitlichen Gemache nichts als einen Haufen verbrannter Asche.

Am nächsten Sonntage predigte der Priester von der Verderbtheit der Menschen und schilderte das Unheil, welches daraus entsteht, wenn man ohne Priester und am Fasttage Hochzeit hält.

Die erste Predigt.

Das Gefühl einer überwältigenden Angst schnürte dem jungen Vicar die Brust zusammen, als er vor dem Altar stand, aber es verließ ihn, sobald er sich wendete, um zur Canzel zu schreiten.

Alle Anwesenden hatten sich erhoben. Ein Durcheinander von Geflüster, ein Zurechtrücken der Bänke und Stühle und das Geräusch des Niedersitzens umwogte seine Sinne, während er zur Canzel emporstieg. Die Gesichter wendeten sich dann auf ihn, wie er dort niederkniete, sich einen Augenblick zu sammeln; er fühlte, daß alle Blicke auf ihm hafteten, als er den Text zu seiner Predigt zu lesen begann. Dieser lautete: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Mit lauter und eindringlicher Stimme predigte er nun von der Demuth, welche den Gläubigen als Diener der Kirche auszeichnet, und verdammte den Ehrgeiz, der eben so wenig in's Himmelreich führe wie der Reichthum und alle irdische Größe.

Mitten im Fluß seiner Rede erschrak er, denn eine der Karyatiden am Chor der Kirche, auf welche zufällig seine Blicke fielen, schien ihm lachend zuzunicken.

Ganz verblüfft sah er noch einmal nach der steinernen Figur und erkannte nun ganz deutlich, daß sie ihn höhnend anblickte und gleichsam fragte: Du bist wohl nicht ehrgeizig?

Alles schien sich im Wirbel um den jungen Geistlichen zu drehen. Er verlor für einige Augenblicke die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, bemerkte er, daß er sich in der Sacristei befand, umgeben von einer großen Anzahl von Menschen, die ihm alle die zärtlichste Sorgfalt widmeten. Vor ihm stand der Bischof im Ornate und rief: Gott sei Dank, daß er der Kirche eine ihrer Zierden erhielt! Niemand außer Euch, mein Bruder, ist würdig, vor dem Könige zu predigen. Ich ernenne Euch hierdurch zum Domherrn; erholt Euch und folgt mir, damit ich Euch in Eure neue Würde einführe.

Der Vicar warf sich auf die Knie und empfing den Segen des Bischofs. Er folgte demselben alsdann an den Ort seiner neuen Wirksamkeit. Dort wurde er mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, und als er das erste Mal vor dem Könige gepredigt hatte, war dieser so befriedigt davon, daß er ihn zum Bischof ernannte und ihm den Ring und den Stab verlieh.

Der Ruhm seiner Fähigkeiten drang bis nach Rom. Eines Abends saß der junge Bischof in Gedanken versunken in seiner Wohnung, da schien es ihm, als stehe jene Karyatide vom Chor seiner ersten Kirche vor ihm und blicke ihn höhnisch an. Erschrocken sprang er auf. Vor ihm stand ein päpstlicher Bote, der ihm eine Bulle überbrachte, durch welche er an die Stelle eines kürzlich verstorbenen Cardinals nach Rom berufen wurde.

Kurz nach der Ankunft des neuen Cardinals in Rom wurde der Papst krank. Ein altes Weib trat eines Abends zu dem Erstern und fragte ihn mit fester Stimme, ob er Papst werden wolle.

Der Cardinal erbebte. Was soll ich thun? fragte er; durch welches Mittel erreiche ich diesen Zweck?

Reiche dem kranken Papste dies Gift und wirf die Gebeine des heiligen Petrus in's Feuer, sagte die Alte. Der Cardinal wendete sich mit Abscheu von ihr.

Ein Anderer wird weniger bedenklich sein, höhnte das Weib und wollte sich entfernen; aber der Cardinal rief sie zurück.

Wo ist das Gift? fragte er hastig und fieberhaft.

Hier nimm es, entgegnete die Alte; bei dem Zustande, in welchem sich der Kranke befindet, ist es nur nöthig, daß Du das Fläschchen in seiner Gegenwart zerbrichst; der Duft des Giftes genügt, ihn zu tödten.

Sämmtliche Cardinäle versammelten sich gleich darauf bei dem kranken Papste. Der Schuldige hielt das Fläschchen unter seinem Gewand verborgen. Verwirrt vor Aufregung und Ehrsucht zitterte er so heftig, daß ihm dasselbe entfiel und vor seinen Füßen zerbrach.

In demselben Augenblicke verfinsterte sich Alles um ihn her. Scheußliche Gestalten packten ihn und warfen ihn in einen Abgrund. Die Karyatide aus der Dorfkirche höhnte und nannte ihn „heiliger Vater;" eine gräßliche Stimme aber rief: Er ist auf ewig verdammt! — —

Herr Vicar! Lieber Herr Vicar! rief plötzlich eine viel sanftere Stimme, die Niemand Anderem angehörte als der alten Hauswirthin des jungen Geistlichen. Herr Vicar, fuhr sie fort, man läutet schon und Sie sind eingeschlafen, sind gar vom Sessel auf die Erde herabgefallen! Gott stärke Ihren Geist; was soll aus Ihrer ersten Predigt werden?

Der Vicar sprang auf, lispelte ein leises Dankgebet und eilte in die Kirche, wo er über die Demuth predigte und von den Gefahren des Ehrgeizes.

Der Bischof war anwesend, belobte den jungen Geistlichen und versprach ihm — die nächste Dorfpfarre.

Der Magus von Helmstedt. *)

Wenn ein Romanschriftsteller unserer Zeit im Ernste die Gestalt eines wunderthätigen Mannes zum Helden eines seiner Werke machen wollte, so würde es ihm schwer werden, das Interesse der gebildeten Kreise dafür zu erwecken, denn die Wunder früherer Zeiten sind jetzt Gemeingut geworden und die geheimnißvollen Kräfte, wie die Gewalt des Dampfes, die Leuchtkraft des Phosphors, Magnetismus, Elektricität u. s. f. kennt Jeder, wendet Jeder zum Vortheil an und wir Alle finden höchst natürlich, was noch vor hundert Jahren demjenigen, der damit ausnahmsweise bekannt war, in den Augen des Publicums den Anstrich übernatürlicher, wunderthätiger Begabung verlieh. So tritt uns noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Erscheinung entgegen, die doppelt interessant wird, wenn wir sehen, wie Eitelkeit und Selbsttäuschung in der Leichtgläubigkeit der Menge den besten Boden fand, um zu einer Geltung zu gelangen, von welcher wir kaum glauben können, daß sie möglich war zu einer Zeit und nicht sehr fern von einem Hofe, wo die Bildung und Klarheit des deutschen Geistes unter den Augen eines Goethe gepflegt und gefördert wurde.

Im Sommer 1805, so lesen wir in der Biographie des berühmten Beireis, des großen Magus von Helmstedt, erstreckte Goethe eine Reise, zu der er Fr. Aug. Wolf aus Halle abgeholt hatte, nach Helmstedt. Es handelte sich lediglich darum, Beireis kennen zu lernen. Dieser begleitete die Reisenden zu Graf Veltheim in Harbke, wo er Hausarzt war. Goethe berichtet: „Auf dem Rückweg nun, wie auf dem Hinweg, hatten wir denn Mancherlei von des alten uns begleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus dessen Munde, was uns schon aus seinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch genau genommen fand sich in der Legende dieses Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich-muthiger Entschluß, als Schüler rasche Selbstvertheidigung, akademische Händel, Rappierfähigkeit, kunstgemäße Geschicklichkeit im Reiten und sonstige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Verständigkeit und Thatlust, alles dieses lag rückwärts in dunkeln Zeiten."

Allein dem lag Wahrheit zu Grunde. Noch als wohlbestallter Professor nahm er das Rappier zur Hand und bewährte die Meisterschaft. Sagt doch Goethe: „Nicht groß, wohl und behaglich gebaut, konnte man eben die Legenden seiner Fechterkünste

*) Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis. Gesammelt durch Carl von Heister. Berlin. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

gelten lassen." Eben so auch die andern tours de force aus der Studentenzeit, da sich Beireis bis in das Greisenalter eine bewunderungswürdige Muskelkraft bewahrt hatte. Davon wurden regelmäßig in jedem Semester Proben abgelegt. Vermochten die Studenten keinen Zug mehr an der Luftpumpe, oder an der Windbüchse keinen Druck mehr, so setzte der Professor die Manipulation mit sicherer Hand noch eine Weile fort. Dann ersuchte er auch wohl höflichst, die Halbkugel von Guerike auf den Tisch zu setzen. Gelang dieses keinem der Studenten, so faßte er jene im Gleichgewicht und hob sie lächelnd auf die Tafel. Unzweifelhaft fand sich aber in spätern Zeiten niemals ein Studiosus, der stärker gewesen wäre — als der eitle Professor, oder sagen wir lieber, der nicht gern zu Gunsten des verehrten Lehrers verzichtet hätte, seine Körperkraft zu zeigen.

Seit einem halben Jahrhundert lagerten sich die fabelhaftesten Geschichten an jenem Manne ab, und es steht außer Frage, daß sich ein als Mensch und Gelehrter allgemein Hochstehender durch Eitelkeit in Charlatanerie verirrte. Solcher Gegensatz fesselt das Interesse, denn es liegt die Lösung eines sehr interessanten psychologischen Räthsels vor.

In der Chemie war Beireis jedenfalls seiner Zeit weit vorausgeeilt und darauf gründete sich sein Ruf als Alchymist. Alles an der Goldmacherei haftende Mystische hatte ein so durchaus praktischer Mann längst abgestreift. Er verspottete den planetarischen Einfluß, erklärte die qualitates occultae für ein Asyl der Unwissenheit und führte sogar Sympathie und Antipathie auf physische Einwirkung zurück. Seine Erfahrungen am Schmelztiegel mußten ihm längst die Ueberzeugung gewährt haben, daß ein Verfertigen von Gold praktisch unausführbar sei. Hierfür möchten wir eine Bestätigung in einem Briefe von 1767 finden, wo er sich gegenüber dem Leibmedicus Brückmann zu Braunschweig wegen verzögerter Correspondenz entschuldigt durch: „Beantwortung so vieler im alchymistischen Labyrinth herumirrender Goldkocher, Abfertigung von Afterchymisten, die aus Küchensalz mit großem Vortheil Salpeter machen wollen."

Und dennoch hält Beireis durch sein ganzes Leben das Machen von Gold aufrecht, nicht als wissenschaftliche Möglichkeit, sondern als Thatsache; er vindicirt sich selbst die Kunst, wenn dies auch nicht mit unumwundenen Worten geschieht. Hierfür gibt es eine Menge Beweise. Ungemein charakteristisch ist es, daß er gegen einen nahen Verwandten, gegen seinen Großneffen, nie eine bezügliche Aeußerung fallen ließ.

Das Folgende wiederholte sich in jedem Semester. In einer oder der andern Weise lenkte er die Rede auf das Gold im Allgemeinen, worauf eine Rolle hervorgeholt wurde, in welcher sich jedesmal Louisdore vom Jahre 1760 fanden. Dieses gewinnt Bedeutung, weil er angab, die alchymistischen Operationen im Jahre 1761 eingestellt zu haben. Nun prüfte er den Strich auf dem Probirsteine sehr genau und erklärte, die Goldstücke seien aus chemischem Golde geprägt. Man hat andere kleine Scenen hierher gerechnet, die, obgleich ebenfalls Eitelkeiten, doch von anderer Art waren. So brachte er einst eine Goldbarre mit in das Collegium, welche er demjenigen Studenten versprach, welcher Sinn in einen gewissen Paragraph von Eberhard's Physik zu bringen vermöge. Ein anderes Mal legte er zehn Ducaten auf den Tisch und eine Pflanze; jene sollten dem gehören, welcher diese nach Linné bestimmen könne. Ein Student Fay nannte richtig Alopecurus, kannte aber die Species pratensis nicht. Der Berichterstatter meint, daß Beireis in seiner Generosität gern das Geld gezahlt haben würde. Uebersehen wir nicht, daß solche Allotrien ungemein das Anziehende seiner Vorlesungen erhöhen mußten.

Als Thatsache trug er vor, daß der berüchtigte Böttcher sich die Zuneigung des griechischen Mönchs Labaris erworben und von diesem das Pulver erhalten habe, um Blei in Gold zu verwandeln.

Beireis äußerte wiederholt, das Gold zu bereiten, mache an sich keine Schwierigkeit, allein das Material sei allzu theuer; es könne der Proceß auch lebensgefährlich werden. Viele Thoren vergeudeten durch widersinnige Versuche ihr Vermögen und fielen dann als Bettler den Mitbürgern zur Last. In unzähligen Briefen wurde er in der naivsten Weise um Mittheilung gebeten, was am besten den allgemeinen Glauben an die Sache beweist. Hier hätte ein Unredlicher ein weites Feld zum Ausbeuten gefunden. Die Bittsteller wurden

aber mit Strenge zu ihrem Gewerbe zurückgewiesen, da Mühe, Geld, Zeit umsonst vergeudet würden, um zu ergründen, was ihnen zu finden unmöglich sei, was dem Unverständigen stets Geheimniß bleiben müsse.

Beireis war bestrebt, sich in den Nimbus eines Adepten zu hüllen. Oft erzählte er von den großen chemischen Operationen, wo er viele Tage und Nächte ununterbrochen vor dem Schmelzofen zugebracht habe. Hier läßt sich nachweisen, wie die bewußten Geschichtchen entstanden sind. Gewiß wurde das Obige auch in den Kreisen der Frauen und Mädchen vorgetragen, die ihm so gern zuhorchten. Da mag nun etwas vorwitzig gefragt worden sein: „Aber, Herr Hofrath, wie vermochten Sie denn sich so lange des Schlafs zu erwehren?“ — „Dadurch, meine Verehrte, daß ich eine solche Stellung einnahm, wonach ich, sobald ich einschlief, in das Feuer fallen mußte.“ Die vortreffliche Replik wird mit allgemeinem Gelächter aufgenommen, erzählt und wieder erzählt, endlich so, als wenn sie ernsthaft gemeint sei, und damit war ein Beireis'sches Geschichtchen fertig, wie es noch heute im Umlauf ist.

Bei dem Souper — berichtet Goethe — nahm Beireis von den in der Gegend von Helmstedt in solcher Größe seltenen Krebsen den Anlaß, um auf die chemischen Operationen zu kommen. „Er meinte, jene dürften nie in seinem Fischkasten fehlen, er sei ihnen großen Dank schuldig. Er halte sie für höchst heilsam. Nun schritt er zu einer geheimnißvollen Einleitung, er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich einmal durch ununterbrochene Arbeit versetzt gesehen. In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtsein, in letzten Zügen hoffnungslos dagelegen, als ein junger, ihm herzlich ergebener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinkt angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn dieser wundersam in das Leben zurückgekehrt, und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.“

Hieran knüpft Goethe noch eine Schnurre. Beireis habe zu verstehen gegeben, daß er durch das Universale ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse verwandeln könne und sie durch besondere spagyrische Kost zu merkwürdiger Größe heranzufüttern verstehe. „Wir hielten dies wie billig für eine im Geiste und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuleugnen geneigt ist.“ Gewiß ist, daß der Dichterfürst, von seiner erhabenen Höhe herab, keineswegs mild über Beireis urtheilt, eben so gewiß ist aber auch, daß ein ungeheurer Grad von Charlatanerie dazu gehörte, einem Manne wie Goethe gegenüber solche Fabeleien mit ernster Miene vorzubringen. Beireis war mit mehrern von ihm geheim gehaltenen chemisch-technischen Processen vertraut, namentlich scheint es, daß ihm die Herstellung einer werthvollen rothen Farbe bekannt war, durch welche er vieles Geld verdiente und deren Versand ihn mit sehr entfernten Ländern und den verschiedensten Menschen in Verbindung brachte.

Schon frühzeitig zeigte Beireis Anlage zur Charlatanerie. Als Jüngling soll er in Folge eines übermäßigen Arbeitens Blut gespien, bei einem Schülerduell eine Armwunde erhalten haben. In beiden Fällen lehnte er, der besorgten Mutter gegenüber, ärztliche Hilfe ab, da er sich selbst heilen werde. Es ist schon damals von der Erfindung eines Spiritus die Rede, so wie von der eines blutstillenden Pulvers.

Nach und nach erwuchs die Gewohnheit, sich von andern Menschen als einen übernatürlich begabten Menschen bewundert zu sehen, mit der inwohnenden Sucht, als solcher zu gelten, und alle guten Eigenschaften waren gleichsam durchdrungen und überwachsen von der lügenhaftesten Eitelkeit.

Als hervorragender Gelehrter tritt er seinen Collegen gegenüber als Neuerer auf, ja als Revolutionär. Er ist hübsch, vermögend, von eleganter Weltmanier. Ihn hebt die Gunst des Fürsten, ihn stützen glänzende Kenntnisse, und zwar in dem wenig bearbeiteten Fache der Naturwissenschaft. Da erhebt er die kühne Hand gegen das Symbol des Magisterthums, gegen die Perrücke. Die eigenen Haare im Toupet, den Haarbeutel im Nacken, so wagt er das Katheder zu besteigen. Die Scheere, welche Kopf und Zopf trennte, machte einen Riesenschnitt in die Culturgeschichte. Mit der

Allonge wurde ein Jahrhundert zu Grabe getragen. Allein Beireis geht noch weiter. Er hält — unerhörte Neuerung! — freien Vortrag, und dahin ist die schöne Zeit, wo das Collegienheft, das Compendium, einem Professor für die Lebenszeit ausreichte. Seine Schüler verehrten in ihm nicht nur den Gelehrten, sie sahen ihn auch als den Mann des Fortschritts an.

Die Wirksamkeit eines Professors der Naturwissenschaft konnte im vorigen Jahrhundert lediglich eine encyklopädische sein. Demungeachtet war die unseres Beireis eine höchst erfolgreiche. Er brachte die Natur in ihrer Gesammtheit, wenn auch nicht zur Erkenntniß, doch zur Anschauung; er übertrug den eigenen Enthusiasmus für das Studium auf die Zuhörer.

Viel mag auch zu seiner Geltung bei den Studenten der Umstand beigetragen haben, daß der jugendliche Uebermuth manche Gelegenheit fand, sich durch des verehrten Professors Kenntnisse zu belustigen.

Sehr oft kamen Bauern zu ihm, nicht um sich ärztlichen Rath zu holen, sondern um jenes magische Wissen auszubeuten. An solchen Consultationen hatte der Hofrath seinen Spaß, und es wurde dann allerhand vorgenommen, was die Leute in der Meinung seiner Zauberkraft bestärkte. Er setzte eine Thürklinke mit einer Elektrisirmaschine in Verbindung, zündete Hölzchen an der Schuhsohle oder an der Zunge eines aus Holz geschnitzten Teufels an und dergleichen. Ueberhaupt führte er mittelst Phosphors mancherlei Scherz aus.

Aber auch die gebildeten Besucher wußte er zu mystificiren.

Trat er als Hausherr in höflich gemessener Weise ein, im alterthümlich-würdigen Anzuge, so hatte die Gesammterscheinung etwas Ehrfurchtgebietendes. Sofort schwand die mitgebrachte Vorstellung, daß hier Komisches walte, die ausgedachte Neckerei wurde schleunigst fallen gelassen, ja es mußte die Phantasie gezügelt werden. Dazu eine eigenthümlich dumpfe Atmosphäre, wie überall, wo zoologische Sammlungen vor Insecten geschützt werden sollen.

Die Schokolade wurde servirt. Nachdem Beireis eine Tasse Kräuterthee getrunken hatte, fragte er, welche der Sammlungen der Besucher zu sehen wünsche. Glaubte sich dieser in Höflichkeit zu der Antwort verpflichtet: „Versteht sich, Herr Hofrath, alle," — so erfolgte die Antwort: „Ei, Verehrtester, da werden Sie sich in Helmstedt auf ein halbes Jahr einmiethen müssen!" So wurde der Besucher sich bewußt, daß er vor Beireis stehe. Dieser sprach von siebzehn, dreizehn, auch wohl von acht Sammlungen, welche die mechanischen Kunstwerke, Instrumente, Naturalien, Präparate, Münzen, Gemmen, Gemälde und Bilder enthielten.

Oft bestellte er um Mitternacht seine Besucher zu sich, und wenn es Prinzen und vornehme Personen waren, so logirte er sie sogar und bewirthete sie auf das Köstlichste. Nie hatte ein Mann, so erzählt ein Zeitgenosse, weniger Ursache, ein Charlatan zu sein, und nie gab es einen größern Charlatan bei so vielem reellen Fond. Er besitzt außerordentliche Reichthümer, theils in baarem Gelde, theils in seinen vortrefflichen Sammlungen. Das Unbegreiflichste bleibt immer, woher er, der Sohn eines nicht allzubemittelten Bürgermeisters zu Mühlhausen, diese Schätze genommen habe. Die gewöhnliche Tradition war, er sei ein Adept und könne Gold machen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er allerlei chemische Arkana besitzt, und besonders für eine von ihm erfundene Zubereitung des Zinnobers von den Holländern große Summen erhalten haben soll. Bleibt nun gleich diese Hypothese unstatthaft, so ist man doch nicht im Stande, eine bessere an die Stelle zu setzen. Man müßte denn annehmen, was auch schon Einige behauptet haben, daß er in heimlichem Zusammenhange mit den Jesuiten stehe und einen großen Theil seiner Schätze nur als Fideicommiß besitze. Er ist nie verheirathet gewesen, hat stets auch nur einen einzigen Bedienten um sich gehabt und lebt für seine Person sehr frugal, daß er selbst in seinem 72. Jahre selten Mittags etwas Anderes als ein paar Zwiebacke genießt, die er auf der Straße während der Krankenbesuche ißt. Er liest als ein wahrer Pansophus nicht allein alle Collegia seiner Facultät, sondern auch noch Logik und Metaphysik und was sonst noch die Studenten von ihm verlangen mögen, so daß er täglich oft acht bis zehn Collegien liest. Er hat die größte Praxis in und um Helmstedt und kommt zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht. Da sein fixes Gehalt vom Herzog gegen 1000 Thaler beträgt, er auch alle Collegien in der Regel

bezahlt nimmt, und eine so ausgedehnte Praxis und für sich gar keine Bedürfnisse hat, so würde sich daraus vielleicht Vieles in Betreff seiner Reichthümer erklären lassen. Auch weiß man, daß, wer nur einmal zu sammeln anfängt, oft umsonst oder durch Umtausch eine Menge Dinge erhält, die einem Andern sehr theuer zu stehen kommen. Allein dann müßte er doch überall sehr karg und geldgierig sein, was durchaus nicht der Fall ist. Sehr oft reichte er den Kranken, welche er arm fand, noch beim Weggehen ein Goldstück.

Der Zeitgenosse erzählt ferner: Da ich schon sonst und jetzt noch in Braunschweig und Helmstedt so viel von der abscheulichen Großsprecherei des Mannes gehört hatte, so ging ich mit der vollen Erwartung zu ihm, einen heftig declamirenden und vordemonstrirenden Charlatan zu finden. Wie sehr fand ich mich also getäuscht, als ich in sein Gastzimmer geführt worden war und nun einen langen hagern Mann, sehr einfach und altmodisch gekleidet, mit einem weißgepuderten Perrückchen auf dem Kopfe, zu mir herantreten, und ohne alles Geräusch und Anmaßung sich mir gegenüber an ein Kaffeetischchen setzen sah, wo er mir die für jeden Fremden sogleich bereite Schokolade einschenkte, während er eine Tasse Kräuterthee trank. Sein schmales, in den Wangen eingefallenes, blutloses Gesicht verdiente noch eine eigene Schilderung in Lavater's Physiognomik. Mir war es der wahre Abdruck eines Rosenkreuzers. Da ich ihm einen Brief von einer Dame zu übergeben hatte, welche, wie ich nun hörte, mit ihm wegen Juwelen in Unterhandlung stand, die eine ihrer Magdeburger Freundinnen bei ihm hatte taxiren lassen, so gab dieses die nächste Veranlassung zu unserer Unterhaltung, wobei sich der Mann so sanft, gelassen und bescheiden ausdrückte, daß ich schon im Geiste anfing, ihm den Verdacht abzubitten, den ich aus so vielen Erzählungen geschöpft hatte. Indeß wurde ich nur alsbald eines Andern überzeugt.

Als er mir erzählt hatte, daß er eigentlich acht verschiedene Sammlungen habe, als 1) eine naturhistorisch-mineralogische, 2) eine anatomische (worunter auch die berühmten Lieberkühn'schen, meist mit Silber ausgespritzten Präparate), 3) eine mechanische Sammlung, wozu auch die Automaten gehören, 4) eine Sammlung anatomischer und chirurgischer Instrumente, worunter die neuesten englischen und französischen, 5) ein Apparat zur Chemie und Experimentalphysik, 6) eine medicinische Bibliothek, bestehend aus lauter alten und seltenen Büchern in allen Sprachen, aus mehr als 300 Handschriften u. s. w., 7) eine Gemälde- und Kupferstichsammlung, 8) eine Münzsammlung, — und so stellte er mir zugleich frei, ob ich alle diese Sammlungen sehen wolle, in welchem Falle ich jedoch diese Nacht wieder zu ihm kommen müsse, oder nur einige. Ich bat nur um die Erlaubniß, die Münzsammlung und die Vaucanson'schen Automaten sehen zu dürfen, weil ich mir ein Gewissen daraus mache, ihm bei seinen jetzt so gehäuften Arbeiten (weil er fast alle Ruhrkranke in der Stadt zu behandeln hatte) diese Zeit zu rauben. So weit hat nun Alles seine vollkommene Richtigkeit, denn alle diese Sammlungen haben Kenner vielfältig gesehen und jede einzelne in ihrer Art einzig gefunden. Dann muß man aber auch ein paar Tage mit der Perlustration zubringen.

Ehe wir nun zur Sache selbst schritten, fragte ich ihn, ob er nicht einen catalogue raisonné seiner so einzigen Sammlungen selbst abfasse, womit er der Welt gewiß ein sehr dankenswerthes Geschenk machen werde. „Dazu," erwiederte er, „habe ich bis jetzt keine Zeit gehabt, weil ich allein alle Collegien lesen muß, also vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. Nehmen Sie hierzu meine übrigen Berufsgeschäfte, meinen Briefwechsel, und was mir selbst diese Sammlungen für beständige Geschäfte machen, und Sie werden leicht einsehen, daß ich keinen Augenblick Zeit zu so etwas behalte. Ich habe immer gehofft, daß ich mir einen Schüler an die Hand ziehen würde, der mich wenigstens im Collegienlesen übertragen könnte, aber vergeblich. Da war mein College, der Bergrath Crell, einst ein fleißiger Schüler von mir, von dem ich schon etwas hoffen konnte. Was geschieht? Als er den Cursus bei mir gemacht hatte, fällt ihm ein, eine Reise nach England zu unternehmen. Unterwegs verliert er mein Heft. Weg war alle Weisheit, und er ergab sich dem Wind neuer Lehrer. Dieser Crell hatte einen Sohn, der auch viel versprach. Ich las ihm noch zuletzt privatissima, auch über

die Chemie. Er ging von hier nach Göttingen. Dort ist es, wie Sie wissen, mit der medicinischen Facultät aus. Sie haben das vorletzte Mal nicht einmal den ausgesetzten Preis ertheilen können. Mein Crell setzt sich hin und schreibt aus dem, was er bei mir gehört hat, etwas zusammen und gewinnt den Preis. Nun dachte ich, der wird Dich einmal hier ablösen können. Vergeblich, jetzt kommt er zu Haus und stirbt an der Schwindsucht."

Dieses Pröbchen war vollkommen hinreichend, mein Urtheil dem, was ich sonst gehört, conform zu machen. Es wurde mir aber gleich noch etwas Stärkeres zugedacht. Denn bevor wir dieses Zimmer verließen, zeigte er mir noch einige Merkwürdigkeiten, welche nebenbei auf einer Commode standen. Die erste war die vom Pastor Hahn eigenhändig verfertigte Rechenmaschine. Man ließ sie ein Additions- und Multiplicationsexempel machen, die auch den Augenblick fertig waren. „Ja" sagte Beireis, „Hahn war ein großer Mechaniker, und dieser verdient Achtung; da hat aber die Canaille, der Leibnitz, auch so etwas erfinden wollen. Dieses hat er nun Andern abgestohlen." Dieser Barbarismus wirkte wie ein Faustschlag auf mein Ohr, und ich stand wirklich einen Augenblick an, ob ich mich nicht auf der Stelle empfehlen solle. Er mochte meinen Abscheu bemerken und schien sich in der Folge etwas mehr in Acht zu nehmen.

Gleich darauf öffnete er eine große Schachtel, worin lauter Labradorsteine waren. Ein in der That ungeheures Stück, welches wenigstens vierzehn Pfund wog, war das größte, was ich je gesehen; es war aber auch das größte in der Brüdergemeinde zu Barby selbst gewesen, und dieses bezeugte ein Brief von Lieberkühn in Barby, dessen Hand ich schon kannte, und in dem er meldet, daß sie, da die Missionen große Unterstützungen brauchten, auch dieses Cabinetsstück zu verkaufen kein Bedenken trügen. Noch war in einer andern Schachtel ein über 2 Hände breites und $1^1/_2$ Zoll dickes Stück des sibirischen elastischen Sandsteins, welches ich nach Herzenslust biegen und drehen konnte.

Wir gingen nun in ein anderes Zimmer, wo erst die Fensterladen aufgeriegelt werden mußten; in ihm befand sich nun in mehrern Schränken übereinander das Münzcabinet. Da ich schon gesagt hatte, daß meine Liebhaberei an der Numismatik nur antiquarisch sei, so hielten wir uns bei den alten Münzen am längsten auf. Griechische Städte- und Königsmünzen hatte er, wie er mir sagte, nicht sammeln wollen. Es waren daher nur einige Alexander, ein Philipp und ein Lysimachus da. Aber höchst respectabel war die Suite von den römischen Kaisern. Ich fand sie vollzähliger als die in Gotha, und selbst Dresden hat manche Stücke nicht, so viel ich mich erinnern kann, die ich als numos unicos hier zu sehen bekam. Es waren, die Byzantiner nicht mitgerechnet, welche eine eigene Suite machen, gewiß an 500 Goldmünzen. Von Trajan waren allein zwölf Goldmünzen da, darunter einige vortreffliche alimentarii Italiae. Hier war es aber auch, wo ich meinen Herrn Hofrath, dessen Kenntnisse in der alten Numismatik ich bis dahin nur bewundern konnte, zum ersten Male auf einem kleinen Irrthum zu betreffen glaubte. Er deutet die so bekannten Worte Fortunae redugae auf einer Münze Trajan's auf das wiederhergestellte Wohl des Reichs.

Bei jeder besonders seltenen Münze wurde das Münzbuch herbeigebracht, wo sie beschrieben steht. Ich hätte ihm diese Beweisführung gern geschenkt, da sie uns viel Zeit raubte. Aber der Mann wollte mich doch auch seine kostbare Münzbibliothek sehen lassen, in der aber nur alte Werke zu sein schienen; denn gegen alle neuern bewies er eine entschiedene Verachtung.

Als eine der größten Seltenheiten zeigte er mir ein paar ganz kleine Münzen mit dem Bilde des Neptun und des Herkules. Dieses sollten Münzen aus dem verschütteten Herkulanum sein, wobei ich Folgendes noch mit anhören mußte. Er erhalte seit einigen Jahren einige Menschen auf seine Unkosten in Neapel, die, wenn die Wachen abgelöst würden, den günstigen Augenblick ablauerten und sich unbemerkt einschleichen müßten. Was sie nun beim Umwühlen an Münzen fänden, das müßten sie ihm schicken. Alles Uebrige könnten sie für sich behalten.

Da ich über die Echtheit einiger Münzen meine kleinen Bedenklichkeiten gewagt hatte, so zeigte er mir, nachdem wir mit den alten Münzen zu Ende waren, in einem Neben-

ſchränkchen mehrere Käſtchen voll ausſortirter unechter Münzen in Gold, Silber und Bronce und bewies mir dadurch, daß er auch dieſes zu unterſcheiden wiſſe. Indeſſen behielt ich doch über Manches meine Zweifel.

Wir gingen hierauf zu den Bracteaten des Mittelalters über, wo nach ſeiner Angabe die älteſte der Zeit Friedrich's des Rothbarts angehört. Dieſe Sammlung war außerordentlich reich und vollſtändig. Aber wie groß war erſt mein Erſtaunen, als wir zu den neuern Münzen kamen. Alle Medaillen, die man in den ausgezeichnetſten Sammlungen ſonſt nur in Silber findet, waren hier, ſobald ſie überhaupt in Gold ausgeprägt worden waren, in dieſem Metall. Hier war ein erſtaunlicher Reichthum von Spott-, Belagerungs-, Nothmünzen und was ſonſt die neuere Numismatik für Seltenheiten hat. Die bei Weitem completeſte Sammlung waren in Gold und Silber die päpſtlichen Münzen. Hier ſah ich auch die Spottmünze, als der Prätendent i. J. 1727 Gibraltar belagerte und eine Münze ſchlagen ließ mit der Legende: aut vincere aut mori. Die Engländer erwiederten es und gaben eine mit dem Revers: datur tertium: abire. Sehr viele erinnerte ich mich in Köhler's Münzbeluſtigungen erklärt geleſen zu haben. Eine beſondere Sammlung machten die akademiſchen Jubelfeiermünzen, wohl 200 Stück, viele in Gold. Auch die berühmten kurſächſiſchen Planetenthaler, welche der verſchwenderiſche König Auguſt II. zum Andenken ſeines Planetenturniers prägen ließ, ſah ich hier in vorzüglich ſchönen Exemplaren.

Nach Allem, was ich hier zum Theil ſehr oberflächlich nur geſehen, fand ich die Behauptung eines Amſterdamer Juden, der vor einigen Jahren dieſe Sammlung geſehen und dem Herrn von Veltheim verſichert hatte, daß die Sammlung, bloß nach dem Metall geſchätzt, wenn ſie eingeſchmolzen würde, 20,000 Thaler an Gehalt habe, nicht mehr ſo extravagant und lächerlich.

Es waren über dieſe Münzbeſchauung bald drei Stunden verfloſſen, und da ſchon einige Male Boten von Kranken gekommen waren, ſo mußte ich alles Uebrige ungeſehen laſſen und bat mir nur noch aus, die Vaucanſon'ſchen Automaten ſehen zu dürfen. Bekanntlich beſtehen ſie aus einem Flötenſpieler und einer Ente, die, wie auch ſchon Nicolai in ſeiner Reiſe angeführt hat, viele Jahre in Nürnberg als Unterpfand für eine Schuld von mehrern tauſend Thalern bei einem Kaufmann ſtanden und entweder durch den Neid des Künſtlers ſelbſt oder durch lange Vernachläſſigung völlig verdorben waren. Beireis ging ſelbſt nach Nürnberg, erhandelte beide Maſchinen für 6000 Thaler und engagirte zugleich zwei Nürnbergiſche Künſtler, die Gebrüder Döllner, ſo lange bei ihm in Helmſtedt ſich aufzuhalten, bis die Automaten wieder in Gang gebracht wären. Der Transport ſelbſt war ſchon ſehr koſtbar, aber noch koſtbarer die Reparatur, die nun jene Künſtler, ganz nach der Angabe von Beireis, endlich zu Stande brachten. Alle Künſtler in Meſſing und Stahl in der ganzen Gegend wurden in Bewegung geſetzt. Alle Uhrmacher mußten mit helfen. Die Nürnberger hatten täglich einen Thaler acht Groſchen Auslöſung, und als ſie fertig waren, bekamen ſie 2000 Thaler, ſo daß man ohne alle Uebertreibung berechnen kann, daß die Reparatur wenigſtens eben ſo viel gekoſtet hat als der Ankauf ſelbſt. Dieſe Wundermaſchine ſah ich jetzt noch zum Beſchluß. Nachdem die Walzen, die mich Beireis ſehen ließ, aufgezogen waren, begann die auf einem hohen viereckigen Piedeſtal ſtehende Maſchine ihr Zauberſpiel, das dadurch von allen ſogenannten Flötenuhren und ähnlichen Inſtrumenten unendlich verſchieden iſt, daß die Töne wirklich durch den Hauch des Mundes in die von den Fingern beider Hände kunſtmäßig regierte Flöte hervorgebracht werden. Man hat dieſes nur für eine Täuſchung halten wollen. Aber ſo wie es ſich mir darſtellte, ſchien die Manipulation mit dem Hauche des Mundes und der Flöte ſelbſt ihre vollkommene Richtigkeit zu haben. Die Kunſtente iſt ein bloßes Drahtgerippe, das aber alle Bewegungen des Schnabels und des Halſes, das Schreien der Ente und das Freſſen ſo natürlich nachmacht, daß man vergißt, daß man ein bloßes Drahtſkelett vor ſich hat und auf einige Minuten wirklich eine ſchwarze Ente vor ſich zu haben glaubt. Vordem fraß die Ente ſogar auf dem Waſſer ſchwimmend. Dieſes ſcheint ſie aber doch jetzt verlernt zu haben. Denn davon war hier keine Spur zu ſehen. Ueberhaupt iſt die Sage wohl nicht ungegründet,

daß beide Automaten doch nicht völlig haben hergestellt werden können.

Ich verließ diesen Mann mit einem sonderbaren Gefühl, mit einem Gemisch von Empfindungen, und es war mir ungefähr so zu Muthe, als wenn man ein Märchen in Tausend und einer Nacht gelesen und neben den abenteuerlichsten Orientalismen die sublimsten Züge von dichterischer Einbildungskraft bewundert hat. Und doch hatte ich noch so wenig vom Ganzen gesehen! Nicht einmal das größte Stück unter Allem, den Diamant, der sich freilich noch in der Mutter befindet, der aber so groß ist, daß, wenn er geschliffen werden sollte, nach der Versicherung seines Besitzers, alle Diamanten, die sich in den Schatzkammern der großen Herren befinden, nicht einmal zureichen würden, ihn zu schleifen.

Der Mann gibt sich in der That durch dergleichen unendliche Aufschneidereien die sonderbarsten Blößen. Hätte man einige der Großsprechereien, die er selbst in meiner Gegenwart sagte, mir nur bloß erzählt, so würde ich sie nur für bloße Erdichtungen gehalten haben.

Als die Verlegung der Akademie von Helmstedt nach Wolfenbüttel vom Herzog selbst mit so vielem Eifer betrieben wurde, mußte jeder Professor einen Anschlag einreichen, wie viel wohl der Transport seiner Effecten, Bibliothek ꝛc. kosten würde. Beireis, der sich schon an und für sich gegen diese Neuerung sehr ereiferte, schrieb gradezu, daß sein Transport gar nicht zu taxiren, nicht zu bewerkstelligen sei. Mündlich setzte er hinzu, daß viele, besonders exotische Seltenheiten, mit ganz eigener Kenntniß verpackt und vorgesehen werden müßten; daß er wohl vordem einen Kerl zum Aufwärter gehabt hätte, der dieses Alles verstanden, daß dieser aber mit andern Braunschweigern in den amerikanischen Krieg gegangen sei und nie wiedergekommen wäre. Dieses veränderte die Fama bald dahin, daß Beireis gesagt habe, um seinen Transport zu besorgen, müsse er Leute aus Amerika verschreiben. Ein Witzling schmückte es noch besser aus und verbreitete die Sage, Beireis müsse aus allen fünf Welttheilen Leute zum Transport seiner Sachen haben, weil die Curiosa jedes Welttheils nur durch Eingeborene fortgeschafft werden könnten. In dieser letzten Gestalt hatte sich mir das Märchen auch wirklich schon in Braunschweig präsentirt.

Welch' ein Aufsehen der Tod dieses seltsamen Mannes machte, läßt sich nach dem Vorhergehenden denken.

Der große Haufe hoffte auf Erklärung mancher Räthsel seines Lebens und noch heute bildet der fabelhafte Diamant, der sich in seinem Nachlasse nicht vorfand, den Gegenstand vielfacher Vermuthungen.

Niemand weiß gegenwärtig, wo die Gebeine des großen Magus von Helmstedt ruhen, obgleich sein Gedächtniß noch im Volke lebt. Die bald nach seinem Tode erfolgte Aufhebung der Universität ließ auch den Gelehrten in Beireis, dessen Person schon bei Lebzeiten zur Mythe geworden war, vergessen.

Literarisches.

Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts. Studien von Dr H. Zoepfl. Dritter Band. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.

Für die antiquarische Forschung hat das Unternehmen von Zoepfl seinen hohen Werth; für die Erläuterung der deutschen Rechtsgeschichte zumal und des praktischen Rechts ist das Werk gradezu unschätzbar. Wir empfinden eine lebhafte Genugthuung darüber, daß bereits ein dritter Band von der Sammlung vorliegt. Es beschäftigt sich der Theil mit den Rulandssäulen. Eine erste Abtheilung gibt Untersuchungen über die Bedeutung der Rulandssäulen im Allgemeinen, eine zweite stellt Nachrichten über die einzelnen Rulandssäulen nach ihrer geographischen Verbreitung zusammen, und in eine dritte sind die Beilagen und Materialien gewiesen, welche als Erläuterungen zu den beiden ersten Abtheilungen dienen können. Eine höchst achtbare Summe des gewissenhaftesten Sammlerfleißes ist in dem Bande enthalten; in wie weit alle Hypothesen und Conjecturen des Verfassers, zumal nach der juristischen Seite hin, auf Anerkennung und Geltung Anspruch haben, wird von den betreffenden Fachgenossen zu entscheiden sein.

Meteorologisches und Astronomisches.

Von F. Ellner.

IV. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

Wie man sich zur genauen Beobachtung des Luftdruckes des Barometers bedient, so gebraucht man zur Bestimmung der Lufttemperatur das Thermometer.

Dieses so allgemein verbreitete Instrument ist bekanntlich in Grade, entweder nach der Reaumur'schen Scala, oder nach der Scala von Celsius oder Fahrenheit eingetheilt und da erstere im allgemeinen Gebrauche, wenigstens in Deutschland ist, so werden wir auch stets in diesem Aufsatze die Eintheilung nach Reaumur beibehalten.

Die beiden erstern haben ihren Nullpunkt bei der Temperatur des schmelzenden Eises und unterscheiden sich bloß darin voneinander, daß bei dem Reaumur'schen Thermometer der Raum zwischen dem Nullpunkte und dem Siedepunkte in 80 Theile — Grade genannt — getheilt ist, während derselbe Raum bei dem hunderttheiligen Thermometer 100 Theile hat. Das Fahrenheit'sche Thermometer hingegen, welches seinen Nullpunkt bei der Temperatur des frierenden Queckſilbers hat, zeigt bei der Temperatur des schmelzenden Eises 32 Grad und hat bei der Temperatur des siedenden Wassers 212 Grad, so daß also der Nullpunkt der Scala da liegt, wo das hunderttheilige 17,8 Grad, das Reaumur'sche 14,2 Grad unter Null zeigt. Man wird nach diesen Angaben leicht die Eintheilung des einen auf die des andern zurückführen können.

Die Resultate der Thermometerbeobachtungen müssen begreiflicherweise genau festgestellt werden und zwar durch möglichst präcise Beobachtungen, so daß die Jahrestemperatur nach der Ansicht des königlichen Directors der Sternwarte zu München, Herrn Dr. Lamont, bis auf $^1/_{10}$ Grad gefunden wird. Eine Aufgabe, die sehr schwer zu lösen ist, wenn nicht nachstehende bei jeder Beobachtung zu berücksichtigende Factoren scharf in's Auge gefaßt werden. (Siehe umstehende Figur.)

Vor Allem sind zu Temperaturbeobachtungen genau construirte Queckſilberthermometer nothwendig.*) Soll aber eine genaue Temperaturangabe mittelst eines gut construirten, auf den Nullpunkt richtig geprüften Thermometers erlangt werden, so muß man im Auge behalten den Aufstellungsort des Instruments.

Um richtige Resultate nach Monats- oder Jahresmitteln zu finden, kann nur ein bestimmter Beobachtungsort gewählt werden;**) man kann bei den Schwankungen der Luft, bei der ungleichmäßigen, veränderlichen Ausgleichung der Lufttemperatur nur sagen, am Orte der Beobachtung hatten wir Mittags 2 Uhr + 6,5 Grad oder — 3,4 Grad, da die Erfahrung lehrt, daß normal gefertigte und regulär aufgestellte Instrumente, oft nur 3 bis 6 Fuß voneinander entfernt aufgestellt, bedeutend, oft mehr als 1 Grad abweichen. Man muß das Thermometer an einen freien, dem Luftzuge nicht zu sehr ausgesetzten Ort bringen und von der Wand, woran es befestigt ist, soweit als möglich entfernen, so daß es ganz in der Luft frei schwebt. Man wird ferner am besten einen Ort wählen, der gar nicht von der Sonne beschienen wird, damit nicht die benachbarten Wände erwärmt werden, weil sich diese als schlechte Wärmeleiter nur sehr langsam wieder abkühlen. Ganz vorzüglich strebe man nach einem freigelegenen Orte, fern von gegenüberstehenden Gebäuden, denn diese strahlen, auch wenn sie nicht mehr von der Sonne beschienen werden, fortdauernd die empfangene Wärme aus und bewirken so einen weit höhern Stand des Queckſilbers, als er zufolge der ihn umgebenden Luft sein würde. Sollte die Erlangung eines solchen Ortes, wie eben gezeigt, unthunlich sein, so muß man vorzüglich darauf Bedacht nehmen, die nachtheilige Strahlenwärme auf das Instrument einflußlos zu machen. Man gebrauche keine Instrumente von Metall, Holz oder sonsti-

*) Weingeistthermometer wendet man nur bei Minimumthermometern an.

**) In der Regel die Nordseite.

Thermometer für Temperaturen bis 1000° C.

der Gruppe, Nr. 1000a, ein Thermometer für Temperaturen bis 1000° C. Es ist ein Quecksilberthermometer, das mit Stickstoff gefüllt ist, um das Verdampfen des Quecksilbers zu verhindern. Das Thermometer ist 1 m lang und hat eine Skala von 0 bis 1000° C. Es ist für Temperaturen bis 1000° C. geeignet. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist.

Die Firma Schott & Gen. in Jena hat in der Gruppe, Nr. 1000b, ein Thermometer für Temperaturen bis 1000° C. Es ist ein Quecksilberthermometer, das mit Stickstoff gefüllt ist, um das Verdampfen des Quecksilbers zu verhindern. Das Thermometer ist 1 m lang und hat eine Skala von 0 bis 1000° C. Es ist für Temperaturen bis 1000° C. geeignet. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist.

Die Firma Schott & Gen. in Jena hat in der Gruppe, Nr. 1000c, ein Thermometer für Temperaturen bis 1000° C. Es ist ein Quecksilberthermometer, das mit Stickstoff gefüllt ist, um das Verdampfen des Quecksilbers zu verhindern. Das Thermometer ist 1 m lang und hat eine Skala von 0 bis 1000° C. Es ist für Temperaturen bis 1000° C. geeignet. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist. Das Thermometer ist in einem Stahlrohr eingeschlossen, das mit Stickstoff gefüllt ist.

verſchieden durch Lage und Klima, zeigen unbedeutende Temperaturdifferenzen im Jahresmittel. Die Verſchiedenheit der Münchener Temperatur beträgt 2 Grad weniger als die von Würzburg, und die Temperatur von Hohenpeißenberg zeigt 1 Grad weniger als die Münchens.

Welcher große Unterſchied findet aber in dem Klima der drei erwähnten Orte ſtatt und wie viel Abſtufungen der Productivität liegen nicht innerhalb des kleinen Intervalls von nur 3 Grad der mittlern Jahrestemperatur. Führen wir hier einige entfernter liegende Länderſtriche als die vorerwähnten auf. Ittendorf am Bodenſee hat nach Herrn Pfarrer Sulzer eine Mitteltemperatur von + 6,67 Grad Reaumur bei einer Höhe über dem Waſſerſpiegel des Bodenſees von 1255 Pariſer Fuß; Trier 447 Pariſer Fuß über dem Meeresſpiegel zeigt eine mittlere Jahrestemperatur von + 7,99 Grad Reaumur und Neunkirchen bei Saarbrücken 794 Pariſer Fuß über der Meeresfläche gelegen von + 6,61 Grad Reaumur im Mittelwerthe. Dieſe Orte liegen in den verſchiedenſten klimatiſchen Verhältniſſen und die Intervalle ihrer Temperaturen ſind kaum mehr oder weniger als 1,3 Grad Reaumur.

Hieraus erſieht man, daß einer kleinen Vermehrung oder Verminderung der mittlern Temperatur eine bedeutende Wirkung entſpricht; weshalb die Temperatur ſehr genau beſtimmt ſein muß, wenn man von ſolchen Angaben Schlüſſe auf das Gedeihen von Pflanzen und Früchten in beſtimmten Länderſtrichen machen, oder ſolche Temperaturangaben zur Vorherbeſtimmung künftiger Witterungsverhältniſſe gebrauchen will und ſoll.

Bevor wir über die Anwendung des Thermometers als Inſtruments zur Ermittlung der künftigen Witterung in's Einzelne eingehen können, wird es nothwendig werden, über das durch zwei übereinſtimmende, gut conſtruirte, fein juſtirte und gleich gut getheilte Thermometer gebildete Inſtrument „Pſychrometer“ nach Auguſt's Erfindung ſo genannt, uns im Nähern zu verbreiten. Wir behalten uns die Ausführung für die Fortſetzung dieſer Beiträge im Monat Juli dieſes Jahres in den zu erſcheinenden Illuſtrirten Deutſchen Monatsheften bevor und verbreiten uns zunächſt hier

a) über die tägliche und monatliche Luftwärme;

b) über die tägliche und monatliche Erdwärme, und endlich

c) über Iſochimenen und Iſotheren.

Gleichzeitig mit der Erfindung der wärmemeſſenden Inſtrumente (Galilei's Thermoſkope vom Jahre 1593 und 1602 waren von den Veränderungen der Temperatur und des äußern Luftdruckes abhängig) wurde der Gedanke angeregt, durch eine Reihe zuſammenhängender Beobachtungen die Modificationen des Luftkreiſes zu ergründen. Wären damals die Inſtrumente zu Temperaturbeobachtungen ſo vollkommen geweſen als jetzt, wären die Beobachtungen an vielen hundert Orten gleichzeitig nach einem beſtimmten Syſteme fortgeſetzt worden wie jetzt, wäre mit einem Worte der Gebrauch des Thermometers nicht ſo jung,*) wie er es wirklich iſt, ſo wären ſicherlich die Folgerungen, die aus ſeinen Anzeigen gezogen werden, von größerer Tragweite für die Ermittlung künftiger Witterungsverhältniſſe, als dieſes in der That der Fall iſt. Von Humboldt ſagt im II. Bande des Kosmos Seite 377: „Das Gebiet der Anwendung des Thermometers und der rationellen Folgerungen, die aus ſeinen (des Therometers) Anzeigen gezogen werden können, iſt ſo unermeßlich als das Gebiet der Naturkräfte ſelbſt, welche in dem Luftmeere, auf der Feſte oder in den übereinandergelagerten Schichten des Oceans, in den unorganiſchen Stoffen wie in den chemiſchen Lebensproceſſen der organiſchen walten.“

Die Aufgabe der Meteorologie, die Mittelwerthe der Barometer- und Temperaturbeobachtungen an den verſchiedenſten Orten der Erde herzuſtellen, iſt bei dem weitverbreiteten Beobachtungsſyſteme ihrer Löſung ziemlich nahe gerückt; die Idee, mittelſt eines zweckmäßigen Beobachtungsſyſtems in den mannigfachen Vorgängen der Atmoſphäre Geſetze und Zuſammenhang zu entdecken, erregte die lebhafteſte Theilnahme für das Studium der Meteo-

*) Von Humboldt, l. c. S. 376 Anmerkung 75, führt die älteſte Thermometerliteratur an, und als Zeugniſſe für die erſten vergleichenden Temperaturbeobachtungen können gelten die Briefe von Gianfrancesco Sagredo und Benedetto Caſtelli von 1613, 1615 und 1633 in Venturi, Memorie e Lettere inedite di Galilei, P. I, 1818, p. 20.

rologie, die wohleingerichteten meteorologischen Stationen der Neuzeit, welche ihre Netze über die Staaten Nordamerika's, Englands, Hollands, Frankreichs, Belgiens, Dänemarks, Deutschlands, Rußlands, Italiens, Spaniens, wie über Asiens Steppen und Länder ausbreiten, haben den praktischen Werth erkannt, und Fachmänner wie Freunde der Meteorologie arbeiten täglich und senden ihre gewonnenen Beobachtungsresultate an Hauptstationen ein, unter denen wir als die thätigste das königliche Institut für Meteorologie zu Utrecht erwähnen, nach dessen alljährlich erscheinenden Berichten Hunderte von Beobachtern ihre Aufschreibungen diesem Institute allein zusenden.

Durch derartige weitverbreitete Beobachtungsstellen werden wir für die Lufttemperatur den normalen Gang der Wärme eines Orts finden und wie oben in Figur 2 Seite 454, Januar 1862 der Illustrirten Deutschen Monatshefte, bildlich dargestellt ist, sowohl für einzelne Orte als auch für ganze Länder und Welttheile feststellen. Bereits sind solche Feststellungen der Normaltemperatur vorhanden, aus denen der Zustand der Wärme und Kälte in den Jahreszeiten entnommen werden kann.

Da die Temperatur ungefähr im Jahre einmal höher, einmal tiefer steht als die mittlere Jahrestemperatur, so ist klar, daß der mittlere Gang der Wärme zweimal im Jahre die mittlere Jahrestemperatur nahezu zeigen muß, und ist anzunehmen, daß dies im Frühjahre und im Herbste der Fall sein wird. Nehmen wir die meteorologische Station Bamberg und die für das Jahr 1861 gefundenen Resultate, so ist aus den Zahlenverhältnissen das eben Gesagte ersichtlich.

Temperatur nach Reaumur:

1860

Winter	7 Uhr	2 Uhr	11 Uhr
Decbr.	— 0,56°	— 1,55°	— 0,55°

1861

Januar	— 5,48	— 2,98	— 5,11
Februar	+ 0,39	+ 1,23	+ 0,31
Mittel:	— 1,88	— 0,06	— 1,78
	Mittel:	— 1,24	

Frühling	7 Uhr	2 Uhr	11 Uhr
März	+ 2,38°	+ 7,19°	+ 2,85°
April	3,24	9,26	3,42
Mai	8,62	13,36	7,14
Mittel:	+ 4,75	+ 9,93	+ 4,47
	Mittel:	+ 6,38	

Sommer	7 Uhr	2 Uhr	11 Uhr
Juni	+ 13,26°	+ 18,91°	+ 12,58°
Juli	13,42	18,14	12,51
August	13,36	19,09	12,78
Mittel:	+ 13,35	+ 18,71	+ 12,54
	Mittel:	+ 14,87	

Herbst	7 Uhr	2 Uhr	11 Uhr
Septbr.	+ 9,51°	+ 14,74°	+ 10,67°
October	5,48	12,02	6,07
Novbr.	2,71	5,48	2,85
Mittel:	+ 5,90	+ 10,75	+ 6,53
	Mittel:	+ 7,72	
	Jahresmittel:	+ 6,94.	

Es fällt annäherungsweise der mittlere Wärmegrad des ganzen Jahres im Monate April und October (Frühling und Herbste). Aus zahlreichen Temperaturbeobachtungen geht hervor, daß in Deutschland in der Regel die mittlere Jahrestemperatur auf den 20. — 24. April und 16. — 20. October fällt. Der jährliche Gang der Wärme ist demzufolge in Deutschland folgender:

Die Temperatur steigt vom Ende Januar bis zum April, in welchem Monate sie sich dann rascher hebt und gewöhnlich im Mai schon bedeutende Höhepunkte erreicht. Von der Mitte Mai bis Mitte Juli nimmt die Temperaturvermehrung langsamer zu als vom April bis Mitte Mai. In der Mitte August hat sie ihren Höhepunkt erreicht, tritt dann successive zurück, rascher im September und October und erreicht anfangs Januar ihr Minimum. Der Erklärungsgrund findet sich leicht. Ein altes Sprichwort schon sagt:

„Wenn die Tage beginnen zu langen, dann kommt erst der Winter gegangen."

Kurz vor der Zeit des kürzesten Tages (21. December) hat die Erde erst jene Wärme verloren, die ihr der Sommer mitgetheilt hatte. Sie kann also der Luft auch davon nichts weiter abgeben, und da die Sonne wegen des niedern Standes noch von keiner Wirkung sein kann, der Boden mit Schnee in der Regel bedeckt ist und die Nächte von ihrer Länge wenig verloren haben, so kann es nicht anders sein, die Kälte muß mit dem Januar zunehmen und sich bis gegen Ende dieses Monats fortäußern. Das Längerwerden des Tages ist in der ersten Hälfte des Januars unbedeutend, aber schon gegen Ende tritt eine

kräftigere Wirkung der Sonnenſtrahlen ein, ein Steigen der Temperatur findet ſtatt und ehe noch hierfür wirkliche Meſſungen mit dem Thermometer ſich vorfanden, ſagte ein alter Spruch:

An Sebaſtian thut der Saft in die Bäume gan.

Sebaſtian (20. Januar) iſt die Zeit des Hochwinters vorüber und alsbald treten vermöge des höhern Sonnenſtandes heitere und längere Tage ein.

Mit dem Sommer hat es eine ähnliche Bewandtniß. Gegen den längſten Tag, 24. Juni, hat der Erdboden den Grad der Wärme, den er aufnehmen konnte, erreicht. Ob nun zwar auch die Sonne bereits nach dem 24. Juni ihren zweiten höchſten Stand erreicht hat und die Nächte anfangen, nach und nach wieder länger zu werden, ſo bleiben doch auch die Tage bis zu Ende Auguſt noch von ganz beträchtlicher Länge. Die Luft wird von der Erde zugleich und von dem noch ziemlich hohen Sonnenſtande erwärmt. Die Sonnenhitze muß alſo bis dahin fortwirken und der länger gewordenen Nächte ungeachtet in den Tagen des heißen Sirius (Hundstagen) vom 24. Juli bis 24. Auguſt ihre größte Kraft äußern.

Ein alter Spruch ſagt:

Wenn die Nächte beginnen zu langen, dann kommt der Hochſommer gegangen.

Wenn die Sonne im Zeichen des Löwen ſteht, ſagten die Alten, ſpendet ſie ihre verſengenden Gluthſtrahlen den Menſchen.

Hiernach theilt ſich auch in meteorologiſcher Hinſicht das Jahr am zweckmäßigſten dahin ab, daß die Monate December, Januar und Februar den Winter, März, April und Mai den Frühling, Juni, Juli und Auguſt den Sommer, September, October und November den Herbſt bilden.

Keinem aufmerkſamen Beobachter wird die Thatſache entgangen ſein, daß, wenn auch Schnee und Eis ſich ſchon im October und anfangs November gezeigt haben, gegen die Mitte November noch warme Tage als Nachwirkung der ſtrahlenden Erdwärme beobachtet werden, und dies führt uns darauf, Einiges über den Gang der täglichen und monatlichen Erdwärme hier anzuführen.

(Wird fortgeſetzt.)

Witterungsnotizen
für April, Mai, Juni 1862.

(Fortſetzung.)

April.

Wenn Wolken bei eintretender Windſtille ſich häufen und ſich verdichten, felſen- und thurmförmig ſich aufſchichten, dabei aus Südweſt oder Weſt heranziehen, ihren Zug öfters ändern, oder Abends in Menge in Nordweſt ſtehen, ſo wird ſicherlich bald Regen folgen.

Ziehen ſolche gethürmte Haufwolken aus Oſten herauf, ſo gibt es in der darauffolgenden Nacht, kommen ſie aus Weſten, ſo bringt der folgende Tag ſchon Regen. Wenn viele flockige Wolken (wie Wolle aufgelockert) aus Oſten kommen, bringen ſie zwei bis drei Tage lang Regen; liegen ſolche Wolken, wenn die Sonne am höchſten ſteht, alſo zur Mittagszeit, reihenweiſe in Südweſt wie Furchen oder Hügelketten, ſo erfolgt Nachts darauf Regen mit Sturm; ziehen ſolche Wolkenbildungen hin und her, oder erſcheinen ſie plötzlich aus Süd oder Weſt, rothgefärbt oder mit Röthe der Luft begleitet, oder ſtehen ſie im Nordweſt bleifarbig, ſo erfolgt Wind. Erſcheinen ſie klein, weiß und zerſtreut in Nordweſt oder Nord, ſo deutet dies auf andauerndes ſchönes Wetter. Häufig treten erſt im April die Aequinoctialſtürme auf, denen in der Regel ein mehrtägiger Regen mit Weſtwind vorausgeht und bei immer heftigerem Regen iſt der Himmel fortdauernd mit Regenwolken bedeckt, es wird der Weſtwind immer heftiger, die Wetterfahne ſchwankt zwiſchen Südſüdweſt und Weſt eine Zeitlang, bis endlich der Wind ſtoßweiſe ſo heftig wird, daß ſein Auftreten mit Sturm bezeichnet werden kann.

Mai.

Nahe Gewitter verkündet der Himmel durch Aufſchließen des Bodens, wenn ſich Riſſe und Sprünge im Boden zeigen, durch Aufthürmung weißer an der Außenſeite mit tiefem Schwarz umzäunter Wolken bei ſtark wehendem Südwind. Wenn im Frühjahr und im Herbſt der Wind mehrere Tage aus Süden weht und das Thermometer hoch ſteht, iſt auch bei noch heiterem Himmel am Morgen darauf zu rechnen, daß der Mittag oder Abend Gewitterwolken

heraufziehen läßt. Steigen an verschiedenen Seiten des Himmels an solchen Tagen, zum Beispiel im Westen und Südosten, gleichzeitig Wolken herauf, so ist das Gewitter nahe. Nachlassen des Windes verkündet plötzlichen Regen. Wenn im Mai das Thermometer hoch steht und urplötzlich gegen Abend sinkt, das Barometer aber constant seinen Stand beibehält, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es längere Zeit schön bleibt und insbesondere, wenn die Nächte kühl sind.

Juni.

Hagel ist im Juni zu befürchten, wenn weiße, in's Gelbe spielende Wolken, die sich trotz starken Windes nicht schnell bewegen, in West, Nordwest oder Süden zeigen.

Ist der Himmel vor Sonnenaufgang im Osten blaß und erscheinen in dicken Wolken gebrochene Strahlen, so ist schwerer Hagelschlag zu befürchten. Die Hagelwolken gehen gewöhnlich vor ihrer Entladung sehr tief.

Schöne Tage haben wir im Juni zu erwarten, wenn der Morgenhimmel tief blaugefärbt bei Sonnenaufgang erscheint und bei Sonnenniedergang der Abendhimmel in citronengelbem Abendroth sich zeigt; ist das Abendroth hochroth und mit Wolken vermischt, so folgt bald Regen. Haufwolken (Schäfchen) im Sommer verkünden Wind, Streifwolken bei großer Hitze baldiges Donnerwetter.

(Wird fortgesetzt.)

Literärisches.

Unter den Männern der Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe des Lebens gemacht haben, Lehrer des Volkes zu sein, ist Roßmäßler einer der eifrigsten. Seiner unermüdlichen Thätigkeit verdanken wir wiederum zwei neue Werke: „Die Geschichte der Erde" (Breslau, Leuckart), die eben in einer zweiten, wesentlich vermehrten und verbesserten Auflage erscheint, und „Die vier Jahreszeiten" (ebendaselbst). Der Vorzug des ersteren Werkes beruht darin, daß Roßmäßler den Leser sofort in die Gegenwart versetzt; er geht von dem aus, worüber wir gewisse Kunde haben, was so zu sagen unter unseren eigenen Augen vorgegangen ist. Dadurch wird ohne Zweifel das Verständniß der Vorgänge in den weitentlegeneren Zeiten erleichtert, wozu wesentlich auch die ruhige und leidenschaftslose Darstellung, die wir in diesem Buche finden, mit beiträgt.

Wie uns das erste Werk mit der Geschichte unserer weiteren Heimath bekannt macht, läßt es sich Roßmäßler in dem zweiten angelegen sein, ein richtiges Verständniß unserer engeren Heimath in uns zu erwecken. Er gibt uns hier ein Lebens- und Entwicklungsbild der uns unmittelbar umgebenden Natur in auf- und absteigender Linie. Allerdings hat er sich hierbei einzig auf die Pflanzenwelt beschränkt und die sonstigen physikalischen Beziehungen des Jahreszeitenwechsels ganz aus dem Spiele gelassen, weil dadurch das Buch zu umfangreich und kostspielig geworden wäre. Das letztere ist freilich schon durch die prachtvolle artistische Ausstattung eingetreten und deshalb ist es anzuerkennen, daß sich die Verlagsbuchhandlung unter Weglassung eines Theiles des artistischen Schmuckes zu einer billigen Ausgabe entschlossen hat, wodurch das Buch auch den weniger bemittelten Volksschichten zugänglich geworden ist. Und das war um so mehr zu wünschen, weil Roßmäßler es in sinniger Weise versteht, in uns die Liebe zu unserer nächsten Umgebung zu wecken. Durch ihn lernen wir erst die Schönheit, den Formenreichthum und die Bedeutung unserer Vegetation kennen, er zeigt uns mit beredten Worten, wie Unrecht man daran thut, die Vegetation der Tropen auf Kosten unserer nächsten Umgebung so übermäßig zu loben. Durch ihn wird unser Sinn, der so gern das Naheliegende verachtet und nur in der Ferne Befriedigung zu finden glaubt, darauf hingewiesen, daß auch ein Verständniß unserer nächsten Umgebung Freude und Glück gewährt.

In einem dritten Buche (das Luftmeer, aus dem Nachlasse von Ernst Julius Reimann, zweite Ausgabe, Breslau, Leuckart) macht uns Roßmäßler mit der verdienstvollen Arbeit eines leider zu früh verstorbenen Jüngers der Naturwissenschaft bekannt. Obgleich die Vorgänge in unserer Atmosphäre den größten Einfluß auf unser Thun, ja auf unsern Körper selbst ausüben, so sind sie dennoch verhältnißmäßig sehr wenig gekannt. Um so mehr ist das vorstehende Buch zu empfehlen. Die Sprache desselben und die Form der Darstellung zeichnen sich vor vielen andern sogenannten populären naturwissenschaftlichen Büchern dadurch aus, daß hier jede Appretur und jedes Parfüm fehlt, womit man sonst dem Publicum Sand in die Augen zu streuen pflegt. Ja das Buch ist nicht einmal illustrirt, — eine seltene Erscheinung; dafür aber ist die Sprache klar, einfach und edel und das sind ja die rechten Kennzeichen der echten Meisterschaftlichkeit.

Neueſtes aus der Ferne.

Die Schneeberge in Südafrika.

Im Jahre 1847 gelangten drei deutſche Glaubensboten, Krapf, Rebmann und Erhardt, die in Mombas ihren Wohnſitz genommen hatten, auf Reiſen in's Innere in die Nähe von zwei Bergen, Kilimandſcharo und Kenia, welche ſie als Gletſcher erkannten. Auf drei Reiſen kamen ſie denſelben nahe genug, um berechtigt zu ſein, ſie als Schneeberge in ihre Karte einzutragen. Dieſe Berge wieder zu erreichen und ihre geographiſche Lage noch genauer zu beſtimmen, wurde von Petermann als eine Aufgabe bezeichnet, deren Löſung zu den größten Ereigniſſen dieſes Jahrhunderts geographiſcher Entdeckungen gehören würde. Burton und Speke unternahmen ihre Reiſe nach Afrika hauptſächlich zu dem Zwecke, zum Kilimandſcharo und Kenia vorzudringen. Auch von ihren engliſchen Freunden, unter Andern von Sir Roderik Murchiſon, wurde ihnen dieſes Ziel dringend an's Herz gelegt. Burton machte ſich nach ſeiner Ankunft in Oſtafrika wirklich zu den beiden Bergen auf den Weg, kam aber bloß bis Fuga und legte ſo bloß den vierten Theil der Strecke zurück, die zwiſchen dem Meere und dem Schneegebirge liegt. Seine fruchtloſen Anſtrengungen ſtanden mit den von den deutſchen Glaubensboten erzielten Reſultaten in keinem Verhältniß, aber er glaubte doch, zu dem, was er von Eingebornen von den Schneebergen gehört hatte, den Zuſatz machen zu dürfen — „wenn ſie überhaupt exiſtiren.“ Engliſche gelehrte Autoritäten gingen noch weiter und verwarfen die ganze Erzählung der drei Deutſchen. Beſonders geſchah dies von Cooley, der die beſondere Miſſion zu haben glaubt, afrikaniſchen Reiſenden Irrthümer und falſche Angaben nachzuweiſen.

Jetzt iſt die Exiſtenz der Schneeberge vollſtändig nachgewieſen. Baron v. d. Decken hat mit ſeinem engliſchen Reiſegenoſſen Thornton den Kilimandſcharo nicht bloß erreicht, ſondern auch zum Theil beſtiegen. Er kam bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, wo er durch ſchwere Regen und Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr genöthigt wurde. Seine Vermeſſungen geben dem Gipfel eine Höhe von 21,000 Fuß. Der ewige Schnee erſtreckt ſich von der Spitze 3000 Fuß abwärts. v. d. Decken verweilte am Kilimandſcharo neunzehn Tage und unterſuchte die ungeheure Gebirgsmaſſe von drei Seiten. Er entdeckte auch einen See Tiga, aus dem der Fluß Pangani ausſtrömt. Der See liegt ſüdweſtlich von Jagga und iſt ſechs bis ſieben deutſche Meilen lang und etwa eine Stunde breit. Von Zanzibar, wohin v. d. Decken augenblicklich zurückgekehrt iſt, will er zur Gletſchergegend zurückkehren und ſeinen Forſchungen eine größere Ausdehnung geben. Er iſt voll der beſten Hoffnungen, da alle ſeine Neger ihm treu geblieben ſind. Dieſer Umſtand iſt allerdings ein günſtiger, da die Eingeborenen in der Regel davonlaufen, wenn ſie ſich von den Mühen und Entbehrungen einer Reiſe in's Innere überzeugt haben. Hauptmann Speke wurde neuerdings von nicht weniger als 107 ſeiner Leute verlaſſen. v. d. Decken's engliſcher Begleiter Thornton diente früher dem berühmten Livingſtone,

den er wegen Streitigkeiten verließ. Er steht in Decken's Dienst und ist mithin kein selbständiger Forscher, wofür die englischen Zeitungen ihn ausgeben wollen.

Die Basutos.

Der südafrikanische Stamm der Kaffern verdient den Namen eines Wandervolkes. Er hat sich nach und nach über große Gebiete ausgedehnt, wo früher andere Völkerschaften heimisch waren. Einer seiner Zweige sind die Basutos, die man früher wohl wegen ihrer geringern Körperentwicklung für ein besonderes Volk gehalten hat. Sie bewohnen das Hinterland der Colonie Natal und haben sich in ihrer Hauptmasse am Caledon, der in den großen Orangefluß fällt, in einer fruchtbaren Gegend angesiedelt. Der Weg zu ihnen führt von Port Natal gegen Westen über ausgedehnte Ebenen, die von Schluchten durchschnitten werden und von reißenden Thieren verschiedener Art wimmeln, über hohe Gebirgsketten, wasserlose Wüsten und breite Flüsse. Trotz dieser Hindernisse haben die englischen Glaubensboten unter den Basutos Ansiedlungen gegründet. Einer derselben, Casalis, der dreiundzwanzig Jahre unter dem interessanten Stamm lebte, hat einen Bericht über ihn veröffentlicht. Die Basutos haben so lange ein nomadisches Leben geführt, daß sie den Gewohnheiten desselben noch heute ziemlich treu sind. Ihre Dörfer sind permanente Lager, die Hütten bilden fast immer einen weiten Kreis, dessen Mitte von der Heerde eingenommen wird. Sie betrachten ihre Wohnungen als bloße Zufluchtsstätten. Sie halten es für unnatürlich, bei schönem Wetter unter einem Dach zu leben, und verrichten alle ihre Geschäfte und Arbeiten vor der Thür. Ihr Lager ist ein Thierfell und sie begnügen sich mit der dürftigsten Kleidung. Sie haben Priester, die mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen behaupten. Sie glauben an ein ewiges Wesen und an Unsterblichkeit, ja selbst die Natur der Erde hat ihr Nachdenken erregt. Sie sind dabei zu dem Resultate gelangt, daß unser Planet ein ungeheures Thier sei, auf dem alle Geschöpfe parasitisch lebten. Sowie ein Basuto stirbt, wird er zu einem Gott. Man bringt ihm deshalb Opfer, bei denen zuweilen ganze Heerden geschlachtet werden. Dem Christenthum wurden die jungen Leute geneigt, sobald sie das Lesen gelernt hatten. Die Alten blieben lange bei ihrem Widerstande, weil sie ihre unter die Götter versetzten Ahnen durch die Annahme eines neuen Glaubens zu beleidigen glaubten. Von dem Einfluß der Bekehrung auf die Sittlichkeit sagt Casalis, daß er der beste gewesen sei, so lange die Basutos bloß mit Glaubensboten in Berührung gekommen seien. Sobald aber andere Weiße, Landwirthe und Händler, sich angesiedelt hätten, wären in den Basutos schlimme Neigungen und Gewohnheiten entstanden. Die Schuld der Kämpfe, zu denen es zwischen den Basutos und den Ansiedlern kam, schiebt Casalis hauptsächlich den Letztern zu. Diese Darstellung ist falsch, denn die Hauptschuld trifft die Glaubensboten selbst, welche zu Vermittlern zwischen den Wilden und den Ansiedlern berufen waren, aber in ihrem Unmuth, daß ihre Träume einer geistlichen Herrschaft über die Basutos durch die Entstehung von Ansiedlungen vernichtet wurden, dieser Aufgabe sich entzogen. Wenn nun ein Weißer von einem Häuptling Erlaubniß erhielt, Land zu bestellen und sich darauf ein Haus zu bauen, so war er in dem guten Glauben, daß er durch das dafür bezahlte Geld ein Eigenthumsrecht erworben habe, während der Häuptling bloß seinen Schutz und die momentane Benutzung seiner Ländereien verkauft hatte. Dieses gegenseitige Mißverständniß, das die Glaubensboten hätten aufklären können, hat alles Blutvergießen hervorgerufen.

Die Tongueſen auf Fidſchi.

Die Gründe, welche den König und die Häuptlinge der Fidschigruppe bewogen haben, sich die englische Herrschaft zu erbitten, werden jetzt bekannt. Auf den Inseln der Südsee lebt ein Volk, welches die Blüthe der polynesischen Race genannt werden kann. Von Samoa, wo sie ursprünglich gewohnt zu haben scheinen, haben sie sich von Gruppe zu Gruppe verbreitet und namentlich auf dem Tongaarchipel festen Fuß gefaßt. Groß und schön, mit intelligenten Gesichtszügen und von lichtbrauner Farbe, sind sie durch ihre Erfolge stolz und übermüthig geworden. Sie haben sogar einmal einen Sieg über Europäer erfochten, nämlich über den englischen Schiffscapitän Cooker, der im Jahre 1840 sich verleiten ließ, zu Gunsten getaufter Ton-

gueſen gegen heidniſche Inſulaner Partei zu nehmen, aber eine Niederlage erlitt, bei der er ſelbſt ſeinen Tod fand und zwei Geſchütze einbüßte. Auf den Fidſchiinſeln erſchienen ſie zuerſt als friedliche Händler und kauften Sandelholz und Kähne. Nachdem ſie mit den dortigen Häuptlingen freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft hatten, vermietheten ſie ſich vielfach als Arbeiter und ließen ſich für ihre Leiſtungen mit Ländereien bezahlen. Sie wurden nun zahlreich und begannen bald auf den kleinen Inſeln im Oſten die Herren zu ſpielen. Als es einmal ſo weit war, ſtellten ſich Häuptlinge von Tonga ein und übernahmen die Regierung. Sowohl die methodiſtiſchen Glaubensboten als die fremden Schiffer unterſtützten ſie bei ihren Uebergriffen. Den Methodiſten war es genug, daß die Tonguesen ſich zu Hunderten taufen ließen, um dieſen Räubern jede Art von Beihilfe zu leihen. Die fremden Schiffer handelten ebenſo aus Rückſicht auf die großen Gewinne, welche ſie machten. Sie verkauften Maſſen von Pulver, Blei und andern Waaren, für welche ſie Cocosnußöl, Schildkrot und Trepang erhielten. Bei dem letztgenannten Artikel wurde am meiſten verdient. Zwei Ladungen, von denen die eine 1200, die andere 3500 Dollars gekoſtet hatte, wurden für 12,600 und 27,000 Dollars verkauft. Der Handelsverkehr mit den Fremden machte die Tonguesen reich und verſchaffte ihnen Waffen, ſo daß ſie ihre Eroberung immer weiter ausdehnen konnten. Den Eingeborenen, die zu Frohndarbeiten gezwungen wurden, war das Joch bald unerträglich geworden, doch bedurfte es einer beſondern Veranlaſſung, um ſie zur Unterwerfung unter England zu bewegen. Es war dies ein nordamerikaniſcher Anſpruch auf eine Entſchädigung von 45,000 Dollars, der gegen den Titularkönig der Gruppe geltend gemacht wurde. Dem engliſchen Conſul wurden zunächſt 200,000 Acker angeboten, wenn er jene Summe bezahle, und bald folgte ein förmlicher Unterwerfungsantrag. England hat ſeine Entſcheidung noch nicht getroffen, und es ſtellen ſich jetzt drei Fälle als möglich dar. Daß die Fidſchiinſeln eine engliſche Colonie werden, iſt der eine, daß Frankreich ſie beſetzt, iſt der zweite. Dieſen Ausgang erwartet man am meiſten, da die franzöſiſche Politik offen darauf ausgeht, in der Südſee eine Kette von Niederlaſſungen zu bilden, die ſowohl zu Handels- als zu Kriegsſtationen brauchbar ſind. Der dritte Fall endlich iſt der, daß die Fidſchiinſeln zu einem eigenen Staat nach Art der Sandwichs werden. Trotz der Ungewißheit ihres Schickſals hat ſich eine nicht unbedeutende Einwanderung gebildet. Capitaliſten haben ſich eingeſtellt und Pflanzungen angelegt, in denen Zucker, Kaffee und Baumwolle gewonnen werden.

Die preußiſchen Handelsverträge mit China und Japan.

Die öſterreichiſche Expedition der Novara ergab wiſſenſchaftliche Reſultate und war politiſch nur inſofern wichtig, als wieder einmal eine deutſche Kriegsflagge in den fernſten Meeren entfaltet wurde. Die preußiſche Expedition unter Graf Eulenburg hat das unmittelbare praktiſche Reſultat geliefert, China und Japan dem deutſchen Handel zu öffnen. Die deutſche Wiſſenſchaft hatte ſich wenigſtens in Japan ſchon viel früher Eingang verſchafft. Von Kämpfer bis auf Siebold haben Deutſche das Beſte geſchrieben, was die europäiſche Literatur über Japan beſitzt. Wir dürfen daher wohl die Hoffnung ausſprechen, daß nicht bloß Kaufleute, ſondern auch Gelehrte unſers Volkes die Eröffnung der beiden oſtaſiatiſchen Reiche für ſich benutzen werden. Der mit Japan abgeſchloſſene Handelsvertrag geſtattet den Kaufleuten kein weites Hinausgehen über die drei Hafenplätze Hakodade, Kanagawa und Nangaſaki. Dem Geſandten in Jeddo und den Conſuln in den Hafenplätzen iſt keine Beſchränkung auferlegt, ſo daß es in der Hand der preußiſchen Regierung liegt, durch Ernennung wiſſenſchaftlich gebildeter Männer zu dieſen Poſten den Anſtoß zu neuen Studien über ein noch in manches Dunkel gehülltes Land zu geben. In China eröffnet ſich ein noch weiteres und eben ſo dankbares Feld für die deutſche Forſchung, und dort gilt es, die Engländer einzuholen, die uns in China auch wiſſenſchaftlich zuvorgekommen ſind. Von den Handelsvortheilen, welche die beiden preußiſchen Verträge in Ausſicht ſtellen, wollen wir an dieſem Orte nicht reden. Wohl aber müſſen wir unſere Freude ausſprechen, daß Graf Eulenburg uns Deutſchen eine ebenbürtige Stellung mit den großen Seemächten errungen hat. Wir müſſen dies um ſo mehr anerkennen,

als ihm seine Aufgabe durch besondere Umstände erschwert wurde. In China schmerzte noch die Demüthigung, die man eben erst durch die französischen und englischen Waffen erlitten hatte, und es vergingen deshalb Monate, ehe man sich zu dem Zugeständniß bequemte, daß ein preußischer Gesandter künftig in Peking seinen dauernden Wohnsitz nehmen dürfe. In Japan wirkte dem preußischen Unterhändler zweierlei entgegen, einmal die Opposition des großen Lehnsadels gegen alles Fremde und ferner die eigene Verstimmung der japanischen Regierung über die von den englischen Kaufleuten begangenen Rohheiten. Trotzdem ist der japanische Vertrag schneller zu Stande gekommen als der chinesische. Der letztere verbietet jeden Verkehr mit den Rebellen, worauf wir nicht aufmerksam machen würden, wenn dieses Zugeständniß der chinesischen Regierung, daß es im Himmlischen Reiche eine Revolution gibt, nicht die Nachrichten bestätigte, welche neuerdings über die Fortschritte des Aufruhrs eingetroffen sind.

Californische Verhältnisse.

Dem die Ostküste mit der Westküste verbindenden Telegraphen wird sich bald ein Seitenstrang anschließen. Die in Illinois und Missouri bestehende Telegraphengesellschaft betreibt eifrig den Anschluß ihrer Linie. Diese Verbindung wird von Chicago durch Jowa und das Indianergebiet auf San Francisco führen. Auch die Vorarbeiten für die große Eisenbahn werden ununterbrochen fortgesetzt. Als bequemster Uebergangspunkt über die Sierra Nevada wird jetzt der Hennepaß empfohlen, der nur 6800 Fuß hoch ist, in das Herz Californiens führt und den Verkehr mit den Silberminen im Carsonthal erleichtert. Die Goldminen werden mit allen Mitteln des rationellen Bergbaues fortbetrieben. Ganze Bergzüge sind von Tunneln und Schächten durchsetzt, die besten Maschinen überall im Gebrauch. Mehrere neuentdeckte Goldlager werden als unerschöpflich geschildert, aber die Bearbeitung erfordert bedeutende Capitalien, und so strömen die auf eigene Rechnung arbeitenden Goldgräber nach dem Oregongebiet und dem Fraserlande. Die Ausfuhr der übrigen Landeserzeugnisse ist in der erfreulichsten Zunahme begriffen und knüpft so viele Beziehungen zu China und den andern Ländern am Stillen Meer an, daß eine Handelswelt für sich im Entstehen begriffen ist. Californien ist eine Kornkammer geworden, aus der entlegene Gegenden sich versehen. Der Ertrag der Viehzucht an Wolle, Häuten und Talg hat sich seit fünf Jahren verzwanzigfacht. 1855 wurden nicht ganz 200,000 Pfund Wolle ausgeführt, 1861 aber 4 Millionen Pfund. Der Weinbau, der durch Deutsche eingeführt wurde, macht sich immer mehr heimisch und liefert ein Erzeugniß, das dem Ungarwein ähnlich ist. Der californische Cognac wetteifert bereits mit dem französischen. Daß auch das Geistige nicht vernachlässigt wird, beweist der Plan der einflußreichen Gesellschaft der Pioniere Californiens, die indianisch-amerikanische Vorgeschichte des Landes, sowie die Geschichte der amerikanischen Ansiedlung nach den vorhandenen Documenten schreiben zu lassen.

Eine Aussicht für Literaturfreunde.

Die türkische Regierung hat den Befehl erlassen, alle Büchersammlungen der Moscheen zu revidiren und von ihnen systematische Kataloge zu entwerfen. Bleibt diese Verfügung nicht bloß auf dem Papier und geräth die Ausführung in die rechten Hände, so läßt sich viel davon erwarten. Allein in Constantinopel gibt es fünfzig solcher Bibliotheken mit Hunderttausenden von Handschriften, die von den türkischen Herrschern in Asien gesammelt und aufgehäuft worden waren. Selbst in der besten Zeit der Türken sind diese Schätze nie gehörig gewürdigt worden und jetzt weiß man nicht einmal mehr, was die Bibliotheken enthalten. Daß sich viele bis jetzt unbekannte orientalische Werke finden werden, unterliegt keinem Zweifel, und leicht könnte es sein, daß auch lateinische und griechische Handschriften aus Staub und Moder auferständen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 68. Mai 1862.

Ein Admiralitätslotse.

Eine Erzählung aus der Elbmündung

von

Heinrich Smidt.

Junges, lediges Volk war von Hamburg und aus See in Cuxhafen angekommen, das wollte sich einen lustigen Tag machen. Darum gingen sie nach der Schenke zum Engelsmann, die nun längst verschollen ist, und sagten zum Wirth:

„Heute Abend laß aufspielen und lade alle Dirnen ein, die Beine haben, wir wollen flott tanzen und trinken."

Da rieb sich der Wirth vergnügt die Hände. Er schickte nach dem lahmen Geiger und dem blinden Flötenbläser, steckte lange Talglichter auf die eisernen Wandleuchter und sperrte die Thüren weit auf.

Die Gäste kamen nach und nach. Die Dirnen von der nächsten Nähe, die Matrosen aus der Havannah, aus der Mittellandssee und wer weiß, woher noch. Lauter wurde es mit jedem Augenblicke und als der abgedankte Postillon mit der rothen Nase sein Horn vor der Thür blies und dann nach dem Musikantentisch hinkte, kannte die Lust keine Grenzen mehr.

„Anfangen!" rief der Wirth und schlug die Hände zusammen. Das Orchester gehorchte.

„Da sind sie Alle! schrie ein lustiger Matrose. „Die Liesbeth, die Trina, die Grete! Aber . . . . "

Er hielt inne und sah sich rechts und links um.

„Sie ist nicht da!" setzte er seine Rede fort und die Andern, welche ihn verstanden, fragten laut den Wirth:

„Engelsmann, wo ist die Janna?"

Ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, fragte ein hierorts nicht heimischer Matrose:

„Wer ist die Janna?"

„Die Schönste von allen Dirnen zehn Meilen in der Runde!" war die Antwort. „Eine Dirne, wie Milch und Blut; süß wie Honig und resolut wie ein Hochbotsmann nach dem ersten steifen Glase."

Die Liesbeth zupfte der Grete am Rock und flüsterte ihr zu:

„Nun höre den da! Sollte man nicht glauben, die Janna sei vom Amtmannshofe oder gar eine Capitänstochter! Und ist doch nur eines Jollenführers Waisenkind mit einer großen Aussteuerkiste, worin drittehalb Hemden liegen."

Digitized by Google

„Anderthalb nur!“ entgegnete die Grete. „Sie ist arm wie eine Kirchenmaus. Alles will sie mit ihrem hübschen Gesichte zwingen. Als ob wir . . . . “

Die Grete stockte, denn die Liesbeth sagte: „Ich weise Alle ab, die zu mir kommen, weil sie die Janna nicht haben können. Wollen auch zeigen, daß wir unsern Kopf für uns haben.“

„Heda, Liesbeth!“ rief der Matrose, der vorhin nach der Janna fragte, „willst 'nen Hopser?“

„Einen Hopser? Den habe ich lange nicht getanzt!“ sagte sie, einschlagend. „Da ist meine Hand. Aber nicht zu langsam!“.

Die Lust war in vollem Gange. Die Luft wurde heißer; die Lichter brannten trüber; die Matrosen tranken die Gläser leer und der Wirth goß sie wieder voll. Einer that es dem Andern zum Schabernack und das Spiel wollte nicht enden.

Da trat eine zierliche Rundjacke ein; das ostindische Seidentuch leicht um den Hals geschlungen und den Strohhut auf das linke Ohr. Die vergoldeten Knöpfe an der Jacke leuchteten hell, aber noch heller lachte das ganze Gesicht, als er auf das schöne Mädchen blickte, welches er am Arme hatte.

„Hollah Ahoi!“ rief er eintretend. „Schwenkt Euch einen halben Strich Backbord ab, damit wir vollbrassen und in die Linie hineinschießen können. Das will es thun! Vorwärts mit der Musik!“

„Trara! Trara!“ blies der Postillon und lustigen Sinnes flog das neu hinzugekommene Paar allen Andern voran.

„Nun kann ich mich zusammennehmen!“ sagte der Wirth zu einem Nachbar, der ihm öfters hilfreiche Hand leistete. „Das ist der junge Franz Meiners mit der Janna. Dem ist nichts gut genug und er will immer aufgewartet sein, als ob er der Capitän eines Dreideckers wäre. Nun, er hat es ja dazu. Da ist er schon. Guten Abend, Steuermann Meiners. Was steht zu Diensten?“

„Negus von Portwein, Engelsmann, und für meine Tänzerin ein Glas vom süßen. Du hast doch süßen?“

„Alten Malaga, Steuermann Meiners,“ antwortete dieser und brachte die vollen Gläser. „Wohl bekomme es Euch.“

„Nun trinke, Janna, und lasse es Dir schmecken. Nachher machen wir einen Galopp!“ sagte Franz Meiners, ihr das Glas darreichend. Denke, daß der Jürgen Wulff nichts dagegen hat.“

„Was geht den mein Tanzen an?“ fragte sie schnippisch und wies den Wein zurück.

„Nun, ich dachte! Weil Ihr denn doch von Kindesbeinen an zusammen wart und weil er halb und halb Dein Bräutigam ist. . . . . “

„Wer hat das gesagt?“

„Die alten Muhmen und Basen tragen es von Haus zu Haus. Eigentlich ist es ein lustiges Stück von einer Dirne, ohne den Bräutigam zum Tanze zu gehen. Sie werden Dir wieder Eins anhängen.“

„Ich frage nichts nach den losen Mäulern der neidischen Dirnen!“ sagte Janna erregt. „Ich bin frei und kann gehen, wohin es mir beliebt. Dich habe ich durchaus nicht zum Tänzer verlangt, sondern Du hast vor der Thür auf mich gelauert und mich beim Arm genommen, ohne mich zu fragen. Jetzt lasse ich Dich stehen mitsammt Deinem Wein und wenn Du zehn mal der Steuermann Meiners bist, der noch durch das Examen muß, so gut als der dumme Jürgen.“

„Der dumme Jürgen!“ lachte Franz Meiners laut auf. „Ein Kerl, der von seinem Mädchen der dumme Jürgen genannt wird, ist mir nicht gefährlich. Lasse Du den Jürgen Wulff laufen, Janna! Wir Beiden passen weit eher zusammen und Frau Capitänin klingt besser, als Frau Lotsin oder so etwas dergleichen.“

Die Augen des Mädchens leuchteten hell: „Ist das Dein Ernst, Franz Meiners?“

„Warum denn nicht? Ich habe hierorts das schönste Haus und bekomme das schönste Schiff, warum soll ich nicht auch die schönste Frau haben? Aber nun fängt der Galopp an! Laß uns allstunds vollbrassen.“

Und dahin flog das jugendlichschöne Paar in das dichteste Gedränge. Die Uebrigen flogen hinterdrein und die Lust war im Steigen.

An demselben Abend, wo es in der Engelsmannsschenke so lustig herging, war es draußen trübe und naßkalt. Der südliche Wind kam über den Deich und warf sich auf die wogende Elbe, die grollend und tollend eine Welle über die andere hinwarf.

Ein alter Mann, der in seiner engen Stube am Webstuhl saß, horchte einige Male auf und sagte vor sich hin:

„Ich glaube, der Wind geht noch mehr nach Süden. Spüre es an dem Zuge vom Fenster her. Das ist nicht gut. Südwind am Michaelistage bedeutet nichts Gutes. Als mein armer Bruder Niklas am Michaelistage in die weite Welt ging, blies auch der Wind aus Süden. He! Jürgen! Jürgen Wulff! Der Junge hört mich gar nicht. Ich glaube, er ist eingeschlafen."

„Nein, Wulff-Ohm!" erscholl es aus der einen Ecke her. „Ich habe beide Augen weit aufgerissen."

„Warum sitzest Du denn da und fängst Grillen? Der Tanz in der Engelsmannsschenke hat gewiß längst angefangen und Du bist noch immer hier."

„Ist mir nicht tanzlustig zu Sinne, Wulff-Ohm!" sagte der junge Mann aufstehend und zum Webestuhl tretend. „Die Janna würde mich wieder von oben bis unten ansehen, bevor sie mir aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie es nennt, einen Tanz zusagte, oder sie läßt mich ganz und gar stehen und nennt mich den dummen Jürgen. Lieber bleibe ich hier."

„Dann fasse Dir ein Herz und gib sie ganz und gar auf, Jürgen Wulff," sagte der Alte. „Die Janna hat Dir schon so vieles Herzleid bereitet, daß es nicht auszusprechen ist, und außerdem würdet Ihr ein Hungerleben führen, denn arm seid Ihr Beide. Wenn aber ein hochmüthiges Weib darben soll, ist sie ein doppelter Teufel und der Mann hat die Hölle auf Erden. Nimm guten Rath an, Junge, und lasse sie laufen."

„Kann ich denn?" fuhr Jürgen Wulff auf. „Tausendmal habe ich mir gesagt, Du bist ein jammervoller Weiberknecht und verdienst es, daß sie Dich den dummen Jürgen nennen. Dann steigt mir das Blut zu Kopfe. Ich verschwöre Seele und Seligkeit, daß ich sie nicht wiedersehen will und renne deichlängs bis an den Strand von Duhnen, oder sonst wohin. Wenn es dann aber ruhiger in mir wird, treibt es mich heimwärts und ich gehe zu ihr, lasse mich von Neuem necken und hänseln und gebe noch gute Worte obenein. Sie hat mich vollständig in ihren Banden; ich kann nicht los von ihr. Ach, Wulff-Ohm, es ist ein jämmerliches, erbärmliches Leben."

Der junge, starke Mann war von den Empfindungen, die in ihm wogten, so erschüttert, daß er zitterte. Er hielt sich am Webestuhle aufrecht und sah vor sich nieder. Eine Thräne rollte ihm über die Backen:

„Die Janna ist mein Unglück, Wulff-Ohm. Ich weiß es und kann doch nicht von ihr lassen. Und wenn ich ihre alte Muhme, die Mieken-Möhm ansehe, kommt es über mich, wie Hexenkunst. Ich glaube, sie haben es mir angethan . . ."

Der Alte fuhr erschrocken auf: „Junge! Was sprichst Du da? Gestern vor Mitternacht fing unser schwarzer Hahn, der dort im Winkel sitzt, an zu krähen und schlug mit den Flügeln, so laut, daß die Hühner zu gackern anfingen. Ist das ein natürliches Ding? Wenn die Hähne vor Mitternacht krähen und alte Weiber die Karten dazu legen, ist ein Unglück im Anzuge. Und Mieken-Möhm hat gestern Abend spät die Karten gelegt, das weiß ich. Als mein Bruder Niklas in die weite Welt ging, hatte auch am Abend vorher in unserm Hause eine alte Magd die Karten gelegt und im ganzen Orte krähten die Hähne vor Mitternacht. Es war eine gräßliche Begebenheit."

Wulff-Ohm schwieg und brütete über das Unglück, welches krähende Hähne und kartenlegende Weiber anrichten können. Er war stets böse auf die Muhme und suchte sie doch stets auf, weil er von ihr nicht lassen konnte. In diesen beiden Alten verschmolzen sich das Kartenschlagen und der Aberglaube auf eine wunderbare Weise.

Jürgen Wulff hatte sich bei ihm niedergelassen und in der Meinung, der Alte höre auf ihn, sprach er zu diesem:

„Und manchmal kann sie wieder so freundlich und so lieb sein, daß man glauben möchte, sie denke an keinen Menschen auf der Welt, als nur an mich allein. Sie sieht mich an, daß es mir in das Herz hineingeht und ich weinen muß, ich weiß selbst nicht warum. Dann gibt sie mir die Hand und es ist grade so, wie an jenem Tage, da sie mit uns hinaus zum Fischen war und ich sie vor dem Ertrinken schützte, als die Nordwestbö unsere Jolle kenterte. Das war ein Tag! Leere Netze, aber ein Herz voll zum Ueberlaufen. Wißt Ihr es noch, Wulff-Ohm? Ihr waret auch dabei."

Aber Wulff-Ohm antwortete nicht. Er saß in Gedanken vertieft am Webestuhl und

die vergangenen Tage zogen in einzelnen Bildern an ihm vorüber. Es war ein wirres Durcheinander, das zuletzt wie ein falsches Luftgebilde sich auflöste und den Alten emporschreckte.

„Will noch 'n Gang weggehen," sagte er vor sich hin und fuhr in die abgetragene Friesjacke, die neben seinem Sitze lag. „Muß hören, was die alte Frau mit den Kartenblättern sagt und will dann von dem Meinigen dazu thun, was ich weiß. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß ein Unglück im Anzuge ist. Zeichen und Wunder geschehen aller Orten und man muß thun, so viel man kann, um es zu verhindern."

Der Wind rüttelte an das Fenster, das nur schwach in seinen Angeln hing. Eine Scheibe fiel klirrend zu Boden, und Jürgen Wulff fragte aufspringend:

„Wo wollt Ihr hin?"

„Komme bald wieder," lautete die abweisende Antwort. „Und wenn Du doch nicht weggehst, sieh im Hause nach dem Rechten und daß das Feuer gut gelöscht wird auf dem Herde, denn es gibt eine stürmische Nacht und mit Feuer und Wasser ist nicht zu spaßen."

Der Oheim entfernte sich und Jürgen Wulff blieb bei der trüben Lampe sitzen, einen scharfen Dorn im Herzen.

Die Schiffer Hannes Brunswiek und Peter Wulff waren gute Freunde gewesen. Eigentlich war der Letztere bei dem Brunswieker in Lohn und Brot, allein dieser hatte die Schulfreundschaft nicht vergessen und hielt treulich zu ihm. Hatte selbst nicht viel, der Hannes Brunswiek, allein er theilte redlich mit dem bewährten Freunde und sprach ihm guten Muth ein, so oft Jener an die alten Tage dachte und wie es mit seinem Jungen, dem Jürgen, werden sollte, wenn er einmal auf und davon müßte, bei Sturm und Regen, bei Nacht und Nebel, wie es den armen Küstenschiffern auf den Banken und Untiefen wohl zu gehen pflegt.

Und Hannes Brunswiek löste dieses Wort. Als sein Freund Peter Wulff in einer Herbstnacht von den brandenden Wellen über Bord gerissen wurde und nicht wieder zum Vorschein kam, nahm er den Jürgen bei der Hand und sagte: „Hier ist fortan Dein Haus und so lange noch ein Stück Brot darin zu finden ist, bekommst Du Deinen Theil davon." Das ist redlich gehalten worden, bis der Hannes Brunswiek das Zeitliche gesegnete. Da kam der Mann, den das Amt der Janna zu Vormund gesetzt hatte und sagte: „Unnütze Mitesser kann ich hier nicht dulden. Du hast noch einen Ohm, der sein Haus und seinen Webestuhl hat; bei dem wirst Du nicht verhungern." Die Janna hörte es. Sie war ein eigensinniges, trotziges Kind und hatte dem Jürgen, der sich in seiner Gutmüthigkeit Vieles gefallen ließ, oft hart mitgespielt. Als sie nun aber den armen Jungen sah, mit dem Bündel in der Hand, laut schluchzend und keines Wortes mächtig, flog sie auf ihn zu, hielt ihn mit beiden Armen fest und sagte: „Er soll hierbleiben! Er soll! Der Vater hat es gewollt und ich will es auch!" Der Vormund lachte und machte der Geschichte dadurch ein Ende, daß er den Jungen bei der Hand nahm und zu dem Oheim brachte. Die Janna war nicht zu beruhigen und wollte ihn wiederholen; aber als sie andern Tages in das Haus des Wulff-Ohm trat und gewahr wurde, wie der Jürgen am Webestuhl saß, und sich nicht zu helfen wußte, fing sie laut an zu lachen, nannte ihn den dummen Jürgen und lief davon.

Der Jürgen paßte nicht für den Webestuhl. Der Oheim sah es ein und ließ ihm die Wahl. Da ging der Bursche hinaus mit den Lotsen und Fischern, um magern Lohn und geringe Kost. Er war unverdrossen zu jeder Zeit, hatte ein gutes Auge für Wind und Wetter und ein glückliches Gedächtniß für alle Zeichen und Marken, für die Tiefen des Wassers, für die Lage der Sande und Alles, was sonst einem Manne zu wissen nöthig ist, der einen tüchtigen Lotsen abgeben will.

In seinem Kopfe durchlebte er in der einsamen Stube nochmals alle die Jahre der Mühsal und der Entbehrungen. Seine Phantasie wurde angeregt und unwillkürlich lieh er den Gedanken Worte.

„Das glaube ich! Wenn ich erst auf einem Halbdecke gestanden und ein Schiff glücklich binnen gelotst habe! Dann wird sie mich nicht mehr über die Achseln ansehen. Ich bin dann ein Mann bei der Stadt und kann mir etwas einbilden. Und

dann bringe ich auch etwas vor mich. Ich weiß es. Aber wenn ich die Janna nicht bekomme, muß ich verkümmern wie ein Baum, dem man die Wurzel abſägt. Es gönnt mir auch Jedermann die Dirne, weil ſie wiſſen, daß wir von Kindesbeinen an zuſammengeweſen ſind, und nur Einer iſt mir im Wege! Einer!"

Er hielt inne, aber der zornige Ausdruck ſeines Geſichtes gab Kunde von der Aufregung in ſeinem Innern:

„Wie hochmüthig mich der Kerl anſieht, wenn er an mir vorbeigeht! Und die alberne Dirne, die Janna, läßt ſich von ihm beſchwatzen und glaubt an ſeine Ehrlichkeit. Ich habe es ihr geſagt, daß dieſer Franz Meiners ihr böſer Geiſt iſt, der ſie in's Unglück bringt; aber ſie lacht mich aus und hinterher befiehlt ſie mir, kein ſolches Wort zu ſprechen oder ihr nie mehr vor Augen zu kommen. Bislang habe ich es gethan, aber länger halte ich es nicht aus und wenn mir der junge Uebermuth noch einmal quer über den Weg gelaufen kommt, wie in der vorigen Woche, ſtelle ich ihm ein Bein. Mag er dann niederſtürzen, meinetwegen kopfüber von dem Deich in die Elbe; bin ich ihn doch los."

Es entſtand eine Pauſe. Das Bild, welches er eben entwarf, trat in den grellſten Farben vor ſein inneres Auge und er ſagte, ſich ſchüttelnd:

„Sein Tod wäre auch der meinige. Es würde an den Tag kommen und ich müßte dafür mit meinem Kopfe büßen. Pah! Was frage ich nach dem Leben, wenn ſie es mir täglich verbittert? Ich mag es nicht und werfe es hin für den Genuß, mich gerächt zu haben. Was iſt mir die Welt?"

Der Platz am Webeſtuhl, wo der Oheim zu ſitzen pflegte, fiel ihm in die Augen. Die Bitterkeit verlor an Ausdruck und nachdenklich ſagte er:

„Aber der ſchwache, hilfloſe Mann, der mir viele Jahre ein treuer Vater war und der ſich nun auf meine ſtarken Schultern ſtützen will? Er kann mich nicht miſſen und würde im Elend umkommen, wenn er mich nicht mehr hätte. Armer Wulff-Ohm! Ich bin eine morſche Stütze; ſie wird zuſammenbrechen, ehe es Jemand denkt."

Den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß der Träumer da. Der Wind friſchte immer mehr auf. Die großen Regentropfen ſchlugen auf das hölzerne Dach:

„Eine böſe Nacht wird es geben. Der alte Mann kann in der Dunkelheit irre gehen. Ich will ihm nach. Zur Stunde ſind dieſe Arme noch ſtark genug, ihn zu halten. Weiß, wo er ſitzt. Er hat die Mieken-Möhm aufgeſucht, die ſich von dem ſchwarzen Hahn erzählen läßt und ihm die Karten dazu legt. Und in all dem Spuk erſcheint ihm dann ſein Bruder Niklas, der nun ſchon viele, viele Jahre fort iſt und gewiß lange in fremden Landen begraben liegt. Muß ein ſeltſamer Burſche geweſen ſein, dieſer Niklas. Ruhig und geduldig zur Winterzeit. Fleißig und unverdroſſen von dem früheſten Morgen bis in die ſinkende Nacht; von Niemandem etwas fordernd und Jedermann gefällig. Aber wenn der Herbſt und das Frühjahr in's Land kamen, wurde es lebendig in ihm. Wenn die Störche und die Schwalben weit weg von uns zogen, wer weiß, wohin, und heimkamen, wer weiß, von woher; dann konnte er keine Ruhe finden. Er mußte fort und keine Gewalt hielt ihn zurück. Meilenweit lief er in das Land hinein und kam oft erſt nach mehreren Tagen wieder heim. So trieb er es zur Herbſtes- und Frühlingszeit, worauf Keiner mehr achtete, bis er von der letzten Wanderung nicht wiederkehrte. Hin iſt hin! Aber dem Wulff-Ohm macht es noch immer viel zu ſchaffen."

Eine ſcharfe Regenbö zog über den Deich hin und praſſelte auf das Dach nieder. Jürgen Wulff ſchüttelte ſich, und die Jacke zuſammenziehend, ſagte er:

„Da ſtehe ich und ſchwatze und träume von Dingen, die mich nichts angehen, während der alte Mann draußen auf den ſchlüpfrigen Wegen ein Unglück haben kann. Zum Tanze in die Engelsmannsſchenke mochte ich nicht; aber um den alten Mann zu ſtützen, kann ich wohl nach dem Brunswiek'ſchen Hauſe gehen."

Er ſchritt zu, ſo raſch, als es die Dunkelheit geſtatten wollte. Er hatte noch einen andern Grund, der ihn vorwärts trieb, wenn er ihn auch nicht auszuſprechen wagte. Es war die Hoffnung, die Janna zu ſehen, wenn ſie vom Tanzen heimkäme; die ſchöne, ſtörriſche, eigenſinnige Dirne, an die er mit tauſend unſichtbaren Banden gekettet war.

Einstöckig war das Haus der Janna Brunswiek und hatte ein hohes, spitzes Dach. Man hätte es eher eine Kathe nennen können, wenn es nicht mitten in Cuxhafen stand, wo sie keine Kathen, sondern nur Häuser haben wollen, und wo das Wort „Dein Haus ist eine Kathe!“ ein Schimpf ist. Ein Ueberfluß an Räumlichkeiten war nicht vorhanden, und die große dunkle Stube, die da anfing, wo die Hausdiehle endete, diente nicht nur zu allen häuslichen Zwecken, sondern war zugleich „die beste Dönse,“ wohin man die Gäste führte und worin der alte Hannes Brunswiek seine Freunde bewirthete, wenn sein Hochzeitstag oder ein sonstiges Fest begangen wurde.

Mitten in der Stube stand der schwere Eichentisch. Auf demselben befand sich ein eiserner Drahtleuchter mit einem trübe brennenden Talglicht, und daran saßen einander gegenüber Wulff-Ohm und die Muhme Marie, welche von Jung und Alt nie anders als Mieken-Möhm genannt wurde.

Wulff-Ohm saß mit vorgebeugtem Leibe da, den Kopf in beide Hände gestützt und sah unverwandt auf die alte Frau im schwarzen Jäckchen und mit dem blendend weißen Kopfzeuge, unter welchem einzelne graue Haare hervorsahen. Vor ihr lagen mehrere Kartenblätter bunt durcheinander, welchen sie eine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Was sagt Sie nun, Mieken-Möhm?“ fragte Wulff-Ohm. „Sie hat noch den König mit der großen Perrücke dazubekommen. Den König mit dem spitzen Gesicht hatte sie schon zur linken Hand. Zwei Könige zu gleicher Zeit . . .“

„Zwei Könige sind zwei Freiwerber, Wulff-Ohm,“ antwortetete die alte Frau mit eintöniger Stimme. „Sieht Er hier die Dame mit der Blume in der Hand? Das ist die Braut.“

„Die Janna Brunswiek!“ sprach der Alte vor sich hin. „Die Dirne mit dem glatten Gesicht und dem eisernen Kopf.“

„Ich habe nicht gesagt, daß es die Janna ist!“ fuhr die Muhme auf. „Aber wenn es Gottes Wille ist, daß sie die Braut wird, welche jene bunte Dame vorstellt, werden wir nichts dagegen thun können und wollen es auch nicht. Die Janna ist ein apartes Ding, die ihren eigenen Weg geht.“

„Weiber, die ihren eigenen Weg gehen, kommen öfters zu Fall,“ sagte er. „Je höher man gestiegen ist, je tiefer muß man hinunter. Hat Sie nicht gehört, daß der schwarze Hahn schon wieder vor Mitternacht krähte?“

Die Muhme war so sehr mit ihren Karten beschäftigt, daß sie auf die Frage des Alten nicht achtete. Sie legte die Karten rechts und links und schrie dann plötzlich laut auf:

„Da sind sie alle Beide!“

„Wer denn?“ fragte Wulff-Ohm hastig und beugte sich noch mehr vornüber.

„Die beiden Freier! Zwei Buben mit trotzigen Gesichtern und einer blanken Axt in der Hand. Es wird Blut geben, Nachbar.“

„Mein Jürgen und der Franz Meiners sind ein paar grimmige Gesellen und Beide darauf versessen, die Janna zum Weibe zu bekommen,“ sprach Wulff-Ohm. „Sage Sie mir, was die Dirne eigentlich denkt? Ich traue ihr nicht. Sie meint es mit keinem von Beiden ehrlich. Die wilden Enten kamen heute aus dem Dänischen herübergeflogen und Sie weiß, daß es schwere Zeit bedeutet, wenn die Enten schnattern und mit den Flügeln das Wasser schlagen. Sie schwammen in einem dichten Haufen zusammen und ein Tummler, der aus dem Strome tauchte, sprang darüber weg. Fisch und Vogel im Kampf. Es ist nichts Natürliches damit, Mieken-Möhm. Die Freier tragen eine Axt in der Hand und zwischen ihnen liegt das Herzendaus. Zwei Kerle und *ein* Herz. Was wird die Folge sein?“

„Das Herz muß brechen!“ war die Antwort der Alten, und der Ton, womit sie diese Worte sprach, klang dumpf und hohl.

„Es wird brechen!“ wiederholte der Oheim, und wenn es bricht, wird es die Andern, die es gebrochen haben, verfluchen und verdammen. Sage Sie mir, Mieken-Möhm, wer es ist, dessen Herz brechen muß?“

Die Alte war im Begriff zu antworten, als die Thür aufgerissen wurde und Jürgen Wulff mit dem Ausrufe eintrat:

„Guten Abend beisammen!“

„Jesus, der Jürgen!“ schrie Wulff-Ohm laut auf, und die Muhme fügte hinzu:

„Ich wollte es nicht sagen; aber der

eine Bube liegt verkehrt und er iſt es, der daran glauben muß."

„Nun freilich bin ich es!" entgegnete Jürgen Wulff, vollends eintretend. „Wer ſollte es auch anders ſein? Die Janna kommt ſo zeitig nicht, denn in der Engelsmannsſchenke geht es noch luſtig her. Es wird dort gefiedelt und trompetet nach Herzensluſt, und der Franz Meiners hat eine ganze Tonne Bier zum Beſten gegeben."

„Was willſt Du hier, Junge?" fragte der Oheim mit einem tiefen Athemzuge.

„Was ich hier will?" fragte Jener zurück. „Hört Ihr denn nicht, wie der Sturm das Dach ſchüttelt und der Regen gegen die Fenſter ſchlägt? Es iſt eine böſe Nacht geworden und Ihr wäret nicht auf den eigenen Beinen nach Hauſe gekommen. Nun rüſtet Euch; es iſt die höchſte Zeit."

„Ich kann nicht, Jürgen Wulff!" ſagte der Oheim leiſe. „Da liegt das blutende Herz und die Freier haben eine blanke Axt in der Hand. Es iſt mir in die Beine gefahren. Mußt einen Augenblick Geduld mit mir haben."

„Ihr macht mir den alten Mann ganz verwirrt mit Euern Karten!" ſagte der junge Lotſe unwirſch zu der Muhme. „Laßt ihn in Ruhe und treibt Euern Spuk, wenn Ihr allein ſeid. — Kommt, Ohm, kommt! Das Wetter wird immer ärger und ich bringe Euch dann nicht von der Stelle."

Mieken-Möhm hatte ſich erhoben und ſah mit zornfunkelnden Augen auf den jungen Mann, der dieſen Blick nicht zu ertragen vermochte:

„Unterſtehſt Du Dich, eine alte Frau zur Rede zu ſtellen und ihr zu befehlen, was ſie thun und laſſen ſoll? Treibſt Du Deinen Spott mit Dingen, von denen Du nichts verſtehſt, und lachſt, wenn uns Andern vor Schrecken die Haut ſchaudert? Siehe zu, daß es nicht über Dich kommt, wie ein feuriger Regen, der vom Himmel herabſtürzt, und daß die Axt, die durch die Luft fliegt, Dir nicht die Stirn zerſchmettert."

Die Alte ſchien, während ſie im hellen Zorn dieſe Worte ſprach, aus der Erde emporzuwachſen und ſtand mit einer furchtbaren Drohgeberde vor dem erſchrockenen jungen Mann. Wulff-Ohm hatte ſich mit einiger Anſtrengung erhoben und ſich an ſeinen Neffen anklammernd, ſagte er:

„Ich kann gehen, Jürgen. Laß uns machen, daß wir fortkommen. Das Haar kriecht mir auf dem Kopfe. Iſt das eine Nacht!"

„Was geht hier vor?" erklang plötzlich die helle Stimme der Janna, und dieſe trat mitten in die Stube. Sie warf die wollene Decke, welche ſie, um ſich vor dem Wetter zu ſchützen, als einen Mantel umgeſchlagen hatte, von ſich und trat auf ihre Muhme zu, die ſich bei dem Anblick der jungen Dirne, welche ſie fürchtete, ſcheu zurückzog.

„Du haſt wieder Dein Spiel mit den Karten getrieben, obgleich ich es Dir verboten habe. Ich will Dein Prophezeien und Dein Predigen vor den Leuten nicht länger geduldig mit anhören. Du machſt mir alle alten und jungen Narren im Orte rebelliſch und bringſt nichts als Unheil zu Wege."

„Das iſt ein ſchlechtes Wort, Janna Brunswiek!" ſagte Wulff-Ohm, der ſich etwas geſammelt hatte. „Soll ein ſo junges Ding einen Mann wie mich einen alten Narren ſchelten?"

„Warum gebt Ihr Euch mit Narrenwerk ab?" entgegnete ſie raſch. „Aber der Eine iſt wie die Andere. Ihr und die Muhme ſolltet eigentlich zuſammen eine Wirthſchaft führen. Ihr würdet gute Kundſchaft bekommen."

Der Alte war nahe daran, etwas zu erwiedern, aber der Jürgen legte ihm die Hand beſchwichtigend auf den Arm und ſagte zu dem Mädchen:

„Laß es gut ſein, Janna! Du ſiehſt, wir ſind eben daran, nach Hauſe zu gehen, und morgen früh iſt Alles vergeſſen. Wir wollen nicht in Unfrieden ſcheiden."

„Biſt Du auch da?" ſagte ſie mit aufgeworfenen Lippen. „Zum Tanze biſt Du nicht gekommen. Haſt Dich wohl vor den Andern gefürchtet, denen Du aufſäſſig biſt, wenn ſie mit mir tanzen und Du das leere Nachſehen haſt? Ja, es ſind reſolute Burſchen dabei, die ſich nicht die Butter vom Brote nehmen laſſen."

„Das thue ich auch nicht!" ſagte er aufwallend. „Soll es Keiner verſuchen und mir etwas nehmen wollen, was ich nicht freiwillig geben will! Und Dich, Janna, Dich bitte ich, ſo viel ich nur bitten kann, ſage mir kein ſolches Wort wieder. Ich habe Vieles von Dir hingenommen und werde

es auch noch länger thun, um der Liebe willen, die ich für Dich im Herzen trage und von der Du gar nicht weißt, wie tief sie darin sitzt. Aber von Furcht mußt Du nicht reden, und daß ich vor den Andern davonlaufe, mußt Du auch nicht sagen. Und wenn Du meinen Namen nennst und setzest das böse Wort hinzu, das meine Galle aufregt und worüber die Andern lachen ... Höre, Janna, das thut nimmer gut."

„Willst Du mir drohen?" rief sie aus und Zornesröthe brannte auf ihren Wangen. „Sage es, daß Du es thust, und ich werde Schutz zu finden wissen."

„Den hast Du schon gefunden, Janna Brunswiek," sagte Franz Meiners. Er war gleich nach ihr auf der Schwelle erschienen und trat jetzt vollends ein.

„Jesus! Da sind Beide!" schrie Mieken-Möhm entsetzt. „Die beiden Buben mit den Aexten und die Janna zwischen ihnen ist das blutende Herz!"

Sie klammerte sich in ihrer Angst fest an Wulff-Ohm, der den Eintretenden finster anblickte und zu seinem Neffen, der eben losbrechen wollte, sagte:

„Was kümmerst Du Dich um eine Dirne, bei der das Jungvolk hinter den Thüren lauert und gleich zur Hand ist, wenn sie mit dem Finger winkt. Geh mit mir, Jürgen Wulff! Es ist nicht passend für Dich, daß Du noch länger bleibst."

Janna Brunswiek hatte sich von ihrem Staunen noch nicht gesammelt. Sie blickte unverwandt auf den eingetretenen Franz Meiners, der eine herausfordernde Stellung annahm, und erst als sie die Worte des Oheims hörte, faßte sie einen Entschluß. Sie rief dem Jürgen Wulff zu, der Miene machte, sich zu entfernen: „Du sollst bleiben! Ich will es haben, daß Du bleiben sollst!" Und sagte darauf zu dem Andern:

„Wie kommst Du hierher? Schon vor der Thür der Engelsmannsschenke hieß ich Dich gehen und draußem vor unserm Heck gab ich Dir nochmals den Abschied! Und nun bist Du noch da?"

„Gib es nur gnädig, Janna Brunswiek!" entgegnete Franz Meiners, gezwungen lachend, denn es ärgerte ihn, daß er in Gegenwart von Fremden so kurz abgefertigt wurde. „Der Bursche bringt die Dirne, mit welcher er tanzte, nach Hause, das ist sein Recht."

„Mein Recht ist," sagte sie gereizt, „daß ich Dich gehen heiße und Dir verbiete, auf eine solche Art bei mir einzutreten. Wenn irgend ein Mann überhaupt das Recht hätte, hierher zu kommen, ohne daß ich ihn rufe, so wäre es der Jürgen Wulff, der noch von meines Vaters wegen hierher gehört und dem ich es nicht vergessen habe, daß er mich vom Ertrinken rettete."

„Das Wort gab Dir ein guter Geist ein!" rief Jürgen Wulff ihr zu. „Es macht alle andern bösen Worte quitt, die Du gesprochen hast."

„Thue Dir nicht zu viel darauf zu Gute!" fuhr sie in ihrer gereizten Stimmung fort. „Ihr maßet Euch Beide etwas an, wozu Ihr kein Recht habt. Ein Mann, der um eine Dirne freit, muß etwas vorstellen in der Welt und muß ein Geschäft, eine Hanthierung, eine Wirthschaft haben, worin er die Frau hineinsetzen und zu ihr sagen kann: Jetzt thue Deine Schuldigkeit. Ihr aber sollt Beide noch erst etwas werden. Der Eine ist ein Steuermann, der Andere ein Admiralitätslotse in Hoffnung. Jetzt habt Ihr es leicht, großzusprechen und in der Schenke das Wort zu führen, als wäret Ihr wer weiß was für Helden! Aber noch seid Ihr nicht aus dem Examen heraus und dann erst wird es sich finden, wie die großen Worte sich erfüllen. Bis dahin faßt Euch in Geduld. Wenn es so weit ist, sollt Ihr meine Meinung erfahren."

„Es ist gut!" sagte Jürgen Wulff. „In einigen Tagen kommt es zur Entscheidung."

Franz Meiners aber, der bemerkt haben wollte, daß Janna Brunswiek ihn bei den letzten Worten besonders angesehen, wollte ihr in die Rede fallen; sie aber litt es nicht, sondern sagte:

„Noch Eins, ehe Ihr geht! Ihr sollt mir etwas versprechen."

„Was ist es?" fragten Beide.

„Das sage ich nicht eher, als bis Ihr mir gelobt habt, daß Ihr das Versprechen auch halten wollt. Ihr braucht Euch nicht zu besinnen. Es ist nichts Unmögliches und auch nichts Ehrenrühriges, was ich von Euch verlange. Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr haltet, was Ihr mir versprechen sollt."

Sie reichte Jedem eine Hand und die beiden jungen Männer schlugen ein.

„Ich halte Euer Wort, wie Eure Hand, und Schande kommt über den, der sein gegebenes Wort bricht.“

Sie ließ die Hände ihrer Freier fahren und sagte ernst: „Ihr seid ein paar rasche, heißköpfige Bursche! Zwei Freier um eine Dirne, die sich mit den Augen todtschlügen, wenn sie es könnten. Damit wir kein Unglück erleben, fordere ich von Euch, daß Ihr weit voneinander bleibt. Ihr sollt nie Beide zugleich in der Schenke sein und wenn Ihr auf offener Straße Euch begegnet, soll Einer dem Andern aus dem Wege gehen. Weder im Ernste noch im Scherze sollt Ihr Worte wechseln und wenn Euch von dienstwilligen Zwischenträgern etwas zugetragen wird, sollt Ihr Euer Ohr verschließen. Das ist es, was ich von Euch fordere und was Ihr mit einem Handschlage zu halten versprochen habt. Und hiermit gute Nacht.“

Die Männer entfernten sich und gingen ohne einen Laut in die stürmische Nacht hinaus. Janna Brunswiek sah sich in der leeren Stube um. Mieken-Möhm hatte sich, um dem Ausbruche eines neuen Sturmes zu entgehen, bereits in ihre Kammer zurückgezogen.

Das junge Mädchen stand voll Bewußtsein ihrer Schönheit und der Macht, welche ihr diese verlieh, triumphirend da. Ein stolzes Lächeln spielte um die aufgeworfenen Lippen.

Es gibt mancherlei Ereignisse im Leben, welche das junge Volk in Bewegung bringen und das Blut in den Adern rascher kreisen machen. Keine aber läßt das Herz höher schlagen, als die Stunde der Prüfung, wo es sich um Wissen und Nichtwissen handelt und wo das Thor des Lebens vor uns aufgethan oder vor uns geschlossen wird, um sich, wer weiß, wann erst, wieder zu öffnen.

In feierlicher Sitzung war der Navigationsdirector mit den zugeordneten Schiffscapitänen versammelt, um die jungen Steuerleute zu prüfen, ob sie fähig wären, ein Schiff selbständig zu führen und alle Pflichten zu erfüllen, welche einem Schiffsofficier dieses Ranges obliegen. Der Sitz dieses Collegiums war in der großen Mutterstadt Hamburg, und Franz Meiners war dahin abgereist, begleitet von den lauten Wünschen seiner Verwandten und Freunde, und von den unausgesprochenen Hoffnungen, die in der Brust einer jungen, schönen Dirne erwachten und ihr Herz höher schlagen ließen.

Hier in Cuxhafen berief der Lotscommandeur die jungen Männer, welche sich dem beschwerlichen Dienste eines Admiralitätslotsen widmen wollten, und zu dem Ende bereits Jahre lang bei Tag und Nacht, zur Frühlings- und Herbsteszeit, in Sturm und Unwetter die Mündung der Elbe nach allen Richtungen befuhren; die stromauf und stromab, von Fluth und Ebbe getragen, die Art und Zusammensetzung der Grunde untersucht, die Untiefen gemessen hatten. Alle standen sie da, mit versetztem Athem der Fragen harrend, mit zögerndem Munde antwortend, der eigenen Sache gewiß, oder auf gut Glück, dem blinden Ungefähr vertrauend, wenn das Gedächtniß untreu zu werden drohte.

Vor dem Hause des Lotscommandeurs waren viele Leute versammelt und dennoch hörte man nicht den geringsten Lärmen. Es war die Stille der Erwartung, welche die Harrenden beherrschte. Mancherlei Leute waren es, die umherstanden. Nahe Verwandte der jungen Männer, die aus erster Hand die Gewißheit ihres Schicksals haben wollten; geschämige Dirnen, die erröthend versicherten, nur ganz zufällig hierhergekommen und eben so zufällig aufgehalten zu sein. Sie betheuerten, nicht einen Augenblick zögern zu dürfen, und standen doch bei der nächsten Gruppe wieder still. Und Müßiggänger gab es auch, die hier umherlungerten, aus Lust zum Gaffen und weil sich grade nichts Anderes vorfinden wollte, die Zeit todtzuschlagen. Von diesen Burschen war es Einer, der seinem Maaten zurief:

„Da ist auch die alte Muhme Brunswiek. Gib Acht, die ist von der hochmüthigen Janna abgeschickt, um zu hören, wie die Glocken läuten. He, hollah! Mieken-Möhm! Was habt Ihr ausspintisirt? Ist der dumme Jürgen glücklich über alle Sande weg? Oder sitzt er auf Scharhörn und da irgendwo herum fest? Mieken-Möhm! Wißt Ihr nichts Neues? Ich habe ein Spiel Karten bei mir. Wollt Ihr mir wahrsagen?“

Die Alte sah den Schreier mit einem bitterbösen Blick an und ging auf die Seite.

Der Maat des schreienden Gesellen zog ihn zurück und sagte:

„Laß sie in Ruhe! Dergleichen alte Weiber können oft mehr als Brot essen, und ehe man es sich versieht, hexen sie Einem etwas an den Hals. Sieh Dich lieber einmal um nach dem alten Weber Wulff, der auch kein allzufreundliches Gesicht macht. Was mag ihm der Helgoländer Fischer, mit dem er spricht, für eine Nachricht gebracht haben?"

„Wollen näher gehen und zuhören."

Sie thaten es und langten bei ihnen an, als der Wulff-Ohm sagte:

„Ist es denn ganz gewiß?"

„Könnt das Abendmahl darauf nehmen," betheuerte Jener, und als er sah, daß sich mehrere Zuhörer eingefunden hatten, wiederholte er seinen Bericht:

„Ich lag zum Abfahren bereit am Baumhause, als ein junger Seemann herangesprungen kam und rief, ob er für Geld und gute Worte bis Cuxhafen mitfahren könnte? Ich sagte ja, und bald darauf kam er an Bord mit allen seinen Habseligkeiten, den Flaschenkeller nicht zu vergessen. Unterwegs wurden wir gute Bekannte. Es gab ein Wort das andere und er sagte mir, daß er Franz Meiners heiße, daß er glücklich durch das Examen gekommen sei und eine Probereise als Steuermann machen werde. Nun wolle er sich noch schnell mit der schönsten Dirne verloben, die zehn Meilen in der Runde zu finden sei, und über Jahr und Tag bekomme er das Commando des schönsten Barkschiffes, das von Hamburg fahre. Er habe es schriftlich bei sich und kein Teufel könne es ihm nehmen."

„Und wo habt Ihr diesen Ausbund von einem Glückskinde?" fragte Einer.

„Was weiß ich!" entgegnete der Fischer. „Als ich bei der alten Liebe anlegte, war er mit einem Sprunge auf der Brücke und mir aus den Augen."

Wulff-Ohm ging seitwärts und sagte: „Der Glückspilz hat es wieder durchgesetzt, und wie ich die Janna kenne, macht er es wahr, daß er zu dem schönsten Hause und zu dem schönsten Schiffe auch die schönste Frau kriegt. Der arme Jürgen hat bisher wenig mehr als Ungemach davongetragen und kommt auch jetzt wieder in die Hinterhand. Und er hat sie doch so lieb, daß er gern sein Leben für die Dirne ließe, die einen so treuen Burschen gar nicht verdient. Ich dachte es wohl, als vorige Nacht das Entenvolk wieder unruhig wurde."

In dem Augenblicke wurde die Thür des Hauses, worin der Lotscommandeur wohnte, weit aufgerissen und ein halbes Dutzend junger Seeleute in der Sonntagsjacke, mit strahlenden Augen und gerötheten Backen, stürzte auf die Straße hinaus. Allen voran war Jürgen Wulff. Er machte sich Bahn durch das Gedränge und rief mit lauter Stimme:

„Wulff-Ohm! Wo seid Ihr, Wulff-Ohm?"

„Hier, mein Junge!" entgegnete dieser. „Hättest mich in Deinem Eifer bald über den Haufen gerannt. Sehe Dir an, daß es Dir gut gegangen ist."

„Ja, Wulff-Ohm! Ich habe Alles gut gewußt und kann nun von der rothen Tonne an bis nach der Bäsch zu die Elbe aufwärtslotsen, so viel ich nur will. Diesmal habe ich das Glück doch eingeholt."

„Andere Leute haben es auch bezwungen," entgegnete der Ohm und sah seinen Neffen mitleidig an. „Komm mit mir heim. Wir wollen es in aller Ordnung besprechen, was nun zu thun ist."

„Was zu thun ist?" fragte Jürgen Wulff verwundert. „Sollte meinen, daß dies nicht so schwer zu begreifen ist. Stelle von heute ab etwas in der Welt vor und kann mich vor den Leuten sehen lassen. Jetzt muß es biegen oder brechen und Ihr müßt bei der Janna mein Freiwerber sein."

„Denkst Du noch immer daran, das Ding zum Weibe zu nehmen?" fragte der Alte. „Laß die hochmüthige Dirne fahren und nimm eine andere. Sie hält es mit dem Franz Meiners und thut Dir nicht gut."

„Franz Meiners?" grollte Jürgen Wulff. „Ich mache ihm nicht Platz. Jetzt gewiß nicht. Die Janna soll es laut vor den Leuten sagen, daß sie mich aufgibt und sich dem neuen Freier an den Hals wirft, wenn sie dazu das Herz hat."

„Er ist vor einer Stunde angekommen, der Franz Meiners, und hat es in der Tasche mitgebracht, daß er ein funkelnagelneues Schiff bekommt, wenn er eine Probefahrt als Steuermann gemacht hat. Ich kenne die hochfahrende Janna Brunswiek. Sie greift mit beiden Händen zu."

„Soll es offen thun vor den Leuten, Wulff-Ohm. Dazu hat sie das Herz nicht. Von Kindesbeinen an, weiß Jedermann im Orte, daß wir Beiden zusammengehören, und wenn sie es mit dem Franz Meiners hielt, geschah es mehr, um mich zu ärgern, als weil sie ihr Herz an ihn hing. Kommt es aber zum Ernst, wird sie anders sprechen."

„Das glaube ich nicht, Jürgen Wulff. Und Du glaubst es auch nicht. Ich sehe es Dir an, daß Du es nicht glaubst. Steh ab, mein Junge, und reiße Dich mit einem herzhaften Ruck von ihr los. Es wird erst weh thun, sehr weh, aber Dir wird dann besser werden."

„Nein, Wulff-Ohm, ich kann nicht. Ob ich von meinem Leben oder von der Janna lassen muß, gilt gleich! So oder so! Ihr sollt sehen, daß ich recht habe. Wenn das entscheidende Wort fallen soll, wird sie sich besinnen. Darum geht Ihr morgen früh nach der Brunswiekskathe und ich folge Euch gleich darauf nach, um das Jawort von ihr zu erhalten. Wulff-Ohm! Ihr werdet sehen! Morgen bin ich ein glücklicher Bräutigam."

„Und wenn nicht?" fragte der Ohm, und Jürgen Wulff sah ihn lange starr in das Gesicht:

„Dann . . .!"

Er sprach nicht weiter, sondern entfernte sich rasch, beide Hände gegen die heftig arbeitende Brust gedrückt.

Am andern Morgen stand die Janna Brunswiek vor dem Spiegel. Sie hatte schon in der Frühe ihren Sonntagsstaat angelegt, sie wußte selbst nicht warum, und war so sehr mit sich beschäftigt, daß sie ihren Gedanken Worte lieh und nicht auf ihre alte Muhme achtete, die an ihrem gewohnten Platze saß, die Karten vor sich auf dem Tische.

„Das steht mir gut! Wenn der Franz mich so sieht, verliert er ganz und gar den Kopf. Er ist hier und sein Vetter, der reiche Friedrich Meiners, wird den Freiwerber machen. Er wird mein Jawort für den Franz verlangen und ich? — Was werde ich sagen? Wenn nur der Jürgen nicht wäre! — Er sieht so wild und verwegen aus und läßt kein Auge von mir, nicht einmal Sonntags in der Kirche. Eigentlich hätte er ein Recht auf mich. Ich habe es ihm halb und halb versprochen, seine Frau zu werden. Aber das war früher, als ich den Franz noch nicht kannte. Jetzt weiß ich es besser. Und was für ein Leben hätte ich an seiner Seite? Ich habe nichts und er hat noch weniger. Man könnte vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht arbeiten für das liebe Brot, während . . . Es muß sich gut wohnen lassen in dem Meiners'schen Hause, das so stattlich über den Deich wegsieht!" —

„Ach, Du gerechter Gott!" fuhr Mieken-Möhm auf und ließ die Karten aus der Hand fallen. „Da sind sie wieder!"

„Wer? Wer?" schrie Janna erschreckt und fuhr vom Spiegel zurück.

„Die beiden Buben mit der Axt in der Hand und das blutige Herz liegt in der Mitte. Ach Gott! Ach Gott! Was für ein Unglück wird es geben."

„Sie ist es?" sagte Janna, sich mühsam erholend. „Habe ich Ihr nicht verboten, die Karten anzurühren? Und nun obenein am hellen Tage und am lieben Sonntagmorgen?"

„Schilt nicht mit einer alten Frau, weil sie etwas thut, was sie nicht lassen kann!" entgegnete Mieken-Möhm, indem sie die Karten zusammenschob. „Sei gut mit mir, Janna, um Deines Vaters willen, der große Stücke auf mich hielt. Ich will Dich auch warnen, Kind! Warnen, so viel ich kann, damit Du nicht in Dein Unglück rennst. Du mußt nicht mehr mit dem guten Jürgen Dein böses Spiel treiben. Dein Vater wollte, daß Ihr Mann und Frau werden solltet und ich . . ."

„Spare Sie Ihre Worte, Mieken-Möhm!" sagte Janna hochfahrend. „Wenn ich einen Rath von Ihr bedarf, will ich ihn mir holen. Sie ist wohl von dem alten Wulff aufgehetzt, für den dummen Jürgen das Wort zu führen? Das kann Sie sparen. Besser ist es, Sie sieht nach dem Rechten, damit wir uns nicht vor den Leuten zu schämen haben, denn es ist Sonntag und nach der Kirche spricht wohl dieser oder jener von unsern Bekannten vor."

Die alte Frau war von dem resoluten Tone des Mädchens so sehr eingeschüchtert, daß sie still beiseite schlich. Die Janna warf noch einen letzten Blick in den Spiegel und setzte sich dann zum Spinnrade,

denn es läßt schön, wenn eine junge Dirne die Hände nicht müßig in den Schoß legt. Fleißige Finger rühren sich auch am Sonntage. Sie war so eifrig bei ihrer Arbeit, daß sie den Tritt des alten Wulff-Ohm nicht hörte und zusammenfuhr, als er sie mit einem „Guten Morgen" begrüßte.

„Was wollt Ihr?" fragte sie nicht in der besten Laune und ohne den Gruß zu erwiedern. Ihr Auge blickte finster auf den alten Mann, der sich auf das Beste herausgeputzt hatte, und sie bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

„Habe mit Dir zu reden, Kind!" sagte er, „und will Dich bitten, recht aufmerksam zuzuhören."

„Ist es gar so wichtig?" fragte sie mit einem Anfluge von Spott.

„Ich für mein Theil weiß nichts Wichtigeres," entgegnete er ernsthaft. „Und da jedes Werk in Gottes Namen angegriffen werden soll, habe ich mich zuerst in die Kirche begeben und mein Herz ausgeschüttet. Nun komme ich zu Dir, damit Du mich anhörst und mich, wenn es Gottes Wille ist, mit einer freundlichen Antwort entlässest."

Janna war in sichtliche Verlegenheit gerathen. Sie wußte wohl, was der Alte ihr mitzutheilen hatte, aber sie wollte es nicht hören und sagte deshalb:

„Kann es mir denken, was Ihr mich fragen und welche Antwort Ihr von mir haben wollt; aber ich kann Euch jetzt keine solche Antwort geben und darum müßt Ihr mich nicht erst fragen."

„Ich glaube Dir, daß Du erräthst, was ich bei Dir will, und wenn Du keine Antwort hast, sehe ich ein, daß es in Erfüllung geht, was ich vorausgesagt habe. Aber ich habe dem Jürgen mein Wort gegeben, und darum muß ich reden und will es auch, und Du mußt mich anhören, wie es Sitte und Brauch ist, Janna Brunswiek."

„Wenn Ihr so sehr darauf besteht, daß nichts geschieht, als was Brauch und Sitte ist, wißt Ihr auch, daß solches Gewerbe, als das ist, was Ihr mir zu bestellen habt, nicht ausgerichtet werden kann, bevor nicht Zeugen da sind, die es mit anhören. Ich habe keine Eltern, die für mich das Wort nehmen könnten, aber ganz schutzlos bin ich doch nicht, und es wird wohl mit Eurer Bestellung nicht solche Eile haben, daß sie nicht unterbleiben könnte, bis meine Muhme von einem Gange nach Ritzebüttel zurückkommt."

Wulff-Ohm, der nicht gewohnt war, solche schroffe Worte zu vernehmen, verhielt sich still. Er überlegte noch, ob er gehen oder bleiben sollte, als die Thür aufging und ein stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Dieser Mann war Herr Friedrich Meiners, ein Verwandter des Steuermann Franz, ein wohlhabender Kaufherr und Schiffsreder, der bei den Leuten in großem Ansehen stand. Es war Einer, der sich nicht zu geringe anschlug und den Werth des Geldes bei sich und Andern zu schätzen wußte. Er hielt sich strenge abgeschlossen von Allen, die ihm nicht gleichstanden. Aber es war ein Mann von durchaus rechtlicher Gesinnung, der mit der Hilfe nicht kargte, wenn sie noththat, und festhielt am gegebenen Wort, wenn auch noch so viele Nachtheile damit verbunden waren.

„Guten Morgen beisammen!" sagte Herr Friedrich Meiners, vollends eintretend. „Ich bin hier doch recht in dem Hause der Brunswiek? Und wenn ich nicht irre, Jungfer, ist Sie die Tochter des ehemaligen Schiffers Brunswiek, den ich seiner Zeit wohl kannte und ihm manchen Verdienst gönnte?"

„Ich bin die Janna Brunswiek, Herr Meiners," entgegnete sie mit einiger Beklemmung. „Was verschafft mir die Ehre, einen solchen Herrn hier zu sehen? Aber vor allen Dingen bitte ich, Platz zu nehmen und mir nicht die Ruhe wegzutragen. Bitte, Herr Meiners."

Sie schob ihm mit großer Dienstfertigkeit einen Stuhl hin. Wulff-Ohm sah es und sagte vor sich hin:

„Mir hat sie keinen Stuhl angeboten."

„Wohl mag es Ihr verwunderlich scheinen, daß ich hierher gekommen bin," sagte Herr Friedrich Meiners, nachdem er mit aller Bequemlichkeit Platz genommen hatte. „Will es auch gestehen, daß ich eigentlich nicht gern kam und mich erst sehr nöthigen ließ . . ."

„Herr Meiners . . ." stotterte die Janna und ihre Wangen brannten.

„Sie braucht keine Angst zu haben, Jungfer Brunswiek. Ich bin stets gewohnt, die Wahrheit zu sagen, frisch von der Leber weg. Der alte Mann da gehört

wohl zu Ihrer Verwandtschaft? So sind wir denn vollzählig beisammen und ich will Ihr reinen Wein einschenken. Mein Vetter Franz, der sein Examen glücklich bestand, hat sich in Sie verliebt und begehrt Sie zur christlichen Hausfrau. Ich habe ihm das anfangs ausreden wollen, denn nur Gleich und Gleich gehört zusammen, und zwischen Ihr und dem Franz ist vieles Ungleiche, was Sie wohl selbst weiß, wenn ich es Ihr auch nicht vorrechne, weil Ihr das wehe thun muß. Aus diesem Grunde suchte ich meinem Vetter von seinem Vorhaben abzubringen. Allein er glaubt darin sein Glück zu finden, und darauf gab ich nach. Ich sagte Ihr offen und ehrlich, Jungfer Brunswiek, was ich in dieser Sache dachte. Aber eben so ehrlich sage ich Ihr, daß ich Sie von ganzem Herzen in unsere Verwandtschaft aufnehme, wenn Sie die Frau meines Vetters wird, und Sie sieht mich hier, um für ihn das Jawort zu holen. Was für eine Antwort gibt Sie mir mit?"

Janna Brunswiek, obgleich sie wußte, was der Besuch bedeuten sollte, war doch von dem eigenthümlichen Wesen des Brautwerbers und von der unerwarteten Wendung des Gespräches so überrascht, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Ihre Wangen brannten wie Feuer, die Augen füllten sich mit Thränen, und bewältigt von dem Gefühl, sich mit einem Male an dem Ziel ihrer Wünsche zu sehen, fiel sie vor dem stattlichen Freiwerber in die Knie und drückte dessen Hand an ihre Lippen.

Herr Friedrich Meiners, an solche leidenschaftliche Ausbrüche nicht gewöhnt, zog seine Hand zurück und sagte nicht ohne einige Bestürzung:

„Ei! Ei! Jungfer Brunswiek, lasse Sie das. Der Abstand zwischen uns ist gehoben, sobald Sie mir das Jawort gibt und dadurch meines Vetters Braut ist. Und da ich diese Thränen wohl für ein laut gesprochenes Wort nehmen darf, ist Sie jetzt meine Jungfer Nichte und ich stecke diesen Ring im Namen Ihres Bräutigams an Ihren Finger. Er verlobt sich Ihr mit demselben und wenn ich ihn recht kenne, wird er nicht lange auf sich warten lassen, um es Ihr selbst zu sagen."

„Hier ist er schon!" rief Franz Meiners fröhlich, und stand mit einem Sprunge mitten in der Stube. „Nun, Janna? Habe ich es recht gemacht und gibst Du mir den Verlobungskuß?"

Der alte Wulff-Ohm stand da, wie ein verzaubertes Bild. Er sah und hörte, was um ihn her vorging, und war von dem Allen so ergriffen, daß er sich nicht vom Platze bewegen konnte. Erst als der Franz eintrat und die Janna jubelnd in seine Arme schloß, fühlte er die geschwundene Kraft zurückkehren, und die Worte vor sich hin murmelnd: „Armer Jürgen!" verließ er leise und unbemerkt die Stube.

Herr Friedrich Meiners erhob sich und sagte, indem er sich verabschiedete:

„Junges Volk in Eurer Lage hat sich Mancherlei zu sagen und zu vertrauen, wobei jeder Dritte überflüssig ist, darum gehe ich. Und zum Abschied noch ein Wort zu Dir, Vetter Franz. Du weißt, daß ich mich gesträubt habe, mein Wort zu dieser Ehe zu geben und warum ich dies that. Aber ich konnte Deinen Bitten nicht widerstehen und gab meine Einwilligung. Nun stehe aber auch fest bei Deinem Worte. Bleibe treu Deinem Eide und wanke und weiche nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus. Dir ist bekannt, daß ich Wort halte. Bevor man sich bindet, soll man sich wohl bedenken; ist es aber einmal geschehen, muß keine Macht der Welt stark genug sein, das geknüpfte Band zu zerreißen. Das ist genug für eine Predigt und nun laßt Euch die Zeit nicht lang währen."

Während Wulff-Ohm auf einem Nebenwege trübselig nach Hause schlich und Herr Friedrich Meiners die große breite Straße entlang rüstig einherschritt, ging Jürgen Wulff von einer andern Seite her der Brunswiekskathe zu. Es stürmte und wogte in ihm ohne Unterlaß; sein Herz klopfte in mächtigen Schlägen. Es war die längst ersehnte und gefürchtete Stunde. Jede Angst war von ihm gewichen. Er griff mit beiden Händen in das Blaue hinein, weil er das Glück zu erhaschen glaubte, das auf einer Nadelspitze vor ihm hergaukelte. Seine Gedanken drehten sich im Kreise und seine Lippen sprudelten über.

„Was gilt's! Der Wulff-Ohm hat schon das Jawort in der Tasche und er wartet ungeduldig auf mich, um es mir von Weitem zuzurufen. Ich komme schon mit dem Lotspatent in der Tasche, das ich der Janna zum Brautgeschenk mitbringe. Nun ist alle Trübsal vergessen. Die Dirne

war mir von Herzen eigentlich immer gut und wenn sie mich neckte und mich auslachte, geschah es im reinen Uebermuth. Jetzt, wo es Ernst wird, sind diese Kindereien vergessen. Sie hat eingesehen, daß ich es treu und ehrlich meine. Sie muß fühlen, daß die Arme, welche sie aus der brausenden Elbe auffischten, auch stark genug sind, sie durch das Leben zu tragen. So ist es; so muß es sein. Das Gegentheil ist unmöglich, und wenn es geschähe, wäre es mein Tod!"

Als er in das Haus trat, fuhr Mieken-Möhm, die auf der Diehle stand, erschrocken zurück und rief: „Da ist der zweite Bube und die Janna ist das blutende Herz."

Janna und Franz Meiners hatten abwechselnd ernste Worte gesprochen und heiter gescherzt. Sie drückten sich die Hände und tauschten Kuß um Kuß.

„Und hast Du mich gern?" rief er ihr zu.

„Lieber, als die ganze Welt!" entgegnete sie, ihn an sich ziehend. „Du bist mein lieber Franz, mein goldener Capitän und ich bin Deine Capitänin."

„Dachte schon, Du würdest nein sagen, als mein Vetter um Dich anhielt!" sagte er muthwillig. „Ich hatte einen schlimmen Nebenbuhler, und habe mich eigentlich vor einer abschlägigen Antwort gefürchtet. Wenn ich nicht irre, schlich der alte Wulff hier um das Haus herum."

„Ach!" rief sie schmollend. „Wie Du garstig bist. Wer denkt nun noch an den dummen Jürgen?"

Ein herzzerschneidendes Aufkreischen machte Beide verstummen.

Da stand Jürgen Wulff, barhäuptig, mit todesbleichem Angesicht. Die Augen traten aus ihren Höhlen. Seine Lippen bebten, aber kein Wort trat über dieselben. Er wollte sich auf Franz stürzen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst und mit einem zweiten, grausenerregenden Schrei stürzte er zusammen.

Zwei Häuser standen im Orte, klein und unansehnlich, von Leuten gleichen Standes bewohnt, bislang von Allen betrachtet als zwei Dinge, die nothwendig zueinandergehörten und immer näher zusammenkommen müßten. Und nun lagen sie mit einem Male meilenweit auseinander. Die Bewohner waren sich so fremd, oder mußten es sein, als hätten sie sich in ihrem ganzen Leben nicht gesehen.

Bei dem Wulff-Ohm lag der Jürgen hart darnieder. Aus der Stube der Janna hatten sie ihn dahingetragen, ohne daß er zur Besinnung gekommen wäre, und noch war das Bewußtsein nicht zurückgekehrt. Drei Tage und drei Nächte saß der alte Mann nun schon an dem Bette des Kranken, befolgte pünktlich jede Weisung des Doctors, brach in laute Klagen aus über das Unglück, daß ihn in seinem Alter treffe, und verwünschte die böse Dirne, die das Alles verschuldete. Es war eine trübe Zeit hereingebrochen. Eine finstere Wolkenschicht lagerte auf dem Dache des armen Webers. Sie hatte sich so dicht zusammengezogen, daß auch nicht der kleinste Lichtstrahl durch dieselbe wie ein milder Trost zu dringen vermochte.

Aber die Brunswiekskathe lag im hellen, fröhlichen Sonnenglanz. Das Erscheinen des Jürgen Wulff hatte zwar den Verlobungstag etwas verfinstert; aber als am Abend desselben Herr Friedrich Meiners selbst erschien und die Braut abholte, um sie der gesammten Familie vorzustellen, schwand der letzte Schatten und nirgends war etwas Anderes zu sehen, als rosiges, goldenes Licht.

Im Fluge eilten Tage und Stunden dahin. Die Feste, welche Muhmen und Oheime nacheinander veranstalteten, nahmen ein Ende, und an den jungen Steuermann erging der Mahnruf: „An Bord! An Bord!"

Die Abschiedsstunde war da. Janna war tief erschüttert, denn sie hatte sich mit ihrer jungen Liebe fest und innig an den Freund geschlossen. Franz nahm es leichter, und mit einem fast lustig klingenden Lebewohl sprang er in die Fährjolle, und rief der Janna, die weinend auf der alten Liebe stand, zu: „In drei Monaten bin ich wieder da und dann geht es auf die Capitänschaft los!"

Er hielt Wort. Als die drei Monate verstrichen waren, kehrte er von seiner Mittellandsseefahrt zurück, und der Capitän gab seinem jungen Steuermann das beste Zeugniß. Nach dem geschlossenen Vertrage stand nun nichts der Capitänschaft und der Uebernahme des neuen Schiffes entgegen. Es war ein glücklicher Tag, als Capitän

Franz Meiners am Bord des Barkschiffes „Der Palmbaum“ mit eigener Hand die Flagge hißte, die lustig von der Gaffel abwehte, und die glückliche Braut stand mit strahlenden Augen an seiner Seite.

Die Fahrt ging nach den westindischen Inseln. Es handelte sich nicht bloß darum, eine Ladung nach irgend einem der dortigen Häfen zu bringen und eine andere von dort nach Europa überzuführen. Der Capitän sollte vielmehr verschiedene Plätze besuchen und die bereits auf Jamaika, Portorico und Saint Thomas eingeleiteten Verbindungen fester zu knüpfen suchen. Darnach konnte die Reise eine ziemlich lange dauernde werden. Dem Bräutigam mochte wenig damit gedient sein; und die Braut sagte es offen und ehrlich, als sie nun zum zweiten Male von dem Freunde Abschied nahm. Dafür sollte aber auch das Wiedersehen ein desto heitereres werden und die Hochzeit so glänzend ausfallen, wie man in Cuxhafen eine solche noch nicht sah und auch sobald nicht wiedersehen werde.

Mit diesem Versprechen fuhr Franz Meiners auf die Rhede hinaus, wo das befrachtete Schiff seiner harrte. Und als er in das Bot stieg, um die fröhliche Fahrt anzutreten, hatte Jürgen Wulff, der von einer schweren Krankheit langsam genas, am Arm des Ohms zum ersten Male den Deich erstiegen und blickte auf die schäumende, wogende Elbe, welcher er zum Dienste verpflichtet war.

In der Behausung der Janna Brunswiek herrschte große Thätigkeit. Franz hatte es seiner Braut an nichts fehlen lassen, um sich eine Aussteuer zu beschaffen, so bedeutend, wie solche nur in einem wohlhabenden Hause ausgerichtet wird. Da war ein stetes Kommen und Gehen, ein Bringen und Holen, ein Loben und Bewundern, ein Handschlagen und Naserümpfen, ein Bekritteln und Beneiden, wie es bei solchen Gelegenheiten herkömmlich ist in der Welt und erst mit dieser selbst aufhören wird.

Aber die Anfertigung einer Aussteuer, wie bedeutend sie immer sein mag, erreicht ihr Ende. Schränke und Kisten waren gefüllt. Die Nähterinnen mitsammt ihren Anhängseln verschwanden. Die Freunde und Nachbarn hatten sich satt gesehen und satt geärgert; kein Mensch bekümmerte sich weiter darum. Herr Friedrich Meiners war in Handelsgeschäften auf Reisen und die übrige Sippschaft, denen die arme Schifferstochter eigentlich nicht recht war, bekümmerte sich um dieselbe nicht. So saß Janna manchen Tag allein in ihrer Stube, nur auf die alte Muhme beschränkt. Die frühern Bekannten hatten sich ganz von ihr abgewendet, die neuerworbenen sahen sie über die Achseln an. Es war ein nicht beneidenswerthes Loos, das die junge Capitänsbraut betroffen hatte.

Aber ihr Stolz ließ sich den Kummer nicht merken. Sie trug den Kopf hochaufrecht und zahlte mit gleicher Münze. Nur einmal traf es sie wie ein Stich, der mitten durch das Herz ging, als sie dem Jürgen Wulff begegnete und in dies todtenbleiche Gesicht, in diese starren, glanzlosen Augen schaute. Als der junge Lotse sich dem Mädchen unerwartet gegenüber sah, gerieth er in eine fieberhafte Aufregung, die sich durch ein krampfhaftes Schluchzen Luft machte.

Unterdessen bereitete sich allmälig ein seltsames Ereigniß vor, woran kein Mensch dachte und was Viele auch dann noch nicht begriffen, als es schon beinahe vollendet war. Erst kam es leise, wie ein schüchternes Kind, das sich bettelnd an die Vorübergehenden wagt; aber bald trat es festern Schrittes auf, bis es im Echo widerhallte und in die Ohren der Menschen drang, die laut aufschrien vor Staunen und sich nicht darein finden konnten.

Es waren mit dem Capitän Franz Meiners zugleich mehrere Schiffe nach Westindien unter Segel gegangen, die von dort zurückkamen und Nachrichten brachten, an die kein Mensch glaubte, die aber Jeder weiter erzählte. Und als Jürgen Wulff an Bord des Lotsgaliot ging, das zur Station beordert war, um das draußen liegende abzulösen, flüsterte ihm einer der Jollenführer, der an der Brücke herumlungerte, zu:

„Du kriegst bald Gelegenheit, Dich an der hochmüthigen Janna Brunswiek zu rächen, denn das steht nun so gut als fest, daß der Franz Meiners nicht wiederkommt.“

Diese Worte veränderten das Wesen des Jürgen Wulff ganz und gar. Er fuhr risch auf und schrie:

„Ist er todt?“

„Gott bewahre! Der lebt und wird erst recht in Pracht und Wohlleben seine Tage hinbringen."

„Ich verstehe Dich nicht!" sagte Jürgen Wulff, fieberhaft erregt. „Was ist es mit dem Manne, dessen Namen ich nicht aussprechen mag?"

„Er hat sich in Westindien eine andere Braut angeschafft; eine Negerin, oder Mulattin, oder Creolin, oder so etwas dergleichen. Der kommt nicht wieder."

Jürgen Wulff, der von dieser Nachricht seltsam ergriffen wurde, klammerte sich fest an den Jollenführer an, der sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt, und schrie ihm zu:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was sagst Du und von wem hast Du es gehört?"

Aber ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, klang die Mahnung, an Bord zu kommen, so dringend und laut, daß Jürgen derselben folgen mußte. Er ward von einer innern Unruhe so sehr hin- und hergejagt, daß alle seine Schiffsmaaten nicht wußten, wie sie mit ihm daran waren, und ihm scheu aus dem Wege gingen.

Hinaus in die wogende Elbe flog das Lotsgaliot mit vollen Segeln; aber die verwunderſame Kunde von den westindischen Inseln her, die in dem Kopfe des jungen Admiralitätslotsen eine solche Verwirrung anrichtete, setzte ihre Wanderung am Lande fort.

„Ich sagte es Euch, Micken-Möhm," sprach Wulff-Ohm, indem er von der Straße aus durch das Fenster mit ihr redete. „Etwas Schlimmes mußte kommen nach dem erschrecklichen Ereigniß auf dem Vogelsand, wo die Tummler zu Hunderten gegen die Robben aufsprangen, die sich bei tiefer Ebbe auf dem weißen Strande sonnten. Das ist ein unnatürliches Ding, wenn die Bewohner des Wassers ihren Kampf auf dem Trockenen ausführen. Und das Schiff, welches die Nachricht zuerst hierherbrachte, hat auch keinen Segen davon gehabt. Drei Nächte saß eine Krähe auf dem großen Topp desselben und ließ sich durch kein Geräusch verjagen, und als am vierten Morgen das schwere Gewitter ausbrach, riß der Blitz das ganze Stängen- und Takelwerk in tausend Stücke."

„Das sind die drei Frauenbilder, die sich gestern in einer Reihe zusammenfanden, als ich für mich in aller Stille die Karten legte," entgegnete Micken-Möhm. „Die Dinger sahen mich so starr an, daß es mir kalt über den Rücken lief und ich drei böse Hexen vor mir zu sehen glaubte, die uns alles mögliche Unglück in's Haus bringen. Vor Entsetzen sprang ich auf, und als ich nach einiger Zeit zurückkam, um zu sehen, ob ich mich auch nicht geirrt hatte, waren die Karten verschwunden und ich konnte sie nirgends finden."

„Weil ich sie in das Feuer geworfen hatte!" sagte Janna Brunswiek, welche hinter ihr stand. „Ich will dies Teufelswerk in meinem Hause nicht wissen, und wer nicht davon lassen will, kann gehen, wohin es ihm beliebt, meine Thür bleibt ihm verschlossen. Daß Ihr es wißt, alter Mann! Eure gespenstischen Robben und Tummler sind keine Gesellschaft für mich, und Ihr werdet wohl thun, ein Haus weiter zu gehen."

„Ich gehe schon!" sagte Wulff-Ohm und knöpfte die Jacke fester, wie er immer that, wenn er in Aufregung gerieth. „Hochmuth kommt vor dem Fall, mein stolzes Jüngferchen, und es kann leicht eine Zeit anbrechen, da Ihr vor meinem Hause steht und ich Euch von meiner Schwelle weise, wie Ihr mich jetzt von der Eurigen wegschickt. Es wird Jedem nach der Würdigkeit das Seinige zugemessen, und Ihr werdet es ausbaden müssen, was Ihr an dem armen Jungen, dem Jürgen, gefrevelt habt."

Der Alte ging und die Muhme hatte sich erschreckt in den fernsten Winkel der Kathe zurückgezogen. Janna war allein. Sie kam, ehe sie das Gespräch der beiden alten Leute belauschte, von einem Gange nach Ritzebüttel zurück, bis wohin das Gerücht von der Verlobung des Capitäns Franz Meiners sich mit Blitzesschnelle verbreitet hatte. Unter der Maske des Bedauerns und des Mitleids kamen die sogenannten Freundinnen herbei. Sie konnten des Staunens und Entsetzens kein Ende finden, wünschten dem treulosen, abscheulichen Menschen alles nur erdenkliche Unglück, beklagten die verlassene Braut, deren junge Liebe so schändlich mit Füßen getreten werde, und drückten mit jedem Worte den vergifteten Pfeil tiefer in das angstvoll klopfende Herz. Ihre Augen schwammen in Thränen; die stürmischen Empfindungen, die in ihr auf- und abwogten, preßten ihr die Brust zusammen und bange stöhnte sie:

„Ihr lügt! Und Eure Zunge wird an dieser Lüge erstarren! Nur Neid und Bosheit sprechen aus Euch, und Ihr möchtet das Glück, das mir geworden ist und wonach Ihr vergebens die Hände ausstrecktet, unter Eure Füße treten. Aber ich lache über Euch und höhne Euch, wie Ihr mich höhnt. Mein Bräutigam wird wiederkommen. Dann werdet Ihr vor Schande und Scham vergehen und an Eurer eigenen Lüge ersticken."

Sie ließ die Weiber, welche sich um sie gesammelt hatten, stehen und kehrte nach Hause zurück. „Ihr lügt!" hatte sie denselben zugerufen, aber die Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr unaufhörlich zu: „Es ist! Es ist!" Und der Ton dieser Stimme, unhörbar für Alle, gellte ihr wie ein Grabesruf in die Ohren.

Und es war. Der Capitän, welcher die Nachricht nach Europa brachte, erzählte es bald nach seiner Ankunft auf dem Baumhause in Hamburg an einen Freund und achtete nicht darauf, daß unfern von ihm ein Mann saß, auf den diese Mittheilung einen ganz besondern Eindruck machte. Kaum hatte er geendet, als Jener aufstand und zu ihm sagte:

„Ihr mögt entschuldigen, Herr, daß ich Euch ohne Weiteres anrede, allein die Mittheilung, welche ihr eben machtet, verlangt es als eine Pflicht von mir. Es ist mein Verwandter, von dem Ihr sprecht, Herr, und ich muß Euch dringend bitten, mir eine nähere Erklärung zu geben."

„Dazu bin ich bereit!" entgegnete Jener. „Allein hier ist wohl nicht der dazu geeignete Ort. Muthmaße ich recht, so seid Ihr Herr Friedrich Meiners, ansässig in Cuxhafen, und für den Fall habe ich Briefe für Euch, die ich acht Tage nach meiner Ankunft an Euch abschicken sollte. Es wird aber wohl nichts ausmachen, wenn ich sie Euch etwas früher einhändige, und da ich grade im Begriff bin, an Bord zu fahren, will ich Euch bitten, mich zu begleiten."

Nicht lange darauf saßen sich beide Männer in der Cajüte einander gegenüber und der Capitän reichte dem Kaufmann zwei Briefe, indem er sagte:

„Dies sind sie. Ihr werdet Euch durch den Anblick sofort überzeugen, daß es die Handschrift Eures Vetters, des Capitäns Franz Meiners, ist."

Der Kaufmann betrachtete die ihm vorgelegten beiden Briefe. Der Eine war an ihn selbst, der zweite an die Jungfrau Johanna Brunswiek gerichtet. Er nahm sie an sich und sagte:

„Entschuldigt mein Mißtrauen, allein die ganze Angelegenheit kam mir so unerwartet, daß ich zweifeln mußte. Sehr verbinden würdet Ihr mich, wenn Ihr mir einige nähere Auskunft zu Theil werden ließet."

„Das Wenige, was ich weiß, steht zu Euern Diensten, Herr!" entgegnete der Capitän. „Ich lernte Euern Vetter zu Port au Prince kennen, wo wir uns in dem Hause meines Befrachters trafen. Capitän Franz Meiners schien dort völlig heimisch zu sein, und ich bemerkte bald, daß er zu einer jungen, schönen Creolin in zarter Beziehung stand. Mademoiselle Louise Mecourt ist eine Schönheit, die zugleich ein ziemlich bedeutendes Vermögen besitzt, welches zur freien Disposition steht. Das sind zwei schätzbare Dinge und sehr dazu angethan, einem jungen Manne den Kopf zu verrücken. Der kräftige Nordländer mit dem blonden Lockenkopf und den blauen Augen machte einen tiefen Eindruck auf die feurige Creolin, und darum war auch Keiner sonderlich überrascht, als eines Tages bei Tische die Verlobung der beiden jungen Leute verkündigt wurde."

„Das ist ja gradezu unmöglich!" rief Herr Friedrich Meiners aus, und der Capitän entgegnete ziemlich ernst:

„Ich bemerkte Euch schon einmal, daß es die volle Wahrheit ist. Eure Aufregung finde ich übrigens natürlich, da ich später erfuhr, daß Euer Vetter sich schon gebunden hat . . ."

„Feierlich verlobt hat er sich mit meiner Bewilligung und in meinem Hause! Laßt mich Alles wissen! Alles!"

„Ich bin am Ende," sagte der Capitän. „Als Euer Vetter hörte, daß ich demnächst nach Hamburg abgehen werde, bat er mich, ihm die Briefe zu besorgen, die Ihr bereits erhieltet. Als er sie brachte und wir von Diesem und Jenem sprachen, wollte er außer sich gerathen, als ich ihm mittheilte, daß die Ladung meines Schiffes für eine bedeutende Summe versichert sei. Das hieße die Assecuranzen reich machen, rief

er aus. Er würde es nicht thun, wenn er auch Millionen an Bord hätte. Man müsse der eigenen Kraft vertrauen. Sagt mir, Herr, ist der junge Mann so sehr vom Glücke verwöhnt, daß sich ein solcher Uebermuth erklären läßt?"

„Das muß ich bejahen," antwortete Herr Meiners. „Was er unternahm, glückte ihm, und selbst das, wonach er kaum eine Hand ausstreckte, fiel ihm zu. So ist er sicher geworden, und es gilt bei ihm für eine ausgemachte Sache, daß ihm nichts fehlschlagen kann. Aber dies Letztere ist so wagehalsig, daß es alle menschlichen Begriffe übersteigt."

Herr Friedrich Meiners war mit ganzer Seele Kaufmann; daher wurde es erklärlich, daß diese zweite Nachricht die erste ganz und gar, wenigstens für den Augenblick, in den Hintergrund drängte. Der Capitän, der diesen Wechsel der Empfindungen ganz natürlich fand, fügte hinzu:

„Franz Meiners ist tollkühn genug, sein rasch hingeworfenes Wort wahr zu machen. Die Hochzeit sollte bald nach meiner Abreise stattfinden. Mit einem Theile des Vermögens seiner Braut kaufte er werthvolle Güter, die in Europa bedeutende Abnehmer finden. Den Rest der Summe wollte er in Contanten an Bord nehmen. Wie er es sich merken ließ, ist es seine Absicht, sich später in Hamburg niederzulassen und dort eine erste Rolle zu spielen. Um dort Alles rein zu finden, hat er wohl die an Euch gerichteten Briefe geschrieben, und er wird Euch zur Mittelsperson ausersehen haben, um die Unannehmlichkeiten zu beseitigen, die ihn sonst erwarten könnten."

„Niemals!" entgegnete Herr Friedrich Meiners rasch, indem er sich erhob. „Niemals werde ich die Hand zu einer Sache bieten, die ich für ein Bubenstück erklären muß. Verzeiht mir, Capitän, diese Aufregung, die Ihr erklärlich finden werdet, wenn Ihr Euch in meine Lage denkt. Gestattet, daß ich mich entferne. Ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Ein großer Theil meines Eigenthums befindet sich in und an jenem Schiffe, das der unselige Mensch befehligt, und wenn er ohne jegliche Assecuranz die Reise nach Europa antritt, wo er bei schweren Herbstwettern eintreffen muß, bin ich mit ihm ruinirt."

Herr Friedrich Meiners kehrte nach diesen Worten an das Land und bald darauf nach Cuxhafen zurück.

Janna saß in ihrer Stube, bleich und abgehärmt. Niemand war um sie. Nachdem die weissagenden Karten ein Raub der Flammen wurden, flüchtete die Muhme zu einer Bekannten nach Döse und war noch nicht wieder zurückgekehrt. Janna vermißte sie nicht. Sie vermißte Niemand. Der schwere Verlust, den sie erlitt, beschäftigte sie ganz allein. Ihre junge Liebe war treulos verrathen; ihr Stolz gedemüthigt. Dieser Wurm nagte an ihrem Herzen. Nur manchmal flammte die Hoffnung in ihrer dunkeln Nacht; freilich nur auf Augenblicke, aber dann um so leuchtender. Gleich nachher war es das alte Chaos.

Der Vetter des Treulosen trat bei ihr ein. Sie hatte ihn kaum erkannt, als sie ihm entgegeneilte und seine Hand ergriff.

„Ist es denn wahr? Gewiß und wahrhaftig? Oder ist es eine schändliche Lüge und Ihr kommt, um es mir zu sagen?"

„Es ist wahr, Jungfer Brunswiek," sagte Friedrich Meiners. „Was hilft es, um den Brei herumzugehen. Es würde Euch nachher um so härter treffen. Franz hat wie ein Schurke an Euch gehandelt und sich mit einer Creolin verheirathet. Diesen Brief hat er für Euch hierhergesandt. Und nachdem ich Euch denselben gebracht habe, sage ich Euch von meinetwegen, daß ich minder wankelmüthig bin. Wenn Ihr eines Freundes bedürftig seid und Euch an mich wendet, werdet Ihr das erfahren. Mit meinem Vetter hebe ich die Freundschaft auf. Der Mann, der ein gegebenes Wort bricht, wie er es that, ist mein Freund nicht mehr. Wir sind einander von dieser Stunde an fremd geworden."

Er ging. Janna blieb zurück; starr, regungslos, die glanzlosen Augen auf den vor ihr liegenden Brief gerichtet. Endlich griff sie danach. Sie schlug ihn auseinander und fuhr zusammen, als aus demselben etwas Glänzendes in ihren Schooß fiel. Es war der Verlobungsring, den er von ihr empfing. Ein banger Schmerzensschrei entwand sich ihrer Brust:

„Weggestoßen! Mit Füßen getreten, wie eine feile Dirne! Vergessen seine Eide! Nun stehe ich da ein Gegenstand des Spottes und des Hohnes für Alle, die in der kurzen Zeit meines Glückes meine Uebermacht fühlten. Nun werden sie über mich

lachen, mit Fingern auf mich zeigen und sich zurufen: Da geht sie! Da geht sie! Aber ehe ich das geduldig ertrage; ehe ich mich beuge und die Hände flehend nach ihnen ausstrecke und ihnen zurufe: Vergebt und vergeßt! Uebt Barmherzigkeit an mir Armen! Ehe ich das über meine Lippen bringe . . ."

Die Rede stockte. Sie sank krampfhaft zuckend auf den Stuhl, mit geschlossenen Augen.

So fand sie eine mitleidige Nachbarin, welche sie seit längerer Zeit vermißte.

Der Herbst kam in das Land mit seinen Nebeln und Böen. Das Wasser färbte sich dunkler und die Wellen mit ihren schaumbedeckten Häuptern rollten mit zwiefachem Getöse über die Banken.

Das Lotsgaliot ritt vor seinen Ankern. Die Mannschaft hielt einen scharfen Lugaus. Unter den an Bord befindlichen Lotsen war auch Jürgen Wulff, der bereits mehrfach bei unsicherm oder schwerem Wetter bewiesen hatte, daß er sein Werk verstehe. Dennoch stand er unter der Genossenschaft ziemlich allein. Sein verschlossenes, schweigsames Wesen gefiel den Leuten nicht. Keiner schloß sich ihm an, und er war der Letzte, wenn es galt, sich der Gesammtheit mitzutheilen oder gar einen Scherz zu treiben oder einer gemeinsamen Fröhlichkeit beizuwohnen.

„Laßt ihn nur gehen!" sagte Einer zu demjenigen seiner Maaten, der den Jürgen Wulff zu einem Extraglase einladen wollte. „Wozu braucht er eine solche Herzstärkung? Sie hilft ihm nichts, denn er bleibt mit und ohne dieselbe der dumme Jürgen."

„Wie man sich nur um einer Dirne willen so herunterbringen lassen kann!" sprach der Maat. „Mir ist es unbegreiflich."

„Darum ist er eben der dumme Jürgen!" entgegnete Jener. „Besser, als ihm die Kehle zu schmieren, wäre es, ihm einen Possen zu spielen, und Du könntest mir dabei helfen."

„Will es thun. Was soll es geben?"

„Muthmaße, daß heute noch ein oder das andere Schiff in Sicht kommt. Ich habe die nächste Nummer und es könnte sein, daß ich fort müßte, wenn wir grade im besten Trinken sind. Da wäre es gut, wenn wir dem Jürgen Wulff einreden könnten, die Reihe sei an ihm. So haben wir Zeit zum Zechen und werden ihn los, was ein doppelter Vortheil ist."

„Glaube nicht, daß der Capitän das zugibt. Er ist strenge im Dienst."

„Wird es thun, Maat. Er kann den Jürgen Wulff auch nicht leiden und wird froh sein, wenn er ihn los ist. Will in die Cajüte gehen und den Capitän darum bitten. Kannst immer den Kessel an das Feuer rücken, damit das Wasser heiß wird."

Der Mann that, wie er sagte, und kehrte bald darauf mit freudestrahlendem Gesicht zurück. Er ging mit einem bedeutungsvollen Wink an dem Maaten vorüber und rief dem Jürgen Wulff zu, der an der Ankerwinde stand:

„He! Halloh! Meister Jürgen!"

„Was gibt es?"

„Schiff in Sicht und der Turnus ist an Dir! Kannst Dich immer klar machen und Dein Bündel schnüren. Der Capitän läßt es Dich besonders wissen."

„Es ist gut!" sagte Jürgen Wulff und richtete seinen Blick auf den Horizont, an dessen äußerstem Rande ein Segel sichtbar wurde. Es kam nur langsam näher, denn der Nordwest war ihm entgegen und die Wellen gingen hoch.

Es kam weither das Schiff, welches Jürgen Wulff binnen lotsen sollte, und hatte eine schlimme Reise gehabt. Die letzte Nacht war stürmischer als eine der vorhergehenden. Durch trübe Regenwolken leuchtete das Feuer von Borkum unheimlich zu ihnen herüber. Oder war es ein anderes? Der Capitän und seine Officiere waren nicht sicher in ihrer Berechnung.

Der Untersteuermann betrat das Halbdeck und sagte zu dem Capitän:

„Entschuldigt, Herr. Die Nancy hat mich gerufen."

„Zum Teufel mit der Dirne! Was will sie?"

„Eure Frau schickt sie. Das arme Ding, die Nancy meine ich, konnte sich kaum auf den Füßen halten und ich mußte sie stützen."

„Geschwätz ohne Ende! Was soll es mit meiner Frau? He! Was will Madame?"

„Euch sprechen, Herr! Sie leidet furchtbar und glaubt, daß sie sterben muß!"

„Man stirbt nicht von der Seekrankheit! Es ist der Nebel, der ihr den Kopf benimmt! — Gebt Ihr auf das Steuer Acht,

während ich unten nachsehe. Laßt die Segel gut voll fallen! — Verdammt die Nacht, die kein Ende nehmen will!"

Mit diesen letzten Worten war er schon unten an der Treppe und trat in die Cajüte ein:

„Nun, was gibt es hier? — Louise! He! Louise, wo bist Du?"

„Hier!" wimmerte es in einer Ecke. „Komm zu mir, François! Ich sterbe!"

„Warum nicht gar! Du wirst noch lange leben und fröhlich sein."

„Nein, nein, François! Ich sterbe! Ich fühle es! O, dieser Norden! Wie mich friert! Wie ich zittere! Lege Deine Hand hierher, François. Das Herz ist kalt und todt. Weh mir! Warum bin ich Dir gefolgt?"

„Du hast es selbst gewollt, Louise. Ich habe Dir Alles vorgestellt und Dich gewarnt. Es ist Dein eigener Wille, daß Du hier bist, darum verschone mich mit Vorwürfen."

„Ah, Du Undankbarer! Du schiltst mich noch in meinem Elend!" wimmerte sie und barg das Gesicht in die Kissen.

„Herrin! Theure Herrin!" rief Nancy und warf sich über sie. „Warum verließen wir unsere Palmen und den goldenen Himmel, der sich darüber ausspannt!"

„Jammere nicht, Weibsbild!" fuhr der Capitän sie an und ward durch einen furchtbaren Schlag unterbrochen. Die kurzen, knappen Wellen, die dicht aufeinander über die Ebbbanken laufen, schlugen über das Deck hin.

„Ich muß hinauf!" sagte der Capitän. „Nimm Dich zusammen, Louise, und halte aus, wie es einer Seemannsfrau geziemt. Heute Abend liegen wir vor unsern sichern Ankern."

Mit einem Sprunge war er nach oben. Der Tag begann zu dämmern. Man sah vom Verdeck aus die Umrisse des Lotsgaliots vor sich und das Bot, welches sich von demselben loslöste.

Es gab kaum einen schlimmern Moment, um einem Schiffe seitlängs zu legen, als diesen. Der Wind hatte sich gedreht, und ohne an Heftigkeit nachzulassen, wehte er grade aus der Mündung in die See hinein. Dazu war Hochwasser und die Ebbe begann mit voller Gewalt zu laufen. Ein Schiff, welches in See ging, eilte, mit dem Fluge des Adlers wetteifernd, an ihnen vorüber.

Das Bot, welches den Lotsen an Bord bringen sollte, gelangte nur langsam vorwärts. Die Männer, welche in demselben waren, machten verschiedene Zeichen, die aber an Bord nicht genau verstanden wurden.

„Haltet Alles bereit!" befahl der Capitän. „Das Bot kann mit der nächsten Wendung seitlängs kommen. Das Steuer nach Lee!"

Nur mit Mühe gehorchte das Schiff. Die Segel begannen zu flattern. Die Fahrt hörte auf und Schiff und Bot lagen einander mit den Bugen gegenüber. Das hatten die Lotsen gewollt, die nun mit vollem Winde heranschossen.

Nach einer Viertelstunde lagen sie sich gegenüber. Vom Deck aus warf man ein Tau, woran sich eine Schlinge befand, dem Bote zu. Der Lotse, der den Dienst hatte, warf sich die Schlinge um den Leib, und mit dem Ausrufe: „Im Namen Gottes und des Herrn Jesus Christ!" sprang er in die schäumenden Wellen. Das Bot luvte an und schoß in den Wind. Mit allen Kräften ward das Tau eingepalmt und der Lotse an Bord gebracht.

„Sammelt Euch einen Augenblick, Mann!" sagte der erste Steuermann, der ihn empfing. „Wir bringen schlechtes Wetter aus der See und hier wartet unserer auch kein freundlicher Empfang."

Der Lotse hatte sich bald gesammelt. Er gab einen kurzen Ueberblick der Lage, worin sich das Schiff befand, und sagte darauf:

„Gegen Wind und Ebbe können wir nicht kreuzen und zum Ankern darf ich auch nicht rathen. Wir müssen wieder nach See."

„Das wird der Capitän nicht wollen!"

„Er muß. Die Nothwendigkeit ist stärker als sein Wille. Säumt nicht, sonst wirft uns der Sturm die ganze obere Takelage auf den Kopf und wir laufen morgen ohne Kopfzeug binnen."

Der erste Steuermann ging nach der Cajüte, wo der Capitän bei seinem Weibe war, das sich in einem Mitleid erweckenden Zustande befand. Der zweite Officier, der sich dem Lotsen näherte, traf auf dessen wiederholten Befehl die nöthigen Anstalten.

„Woher kommt Ihr und was für ein Schiff ist es?" fragte der Lotse, und der Officier antwortete:

„Es ist der „Palmbaum." Wir kommen von Port au Prince."

„Wo iſt der Capitän? Ruft ihn!“ ſagte der Lotſe befehlend.

„Er kommt gleich. Iſt nur unten bei ſeiner Frau, die ſich ſehr unwohl fühlt.“

„Weibervolk am Bord? — Hm!“

„Und ſchmuckes Volk,“ ſagte der Officier. „Der Capitän iſt erſt ſeit Kurzem verheirathet und hat die ſchönſte Frau, die man ſich denken kann.“

Der Lotſe grübelte: „Der Capitän erſt ſeit Kurzem verheirathet und kommt von Port au Prince.“ Und ſich gegen den Officier wendend, fragte er haſtig: „Wo bleibt der Capitän?“

Dieſer betrat ſoeben das Verdeck. Der Lotſe ging auf ihn zu. Beide ſtanden ſich gegenüber und ſahen ſich unverwandten Blickes an. Das Erkennen war gleichzeitig. Der Schrecken raubte ihnen die Sprache.

Der Officier vom Dienſt, der es bemerkte, erſtaunte ob der ſeltſamen Begebenheit und fragte vor ſich hin:

„Was will das bedeuten?“

Der Capitän faßte ſich zuerſt und herrſchte den Lotſen an:

„Woher kommt Ihr und was wollt Ihr?“

Der Officier war ſchnell zur Hand und ſagte: „Es iſt der Lotſe, Herr. Ging erſt über den Fallreep, als Ihr bereits abgerufen wart.“

„Warum unter allen Lotſen der Admiralität grade dieſen?“ grollte der Capitän vor ſich hin. Sein Auge glitt über den Horizont hin; er ſah den Curs, welchen ſein Schiff anlag, und ſchrie dem Lotſen zu:

„Iſt das der Weg in die Elbe hinein?“

„Es iſt der Weg zu der Elbe hinaus!“ war die Antwort. „Ich kann und darf jetzt nicht einſegeln; es wäre des Schiffes Unglück.“

„Ich will nicht nach See zu! Mein Weg geht in die Elbe. Dahin ſteuert.“

„Ihr habt mir nichts zu befehlen. Das Commando iſt mein!“

„Dann nehme ich es Euch ab!“

„Das dürft Ihr nicht. Mein iſt das Commando und auch die Verantwortung! Hollah! Jedermann an ſein Werk!“

Die Officiere waren an den Capitän herangetreten und ſuchten ihn zu beruhigen, die Urſache der Aufregung nicht begreifend, worin dieſer ſich befand.

Der Lotſe ließ die Stellung der Segel ändern und einen veränderten Curs ſteuern. Als das Schiff in vollem Gange war, ſagte er zu dem erſten Officier:

„Wenn wir eine Viertelſtunde lang in dieſer Richtung forttreiben, finden wir einen paſſenden Ankergrund. Haltet Alles dazu bereit, damit es nicht mißlingt, ſonſt fallen wir ganz und gar nach der Weſer zu ab und müſſen in die offene See hinaus.“

Die Ordre des Lotſen wurde pünktlich befolgt. Der Capitän ſuchte das Vorhaben des Letztern zu kreuzen, allein vergebens; dieſer ließ ſich nicht ſtören, ſondern gab ſeine Befehle mit feſtem Tone. Als endlich das Schiff nach langer Anſtrengung vor Anker gebracht war, wandte er ſich dem Capitän zu und ſagte:

„Nun ein Wort mit Euch, Herr! Ich habe am Bord Eures Schiffes gewaltet, wie es mein Recht war, und will Euch jetzt ſagen, weshalb.“

Er that es mit aller Umſtändlichkeit und ſetzte dann hinzu:

„Und nun das vorüber iſt, noch ein Wort von mir, nicht an den Capitän des „Palmbaum,“ ſondern an den Seefahrer Franz Meiners.“

„Dann kommt Ihr zu mir als der dumme Jürgen!“ lachte Jener höhniſch.

„Das ſagt der ehrloſe Franz!“ entgegnete Jener ſcharf und laut genug, daß es weithin gehört wurde. Die Officiere, die das verletzende Wort vernahmen, ſchrien vor Erſtaunen laut auf und traten zu ihrem Capitän. Dieſer war von dem Unerwarteten ſo betroffen, daß ihn alle Geiſtesgegenwart verließ. Der Lotſe aber ſagte kalten Blutes:

„Ich bleibe bei meinem Wort. Wer ſich mit einem ehrbaren Mädchen verlobt und ſich dann mit einem andern verheirathet, verdient keinen beſſern Namen. Warum habt Ihr mich aufgeſtachelt?“

Die Bö, welche mit Blitzesſchnelle heraufzog, warf ſich auf das Schiff und legte es auf die Seite. Hier blieb keine Zeit zum müßigen Streite und alles Volk an Bord hatte vollauf zu thun.

Der Sturm hielt an. Das Schiff gerieth in eine immer bedrohlichere Lage. Die Mannſchaften arbeiteten bis zur Uebermüdung.

Einer der beiden Cajütenwächter machte ſich an den Capitän. Dieſer wandte ſich um und rief:

„Was gibt es, zum Teufel?“

„Eure Frau, Capitän. Sie rief nach Euch, und als wir ihr sagten, es sei unmöglich, daß Ihr abkommen könntet, verlangte sie zu Deck."

„Daß sich Keiner unterfteht . . ."

„Wir mußten, Herr!" unterbrach ihn der Junge. „Die Frau wurde so heftig und bekam so schwere Krämpfe, daß wir glaubten, sie würde auf der Stelle sterben, wenn wir ihr nicht den Willen thäten."

Louise Mecourt erschien, von dem kräftigen Cajütenwächter gestützt, auf dem Deck. Der feurige Blick der Creolin war matt und hinsterbend. Angst und Entsetzen malten sich in allen ihren Zügen. Die gebrochene Gestalt bebte vor Frost.

Franz eilte ihr entgegen: „Louise, was thust Du? Ich beschwöre Dich, bleibe unten!"

„Ich will nicht!" entgegnete sie mit hohler Stimme. „Dort stürzt mir das Gebälk auf den Kopf. Ich will hier sterben! Hier unter dem dunkeln Himmel."

„Du wirst leben, Louise!"

„Ich sterbe!" sagte sie schaurig. „Dein kalter Norden tödtet mich!"

Jürgen Wulff war näher getreten und sah nach der Creolin hinüber:

„Ist dies das Weib, um deretwillen er seinen Eid gebrochen hat?"

Er sah sie mit finstern Blicken an, fest und unverwandt, als ob er sie mit seinen Augen durchbohren wollte.

Die Wolken sanken tiefer und tiefer. Der Regen hatte sich stellenweise mit einigen Hagelkörnern und wehenden Flocken gemischt. Jetzt fiel der Schnee in dichten Massen herab. Die Creolin sah dies ihr so entsetzensvolle Schauspiel mit weitaufgerissenen Augen an. Krampfhaft hob sich die Brust, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kreischte sie:

„Mein Leichentuch! Es fällt vom Himmel herab, um mich zu verhüllen."

Das Entsetzen ließ sie verstummen. Zusammenbrechend sank sie dem erschreckenen Franz in die Arme.

„Sie stirbt! Sie stirbt!" schrie er jammernd. Die Last entsank seinen Händen. Er sprang auf, und wie wahnsinnig hin- und herrennend, blieb er vor Jürgen Wulff stehen, der in seiner vorigen Stellung verharrte:

„Du hast sie umgebracht! Seit Du an Bord bist, sind alle Teufel der Hölle losgelassen. Du bist das Unglück gewesen von Jugend auf und alles Glück, das Dir nahe kommt, muß sterben."

„Dein ist der Mord!" sagte Jürgen Wulff. „Die Untreue schlägt ihren eigenen Herrn!"

„Wir treiben!" erklang von dem Buge her der neue Schreckensruf. „Wir treiben! Der Anker hat sich losgerissen!"

Neues Entsetzen an Bord. Das grauenhafte Wort: „Wir treiben!" hallte von allen Lippen wieder.

Der Capitän war wieder zu seinem im Todeskampfe liegenden Weibe geeilt und brachte sie in die Cajüte. Er sank bewußtlos neben ihr nieder.

Die Officiere waren einen Augenblick rathlos. Auf dem Vorderdeck wetterte der Botsmann zwischen den Matrosen umher. Der Lotse sah unverwandt nach dem Eingange der Cajüte, wo Franz mit der Sterbenden untertauchte. Er war betäubt von all dem Unerwarteten.

„Herr! In Gottes oder in des Teufels Namen! Was ficht Euch an?" rief der erste Steuermann, den Lotsen schüttelnd. „Denkt Ihr an das Schiff und an Eure Schuldigkeit?"

Die Matrosen, die auf diesem Theil des Verdecks waren, schlossen sich dem Officier an. Drohende Arme erhoben sich.

Tiefaufathmend, wie aus einem Traum erwachend, fuhr Jürgen Wulff auf. Er übersah mit einem Blick die Gefahr, worin das Schiff schwebte, und schrie:

„Die Sturmsegel los! Rasch, alle Mann!"

„Wißt Ihr, daß der Anker nachschleppt?" fiel der Officier rasch ein. „Man muß ihn lichten."

„Dazu ist keine Zeit," entgegnete der Lotse in fliegender Hast. „Man muß ihn kappen! Kappt den Anker!"

„Nehmt Ihr es auf Euch?"

„Ich nehme es auf mich! Her mit der Axt! Ich thue den ersten Schlag!"

„Hier ist die Axt!" rief der Zimmermann und reichte ihm diese.

Der Lotse eilte zur Ankerwinde und that mit der scharfen Axt einen gewaltigen Schlag auf das straff gespannte Tau, indem er laut über Deck schrie:

„Hißt die Sturmsegel! Hurrah! Vorwärts!"

Alle Hände regten sich in diesem Kampf

um Leben und Tod. Der Zimmermann hieb auf das Tau ein, bis es auseinanderriß und das Schiff, von einem mächtigen Drucke befreit, sich aus der schiefen Lage hob und hoch aufrichtete. Es bäumte sich gegen die heranrauschenden Wellen. Die Sturmsegel standen straff und füllten sich. Der Wind setzte sich mit solcher Gewalt darin fest, daß Stängen und Raae sich bogen.

„Anluven! Anluven!“ rief der Lotse dem Mann am Steuer zu.

„Anluven ist es!“ schrie dieser zurück und warf die Ruderpinne nach dem Lee. Aber das Schiff wollte dem Steuer nicht mehr gehorchen. Zu mächtig war die Kraft der Strömung und der heranrollenden Wellen, die ohne Aufhören über das Deck hinschlugen und Alles mit sich fortrissen. Es fiel immer weiter nach dem Lee zu und trieb der schäumenden Brandung entgegen. Ein Schrei des Entsetzens flog von dem einen Ende des Deckes zum andern.

„Brandung! Brandung überall!“ rief es von den Toppen, wohin Einzelne flüchteten, um den Schauplatz des Entsetzens mit einem Blicke zu überschauen.

Ein mächtiger Schlag geschah gegen den Rumpf, der in allen seinen Fugen bebte. Einen Moment lang stand dieser wie gefesselt und höher leckten die Wellen daran empor; dann kam wieder einige Bewegung in denselben, und langsam schurfte er weiter, wobei es krachte und dröhnte.

„Wir sind über den Steert eines Sandes hingefahren!“ rief der Untersteuermann. „Aber das Steuer läßt sich bewegen und wir sind wieder flott!“

Jürgen Wulff hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um das Schiff aus der übeln Lage zu retten, worein es weniger durch seine Schuld als durch die Macht der Umstände gerathen war. Umsonst; alle Mühe war vergebens, und vor gänzlicher Erschöpfung innehaltend, sagte er:

„Es ist aus!“

Der Obersteuermann flog auf ihn zu und rief: „Mann! Was für ein Schreckenswort habt Ihr gesprochen? Ist keine Hilfe?“

Jürgen Wulff schüttelte mit dem Kopf.

Der Officier sprang auf und befahl mit lauter Stimme:

„An die Böte! Setzt die Böte aus!“

Noch ehe dieser Befehl ertheilt wurde, hatten die Matrosen sich daran gemacht, die Stroppen zu lösen, womit sie befestigt waren, und manches scharfe Messer schnitt in die straff gespannten Taue. Aber die herüberstürzenden Wellen mehrten sich. Das ganze Mitteldeck stand unter Wasser und die Matrosen klammerten sich an die Schanzkleidungen, um nicht über Bord gerissen zu werden. Noch einen Ruck, noch eine über Alles hinrasende Fluthmasse und das Mitteldeck war rasirt.

„Böte über Bord!“ rief es in langgehaltenem klagendem Ton.

Aber dieser Schrecken ward durch einen zweiten, größern zurückgedrängt. Jetzt warfen die Wellen den willenlosen Rumpf wie einen Ball umher und wieder jetzt stand er fest und unbeweglich. Er schüttelte zusammen von dem untersten Kielholz bis zur höchsten Spitze. Die Nähte klafften auseinander. Die Decksplanken wichen. Die Wassermassen stürzten hinab in den Raum. Die Masten flogen hin und her, wie das Rohr im Winde.

„Gestrandet!“ schrie das Volk, und dieser Ton drang durch Mark und Bein.

„Unsere Kinder werden Waisen und unsere Weiber Witwen!“ rief Einer.

„Das hat uns der Lotse eingebrockt! Wir müssen Alle daran!“ rief ein Anderer.

„Und müssen wir daran,“ schrie vor Wuth schäumend ein Dritter, „soll er der Erste sein. Wo ist er?“

„Hier!“ sagte Jürgen Wulff vortretend. „Was liegt am Leben, wenn Ehre und guter Name verloren sind?“

„Zurück!“ donnerte der Obersteuermann die vordringenden Matrosen an. „Hat dieser Mann sich vergangen, wird das Gesetz ihn finden. Hier soll kein Blut fließen.“

Der Capitän kam auf das Verdeck, barhäuptig, todesbleich, mit wankenden Knien. Der zweite Steuermann, der ihn aus der Cajütskappe auftauchen sah, eilte herbei.

„Todt! Todt!“ stöhnte Franz Meiners. „Es ist Alles hin.“

Er stand unfern von dem Lotsen. Beide sahen sich an; aber ihre Kraft war gebrochen und sie vermochten nichts zu thun.

„Mein Weib ist todt und ich bin ein Bettler!“ kreischte Franz Meiners nach einer Pause und diese Worte trafen das Ohr des Lotsen.

„Janna ist gerächt!“ entgegnete dieser dumpf. „Dem Verräther ward sein Lohn.“

Die Verwirrung am Bord des Schiffes, das bereits zu einem halben Wrack geworden war, stieg mit der Minute. Die Havarien wurden schwerer, als der große Mast zusammenbrach und mitsammt den Raaen und dem Takelwerk über Bord schlug. Die Meisten sahen diesem neuen Unfalle zu, ohne eine Hand zu rühren. Der Stumpfsinn hatte sie befallen. Die einzelnen Hände, welche sich ausstreckten, um das Wirrniß zu klaren, sanken wieder lässig herab. An die Trümmer des Gangspills hatte sich der jüngste Cajütenwächter geklammert und betete: „Vater unser, der Du bist im Himmel."

Da kamen die Retter. Die steten Wächter auf der empörten See. Die langgestreckten Blankeneser Ewer mit ihrem endlosen Maste und dem schmalen Raasegel tauchten aus den Wellen auf. Die Kämpfer in der brandenden Arena, die um das herrenlose Gut mit der See auf Tod und Leben rangen, waren im Anzuge. Die Blankeneser Fischer kamen, ihrer vier an der Zahl, und schossen in die Brandung hinein. Sie legten Hand an die berstenden Planken und von ihren Lippen erklang es: „Mein!"

(Schluß folgt.)

Samuel Pufendorf.

Von

J. C. Bluntschli.

Der Name Pufendorf, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hochberühmt war, wird gegenwärtig sehr selten mehr genannt. Von unsern Zeitgenossen werden nur ganz Wenige seine Schriften gelesen haben, und Manche, welche wenigstens den Namen kennen, sind in der Meinung befangen, Pufendorf, den man früher als den Vater des Naturrechts gepriesen hat, sei nur ein mit juristischen Kenntnissen schwer bepackter Gelehrter und ein vortrefflicher Lehrer, aber kein origineller Kopf, kein Mann von hohem wissenschaftlichen Geist, kein schöpferischer Denker gewesen. Man sagte ihm nach, er habe es wohl verstanden, die Gedanken größerer Geister in die Schulsprache zu übersetzen und aus den Ideen Anderer ein Lehrgebäude zu zimmern, aber die Welt habe ihm nichts Wesentliches zu verdanken.

Anders haben ihn die Mitlebenden und die nachfolgende Generation angesehen. Er hatte bei Lebzeiten viele Neider und zahlreiche heftige Gegner gefunden. Aber auch an warmen Verehrern und ergebenen Freunden fehlte es ihm nicht. Seine Schriften wurden in ganz Europa von der gebildeten Welt mit ungewöhnlichem Interesse gelesen. Die Wissenschaft des Naturrechts hatte in ihm einen ihrer ersten Begründer und Vertreter. Dem Geistesmuth, den er in den literarischen Kämpfen bewährte, verdanken wir zum guten Theile die freie Bewegung der Philosophie und der Rechtswissenschaft, welche damals mühsam der herrschenden Vormundschaft der Theologie abgerungen werden mußte. Zwar war ihm der etwas jüngere Leibnitz, dessen friedliche und conservative Natur von der gesalzenen Polemik und der liberalen Schneide Pufendorf's unangenehm berührt ward, nicht günstig gesinnt; er sprach von Pufendorf in einem Briefe als einem mittelmäßigen Juristen und einem schlechten Philosophen —; aber Thomasius, dem Friedrich der Große es nachrühmte, daß unter den deutschen Gelehrten nur er neben Leibnitz sich um den menschlichen Geist bedeutende Verdienste erworben habe, Thomasius, der, in der orthodoxen Leipziger Schule erzogen, anfangs so sehr gegen Pufendorf eingenommen war, daß er gegen ihn schreiben wollte, ist durch das gründlichere Studium von Pufendorf's Schriften dessen entschiedenster Verehrer und Schüler geworden und hat in Pufendorf sein größeres Vorbild geehrt.

Ein unbefangener prüfender Blick in seine Schriften zerstreut sofort jenes vermuthlich durch Pufendorf's zuweilen pedantische Nachtreter auf den deutschen Universitäten zuerst veranlaßte und dann von den Gegnern des Naturrechtes ausgebeutete Vorurtheil. Pufendorf war grade das Gegentheil eines gelehrten Schulpedanten und von so origineller Geistesart, daß es ihm schwer genug ward, die freie Aeußerung derselben durchzukämpfen.

Samuel Pufendorf wurde am 8. Januar 1632, in dem Jahre geboren, dessen seltene Fruchtbarkeit an liberalen Staatsphilosophen bekannt ist. Außer Pufendorf sind nämlich Spinoza, Locke und Cumberland in diesem Jahre zur Welt gekommen. Er war der Sohn des lutherischen Land-

pfarrers zu Flöhe bei Chemnitz in Sachsen und wurde anfangs bestimmt, Theologie zu studiren und den Beruf des Vaters fortzusetzen. Auf der Universität Leipzig, wohin sich der Jüngling zu diesem Zweck gewendet, fühlte er sich aber durch die orthodoxe Beschränktheit der theologischen Schule abgestoßen und hoffte für seinen zur Prüfung geneigten Geist größere Freiheit in dem Studium der Rechtswissenschaft zu finden, für das er sich nun erklärte. Auf der Universität Jena wurde er 1657 durch Professor Weigel, einen Cartesianer, zum Studium des Naturrechts und zur Anwendung der mathematisch-demonstrativen Methode auf diese noch völlig neue Lehre ermuntert. Dieser Impuls ist für sein ganzes Leben entscheidend geworden. Mit großem Fleiße fing er nun an, über das Naturrecht zu denken.

Als junger Magister suchte er erst in seiner Heimath eine Anstellung; aber obgleich seine vorzügliche Begabung nicht verborgen blieb, so glückte es ihm da nicht. Er war zu arm, um, nach seinem Ausdruck, „der Sache mit glänzendem Metall den nöthigen Nachdruck zu geben," und er war zu stolz, „um sich den Rücken krumm zu complimentiren."

Die Empfehlung seines ältern Bruders Esaias, der in schwedische Dienste getreten war, verschaffte ihm eine Stelle als Hauslehrer für die Söhne des schwedischen Gesandten zu Kopenhagen, Coyet, dessen Privatsecretär und Vertrauter er in Bälde ward. Als der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, wurde Pufendorf mit dem Gefolge des Gesandten als Gefangener zurückgehalten und benutzte nun diese unfreiwillige Muße, um die Schriften von Hugo Grotius und Hobbes zu studiren. Die Früchte dieser Arbeiten legte er in einer kleinen lateinischen Schrift nieder, über die „Elemente der allgemeinen Rechtswissenschaft,"*) welche 1660 in Haag gedruckt wurde. Sie war der Ansatz zu seinem größern Werke über das Natur- und Völkerrecht und verschaffte ihm schon durch den ungewöhnlichen und umfassenden Titel und Vorsatz einen Ruf über Deutschland hinaus.

Diese Schrift, welche er dem weisen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, einem Kenner und Gönner der juristischen Studien gewidmet hatte, verdankte er es, daß für ihn 1661 ein eigener Lehrstuhl für Natur- und Völkerrecht an der Universität Heidelberg gestiftet wurde, der erste in Deutschland. Ueberdem vertraute ihm der Kurfürst die Erziehung seines unglücklichen Sohnes, des Erbprinzen Karl, an. Während neun Jahren war Pufendorf eine Zierde dieser Universität, die vor Kurzem erst aus dem völligen Ruin des dreißigjährigen Krieges durch Karl Ludwig wieder hergestellt worden war.

In dieser Heidelberger Periode gab er unter dem fingirten Namen Severinus de Monzambano aus Verona 1667 eine Schrift über das deutsche Reich heraus (de Statu Imperii Germanici), welche in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen machte und trotz aller Verbote der obersten geistlichen und weltlichen Autoritäten eine enorme Verbreitung fand. Johann Jakob Moser wagt die fabelhafte Behauptung, diese Denkschrift sei in Deutschland allein in 300,000 Exemplaren abgesetzt worden. Das ist freilich sehr übertrieben, denn es gab in Deutschland so kurze Zeit nach der Verwüstung und der Barbarei des dreißigjährigen Krieges schwerlich 300,000 Menschen, welche ein lateinisches Buch lesen konnten, und gewiß nur eine kleine Minderheit Derer, die es konnten, mochte das Büchlein kaufen. Aber wenn wir die Zahl auch auf den zehnten Theil herabsetzen, es bleibt doch die außerordentlich starke Verbreitung der Schrift ein sprechendes Zeugniß für das Interesse, welches die gebildete Welt daran nahm.

Der Verfasser hatte wohl Ursache, sich in der Maske eines Italieners zu verstecken, denn seine Kritik der deutschen Reichszustände war viel zu freimüthig und zu treffend und seine witzige Verhöhnung der deutschen Gelehrsamkeit war viel zu bitter, um dem Heidelberger Professor verziehen zu werden. Indessen vertrat er ohne Scheu im Gespräch und in schriftlichen Aeußerungen die Ansichten Monzambano's und zuletzt wurde er doch trotz der Maske entdeckt.

In der Vorrede, einem Briefe ad Laelium fratrem — er dachte dabei an seinen Bruder Esaias, der damals schwedischer Gesandter in Paris war — berichtet er

*) Elementorum jurisprudentiæ universalis Libri II.

von seinem Entschluß, das merkwürdige Land kennen zu lernen, an dessen Untergang während eines dreißigjährigen gräulichen Krieges die Inländer und die Ausländer mit verderblichem Wetteifer gearbeitet haben und das trotzdem noch bestehe. Er habe zu diesem Behuf die Alpen überstiegen und mit Mühe die schwere deutsche Sprache erlernt, er habe sich nicht verdrießen lassen, die aufgespeicherten Folianten und Quartanten, in denen die Schreibseligsten der Gelehrten, einer den andern ausschreibend, in langweiliger Breite ihre Kenntnisse vorgelegt haben, zu durchmustern, aber trotz dieser Arbeit die rechten Aufschlüsse noch nicht gefunden. Endlich habe er eine Reise nach München, Regensburg, Berlin, Braunschweig, an den Rhein, dann nach Heidelberg und Stuttgart unternommen und in Gesprächen mit Hof- und Staatsmännern bald viel mehr als aus den gelehrten Büchern erfahren.

Das Büchlein ist eine politische Schrift ersten Ranges, indem es mit wenigen meisterhaften Zügen den Geist der deutschen Verfassung charakterisirt und ihre Mängel aufdeckt. Wenn es gleich eine positive Staatsgestaltung und nicht die allgemeine Staatslehre darstellt, so hat es doch für die ganze Staatswissenschaft in Deutschland Epoche gemacht. Pufendorf hat die engen Schranken der scholastischen Orthodoxie, welche die unverstandene Autorität des Aristoteles ebenso mißbrauchte wie die theologische Orthodoxie die Autorität der Bibel, zuerst in Deutschland geöffnet und der historischen Forschung wie der philosophischen Kritik freiere Bewegung verschafft. Er hat die todte Gelehrsamkeit mit dem Hauche des wissenschaftlichen Geistes belebt. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Schrift wird dazu dienen, den Standpunkt des Autors und zugleich die staatlichen Zustände zu bezeichnen, welche die deutsche Staatswissenheit des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bedingten.

Das erste Capitel handelt von dem Ursprung des deutschen Reiches oder, wie es im alten Stile hieß, des römischen Reiches deutscher Nation. Pufendorf tritt dem überlieferten Irrthum entgegen, daß dasselbe eine Fortsetzung des alten römischen Reiches sei. Das wirkliche römische Reich war schon lange untergegangen, bevor ein deutsches Königreich entstand, welches dessen Nachfolger werden konnte. Als Karl der Große — ein Deutscher der Race nach, aber ein Franzose nach Heimath und Bildung — den Titel eines römischen Kaisers annahm, hatte Rom schon vor Jahrhunderten aufgehört, die Hauptstadt des römischen Reiches zu sein. Rom war inzwischen dem gothischen Königreich einverleibt und dann wieder eine Stadt des byzantinischen Kaiserreichs geworden. Rom war nicht mehr selbständig und die Römer konnten daher auch das Kaiserthum nicht vergeben. Deshalb verständigte sich Karl nachträglich mit dem Kaiserhof in Constantinopel. Als Kaiser des Occidents konnte er nicht das alte Recht erneuern, sondern war vornehmlich nur der Schirmherr und Verbündete des päpstlichen Stuhles zu Rom. In ähnlichem Sinne erwarben seit dem Kaiser Otto die deutschen Könige den glänzenden Namen des Kaiserthums und des römischen Reiches. Ihnen gegenüber verstanden es aber die klügeren, meistens italienischen Päpste sich nicht bloß in Italien unabhängig zu stellen, sondern die Herrschaft und den Reichthum des Klerus auch über Deutschland auszubreiten. Die deutschen Könige haben viel Gold und viel Männer für ihre italienische Politik fruchtlos geopfert, sie haben nur Schaden, keinen Vortheil davon gehabt und sind mehr als alle andern Fürsten von der Politik der Päpste ausgebeutet und mißhandelt worden. Schließlich ist ihnen ein leerer Titel des Kaiserthums geblieben.

Im zweiten Capitel werden die Reichsstände aufgeführt, welche die einzelnen Theile des Reiches als Landesherren verwalten. Unter den weltlichen Fürsten steht das Haus Oesterreich obenan, weniger seines Alters wegen als wegen seines großen Länderbesitzes und weil es schon seit Jahrhunderten die deutsche Königs- und die römische Kaiserkrone getragen hat. Von dem deutschen Reiche haben die Habsburger ihre weiten Länder ganz unabhängig gestellt und dadurch ein großes Beispiel auch für andere gegeben, sich vom Reiche auszuscheiden. In allen ihnen günstigen Dingen betrachten sich die Fürsten von Oesterreich als Glieder des Reiches, in allen ihnen widrigen Dingen als eine vom

Reiche getrennte Macht.*) Das Haus Baiern besitzt nun zwei weltliche Kurfürstenthümer, die herrliche Pfalzgrafschaft bei Rhein und das Herzogthum Baiern, und schon ein Jahrhundert hindurch auch die geistliche Kurwürde des Erzbisthums Köln. Wie die Baiern sich vor den andern Stämmen durch Frömmigkeit auszeichnen, so glänzt der gegenwärtige Kurfürst von der Pfalz (Karl Ludwig) durch Weisheit vor den andern Fürsten. Auch auf dem schwedischen Throne sitzen Abkömmlinge dieses vielverzweigten Fürstenhauses. Das sächsische Haus mit seinen beiden Stämmen, dem Albertinischen und dem Ernestinischen, ist in Meißen, Thüringen, an der Elbe, in der Lausitz und in Franken reich begütert. Die Albertiner haben die Kurwürde, die Ernestiner besitzen Altenburg, Gotha, Weimar. Sehr ausgedehnt sind die Besitzungen der brandenburgischen Markgrafen, deren Haupt Kurfürst und zugleich außerhalb des deutschen Reiches unabhängiger Herr von Preußen ist; nicht mit den italienischen oder französischen Markgrafen zu vergleichen, welche oft kaum 200 Jucharten Ackerfeld besitzen, während jener in einer Ausdehnung von mehr als 200 deutschen Meilen reisen und jede Nacht in seinem Lande schlafen kann.

Auf diese kurfürstlichen Dynastien folgen eine Anzahl anderer fürstlicher Familien, wie die Herzöge von Braunschweig in zwei Hauptlinien (Braunschweig und Lüneburg), die Herzöge von Mecklenburg und von Würtemberg, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Baden, die Herzöge von Holstein; die Herzöge von Savoyen und Lothringen, die nur mit Rücksicht auf einige Reichslehen, nicht mit ihren Ländern zum Reich gehören; dann manche kleinere Fürsten, welche die kaiserliche Politik aus reichen Grafen zu armen Fürsten gemacht hatte.

Außer den weltlichen Fürsten gibt es viele geistliche Fürsten, wie denn nirgends der Klerus eine so große Macht und so reich geworden ist wie in Deutschland. Da sind die Nachfolger der Fischer und Weber zu gewaltigen Reichsfürsten geworden. Im Norden freilich haben sie in Folge der sogenannten Kirchenreform ihre Herrschaften an die weltlichen Fürsten verloren. Aber am schönen Rhein und in dem katholischen Süden sind sie in ihrem Besitze geblieben. Die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln haben sogar die Kurwürde. Aber auch die Erzbischöfe von Salzburg, von Besançon in Burgund und die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Worms, Speier, Aichstedt, Straßburg, Constanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freising, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Lüttich, Osnabrück, Münster, Chur, und manche Reichsäbte, wie die von Fulda, Kempten, Elwangen und so fort, sind ansehnliche Landesherren.

Die Lage der Grafen und Barone ist in Deutschland viel glänzender als in andern Ländern. Sie haben beinahe alle fürstlichen Rechte und auch auf den Reichstagen in vier Curien Sitz und Stimme, zum Beispiel die Grafen von Nassau, Oldenburg, Fürstenberg, Hohenlohe, Hanau, Sain und Witgenstein, Leiningen, Solms, Waldeck, Isenburg, Stolberg und so fort.

Ebenfalls selbständig sind eine Anzahl von Reichsstädten, die zwei Bänke auf den Reichstagen besitzen, wie die Städte Nürnberg, Augsburg, Köln, Lübeck, Ulm, Straßburg, Frankfurt, Regensburg und so fort. Inzwischen haben diese Städte an ihrer Macht und Vermögen Einbuße erlitten und vermuthlich werden sie sich auf die Dauer der fürstlichen Hoheit nicht erwehren können.

Die Ritterschaft theilt sich in zwei Classen, die Reichsritter und die landständische Ritterschaft. Die ersten sind unter sich verbunden und nur dem Reiche unterthan, aber sie kommen nicht auf die Reichstage. In ihren Gebieten walten sie den Landesherren ähnlich und haben auch auf eine Menge von geistlichen Pfründen Anwartschaft. Sie leben vergnügt und genießen mehr als sie arbeiten. Aber die Fürsten lauern auf sie wie auf eine Beute, die ihnen zufallen werde. Die zweite Classe der Landesritterschaft ist der fürstlichen Landeshoheit unterthan.

*) II, 1. „Ergo in favorabilibus est membrum Imperii, in odiosis non item. Talibus sibi prospexere privilegiis, ut ubi alterius Imperatoris autoritatem agnoscere displiceat, statim dicere queant, sibi cum Germanico Imperio nihil negotii esse, suas ditiones separatam efficere civitatem.“ Pufendorf hat das mehr als achtzig Jahre vor Friedrich's Thronbesteigung und vor dem bairischen Kaiser Karl VII. geschrieben. Was wird Herr O. Klopp dazu sagen.

Das dritte Capitel gibt Aufschlüsse, wie es den alten Reichsbeamten, den Herzögen und Grafen allmälig gelungen sei, ihre Aemter in erbliche Familienrechte zu verwandeln und mit Hilfe der Lehensrechte die neue Landesherrschaft im Gegensatze zu dem alten Königsrecht zu befestigen, wie die Bischöfe gewußt haben, die Frömmigkeit der weltlichen Großen auszubeuten und mit der Zeit zu ihren großen Gutsherrschaften auch fürstliche Rechte zu erwerben, wie auch die Städte die Verlegenheiten der Könige und der Fürsten benutzt haben, sich möglichst unabhängig zu stellen.

Aus solchen Gliedern, die in sich als Staaten gelten, ist das Reich zusammengesetzt, mit einem König und Kaiser als Haupt (Cap. 4). Das alte Frankenkönigthum war aus Erbrecht und Kur (Prüfung der Großen und Billigung des Volkes) gemischt, so jedoch, daß das Erbrecht regelmäßig entscheidend war. Nach der Beseitigung der Karolinger wurde die Wahl wichtiger, indessen hielt man sich bald wieder an eine bestimmte königliche Dynastie, bis seit Heinrich IV. die Fürsten sich einen größeren Einfluß auf die Wahl verschafften. Allmälig gelang es den sieben Inhabern der wichtigsten Fürstenämter, die Wahl an sich zu bringen, und die goldene Bulle erweiterte die Rechte der Kurfürsten, welche nun ein ausschließliches Wahlrecht hatten.

Die Macht des Kaisers ist durch die Wahlcapitulation und die Reichsgesetze, mehr aber noch durch die Rechte der Reichsstände und durch das Herkommen in allen Richtungen enge beschränkt. Er hat fast gar keine Einkünfte vom Reich und keine Reichstruppen. Auch das Reichsheer besteht aus den Truppen der Landesherren, welche nur mit Mühe zu bestimmen sind, einiges Geld und einige Mannschaft für Reichszwecke zu gewähren (Cap. 5). In Anbetracht dieses unbehilflichen Reichskörpers wagt Pufendorf die Behauptung, welche damals großes Aufsehen machte und viel Widerspruch erfuhr, die einzelnen Fürstenländer lassen sich wohl als eine Art beschränkter Monarchien und die Reichsstädte als Aristokratien oder Demokratien erklären, aber das Reich selbst sei in die aristotelischen Kategorien der Staatsformen nicht unterzubringen. Es ist keine wahre Aristokratie, weil der Kaiser doch nicht als Unterthan der Reichsstände angesehen werden kann, die in ihm freilich mehr der Form nach als in Wahrheit den Oberherrn ehren, von dem sie ihre Gewalt ableiten. Es ist auch keine Monarchie, weil die Reichsstände in allen wesentlichen Beziehungen von dem Kaiser unabhängig sind und in ihren Ländern wie selbständige Obrigkeiten regieren und weil der Kaiser als solcher machtlos ist. Er nennt daher die Verfassung des Reiches eine unregelmäßige und gradezu ein Monstrum. Durch die thörichte Freigebigkeit der Könige, durch den Ehrgeiz der Fürsten und durch die Selbstsucht der Priester ist die alte Monarchie in einen Zustand verkommen, welcher zwischen dem äußern Schein der Monarchie und dem Bunde selbständiger Staaten schwankt, aber mehr und mehr dem Staatenbunde sich nähert (Cap. 6).

Diesem monströsen Reiche fehlt es im Innern nicht an Männern und nicht an Gütern. Deutschland hat einen zahlreicheren und glänzenderen hohen Adel als irgend ein Land der Welt. Der niedere Adel lebt behaglich und ist nicht übermäßig zahlreich. An literarisch Gebildeten ist kein Mangel. Kaufleute und Handwerker gibt es zur Genüge. Durch den dreißigjährigen Krieg sind die Bauern freilich herabgekommen. Das Volk ist tapfer und kampfeslustig, die deutschen Landsknechte sind allenthalben zu finden. Für wissenschaftlichen Unterricht sind die Deutschen empfänglich, in den Handarbeiten fleißig. In politischen Dingen sind sie keineswegs neuerungssüchtig und, wenn die Herrschaft nicht gar zu hart ist, sehr geduldig. Der Boden ist fruchtbar und das Land erzeugt Alles, was das Volk bedarf. In den vielen Städten sind die Kräfte des Handels und der Gewerbe zerstreut, nicht in einer großen Hauptstadt concentrirt. Obwohl die Deutschen keine Colonien in fremden Gegenden besitzen, so stehen sie doch mit dem Ausland in einem bewegten Handelsverkehr. Sie ziehen die fremden Waaren den einheimischen vor. Ihre jungen Leute reisen häufig in's Ausland, und obwohl es nützlich ist, daß die deutsche Rohheit im persönlichen Verkehr mit andern Nationen einige Bildung annehme, so finden doch öfter die schlechten und liederlichen Sitten der fremden großen Städte als die edlere Bildung derselben Eingang bei ihnen.

Um ein Land richtig zu schätzen, muß es mit den Nachbarn verglichen werden. Trotz ihrer Uneinigkeit sind die Deutschen im Osten doch den Türken überlegen, wenngleich unter dem Volke die von Oesterreich und dem Klerus, der die Völker zu schrecken liebt, genährte Türkenfurcht groß in Deutschland ist. Italien ist schwächer als Deutschland und zufrieden, wenn die Kaiser ihre Herrschaft nicht erneuern. Die Polen und die Dänen sind nicht zu fürchten. Von den Engländern besorgen die Deutschen auch wenig, obwohl ihre Seemacht der englischen gegenüber eben so ohnmächtig ist, als die englische Landmacht verglichen mit der deutschen. Spanien ist fern und erschöpft. Die Schweden haben zwar in dem letzten Krieg große Vortheile erfochten, aber nur, weil die Deutschen sich selber bekämpften. Dagegen ist das Verhältniß zu Frankreich bedenklicher. Vergleicht man die beiderlei Volks- und Naturkräfte, so erscheint Deutschland mächtiger. Wenn man aber die politische Verfassung in Anschlag bringt, dann ist das Uebergewicht auf der französischen Seite; denn die französische Macht weiß die Steuer- und die Militärkräfte zusammenzufassen, welche in Deutschland unter eine große Zahl von Fürsten verzeddelt sind. Daß die fremden Mächte sich verbünden, um Deutschland zu unterwerfen, ist nicht wahrscheinlich, da was den Einen vortheilhaft wäre, von den Andern ihnen nicht vergönnt würde. Am meisten ist es dem französischen Hofe gelungen, eine Anzahl deutscher Fürsten zu gewinnen und in dieser Form in Deutschland einen Einfluß zu begründen.

Die gewaltige Macht, die in dem deutschen Reiche ruht, welche, durch eine regelmäßige Verfassung geeinigt, ganz Europa in Furcht versetzen könnte, ist durch die Verfassungsmängel und durch die inneren Krankheiten so geschwächt und gelähmt, daß sie kaum im Stande ist, ihr Gebiet vollständig zu schützen. Vor allen Dingen fehlt es an jeder Einheit und doch beruht die Stärke einer Gesellschaft vornehmlich darauf, daß Ein Wille und Ein Geist den ganzen Körper durchdringe.*)

In dem deutschen Reiche sind alle Uebel, welche ein Königreich oder einen Staatenbund schwächen, im Ueberfluß vorhanden. Die Nachtheile einer schlechtorganisirten Monarchie und eines verworrenen Bundessystems sind in Deutschland zugleich da. Die Könige erinnern sich ihrer frühern Macht, deren bloßer Schein geblieben ist, und möchten sie wieder herstellen; die Reichsstände dagegen widerstreben allen solchen Versuchen mit Eifer und Erfolg. Daher wechselseitiges Mißtrauen und wechselseitige Intrigue und Gehässigkeit. Die Reichsstände sind aber auch unter sich in fortwährendem Hader begriffen. Die Fürsten und die freien Städte sind widereinander. Die Freiheit und der Reichthum der Städte und die Gunst, welche sie bei den Kaisern finden, reizen die Fürsten, der Hochmuth und die Herrschaft der Fürsten beleidigen die Städte. Nicht minder betrachten sich die geistlichen und die weltlichen Fürsten mit mißgünstigen Augen. Die Erstern sind stolz auf ihre geistliche Würde und überzeugt, daß der göttliche Geist sich in reicherem Maße über die Glatzen der Priester als über das ungeschorene Haupt der Laien ergießt. Die Letztern erfreuen sich ihrer größern und erblichen dynastischen Macht und verachten die weniger vornehme Abkunft der meisten geistlichen Herren. Ueberdem sind die Reichsstände an Macht so sehr ungleich, daß schon deshalb keine rechte Gemeinschaft unter ihnen entsteht. Der Vorzug der Kurfürsten erweckt den Neid der übrigen und das Verlangen derer, die ihnen an Größe nahestehen, es ihnen gleichzuthun.

Zu allen diesen Uebeln ist nun der Zwiespalt der Religion noch hinzugekommen und entzweit die Katholiken und die Protestanten. Das Reich wird in Folge dessen in zwei confessionelle Bünde zerrissen. Endlich haben die einzelnen Reichsstände angefangen, sich mit auswärtigen Mächten zu verbünden, was ihnen der Westfälische Friede ausdrücklich gestattet. Dadurch werden die innern Factionen zu Hilfsmitteln für die Fremden, ihren Einfluß in Deutschland zu vergrößern. Das

*) Cap. 7: Quatenus plures in unum corpus naturale non possunt coalescere, multorum vires uniuntur, dum uno consilio volut una anima reguntur. Ista unio quo arctior et concinnior, eo validior existit societas; laxitatem pravamque membrorum combinationem necessario debilitas, morbique comitantur.

Reichskammergericht ist außer Stande, die Rechtsgemeinschaft zu wahren. Die Processe kommen da nie zum Ende. Das kaiserliche Hofgericht hat wenig Credit. Das Recht in Deutschland beruht vornehmlich auf der Macht. Der Starke kümmert sich wenig darum. Ohne einen Reichsschatz und ohne ein Reichsheer vermag das Reich nichts. So fehlt es überall in Deutschland an der nöthigen Einheit (Cap. 7).

Bekanntlich hatte noch während des dreißigjährigen Krieges (1640) unter dem fingirten Namen Hippolitus a Lapide ein nordischer Kriegsmann und Gelehrter, Bogislaus Philipp Chemnitz, ebenfalls eine Schrift über die Zustände des deutschen Reiches veröffentlicht, welche die Gebrechen des deutschen Reiches schonungslos aufdeckte. Er hatte Deutschland für eine Aristokratie der Fürsten erklärt, mit dem Schein des Königthums, und im Interesse der antikaiserlichen Partei, welcher er angehörte, die Umwandlung in eine wahre Bundesaristokratie gefordert. Das größte Uebel erkannte er in der Existenz des Hauses Oesterreich, welches sich thatsächlich der Kaiserkrone bemächtigt habe und fortwährend die Reichsstände bedrohe. Er verlangte gradezu, daß man dieser Dynastie ein Ende mache und ihre großen Besitzungen zur Ausstattung des neuen wahren Wahlkaiserthums einziehe.

Mit gutem Grund erhebt sich Pufendorf gegen diese Vorschläge, „die eher nach dem Scharfrichter als nach dem Arzte schmecken." Die Zerstörung Oesterreichs wäre doch nur möglich im Bunde mit den Franzosen und den Schweden, und diese würden sich für ihre Hilfe auf Kosten des deutschen Reiches bezahlt machen. Er selbst verzweifelt auch daran, Deutschland ohne eine große Umwälzung zu einer wirklichen Monarchie zu machen und ist ebenfalls der Meinung, daß zunächst nur die Möglichkeit eines deutschen Bundeskörpers offen sei. Seine Vorschläge sind aber viel mäßiger. Vor allen Dingen will er einen bleibenden Bundesrath,*) fürchtet aber auch, daß Oesterreich sich eine verfassungsmäßige Beschränkung nicht gefallen lassen werde. Nur der enge Verband aller Andern kann die Oesterreicher bewegen, sich mit ihrem großen Ländererwerb zu begnügen und auf die Beherrschung der deutschen Länder zu verzichten.*) Bemüht sich der Bund, allen seinen Gliedern gerecht zu werden und auch die Schwachen zu schützen, duldet er keine Sonderbünde der Einen wider die Andern, verhindert er jede Einmischung der fremden Mächte in die deutschen Angelegenheiten, so ist schon Vieles verbessert. Um aber gerüstet zu sein, muß der Bund ein mäßiges stehendes Heer auf gemeinsame Kosten erhalten. Die confessionelle Zwietracht wird am besten dadurch ermäßigt, daß die Obrigkeiten den Katholiken und den Protestanten völlig gleiches Recht gewähren, den Priestern nicht verstatten, je die andere Confession zu schmähen, und dafür sorgen, daß die Schulen von gemäßigten Männern, nicht von Zeloten geleitet werden. Zum Schluß wagt es Pufendorf gradezu, die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer, die Aufhebung der Klöster und die Vertreibung der Jesuiten zu empfehlen, damit die verderbliche Priesterherrschaft aufhöre, nicht mehr die Hälfte des deutschen Bodens in den Händen des römischen Klerus sei und die Nation zu innerm Frieden gelange (Cap. 8).

Die Schrift Pufendorf's ist ein staatsmännisches Meisterstück. Sie ist eben so ausgezeichnet durch den klaren historischen Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte des Reiches als durch die psychologische Erkenntniß seiner organischen Mängel, und indem der Autor die Heilmittel bespricht, sieht er mit prophetischem Auge vorher, was anderthalb Jahrhunderte später wirklich geschehen ist. Wenn ein Geist von solchem Scharf- und Weitblick es vorzog, sich ganz der idealen Wissenschaft des Naturrechtes zuzuwenden, anstatt in der Bearbeitung der positiven deutschen Staatsrechte seine Kräfte zu verbrauchen, so hat sicher die Trostlosigkeit der politischen Zu-

*) Cap. 8, a. Perpetuum consilium, quod socios repræsentet, cui res quotidianæ totam Rempublicam concernantes exsequendæ comittantur. Ad idem referenda fuerint omnia, quæ exteris cum Republica intercedunt, ubi prius examinentur, inde ad singulos socios referantur ac demum generalis conclusio colligatur.

*) Velint opibus partis contenti agere, dominatum in Ordines ne affectent. Ordinum autem erit mascule et conjunctis animis resistere, si quæ in ipsorum præjudicium tentantur.

stände keinen geringen Antheil an jener Wahl gehabt.

Inzwischen wurde Pufendorf der Aufenthalt in Heidelberg verleidet. Der treffliche Lehrer erfuhr auch von seinen Collegen, deren scholastische Manier wohl zugleich auch seinem Spott zur Zielscheibe gedient haben mochte, manche Anfeindung und verlor später auch die Gunst des Kurfürsten. So ausgezeichnet und weise dieser Fürst regierte, so tolerant derselbe für andere, insbesondere für religiöse Meinungen war, so hatte er doch für die Wichtigkeit und Würde der höfischen Etikette und des fürstlichen Ceremoniels eine reizbare Schwäche und wurde in dieser verwundbaren Seite seines Wesens durch sarkastische Bemerkungen Pufendorf's verletzt. Wie wenig Pufendorf auch im Verkehr mit den höchsten Herren sich der Demuth befliß und wie scharf er gelegentlich auch den Mächtigsten widersprach, dafür wird in Heidelberg folgende überlieferte Anekdote als Beispiel erzählt. An das Spruchcollegium der Heidelberger Juristenfacultät waren auch manche Processe mit dem königlichen Fiscus gelangt und von demselben verloren worden. Als dann Pufendorf bei einer Gelegenheit dem Kaiser vorgestellt ward, enthielt sich dieser nicht, ihn die kaiserliche Ungnade verspüren zu lassen, indem er ihm die Frage vorwarf: „Wie kommt es denn, daß ich bei Euch Herren alle meine Processe verliere?“ Darauf antwortete Pufendorf rasch entschlossen: „Weil Eure Majestät immer Unrecht haben.“ Man begreift es, daß ein so schneidiger Mann auch viele Feinde hatte.

Pufendorf folgte daher im Jahre 1670 einem Rufe des Königs Karl XI. von Schweden, der ihm eine Professur an der Universität Lund antrug, und verließ nun Heidelberg. In Lund gab er nun sein größeres Werk über das Natur- und Völkerrecht heraus (de jure naturae et gentium libri octo, Londini Scanorum 1672) und ließ demselben eine kürzere Darstellung folgen in der Schrift: Ueber die Pflicht des Menschen und des Bürgers (de officio hominis et civis 1673).

Es würde die Grenzen dieses staatswissenschaftlichen Aufsatzes überschreiten, wollte ich das ganze Pufendorf'sche System — die erste umfassende Darstellung des Naturrechts — vorlegen. Es genügt für meinen Zweck, einige charakteristische Züge hervorzuheben.

Bekanntermaßen hatte Grotius, indem er die Bildung des Staates zu erklären versuchte, in dem Geselligkeitstriebe des Menschen die Ursache des Staates erkannt, und im Widerspruch mit Grotius hatte dann Hobbes auf die leidenschaftliche und streitsüchtige Natur des Menschen hingewiesen und den Zustand des Krieges Aller gegen Alle als den ursprünglichen Naturzustand erklärt, vor dessen Gefahren die Menschen durch die Gründung eines Staates sich haben sichern wollen. Pufendorf suchte die beiden Meinungen, deren jede ihm einseitig und insofern irrig schien, dadurch zu vereinigen, daß er mit Grotius die friedliche Gemeinschaft des Menschen als die ursprüngliche Meinung der Schöpfung und die Geselligkeit als eine Eigenschaft der menschlichen Natur erklärte, welche als die erste, tiefste Ursache zur Staatenbildung anzuerkennen sei, aber daneben noch als zweite Ursache mit Hobbes die Furcht vor Verletzung dieses natürlichen Friedenszustandes durch die menschlichen Leidenschaften und die Vorsicht bezeichnete, welche Schutz gegen diese Gefahren suchte und annahm, ohne den Hinzutritt der zweiten Ursache wäre es nicht zu dem Staate gekommen, dessen Grundprincip in der ersten Ursache zu finden sei.

Die sittliche Natur des Rechts aufzuzeigen, im Gegensatz zu der bloßen Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit desselben, ist ihm die wichtigste Aufgabe, und so ganz gibt er sich dieser Anschauung hin, daß er über der ethischen Bedeutung des Rechts die juristische Eigenthümlichkeit und den Unterschied des Rechts von der Moral überhaupt vernachlässigt. Er kennt daher so wenig einen klaren Rechtsbegriff als die orientalischen Völker und die alten Griechen. Er weiß wohl zwischen Recht und Religion zu unterscheiden, aber er vermischt und verwechselt Recht und Moral beständig.

Sehr merkwürdig ist die Stellung, welche er dem Staat gegenüber der Religion anweist. Die Anlage zum Recht findet er in der menschlichen Natur, aber den tiefern Grund in Gott, der in die Menschennatur jene Anlage eingepflanzt hat. Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben, damit er mit ihrer Hilfe auch die sittliche Natur erkenne und die göttlichen

Gesetze finde, welche seine bösen Neigungen beherrschen sollen, und Gott handhabt selber die sittliche Weltregierung und gibt dadurch seinen Geboten Kraft. Der Gott, den er verehrt, ist nicht die pantheistische Weltseele, sondern der theistische, außerweltliche, persönliche Gott. In dieser Beziehung stimmt er mit seinem Jahrgänger, dem Engländer Richard Cumberland, überein, welcher ebenfalls ein philosophisches Werk über die Gesetze der Natur verfaßt und den Versuch gemacht hat, dieselben auf rationellem Weg aus der Schöpfung des Menschen herzuleiten.

Das Merkwürdigste in der Darstellung Pufendorf's aber ist, daß er lange vor Jean Jacques Rousseau das Bedürfniß der natürlichen Religion für den Staat und das Recht aussprach und in diesem Sinn und im Gegensatz zu den geoffenbarten Religionen, auch dem Christenthum, eine gesellschaftliche und staatliche Religion fordert, als die unentbehrliche Grundbedingung des Rechts und als das kräftigste Band der staatlichen Gemeinschaft. Er ist der Meinung, die besondern Offenbarungsreligionen mit ihren Dogmen haben wohl eine entscheidende Bedeutung für das religiöse Leben und für die kirchliche Gemeinschaft, aber nicht für den Staat und nicht für das Recht, welche nur des Glaubens an einen Gott als den Schöpfer und Regierer der Welt bedürfen. Wahrscheinlich hat Pufendorf diese Ueberzeugung, die für eine ganz ungewöhnliche Geistesfreiheit zeugt, da sie mit der damaligen confessionell bestimmten Staatsordnung in ganz Europa und mit der Lehre aller Kirchen in heftigem Widerspruch steht, zu Heidelberg im Umgang mit dem Kurfürsten Karl Ludwig und dessen Freunden ausgebildet. Dieser Fürst hat offenbar ganz ähnlich über diese Grundfrage gedacht. Seine Lieblingsschöpfung, der Bau der Concordienkirche zu Mannheim, welche bestimmt war, die drei christlichen Confessionen in Deutschland, die katholische, die lutherische und die reformirte, friedlich mit- und nebeneinander aufzunehmen, ist aus einer analogen Idee erwachsen, und seine Neigung, auch die verachteten und verfolgten Unitarier in seinem Lande zu schützen, welche er wegen des allgemeinen Widerstandes der Geistlichkeit nicht durchführen konnte, beweist, daß seine Toleranz einen tiefern Grund und eine weitere Ausdehnung hatte, als sein eigenes Volk begriff und seine Zeit zuließ, daß sie weniger beschränkt war als selbst noch das Princip der deutschen Bundesacte von 1815, gegen dessen confessionelle Freiheit die päpstliche Curie protestirte.

Ferner verdient es Beachtung, daß Pufendorf unter den Pflichten des Menschen gegen sich selbst auch dem Streben nach Ehre und nach Ausbildung des Geistes in Künsten und Wissenschaften eine hervorragende Stellung anweist und dadurch für den Fortschritt der Geistespflege entschieden Partei nimmt.

Die Fähigkeit und den Antrieb zum Staate findet Pufendorf zwar in der menschlichen Natur; aber er macht darauf aufmerksam, daß gar nicht alle Menschen zum Staatsgefühl gelangen und daß der Staat kein Erzeugniß der unmittelbar wirkenden Natur, sondern erst der höhern menschlichen Cultur sei. Er leitet die eigentliche Gründung des Staates wie seine Vorgänger von dem Vertrag der Individuen ab; aber während Hobbes noch sich mit dem einen Einigungs- und Verfassungsvertrag begnügte, erklärt Pufendorf einen zweiten Vertrag für nothwendig zwischen der bestimmten Obrigkeit, welche für die gemeinsame Sicherheit sorgen will, und den übrigen Personen, welche ihr als Unterthanen Gehorsam geloben. Erst durch den zweiten Vertrag, behauptet er, wird die Willenseinheit hervorgebracht, um deren Willen der Staat eine Person ist, verschieden von allen Einzelpersonen, die zu ihm gehören. Hobbes hatte diesen zweiten Vertrag bestritten, weil er eine möglichst absolute Gewalt der Obrigkeit anstrebte. Pufendorf aber erklärte es für unzweifelhaft, daß die Freien nur in der Absicht sich einer Regierung unterwerfen, damit diese für die gemeine Rechtssicherheit und für die öffentliche Wohlfahrt sorge.

Trotz der Vertragslehre betrachtet Pufendorf den Staat als eine Person und ist ähnlich wie Hobbes geneigt, den Organismus des Staates mit dem Organismus des menschlichen Körpers zu vergleichen. Diese Vergleichung verführte ihn aber trotz seiner liberalen Gesinnung, mit Hobbes die Macht des Souveräns zu überschätzen, in-

dem er den Souverän der den Körper beherrſchenden Seele gleichſtellte, ſtatt in ihm nur die oberſte Seelenkraft zu erkennen. Er kam hier mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Hätte er das Princip, das er in ſeinem zweiten Urvertrage formulirte, in ſeine Conſequenzen verfolgt, ſo hätte er auch dieſen Irrthum von Hobbes aufgedeckt.

Ausführlich erörtert Pufendorf gegen Horn die Frage, ob die oberſte Gewalt von Gott abzuleiten ſei. Die

Samuel Pufendorf.

Lehre, daß die obrigkeitliche Gewalt von göttlichem Urſprung ſei, war damals zuerſt zu einer Staatstheorie, zu einer Art von Staatsdogma erhoben worden. Sie wurde nicht von den Rechtsgelehrten, ſondern von den Theologen vornehmlich vertreten. An dem Hofe Ludwig's XIV. in Frankreich fand dieſelbe beſondere Gunſt. Es ſchmeichelte der Eitelkeit und behagte der Herrſchſucht des franzöſiſchen Königs, ſeine Macht von keinem ſterblichen Menſchen, ſondern nur von dem allmächtigen Gott herzuleiten und ſich wie den Statthalter Gottes, wie das Organ ſeiner Herrſchaft über die Welt zu betrachten. Ebenſo war ſie an dem Hofe der reſtaurirten Stuarts in England bevorzugt worden. Auf allen Canzeln der Hochkirche wurde dieſelbe mit großem Eifer als Gottes Wort verkündigt und dem gläubigen Volk unter Androhung der Höllenſtrafen ernſtlich eingeprägt. Die von der engliſchen Revolution erſchreckte Welt glaubte in dieſer Lehre eine ideale und unbeſiegbare Waffe zu finden zur Vertheidigung des reſtaurirten und des legitimen Thrones wider die verabſcheuungswürdige Empörung und wider die verhaßte Revolution.

Im Mittelalter hatte man wohl auch die kaiſerliche Gewalt von der Belehnung Gottes abgeleitet, in ähnlicher Weiſe wie die päpſtliche Autorität, wie man überhaupt gewöhnt war, alles Recht in religiöſer Stimmung von Gott, in weltlicher Betrachtung von der Natur abzuleiten. Aber das Mittelalter hatte darauf keine Staatstheorie und am wenigſten die Erbmonarchie oder den fürſtlichen Abſolutismus begründet. Der Kaiſer wurde nicht durch das Erbrecht, ſondern durch die Wahl der Kurfürſten bezeichnet, und wie ſehr ſeine Macht in allen Richtungen durch die Rechte der Reichsſtände beſchränkt war, trotz ſeiner göttlichen Belehnung, weiß Jedermann. In der Reformationszeit hatte der wieder belebte reli-

giöse Sinn mit naivem Glauben an dem Schriftwort festgehalten: „Alle Obrigkeit ist von Gott.“ Aber auch damals wurde damit kein staatsrechtliches Princip behauptet und keine politische Doctrin daraus gemacht. Es war den Hoftheologen des siebzehnten Jahrhunderts vorbehalten, solches zu thun, und dem Absolutismus der Bourbonen, der Stuarts und der Habsburger angenehm, die theologische Doctrin zu Gunsten ihrer despotischen Herrschaft auszubeuten.

Mit der Energie eines philosophischen Denkers und mit dem Freimuth eines Staatsmannes wendete sich Pufendorf gegen diese gefährliche Verirrung. Er beantwortet die Frage: „Ist die höchste Gewalt von Gott?“ mit Ja, wenn man eine mittelbare Ableitung, aber mit einem entschiedenen Nein, wenn man eine unmittelbare Ableitung im Sinne hat. „Der Staat,“ sagt er, „ist unzweifelhaft in seiner historischen Erscheinung das Werk des Menschen, aber mittelbar hat Gott das Bedürfniß des Staates in die menschliche Natur eingepflanzt und den Menschen auch den Verstand verliehen, dieses Bedürfniß zu befriedigen und den Staat einzurichten. Aber eine unmittelbare Begründung etwa der königlichen Majestät durch Gott anzunehmen, das widerstreitet aller Vernunft. Ganz dasselbe müßte consequenterweise auch von der Majestät des Senats in der Aristokratie und von der Majestät des Volkes in der Demokratie behauptet werden; man hat also damit gar kein Verfassungsprincip und keine Erklärung irgend einer Staatsform gewonnen. Ein crasser Aberglaube aber ist es, zu wähnen, daß der von den Menschen zum König erwählte Mensch nach der Wahl auf einmal mit einem göttlichen Geist erfüllt werde und Gott ein ganz besonderes, ausnahmsweises Interesse an diesem Fürsten nehme, das er für die andern Menschen oder für die Völker nicht habe.“ Die Beweiskraft der jüdischen Theokratie für die ganz verschiedenen europäischen Staaten läßt Pufendorf natürlich nicht gelten. Wie der Staat selbst, so erscheint ihm auch die staatliche Gewalt, die Majestät nicht ausgenommen, als eine menschliche Einrichtung.

Im Uebrigen tritt er Hobbes bei, welcher den Souverän für unverantwortlich erklärt, und verwirft die Unterscheidung zwischen der realen Majestät des Volkes und der persönlichen Majestät des Königs. Er meint, die beiden Willen des Volkes und des fürstlichen Souveräns würden sich wechselseitig bestreiten und dadurch die Staatseinheit spalten. Aber er ist doch nicht so absolutistisch gesinnt wie Hobbes. Er will die absolute Monarchie als eine rechtmäßige Staatsform gelten lassen, aber nur wenn sie nicht ihre bloße Willkür mit dem Recht verwechsele. Mit Vorliebe erklärt er sich für die beschränkte Monarchie, erinnert fortwährend an die natürlichen Bedingungen und an die Zwecke des Staates, die auch das Staatshaupt zu achten berufen sei. Es ist aber auffallend genug, daß er die Beispiele für die beschränkte Monarchie eher in China als in Deutschland aufsucht. So herabgekommen waren seit dem dreißigjährigen Kriege die ständischen Rechte in den deutschen Staaten und so übermächtig der fürstliche Absolutismus auf dem ganzen Continent geworden.

Kaum hatte Pufendorf sein Naturrecht veröffentlicht, so erfuhr er zuerst in Schweden und sodann in seiner Heimath von Seite der sächsischen Theologen und Scholastiker die heftigsten Angriffe. Bisher hatte in den nordischen Schulen eine starre lutherische Orthodoxie eine fast unbestrittene Herrschaft geübt. Die Wissenschaft wurde als die Magd der Theologie betrachtet, die Philosophie ward nur geduldet, wenn sie sich von den Vertretern des Kirchenglaubens leiten ließ. Die Scholastik hatte wohl die Autorität des Aristoteles, obwohl er ein Heide war, fortwährend behauptet, aber schon seit Langem hatte sie sich der kirchlichen Vormundschaft gefügt, welche ihrerseits auch den Aristoteles zu Gnaden aufgenommen hatte. Carteſius aber wurde von den Orthodoxen als ein frecher und gefährlicher Ketzer verworfen. Und nun erhob sich drohend in dem lutherisch-rechtgläubigen Schweden die neue Wissenschaft eines aus vernünftiger Betrachtung der Menschennatur abgeleiteten Naturrechts, welche keine Rücksicht nahm auf die christliche Offenbarung und das kirchliche Dogma und welche auch die Aristotelischen Behauptungen einer freien Prüfung unterzog. Ließ man dieses Wagniß ungestraft gelingen, so war es um die Herrschaft der Theologie über die Philosophie geschehen und die scholastische Ueberlieferung war nicht mehr sicher.

Der Streit, der darüber entbrannte, gereichte der Wissenschaft zur größten Förderung.*) Es war ein Streit um ihre Befreiung, der mit ihrem Siege endigte. Von da an wurde in einem großen Theile von Deutschland und im ganzen Norden die Wissenschaft des Naturrechts in ihrer Unabhängigkeit von dem kirchlichen Lehrbegriff anerkannt.

Vergeblich riefen die zelotischen Collegen Pufendorf's, Nicolaus Beckmann und Johann Schwarz, die Geistlichkeit, den Senat des Reichs und die königliche Regierung wider den Neuerer auf. Die Universität und die Staatsgewalt schützten Pufendorf, und Beckmann, der sich zu den wüthendsten Schmähungen von seiner Leidenschaft hinreißen ließ und das königliche Friedensgebot mißachtete, mußte sich nach Deutschland flüchten.

Von der Universität Leipzig wurde der Kampf, der im scandinavischen Norden bereits zu Gunsten Pufendorf's entschieden war, erneuert. Die theologische Facultät verurtheilte das Buch und erwirkte sein Verbot. In Jena eiferte Valentin Veltheim, „eine Säule der Barbarei" nach Pufendorf's Ausdruck, vor der orthodoxen Jugend gegen den ketzerischen Magister. Ein alter Studiengenosse Pufendorf's, Valentin Alberti, jetzt Professor in Leipzig, gab ein orthodoxes Lehrbuch des Naturrechts heraus und bekämpfte in Streitschriften seinen größern Gegner. Unter den Vertretern der kirchlichen Richtung war auch der edle sächsische Canzler Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 20. December 1626), ein Mann von frommem Gemüth und strenggläubiger Erziehung, ein Freund und Gönner auch der Wissenschaft, wenn sie sich innerhalb der engen Schranken seines Glaubens bewegte, aber ein Eiferer für die Religion und voll Besorgniß, daß der Atheismus sich der Welt bemächtigen werde. Seckendorf schrieb unter Anderm auch ein Buch über „den Christenstaat, worin vom Christenthum an sich und dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, wie auch von der Verbesserung sowohl des welt- als geistlichen Standes nach dem Zweck des Christenthums gehandelt wird." Aber Pufendorf war an logischer Schärfe und kritischer Gewandtheit allen seinen Gegnern weit überlegen. Er nahm den Kampf auf und indem er seine Ueberzeugung und sein Streben vertheidigte, ging er selber zum Angriff auf den Standpunkt seiner Feinde über.

Als sie ihn als einen Neuerer dem Haß aller Derer empfahlen, welche in den herkömmlichen Meinungen ihre Ruhe und ihren Nutzen fanden, erwiederte er:*) „Wohl mag die wahre Religion, die sich auf das Wort Gottes stützt, und der Staat die Neuerung verwerfen; aber in der Wissenschaft, in welcher die Vernunft waltet, verschaffen grade die neuen Entdeckungen den Ruhm des Geistes und des Fleißes." Den Zweifel an seiner lutherischen Rechtgläubigkeit, weil er in Heidelberg auch mit den Calvinisten sich befreundet habe und papistische Autoren citire, beschämt er durch das Wort:**) „Es ist die Weise der Leute, die kein eigenes Urtheil haben, aber von dem Hasse der Secten erfüllt sind, jeden Andersgläubigen mit Schaudern zu betrachten. Aber so treu wir dem Glauben unserer Kirche bleiben, so soll der theologische Haß der christlichen Secten nicht das Gebiet der Philosophie, der Medicin und der Jurisprudenz in Flammen setzen."

Die Hauptfrage war: Darf und soll die Wissenschaft, wie Pufendorf es gethan, von der Autorität der Kirchenlehre absehen und lediglich auf dem Wege der vernünftigen Prüfung das natürliche Recht aufsuchen und darstellen? Die Gegner, wenigstens die ehrlichen, bestreiten nicht, daß sogar eine natürliche Religion im Unterschiede von der geoffenbarten christlichen und ebenso ein natürliches Recht möglich sei. Aber sie sind so sehr von der Unvollkommenheit beider, von der Schwäche und Unzulässigkeit der Vernunft, von der Autorität der Offenbarung und von der Fruchtbarkeit der geoffenbarten Wahrheiten durchdrungen, daß sie mit dem äußersten Mißtrauen und mit unverhehlter Abneigung jede freie Wissenschaft betrachten und es für ebenso unschicklich und unnütz als gefährlich halten, wenn ein orthodoxer Christ sich mit solchen hochmüthigen und eiteln Forschungen beschäftige.

*) Ausführliche Angaben über die hierher gehörige Literatur und ihren Inhalt finden sich bei Hinrich's Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien, II, S. 246 ff.

*) Apologiae §. 4.

**) Apologiae §. 5. 6.

Es ist ein Genuß, nachzulesen, wie Pufendorf diese Bedenken aus dem Felde schlägt:*) „Ein Philosoph ist ein Philosoph, ob er Christ oder Heide, Deutscher oder Wälscher sei, wie es für den Musiker unerheblich ist, ob er einen Bart trage oder nicht. Die Philosophie zieht aus der Vermischung mit der Theologie keinen Gewinn, sie nährt nur das Gezänke. Wie die Geometrie und die Chirurgie keine christliche Wissenschaft ist, so ist es auch die Logik nicht. Vergeblich jammert Ihr über die Verderbtheit der menschlichen Vernunft, die auch göttlichen Ursprungs und die edelste Gottesgabe ist. Ist dieselbe in dem Grade verdorben und unsicher, daß man den logischen Schlüssen nicht vertrauen darf, dann wird auch das Lehrgebäude der Theologie keine Festigkeit haben, denn es ist aus denselben logischen Schlüssen auferbaut. Keine Religion hat eine edlere Moral verkündet als das Christenthum. Aber Christus und seine Apostel haben kein neues System der Politik gelehrt, sondern die Fortbildung des Rechts nach wie vor der menschlichen Vernunft überlassen. Das Evangelium weiß nichts von Staatseinrichtungen. Den Römern hat die Rechtswissenschaft viel mehr zu verdanken, obwohl die Römer noch Heiden waren, als ihre Jurisprudenz in der Blüthe stand. Das Naturrecht muß für die Nichtchristen wie für die Christen gelten, daher muß es auch auf eine Grundlage gebaut werden, welche allen Völkern gemeinsam ist, ob sie nun mehr auf Mohamed oder auf Christus hören. Das den Menschen in's Herz geschriebene Gesetz, wie die menschliche Vernunft es beleuchtet, ist diese natürliche Grundlage. Die Deutschen wenden ihre Waffen nicht weniger gegen den „allerchristlichsten" König von Frankreich als gegen den türkischen Sultan. Sie alle werden von dem gleichen Natur- und Völkerrecht begriffen. Die Pflicht der Humanität verbindet alle Menschen und das Naturrecht ist Sache der Menschheit."

Die Befreiung der Rechtswissenschaft von der Vormundschaft der Theologie ist, wie man sieht, zugleich Befreiung der Vernunftthätigkeit von der Gebundenheit des Offenbarungsglaubens und Befreiung des Staats von der Kirche. Die Menschennatur ist ihr Ausgangspunkt und das Streben nach Humanität ihr Ziel. Die menschliche Logik ist das Mittel, das Ziel zu erreichen. Das ist die Meinung Pufendorf's.

Von dieser großartigen Anschauung aus konnte die Ansicht Seckendorf's, die Türken und Heiden lesen unsere Bücher nicht, für diese brauche man daher kein Naturrecht zu bearbeiten, und für die Christen sei es höchst gefährlich, wenn sie von der Offenbarung absehen, doch nur als die beschränkte Ansicht eines Menschen erscheinen, der nicht über die Mauern seines Hofes hinaussieht und sich davor fürchtet, mit Menschen menschlich zu verkehren.

Als Lund von den Dänen besetzt ward, zog der König von Schweden Pufendorf nach Stockholm und übertrug ihm das Amt eines königlichen Historiographen. Von da an wendete er sich vorzugsweise den geschichtlichen Arbeiten zu. Zuerst schrieb er die Werke über schwedische, dann die über die Geschichte der beiden preußischen Fürsten Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten, und seines Sohnes, Friedrich's III. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Berlin zu, wohin ihn schon der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg berufen hatte. Kurz vor seinem Tode (26. October 1694) ward er noch von dem König von Schweden in den Freiherrnstand erhoben.

Ich denke, die deutsche Nation hat alle Ursache, nicht ferner zu gestatten, daß der Name Samuel Pufendorf aus der glänzenden Liste ihrer Geisteshelden ausgelöscht werde und das Andenken an den Vater des Naturrechts und an den Befreier der Wissenschaft von der theologischen und scholastischen Tyrannei in nicht geringern Ehren zu halten, als die Engländer ihres Locke und die Franzosen ihres Montesquieu gedenken.

*) Eris Scandica.

Miene und Geberde.

Von

E. Jarless.

Die natürliche Geberde und ihre Bedeutung geht aus den Grundbedingungen der Verknüpfung von Leib und Seele hervor — und diese sind allen Menschen gemeinsam. Nicht aber bloß gemeinsam, son-

dern so lange das Menschengeschlecht besteht, unveränderlich. Die Pantomime ist Allen verständlich, so verschieden auch die Zungen sein mögen, in welchen sie sprechen.

Deshalb kann aber die Pantomime auch nur zur Reproduction von Dem benutzt werden, dessen jeder Einzelne vermöge jener allgemein giltigen Beziehungen zwischen Leib und Seele fähig ist. Eine Bereicherung mit Neuem durch Mittheilung bleibt der Sprache allein vorbehalten. Eine Bereicherung kann der menschliche Geist überhaupt nur nach einer Richtung hin erfahren: in Beziehung auf seine Begriffe und Urtheile — nicht aber in Beziehung auf die Gefühle. Spurlos gehen alle Versuche, sie durch Worte zu erzeugen, an Dem vorüber, in welchem sie nicht schon sonst durch Erlebnisse und Erfahrungen von selbst entstanden sind. Sie können nie durch Mittheilung erzeugt, sondern nur wiedererzeugt werden; durch die Pantomime aber lebendiger, schneller und einfacher als durch die Sprache. Oft ringt der Mensch vergebens nach Worten, Gefühle auszudrücken, wenn ein einziger Zug seiner Miene sie längst verrathen hat.

Der natürlichen Pantomime steht die künstliche oder willkürlich gewählte Zeichensprache gegenüber. Sie ist in ihrer Chiffrirung weder allgemein verständlich, noch zeitlich beständig, eben weil sie wie die laute Sprache nicht organische Bedingungen hat. Entweder bildet sie den Gegenstand einer Vorstellung mit seinen charakteristischen Merkmalen nach, und hat darin Aehnlichkeit mit dem Schriftversuch der Hieroglyphen, oder sie gibt einem ganzen Wort, wie der Bejahung, Verneinung u. s. w., eine willkürlich gewählte Form, oder endlich wählt sie in der Fingersprache für jeden Buchstaben eine bestimmte Bewegung, so daß also alle Arten der Schrift auch in diesen Pantominen wiederkehren.

Die äußeren Mittel zur Erzeugung einer Geberde sind die Muskeln. Ihre Zustände sind durch allgemeine Verhältnisse des Nervensystems und durch bestimmte Impulse des Willens regulirt. Die allgemeinste und letzte Wirkung eines Muskels ist keine andere als die, daß er die räumlichen Beziehungen zwischen seinen beiden Endpunkten oder den daran befestigten, beweglichen Organen innerhalb bestimmter Grenzen festzuhalten im Stande ist, und daß er schließlich bei seiner Thätigkeit irgend welche mechanische Effecte herbeizuführen vermag. Mehr ist kein Muskel zu leisten im Stande, wo er sich auch immer befinden mag. Diese Fähigkeit erlangt er durch das Vermögen sich zu verkürzen, wobei der Bewegung seiner Endpunkte die daran befestigten Theile folgen müssen, so lange dies nicht gegenwirkende Kräfte verhindern.

Mit diesen beiden, an sich so einfachen Mitteln: die räumliche Beziehung seiner Endpunkte zu ändern und dabei eine nach außen übertragbare wechselnde Kraft zu entwickeln, reicht er aus, im Verein mit andern Muskeln die unendliche Menge von Mienen und Gesten zu erzeugen, dessen der Mensch sich bedient, um willkürlich oder unwillkürlich die eben so unendliche Zahl innerer, geistiger Bewegungen kund zu geben.

Das Eine wird sogleich klar, wenn wir an den Blick, an die Wendung des Kopfes, an die Neigung des Rumpfes, an die deutende Bewegung von Hand und Finger erinnern, wodurch Das, worauf sich alle übrigen Mienen und Gesten, eine Handlung oder eine Situation bezieht, angedeutet wird.

Alle derartigen Bewegungen des Kopfes sind durch die höheren Sinnesorgane gefordert, deren Pforten an ihm gelegen sind; und für die Mimik spielen Auge und Ohr die wichtigsten Rollen. Zur Erzeugung eines möglichst scharfen Sinneseindruckes in ihnen ist eine Richtung der schall- oder lichterzeugenden Bewegung in der Umgebung des Menschen verlangt, welche senkrecht auf den Eingang zum Sinnesorgane trifft. Indem von dem lichtentsendenden Körper, welcher gesehen wird, die Wellenbewegung des Aethers zum Auge sich fortpflanzt, indem von dem tönenden Körper Schallschwingungen ausgehen, läßt sich die Vorstellung gewinnen, als wenn der gesehene Punkt oder der Körper, dessen Ton gehört wird, mit dem entsprechenden Sinnesorgan so durch eine Linie verbunden wäre, daß diese senkrecht auf die Ebene der Oeffnung von Auge oder Ohr träfe. Diese Linie ist dann für das Auge nichts Anderes, als die Fortsetzung seiner optischen Axe nach außen; und heißt deswegen auch die Sehlinie. Umgekehrt also schließen wir aus der mit der Bewegung des Auges veränderlichen Richtung der Sehlinie, gegen welchen Punkt der Blick gekehrt ist. Doch ist der Blick mit einem Auge viel weniger sprechend und verständlich als der mit beiden.

Nie ist der Blick allein und für sich im Stande, diese oder jene Stimmung oder leidenschaftliche Erregung auszudrücken. Es

gibt keinen Blick der Furcht, der Andacht, der Liebe ꝛc., sondern nur Blicke, durch welche sich das Interesse an den Dingen der Umgebung in seinen gradweisen Unterschieden erkennen läßt. Jede weitere Auslegung seiner Bedeutung folgt aus dem ganzen Complex der Mienen, der Situation und Umgebung. Gleichwohl haben gruppenweise oft an sich sehr verschiedene Seelenzustände als integrirenden Theil ihrer Aeußerung bestimmte Augenstellungen, und das Bild von jenen würde ohne diese fast ganz seine Wirkung verlieren.

Deutlich zeigt sich dies in dem Gegensatz des fixirenden Blickes. Wenn die Sehlinien parallel gestellt werden, wie zum Blick in die weiteste Ferne, trotzdem, daß die Umgebung enger begrenzt ist, dann scheint der Blick gleichsam durch alle Gegenstände hindurchzudringen, ohne Theilnahme an irgend einem; denn eine solche kann nicht vorausgesetzt werden, wo für keines sich ein Zielpunkt der Sehlinien erkennen läßt. Allen Affecten ist diese Augenstellung gemeinsam, in welchen Theilnahmlosigkeit an der Umgebung durch die Seelenstimmung erzeugt ist. In der Ekstase, in der Melancholie, in der Apathie findet man sie; sie ist dem zarten Kinde eigen, welches noch keine Ahnung von dem Werth oder Unwerth der Dinge in seiner Umgebung hat; sie charakterisirt den Sterbenden, für welchen Alles um ihn her werthlos und gleichgiltig geworden.

Wenn die Sehlinien sich mehr gegeneinander neigen, aber ihr Schnittpunkt jenseits der Grenze des Raumes liegt, in welchem man eben ist, oder innerhalb dessen der Situation nach Das sich befindet, worin für den Blickenden ein Interesse vorauszusetzen wäre, so läßt sich daraus ein geringer Grad der Theilnahme entweder überhaupt oder wenigstens für das Einzelne ableiten, weil nichts davon fixirt wird. Sei es nun, daß die Seelenstimmung nur mehr allgemeine, oberflächliche Eindrücke von der Umgebung verlangt, das Auge sich gleichsam nur mit den mehr verwaschenen Bildern begnügt, oder daß die Abziehung von den bestimmten Formen der Umgebung den Zweck hat, um so schärfer das Folgende oder noch nicht Vorhandenes, sondern Erwartetes aufzufassen und festzuhalten, wie bei dem Lauern, dem sich zugleich die Absicht, einen Beobachter zu täuschen, beigesellen kann.

Eine besondere Eigenthümlichkeit erhält der Blick, bei welchem der Schnittpunkt der Sehlinien den Gegenstand der Beobachtung gleichsam nur streift. Das Bild desselben entwirft sich dann nur auf den seitlichen Stellen der Netzhaut, also undeutlicher; seine bestimmte Auffassung scheint mit Absicht vermieden, oder absichtlich wenigstens einigermaßen verheimlicht. Der Blick der Coketterie, des Neides und mancher anderer Charakterzüge beurkundet sich darin, daß die Beziehung zwischen der Augenstellung und dem Gegenstand oder der Person, welche Interesse erregt, entweder ungern, oder absichtlich unvollkommen der Beobachtung preisgegeben wird.

Bei dem rückhaltlosen Betrachten ohne vorwaltendes Interresse für das Einzelne liegt der Schnittpunkt der Sehlinien nahe vor oder nahe hinter dem betrachteten Gegenstand. Oberflächliche Beobachtung, hingebende Stimmung ohne Prätension und ohne berechnete Absicht, das sind die sonst tausendfältig modificirten Zustände der Seele, welche in solchem Blick ihren Ausdruck finden.

Wir haben für alle die verschiedenen bis jetzt angedeuteten Augenstellungen ein sehr fein ausgebildetes Gefühl, welches aber keineswegs durch eine magische Kraft des Blickes erzeugt wird, sondern aus langem Umgang mit den verschiedensten Menschen durch fortwährende Beobachtung erzogen ist. Wir halten uns wesentlich an die wechselnden Entfernungen der Pupillen voneinander, deren gegenseitige Stellung durch einen inneren Mechanismus geregelt, mit vollkommener Consequenz bestimmt wird. So wie das Letztere wegfällt, was z. B. bei dem Schielen eintritt, sind wir nur äußerst schwer im Stande, die Richtung des Blickes zu erkennen. Wie Jeder weiß, geht eben dadurch der Schielende der eigenthümlichen Kraft und Wirkung seines Blickes verlustig.

Ein anderer Umstand ist es, welcher ferner die Bedeutung des Blickes auch vieler Individuen untereinander vergleichbar macht. Es ist dies die so geringe Schwankung, welcher die Entfernung beider Augenwinkel voneinander unterworfen ist. Weicht diese Entfernung nach der einen oder andern Seite hin von dem gewöhnlichen Maß ab, so erhält „das Blicken," gleichgiltig in welcher Richtung, eine auffallende Nebenwirkung. Je näher die Augen beisammen stehen, desto weniger bemerkbar werden die Unterschiede in dem Neigungswinkel, welche die beiden Sehlinien miteinander machen, desto unklarer

bleibt also der Beobachter über den Zielpunkt des Blickes, und schiebt diese seine eigene Unklarheit der Unbestimmtheit in der Absicht des Blickenden zu, welche in jedem Moment hervortreten muß und demgemäß als aus einem Charakterzug entsprungen gedacht wird. Solche Menschen hält man für geckenhaft, wankelmüthig u. s. w. Fast noch widerlicher wird der Blick, wenn die Augen weit auseinander stehen und dadurch schon für mehr entfernte Gegenstände die Neigung beider Sehlinien gegeneinander groß wird. Stets hat dann der Blick etwas Stechendes, und des Gedankens an eine gewisse Geistesverworrenheit kann man sich nur schwer erwehren. Denn wenn nie der Blick zwischen Theilnahme und Gleichgiltigkeit gegen die Dinge der nächsten Umgebung schwankt, sondern immer nur fixirend von einem Gegenstand zum andern überspringt, dann deutet dies auf eine Verwirrtheit der Sinne, welchen der natürliche, wechselvolle Gang der inneren Stimmungen fehlt. Die Thätigkeit der Seele besteht in einem Aneignen, Genießen und Unterordnen der sinnlichen Erscheinungen unter höhere Gesichtspunkte. Im Fixiren, Beschauen und Abstrahiren von den Dingen der sichtbaren Welt bewegt sich diesem inneren Leben entsprechend der Wechsel des Blickes.

So wird nicht bloß für den Moment die Stellung der Augen dem Beobachter werthvoll, um daraus die Bedeutung des Blickes und weiter die innere Stimmung oder Erregung des Blickenden zu erkennen, sondern der Wechsel des Blickes, die häufigere Wiederkehr seiner einen oder andern Form gibt einen Schlüssel für die Beurtheilung der ganzen innern Verfassung des Menschen, der Individualität, des Temperamentes und Charakters.

So gründet sich zuletzt die ganze Physiognomik des Blickes auf die Erkenntniß der Wechselwirkung zwischen dem Blickenden und seiner Umgebung, oder deren einzelnen Gegenständen. Die Natur und die Motive dieser Beziehungen werden aber nur erkannt aus der Würdigung der Verhältnisse und Umstände, unter welchen wir den Blick entstehen sehen, und der subjectiven Beurtheilung derselben gegenüber unserem eigenen Verhalten unter den gleichen Umständen. Den Anhaltspunkt für diese Vergleichung bildet das ganze übrige Mienenspiel, in welchem der Commentar für die speciellere Würdigung des Blickes gegeben ist.

Das Mienenspiel besteht in einer Bewegung der Gesichtshaut durch die darunter liegenden, an ihr befestigten Muskeln und in Bewegungen des Unterkiefers gegen den Oberkiefer durch die Kaumuskeln. Die ersteren sind die eigentlichen physiognomischen Muskeln, insofern sie allein die Züge des Gesichtes verändern. Wie bei einer Gardine, deren Schnüre durch Ringe laufen, welche in gewissen Abständen voneinander in graden Linien hintereinander befestigt sind, während des Aufziehens Falten gebildet werden, welche rechtwinklig zur Zugrichtung stehen, so verhält sich die Haut des Gesichtes zu ihren Muskeln. Immer stehen die Falten, welche man eben die Züge nennt, rechtwinklig zum Verlauf der unmittelbar darunter liegenden, mit der Haut verbundenen Muskeln. Da die Richtung der letztern an den einzelnen Stellen des Gesichtes ungleich ist, so müssen natürlich verschiedene Gesichtszüge entstehen, je nach dem Verlauf der Muskeln, welche sie erzeugen.

Die Bewegung der Haut ist aber immer von dem leichter verschiebbaren gegen den schwerer verschiebbaren Punkt gerichtet und die anatomische Vertheilung dieser Orte bringt es mit sich, daß dann die Gesichtszüge oder Falten in der bei Weitem größeren Mehrzahl von Fällen nicht gradlinig, sondern mehr oder weniger geschweift erscheinen. Mehr ist zum Verständniß des Mechanismus unserer Gesichtszüge im Allgemeinen nicht nothwendig.

Die eigentlich mimischen Muskeln des Gesichts, insoweit die descriptive Anatomie dieselben von den Kaumuskeln trennt, unterscheiden sich von diesen darin, daß entweder keiner oder höchstens nur einer ihrer Ansatzpunkte an einem Knochen liegt; der andere oder auch beide liegen in der Haut des Gesichtes. Also nicht Skelettheile sind es, welche gegeneinander bewegt werden, nicht Hebel wie an den Extremitäten, durch welche wir in irgend einer Weise mechanisch auf die Außenwelt zu wirken vermögen, sondern vollkommen nutzlos in dieser Beziehung. Fragt man nach ihrem wahren Zweck, so kann er nur in dem gesucht werden, was thatsächlich bei ihrer Verkürzung bewirkt wird. Das Sichtbare davon ist die Verschiebung und Faltenbildung der Gesichtshaut. Das Fühlbare ist die Wirkung dieser Bewegungen auf die Nerven der Gesichtshaut. Daß diese mit einem außerordentlich feinen Tastsinn besonders in der Lippengegend ausgerüstet ist, haben exacte Unter-

suchungen festgestellt. Successive nimmt diese Feinheit von der Wangengegend nach dem Mund einerseits, nach den Augen hin andererseits zu. Grade also da, wo das Mienenspiel am lebhaftesten, am feinsten nuancirt ist, grade da trifft man auf das Areal der schärfsten Tastempfindung. Nicht aber bloß der Ortsinn ist es, welcher sich an diesen Stellen so fein entwickelt zeigt, sondern auch der Unterscheidungssinn für die Qualitäten des Reizes. Die Anordnung der Faserzüge unserer mimischen Muskeln bringt es mit sich, daß bei ihren wechselnden Verkürzungen bald ein Druck, bald eine Zerrung oder Dehnung in der Gesichtshaut entsteht. Für den Unterschied und die Mischung derartiger Wirkungen haben wir ein äußerst feines Unterscheidungsvermögen, wovon sich ein Jeder augenblicklich überzeugen kann. Eben so leicht ist es zu bemerken, daß die Empfindungen, welche dabei in der Gesichtshaut entstehen, verschieden sind, angenehm bei mäßigem Druck, unangenehm bei der leisesten Dehnung oder Zerrung.

Was wir an uns selbst empfinden in dem Moment, in welchem wir unsere mimischen Muskeln bewegen, dasselbe taucht in unserer Erinnerung wieder auf, wenn wir die gleiche Bewegung im Gesicht eines Andern wahrnehmen. Denn der lebhafte Drang, gesehene Bewegungen nachzuahmen, ruft, wenn die Bewegung auch nicht wirklich ausgeführt wird, die Empfindung in unserem Vorstellungsleben wach, welche die ausgeführte Bewegung begleitet hätte. Deswegen sprechen wir von angenehmen oder unangenehmen Zügen, und daher kommt die Verschiedenheit in der Wirkung, welche die Physiognomien Anderer auf uns machen.

Es reproduciren also gesehene Mienen in uns Empfindungen und Gefühle unmittelbar und unvermeidlich, und das sind dieselben, welche den Andern unwillkürlich antreiben, eben diese Physiognomie zu zeigen. Das ist das organische Gesetz, kraft dessen die natürliche Miene zu einem allgemein verständlichen Ausdruck der innern Stimmung, der Gefühle und Empfindungen wird. Der innere und unwiderstehliche Drang, die angenehmen Vorstellungen, wenn sie lebhaft genug geworden, von Bewegungen zu begleiten, welche rückwirkend auf das Gefühl angenehme Empfindungen erzeugen, und entgegengesetzt bei lebhaften unangenehmen oder widerwärtigen Vorstellungen und Stimmungen: dieser Drang muß anfänglich unabhängig von jeder Absicht und jedem Raisonnement sein — denn er macht sich schon sehr frühzeitig bei dem Kinde bemerkbar. Ob der Zweck dieses instinktiven Dranges, welcher sich bei allen höher stehenden Thieren wiedererkennen läßt, darin liegt, der Stimmung des Gemüthes durch die größere Lebhaftigkeit eines entsprechenden physischen Gefühles mehr Klarheit zu geben, oder ob er schon von vornherein auf die gegenseitige Mittheilung der Gefühle bei den gesellig lebenden Geschöpfen abzielte — wer möchte das entscheiden? Genug ist's, ihn in dieser Bedeutung erkannt zu haben. Was in der Mimik am deutlichsten hervortritt, unsere Stimmungen und physischen Zustände überhaupt gleichsam im Spiegelbild körperlich erzeugter Empfindungen ähnlicher Art zu objectiviren, das kehrt in den natürlichen Geberden wieder. Hier aber verbirgt sich oft und leicht die Ursache ihrer Entstehung hinter den anderweitigen Deutungen, welche die Geste gewinnen kann, oder hinter den gleichzeitigen und mehrfachen Wirkungen, welche dadurch absichtlich oder unabsichtlich herbeigeführt werden.

Die Bewegung unserer Gliedmaßen wissen wir vornehmlich unterthan unserem Willen, wodurch sie zur Beherrschung und Unterordnung so wie zu Dienen und Geben gegenüber Dem, was außer uns ist, geschickt sind. Der Wille, welchem wir sie am häufigsten gehorsam sehen, ist es, dessen Maß wir schließlich auch nach solchen Bewegungen abschätzen, welche als Gesten keine mechanisch erfüllbaren Zwecke verfolgen. So wird die Heftigkeit nicht minder als die unerwartet geschwächte oder vermißte Bewegung zu einem Signal der innern Willensenergie.

Das ist aber der zweite Punkt, um welchen sich das ganze Geberdenspiel dreht; denn alle Stimmungen, Affecte und Leidenschaften sind in ihrem äußeren Abdruck wie in ihren inneren Verschiedenheiten wesentlich abhängig von dem Gefühl und Willen und deren gegenseitigem Verhältniß. Die Grundstimmung des Angenehmen und Unangenehmen mit ihren vielfachen Nuancirungen je nach der Natur der Ursache, welche sie erregt hat, kann entweder von dem Willen hingenommen, ja selbst durch seine Aeußerungen wieder unterstützt werden, oder dieser tritt mit jener in Conflict; er sucht sie durch Ablenkung oder Erzeugung entgegengesetzter Gefühle oder durch Concentrirung auf andere

Punkte zu verscheuchen oder zu verändern. So entstehen die vielfachen Formen innerer Zustände, welche deswegen weder ihrem Wesen noch ihrem äußern Abdruck nach eine scharfe Gruppirung gestatten.

Jeder Willensact wird in dem Moment, in welchem er sich manifestirt, rückwirkend auf uns selbst, Ausgangspunkt eines Gefühles — denn wir empfinden die Größe unseres Willens eben so gut wie seine Ohnmacht in den Augenblicken überwältigender Eindrücke. Das Gefühl des Willens ist es, was zur That aufstachelt, was selbst gegenkämpfende Ueberlegung zu verdrängen vermag. Tausenderlei Handlungen, zu welchen ein bewußtes Wollen treibt, bleiben scheinbar ohne solche Verknüpfung mit einem Gefühl. So wie aber das Begehren leidenschaftlich oder die Willensthätigkeit überhaupt nur höher gesteigert wird, ist es auch von dem begleitet, was wir Gefühl nennen. Der Sprachgebrauch unterscheidet das Gefühl im Allgemeinen von der einzelnen Empfindung; wenn auch die Bezeichnungen häufig nicht so scharf getrennt werden, so läßt sich thatsächlich doch dieser Unterschied festhalten. Unser ganzes Leben hindurch begleitet uns ein allgemeines Gefühl von unserer Existenz, von unsern Vorstellungen sowohl wie von unsern körperlichen Zuständen abhängig. Wir nennen es das Gemeingefühl. Es resultirt aus den tausenderlei Processen der geistigen sowohl wie der leiblichen Thätigkeit. Innerhalb einer gewissen Breite macht es sich für uns nicht weiter geltend; wir lassen uns dasselbe nur gefallen, ja achten gar nicht auf manche größere Schwankungen, welchen es unterworfen ist. Ueberschreitet die Schwankung aber eine gewisse Grenze, so drängt es sich oft mit unwiderstehlicher Gewalt unserm Bewußtsein auf, um den Gang unserer Gedanken und das Ziel unserer Handlungen zu beherrschen.

Damit ist aber der Affect erzeugt. Jede leidenschaftliche Erregung begleitet eine solche größere Schwankung des Gemeingefühles, welche unmittelbar die affective Vorstellung hervorgerufen hat. Wer sich nur irgend einmal in solchen Augenblicken beobachten kann, wird finden, daß eine unbestimmte, aber scheinbar den ganzen Körper durchzuckende Empfindung den Blitzstrahl der leidenschaftlichen Erregung begleitet. Dauert der Affect an, so bleibt auch eine auffällige Aenderung in dem Gemeingefühl, und diese macht sich eben so wohl in der veränderten Auffassungs- und Auslegungsweise der Sinneseindrücke, wie in der veränderten Gebrauchsweise unserer Glieder geltend. Ja in vielen Affecten suchen wir selbst immer wieder theils durch Vorstellungen, theils durch Gesten oder sinnliche Eindrücke jene Veränderung des Gemeingefühls zu unterhalten und damit die leidenschaftliche Erregung zu nähren; in anderen dagegen richtet sich unsere Willensthätigkeit darauf, jene Veränderung wieder rückgängig zu machen, oder in die grade entgegengesetzte überzuführen. Diese Thätigkeit des Willens kann sich entweder gegen die äußeren Ursachen der leidenschaftlichen Erregung kehren, und veranlaßt dadurch die leidenschaftliche Handlung, oder gegen das, wovon das Gemeingefühl abhängig ist, und wird dann leidenschaftliche Geste. Die Form der letzteren wird deshalb eine sehr große Manigfaltigkeit zeigen, weil sie einerseits häufig mit der ersteren unmittelbar verbunden ist, anderseits weil die Aenderung des Gemeingefühles selten so unbestimmt in ihrer Rückwirkung auf uns bleibt, wie sie es im ersten Moment der leidenschaftlichen Erregung war. Vielmehr treten sehr schnell bestimmte Empfindungsformen in den Vordergrund des Bewußtseins, welche bald von dem, bald von jenem körperlichen Organ auszugehen scheinen: ein Gefühl der Beklemmung in unserer Brust, im Kopf die Empfindung des Zersprengens, in den Knien der Mattigkeit u. s. w. Dahin richten sich die natürlichen Gesten, durch den Trieb veranlaßt, mit mechanischen Mitteln der Muskelkräfte den scheinbar mechanischen Ursachen jener Empfindungen entgegenzuarbeiten, oder wo sie angenehm sind, ihnen zu Hilfe zu kommen, sie zu steigern.

Wenn im erhöhten Lustgefühl der Busen mächtiger wogt, ein wohlthuendes Gefühl freieren Athmens herrscht, da breiten wir die Arme aus, wir erweitern noch mehr den Brustraum, und erhöhen dadurch die Lebhaftigkeit der Athmungsbewegung, welche an sich schon jenes gesteigerte Lustgefühl erzeugt hatte.

Wenn im tiefsten Seelenschmerz Centnerlast auf unserer Brust liegt, da suchen wir sie bald wegzuwälzen durch langsames, mühvoll tiefes Einathmen, oder wir pressen die Arme gegen die Brust, wenn wir uns dieser Empfindung in einem anderen Augenblick wieder ganz hingeben.

Nicht minder häufig begleitet den Affect eine plötzliche Verdunklung des Bewußtseins. Man weiß: sie kann sich bis zur völligen Bewußtlosigkeit, bis zur Ohnmacht steigern. Wir empfinden es, wenn das Bewußtsein schwinden will und ein Gefühl der Angst ergreift uns, welches uns aufstachelt, dem entgegenzuarbeiten. Das Bewußtsein ruht auf den beiden Pfeilern: der Sinnesthätigkeit einerseits, der Beherrschung unserer Muskeln andererseits. Die Mittel, das Gefühl von einer Trübung des Bewußtseins zu scheuchen, liegen darin, daß wir uns jener beiden Dinge gleichsam auf's Neue versichern, lebhafte Sinneseindrücke hervorrufen, und lebhafte Bewegungen machen, welche uns überzeugen, daß wir die Gegenstände der Außenwelt noch klar aufzufassen, daß wir noch entschieden nach außen zu wirken vermögen. Indem dieses instinktmäßig geschieht, entstehen mannigfache Gesten, deren letzter Zweck somit nicht nach Außen gerichtet ist, sondern Dem, der sie macht, wieder zu Gute kommen. Sie entstehen ebenso in der tiefsten Einsamkeit, wo sie Niemand beachtet, weil sie ja ursprünglich nicht für die Mittheilung berechnet sind, sondern wie die meisten Pantomimen einen Zweck für Den erfüllen, der sie macht.

So kann also eine einzige Geberde das sinnliche oder höhere Interesse für ein bestimmtes Object, die Art der Veränderung, welche das Gemeingefühl erfahren hat, die Klarheit des Selbstbewußtseins und die Richtung bezeichnen, welche all Dem gegenüber der Wille gewonnen hat. Und alles Dies kann uns ein einziger Moment, ein einziger Blick enthüllen; doch dürfen wir nie vergessen, daß wir stets gezwungen sind, bei der Beobachtung Anderer unsere Individualität als Maßstab anzulegen, weil wir in das Innere eines Andern nur so weit blicken können, als sich sein Benehmen nach außen mit unserem eigenen, in einem ähnlichen Fall verglichen, erkennen läßt. Dazu kommt, daß die Folie, auf welcher uns das Bild einer Pantomime entgegentritt, sehr wesentlich dazu beiträgt, ihre Deutung zu modificiren, oder ohne Gleichniß gesprochen: die individuelle Organisation des ganzen Wesens eines Menschen bildet die Grundlage, auf welcher eine bestimmte Geberde zum Ausdruck einer gewissen Stimmung oder Erregung wird, welche trotz der ganz gleichen Form, in der sie bei einem Anderen auftritt, eine ganz verschiedene Bedeutung gewinnen kann.

Darauf beruht eben die Menschenkenntniß, so weit sie bei der Auslegung einer Pantomime mitwirkt, den Werth dieser oder jener Bewegung oder auch des Ausbleibens einer Bewegung, also der Ruhe aus der Constellation der veranlassenden Ursachen und aus der schon abstrahirten Wahrscheinlichkeit des Eindruckes abzuleiten, welchen sie auf die bereits beobachtete Individualität dessen machen, an welchem man die Geberde wahrnimmt.

Damit ist die Grundlage für alle Pantomimen gegeben, welche als unmittelbare Wirkungen der inneren Erregung eben so häufig absichtslos sich äußern, als in ihrem Entstehen absichtlich unterdrückt und verheimlicht werden, so lange nicht die Heftigkeit der Stimmung den Willen übertäubt hat. Der Wille selbst aber kann entweder ohne gleichzeitigen Affect, oder verbunden mit ihm antreiben, sich durch Geberden zu äußern. Indem die erste Gruppe von Pantomimen ihren eigentlichen Zweck schon erfüllt, wenn sie auch von Niemand beobachtet wird, so ist die andere Gruppe ausschließlich dafür berechnet, daß sie beobachtet werde. Dadurch rücken diese Geberden den Bewegungen unserer Sprachorgane schon viel näher, indem sie unmittelbar zum Zweck der Mittheilung unserer Empfindungen und Vorstellungen benutzt werden. Ein Wort kann zur Beschreibung dessen dienen, was man sagen will, also zum Ausdruck eines Gedankens, zur Bezeichnung eines Gegenstandes u. s. w., zweitens kann ein Wort durch den Accent, mit welchem es gesprochen wird, den Werth seines Inhaltes erkennen lassen, den der Sprechende darauf gelegt wissen will, oder welchen es im Geist des Hörenden gewinnen soll. Drittens vermag es durch seinen Inhalt und seine Bedeutung in dem Hörer das Gefühl zu erzeugen, aus welchem es bei dem Sprechenden hervorgegangen ist, oder an welches der Sprechende den Hörer erinnern will.

In eben so viele Gruppen läßt sich die große Menge der willkürlichen Gesten zerlegen. Die eine besteht in den bezeichnenden Gesten. Die Bezeichnung kann sich auf den Ort beziehen, wohin die Bewegung gerichtet ist, oder von woher ein äußerer Eindruck kommt. Die Stellung der Augen, also der Blick, die Wendung des Kopfes, die Drehung des Körpers, die Stellung und Bewegung der Arme lassen uns darauf schließen. So drückt sich das Ziel unserer Wünsche, der

Widerwille gegen Dinge und Personen, kurz eben die Beziehung zu den Dingen außer uns aus, und wird pantomimisch eben so bedeutungsvoll als die Theilnahmlosigkeit und der Mangel an Interesse, wenn solche Pantomimen in Momenten vergebens auf sich warten lassen, in welchen wir auf ihren Eintritt bei uns oder dem Anderen seiner Individualität nach rechnen zu dürfen glauben. Eine andere Gruppe von bezeichnenden Gesten will das, was das Wort und die Rede beschreibt, den Inhalt des Gesprochenen durch Bewegungen wie durch Zeichen verständlicher machen. Das sind die Bewegungen unserer Hände in der Luft, wenn wir von Größen und Raumverhältnissen sprechen, wenn wir Dinge, von welchen wir reden, an den Fingern herzählen; das sind die willkürlich gewählten Zeichen für Bejahung oder Verneinung und eine Menge anderer Gesten, mit welchen wir einen ganzen Vorgang bei seiner Beschreibung zugleich auch so viel als möglich in seinem wirklichen Verlauf pantomimisch wiederzugeben suchen.

Eine andere Gruppe von Gesten entspricht dem Accent des Wortes und der Rede. Der Accent ist eine von Muskelkräften abhängige Verstärkung des Tones bei der Aussprache einer Silbe oder eines Wortes. In der Rede liegt ihr die Absicht zu Grunde, den Eindruck, welchen das Wort machen soll, in dem Hörer zu verstärken, weil der Inhalt desselben bedeutungsvoller für den Sprechenden ist als der eines anderen, oder weil er das Interesse des Hörers in höherem Grad auf sich lenken soll.

Dabei ist nun die Wirkung des accentuirt ausgesprochenen Wortes wie vieler mit einer gewissen Schnelligkeit und Gewalt ausgeführter Pantomimen im einen Fall direct; d. h. die Steigerung des Effectes ruft in dem Hörer, oder dem, gegen welchen eine solche Pantomime gerichtet ist, durch den physischen Eindruck die beabsichtigte Veränderung im Gedankengang unmittelbar hervor. In anderen Fällen wirkt die Pantomime aber nicht so, sondern dadurch, daß sie den Anderen über die inneren Zustände dessen belehrt, welcher die Pantomime zeigt. Dabei entsteht die Frage: Wie kann eine Muskelbewegung, welche ohne die Absicht gemacht ist, mechanisch und materiell nach außen zu wirken, ihren Zweck indirect und immateriell bei Dem erreichen, welcher sie sieht? Die unbedingte Voraussetzung, welche die Thatsache macht, ist, daß in dieser Beziehung eine große Gleichartigkeit in der Empfindungsweise der verschiedenen Menschen bestehe, zu Folge deren im Allgemeinen die Bedeutung einer accentuirenden Pantomime Jedem verständlich ist. Es besteht auch wirklich diese Gleichartigkeit; sie wird durch die Gleichartigkeit der Gesetze bedingt, nach welchen sich jedes Kind geistig entwickelt. Bei ihm sind es anfangs mechanische Hindernisse, womit der erwachende Wille zu kämpfen hat. Jede Bewegung eines Gliedes über die Grenze seiner Unterstützungsfläche hinaus führt einen solchen Kampf herbei. Anfänglich werden diese Hindernisse ganz unwillkürlich ohne Berechnung, instinktmäßig und zufällig überwunden; dabei lernt das Kind erst die Empfindung von Etwas in ihm kennen, was die Ueberwindung möglich macht; so entsteht anfänglich nicht sowohl das Bewußtsein als vielmehr zunächst bloß ein Gefühl von dem Wollen. Erst die vielfache Wiederholung solcher Vorgänge führt schließlich zur bewußten Absicht, mechanische Hindernisse durch Bewegungen der Glieder zu bekämpfen. Die Rückwirkung eben des Hindernisses gegen die sich dagegenstemmenden Theile unseres Körpers belehrt, daß ein gewisses Verhältniß zwischen der Arbeit unserer Muskeln und ihren endlichen Leistungen bestehe. Daraus entwickelt sich erst das Gefühl nnd zuletzt das Bewußtsein oder die Abstraction einer Kraft in uns und wir empfinden deren wechselnde Größe. Weiter lehrt dann die tägliche Erfahrung, daß sich bei größeren Hindernissen das Gefühl der Kraft steigert, welche wir zu ihrer Beseitigung aufbieten; es entwickelt sich die Vorstellung von dem gradweisen Unterschied der Willenskraft, welche wir mechanischen Hindernissen gegenüber an dem Aufwand der Muskelkraft selbst messen. Je mehr Mittel wir zu solchem Kampf aufwenden, desto mehr wächst scheinbar die Intensität des Willens. Bald aber geräth er auch mit den verschiedensten anderen Hindernissen in Conflict, welche sich keineswegs mechanisch den vom Willen beherrschten Muskeln entgegenstemmen.

Grade die mechanischen Hindernisse sind es, an welchen der Wille erzogen und geweckt worden ist. Darum greift dieser auch dann zu den mechanischen Gegenmitteln, nämlich zur Muskelthätigkeit, wenn gar kein Hinderniß vorhanden ist, welches jene zu beseitigen vermöchte. Intensität des Willens

und Energie der Muskelbewegung lehrt die Erfahrung dem Kind als zusammenfallende Erscheinungen an sich selbst wahrnehmen, und so kommt dieses dazu, beide miteinander auch willkürlich zu verknüpfen, um das Eine durch das Andere einem Zweiten kund zu geben, oder auch den eignen Willen durch heftigere Muskelbewegung zu steigern. In allen denjenigen Fällen, in welchen große mechanische Hindernisse zu überwinden sind, und dies auch nur bei großer Willensenergie geschehen kann, ist ein Rückschluß von dem Maß der Muskelanstrengung auf die Stärke des Willens unmittelbar gerechtfertigt. Wo aber der Wille im Kampf mit anders gearteten Hindernissen liegt, ist ein Schluß von dem Einen auf's Andere nicht möglich; im Gegentheil: wenn die Hindernisse auf ganz andere Weise und dabei leichter beseitigt werden können, spricht sich in der heftigen Muskelbewegung eher ein Mangel an Energie aus. Auf den Trugschluß von der Heftigkeit der Bewegung auf die Stärke des Willens baut oft der Feige, indem er dadurch vor sich und vor Anderen grade die Ohnmacht seines Willens zu verbergen sucht. Doch nicht bloß der innere Kampf mit einem schwachen Willen, auch die Ablenkung der Willensäußerung von dem Ziel, welchem die leidenschaftliche Erregung zustrebt, veranlaßt oft heftige Bewegungen.

Durch sein Verhältniß zu dem erzeugten Gefühl spielt der Wille eine wichtige Rolle. Entweder wir geben uns allen Einflüssen der angeregten Stimmung hin und hängen dem Gefühl nach, oder wir suchen es durch irgend welche Mittel zu verdrängen oder zu übertäuben. Nicht bloß gesteigertes Lustgefühl ist es, dem etwa allein gern der Mensch sich hingibt; er weidet sich unter Umständen auch eben so gut an seinem Schmerz. Ist es im erstern Fall eine größere Beweglichkeit, eine gesteigerte Begierde, die sinnlich wirkenden Ursachen des Gefühls aufzunehmen, gleichsam ein Haschen nach immer neuem Nahrungsstoff für dasselbe, so ist es im zweiten Fall eine zur unmittelbaren Wirkung des Unlustgefühles hinzukommende, absichtliche Vermeidung von Bewegungen, Abschließung der Sinnesorgane von den äußern Eindrücken, welche nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Ursachen des Gefühls stehen. Dabei kommen noch je verschiedene Pantomimen zu Tage, welche mit der Natur der inneren Zustände zusammenhängen, und mit unabweislicher Täuschung an zwei verschiedenen Stellen des Körpers ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheinen.

Bei gesteigerter Thätigkeit unserer Sinnesorgane und unseres Denkvermögens haben wir eine Empfindung in unserem *Haupte*; bei Gemüthsbewegungen der verschiedensten Art läßt uns der veränderte Herzschlag und der veränderte Gang der Athembewegung aus den Empfindungen an *Herz* und *Brust* vermuthen, daß dort die Quelle und der Ausgangspunkt solcherlei Gefühle sei. So führen wir die Hand bald gegen das Haupt, bald gegen die Brust, ohne daß darin etwas Symbolisches läge; vielmehr ist es der in unserem Organismus überhaupt gelegene Drang, gegen den Ort einer Empfindung die Bewegung der Glieder zu richten, gleichgiltig ob wirklich oder nur in der Einbildung der Angriff einer uns erregenden Ursache dorthin gekehrt ist.

Nicht bloß dadurch, daß wir Dem, wozu die Veränderung unseres Gemeingefühles drängt, ohne Widerstreben nachgeben — auch dadurch gibt sich die unterstützende Willensthätigkeit kund, daß sie Bewegungen erzeugt, welche in ihrer Rückwirkung auf uns die Intensität des veranlassenden Gefühls selbst wieder steigern. Die Bewegung vermag dies aber auf zweierlei Weise: Einmal durch die Empfindungen, welche sich an die Ausführung einer solchen unmittelbar anknüpfen. Man macht häufig Bewegungen ihrer selbst willen; man wiegt den Kopf auf dem Nacken, man schaukelt den freischwebenden Unterschenkel, man spielt mit den Fingern, man läßt die Augen langsam hin und her rollen — Ausdrücke einer behaglichen Stimmung, wie sie auch zum Summen eines Liedchens, zum leisen Pfeifen einer Melodie veranlaßt. Zweitens wirken die Bewegungen auf die Empfindungsnerven unsrer Haut. Wir reiben in der Freude die Hände, wir klatschen, wir drücken den Gegenstand unsrer Lust oder statt seiner unsre Hand an den Busen, und je lebhafter wir solcherweise gesticuliren, je bestimmter empfinden wir die Rückwirkung der Geberden auf unsre Stimmung; um so mehr steigert sich unser Lustgefühl. In dem Schmerz, welchem man sich hingibt, ringt man die Hände, man preßt die Nägel in's Fleisch, man rauft sich Haare aus, wie man im Zorn die krampfhaft geballte Faust auf den Tisch schlägt, oder andere polternde Bewegungen macht, deren Getös an unser Ohr zurückprallt, wodurch sich wie durch die schmerzhaften Hautgefühle die

leidenschaftliche Erregung je mehr und mehr steigert.

Bewegungen ähnlicher Art können aber auch den Zweck haben, den Affect zu beschwichtigen. Sagt man in jenem Fall: ein Mensch stellt sich ungeberdig, so sagt man in diesem: er rafft sich auf, oder er kämpft mit seiner Leidenschaft, er will sich bezwingen. Alle diese Bewegungen haben etwas mehr krampfhaftes; es sind mehr verharrende Verkürzungen einzelner Muskeln, nicht lebhaft wechselndes Agiren. Führt man sie aus, so will man sich entweder durch ihre Heftigkeit an das Maß noch disponibler Kraft erinnern, oder ihre Rückwirkung auf das Gemeingefühl soll der unklaren Stimmung eine bestimmtere Richtung geben, die allgemeineren Empfindungen sollen in einer abgegrenzten, auf irgend eine Stelle beschränkten Empfindung concentrirt werden.

Was hier Punkt für Punkt aufgezählt worden, blitzt oft gleichzeitig, oder im Wechsel eines Augenblickes an dem gesammten Geberdenspiel eines Menschen auf, und läßt den scharfen Beobachter dadurch tiefe Blicke in den Seelenzustand des Anderen thun. Ein empfänglicher Sinn für die Erweckung der Gefühle, welche sich pantomimisch äußern, eine Unterscheidungsgabe, welche den Werth jeder einzelnen geschenen Bewegung ihren inneren Ursachen und ihren äußeren Veranlassungen gegenüber präcis erkennen läßt, eine scharfe Trennung der eigenthümlichen Artung Anderer von unserem eigenen ganzen Wesen — das ist es, was trotz der Einfachheit der Mittel innere Zustände pantomimisch ausdrückbar zu machen, die Menschenkenntniß zu einem verhältnißmäßig so seltenen, zu einem so hoch geschätzten Gute macht.

Die todte Braut.

Eine flandrische Sage.

In einem der malerischsten Thäler von Flandern erhebt sich ein stattlicher Complex von Gebäuden, der gegenwärtig eine Fabrikanlage bildet, während er ehemals eines der reichdotirtesten Klöster des Landes war. Früher wurden die Umgebungen viel sorgfältiger geschont als gegenwärtig; die Wälder erstreckten sich weiter, die Wiesen prangten im schönsten Flor und zahlreiche Heerden weideten dort als das Eigenthum des weitberühmten Klosters von Vaucelles.

Vor vielen vielen Jahren schlich eines Abends eine männliche Gestalt um das Kloster und suchte mit Vorsicht bis an eines der Fenster zu gelangen. Dort klopfte der Vermummte mit dem Stocke an; man öffnete von innen und eine Strickleiter, welche an dem Fenster befestigt war, wurde heruntergeworfen. Der Fremde erstieg dieselbe rasch, worauf er oben von zwei halbentkleideten Mönchen in Empfang genommen wurde. Als er vollends eingestiegen war, warf er den Mantel ab und sein Anzug zeigte ein Gemisch von Mönchskutte und Ritterkleidung. Eifrig und mit fliegendem Athem erzählte er den beiden harrenden Mönchen irgend ein gehabtes Abenteuer, bei welchem ein weiblicher Name häufig vorkam.

Als er geendet hatte, trennten sie sich und Jeder begab sich in seine Zelle, um dort die Ruhe zu suchen. Der junge Mönch, denn ein solcher war der Vermummte ebenfalls, warf sich in der Zelle auf sein Lager. Erregt durch die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, konnte er nicht schlafen. Vergeblich kühlte er seine heiße Stirn an der frischen Nachtluft, welche er durch das geöffnete Fenster einströmen ließ, vergeblich versuchte er alle Gedanken, die ihn erregten, zu verbannen; endlich erhob er sich, zündete seine Lampe an und versuchte zu lesen. Er ergriff ein Buch, öffnete es und las das erste beste Capitel, welches er aufschlug: es war die Geschichte der Gründung des Klosters von Vaucelles.

„Christlicher Leser," so begann der Bericht, „Du, der diese Erzählung andächtig verfolgen wird, erkenne daraus, wie die böse That Unheil erzeugt und nur die Gnade des Herrn den Sünder zur Vergebung und zum Heile zurückführen kann."

In ausführlichen Worten berichtete die Erzählung weiter, wie einst der edle Herr Hugo d'Oisy an der Stelle, wo sich später das Kloster von Vaucelles erhob, ein festes Schloß besaß, in welchem er mit seinen Rossen und Dienern hauste, von denen einer, Namens Pequigny, ein Ausbund von gotteslästerlicher Rohheit war. Obgleich er im gelobten Lande die Waffen für eine heilige Sache getragen hatte, so war er doch ein Spötter und überhäufte alle Hei-

ligen, ja sogar — der Himmel verzeihe uns, daß wir etwas Derartiges wiederholen — die allerheiligste Jungfrau Maria mit seinen Schmähreden.

Trotz dieser schlechten Eigenschaften, Trunkenheit, Zorn und Ausschweifungen aller Art, war Pequigny der Liebling seines Herrn. Er durfte sich mancherlei gegen diesen erlauben, und wenn er ihn auf der Jagd oder zu Ausflügen begleitete, geschah es gar oft, daß der alte Diener seinen Herrn vor allzu heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft zurückzog und ihn durch ein Wort oder durch einen Blick in den Schranken hielt. Dieser große Einfluß hätte vortheilhaft wirken können, wäre Pequigny nicht in vielen Dingen ein Ausbund von Schlechtigkeit gewesen.

Eines Abends begegneten sie einem jungen Mädchen, welches nach Cambray gehen wollte, um sich dort in einem Kloster dem himmlischen Bräutigam zu weihen. Die sanften Züge des schönen Gesichtes entflammten den jungen Hugo derart, daß er andächtig sich verneigte und der frommen Jungfrau nachschaute.

Ueber Pequigny's Züge glitt ein diabolisches Lächeln, als er die Schönheit des Mädchens und die Verwirrung seines Herrn bemerkte. Er ritt der Vorübereilenden nach und forderte sie auf, ihm zu sagen, wohin ihr Weg gehe.

Unbefangen sprach sie ihr Vorhaben aus, und je länger Hugo, der herzugeeilt war, ihr zuhörte, um so höher schlug sein Herz, um so tiefer fühlte er sich in den Bann ihrer Reize verstrickt.

Als sie weiterschreiten wollte, sagte ihr Pequigny, sie dürfe nicht wagen, allein in so später Stunde auf der Landstraße zu gehen, da die Gegend sehr unsicher sei. Dabei bot er ihr an, sie möge mit auf das Schloß des Herrn Hugo d'Oisy kommen, woselbst sie über Nacht bleiben könne, um dann am andern Morgen sicher weiterzureisen. Das unerfahrene Mädchen nahm diesen Vorschlag an.

Niemand erfuhr jemals, was aus dem armen Opfer der Niederträchtigkeit Pequigny's und der Leidenschaft Hugo's geworden war; man begrub am folgenden Tag einen Leichnam, ohne daß ein Priester seine Gebete darüber sprach.

Ein Jahr nach diesem Ereigniß vermählte sich Hugo d'Oisy mit der edeln Heldiarde von Beautour.

Kaum aber waren die beiden Neuvermählten am Abend in ihr bräutliches Gemach eingetreten, als eine kalte Hand die erschrockene Heldiarde aus Hugo's Armen drängte, ein kalter Mund sich auf des Bräutigams Lippen preßte und eine hohle Stimme sprach:

„Hugo, mein Gatte! Durch Dich verlor ich meine Tugend, durch Dich meinen göttlichen Bräutigam, durch Dich mein ewiges Heil: mir gehörst Du an, ich bin Deine Gattin."

Von dieser Zeit an verfolgte das Gespenst das junge Paar und wich nicht eher, bis die edle Heldiarde selbst sich entschloß, dem Glück der Ehe zu entsagen und in Gemeinschaft mit Hugo zwei Klöster zu stiften, von denen das eine, welches Hugo bezog, das ehemalige Mönchskloster zu Vaucelles war. Von dem Augenblick an, als das Kloster eingeweiht war, verschwand der unheimliche Spuk, um regelmäßig dann wiederzukehren, wenn einer der Mönche sein Gelübde bricht. Alsdann umfängt die todte Braut den Schuldigen in nächtlicher Weile, heftet ihre kalten Lippen auf die seinigen und —

In diesem Augenblick warf ein Stoß von unsichtbarer Hand die erlöschende Lampe des lesenden Mönches um, über sein Gesicht glitt ein kalter Strahl und er stürzte mit einem lauten Schrei des Schreckens zu Boden.

Einige Mönche eilten rasch herzu, beleuchteten die dunkle Zelle mit ihren Fackeln und fanden ihren Genossen am Boden liegend, bleich, mit zitternden Lippen und ganz bedeckt von dem Oel seiner Lampe, welches diese im Fall über sein Gesicht ergossen hatte. Eine Fledermaus flatterte ängstlich zwischen den brennenden Fackeln umher.

Der junge Mönch lächelte verwirrt, erholte sich jedoch und erzählte, ein böser Traum habe ihn gepeinigt und während desselben habe er die Lampe vom Tische gestoßen.

Man ließ ihn allein, aber er verbrachte die Nacht schlaflos und wagte es niemals wieder, sich auf galante Abenteuer außerhalb seines Klosters zu begeben.

Literarisches.

Deutsche Nationalbibliothek. Herausgegeben von Ferd. Schmidt. Berlin. Brigl und Lobeck. 1. Band. Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens. Von G. Weber.

„Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt," sagt Goethe. Das ist gewiß richtig, und eben auf dieser ihrer Wirkung beruht die erziehende und bildende Kraft, die sie besitzt. Speciell auf das Vaterland bezogen, wird nichts in gleicher Weise im Stande sein, eine deutsche, patriotische Gesinnung zu wecken und zu fördern, Liebe zum Vaterlande zu entzünden, als eben die Erzählung von den Großthaten der Vergangenheit. Es wird aber eben darauf ankommen, wenn die Geschichte diesen Einfluß ausüben soll, ob die Erzählung von der Art ist, daß sie die Herzen warm machen und bis zum Enthusiasmus in Flammen setzen kann. Wir haben viele gute Geschichtschreiber und viele gute Geschichtswerke, aber wir können uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß vielleicht grade die besten und mit Recht gepriesensten nur ein Gut Weniger, erstaunlich Weniger selbst von den Gebildeten geblieben sind, und bei ihnen von jener Wirkung gar nicht, oder höchstens indirect wie bei verdünntem Trank, die Rede sein kann.

Die deutsche Nationalbibliothek, oder vielmehr ihr patriotischer Herausgeber, Ferdinand Schmidt in Berlin, hat es sich zum Ziele gesetzt, durch dieses Unternehmen den Segen der deutschen Geschichte und Geschichtsforschung in das weite Volk hinabzuleiten, dadurch in ihm die vaterländische Gesinnung zu wecken oder zu kräftigen und namentlich auch die reifere Jugend zu bilden, sie in höheren Schwung der Gefühle und Ideen zu setzen und die gleiche Gesinnung in ihr zu entzünden. Er rief nun die Hilfe der ersten Meister an — das Programm nennt uns unter der Zahl Gervinus und Weber, Ranke und Waitz, Droysen und Giesebrecht, Beitzke, Häusser, Wachsmuth u. s. w.— und jeder hat der guten Sache gern seinen Beitrag versprochen. Freilich manche von ihnen, die es nicht gewohnt sind, müssen wohl einmal vom Thron der Gelehrsamkeit herabsteigen und müssen, wenn sie dem Volk in das Herz reden wollen, auch in einer andern Form sprechen, die ihm verständlich ist, die Ohr und Sinne fesselt. Was erwärmen soll, muß selbst aus heißer Quelle fließen; nur der Feuerfunke ist's, der zündet.

Die Beiträge, welche die deutsche Nationalbibliothek bilden sollen, werden nicht Aufsätze, sondern selbständige Werke sein, aber von geringerem Umfang, und ihrer Form nach, wie das Programm verheißt, echte Gediegenheit mit spannender Frische vereinigen. Ueber Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart, nach freier Wahl des Verfassers, sich verbreitend, werden sie mit der Zeit ein Gesammtbild deutschen Lebens und deutscher Geschichte gewähren.

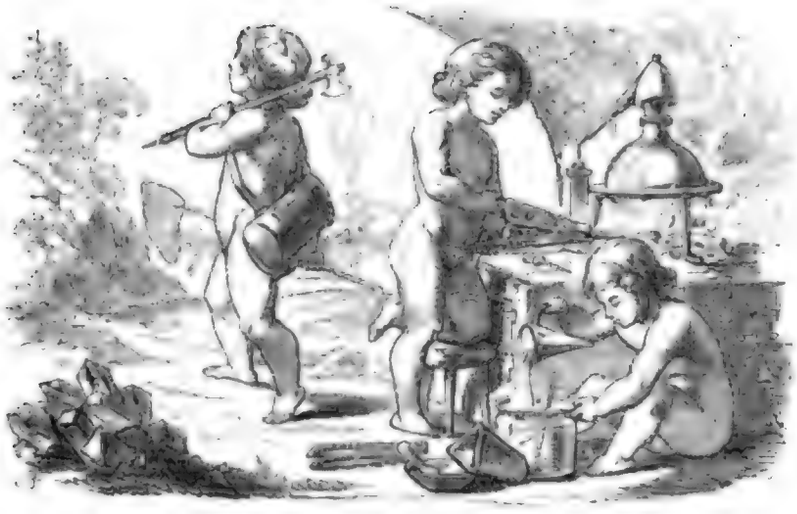
Das Unternehmen, volksthümlich in Ziel und Form, wendet sich an die Leser aller Stände und auch aller Stämme des deutschen Volks. Alle vierzehn Tage wird ein leichter Halbband erscheinen, billig nach dem Preis und in schöner, solider Ausstattung, wie der vorliegende erste Band zeigt.

Dieser enthält eine Arbeit des allgemein beliebten Universalhistorikers Georg Weber in Heidelberg: Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens. Die Darstellung umfaßt die Geschichte der Germanen, ihre Thaten und Leiden, ihre Zustände und Sitten vom Auftreten der Cimbern und Teutonen bis zum Tode Armin's, somit eröffnen also auch die Anfänge unserer Geschichte das vielversprechende Unternehmen. Der Verfasser hatte, wie er selbst gesteht, nicht nöthig, Schmuck der Rede zum Gegenstande hinzuzubringen. Das reiche Lob, das aus dem Munde der Feinde strömt, die vorbedeutende, imponirende Gewalt, mit der die Germanen plötzlich aus dem geheimnißvollen Dunkel ihrer Wälder in die Geschichte eintreten, der Schrecken ihres Namens, ihre Siege und Leiden, ihre Tugenden und Fehler, die noch heute gelten, ihre eigenthümliche Art — all das hat für sich volles Interesse genug und bedarf nur des Antheil nehmenden Herzens und der sichern Hand. Und beides hatte der Verfasser ihnen vollgenügend zu leihen.

Würde es der Raum gestatten und hätten wir es nicht bloß mit der Anzeige des Unternehmens und seines Erstlings zu thun, so möchten wir wohl zu Frommen des Lesers ein wenig auf das Leben Georg Weber's eingehen, so aber begnügen wir uns schließlich mit der Angabe dessen, was uns das Programm für die nächsten Monate verheißt, nämlich: Geschichte der Hansa von Johann Falke in Nürnberg, Kaiser Heinrich IV. von C. A. Mayer in Mannheim, Luther, ein Lebensbild von Scholtmüller in Berlin, Blicke in das kunst- und gewerbereiche Nürnberg im sechzehnten Jahrhundert von Johann Voigt in Königsberg, ritterlicher Frauendienst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von Jakob Falke in Wien, Kurfürst Berthold von Mainz und der schwäbische Bund von Klüpfel, Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Friedrich II. von Waitz, die Zeit des siebenjährigen Krieges von Kutzen.

Unterhaltungsliteratur.

Mit einer Lebendigkeit, welche mehr an die Heimath des Helden als an die des Verfassers erinnert, schildert Lucian Herbert in „Louis Napoleon. Roman und Geschichte, zehn Bände. Leipzig bei F. W. Grunow," die Schicksale der Napoleoniden bis zu der Zeit, als der jetzige Kaiser der Franzosen nach der Flucht von Ham direct in die Ereignisse der Geschichte eingriff. Die geschickte „Mache" ist dem Werke nicht abzusprechen: es spannt und fesselt, trotz der Oberflächlichkeit, womit die vielen Anekdoten und Histörchen über die verschiedenen Glieder der interessanten Familie und das Aufstreben des gegenwärtigen Hauptes derselben aneinandergereiht sind. Dem Verfasser ist eine rasche Combinationsgabe nachzurühmen, vermöge welcher er aus Memoiren, Journalen und anderen Quellen das für seinen Zweck geeignete Material herausgenommen und nicht ohne Talent verbunden hat. — Wenn wir nun solchen Schilderungen der großen Geschicke der Völker und historischen Charaktere ein besonders weit verbreitetes Publicum wünschen, so soll damit der künstlerisch abgerundeten Darstellung interessanter Erscheinungen im Einzelleben nicht das Recht streitig gemacht werden. Wer sich gern mit den inneren Vorgängen des Seelenlebens, mit den immer mehr sich aufklärenden Räthseln der Menschennatur beschäftigt, der wird sich lebhaft angezogen fühlen durch die Novelle „Der Anempfinder" von Hermann Bresber, Leipzig bei Thomas. Schade, daß der Verfasser den trefflich durchgeführten „Anempfinder" nicht als die zweite Person eines Buches, dessen Held ein wirklicher Charakter sein mußte, verwendet hat! So, wie es jetzt ist, macht das Werk den Eindruck eines eigenthümlich interessanten Bruchstücks, dessen bloß negirende und verbitterte Tendenz keine volle Befriedigung gewährt. Von besonderer Schönheit sind die Naturschilderungen, wie denn überhaupt das Gefühlsleben, nicht aber das Gebiet der Thatkraft und Energie darin vorwiegt. — Eine sehr anziehende, durch gesunde Anschauung und lebenvolle Zeichnung der Charaktere ausgezeichnete Arbeit ist Robert Heller's in demselben Verlage erschienene Novelle „Hohe Freunde," welche die Freundschaft des Herzogs von Weimar zu Goethe zum Hauptinhalte hat und die Verhältnisse am Weimarer Hofe vortrefflich schildert. — Interessant in Bezug auf unseren zweiten großen Dichter ist der geschichtliche Roman „Graveneck" von Otto Mylius, welcher in der Regierungszeit des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg spielt und die bekannten Persönlichkeiten des Herzogs, des Gründers der durch Schiller berühmt gewordenen Karlsschule, der Franziska von Hohenheim und Anderer vorführt. — Von Gustav vom See ist ein neuer dreibändiger Roman unter dem Titel „Herz und Welt" (Breslau, bei Eduard Trewendt) erschienen. Der erste Band, mit den patriotischen Anklängen aus der Zeit nach den Befreiungskriegen, verspricht mehr, als die Folge erfüllt. Viel Beamtenweisheit und lange Gespräche, viel Willkür in der Entwicklung, namentlich aber das bereits so verbrauchte Motiv aus dem „Kind des Glücks," welches hier bei dem Stiftsfräulein wieder in Anwendung kommt, beeinträchtigen die Wirkung. — In demselben Verlage erschienen drei Bände kleinerer „Romane" von Th. Mügge. Es sind „Der Vogt von Ulenswang," „Vater und Sohn," „Cosimo Vinci" und „Romana;" sämmtlich vortreffliche, in der einfach kräftigen Weise des leider Verstorbenen gehaltene Erzählungen, von denen die letztere unseren Lesern früher bereits bekannt geworden ist. — Der Roman „Unseres Herrgotts Canzlei," von W. Raabe (Jakob Corvinus), (Braunschweig, bei Westermann), dessen Stoff der Reformationszeit entnommen ist, gehört nicht zu der Gattung „Roman und Geschichte," sondern zu jener werthvolleren Art geschichtlicher Romane, bei welchen die Ereignisse in ihren allgemeinen Zügen und die historischen Charaktere in ihrer Totalität festgehalten sind und wobei die großen Wahrheiten, welche bei einem Stoffe aus der Gegenwart noch nicht hervortreten können, zur Geltung kommen, ohne daß die vom Stoffe durchdrungene aber nicht in Fesseln geschlagene Phantasie zu sehr in den Hintergrund tritt. — Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges hat Adolf Mützelburg den Stoff zu seinem fünfbändigen Romane „Der Engel des Friedens." Berlin bei C. Nöhring entnommen, und in demselben ein an Entwurf und Ausführung gleich anerkennenswerthes, von nationaler Gesinnung durchdrungenes Werk geschaffen, dem zwar noch nicht ganz jene drastische Lebendigkeit eigen ist, welche aus der künstlerischen Berechnung der Effecte hervorgeht, welches aber eine ernste Bedeutung und daneben genug romanhaftes Element in sich trägt, um ein weit verbreitetes und andauerndes Interesse zu wecken. — Von kleineren belletristischen Productionen sind die Novellen von Julius Große, deren erster Band in München bei Fleischmann erschienen ist, besonders geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Einzelne Züge in diesen Novellen verrathen eine geniale Begabung, die jedoch noch etwas zu wenig abgeklärt erscheint und sich in Absonderlichkeiten gefällt.



Centralamerikanische Alterthümer.

Von

Wilhelm Krühne.

Ein geistreicher Botaniker nannte einst eine Reise nach Mittel- und Südamerika eine Art Auferstehung, welcher Ausdruck ohne Zweifel bei Manchem den Verdacht phantastischer Uebertreibung gegen sich erregt haben mag; aber wie in naturwissenschaftlicher, so ist namentlich in archäologischer Beziehung keine Bezeichnung passender und richtiger bei einer Excursion zu wissenschaftlichen Zwecken in Amerika, als die eben erwähnte. Man muß die Schilderungen Alexander von Humboldt's und Bonpland's, des Prinzen Max von Neuwied, Martius', Kingsborough's, Galindo's, Gailhabaud's und anderer Reisenden nachempfunden, man muß es an sich selbst erfahren haben, welchen Eindruck neben der ungewohnten Vegetation in den genannten Erdtheilen die Erzeugnisse der Kunst amerikanischer Urvölker auf das Gemüth hervorbringen, um sich von der überwältigenden Erregung eine Vorstellung machen zu können, von welcher der Forscher ergriffen und durchschauert wird, wenn er sich nach vieljährigen Vorbereitungen und sorgfältigen Studien in jene fremdartige neue Welt mit ihren ungeahnten Wundern und Denkmälern versetzt sieht. Alles, was er sieht, erfüllt ihn mit neuen Gedanken, welche sich mit seinen lebhaften Erinnerungen an die Heimath und mit der Sehnsucht nach dem Wunderlande vereinigen und wohl geeignet sind, eine wissenschaftliche „Auferstehung" in dem Forscher hervorzurufen, wo sich ihm gar manche Frage lösen, manche Dunkelheit aufhellen, aber auch manche neue Folge von Zweifeln und Bedenken eröffnen soll. So hinsichtlich der Denkmale des Alterthums, welche in allen Theilen Amerika's schon entdeckt sind oder noch im Schooße der Erde verborgen liegen.

Es ist ein mißliches Ding um die Alterthumswissenschaft eines Erdtheils wie Amerika, wenn diese, von den einheimischen Gelehrten vor einigen Jahrzehnten noch gar nicht und gegenwärtig selbst wenig gepflegt, heute noch fast ganz in der Kindheit unausgebeutet daliegt, obschon ihr Studium für die Geschichte der Culturzustände jener Völker, welche in Amerika vor der Entdeckung durch Columbus, oder besser gesagt, vor der Unterjochung durch die Europäer ihre Ausbreitung und größtentheils staatliche Entwicklung fanden, von größtem und wichtigstem Interesse ist. Man sucht sich bei Erforschung amerikanischer Antiquitäten, so lange es eben gehen will, die Resultate der alten Geschichte Amerika's und seiner Culturvölker zu Nutze zu machen, deren Nimbus an und für sich kein glänzender ist, ja matt und matter erscheint an den immer mehr zu Tage geförderten Denkmälern, welche noch dazu ein redendes Zeugniß davon ablegen, mit welchem Eifer die ersten Männer der Civilisation in Amerika auf den Kunstgebieten überall tabula rasa gemacht haben. Dieses ist mit den alterthümlichen Kunstdenkmalen Amerika's der Fall und besonders mit denen der Malerei, Sculptur und Baukunst.

Es ist gewiß ein günstiges Zeichen deutscher Forschung und Wissenschaft, daß es auch hier wieder ein deutscher Gelehrter war, der die amerikanischen Alterthümer zuerst einer wissenschaftlichen Untersuchung unterwarf; Alexander von Humboldt war es, der auf diesem Gebiete sich die bedeutendsten Verdienste erworben und die Resultate bezüglicher Forschungen in seiner Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent niedergelegt hat. Erst nach ihm und angeregt durch den großen deutschen Forscher, hat sich vor circa zwanzig Jahren zu New-York eine ethnographische Gesellschaft gebildet, aus deren Mitte Morton der amerikanischen Ethnologie eine ganz neue, vielseitig befolgte Richtung gab und sich überhaupt erfolgreich mit der Auffindung und Aufstellung von Alterthümern namentlich Nordamerika's beschäftigte. Die Museen von New-York, Washington und Mexiko bergen bereits manchen seltenen Schatz, doch dürfte bis jetzt nur ein sehr kleiner Theil dieser Alterthümer zu Tage gefördert sein.

Während die in den Vereinigten Staaten Nordamerika's bis jetzt aufgefundenen Alterthümer ohne Ausnahme keinen Anspruch auf Schönheit und Kunstwerth haben und von den einfachsten Culturzuständen der Urvölker den deutlichsten Beweis liefern — da sie meist aus Mauern und Wallwerken (ähnlich denen unserer Festungen, doch von größerer Höhe) und aus ziemlich hohen, aus Erde und Kalkstein kegelförmig erbauten Grabhügeln ohne Inschrift und Zeichen bestehen — so sind es namentlich die antiken Denkmäler Mittel- und Südamerika's, die für die Wissenschaft von größter Bedeutung sind und zum Theil lebhaft an die Alterthümer Indiens und Egyptens erinnern. Viele Gelehrte, wie Morton, Brandford, Gailhabaud, Stephens, Nebel und Andere haben die Alterthümer dieser Länderdistricte zum Gegenstand ihrer Beobachtung und Untersuchung gemacht, so namentlich die von Mexiko, Palenque und Yucatan, Bolivia und Quito, die auf den Inseln im Titicacasee und am Mississippi, deren weitere Ausbeute für die Wissenschaft noch sehr viel Ersprießliches erwarten läßt. Die mexikanischen haben unstreitig am meisten neben ihrer archäologischen auch eine künstlerische Bedeutung durch die streng regelmäßige, sogar edle Form ihrer Sculptur und durch die äußerst lebhafte Farbenwahl in ihrer seltsamen Malerei, obgleich sich auch hier wie in Nordamerika großartige Stein- und Felsbauten, riesige Mauern aus kolossalen Felsblöcken durch jene Tempel, Götzenbilder und Ornamente als Monumente der Vorzeit hindurchziehen.

Die meisten der aufgefundenen Gegenstände sind nichts als total beschädigte Bruchstücke und Ruinen, welche häufig durch elementare Eingriffe vor Jahrhunderten verschüttet sein mögen und an manchen Stellen von Urwäldern ganz überwachsen waren. In Europa ist wohl die königliche Bibliothek zu Dresden der einzige Ort, wo einige wenige noch gut erhaltene Exemplare amerikanischer Alterthümer aufbewahrt werden.

Eine der werthvollsten Früchte des Forschens der neuesten Zeit sind die Denkmäler, welche seit einem Jahrzehnt fast ganz unversehrt in Guatemala zu Tage gefördert werden. Hier stehen wir nun vollends an der Wiege der Forschung und

„Da sind der Schätze viel zu heben
Und großer Reichthum liegt versteckt."

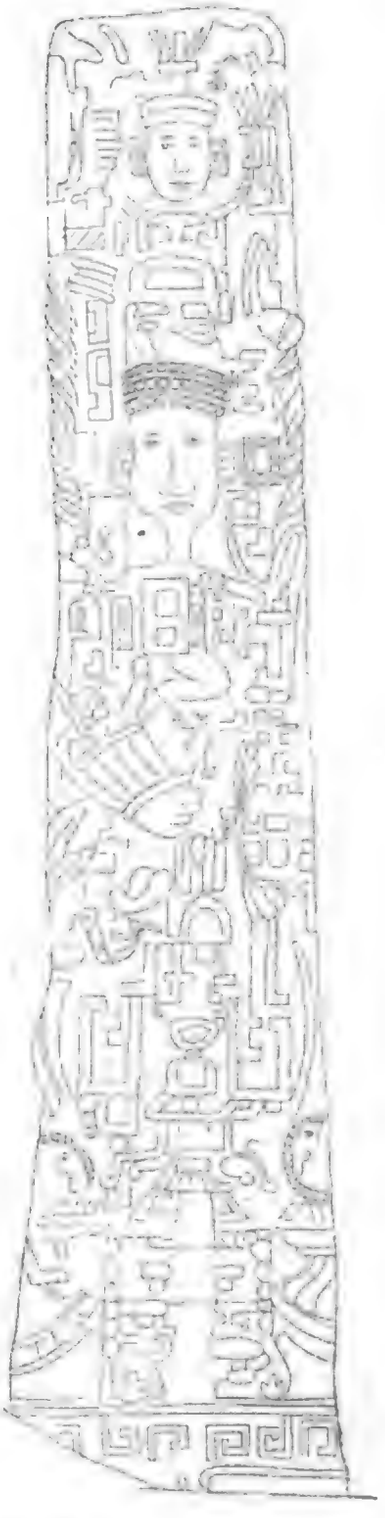
riefen die amerikanischen Alterthumsforscher aus, ohne uns bis jetzt die Resultate ihrer archäologischen Schatzgräberei mitgetheilt zu haben. Wenn auch hier keine neuen Entdeckungen von bedeutender Tragweite gemacht werden können, so stößt man dabei auf so manche Wahrnehmung, die nicht minder bedeutsam für die Wissenschaft ist. Auch hier sind an vielen Stellen, wohin das Auge blickt, Schutthaufen und Ruinen von Tempeln; zu ganzen Hügeln aufgehäuft, bedecken sie in mehreren Generationen den Boden und verbergen, vielleicht in Folge der vielen hier stattgefundenen, oft bedeutenden Erdbeben, dessen natürliche Beschaffenheit unter ihrem röthlich-grauen oder schwärzlichen Gestein. Seltsamerweise sind unter dem Schutt dieser Reste amerikanischer Vorzeit die vollständigsten, unversehrtesten Stücke aufgefunden.

Das Alter der aufgefundenen Denkmäler zu Guatemala sowie derjenigen zu Mexiko wird durchschnittlich auf 600 bis 800 Jahre geschätzt, ihre Construction trägt ausschließlich den pyramidalen Charakter. Die Malerei in Anlage und Colorit erinnert lebhaft an die auffallende Verwendung von Roth und Gelb der Indier in

Fig. 1.

den grellsten Farbentönen. In den von ganzen Wäldern überwuchert gewesenen Tempeln von über 100 Fuß Höhe, welche man in Guatemala ausgegraben, fand man kunstvoll gemeißelte Statuen, Ornamente und Götzenbilder in einer Höhe von circa 30 Fuß und in Ansehen, Auffassung und Form den mexikanischen identisch. Wer findet nicht in den hier abgebildeten, an verschie-

Fig. 2.

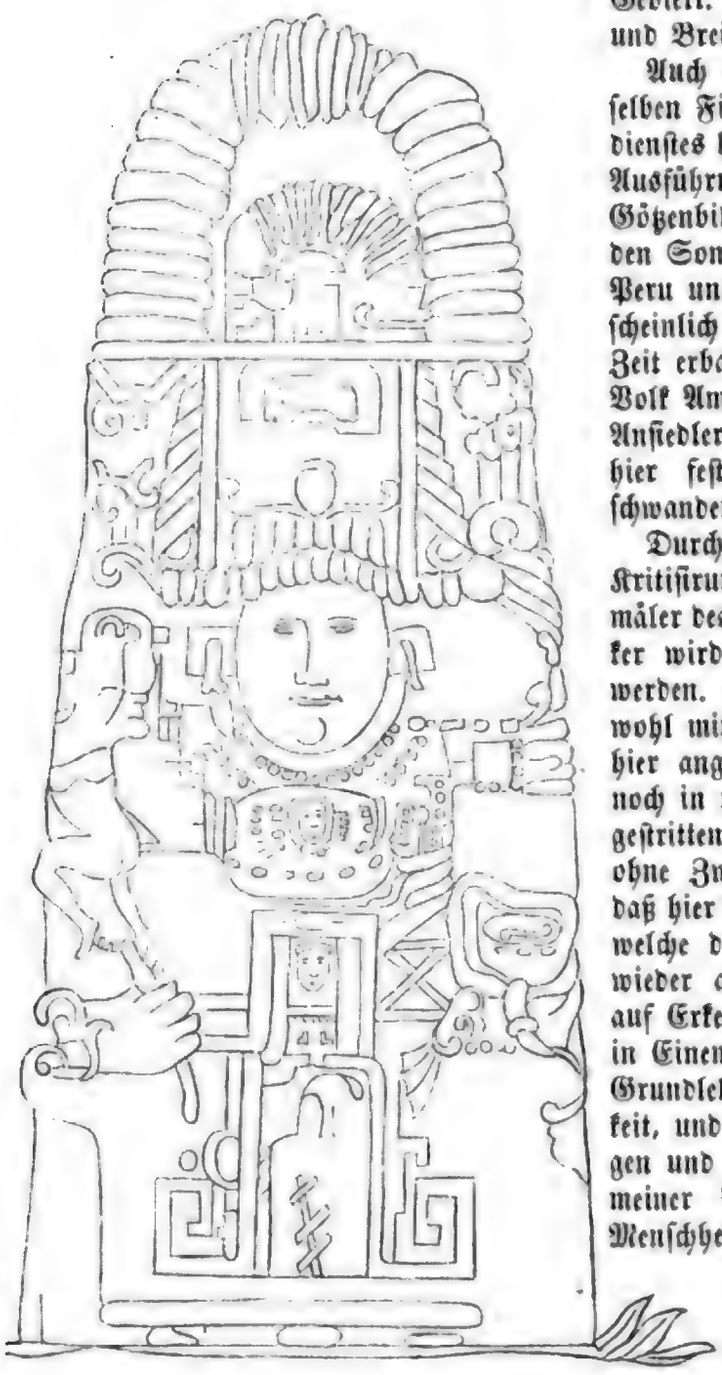


Götzenbilder centralamerikanischer Urvölker, ausgegraben in Guatemala im Jahre 1852.

Digitized by Google

denen Orten des umfangreichen Landes Guatemala ausgegrabenen Götzenbildern eine seltene Uebereinstimmung untereinander und vergleichsweise mit denen der Indier eine große Verwandtschaft und Aehnlichkeit? Das Gesicht mit darunter angebrachtem Arme des Gottes, der eine Art Scepter mit einer Thierfigur an der Spitze in der Hand trägt, die Darstellung von Himmelszeichen, die hieroglyphenartigen Zeichen mit den originellen à-la-grec-artigen Verzierungen erinnern lebhaft an die alterthümlichen Denkmale, die man im ganzen asiatischen Indien, hauptsächlich im Thal von Katmandu im Königreich Nepal aufgefunden. Das hier abgebildete Götzenbild (Figur 1) hat eine Höhe von 24 Fuß rheinisch und eine Breite von 4 Fuß im Geviert. Figur 2 ist von gleicher Höhe und Breite.

Fig. 3.



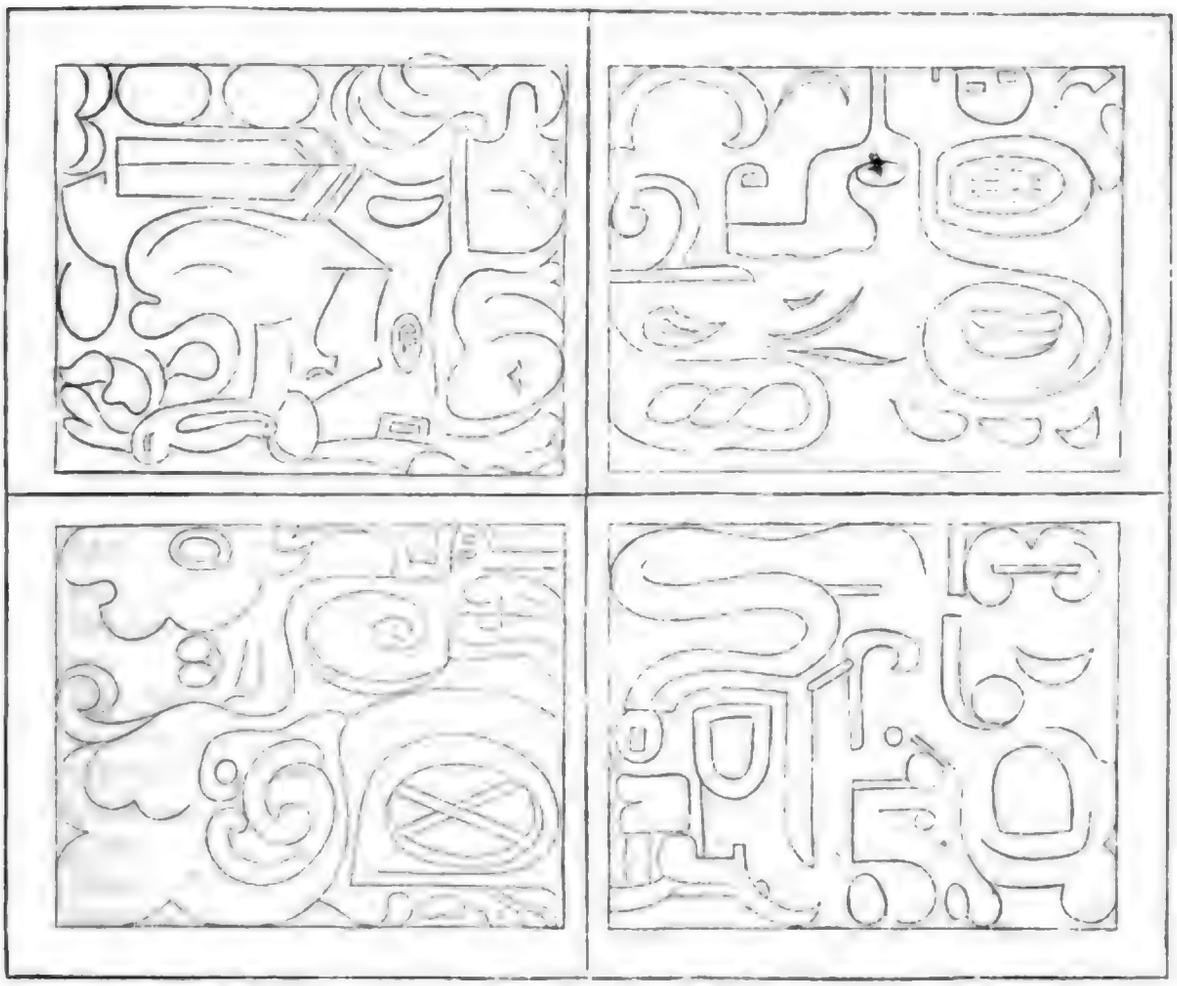
Götzenbild centralamerikanischer Urvölker, ausgegraben in Guatemala im Jahre 1852.

Auch in Figur 3 treten unverkennbar dieselben Figuren, dieselben Arten des Götzendienstes hervor, doch wieder in ganz anderer Ausführung der ursprünglichen Form des Götzenbildes, ähnlich jenen, wie man sie in den Sonnentempeln des Inka zu Cuzko in Peru und Mexiko aufgefunden hat. Wahrscheinlich sind diese Heiligthümer zu einer Zeit erbaut, wo noch ein autochthonisches Volk Amerika's hier herrschte, welches von Ansiedlern zurückgedrängt wurde, die sich hier festsetzten und später wieder verschwanden.

Durch wissenschaftliche Auslegung und Kritisirung dieser sehr interessanten Denkmäler des Götzendienstes amerikanischer Völker wird hierüber noch Manches aufgehellt werden. Aber alle jene Denkmäler dürften wohl mit Sicherheit auf die Spur der früh hier angesiedelten Völker leiten, worüber noch in neuester Zeit vielfach hin- und hergestritten ist. Die Thatsache dürfte nun ohne Zweifel wissenschaftlich erwiesen sein, daß hier die Religion der Altväter in Indien, welche die älteste und anfänglichste war, wieder auferstand, jene Religion, welche auf Erkennen des wahren Gottes des Drei in Einem sich gründete, denn die früheste Grundlehre der Tempel war die Dreieinigkeit, und erst später wurde statt jenes Ewigen und Unsichtbaren, der sich nach allgemeiner Auffassung dem Geschlechte der Menschheit in leiblicher Gestalt nahte, die leibliche vergängliche Form vergöttert. Man hat früher immer behauptet, die Egypter wären in frühester Zeit in Mexiko und Guatemala als ein Urvolk Amerika's aufgetreten, indem man auf die große Aehnlichkeit zwischen den Pyramiden und Hieroglyphen, Gebräuchen und Sitten der Egypter mit denen der centralamerikanischen Völker hinwies, während von anderer Seite dagegen vorgebracht wurde, daß die Egypter nie ein seefahrendes und reisendes Volk gewesen wären, also auch nicht über das

Meer dorthin gekommen ſein könnten. Später hat man die Phönicier, Hebräer, Chineſen, Tataren und andere Völker Aſiens als Einwanderer bezeichnet, Jones vielleicht mit größtem Recht die Hindus, und weitere Forſchungen haben ergeben, daß auch aus Europa Scandinavier, Gallier, Celten und Normannen nach Centralamerika kamen. Beſtimmt ſteht feſt, daß ein Urvolk, eine reine, unvermiſchte Race (mit alleiniger Ausnahme der Eskimos), in körperlicher und geiſtiger Beziehung eng verwandt und weſentlich verſchieden von den Racen der vier andern Continente — echte und reine Autochthonen in ganz Amerika exiſtirt haben; *) es iſt ferner beſtimmt, daß in ſpäterer Zeit und hauptſächlich um die Zeit der Gründung der jetzt aufgefundenen Denkmäler und der meiſten Städte Mittel- und Südamerika's (zehntes bis zwölftes Jahrhundert), Europäer und Aſiaten zufällig oder abſichtlich nach Amerika kamen; ob nun dieſe von den erſtern total vernichtet und ausgerottet ſind oder welches Schickſal ſie ſonſt betroffen hat, das mag hier unerörtert bleiben, als eine feſtſtehende Thatſache ergibt ſich indeß auch, daß Völker des ſüdlichen und weſtlichen Aſiens in Centralamerika zu jener Zeit und noch früher feſten Fuß gefaßt und daß die eingeborenen Amerikaner ſich Vieles von deren Religion, Lebensweiſe und Sitten angeeignet haben.

Fig. 4.



Fries eines amerikaniſchen Götzentempels. 2 Fuß breit, 1½ Fuß hoch, ausgegraben in Guatemala im Jahre 1852.

Nicht die Frage, ob urſprünglich Einwanderer oder Eingeborene die erſten Menſchen Amerika's waren, welche bekanntlich zu Gunſten der letztern entſchieden iſt, ſondern die Frage, ob die eingebornen Autochthonen Amerika's manche Gebräuche, hauptſächlich religiöſe, der Eingewanderten angenommen, iſt durch die Auffindung der alten Denkmäler hinlänglich bejaht. Darauf deuten jene Zeugen der älteſten Zeit Amerika's hin, die ganze Structur und Archi-

*) Vergl. Morton, Crania Americana, Philadelphia 1840.

tektur der Götzenbilder und Tempel des westlichen Asiens, dieselbe Malerei, überhaupt die ganze Kunstfertigkeit der damals als die gebildetsten und am weitesten vorgeschritten bekannten Nationen Asiens findet das Auge des Forschers hier überall wieder; in Central- und Südamerika, wo die Ansiedler sich zuerst niedergelassen, auf der höchsten Stufe der Ausbildung und Kunstfertigkeit, weiter nach Norden in rohen Anfängen, in kunstlosen Mauerwerken und kolossalen Felsenstraßen, aber auch schon hier und da in getreuer Nachahmung die Hebung der Cultur der Urbewohner Amerika's zu erkennen gebend. Dazu kommt, wie schon angedeutet, die große Uebereinstimmung der Religionsgebräuche, Götter ꝛc. und deren Verehrungsweise der Eingeborenen Amerika's mit denen der Asiaten, eine auffällige Nachahmung des Brahmanismus und Buddhismus in Opfern und Gebeten, was auf eine Uebertragung asiatischer Sitten und Gebräuche auf amerikanische Urvölker mit Bestimmtheit schließen läßt.

Einen fernern, jedoch nicht so thatkräftigen Beweis für die oben aufgestellte Behauptung und Wahrnehmung an den aufgefundenen Götzenbildern und Denkmälern geben die Tempelruinen Central- und Südamerika's in ihrer einstigen, anscheinend nachgeahmten Art des westasiatischen Stils, wenn solche zum Theil nicht selbst von den Ansiedlern herrühren mögen. Die Tempel selbst sind größtentheils aus Backsteinen und Quadern, massiv in Glockengestalt oder in terrassenartiger Pyramidenform in einer Höhe von 100 bis 200 Fuß erbaut, zuweilen ohne Dach und dann von circa 8 bis 10 Fuß hohen, auf Säulen ruhenden Ueberbauten gekrönt oder von einer Scheitelfläche überdacht, auf welcher sich eine Art Halle oder Capelle erhebt, zu welcher man von mehreren Seiten auf außerhalb eingehauenen Treppenstufen gelangen kann. Hier scheinen die Opfer ausgestellt und den Göttern dargebracht oder weithin sichtbare Feuer ihnen zu Ehren abgebrannt worden zu sein. Die eigenthümliche Bauart der Asiaten findet man hier wieder in den Formen ihrer Hallen, Nischen, Mausoleen und Gesimse und den hier angebrachten Verzierungen in Malereien, welche ihre Götzenbilder versinnlichen und der Hieroglyphenschrift gleichen, und den in Gesimsen und Wänden angebrachten Stukaturen und Friesen, welche meist in Quadrat- oder Würfelform in großen Formen oder in kleinen je zwei und zwei übereinander in einer Höhe von zwei Fuß rings an Wänden und Altären fortlaufend sich aneinanderreihen und im Muster wiederholen (siehe Figur 4).

Ebenso charakteristisch ist die Lage und Umgebung dieser Ruinen. Sie scheinen größtentheils auf weiten Ebenen zerstreut in großer Anzahl aufgebaut worden zu sein. Man gelangte zu diesen Gotteshäusern (Teocallis) durch große Vorhöfe, welche von Backsteinmauern umgeben waren und wo sich auch die Wohnungen der Priester befanden. Der dauerhaften Bauart dieser sowohl wie der Tempel hat man die unversehrte Erhaltung der Götzenbilder und Altäre, der hier angebrachten Malereien und Sculpturen zu danken, von denen die wohlerhaltensten in den beigefügten Abbildungen dargestellt sind.

In dem ganzen Wesen der Oertlichkeiten, in Form, Stil und Bauart trifft man nur zu viele Aehnlichkeit mit der buddhistischen Form und der rein- oder gemischt-brahmanischen Construction. Möglich, daß dies Alles auf einen verschwundenen Culturgrad der Urbewohner Centralamerika's, welches erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Columbus und später im Westen von Ponce entdeckt wurde, hindeutet, eben so wahrscheinlich erscheint, daß jene Bauten von eingewanderten cultivirten Völkern herrühren, die aus Westasien kamen und in ihren Religionsgebräuchen und Sitten unter der Urbevölkerung Amerika's zahlreiche Nachahmer fanden. Schwer ließe sich die originelle Uebereinstimmung erklären, wobei noch zu beachten ist, daß die Richtung, in welcher das geistige Licht von Süden nach Norden um sich griff, auch nach Osten und Westen hingeleitet sein mag und so unter den Ureinwohnern Centralamerika's das geistige Leben erfrischte. Jedenfalls ist eine eigenthümliche Verwandtschaft der Alterthümer Ostindiens mit denen Westindiens nicht zu verkennen und auch nicht zu bestreiten.

China und die Chineſen.

Von

W. Reinhold.

Canton.

„The White Cloud,“ einer der ſchnellen amerikaniſchen Flußdampfer, welche die tägliche Verbindung zwiſchen Hongkong und Canton vermitteln, läutete zum zweiten Male, als wir ihn beſtiegen, um die Stadt zu beſuchen, welche von den Chineſen die Perle des Reichs der Mitte genannt wird, in der der Fremde einen Einblick in das Leben und Treiben der Söhne Ham's werfen und ſie in ihrer Heimath kennen lernen kann.

Wir hatten noch fünf Minuten bis zum Abgange des Dampfers und von allen Seiten eilten in größter Haſt die Paſſagiere herbei. Ich konnte mich nicht enthalten, mich an die Schiffsſeite zu ſtellen und mit dem größten Intereſſe das bunte und ſo äußerſt lebhafte Genrebild zu betrachten, das ſich hier dem Beſchauer bot. Hunderte der wie ein Fiſchkopf geformten und bedachten Bote drängten ſich in wirrem Gewühl um die Treppe, ohne ſich zu beſchädigen, weil ihre Führer ſie mit wunderbarer Geſchicklichkeit zu lenken verſtanden. Dieſe Führer ſind ohne Ausnahme Frauen, die vermittels eines langen auf einem eiſernen Zapfen ſich drehenden Ruders ihren flachen Fahrzeugen mit einer Handbewegung im Augenblick jede beliebige Richtung geben. Jetzt legt ein Bot an die Treppe; ein Parſe mit langem weißen Rock mit Goldknöpfen, weißen Beinkleidern, Lackſtiefeln, dem ſonderbaren nach hinten fallenden perſiſchen Hute und goldener Brille, ein reicher Opiumkaufmann, ſteigt bedächtig die Stufen hinan. Ehe er die oberſte erreicht hat, haben die kräftigen flinken Botfrauen ſeine drei, vier ſchwere Koffer auf das Schiff geworfen, im Nu verſchwindet das Bot, windet ſich wie eine Schlange durch die Maſſe ſeiner Kameraden und macht dem nächſten Platz, das ein Paar langbezopfte Chineſen bringt. Sie ſind ſchrecklich ängſtlich wegen ihrer Sachen und verſperren die Treppe, plötzlich jedoch fühlen ſie ſich aufgehoben und verſchwinden im Zwiſchendeck, ihre Bagage wurde ihnen nachgeworfen. Die Schiffsbeſatzung macht wenig Umſtände mit Chineſen; ſie gehen nie auf den erſten Platz, wie die Parſees, ſeien ſie auch noch ſo reich, ſondern ſitzen während der ganzen achtſtündigen Fahrt im Zwiſchendeck auf ihren Sachen, wie die Hühner auf den Eiern. Jetzt legt ein Europäer an; alle chineſiſchen Bote fliegen auseinander; vor dem Weißen haben ſie großen Reſpect und machen ihm willig Platz. Sein Bot iſt fort, die Schaar der übrigen ſchließt ſich wieder; immer ſchneller werden Paſſagiere und Sachen von den gewandten Frauen ausgeladen, ja beide oft auf das Schiff geworfen, denn der Mann ſteht an der Glocke bereit, das letzte Zeichen zur Abfahrt zu geben. Jetzt läutet es zum dritten Male, die Räder drehen ſich, ein Dutzend zu ſpät gekommener Reiſender ſieht ſich zurückgelaſſen, die Bote ſchwärmen ſeitwärts aus, um dem Schiffe Raum zu geben, die Dampfpfeife warnt die übrigen Fahrzeuge, die den Hafen durchkreuzen, dahin fliegt die White Cloud, wie ihre Namensſchweſter am Himmel, durch die grünen Fluthen, und bald iſt Hongkong in dem Labyrinth kleiner Inſeln, durch die unſer Weg in den Perlfluß führt, den Blicken entſchwunden.

Die Inſeln, welche wir paſſiren, bieten keinen angenehmen Anblick, ſie ſind kahl, felſig, ohne alle Vegetation, wie die ganze ſüdliche Küſte Chinas. Bisweilen erblickt man am rechten Ufer des Fluſſes, in deſſen Nähe wir entlang ſteuern, ein chineſiſches Fiſcherdorf zwiſchen Bäumen verſteckt in einem Thale, jedoch ſehr ſelten, und die Monotonie der ſteinigen Ufer iſt ermüdend. An der Bocca Tigris endlich ändert ſich die Scenerie und wird romantiſch. Die Bocca Tigris liegt ungefähr auf der Hälfte des Weges zwiſchen Hongkong und Canton, von beiden etwa 12 Meilen entfernt, und ſie wird von den Chineſen als die eigentliche Mündung des Tſchi Kiang oder Perlenfluſſes betrachtet, der ſich hier durch Zuſammenziehung der beiden Ufer und verſchiedener Inſeln bis zu einer Breite von etwa 2000 Schritt verengt, während wir Europäer die Mündung in die Linie zwiſchen Macao und Hongkong verlegen. Der Name Bocca Tigris iſt ihr von den Portugieſen gegeben, weil die Conturen einer der in ihr liegenden Inſeln die Geſtalt eines Tigerrachens haben ſollen. Ich muß jedoch geſtehen, daß ſtarke Phantaſie dazu gehört, um auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit herauszufinden.

Die Bocca war nach chineſiſcher Anſicht bis zum erſten Opiumkriege ſtark befeſtigt. Ich zählte ſechs Forts zu beiden Seiten von je 60 bis 80 Geſchützen, jetzt freilich ſämmtlich in Ruinen und von den engliſchen Geſchwadern in Grund geſchoſſen. Schon die oberflächliche Betrachtung dieſer Forts und ihrer Anlage verräth, daß die Chineſen bis jetzt kein Verſtändniß der modernen Kriegführung beſitzen und daß die Erfolge der Engländer und Franzoſen demnach weniger wunderbar erſcheinen. Sämmtliche Befeſtigungen an der Bocca Tigris ſind einfache, wenngleich ſehr ſtarke Mauern mit Schießſcharten nahe der Waſſerfläche, aber was eben das Widerſinnige iſt, ſämmtlich am Fuße einer gewöhnlich ſehr ſteil aufſteigenden Küſte angelegt. Eben ſo bilden ſie eine grade Linie, ſo daß ſämmtliche Geſchütze auf die Mitte des Fluſſes gerichtet ſind. An eine Deckung von der Seite durch Baſtionen ꝛc. iſt nicht gedacht und dadurch die ganze Batterie einer Enfilade ſchutzlos Preis gegeben. Dieſer Umſtand, ſo wie die ungeſchickte Anlage der Forts am Fuße eines Felſenberges, der natürlich zu einem für die Beſchoſſenen höchſt gefährlichen Kugelfange werden mußte, ſo wie endlich das ſchlechte Schießen der Chineſen und die untergeordnete Beſchaffenheit ihrer Geſchütze, erklären, wie die Engländer mit ſo geringem Verluſte dieſe Batterien in ſo kurzer Zeit total in Grund ſchießen konnten.

Hinter der Bocca nimmt das Land einen ganz andern Charakter an, die Höhenzüge der beiden Ufer treten einige Meilen zurück und eine fruchtbare, im üppigſten Grün prangende Alluvialebene breitet ſich vor unſeren Blicken aus. Die Ufer des etwa 1500 Schritt breiten Fluſſes ſind mit Bäumen, namentlich Bananen eingefaßt, ſo weit das Auge reicht, ſchweift es über wallende Reisfelder, unzählige Dörfer und Städtchen von reinlichem netten Anſehen, alle Gebäude aus grauen Backſteinen auf-

Frauen von Hong Kong.

geführt und mit Ziegeln gedeckt, bekränzen den Horizont und der Fluß wimmelt von größeren und kleineren Dſchunken, die ihre koſtbaren Ladungen von Thee und Seide nach entfernten Plätzen, oder die weniger werthvollen, aber für China unentbehrlichen von Reis nach dem Norden des Reichs verſchiffen. Es iſt ein merkwürdiges Gebäude, eine ſolche Dſchunke, und ſie repräſentirt in ihren ungeſchlachten Formen, ihrer rohen Bauart, ihrer unbehilflichen Erſcheinung die Culturſtufe der Chineſen, ſeit Jahrtauſenden im Stillſtande begriffen. In der Mitte niedrig, ſteigen ihre Borde hinten und vorn hoch in die Luft empor, drei gewaltige Pfahlmaſten tragen eben ſo koloſſale Mattenſegel, und während hinten alle möglichen Verzierungen, Flaggen und Wimpel zur Verſchönerung angebracht ſind, ſind die Baumeiſter bemüht geweſen, dem Vordertheile die Geſtalt irgend eines unbekannten

Ungeheuers mit zwei fußgroßen Augen zu geben, um die dem Schiffe Gefahr bringenden Seeteufel und Dämonen zu erschrecken und zu verscheuchen.

Wenn man diese scheinbar so ungeschickten, unbehilflichen Fahrzeuge sieht, kann man nicht begreifen, wie dieselben wagen können, in die See zu gehen, und dennoch fahren jährlich Tausende und aber Tausende nach Singapore, nach Japan, nach Java und anderen Plätzen in dem gefährlichen chinesischen Meere, das von jenen furchtbaren Stürmen heimgesucht ist, die unter dem chinesischen Namen Tei-fung, Mutter der Winde, bekannt, der Schrecken aller Seeleute sind und dem jährlich viele Hunderte der schönsten Schiffe zum Opfer fallen.

Es ist dies einer der Widersprüche, von denen der chinesische Charakter so erfüllt ist, daß es jeden Fremden in Erstaunen setzt und in Folge dessen die Chinesen von verschiedenen Reisenden so verschieden beurtheilt werden. Feigheit ist bei ihnen ein hervorstechender Charakterzug und dennoch ist eine Fahrt durch das chinesische Meer mit einer solchen Dschunke Beweis eines moralischen Muthes, dem wir unsere größte Achtung nicht versagen können. Fast alle großen Dschunken, denen wir begegneten, waren mit Geschützen armirt und stark bemannt. Seit dem Ausbruche der Revolution hat nämlich die Seeräuberei so zugenommen, daß die kaiserliche Flotte, die sich wie überhaupt das ganze Reich unter dieser verfaulten Mandschudynastie im Zustande der Auflösung befindet, dieselbe nicht mehr bewältigen kann, sondern ruhig in den Häfen liegt und es den Handelsdschunken überläßt, sich selbst zu vertheidigen. Wir passirten eine Menge dieser Kriegs- oder Mandarindschunken, wie sie genannt werden. Sie waren kaum von den Handelsfahrzeugen zu unterscheiden; dieselbe Ungeheuerlichkeit der Bauart, dieselbe Schwerfälligkeit. Die Geschütze, welche für Seegang höchst gefährlich frei auf dem Verdeck standen, waren mit einem rothen Halsbande geschmückt und am großen Maste wehte das Abzeichen der Mandarinen — das war die einzige Unterscheidung! Nachdem ich sie gesehen, wundert mich nicht mehr, wenn ein kleiner, mit schwerem Geschütz bewaffneter englischer Dampfer 40 bis 50 dieser Fahrzeuge in einem Gefechte vernichten konnte, ohne selbst dabei zu leiden. Gegen Abend erschien an der rechten Seite des Flusses Whampoa, der Hafen von Canton und $2^1/_2$ Meilen von letzterem entfernt. Die europäischen Schiffe ankern hier, weil die heftige Strömung, Enge des Fahrwassers und Sandbänke die weitere Fahrt für Segelschiffe schwierig, zeitraubend und gefährlich machen. Whampoa ist eine echt chinesische Stadt, halb am Lande, halb im Flusse auf Pfählen aufgeführt. Die Pfahlhäuser sind bisweilen so klein wie eine Hundehütte, und doch wohnen ganze Familien darin. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Platz ein Chinese sich behelfen kann. In einem Bote, das einem Europäer zu eng, um sich darin umzudrehen, erscheint, lebt eine Familie von 8 bis 10 Personen, schläft, ißt, kocht und hat noch ihren Altar, der in keinem chinesischen Haushalte, mag er noch so ärmlich sein, fehlt. Die Stadt zählt etwa 20,000 Einwohner, sieht aber aus wie ein Dorf und hat in commercieller Beziehung durchaus keine Bedeutung, außer daß sich zwei Trockendocks und Niederlagen für Schiffsbedürfnisse hier befinden.

Lange ehe man Whampoa sieht, erblickt man auf einem kleinen Hügel eine mächtige, neun Stock hohe Pagode, deren schlanke Formen sich auf viele Meilen weit am Himmel abzeichnen. Von der Bocca bis Canton passirt man drei dieser Pagoden, sämmtlich am rechten Flußufer erbaut. Alle drei haben augenscheinlich viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende über ihren Häuptern dahinschweben sehen. Auf ihrer Spitze und überall aus ihrem Gemäuer sind große Bäume hervorgesproßt, und von Weitem sahen sie aus wie mächtige, von Epheu umrankte Baumstämme. Sie sind Monumente, zur Erinnerung an eine große, für das Reich wichtige Begebenheit gebaut und wurden früher in großen Ehren gehalten, mit Sorgfalt ausgebessert und mit einer Art Heiligenschein umgeben, indem man zu ihren Füßen Tempel erbaute. Jetzt läßt man sie jedoch ungehindert verfallen, wie alle öffentlichen Gebäude, und wenn nicht bald eine stärkere Hand den schwachen Mandschu's das Scepter entringt, werden die großartigen und kostbaren Denkmäler einer für das öffentliche Wohl glücklichen Zeit bald in Schutt und Staub zerfallen.

Einen reizenden Anblick gewährte der Kirchhof von Whampoa. Bekanntlich ist

nirgends das Gefühl der kindlichen Liebe und der Verehrung gegen die Voreltern stärker ausgeprägt als in China. Das Gefühl erstreckt sich über das Grab hinaus und äußert sich unter Anderm auch in der großen Pietät, mit der die Chinesen Sorge für die letzte Ruhestätte ihrer Eltern tragen. Stets wird das Grab rein und sauber gehalten, mit Bäumen und Blumen bepflanzt, und es kann kaum einen freundlicheren, einladenderen Ruheplatz geben, als einen chinesischen Kirchhof. Der von Whampoa liegt auf einem Berge, der mit großer Mühe und Regelmäßigkeit terrassirt ist und den Eindruck der reizendsten Gartenanlage macht.

Wir stoßen hier wieder auf einen unerklärlichen Widerspruch im chinesischen Charakter. So wie ursprünglich die ganze Regierung des großen chinesischen Reichs patriarchalisch war, ehe sie in grausame Willkür und Despotismus ausartete, herrscht noch jetzt in der Familie ein streng patriarchalisches Verhältniß. Die Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern speciell und der jungen Leute vor älteren ist so tief gewurzelt und groß, wie wohl bei keinem andern Volke. Umgekehrt fesseln enge Bande der Liebe die Eltern an die Kinder, und gleichzeitig ist der Kindermord erlaubt. Männliche Kinder werden fast nie, weibliche dagegen jährlich zu Tausenden getödtet und gar oft kann man in Canton die kleinen Leichen den Fluß hinabschwimmen sehen. Der größte Stolz eines Chinesen, die größte Freude einer Frau, ist eine zahlreiche Familie; eine unfruchtbare Frau hält sich für das unglücklichste Geschöpf der Welt und trotzdem morden Eltern mit kaltem Blute die Kinder, die sie so heiß ersehnt. Wie ist das zu erklären?

Bald verschwand Whampoa hinter den wogenden Reisfeldern; die Berge, welche Canton im Nordosten begrenzen, traten deutlicher aus dem Abendnebel hervor, und wir merkten an der stets zunehmenden Belebtheit des Flusses, daß wir uns der mächtigen Hauptstadt von Kwang Tung näherten, die vor dem Bombardement 1858 noch 2 Millionen Einwohner zählte, jetzt deren jedoch kaum mehr $1^1/_2$ Millionen besitzt. Aber es war schnell Abend geworden und die Dunkelheit entzog uns für heute den Anblick der in einer niedrigen Ebene gelegenen, und darum nicht sehr weit zu sehenden Stadt. Dagegen wurden wir durch ein anderes imposanteres Schauspiel entschädigt. Wir sahen zwar nicht die Häuser der Meilen weit sich erstreckenden Metropole, aber ein Feuermeer mit Millionen von Lampen, Lichtern und Laternen breitete sich vor unsern Augen aus. Die Chinesen feierten ihr Laternenfest und nie habe ich eine großartigere und originellere Illumination gesehen, als an diesem Abend in Canton. So weit das Auge reichte, sah es nur Laternen in den verschiedensten Formen und Farben. An jedem Hause der gewaltigen Stadt waren lange Bambusstangen aufgerichtet, an deren Spitzen drei, vier, ja acht bis zehn Laternen schwebten, die Thiere und Menschen, Schmetterlinge und Tiger, Frauen und Männer darstellten, und theils durch die eigene ausgestrahlte Hitze, theils vom Abendwinde bewegt in wunderlichen Bewegungen hin- und herschwankten. Jedes der unzähligen Fahrzeuge, welche den schwimmenden Theil Cantons bilden und auf denen nicht weniger wie 300,000 Menschen leben und wohnen, war auf ähnliche Weise geschmückt und der Fluß gewährte einen prachtvollen Anblick. Vor Allem zog aber eine Procession unsere Aufmerksamkeit auf sich, die uns lebhaft daran erinnerte, daß wir in einem fremden Lande, daß wir uns in China befanden.

Dies war der Umgang des Drachen, des Thieres, das bei den Chinesen merkwürdiger Weise, im Gegensatz zu den Anschauungen unserer Vorfahren, als eine Incarnation des Glücks, der Milde und Majestät gilt, und deswegen in allen Tempeln, bei jeder Festlichkeit und fast in allen Häusern gemalt, in Stein gehauen oder kunstvoll aus Holz geschnitzt anzutreffen ist. Der gegenwärtige Drache war eine Ausgeburt der tollsten Phantasie, einige zwanzig Fuß lang, und seine einzelnen Gliedmaßen bestanden aus Laternen, die von Chinesen auf langen Stöcken getragen, mit wunderbarer Geschicklichkeit aneinander gefügt waren. Es war ein ganz eigenthümlicher Anblick, auf einige Entfernung dies feurige Ungethüm sich in der dunkeln Nacht langsam durch die Luft winden und seine Gliedmaßen bewegen zu sehen mitten unter dem betäubenden Klange Hunderter von Gongs und dem Sprühen und Knallen Hunderttausender von kleinen Schwärmern, dem zischenden Aufsteigen von Raketen und Feuerkugeln und dem lauten

Jauchzen der begleitenden aufgeregten Volksmenge. Wir saßen lange auf dem Dache eines Hauses der Fremdenniederlassung in Honan, am rechten Ufer des Flusses, und weideten uns an dem eben so neuen als originellen Schauspiele, das drüben in Canton und auf dem Flusse zu unsern Füßen mit nie ermüdender Energie seinen lärmenden Fortgang nahm, und während der ganzen Nacht konnten wir kein Auge schließen, weil das Schlagen der Gongs unter unserm Fenster und das ununterbrochene Knattern der Schwärmer uns allen Schlaf raubte. Jemand hat sich einmal das Vergnügen gemacht, die Menge des Pulvers zu berechnen, welche jährlich in China zur Fabrication dieser kleinen Schwärmer gebraucht wird. Wenn ich nicht irre, waren es 300,000 Tonnen oder 6 Millionen Centner. Für den Fremden mag dies zuerst unglaublich erscheinen, wenn man aber längere Zeit in China gewesen ist und den täglichen enormen Verbrauch dieser kleinen Feuerwerkskörper, die zur Vertreibung der bösen Dämonen abgebrannt werden, gesehen hat, kann man kaum mehr an der Richtigkeit jener Angaben zweifeln; abgesehen davon, daß jährlich viele Millionen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden, um bei den gleichfalls Geräusch liebenden Amerikanern die Feier ihres Nationalfestes am 4. Juli zu erhöhen. Es ist gewiß keine Ueberschätzung, wenn ich für diesen einen Abend des Laternenfestes in Canton den Verbrauch auf 10 bis 15 Millionen angebe, da oft auf den Mandarinen- und andern großen Dschunken mehrere Tausend auf einmal abgebrannt wurden und man während der ganzen Nacht nur ein ununterbrochenes Knattern dieser Schwärmer hörte.

Als wir am andern Morgen auf die Veranda unsers Hauses hinaustraten, lag Canton vor uns, aber ich muß gestehen, daß ich mir von der bezähmten Stadt ein anderes Bild gemacht hatte. Eine unabsehbare Häusermasse breitete sich allerdings vor dem Blicke aus, aber sie verschwamm durch ihre Gleichmäßigkeit in ein monotones unklares Bild. Wie bereits bemerkt, ist die Stadt in einer niedrigen Ebene erbaut, in der das Auge mit Ausnahme der Nordostseite vergebens nach einem Ruhepunkte oder einer Abwechslung sucht. Kein Hügel, kein Wald, kein hervorragendes Gebäude fesselt den Blick, der Hintergrund fehlt und so weit man schaut, dieselbe gleichförmige, unabsehbare graue Häusermasse. Nur im Norden steigt aus ihr eine ehrwürdige Pagode, die sogenannte neunstöckige Pagode empor, und auf dem Hügel in Nordosten schaut der Palast eines Tatarengenerals weit in das Land, der jedoch jetzt in das Hauptquartier der Alliirten verwandelt ist und von dem die Batterien drohend auf die Stadt herabblicken.

Es würde schwierig sein, dem Leser eine topographische Beschreibung der Stadt zu geben, so daß er eine klare Ansicht derselben gewinnt. Eben so wenig werde ich auf die frühere Geschichte der Stadt eingehen, die allein für Sinologen von Interesse sein kann, sondern nur bemerken, daß die chinesischen Chroniker ihr Alter auf 2500 Jahre zurückführen, daß ihr chinesischer Name Kwang-tung Sang-ching, d. h. Hauptstadt der Provinz Kwang-Tung, ist, und daß sie im Laufe der Jahrtausende die mannigfachsten Schicksale erfahren hat und viele Male erobert, zerstört und wieder aufgebaut ist.

Die letzte theilweise Zerstörung der Stadt datirt aus neuester Zeit und ist ein Werk der Engländer und Franzosen, die 1858 den südwestlichen Theil der Stadt durch ein Bombardement verwüsteten. Dieser Theil ist nicht wieder aufgebaut, sondern von seinen ehemaligen Bewohnern gänzlich verlassen und liegt noch in Ruinen. Man sagt, daß während und nach dem Bombardement 500,000 Chinesen aus Canton nach andere Provinzen ausgewandert seien und die Bevölkerung der Stadt nur noch $^3/_4$ ihrer ehemaligen Stärke betrage. Ich glaube, daß diese Zahl etwas sehr hoch gegriffen ist, obwohl man nach einem Ritte oder Gange durch die Stadt, deren 600 Straßen stets von Menschen so gedrängt voll sind, daß man sich kaum den Weg durch sie zu bahnen vermag, der Ueberzeugung sich nicht verschließen kann, daß die Stadt, die ohne Vorstädte $1^3/_4$ deutsche Meilen im Umfange mißt, nahe an eine Million Einwohner zählen muß. Eine ungefähr genaue Angabe der Bevölkerung finden wir in chinesischen officiellen Büchern nur über wenige Classen von Handwerkern. So z. B. gibt es in Canton 50,000 Menschen, die mit Anfertigung aller Arten von Bekleidungsstoffen beschäftigt sind, darunter

17,000, die allein Seidenmanufactur betreiben. Eben so beträgt die Zahl der Barbiere 7300 und die der Schuhmacher 4200, diese 61,000 Menschen bilden aber aller Wahrscheinlichkeit nach kaum den vierten Theil der ganzen Handwerkerzahl, die sich danach auf 246,000 belaufen würde. Nimmt man diese wieder als den vierten Theil der Gesammtbevölkerung an, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so haben wir fast schon eine Million als Minimum. Dazu tritt aber noch die Masse der auf dem Wasser lebenden Individuen. In China ist das Land so übervölkert, daß ein großer Theil seiner Bewohner ihren Wohnsitz auf den Flüssen aufschlagen muß, und nirgends ist dies Leben auf dem Wasser großartiger und ausgedehnter als in Canton. Wenn wir von unserer Wohnung auf den Fluß hinabschauten, mußten wir jedesmal über die unzählige Masse der Bote und Fahrzeuge staunen, die den Choo Kiang nach allen Richtungen durchkreuzten, und buchstäblich jedes Fleckchen Wasser bedeckten. Schon in Constantinopel, das 10,000 Kaiks zählt, fällt die Belebtheit des Bosporus auf, aber man wird sich einen Begriff von dem Treiben auf dem Perlflusse machen können, wenn man erfährt, daß in Canton nicht weniger als 96,000 Bote auf der Polizei registrirt sind. Alle diese Bote sind von Familien bewohnt, in vielen derselben habe ich sechs bis acht Personen gezählt, und, wenn man drei für jedes Bot rechnet, eine Schätzung, die ganz bestimmt zu klein ist, so gibt dies abermals eine Zahl von 288,000 Seelen, so daß man wohl mit ziemlicher Richtigkeit $1^1/_2$ Millionen Einwohner annehmen kann.

Diese Wasserstadt bietet einen eigenthümlichen Anblick. In unabsehbaren Reihen liegen die Bote eng aneinander und bilden vollständige Straßen. Tausende von ihnen, die sogenannten Tan-kea oder Eierhäuser, weil sie mit ihrer runden Bedachung fast die Form eines Eies haben, sind kaum 12 bis 15 Fuß lang, 5 bis 6 Fuß breit und so niedrig, daß man kaum in ihnen aufrecht stehen kann. Ihre Bedachung besteht aus rundem Flechtwerk von Bambus, das aus drei Theilen besteht, sehr leicht ist und sich bequem nach dem Zustande des Wetters placiren läßt. Und in diesen Nußschalen wohnen Familien mit einer Anzahl von Kindern, die darin geboren werden, aufwachsen, sich verheirathen und sterben, ohne vielleicht 24 Stunden in ihrem ganzen Leben festen Boden unter den Füßen gefühlt zu haben. Ihre Lebensbedürfnisse kaufen sie von den schwimmenden Läden, die auf Flößen oder in Boten während des ganzen Tages sich durch die Wasserstadt winden, ihren Unterhalt gewinnen sie durch Fischen oder Transport von Waaren und Menschen nach den verschiedenen Punkten des Flusses.

Wie im ganzen südlichen China, werden die Passagierbote auch in Canton von Frauen geführt, und wie ich schon oben bemerkte, besitzen diese in der Handhabung ihrer Fahrzeuge eine Geschicklichkeit, die an das Unglaubliche grenzt. Dies ärmere weibliche Geschlecht hat ein schweres Loos und mit Ausnahme der Indianerfrauen in Nordamerika verrichten wohl keine Frauen schwerere Arbeiten als in China. Ich habe es oft bewundert, wenn in einem solchen Bote die Mutter, mit einem vielleicht erst drei Tage alten Kinde auf dem Rücken, das Fahrzeug mit dem mächtigen Ruder gegen den starken Strom anruderte, während ihre übrigen Kinder von 5 bis 6 Jahren vorn im Bote mit kleinen Rudern arbeiteten, daß den armen Würmern der Schweiß strommeise vom Angesicht lief, und ich konnte mich nie eines Gefühls des tiefsten Mitleidens erwehren, wenn ich sah, wie solchen unglücklichen Geschöpfen ihre ganze Jugend geraubt wird und sie von ihrer Geburt bis zum Lebensende nur die traurigste Seite des Lebens kennen lernen. Oft sind diese Botsfrauen verheirathet, meistentheils jedoch ledig, obwohl sie selten weniger als drei, vier Kinder besitzen. Moral ist nämlich ihre schwache Seite; obwohl behauptet wird, daß, wenn sich eine solche Frau verheirathet, sie eine treue Gattin und gute Mutter werden soll. Von der ungemeinen Fruchtbarkeit der Chinesinnen bieten diese Botsfrauen ein eclatantes Beispiel. Es ist wirklich lächerlich, aber ein Factum — unter zehn Botsfrauen sieht man stets neun mit einem Kinde auf dem Rücken, diese Bemerkung ist von uns sowohl in Hongkong, als in Macao und Canton gemacht, während die Mutter oft selbst noch ein Kind zu sein scheint. Die Art, die Kinder auf dem Rücken zu tragen, ist außerordentlich praktisch; der Säugling sitzt sicher in einem viereckigen Stücke Zeug, das an den vier Ecken mit Bändern versehen, oberhalb der

Hüften und über den Schultern auf der Bruſt feſtgebunden iſt, während die Mutter durch ihn nicht an der Arbeit gehindert wird. Die Kleidung dieſer Frauen iſt unabänderlich ein weißes Hemde, das über ein weites Beinkleid fällt, und über dem Hemde ein bis zu den Knieen reichendes Oberkleid mit weiten Aermeln, das ſeitwärts auf der Bruſt einen Schlitz hat und am Halſe zugeknöpft wird. Der Stoff dieſer Kleidung iſt blauer Nanking von ungemeiner Stärke und Dauerhaftigkeit. Dieſer Nanking wird

Botefrauen von Makao.

in China in vorzüglicher Qualität fabricirt und bildet die Kleidung der geſammten ärmeren Claſſen. Er iſt bedeutend theurer als der engliſche Shirting, aber wird andrerſeits durch ſeine große Dauerhaftigkeit wieder bedeutend billiger. Daher kommt es, daß die Engländer in China faſt gar keinen Abſatz für ihre Baumwollenwaaren finden. Als Kopfbedeckung tragen dieſe Frauen ein buntes Tuch oder den gewöhnlichen Bambushut der Chineſen mit breitem ſchützenden Rand und ſpitz in der Mitte. Die Füße ſind ſtets unbekleidet. Auffällig an ihnen iſt die ſonderbare Haartracht, deren Aufputz mindeſtens täglich ein bis zwei Stunden Zeit rauben muß. Das Haar wird dabei ſämmtlich nach hinten gekämmt und mittelſt eines Polſters in einen Körper gebunden, der wie ein Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln geformt iſt. Der Umfang dieſes Aufputzes iſt häufig größer wie der ganze Kopf und es muß unendliche Mühe koſten, das Haar in dieſe ſonderbaren Formen zu kämmen und feſtzuhalten. Trotzdem ſieht man ſchon Morgens 7 Uhr ſelten eine Botsfrau, deren Haar nicht auf dieſe Weiſe friſch gemacht wäre. Dieſer Schmuck iſt das Privilegium der recht- oder unrechtmäßigen Frauen. Jungfrauen und ſolche, welche dafür gelten, tragen das Haar einfach zu einem Neſte zuſammengelegt, wie es allgemein früher auch bei den Männern Sitte war, ehe die Tataren ihnen die Zöpfe aufdrangen, und wie es die Rebellen unter Tai Ping Wang wieder eingeführt haben. Eine eigene Art der Bote habe ich noch zu erwähnen, die ſogenannten Blumenbote. Man darf nach dieſer Benennung nicht etwa glauben, daß dies eine Art ſchwimmender Gärten ſei; im Chineſiſchen bedeutet die Verbindung des Wortes Blume mit einem andern Begriffsworte, daß der betreffende Gegenſtand ſchön und gefällig für das Auge und die Sinne im Allgemeinen ſei, und da die ſinnekitzelnden Sachen und Vergnügungen nicht immer ſtreng moraliſch ſind, ſo bezeichnet der Ausdruck bisweilen auch unſer Wort „leichtſinnig“ und „liederlich,“ ja bisweilen ſogar „elend,“ alſo grade das Gegentheil

von dem, was man voraussetzen sollte. So ist z. B. eine Blumensänfte eine solche, welche bei Hochzeitsfeierlichkeiten benutzt wird; Blumenkanonen — Geschütze, die zum Vergnügen abgefeuert werden, dagegen „Blumenkind" bedeutet nichts Geringeres als „Bettler," obwohl es schöner ist, eine Analogie zwischen Namen und Begriff herauszufinden. Die erwähnten Blumenbote sind Fahrzeuge, auf denen im Süden China's Vergnügungspartien unternommen werden, die jedoch häufig nicht unschuldiger Art sind, sondern meistens in Orgien ausarten. Am besten lassen sich die Bote mit schwimmenden Hotels vergleichen. Sie sind geräumig, mit allem möglichen Comfort ausgestattet und reich verziert; wohlhabende Chinesen von laxen Sitten, die sich mit ihren Freunden einen guten Tag machen wollen, miethen ein solches Bot, nehmen zur Gesellschaft Frauenzimmer von zweifelhaftem Rufe mit sich, welche bei Tafel serviren und später die Gäste durch Gesang und Tanz unterhalten müssen. Diese Bote fahren unter einem furchtbaren Lärm von Gong- und Beckenschlägen, zwischen denen eine schreiende Clarinette sich bemerklich macht, auf dem Flusse umher, werden bei Abend prachtvoll erleuchtet und vollführen nicht selten während der ganzen Nacht einen solchen Heidenlärm, daß sie jedem Europäer auf eine halbe Stunde Entfernung den Schlaf rauben. Eines Abends legte sich ein solches Bot gegen 12 Uhr, als wir eben zu Bett gegangen, grade vor unser Fenster. Bis um eins hielten wir mit bewunderungswerthem Heroismus in unsern Betten aus, dann aber machten wir aus der Nothwendigkeit eine Tugend, zogen uns an und statteten einen Besuch in dem Blumenbote ab. Man empfing uns sehr höflich, bot uns Thee an, wir legten uns auf die Divans und hörten dem Gesange der ziemlich hübschen Mädchen mit der kirschroth geschminkten Unterlippe zu. Aber auch dies wurde uns nach einer halben Stunde unerträglich und indem wir die Gastgeber baten, sich aus der Nähe unsers Hauses zu entfernen, was auch zugesagt wurde, zogen wir uns auf unsere Zimmer zurück und versuchten zum zweiten Male unser Glück mit dem Schlafe, obwohl die Klänge des Gong noch immer aus der Ferne in unsere Ohren summten. Ich aber dachte bei mir selbst, was würde wohl in Europa mit drei oder vier Chinesen geschehen sein, die sich in eine Privatgesellschaft gedrängt hätten.

Die Chinesen sind ein sonderbares Volk. So weit die Nothwendigkeit ihre Lehrmeisterin war, machten sie ungemein schnelle Fortschritte und gelangten früher auf eine ziemlich fortgeschrittene Culturstufe als andere Nationen, mit denen sie sich ihren geistigen Fähigkeiten nach vergleichen lassen. Während jedoch die alten Egypter und Griechen von einer Verbesserung zur andern schritten, bleiben die Chinesen auf dem Punkte stehen, wo die Nothwendigkeit sie nicht zum weitern Fortschreiten anregte und zwang. Seit tausend und mehr Jahren wagten sie nicht oder verschmähten es, über die Grenze hinauszugehen, welche ihre früheren Vorfahren in ihren Bestrebungen gezogen hatten. Eben so wenig wollten sie aber auch etwas von den Gebräuchen oder Verbesserungen fremder Nationen annehmen oder nachahmen und so kommt es, daß sie, ohne große Ansprüche auf Originalität machen zu können, den westlichen Völkern so sehr unähnlich sind. Alles machen sie anders wie wir und häufig grade entgegengesetzt. Bei ihnen hat die Linke den Vorzug vor der Rechten und die linke Seite ist der Ehrenplatz. Weiß ist anstatt unsers Schwarz die Trauerfarbe. Ihre Compaßnadel zeigt nach Süden, und sie bezeichnen die Windrichtungen grade umgekehrt, wie wir es thun; die Schneider machen ihre Stiche von der Linken zur Rechten, und so läßt sich eine unendliche Reihe ähnlicher Fälle anführen.

Das Gleiche gilt von ihrem Baustil. In der ganzen Welt findet man keinen ähnlichen und er widerspricht in Allem unsern Regeln der Baukunst, ohne deshalb einen ungünstigen Eindruck zu machen. Im Gegentheil gefällt das Ganze unserm Auge, grade so wie uns das Gesicht einer Person angenehm erscheinen kann, ohne daß die einzelnen Züge irgendwie Anspruch auf Schönheit machen dürfen. Die chinesischen Häuser sind weder elegant, noch bequem, noch von bestimmten Proportionen, noch haben sie einen erkennbaren Stil, und dennoch gefallen sie dem Auge des Europäers. Wie in Allem sind die Chinesen auch in ihren Bauwerken seit Jahrtausenden stationär. Das Zelt, in dem ihre früheſten, von Westen einwandernden Vorfahren hausten, wurde ihr Vorbild, als sie sich fest nieder-

ließen und einen ſolideren Schutz gegen die Unbill der Witterung ſuchen mußten, und iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie ahmten es in allen Gebäuden nach und wir finden die Zeltform in ihren Häuſern, in den Tempeln und Pagoden getreu wieder. Das Dach, oben concav, und die Veranda mit ihren leichten Colonnen zeigen genau die urſprünglichen Grundzüge des Zeltes, und die ganze Bauart der gewöhnlichen Claſſe von Häuſern iſt ungemein leicht und zart.

Die meiſten Häuſer ruhen wegen des moraſtigen Grundes, auf dem ein großer Theil der Stadt erbaut iſt, auf Pfählen und ihre Wände ſind faſt durchgängig aus Backſteinen aufgeführt; nur die Tataren in der alten Stadt wohnen in Häuſern, zu deren Bau nur der lehmige Moraſt des Bodens verwandt iſt. Die Dächer ſind mit ſchmalen Hohlziegeln gedeckt, die abwechſelnd concav und convex auf das Dachgerüſt gelegt werden. Eiſen wird äußerſt wenig zum Bau von Häuſern verwandt und eben ſo wenig findet man in den kleinern Häuſern Glasſcheiben. Glas verſtehen die Chineſen nicht zu machen, ſtatt deſſen gebrauchen ſie Muſchelſchalen, Papier oder Schildkrötenſchalen.

Stil und Bauart der Häuſer in Canton ſind, wie bereits bemerkt, unendlich verſchieden; jedoch iſt ſelten an ihrem Aeußeren zu erkennen, ob der Eigner ein reicher Mann oder nur ein gewöhnlicher Bürger iſt. Nur die Hütten der ärmſten Claſſe, die in den äußerſten Straßen der Vorſtädte zu finden ſind, laſſen keinen Zweifel über die Lebenslage ihrer Bewohner. Meiſtens ſind es nur wahre Lehmhaufen, niedrig, eng, dunkel, ſchmutzig und ohne Zimmerabtheilung. Oft leben in einem ſolchen Loche von kaum 40 Quadratfuß Fläche Familien von zehn bis zwölf Mitgliedern und es iſt kaum zu begreifen, wie Menſchen in dergleichen Wohnungen leben, geſund bleiben und ſogar alt werden können.

Die Häuſer der gewöhnlichen Bürger und Handwerker ſtehen unmittelbar an der Straße. Gewöhnlich haben ſie nur einen Eingang und ſtatt der Thür einen herunterhängenden Bambusſchirm, der das Innere vor neugierigen Blicken ſchützt. Dieſe Wohnungen ſind regelmäßig in drei Zimmer getheilt, zwei Schlafzimmer für beide Geſchlechter, und ein gemeinſchaftliches Eßzimmer.

Die Wohnungen der Wohlhabenderen ſind gewöhnlich durch eine 12 bis 14 Fuß hohe Mauer, die ſie umgibt, von der Straße abgeſchloſſen. Man gelangt durch die Mauerthür zunächſt auf einen Hofplatz und von ihm in das Beſuchzimmer, das mit Stühlen, Sophas, Tiſchen reich ausgeſtattet und meiſtens überbürdet iſt. Hier wird man vom Wirthe empfangen und als Freund des Hauſes zu einer Art Alkoven geführt, wo man ſich auf einem erhöhten und mit mehr oder minder koſtbaren Matten belegten Sitze neben dem Hausherrn zum Opiumrauchen niederläßt und ſeinen Thee einnimmt, der unveränderlich jedem Gaſte unmittelbar nach ſeiner Ankunft präſentirt wird. Das Beſuchzimmer iſt an einer Seite offen und die drei anderen Wände ſind gewöhnlich mit reichem Schnitzwerk geziert, oder es hängen große Tafeln an ihnen, auf denen in äußerſt eleganten, meiſtens vergoldeten Charakteren Sinnſprüche aus chineſiſchen Claſſikern geſchrieben ſind. In dem Beſuchzimmer eines reichen Chineſen, bei dem wir zum Frühſtück eingeladen waren, hing eine dergleichen Tafel, auf welcher die Worte ſtanden „Möge der Drache noch viele Jahre fliegen," was in das Deutſche überſetzt ungefähr heißen würde, „Möge das Glück noch viele Jahre in dieſem Hauſe thronen," da, wie bereits weiter oben bemerkt, der Drache in China das Symbol alles Guten iſt.

An das Beſuchzimmer reihen ſich Wohn- und Schlafzimmer der Familie, die der Frauen nach hinten hinaus, während die Geſindewohnungen um den Hofplatz gruppirt ſind.

Die Wohnungen der chineſiſchen Geldariſtokraten und hohen Beamten ſind prachtvoll und wahrhaft fürſtlich. Wir hatten Gelegenheit, eine ſolche genau in Augenſchein zu nehmen, und zwar die des reichſten Mannes in ganz Canton, eines gewiſſen Ki-Lin, von der berühmten chineſiſchen Familie Hong Qua, die zu den mächtigſten und angeſehenſten des ganzen Reichs gehört. Man ſchätzt das Vermögen dieſes Ki-Lin auf 30 Millionen Dollars und faſt die ganze große Inſel Honan, welche Canton gegenüber liegt, gehört ihm. Ki-Lin iſt ſehr befreundet mit unſerm Conſul, haßt wie alle Chineſen die Engländer und Franzoſen auf das herzlichſte, iſt aber

desto mehr den Deutschen zugethan, die überhaupt in China merkwürdig beliebt sind. Wir waren von ihm eingeladen und benutzten diese Freundlichkeit um so lieber, als wir dadurch einen Blick in die häuslichen Verhältnisse der Chinesen erlangten.

Das Haus, welches mit Nebengebäuden, Garten und sonstigem Zubehör mindestens einen Raum von 1000 Schritten im Gevierte einnahm, war gleichfalls durch eine hohe Mauer von der Straße getrennt, einstöckig, aber sehr geräumig. Im Besuchzimmer, zu dem wir durch einen Corridor gelangten, fielen uns namentlich die reich geschnitzten Möbel auf, in welcher Arbeit die Chinesen alle andern Nationen übertreffen. Auch hier war Alles überladen und ich zählte in dem durchaus nicht übergroßen Zimmer nicht weniger als 32 Stühle, 4 große runde und außerdem 6 kleine Tische für Theeservice ꝛc. Von den Stühlen waren die Hälfte Sessel ohne Lehnen mit Marmorsitzen. An den Wänden hingen außer einigen barocken chinesischen Gemälden von Landschaften ohne Perspective mehrere Marmorplatten, deren Grundfarbe weißlich und die schwarz geädert waren. Dieser Marmor wird in China gefunden und die Adern sollen häufig natürliche Landschaften, Thiere ꝛc. darstellen. Ich habe jedoch den Verdacht, daß das Natürliche an diesen Formen künstlich und zwar geätzt ist. Manche Darstellungen waren zu künstlich, um natürlich zu sein. Ich habe später so viele Beispiele von den geschickten Betrügereien der Chinesen in diesem Genre erlebt, daß ich alle diese Naturbilder für einen ihrer Humbugs halte, mit denen sie sowohl ihre eigenen Landsleute als Fremde täuschen. Ki-Lin schwor wenigstens darauf, daß Alles Natur sei.

Um nur ein Beispiel dieser Art anzuführen, will ich Folgendes erzählen. Ich wanderte eines Tages in den Straßen Cantons umher, als ich an eine Bude gelangte, in der auf einem Tische ein Huhn und ein Hahn spazierten, deren jedes einen Hühner- und einen Entenfuß hatte. Der Hahn trug um das Kniegelenk eine Bandage und hinkte während des Gehens, während das Huhn auf seinen beiden ungleichen Beinen ziemlich fest umhermarschierte. Mir fiel diese Anomalie auf und ich ließ den Besitzer der Thiere durch einen etwas englisch radebrechenden Kuli, den ich als Dolmetsch mitgenommen, fragen, was es mit den Entenfüßen für eine Bewandtniß habe. Ich erhielt zur Antwort, der Besitzer sei ein Thierarzt, der den Hühnern ein Bein abgenommen und dafür ein Entenbein wieder angesetzt habe, das Huhn sei bereits wieder hergestellt, das Bein des Hahnes jedoch noch nicht gänzlich geheilt. Dies Meisterstück chinesischer Chirurgie schien mir etwas verdächtig; ich nahm deshalb das Huhn in die Hand, besah und befühlte den Fuß — richtig, es war ein Entenbein, warm, voll Leben und oben am Kniegelenke angesetzt. Ich hätte gar zu gern das Huhn gekauft, traute aber dem Frieden noch nicht recht, sondern ging zu Haus, um unserm Doctor den Vorfall zu erzählen und ihm diese unerhörte Merkwürdigkeit, die ihn noch mehr als mich selbst interessiren mußte, zu zeigen. Bei unserer Rückkehr fanden wir das Hühnerpaar noch vor; der Doctor beschaute gleichfalls den Fuß genau, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Man sah genau, wo die gelbe Haut des Entenfußes mit der dunkeln des Hühnerbeines verwachsen war, es konnte kein Zweifel mehr obwalten, wir hatten hier einen Chirurgen vor uns, der etwas in der medicinischen Wissenschaft Unerhörtes leistete. Ich fragte nach dem Preise des Huhnes. Zwei Dollars. Gut, ich will aber auch den Hahn, was kostet er? Den Hahn kann ich nicht verkaufen, er wird erst in einigen Tagen geheilt sein. Diese Antwort erregte abermals mein bereits eingeschläfertes Mißtrauen. Ich nahm noch einmal das Huhn in die Hand, und untersuchte es zum dritten Male genau. Hatte der Verdacht meine Augen geschärft, oder war ich früher zu flüchtig gewesen, genug, in einem Streifen, den ich für eine Ader oder Sehne gehalten, entdeckte ich jetzt eine wunderbar feine Naht und damit den Betrug des Chinesen. Er hatte den Thieren nur einen Entenhandschuh übergezogen, freilich so außerordentlich künstlich, daß es allein schon zwei Dollars werth war, und der Hahn mit seinen Bandagen war der Lockvogel, um die Leute glauben zu machen, das Entenbein sei den Thieren anoperirt. Mit einer Art Harz oder Wachs war die Haut oben am Knie so geschickt überzogen, daß es aussah, als seien beide Hautstreifen zusammengeheilt, und wenn nicht ein oder

zwei verschiedene zu große Stücke von Brod, zerbrechsten, so klein sie gekonnt, eine der größten Merkwürdigkeiten gesehen zu haben. Es ist es auch mit jenen Merkwürdigkeiten, bei denen Menschen die Kunst wenigstens bekannt nachgeahmt hat.

welcher zugleich einen großen, ganz mit seinen bewachsenen Teich einschließt, von welcher man einer Mauer umgeben. Die Thiere in dieser Mauer, sehr an der Zahl, meiste Einwohner verschieden, sein einzigen aber kann eine Form wie bei uns. Und

Der Affen-Kaffee-Gast.

Jeder Affen, ein langer Mann von 21 Jahren, empfing aus mit einbrennender Freundlichkeit und führte uns, nachdem wir in Empfangszimmer Platz und Cigarren hatten nehmen, durch sein ganzes Haus, in seine kleine Thiere. Das einfachste Haus, das wir sahen, war ein Gebäude von Holz, welches in Form eines Kreuzes gebaut war, und in dessen Mitte ein Kamin sich befand. Die Thiere aber schienen sich

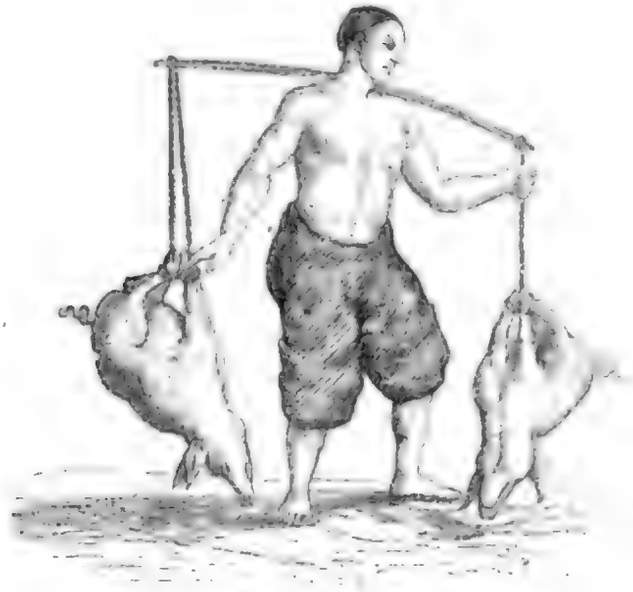
eine war ein Affe, das gerade ein Schlaf, hat trübe ein Affenhaus, und war das entsetzlichste Schlaf war nicht vertreten. Der Affe machte sich gradewegs gerade hin, gar traten wir in gemüth in Berlin sich mit Abend machen das Affenhaus. Berlin Affen unter Gegenden Affen ge Affen, hatte sich dann und Affen Affen ist mögen mit behaglichen Affenhaus verursachen.

läſſigt. Seine Wiederherſtellung koſte mindeſtens 50- bis 60,000 Thlr. und er wolle das Geld nicht eher daran wenden, bis das Land wieder ganz ruhig ſei. An verſchiedenen erhöhten Punkten, die eine freie Ausſicht gewährten, waren Pavillons und Gartenhäuſer erbaut und unmittelbar am Rande des Teiches eine Gruppe von Miniaturfelſen und Bergen aufgerichtet, aus deren Spitze ein durch den Teich genährter Quell hervorſprudelte und als Gebirgsfluß ſich über die Steine ſchlängelte. Die einzelnen Berge waren mit den berühmten Zwergbäumen beſtanden, die kaum 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch, für die Bewohner von Liliput erſchaffen ſcheinen, und deren Zucht das Spielwerk aller Gartenbeſitzer in China iſt. Hirſche, Pfauen, blaue Hühner und ſonſtige wilde und ſeltene Thiere wurden in verſchiedenen Käfigen gehalten und gewiß muß der Park, wenn er nach dem Plane ſeines Beſitzers reſtaurirt wird, prachtvoll werden. Merkwürdiger Weiſe haben die Chineſen keine Blumenbeete wie wir; alle Blumen ſtehen in 3 bis 4 Fuß hohen Porcellanvaſen und um die Pavillons gruppirt. Originell ſind die Gartenſtühle. Beliebigen Feldſteinen von der Größe eines Seſſels wurde, ohne im Geringſten ihre Form zu ändern, ein hölzernes Geſtell als Fuß angepaßt und der Stuhl iſt fertig. Ein ſolcher Sitz iſt unſtreitig kühl und ich laſſe ihn mir gefallen, aber ich danke für das gleichfalls kühl ſein ſollende chineſiſche Kopfkiſſen von Porcellan, welches mir von einem gefälligen Bonzen untergeſchoben wurde, als ich bei einer Picknickpartie, deren Endziel ein chineſiſcher Tempel war, einen Fieberanfall bekam und mich niederlegen mußte. Wenn man heftige Kopfſchmerzen hat, ſind dieſe Porcellankiſſen keineswegs zu empfehlen.

Nach der Beſichtigung des Parks wurden wir zurück in das Empfangszimmer genöthigt, um ein Frühſtück, oder Tif-lin, wie es die Chineſen nennen, einzunehmen. Es beſtand größtentheils aus Kuchen, Confect, candirten und andern Früchten. Der dazu umhergereichte Xereswein ließ nichts zu wünſchen übrig und ſämmtliche Speiſen waren ſehr ſchmackhaft zubereitet. Nach chineſiſcher Sitte hatte jeder Gaſt hinter ſeinem Stuhl einen Bedienten, der nur für ihn allein ſorgte und deſſen beſondere Aufgabe es zu ſein ſchien, jedes leere Glas ſofort wieder zu füllen. Dieſe Sitte, ſeinen eigenen Bedienten zu haben, hat ſich auch auf das europäiſche Leben in China übertragen. Wird man zu einer Privatgeſellſchaft geladen, ſo bringt man ſeinen Diener mit, der während des Tiſches hinter dem Stuhle ſeines Herrn aufgepflanzt ſteht und nur für dieſen ſorgt. Ein Gleiches findet in Gaſthöfen und auf den Paſſagierdampfboten ſtatt und Wehe dem armen Reiſenden, der allein reiſt. Niemand kümmert ſich um ihn und er hat nur die Alternative, entweder nichts zu bekommen, oder ſich ſelbſt zu bedienen. Die candirten Früchte, welche es zur Tafel gab, waren prachtvoll, wie überhaupt die Chineſen im Einmachen Meiſter ſind. Die berühmteſte Fabrik dieſer Art iſt die von Chei-Coong in Canton. Sie verſendet jährlich viele Tauſende von Kiſten nach Europa. In jeder derſelben befinden ſich ſechs Steinkruken von circa 4 bis 5 Pfund, und der Preis für die Kiſte beträgt an Ort und Stelle 6 Thlr.

Die Frauen des Hauſes nehmen nicht an der Tafel Theil, aber ſie ſtanden, fünf bis ſechs an der Zahl, Herrinnen und Dienerinnen zuſammen, an der Thür des Empfangzimmers, machten die Zuſchauer und unterhielten ſich frei mit uns. Später vergnügten ſie ſich mit Kartenſpiel. Das Spiel gehört überhaupt zu den Paſſionen der Chineſen und das Tſchai Mooy, welches dem italieniſchen Morra ſehr ähnlich iſt, bildet den Schluß der meiſten Feſtlichkeiten. Zwei Perſonen ſtehen ſich dabei gegenüber, der Eine ſchnellt eine beſtimmte Zahl Finger in die Höhe, die er dabei laut ausruft und der Gegner muß im ſelben Augenblicke die gerufene Zahl ſelbſt emporſtrecken. Macht er einen Fehler, ſo iſt er der Verlierende. Die drei Hauptperſonen unter den Frauen waren die Mutter Ki-Lin's, ſeine junge Frau und eine Nonne von ziemlich vorgeſchrittenem Alter. Die Kleidung der erſteren Damen war genau wie die oben beſchriebene der Botsfrauen, nur waren die Stoffe von ſchwerer Seide und die Armſpangen, Ohrringe, ſo wie die zur Haarbefeſtigung erforderlichen Nadeln von reich gearbeitetem Golde. Sodann waren aber die Füße beſchuhet oder vielmehr mit blauen Bandagen umwickelt und in jene Miniaturſchuhe gezwängt, die die Bewunderung der Europäer erregen und bei uns kaum einem einjährigen Kinde paſſen würden. So viel iſt ſicher, daß der

Geschmack der Chinesen in dieser Richtung mit dem unseren durchaus nicht übereinstimmt. Die Füße machen auf uns einen höchst widerlichen Eindruck, man sieht sofort, daß sie mit Gewalt verstümmelt sind, und sie haben ganz das Aussehen von Klumpfüßen. Außerdem kann es kaum eine unsinnigere Mode geben, weil das Gehen auf diesen unnatürlichen Stelzen den Frauen so sehr erschwert ist. Sie schreiten so unsicher wie kleine Kinder einher, und müssen



Ein chinesischer Kuli.

mit den Armen balanciren, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Die Frauen der Vornehmen gehen zwar nie auf der Straße, sondern lassen sich immer in Sänften tragen, aber denen der Mittelclassen begegnet man häufig. Einen lächerlichen Eindruck macht es, wenn diese letzteren sich von einer Dienerin auf dem Rücken tragen lassen, wie es häufig geschieht, um die Kosten für eine Sänfte zu sparen. Bei den 6, höchstens 10 Fuß breiten Straßen Cantons können natürlich keine Wagen passiren. Die Fortschaffung von Personen und Waaren wird nur durch Menschen bewirkt und die größten Lasten durch Kulis auf Bambusstöcken fortbewegt. Diese Trägerkuli haben eine ungemeine physische Stärke, die man bei ihrer elenden Kost und ihrem erbärmlichen Leben durchaus nicht voraussetzen sollte. Ich habe Kuli gesehen, die zwei Schweine auf einmal trugen, von denen jedes mindestens 150 Pfund wog. Eben so gehören nur immer zwei Träger zu einer Sänfte, deren es die verschiedensten Arten, offene und bedeckte gibt, und es ist erstaunlich, wie lange und mit welcher Schnelligkeit sie sich bewegen. In einer Droschke kommt man nicht rascher vorwärts und bei einer Partie, die wir nach einem $1\frac{1}{2}$ Meilen weit entfernten Orte in Sänften machten, wurde nur dreimal circa 10 Minuten geruht. Nur die Mandarinen haben vier Träger, und eben so Personen, Chinesen oder Europäer, wenn sie officielle Besuche machen.

Die Mutter Ki-Lin's, eine stattliche Frau von 42 Jahren, hatte sich so sehr gut conservirt, daß wir ihr Alter kaum auf die Hälfte schätzten und durchaus nicht glauben wollten, daß sie die Mutter unsers 21jährigen Wirthes sei. Sie war noch sehr hübsch, hatte mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht und war geschminkt; eben so die junge Frau von Ki-Lin, ein zartes ätherisches Geschöpf von kaum 15 Jahren mit sehr schönen und feinen Zügen und einem Munde voll der egalsten Perlenzähne. Die Mutter unterhielt sich mit uns sehr ungenirt, die Schwiegertochter lächelte jedoch nur. Beide hatten sich die Mitte der Unterlippe geschminkt, wodurch der Mund in einiger Entfernung sehr klein erschien. Die Conversation wurde in dem berühmten Pitschin-Englisch geführt, welcher Ausdruck von der chinesischen Corruption des englischen business, die Geschäfte, herstammt. Es ist dies das sonderbarste Englisch, das man hören kann, und für den Neuankommenden sehr schwer verständlich, da, abge-

sehen von der ganz chinesischen Construction, fast an jedes Wort ein i gehängt und das r wie l ausgesprochen wird. So sind z. B. die in den Zeitungen so häufig erwähnten Forts in der Nähe von Canton Dutch und French Folly im Pitschin-Englisch benannt. Folly heißt hier nicht etwa Thorheit, sondern ist die chinesische Aussprache für Fort. Das r ist in l verwandelt und ein i angehängt. Ein sehr anschauliches Beispiel des Pitschin-Englisch ist eine Phrase, die ein chinesischer Diener gegen einen meiner Freunde aussprach, als dieser in Hongkong einer Dame seinen Besuch machen wollte und nicht angenommen wurde. Auf seine Frage Mistress N. at home? erhielt er die Antwort Missis my talkee, he no hab got, was so viel heißen sollte, als Mistress told me, she is not at home, Madame hat mir gesagt, sie sei nicht zu Hause. Der Chinese nennt nämlich jedes weibliche Wesen he — er. Eben so lächerlich ist die Anwendung des Ausdrucks Number one, Nummer eins, für Alles, was gut, schön, vorzüglich, wohl bezeichnet. „Wie befindet sich Herr N.? Mister N. hab got number one, — Herr N. befindet sich sehr wohl."

Die Mutter schien über den bereits verheiratheten Sohn noch eine strenge Controle zu üben; er rauchte weder eine Cigarre noch trank er ein Glas Wein und gestand uns ganz offen, daß seine Mutter es ihm verboten habe. Er dürfe es jetzt in ihrer Gegenwart nicht thun, wenn er aber uns seinen Gegenbesuch machte, wolle er sich dafür entschädigen — und das hat er denn auch bei dieser Gelegenheit redlich gethan. Er hatte ungemeine Lust, Deutschland zu sehen, aber auch hier hatte die Mutter ein Veto eingelegt und zu der Reise ihre Zustimmung versagt.

Als die Damen uns genug zugeschaut hatten, setzten sich die Mutter, die junge Frau und die Nonne im Corridor an den Kartentisch und spielten. Die Nonne hatte den Kopf kahl geschoren und unbedeckt, schwarze Beinkleider und einen desgleichen Ueberwurf mit unendlich langen Aermeln.

Im Allgemeinen stehen die chinesischen Nonnen in keinem besondern Rufe, das Gelübde der Keuschheit wird von ihnen nicht verlangt und manche Klöster sind wegen der laxen Moral ihrer Bewohnerinnen berüchtigt. Der Lebenszweck dieser chinesischen Himmelsbräute ist schwer zu definiren. Ihre religiösen Uebungen sind dieselben, wie sie jeder Chinese täglich anstellt, und bestehen im Verbrennen von stinkenden Stäben, durch deren Rauch die Nasen der Götter gekitzelt und diese besänftigt werden, wenn sie etwa zürnen sollten.

Schließlich empfahlen wir uns unserm liebenswürdigen Wirthe und seiner Familie mit dem in China so oft gehörten Worte Tschin-Tschin, welches Guten Tag, Adieu, ich danke, ich bitte, ich bete an, und Gott weiß, was noch bedeutet. Mit den Männern schüttelt man sich dabei herzlich die Hände, mit den Frauen thut man jedoch nur so, d. h. man nähert sich ihnen auf zwei Schritt, streckt von beiden Seiten die Hände aus, als ob man sie einander reichen wollte, zieht sie aber wieder zurück und verbeugt sich. Diese sonderbare Sitte gründet sich wohl auf die Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts den Männern gegenüber, die im ganzen Orient in mehr oder minder hohem Grade sich findet und auch bei den Chinesen sich darin ausspricht, daß Frauen und Mädchen der höheren Classen nur in dicht verschlossenen Sänften, gegen alle Blicke verborgen, die Straßen passiren, so wie sie auch im Hause stets die hinteren Zimmer bewohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine feste Brücke zwischen England und Frankreich.

Der Engländer Boyd hat folgendes Project einer Brücke zwischen Dover und Cap Grinez (zwischen Calais und Boulogne), wo der Canal nur 18 englische (circa 4 deutsche) Meilen breit ist, entworfen und rechnet darauf, dieselbe mit einem Aufwand von 30 Millionen Pfund Sterling (200 Millionen Thaler) in drei Jahren herstellen zu können.

Die größte Wassertiefe in dieser Linie soll nur 186 Fuß und die größte Differenz zwischen höchstem und niedrigstem Wasser 28 Fuß betragen.

Es würden 160 Thürme in je 450 Fuß Entfernung voneinander in das Meer zu stellen sein, deren Fundament aus abgestumpften Pyramiden gebildet würde, deren quadratische Basis 300, deren Spitze 150

Fuß Seitenlänge haben müßte. Hierauf würden runde Thürme von 100 Fuß Durchmesser gesetzt, bis zur Höhe von 500 Fuß. Dreihundert Fuß über niedrigem Wasser liegt, von den Thürmen getragen, eine aus Schmiedeeisen gefertigte Röhre, ähnlich der bei der Britanniabrücke zuerst angewandten, welche 50 Fuß hoch und 30 Fuß breit ist, in der die Passage auf einer Eisenbahn stattfinden würde. In der Nacht werden die Thürme stark mit Gas beleuchtet, um den Schiffern sichtbar zu bleiben; bei Nebel setzt ein elektrischer Apparat Alarmglocken in Bewegung, um nahende Schiffe zu warnen. Außerdem werden die Thürme mit einem Bufferwerk umgeben, welches den Stoß anprallender Schiffe vermindern soll. Denkbar ist die Ausführung des Projectes!

Dampfchausseewalze.

Lemoine in Bordeaux hat eine Maschine gebaut, welche aus einem Rahmen besteht, in dem ähnlich wie bei den Locomotiven ein Röhrendampfkessel und eine Dampfmaschine liegt. Derselbe ruht auf einer großen Walze in der Mitte und einer kleinen an jedem Ende. Die große Walze ist 4½ Fuß breit und hat einen fast eben so großen Durchmesser. Auf ihr liegt zumeist das große Gewicht der ganzen Maschine, welches etwa 200 Centner beträgt, die vordere und hintere Walze dagegen sind zwar eben so breit, haben aber nur 2½ Fuß Durchmesser und lassen sich durch Zahnräderwerk wie der Vorderwagen bei gewöhnlichen Fuhrwerken stellen, um die Maschine lenken zu können, die so gut in einer wie in der andern Richtung durch ihre Dampfmaschine vorwärts bewegt wird. Sie legt etwas über zwei Fuß per Secunde zurück, bedarf daher sechs bis sieben Stunden, um eine Meile Wegs zu durchlaufen. Man kann damit ungefähr 5000 Quadratfuß Chausseefläche pro Tag fertig walzen, wenn man auf acht Stunden täglicher Arbeitszeit rechnet, und zwei Stunden Zeitverlust für Schmieren, Wassernachfüllen ꝛc., zwei Stunden für das Ruhen der Arbeiter in zwölf Arbeitsstunden in Anschlag bringt. Freilich kostet eine solche Walze 3200 Thaler. Rechnet man, daß sie 240 Tage im Jahre benutzt werden und nimmt täglich 2⅔ Thaler für zwei Wärter, 4 Thaler für Brennmaterial, 2⅔ Thaler Amortisation an, so hat man einen Aufwand von 9⅓ Thaler per Tag oder von 1 Thaler 26 Silbergroschen per 1000 Quadratfuß. Mit guten fünfspännigen Pferdewalzen macht man per Tag nur 2000 Quadratfuß fertig, beansprucht aber für zwei Führer 2 Thaler, für fünf Pferde 8⅔ Thaler, für Amortisation 12 Silbergroschen Ausgaben, zusammen 11¹⁄₁₅ Thaler, und es kosten daher 1000 Quadratfuß zu walzen 5 Thaler 18 Silbergroschen, fast dreimal so viel als mit der Dampfwalze. Alle Nebenarbeiten bleiben dieselben.

Temperatur zu Madeira.

In dem von uns gebrachten Aufsatze „Madeira" von H. Maron (Heft 64, Januar 1862) findet sich eine vergleichende Tafel der Temperaturen verschiedener europäischer Orte mit Madeira, bei welcher man glauben mußte, daß der Sommer in Berlin und Breslau wärmer sei als in Madeira. Da der Verfasser des betreffenden Aufsatzes sich als Mitglied der preußischen Expedition auf offener See befindet, so waren wir nicht im Stande, ihn um Aufklärung dieses seltsamen Umstandes zu bitten. Durch die Güte unseres hochgeschätzten Mitarbeiters, des Herrn Staatsrath Mädler zu Dorpat, sind wir nun in der Lage, unseren Lesern die Mittheilung machen zu können, daß bei der Tabelle die Bemerkung mangelte, die Angaben für Madeira seien in Réaumur'schen Graden, die für alle übrigen Orte in Centigraden gegeben. Reducirt man, wie es sein muß, die hunderttheiligen Grade auf achtzigtheilige, so entsteht folgende Tabelle:

Ort	Jahresmittel	Kälteſter Monat	Wärmſter Monat	Schwankung
Königsberg	+ 5,0	— 3,5	+13,6	17,1
Breslau	+ 6,5	— 1,2	+15,3	16,5
Berlin	+ 7,2	— 1,9	+14,4	16,3
Frankf. o/M.	+ 7,8	— 0,3	+15,1	15,4
Wien	+ 8,1	— 1,3	+16,6	17,9
Rom	+12,3	+ 5,7	+19,1	13,4
Neapel	+13,4	+ 7,2	+20,0	12,8
Funchal auf Madeira	+15,3	+12,3	+17,8	5,5

Die Entfernungen im Weltenraum und die Nebelflecke.

Von

J. H. Mädler.

Der erste Maßstab, den der Mensch anwandte, war gewiß nur sein natürlicher Schritt. Er reichte freilich nur für die allernächste Umgebung aus, zumal ein Fortzählen bis in die Zehn- und Hunderttausende hinein dem frühesten Alterthume viel zu wenig geläufig war. Die Unbestimmtheit, die mit jedem reinen Naturmaße, wie Elle (Ellenbogen), Fuß u. s. w. nothwendig verbunden ist, wurde anfangs wohl wenig gefühlt. Als jedoch die verschiedenen Wohnplätze auf allmälig immer größere Entfernungen hin miteinander zu verkehren begannen, als Grundeigenthum gegenseitig abzugrenzen und abzumessen war, konnte ein so primitives Maß nicht mehr genügen. Das Stadium (ursprünglich wohl 100 Schritte des rechten Fußes) trat jetzt an seine Stelle, und man war bemüht, seine Länge bestimmter zu fixiren, daher wir auch schon Vergleichungen verschiedener Stadien untereinander antreffen. Der Sabbatherweg bei den Juden (die Entfernung, welche am Sabbath zu gehen gesetzlich erlaubt war) wurde zu gleichem Zwecke angewandt.

Endlich kam die Meile (milliare, 1000 Doppelschritte, was auf die englische und italienische Meile noch heute beiläufig paßt), die allmälig immer größer genommen ward und nun ausreichte, alle auf der Erdkugel vorkommenden Distanzen und Dimensionen in bequemen Zahlen auszudrücken. Eine allgemeine Uebereinstimmung wurde freilich auch bei diesen nicht erreicht, früher auch wohl gar nicht beabsichtigt: es würde sonst gewiß nicht 1 norwegische Meile gleich 7 englischen gesetzt worden sein. Später hat man wenigstens die Vergleichungen genau durchgeführt, manche von ihnen, von bloß localem Gebrauche oder zu geringer Präcision, ganz außer Curs gesetzt und Alles in feste, bestimmte Tabellen gebracht. So genügen sie nicht allein dem Völkerverkehre mit seinen gesteigerten Anforderungen, sondern auch der strengen Wissenschaft.

Der Geist des Menschen aber läßt sich nicht auf diese Erde beschränken, und schon vor 2000 Jahren machte man die ersten nicht ganz erfolglosen Versuche, zunächst wenigstens die Entfernung des Mondes und von ihm aus die der Sonne und der übrigen Weltkörper zu finden. Posidonius gibt für die Entfernung des Mondes 2 Millionen Stadien, also etwas zu wenig; Hipparch 60—72 Erdhalbmesser, also etwas zu viel. Aber es hat lange gedauert, bis man entschieden Besseres an Stelle dieser ersten Bestimmungen setzen konnte.

Von den sehr verschiedenen Maßstäben, in denen die beiden genannten Alexandriner ihre Resultate ausdrückten, ist der letztere entschieden vorzuziehen. Astronomische Entfernungen in Meilen oder gar in Stadien auszudrücken, führt schließlich zu so unübersehbaren Ziffernreihen, daß sie nichts mehr zur Anschaulichkeit beitragen können. *)

*) Millionen und Billionen sind leicht ausgesprochen; aber die Wenigsten bedenken, daß seit

Die Entfernung des Mondes von der Erde ist übrigens in Folge seines elliptischen Laufes veränderlich: ein Telegraphendraht, neunmal um den Erdäquator gewunden, würde bis zum Monde in seiner Erdnähe reichen: noch eine Windung mehr und er erreicht seine Erdferne.

Schon die alten Chaldäer wußten, daß ein Mensch, der im gewöhnlichen Gange Tag und Nacht ununterbrochen fortschritte, in einem Jahre rings um die Erde kommen würde (auf die geographische Meile kämen bei dieser Reise 97 Minuten). Da die Erde nun diesen Umschwung in einem Tage vollführt, so ist diese Bewegung 365mal schneller, als der gewöhnliche Gang eines Menschen.

Eine Locomotive, die 6 Meilen in der Stunde zurücklegt, würde nach einem Jahre ununterbrochener Bewegung den Weg bis zum Monde zurückgelegt haben, vorausgesetzt, daß der dorthin gerichtete Schienenstrang viermal länger wäre, als alle bis jetzt auf unserm Planeten ausgeführten Eisenbahnen zusammengenommen.

Doch so riesenhaft auch der Erdhalbmesser, als Maßstab genommen, uns immer erscheinen möge: wir würden mit ihm doch nicht weit in's Universum hineinreichen, ohne abermals zu riesigen Zahlenungeheuern zu gelangen. Man hat sich zuletzt veranlaßt gesehen, die schnellste aller bekannten Bewegungen, die des Lichtstrahls, zum Maßstabe zu wählen.

Die Bewegung des Schalles (1030 Pariser Fuß in der Secunde) ist schon eine sehr rasche, sie übertrifft die gewöhnliche eines Geschosses (600—800 Fuß) und erreicht fast die der Erdrotation (1430 Fuß). Gleichwohl würde ein voller Umlauf des Mondes (27 Tage $7^3/_4$ Stunden) verfließen, bevor die Antwort auf eine unserer Fragen, könnte sie im Monde gehört werden, unser Ohr erreichte, wogegen ein Spiegel, gegen den Mond aufgestellt, den von dorther kommenden Lichtstrahl schon nach $2^1/_2$ Secunden dem Monde zurückgegeben hätte. Die Geschwindigkeit des Lichts ist 930,000mal größer als die des Schalles.

Die Sonne ist 400mal (genauer $399^1/_3$mal) weiter als der Mond von uns entfernt, und so bietet die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne eine bequeme Einheit für Entfernungen innerhalb ihres Systems, besonders seit wir durch scharfe Berechnung der letzten Venusdurchgänge diese Entfernung genauer kennen. Sie beträgt in Erdhalbmessern 24,060; in geographischen Meilen 20,682,329: das Licht gebraucht 8 Minuten $18^1/_2$ Secunden, ehe es von dort zu uns gelangt; die Schallwelle, könnte sie sich auf solche Entfernungen erstrecken, würde 15 Jahre gebrauchen, der oben angeführte Eisenbahnzug fast vier Jahrhunderte.

Dieser Maßstab, die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, ist für den astronomischen Berechner der bequemste, ja fast nothwendige. Denn so weit wir die Umlaufszeiten kennen, läßt sich das Verhältniß aller andern Entfernungen zum mittlern Sonnenabstande genau angeben, was bei der Wahl eines andern Maßstabes nicht in gleichem Grade der Fall wäre.

So erhalten wir für die Entfernung des äußersten der bekannten Planeten die Zahl 30, und der Lichtstrahl, um vom Neptun bis zu uns zu gelangen, braucht 4 Stunden 9 Minuten (in seiner größten Entfernung noch 2 Minuten mehr). Der mittlere Abstand des Kometen von 1811 ist 214, sein größter Abstand 427 (was in Meilen ausgedrückt, schon 8800 Millionen ergibt). Für den Kometen von 1844 (den Mauvais'schen) ergibt sich nach Plantamour's Rechnung, die ihm 102,050 Jahre Umlauf zutheilt, die mittlere Entfernung = 2184, und die größte 4367, oder über 90,000 Millionen Meilen.

Solche Zahlen können nun freilich nicht für genauer gelten als die Umlaufszeiten, auf denen sie beruhen, und wir sind aus leicht begreiflichen Ursachen nicht im Stande, sehr große Umlaufszeiten aus den nur wenige Monate umfassenden Beobachtungen mit Sicherheit abzuleiten. Argelander schätzt die Ungewißheit der Umlaufszeit des 1811er Kometen (2880 Jahre) auf etwa ein halbes Jahrhundert; beim Mauvais'schen Kometen kann sie auf mehrere Jahrtausende steigen. Aber wäre sie selbst noch größer, müßten wir z. B. die obige Zahl

---

Christi Geburt noch bei Weitem keine Million Tage, und seit Adam erst der fünfte Theil einer Billion Secunden verflossen sind. — Wollte man alles Land der Erdkugel in eine Billion gleicher Theile theilen, so würde jeder derselben ein Quadrat von nur 38 Fuß Seitenlänge bilden.

4367 bis zu 5000 vergrößern oder bis 4000 verkleinern; immer gewinnt man eine annähernd richtige Idee von den Entfernungen, bis wohin die ungeheure Kraft unserer Sonne sich noch als Anziehungskraft wirksam erweist. Aus solchen Fernen gesehen, kann sie freilich nur noch als heller Fixstern wahrgenommen werden.

Und gleichwohl verschwindet alles dieses, wenn wir es mit den Entfernungen vergleichen, denen wir in der Fixsternwelt begegnen. Denn selbst der nächste von ihnen, der in Europa unsichtbare Hauptstern des Centauren, steht 50mal weiter ab, als der Mauvais'sche Komet in seiner größten Sonnenferne. Die Basis für Messung solcher Entfernungen kann nicht mehr die Erdkugel, sondern nur die Erdbahn darbieten, und selbst mit dieser Grundlage ist es Jahrhunderte hindurch unmöglich gewesen, etwas nur einigermaßen Sicheres über diese Fernen zu bestimmen. Erst im vierten Decennium dieses Jahrhunderts ist es fast gleichzeitig, nach jahrelangen Bemühungen, Bessel, Struve und Henderson gelungen, die annähernd richtigen Abstände dreier Fixsterne zu bestimmen, zu denen später noch einige andere gekommen sind. Aber diese 8, höchstens 10 Fixsterne, über deren Entfernung wir annähernd Einiges wissen — welchen winzig kleinen Theil bilden sie von den Millionen, die wir am Himmel erblicken!

Dennoch ist es ein überaus wichtiger Fortschritt. Der Jahrtausende hindurch für uns unerreichbare, allem Scharfsinn, aller Beharrlichkeit und peinlichsten Sorgfalt trotzbietende Fixsternhimmel — er ist nun nicht mehr unermeßlich für uns. Die Wissenschaft hat seine Eroberung begonnen, sie hat, wenigstens in den uns zunächst liegenden Theilen, festen Fuß gefaßt, hat ihren Maßstab hinübergetragen und Weiten gemessen, die selbst der Lichtstrahl erst in mehrern Jahren zurücklegen kann.

Wir können die hier in Anwendung gebrachten Methoden nicht näher auseinandersetzen, was nur in einer zusammenhängenden Darstellung des Systems der Himmelskunde möglich ist. Im Allgemeinen aber ist klar, daß wenn unser Standpunkt, die Erdkugel, ihren Ort im Weltraume, in Folge ihres Umlaufs um die Sonne, effectiv verändert, die Fixsterne für unsern Anblick ihren Ort scheinbar verändern müssen, nur freilich desto weniger, je entfernter sie stehen. In der That sind nun diese Entfernungen so riesenhaft, daß nur äußerst kleine Ortsveränderungen, Bruchtheile einer Secunde betragend, wahrgenommen werden können, wozu nur die allerfeinsten Hilfsmittel, bei geschicktester Anwendung, noch in einigen Fällen ausreichen. Wir dürfen hoffen, daß die Zukunft die Zahl der bekannten Fixsternentfernungen noch etwas vergrößern werde, stets aber werden dies nur seltene Ausnahmen bleiben, denn Alles spricht dafür, daß die ungeheure Mehrzahl, mindestens $^{9999}/_{10000}$, allen unsern Bemühungen unerreichbar ist und stets unerreichbar bleiben muß.

Wo wir nicht mehr messen können, tritt die Schätzung ein. Soll sich diese aber nicht in hohle, gehaltlose Phantasien verlieren, so muß sie, das Bekannte und Erforschte zum Grunde legend, zum Unbekannten in logischer Folgerichtigkeit vorzudringen suchen, und den Weg offen darlegen, den sie eingeschlagen hat.

Um auch hier bei überschaulichen Zahlen stehen bleiben zu können, wollen wir die anzugebenden Fixsternfernen in Jahren der Lichtzeit ausdrücken und bemerken, daß 1 Jahr Lichtzeit 63,280 mittlere Sonnenweiten oder etwa $1^1/_3$ Billionen Meilen repräsentirt. Eine Million Sonnenweiten wird durch $15^4/_5$ Jahre Lichtzeit dargestellt.

Lange war man der Meinung, Sirius sei deshalb der hellste Fixstern, weil er der Sonne am nächsten stehe. Genauere Untersuchungen haben dies nicht bestätigt und es liegen überhaupt gewichtige Gründe vor, die jeden Schluß von der Helligkeit auf die Entfernung als unstatthaft darstellen. Der erste Fixstern, dessen Entfernung sich meßbar zeigte, ist 61 des Schwans; ein Stern fünfter Größe, sehr unscheinbar für das bloße Auge. Später freilich zeigten sich auch einige Sterne erster Größe als meßbar, doch enthält die kleine Liste auch mehrere schwächere, ja selbst zwei teleskopische Sterne, und dabei ist noch der Umstand zu berücksichtigen, daß die Sterne erster Größe wohl sämmtlich auf Parallaxe, meist aber vergebens, geprüft worden sind, bei schwächern Sternen aber eine solche Untersuchung stets nur auf besondere Veranlassung angestellt wurde.

Es findet sich für

	Jahre	Tage	Lichtzeit nach:
α des Centauren	4	38	Henderson
β des Centauren	7	186	Maclear
η der Cassiopeja	10	15	Clausen
61 des Schwans	10	86	Bessel
Sirius	16	72	Maclear
70 des Schlangenträgers	21	241	Krüger
Wega	23	322	O. Struve
Arctur	29	122	Peters
Polarstern	49	7	Peters
Argelander's Stern	109	211	O. Struve

Die Unsicherheit dieser Zahlen steigt in weit stärkerm Maße als die Zeit selbst, und so sind namentlich die drei letzten Angaben sehr wenig zuverlässig. Es möge hier ein Versuch folgen, der Entfernung des nächsten Fixsterns einen populären Ausdruck zu geben.

Auf der gesammten Erde werden jetzt 15 Millionen Centner Baumwolle jährlich gewonnen; und ein Loth Baumwolle gibt, auf's Feinste versponnen, einen Faden von einer Meile Länge. Man nehme nun die gesammte Baumwollenernte eines Jahrhunderts und verspinne sie so, und der Faden wird bis α Centauri reichen.

Nehmen wir nun an, daß die einzelnen einander zunächst stehenden Sterne durchschnittlich eben so weit voneinander abstehen, als unsere Sonne von den beiden Sternen des Centauren, und setzen wir die Zahl der Fixsterne, abgesehen von der Milchstraße, auf zwei Millionen, so kommt für die entferntesten eine Lichtzeit von etwa 1000 Jahren heraus. Sind also mit diesen Sternen Veränderungen irgend einer Art vorgegangen, so erblicken wir sie nicht wie sie jetzt sind, sondern wie sie zur Zeit Karl's des Großen beschaffen waren.

Dieser kolossale Complex ist nun in einer beträchtlich größern Entfernung von einem oder auch mehrern Ringen umgeben, die wir als Milchstraße bezeichnen, in welchem das Fernrohr ein dichtes Gewimmel von meist sehr kleinen Sternen erblickt. Sie zu zählen ist unmöglich, noch weit mehr jedoch, sie alle durchzumessen. Doch selbst wenn dies geschähe, so wäre gleichwohl nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, ihre Entfernung durch Messung zu bestimmen. Es bleiben nur Schätzungen übrig, wie wir so eben das Beispiel einer solchen gegeben haben.

Durch verschiedene Combinationen, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden können, hat man die Lichtzeit der Milchstraßensterne auf vier bis fünf Jahrtausende geschätzt. Da indeß nicht anzunehmen ist, daß wir die ganze Tiefe dieses mächtigen Ringsystems durchschauen, so kann auch diese Schätzung nur für die zunächst liegenden, uns zugewandten Partien desselben gelten, und das Ganze bis in seine äußersten Grenzen hinein dürfte also eine noch beträchtlich größere Lichtzeit haben.

Wir sind hier bereits zu Zeiträumen gelangt, die an das Alter der frühesten Menschengeschichte, wie sie uns überliefert worden, hinanreichen. Der Lichtstrahl, den wir von der Milchstraße erhalten, muß in der That so lange unterwegs gewesen sein. Aber sie wird schon bei Griechen und Römern, ja bei Homer und Hesiod erwähnt, der aus jener Ferne stammende Lichtstrahl war also vor zwei und drei Jahrtausenden schon auf der Erde angelangt, und so müssen wir der Milchstraße eine präadamitische Existenz von beträchtlich langer Dauer zuschreiben.

Es wäre in der That interessant, wenn es Objecte am Himmel gäbe von so neuem Datum, daß ihr Lichtstrahl noch nicht zur Erde gelangt oder erst in geschichtlichen Zeiten angelangt wäre. Die Zahl der Himmelslichter müßte alsdann, auch vor Erfindung des Fernrohrs, in stetem Zunehmen begriffen gewesen sein und auch in Zukunft, ohne daß es einer Verstärkung unserer optischen Hilfsmittel bedürfte, fortwährend anwachsen. Aber Alles, was uns Beobachtung und Geschichte an die Hand geben, spricht dagegen, und nicht eine einzige Thatsache dafür: es ist kaum zu zweifeln, daß die Milchstraße, ja das gesammte Firmament schon eben so „durch Adam's Bäume schien," als alles dies uns jetzt erscheint.

Wir sind jedoch noch lange nicht am Ende unserer Reise, sondern nur auf einer Station, wo wir einen kleinen Halt gemacht und uns umgeschaut haben. Was mit dem äußersten Ringe der Milchstraße abschließt, ist nicht das Universum, vielmehr trotz seines gigantischen Umfanges nur ein Theil, und wahrscheinlich sehr kleiner Theil desselben. Der Name Welt,

Weltganzes, Universum gebührt nicht der Erde, wie das graue Alterthum es annahm, er gebührt nicht dem Sonnensystem, wie noch Hegel, der von den Fixsternen nichts wissen wollte, dafür hielt; er gebührt auch nicht der Milchstraße mit Allem, was sie umschließt. Denn eine Classe von Objecten, von denen auch das schärfste Auge sehr wenig wahrnimmt, haben wir noch zu betrachten: die Nebelflecke. Denn wie wenig Specielles wir auch von ihnen wissen mögen, das Eine dürfte nicht mehr zu bezweifeln sein: sie stehen weit, sehr weit außerhalb alles dessen, was wir bisher betrachtet haben. Fassen wir dies letztere als „unsere Weltinsel" zusammen, so sehen wir in diesen Nebelflecken andere Weltinseln, von gleicher Ordnung wie die unserige. Diese schon dem vorigen Jahrhundert nicht fremde Ansicht hat ihre volle Bestätigung dadurch gefunden, daß es gelungen ist, wenigstens einen großen Theil dieser Gebilde in einzelne Sterne aufzulösen, von denen mehrere Tausende, in einem Falle sogar 20,000, in einem Nebelfleck gefunden werden. Gewiß sehen wir, auch mit der stärksten Augenbewaffnung, nicht alle, sondern nur die größten und leuchtendsten, die übrigen nur als Masse, ähnlich wie die Milchstraße mit bloßen Augen. Doch wollen wir hier zunächst nur von ihrer Entfernung sprechen.

Ein Gegenstand erscheint uns in der Größe eines Grades, wenn seine Entfernung vom Auge 57mal größer ist als sein Durchmesser, und in der einer Minute, wenn dieser Abstand 3438mal seinen Durchmesser übertrifft. Es handelt sich also, um eine Entfernung zu bestimmen, nur um die Kenntniß des scheinbaren und des wahren Durchmessers.

Der erwähnte Nebelfleck, der sich durch seine 20,000 sichtbaren Sterne als Weltinsel documentirt, ist 6 Minuten groß, und hieraus folgt, daß unsere Entfernung von ihm 573mal größer ist als sein Durchmesser. Der Durchmesser unserer Weltinsel ist nach dem Obigen wenigstens 8000 Jahre Lichtzeit; setzen wir jene dem unserigen gleich, was eher zu wenig als zu viel scheint, so erhalten wir einen Abstand von $4^1/_2$ Millionen Jahren, d. h. der Lichtstrahl, der jetzt unser bewaffnetes Auge trifft, ist vor $4^1/_2$ Millionen Jahren von dort ausgegangen.

Und gleichwohl ist er wahrscheinlich noch einer der uns zunächst stehenden. Denn unter den mehr als 4000 Nebelflecken, deren Kenntniß wir vorzugsweise den beiden Herschel verdanken, befinden sich eine beträchtliche Anzahl, deren scheinbarer Durchmesser nur 10—15 Secunden beträgt, die folglich 14- bis 20,000mal weiter von uns abstehen müssen als ihr wahrer Durchmesser beträgt. Wir können nun freilich nicht annehmen, daß alle diese Weltinseln ganz oder nahezu gleich groß, und eben so wenig behaupten, daß die unserige zu den kleinsten gehöre. William Herschel schätzte schon vor 80 Jahren die Zeit des Lichts für den entferntesten, seinem Teleskop noch wahrnehmbaren Nebelfleck auf 2 Millionen Jahre: allein ihm stand noch keine Fixsternparallaxe zu Gebot, die er als vergleichenden Maßstab hätte benutzen können. Sollen wir die Lichtzeit eines 10 Secunden im scheinbaren Durchmesser haltenden Nebelflecks auf nur 2 Millionen Jahre setzen, so müßten wir seinen wahren Durchmesser nur zu 100 Jahren, d. h. gegen 80mal kleiner als den unserer Weltinsel, annehmen. Von einzelnen wäre dies nicht unwahrscheinlich, aber von so vielen? Man combinire und argumentire wie man wolle: wo so wenig positive Thatsachen vorliegen, müssen verschiedene Ansichten gestattet sein: aber Millionen von Jahren werden das Ergebniß sein und bleiben.

Schlagen wir einen andern Weg ein. Unsere Weltinsel, die Milchstraße mit inbegriffen, bildet ein System, durch gemeinsame Attraction an ein bestimmtes Centrum geknüpft. Zweifelsohne bilden die andern Weltinseln gleichfalls Systeme und nicht bloß form- und gesetzlose Complexe. Nun ist jedes niedere wie höhere System selbständig in sich, und um diese Selbständigkeit dauernd behaupten zu können, sind die andern Systeme gleicher Ordnung stets in große Fernen gerückt, mehrere hundert- ja tausendmal den Durchmesser dieser Einzelsysteme in sich begreifend. Und dies ist nicht zufällig, sondern nothwendig. Stände der Mond viermal weiter von uns oder die Sonne viermal näher, so würde unser Trabant nicht wie jetzt nur mäßig, sondern so übermäßig gestört, daß eine regelrechte Bahn ganz unmöglich wäre. Niemand würde im Stande sein, die Oerter des am Himmel hin- und hergeschleuderten Mondes

zu berechnen. Sind also solche Abstände der einzelnen Systeme voneinander nothwendig — und die Gravitationstheorie nöthigt uns zu diesem Schlusse — wie ungeheuer müssen nicht die Räume sein, welche Weltinseln voneinander trennen! Viertausend und einige hundert dieser Gebilde im Raume vertheilt — so vertheilt, daß eine Ordnung, wie wir sie in unsern Nachbarwelten und Nachbarsystemen anschauen und bewundern — und die äußerste derselben wird einen Abstand haben müssen, der auf mindestens 20 Millionen Jahre Lichtzeit anzuschlagen ist.

„Die Nebelflecke" — sagt Humboldt in seinem Kosmos — „sind die ältesten Zeugen vom Dasein der Materie." Vielleicht ist es einer jedenfalls sehr fernen Zukunft unseres Geschlechtes vorbehalten, auch hier mit der Meßruthe einzudringen und bestimmte Zahlen an die Stelle unserer Muthmaßungen und rohen Näherungen zu setzen. Vielleicht werden, ähnlich wie die Fixsterne jetzt nicht mehr feste Sterne sind, sondern Bewegungen zeigen und durch diese uns die sie beherrschenden Gesetze offenbart haben — auch die Nebelflecke, wenn auch erst nach langen Jahrtausenden, eine Ortsveränderung wahrnehmen lassen und diese uns befähigen, auch auf sie die Mechanik des Himmels auszudehnen. Aber so viel kann jetzt schon versichert werden — erheblich verkleinern wird die Nachwelt jene Jahrmillionen nicht, eher noch vergrößern.

Die Astronomie ist hier in ganz gleichem Falle mit der Geologie. Keine von beiden kann das Alter der Welt, selbst nur in rohester Annäherung bestimmen: das Wann und Wie der Schöpfung ist für die eine wie für die andere Wissenschaft transcendent. Unzweifelhaft fest steht nur, daß sowohl die Erde als die fernen Himmelskörper bereits vor vielen Millionen Jahren existirten, folglich damals bereits erschaffen sein mußten. Naturforschung, nicht aber Geschichte, können in solchen Fragen angerufen werden.

Für unsere sinnliche Vorstellung sind freilich Trillionen von Meilen eben so unfaßbar als die Unendlichkeit selbst, eben so wie jene Jahrmillionen, deren Grenze wir gar nicht kennen, für uns den Charakter der Ewigkeit annehmen. Aber dennoch beweist alles dies nicht für die Identität beider: ein wissenschaftliches Argument läßt sich weder für die Ewigkeit noch für die räumliche Unendlichkeit der Welt beibringen, wiewohl Beides von einigen Naturphilosophen, namentlich der materialistischen Richtung, behauptet worden ist. *)

Wenn es sich einst ereignen sollte, daß eine neue Verstärkung der optischen Hilfsmittel, eine fortgesetzte Potenzirung der Kraft unserer großen Teleskope gleichwohl keine neuen Objecte aus der Nacht des Universums an's Licht zu ziehen vermöchte — dann allenfalls könnte die Vermuthung Raum gewinnen, wir seien bis an die äußersten und fernsten Glieder des großen Ganzen gelangt, und der Markstein der Schöpfung sei wirklich dort zu setzen, wo wir diese erblicken. Bis jetzt aber bietet sich noch keine Aussicht dazu. Allerdings wird sich nicht wiederholen, was unmittelbar nach Erfindung des Fernglases sich ereignete — die plötzliche Erschließung einer Menge bisher ungesehener und ungeahnter Wunder vor den staunenden Augen der Erdbewohner wird in gleicher Weise nicht wieder erlebt werden. Nicht auf einmal, sondern nur nach und nach wird die Bewaffnung des Auges eine immer stärkere werden, und so werden auch die Grenzen der sichtbaren Welt sich nur allmälig für uns erweitern, wie es seit $2^1/_2$ Jahrhunderten fortwährend geschehen ist. Seit 1610, wo die vier Jupitersmonde auf den ersten Blick eines bewaffneten Auges mit einem Male entdeckt wurden, ist kein fünfter je gesehen worden; wir schließen daraus, daß es in diesem Systeme kein neues Glied mehr zu entdecken gibt. Rücksichtlich des Saturn, wo im siebzehnten Jahrhundert fünf, im achtzehnten zwei und im neunzehnten (von Lassell 1848) ein Trabant entdeckt wurden, steht die Sache anders, wir sehen das Saturnssystem als nicht abgeschlossen an und rechnen auf künftige neue Erweiterungen. Eben so und aus analogen Gründen bei den Fixsternen und Nebelflecken.

Doch selbst wenn das Unwahrscheinliche sich fände, wenn die Welt der Nebelflecke uns schon alle ihre Glieder gezeigt und das letzte uns Sichtbare wirklich die Grenze zwischen Sein und Nichtsein bezeichnete —

*) Man vergleiche hierüber unter Anderm das, was ich Seite 84—88 meines Werkes: „Der Fixsternhimmel" (Leipzig 1858), in Veranlassung der hierher gehörenden Fragen zusammengestellt habe.

auch selbst dann würde es richtig bleiben, daß Alles, was wir außer diesen Nebelflecken am Himmel anschauen, doch nur einen sehr unbedeutenden Theil des Ganzen darstellt, und daß, wenn irgend eine Schilderung den Namen Weltbeschreibung verdiene, dies nur eine Beschreibung der Nebelflecke sein könne. Der Kosmos unseres verewigten Humboldt beginnt mit ihnen: und wer möchte zweifeln, daß er ihnen in seinem unsterblichen Werke die richtige Stelle angewiesen. Wir wollen hier eine solche Beschreibung versuchen, freilich mit dem Bedauern, noch so wenig von dem erhabenen Gegenstande zu wissen, aber gleichwohl erfreut durch die Gewißheit, daß die mächtigsten Hilfsmittel, die der Gegenwart zu Gebote stehen, vorzugsweise diesem Gegenstande gewidmet sind.

Dem großen Forscher William Herschel verdanken wir die erste umfassende Kunde von der Welt der Nebelflecke. Seine frühere Ansicht von ihnen, die er selbst später mannigfach modificirt hat, war die, daß es Weltenstoff, chaotische Urmasse, werdende Welten seien, ähnlich wie einst die Erde, das ganze Sonnensystem, wahrscheinlich auch alle andern Himmelskörper in einem solchen Urzustande sich befanden. Es war bei dieser Ansicht nicht grade nothwendig, daß die Nebelflecke sich noch jetzt in einem solchen Zustande befänden: wir wissen ja schon, daß die Beobachtung uns von ihrem gegenwärtigen Zustande keine directe Kunde geben kann; und die Millionen Jahre, die der Lichtstrahl unterwegs war, sind möglicherweise hinreichend zu einem solchen Weltbildungsprocesse. Doch schon ihr Urheber selbst sah sich genöthigt, diese Meinung nicht ohne Einschränkung gelten zu lassen; denn bei seinen weitern Forschungen fand er nicht wenige Nebelflecke, die seinen mächtigen Teleskopen als Sternhaufen sich offenbarten, während andere eine solche Auflösung wenigstens theilweise gestatteten, oder durch ihr gleichsam marmorirtes Ansehen eine Auflösbarkeit andeuteten. Diese mindestens mußten also ihren Bildungsproceß, wenn auch nur in seinen ersten Stadien, schon vollendet haben, als der Lichtstrahl, der uns von ihnen Kunde gibt, seinen Lauf begann.

Doch ist es nicht dabei geblieben. Schon Herschel der Sohn vermochte die Zahl der auflösbaren Nebelflecke nicht unbeträchtlich zu vermehren; noch weit mehr war dies der Fall in dem gegenwärtig mächtigsten Teleskope der ganzen Erde, dem des Lord Rosse in Parsonstown bei Dublin. Er erklärt sich dahin, überzeugt zu sein, daß alle Nebelflecke wahre Sternhaufen sind, und daß ihre Auflösung durch unsere Hilfsmittel jetzt oder doch in Zukunft gelingen müsse.

Bevor wir ein definitives Urtheil über diese Frage aussprechen, muß wohl das Erscheinen der Rosse'schen Beobachtungen, das uns für die nächste Zukunft zugesagt ist, abgewartet werden. Unsere Aufgabe ist für diese Objecte überhaupt nicht sowohl die Deutung als die Beobachtung, um künftigen Zeiten die Möglichkeit zu gewähren, an die Stelle unserer Conjecturen die positive Gewißheit zu setzen.

Der Reichthum des Stoffes, wenn man hier in's Einzelne eingeht, ist ein so überwältigender, daß eine Auswahl schwer fällt. Wir beginnen mit einigen schon dem bloßen Auge einigermaßen sichtbaren Gebilden.

Nebelfleck der Andromeda.

Er steht einige Grade nördlich über dem mittlern der drei Hauptsterne, welche dieses Sternbild auszeichnen. Simon Marius entdeckte ihn 1612 und vergleicht ihn sehr passend mit einem Kerzenlicht, das durch einen halbdurchsichtigen Körper betrachtet wird. Der mittlere gegen das Ganze sehr kleine Theil ist wie dieses selbst länglicht. In starken Fernröhren zeigt das Gebilde ein gleichsam marmorirtes Ansehen, als ob hier sehr viele aber höchst ungleich vertheilte Sterne vorhanden wären; doch wird keiner mit einiger Deutlichkeit gesehen. Eine nur einigermaßen scharfe Begrenzung zeigt sich nirgends. — Dem bloßen Auge erscheint er fast wie ein bleicher Komet, und ist auch in der That einmal mit einem solchen verwechselt worden.

Nebelfleck des Orion.

Etwas unterhalb der drei Sterne zweiter Größe stehend, welche die Mittelgegend des prachtvollen Bildes bezeichnen, und von mehrern andern hellen Sternen dicht umdrängt. Man erkennt ihn mit bloßem Auge deutlich und er ist in allen bewohnten Gegenden unserer Erde bequem sichtbar. Huygens, Messier, die beiden

Auf S. 1 Zeichnung des Mondes und Bezeichnung der Mondflecken, auf S. 2 die Sonne mit ihren Flecken und auf S. 3 Zeichnung des Planeten Saturn, auf S. 4 Zeichnung des Planeten Jupiter mit seinen Monden, auf S. 5 Zeichnung des Planeten Venus, auf S. 6 Zeichnung des Planeten Mars, auf S. 7 Zeichnung des Planeten Merkur, auf S. 8 Zeichnung des Planeten Uranus, auf S. 9 Zeichnung des Planeten Neptun, auf S. 10 Zeichnung des Planeten Pluto, auf S. 11 Zeichnung des Planeten Ceres, auf S. 12 Zeichnung des Planeten Pallas, auf S. 13 Zeichnung des Planeten Juno, auf S. 14 Zeichnung des Planeten Vesta, auf S. 15 Zeichnung des Planeten Hygiea, auf S. 16 Zeichnung des Planeten Astraea, auf S. 17 Zeichnung des Planeten Iris, auf S. 18 Zeichnung des Planeten Flora, auf S. 19 Zeichnung des Planeten Metis, auf S. 20 Zeichnung des Planeten Hebe, auf S. 21 Zeichnung des Planeten Parthenope, auf S. 22 Zeichnung des Planeten Victoria, auf S. 23 Zeichnung des Planeten Egeria, auf S. 24 Zeichnung des Planeten Irene, auf S. 25 Zeichnung des Planeten Eunomia, auf S. 26 Zeichnung des Planeten Psyche, auf S. 27 Zeichnung des Planeten Thetis, auf S. 28 Zeichnung des Planeten Melpomene, auf S. 29 Zeichnung des Planeten Fortuna, auf S. 30 Zeichnung des Planeten Massalia, auf S. 31 Zeichnung des Planeten Lutetia, auf S. 32 Zeichnung des Planeten Kalliope, auf S. 33 Zeichnung des Planeten Thalia, auf S. 34 Zeichnung des Planeten Themis, auf S. 35 Zeichnung des Planeten Phocaea, auf S. 36 Zeichnung des Planeten Proserpina, auf S. 37 Zeichnung des Planeten Euterpe, auf S. 38 Zeichnung des Planeten Bellona, auf S. 39 Zeichnung des Planeten Amphitrite, auf S. 40 Zeichnung des Planeten Urania, auf S. 41 Zeichnung des Planeten Euphrosyne, auf S. 42 Zeichnung des Planeten Pomona, auf S. 43 Zeichnung des Planeten Polyhymnia, auf S. 44 Zeichnung des Planeten Circe, auf S. 45 Zeichnung des Planeten Leucothea, auf S. 46 Zeichnung des Planeten Atalante, auf S. 47 Zeichnung des Planeten Fidelio, auf S. 48 Zeichnung des Planeten Lydia, auf S. 49 Zeichnung des Planeten Daphne, auf S. 50 Zeichnung des Planeten Maximiliana, auf S. 51 Zeichnung des Planeten Ino, auf S. 52 Zeichnung des Planeten Olympia, auf S. 53 Zeichnung des Planeten Chloris, auf S. 54 Zeichnung des Planeten Asia, auf S. 55 Zeichnung des Planeten Hesperia, auf S. 56 Zeichnung des Planeten Niobe, auf S. 57 Zeichnung des Planeten Feronia, auf S. 58 Zeichnung des Planeten Clytia, auf S. 59 Zeichnung des Planeten Galatea, auf S. 60 Zeichnung des Planeten Eurydike, auf S. 61 Zeichnung des Planeten Freia, auf S. 62 Zeichnung des Planeten Frigga, auf S. 63 Zeichnung des Planeten Diana, auf S. 64 Zeichnung des Planeten Eurynome, auf S. 65 Zeichnung des Planeten Sappho, auf S. 66 Zeichnung des Planeten Terpsichore, auf S. 67 Zeichnung des Planeten Alkmene, auf S. 68 Zeichnung des Planeten Beatrix, auf S. 69 Zeichnung des Planeten Clio, auf S. 70 Zeichnung des Planeten Io, auf S. 71 Zeichnung des Planeten Semele, auf S. 72 Zeichnung des Planeten Sylvia, auf S. 73 Zeichnung des Planeten Thisbe, auf S. 74 Zeichnung des Planeten Julia, auf S. 75 Zeichnung des Planeten Antiope, auf S. 76 Zeichnung des Planeten Aurora, auf S. 77 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 78 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 79 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 80 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 81 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 82 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 83 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 84 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 85 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 86 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 87 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 88 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 89 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 90 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 91 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 92 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 93 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 94 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 95 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 96 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 97 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 98 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 99 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 100 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 101 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 102 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 103 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 104 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 105 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 106 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 107 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 108 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 109 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 110 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 111 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 112 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 113 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 114 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 115 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 116 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 117 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 118 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 119 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 120 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 121 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 122 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 123 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 124 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 125 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 126 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 127 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 128 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 129 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 130 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 131 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 132 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 133 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 134 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 135 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 136 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 137 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 138 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 139 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 140 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 141 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 142 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 143 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 144 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 145 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 146 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 147 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 148 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 149 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 150 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 151 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 152 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 153 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 154 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 155 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 156 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 157 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 158 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 159 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 160 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 161 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 162 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 163 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 164 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 165 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 166 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 167 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 168 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 169 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 170 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 171 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 172 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 173 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 174 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 175 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 176 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 177 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 178 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 179 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 180 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 181 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 182 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 183 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 184 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 185 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 186 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 187 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 188 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 189 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 190 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 191 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 192 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 193 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 194 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 195 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 196 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 197 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 198 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 199 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 200 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 201 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 202 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 203 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 204 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 205 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 206 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 207 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 208 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 209 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 210 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 211 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 212 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 213 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 214 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 215 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 216 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 217 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 218 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 219 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 220 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 221 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 222 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 223 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 224 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 225 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 226 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 227 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 228 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 229 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 230 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 231 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 232 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 233 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 234 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 235 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 236 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 237 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 238 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 239 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 240 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 241 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 242 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 243 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 244 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 245 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 246 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 247 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 248 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 249 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 250 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 251 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 252 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 253 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 254 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 255 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 256 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 257 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 258 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 259 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 260 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 261 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 262 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 263 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 264 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 265 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 266 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 267 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 268 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 269 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 270 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 271 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 272 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 273 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 274 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 275 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 276 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 277 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 278 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 279 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 280 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 281 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 282 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 283 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 284 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 285 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 286 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 287 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 288 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 289 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 290 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 291 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 292 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 293 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 294 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 295 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 296 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 297 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 298 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 299 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 300 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 301 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 302 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 303 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 304 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 305 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 306 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 307 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 308 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 309 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 310 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 311 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 312 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 313 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 314 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 315 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 316 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 317 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 318 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 319 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 320 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 321 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 322 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 323 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 324 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 325 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 326 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 327 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 328 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 329 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 330 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 331 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 332 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 333 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 334 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 335 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 336 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 337 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 338 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 339 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 340 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 341 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 342 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 343 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 344 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 345 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 346 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 347 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 348 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 349 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 350 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 351 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 352 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 353 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 354 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 355 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 356 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 357 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 358 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 359 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 360 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 361 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 362 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 363 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 364 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 365 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 366 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 367 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 368 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 369 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 370 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 371 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 372 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 373 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 374 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 375 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 376 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 377 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 378 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 379 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 380 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 381 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 382 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 383 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 384 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 385 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 386 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 387 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 388 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 389 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 390 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 391 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 392 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 393 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 394 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 395 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 396 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 397 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 398 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 399 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 400 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 401 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 402 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 403 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 404 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 405 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 406 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 407 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 408 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 409 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 410 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 411 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 412 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 413 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 414 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 415 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 416 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 417 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 418 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 419 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 420 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 421 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 422 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 423 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 424 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 425 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 426 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 427 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 428 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 429 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 430 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 431 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 432 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 433 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 434 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 435 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 436 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 437 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 438 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 439 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 440 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 441 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 442 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 443 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 444 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 445 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 446 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 447 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 448 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 449 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 450 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 451 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 452 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 453 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 454 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 455 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 456 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 457 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 458 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 459 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 460 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 461 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 462 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 463 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 464 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 465 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 466 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 467 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 468 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 469 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 470 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 471 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 472 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 473 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 474 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 475 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 476 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 477 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 478 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 479 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 480 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 481 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 482 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 483 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 484 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 485 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 486 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 487 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 488 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 489 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 490 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 491 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 492 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 493 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 494 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 495 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 496 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 497 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 498 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 499 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 500 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 501 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 502 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 503 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 504 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 505 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 506 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 507 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 508 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 509 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 510 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 511 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 512 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 513 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 514 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 515 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 516 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 517 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 518 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 519 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 520 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 521 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 522 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 523 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 524 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 525 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 526 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 527 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 528 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 529 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 530 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 531 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 532 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 533 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 534 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 535 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 536 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 537 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 538 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 539 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 540 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 541 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 542 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 543 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 544 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 545 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 546 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 547 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 548 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 549 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 550 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 551 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 552 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 553 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 554 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 555 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 556 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 557 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 558 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 559 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 560 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 561 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 562 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 563 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 564 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 565 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 566 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 567 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 568 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 569 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 570 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 571 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 572 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 573 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 574 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 575 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 576 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 577 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 578 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 579 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 580 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 581 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 582 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 583 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 584 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 585 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 586 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 587 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 588 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 589 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 590 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 591 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 592 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 593 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 594 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 595 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 596 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 597 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 598 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 599 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 600 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 601 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 602 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 603 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 604 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 605 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 606 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 607 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 608 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 609 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 610 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 611 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 612 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 613 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 614 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 615 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 616 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 617 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 618 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 619 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 620 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 621 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 622 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 623 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 624 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 625 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 626 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 627 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 628 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 629 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 630 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 631 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 632 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 633 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 634 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 635 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 636 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 637 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 638 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 639 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 640 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 641 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 642 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 643 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 644 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 645 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 646 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 647 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 648 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 649 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 650 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 651 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 652 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 653 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 654 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 655 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 656 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 657 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 658 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 659 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 660 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 661 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 662 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 663 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 664 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 665 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 666 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 667 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 668 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 669 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 670 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 671 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 672 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 673 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 674 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 675 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 676 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 677 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 678 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 679 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 680 Zeichnung des Planeten Asterope, auf S. 681 Zeichnung des Planeten Europa, auf S. 682 Zeichnung des Planeten Andromache, auf S. 683 Zeichnung des Planeten Pandora, auf S. 684 Zeichnung des Planeten Melete, auf S. 685 Zeichnung des Planeten Mnemosyne, auf S. 686 Zeichnung des Planeten Concordia, auf S. 687 Zeichnung des Planeten Elpis, auf S. 688 Zeichnung des Planeten Echo, auf S. 689 Zeichnung des Planeten Danae, auf S. 690 Zeichnung des Planeten Erato, auf S. 691 Zeichnung des Planeten Ausonia, auf S. 692 Zeichnung des Planeten Angelina, auf S. 693 Zeichnung des Planeten Cybele, auf S. 694 Zeichnung des Planeten Maja, auf S. 695 Zeichnung des Planeten As

Ballons, und zwar bei 1000 m Höhe. Fig. 1 zeigt einen solchen Registrierapparat, welcher, wie ersichtlich, aus einem Gehäuse besteht, in welchem sich ein Uhrwerk befindet, das eine Trommel mit Papierstreifen in Bewegung setzt. Ein Schreibstift, der durch eine Feder gegen die Trommel gedrückt wird, zeichnet die Kurven auf. Der Apparat ist mit einem Thermometer und einem Barometer versehen, deren Angaben auf diese Weise registriert werden. Fig. 2 zeigt den Apparat, wie er an einem Ballon befestigt ist.

Fig. 1.

Neue Registrier-Ballons für hohe Luftschichten.

Fig. 2.

Neue Registrier-Ballons für hohe Luftschichten.

Die Registrierballons werden in Paris von Herrn Hermite hergestellt. Sie werden, wie Fig. 3 zeigt, mit einem Netz umgeben, an welchem der Apparat befestigt ist. Der Ballon wird mit Wasserstoffgas gefüllt und steigt dann mit dem Apparat in die Höhe. Nach einer gewissen Zeit platzt der Ballon infolge der Ausdehnung des Gases und der Apparat fällt zur Erde. Der Finder wird gebeten, den Apparat an die Adresse des Herrn Hermite einzusenden, der ihm dafür eine Belohnung zahlt.

Fig. 3.

Neue Registrier-Ballons für hohe Luftschichten.

Die Registrierballons werden in Paris von Herrn Hermite hergestellt. Sie werden, wie Fig. 3 zeigt, mit einem Netz umgeben, an welchem der Apparat befestigt ist. Der Ballon wird mit Wasserstoffgas gefüllt und steigt dann mit dem Apparat in die Höhe. Nach einer gewissen Zeit platzt der Ballon infolge der Ausdehnung des Gases und der Apparat fällt zur Erde. Der Finder wird gebeten, den Apparat an die Adresse des Herrn Hermite einzusenden, der ihm dafür eine Belohnung zahlt.

im nördlichen Theile ein Sterngewimmel mit einigen dazwischen verstreuten Nebelflecken — das Haar der Berenice, im südlichen dagegen über 50 auf wenige Quadratgrad zusammengedrängte Nebelflecke, die sich meistens in Gruppen zu zwei und mehrern geformt haben. Einige fließen förmlich ineinander; man sieht zwei Kerne, aber ein gemeinschaftlicher Nebel umgibt sie in Birnform. Auch noch in andern Gegenden, wie im Bootes, im Wassermann, dem Scorpion, den Jagdhunden und andern finden sich solche Nebelpaare, überhaupt zählt man 146 doppelte, 25 dreifache, 10 vierfache, 1 fünffachen und 2 sechsfache am Himmel. Herschel II. sagt über sie:

„Alle die mannigfaltigen Combinationen der Doppelsterne in Bezug auf Position, Distanz und relative Helligkeit finden ihr Gegenbild in den Doppelnebeln, ja die Verschiedenheit der Gestalt und des Verdichtungsgrades lassen hier noch eine größere Mannigfaltigkeit der gegenseitigen Beziehungen erkennen, und es bedarf wohl keiner weitläufigen Untersuchung, um sich zu überzeugen, daß der bei Weitem größern Mehrzahl dieser Verbindungen ein Connex zum Grunde liegt. Der Beweis, der für die physische Natur der Doppelsterne aus der verhältnißmäßigen Seltenheit eines bloß zufälligen Näherstehens geführt werden kann, gilt für diese Nebel in noch größerer Schärfe."

Die Sternhaufen.

Wenn es in Fernröhren von hinreichender optischer Kraft gelingt, einen Nebelfleck entweder ganz und gar oder doch so weit in einzelne Sterne aufzulösen, daß nur noch wenig unaufgelöste Nebelmasse übrig bleibt, so nennt man ein solches Gebilde Sternhaufen. Ihr Unterschied von den Nebelflecken ist also nur ein relativer, es finden die mannigfaltigsten Uebergänge statt, und was heute noch Nebelfleck heißt, kann vielleicht in Zukunft als Sternhaufen bezeichnet werden. Manche von ihnen gewähren einen überaus prachtvollen Anblick; wir führen einige derselben hier auf.

Ein glänzender Sternhaufen im Schwertgriff des Perseus; der scheinbare Durchmesser fast dem des Mondes gleich. Er zeichnet sich durch einen elliptischen Sternenkranz nahe seiner Mitte aus. — Dicht bei ihm, nur $^2/_3$ Grad entfernt, ein zweiter kleinerer, aber stärker verdichteter Sternhaufen, dessen Mitte sehr reich besetzt ist und dessen Ränder sich allmälig verlaufen. Den Mittelpunkt bildet ein schöner rother Stern, heller als die übrigen. Vielleicht die Centralsonne eines fernen Fixsternsystems? — Nur in wenigen der übrigen Sternhaufen kommt Aehnliches vor, und nirgends so deutlich als in diesem Falle.

Ein Sternhaufen in der Hydra, rechts von Alphard. Der ganze $^1/_4$ Grad Durchmesser haltende Raum mit einer unzählbaren Menge äußerst feiner Lichtpunkte dicht besetzt. Zwischen ihnen mehr als 100 hellere Sterne, unter denen ein schöner Doppelstern im dichtesten Theile des Haufens. Von den Rändern laufen einzelne Zweige nach verschiedenen Richtungen.

Einen sehr ähnlichen Anblick gewährt ein Sternhaufen links vom Haar der Berenice. Kleiner als der vorhin aufgeführte, ist er so dicht mit Punkten besetzt, daß die Mitte zu einer fast gleichförmigen Lichtmasse wie ein Schneeball zusammengedrängt ist. Eine Zählung ist unmöglich, die hellsten der einzelnen Sterne mögen die zehnte Größe haben. Die ganze Umgegend ist reich an kleinen Sternen.

10 Grad nördlicher als der vorhergehende ein kleiner, aber überaus glänzend. Auf einem Raume von 2 Minuten Durchmesser mehr als 1000 Sterne. Gegen die Mitte hin Alles so dicht gedrängt, daß nichts Einzelnes mehr unterschieden werden kann. Nach den Seiten ist diese Lichtmasse stark verzweigt und verläuft so unmerklich.

Im nördlichsten Theile der Wage, in einer sternarmen Himmelsgegend, liegt ein sehr glänzender, gegen die Mitte hin stark verdichteter Haufen. Hier ist jede Zählung unmöglich, in den äußern Theilen kann man gegen 300 Sterne einzeln unterscheiden.

Im Herkules und zwar im nördlichsten Theile des Bildes zwischen den Sternen η und ζ findet sich der prachtvollste aller Sternhaufen des Firmaments, wenigstens des in unsern Gegenden sichtbaren Theiles. Es sind wenigstens 18,000 Sterne, und alle, auch noch in der stark verdichteten Mitte, einzeln unterscheidbar. Haarförmige Ausläufer ziehen vom Gros des Haufens aus nach allen Seiten, am meisten nach Südost.

Der Kometenschweif.

Die meisten Köpfe, in die Kometen hineinblicken, sind nicht imstande, sich eine Vorstellung von der Größe dieser Himmelskörper zu machen. Wenn wir uns vorstellen, daß der Durchmesser des Kometenkopfes 100 000 km beträgt, so ist dieser Kopf 8 mal größer als unsere Erde. Der Schweif ist noch viel größer. Er kann eine Länge von 100 Millionen km erreichen. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen.

Schweifform des Kometen von Donati.

Kometenschweife sind gewöhnlich gekrümmt. Man hat sich lange Zeit darüber den Kopf zerbrochen, was wohl die Ursache dieser Krümmung sein könnte. Man hat sich vorgestellt, daß der Komet, wenn er sich der Sonne nähert, von dieser angezogen wird, und daß dadurch der Schweif gekrümmt wird. Diese Erklärung ist aber nicht richtig. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem Schweif von 100 Millionen km Länge in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen.

Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen.

Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen. Wenn wir uns vorstellen, daß ein Komet mit einem solchen Schweif in unsere Nähe kommt, so würde er unsere Erde ganz und gar einhüllen.

Meyers Konversations-Lexikon

Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens

Vierte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mit Hunderten von Abbildungen, Karten, Plänen und Beilagen

Sechzehnter Band

Leipzig und Wien

Verlag des Bibliographischen Instituts

1888

Titelbild des Bandes 16

Abbildung 1: Komet Lovejoy (C/2011 W3)

Abbildung 2: Komet Lovejoy (C/2011 W3)

Abb. 1 und **Abb. 2** zeigen den Kometen Lovejoy (C/2011 W3) am 19. Dezember 2011 um 6:30 Uhr MEZ. Die Aufnahmen wurden mit einem 8-Zoll-Newton-Teleskop bei 1000 mm Brennweite und einer Canon EOS 1000D gemacht. Belichtungszeit: 30 Sekunden, ISO 1600. Der Komet befand sich zu diesem Zeitpunkt im Sternbild Schlangenträger (Ophiuchus) und war mit bloßem Auge gerade noch sichtbar.

Abbildung 3: Komet Lovejoy (C/2011 W3)

Abbildung 3: Aufgenommen wurde das Bild am 19. Dezember 2011 um 6:30 Uhr MEZ. Es zeigt den Kometen Lovejoy (C/2011 W3) im Sternbild Schlangenträger (Ophiuchus). Die Aufnahme wurde mit einem 8-Zoll-Newton-Teleskop bei 1000 mm Brennweite und einer Canon EOS 1000D gemacht. Belichtungszeit: 30 Sekunden, ISO 1600. Der Komet war zu diesem Zeitpunkt mit bloßem Auge gerade noch sichtbar.

Mittel. Ein Schwimmen in Wasserwein und ein Ertrinken, so

Ertrinken eines Verbrechers Nr. 1

Ertrinken Nr. 2 in Arbeit. Nr. 3

Ertrinken Nr. 4 in Arbeit. Nr. 5 Ertrunken. Nr. 6 Ertrunken. Nr. 7 Ertrunken. Nr. 8 Ertrunken. Nr. 9 Ertrunken. Nr. 10 Ertrunken. Nr. 11 Ertrunken. Nr. 12 Ertrunken. Nr. 13 Ertrunken. Nr. 14 Ertrunken. Nr. 15 Ertrunken. Nr. 16 Ertrunken. Nr. 17 Ertrunken. Nr.

Above the Cathedral Rock, and to the left, is Bell Rock, which is also a prominent feature of the landscape. Between the two rocks is a saddle, which is the trail to the top of Cathedral Rock. The trail is a steep one, and the climb is a hard one, but the view from the top is worth the effort. The rock is composed of red sandstone, and the trail is marked by cairns. The climb takes about an hour and a half, and the descent about an hour. The view from the top is magnificent, and includes the whole of the valley, the river, and the surrounding mountains. The rock is a favorite with photographers, and many fine pictures have been taken from it.

Fig. 1. Cathedral Rock, Oak Creek Canyon.

Fig. 1 is a view of Cathedral Rock, taken from the trail on the saddle between it and Bell Rock. The rock is composed of red sandstone, and the trail is marked by cairns. The climb takes about an hour and a half, and the descent about an hour. The view from the top is magnificent, and includes the whole of the valley, the river, and the surrounding mountains. The rock is a favorite with photographers, and many fine pictures have been taken from it.

Analoga für diese beiden Formen finden sich am Himmel mehrere, doch entspricht kein einziger Nebelfleck denselben so, daß wir in ihm ein vollständiges Bild unserer Fixsternwelt vor uns hätten. Es bestätigt sich eben auch hier das oben Gesagte: die Natur bietet uns am Himmel wie auf Erden, in geistiger wie in körperlicher Beziehung, nur Individuen, nicht Exemplare. Alle unsere Kategorien, alle Classificationen des Astronomen, Physikers, Zoologen, Botanikers und Mineralogen sind cum grano salis zu verstehen: sie sind Annäherungen an die Wahrheit, unentbehrliche Hilfsmittel für unsere beschränkte Fassungskraft, ehrenvolle Denkmäler des menschlichen Fleißes und Scharfsinnes, aber sie sind ohne gesetzliche Kraft für die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur, die nie und nirgend auch nur zwei ganz gleiche Sandkörner oder Baumblätter hervorgebracht, und vor welcher die einzelnen Weltengloben und Weltensysteme wie die einzelnen Menschen nicht, wie bei Philipp's II. Großinquisitor, bloße Zahlen, sondern selbständige, eigenthümliche, nur sich selbst gleichende Existenzen sind, die nicht in identischen, sondern nur in ähnlichen Wesen ihr Bild anschauen. Die Einheit der Natur ist keine Einerleiheit und gestattet der freien eigenthümlichen Entfaltung überall genügenden Spielraum.

Nur wird freilich unsere sinnliche wie geistige Beschränktheit nicht vermögen, in jedem Individuum die besondern Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen, selbst dann nicht, wenn wir Mikroskop und Fernrohr zu Hilfe nehmen. Und so sind wir nicht nur berechtigt, sondern auch genöthigt, Kategorien verschiedener Abstufung anzunehmen auch selbst da, wo wir noch Unterschiede bemerken; denn jedem einzelnen Object ein Nomen proprium zu ertheilen, sind wir außer Stande. — Um dies auf unsern Gegenstand anzuwenden, so werden sich unter den schwächern Nebelflecken viele finden, die wir durch nichts außer durch ihre Orte am Himmel unterscheiden können, und mit wachsender Anzahl muß auch die Zahl dieser identisch erscheinenden noch zunehmen, unter denen jedoch, die uns Einzelheiten erkennen lassen, finden sich nicht zwei von gleichem Ansehen.

Herschel I., dem zu seiner Zeit noch keine Fixsternparallaxen zu Gebote standen, dessen Schätzungen also einer Grundlage entbehrten, wie wir sie gegenwärtig anwenden können, gab 2 Millionen Jahre als die geringste für den entferntesten der von ihm gesehenen Nebelflecke an. Wenn diese Angabe damals bezweifelt wurde, so war dies allerdings gerechtfertigt, aber in entgegengesetztem Sinne als dem, in welchem diese Zweifel laut wurden. Nicht viel zu viel, sondern viel zu wenig Lichtzeit hatte Herschel mit seinen 2 Millionen Jahren angegeben. Ueberhaupt genommen, werden wir zwar das wahre Alter der Welt niemals erforschen, wohl aber einen Zeitraum, unter welchem es nicht angenommen werden kann, annähernd bestimmen können. Wo bleibt bei solchen Fernen, bei solchen Zeiträumen das Stäubchen, was wir Erdkugel nennen; wo die paar Jahrtausende, welche die überlieferte Geschichte unseres Geschlechts umfassen?

Die Astronomie und ihre Schwester, die Geologie, bilden vereinigt das gründlichste, durch kein Sophisma zu beseitigende Correctiv gegen die in unsern Tagen doppelt verwerfliche Engherzigkeit, die vor nichts größere Scheu trägt als vor dem Gedanken, daß durch die Fortschritte der Naturwissenschaft der liebe Gott gar zu unermeßlich groß, gar zu unfaßbar nach Zeit und Raum seiner Schöpfung dastehen möge. Wir begreifen den Zorn Melanchthon's, der die Hilfe aller christlichen Obrigkeiten aufrief gegen die „gottlose" Lehre, daß es außer unserer Erde noch andere Welten gebe; wir begreifen und entschuldigen ihn, denn noch hatte kein Galilei das Fernrohr gen Himmel gerichtet, kein Halley den Abstand der Sonne zu finden gelehrt. Aber wenn auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts, nach so großen vor aller Welt Augen sich documentirenden Arbeiten und Entdeckungen, auch heute noch im civilisirten Europa sich Zeloten finden, die uns zumuthen, die Heroen der Wissenschaft zu verleugnen und umzukehren, so finden wir für sie keine Entschuldigung, oder es müßte auch für sie gelten jenes Wort vom Kreuze:

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Ueber den Silbergehalt der Glocken.

Es ist eine alte, viel verbreitete Ansicht, daß Glocken, welche einen recht schönen Klang erhalten sollen, nicht nur aus Kupfer und Zinn wie die gewöhnlichen Glocken bestehen dürften, sondern daß der Legirung beim Schmelzen Silber zugesetzt werden müsse.

Diese Ansicht förderten die alten Glockengießer eifrigst und die Chroniken weisen in vielen Fällen nach, daß die getreuen, gläubigen Bürger dieser und jener Stadt eifrig silberne Gefäße und Münzen in die Gießerei trugen, und dieselben während des Schmelzens der Legirung selbst durch ein eignes Loch im Ofen einwarfen, um zu höherer Ehre Gottes der Glocke den schönsten Klang zu verleihen.

Offenbar aber verstanden die alten Glockengießer ihr Metier nicht allein sehr gut, sondern auch ihren Vortheil, und richteten den Ofen so ein, daß das eingeworfene Silber für sich blieb und nach vollendetem Guß in der Stille bei Seite geschafft werden konnte, denn sie wußten so gut wie wir, daß es ganz überflüssig, ja vielleicht nachtheilig für den schönen Klang der Glocken gewesen sein würde. Schon Girardin hat längst nachgewiesen, daß eine Glocke in Rouen, deren schöner Ton von einem urkundlich großen Silberzusatz bei dem Guß herrühren sollte, kein Silber, aber in 100 Theilen 72 Theile Kupfer, 26 Theile Zinn, 1% Theile Zink und 1²/₁₀ Theile Blei enthält. Neuerdings hat Braunschweiger zwei ähnlich berühmte Glocken aus Reichenhall analysirt, aber ebenfalls keine Spur von Silber gefunden.

Chemische Fabrication in England.

Folgende Zahlen mögen einen Begriff geben von der kolossalen Ausdehnung der Fabrication chemischer Producte in England. Die meisten dieser Fabriken liegen in Süd-Lancashire und im District von Newcastle. Der Werth der jährlich erzeugten Soda in England beträgt jetzt nach den Mittheilungen dreier bekannter Chemiker, Schunk, Roscoe und Smith (beiläufig bemerkt alle drei auf deutschen Universitäten gebildet), zwei Millionen Pfund Sterling. In Süd-Lancashire sind im Jahre 1861 wöchentlich 52,000 Centner Kochsalz zersetzt worden, wozu 62,000 Centner Schwefelsäure verbraucht wurden. Dies weist eine Vermehrung der Sodafabrication fast um das Dreifache seit 1852 nach. Es bilden sich dabei neben dem Glaubersalz, welches fast ganz als Material für die Sodafabrication verbraucht wird, 68,000 Centner Salzsäure. Trotz hunderten von Vorschlägen zur Abänderung des 1798 von Leblanc erfundenen Verfahrens zur Darstellung von Soda aus Kochsalz fabriciren bis heute alle Fabriken lediglich auf diesem Wege.

Chlorkalk wird in Süd-Lancashire bis zu 150,000 Centner jährlich fabricirt.

Chlorsaures Kali, welches hauptsächlich zur Darstellung von Schwefelhölzern, zu den Zündern für Zündnadelgewehre und Kanonen, zu Feuerwerk und in der Zeugdruckerei bisweilen als Oxydationsmittel Anwendung findet, wird bis zu 5000 Centner im Jahre geliefert.

Von unterschwefligsaurem Natron, welches die Papierfabrikanten und Bleicher benutzen, um die zerstörende Nachwirkung des zum Bleichen verwandten Chlors aufzuheben, auch von den Photographen gebraucht wird, um die durch die Lichtwirkung in der Camera obscura nicht veränderten Theile der Silberschicht zu entfernen, bevor die Bilder dem Tageslicht ausgesetzt werden, werden 3000 Centner gefertigt.

Natronwasserglas und arsensaures Natron, beide von den Färbern als Ersatz für Kuhkoth gebraucht, finden jährlich bis zu 1000 Centner von jedem Absatz.

Zweifach chromsaures Kali kann man zu 1400 Centner jährlicher Fabrication veranschlagen.

Blutlaugensalz, gelbes zu 500, rothes zu 100 Centner.

Die wöchentliche Production an saurem phosphorsaurem Kalk soll 100,000 Centner übersteigen!

Die Fabrik von Spence allein, die schon im Jahre 1850 auf 1851 an 20,000 Centner Alaun fabricirte, liefert jetzt jährlich 120,000 Centner, nahezu die Hälfte alles in England dargestellten Alauns, den man zu 6000 Centner per Woche annehmen kann.

Eisenvitriol für Färber beschafft Süd-Lancashire per Woche bis zu 1600 Centner, an Holzsäure mit vier Procent Essigsäuregehalt 1000 Centner wöchentlich.

Die Fabrication von künstlichem schwefel-

saurem Baryt, dem viel besprochenen blanc fixe, übersteigt nicht 2000 Centner jährlich.

An Salpetersäure wird jährlich etwa 50,000 Centner dargestellt. An Oxalsäure erzeugen Roberts, Dale u. Comp. allein wöchentlich nach ihrem billigen Verfahren, welches den Preis auf die Hälfte des vor zehn Jahren bestandenen herabzusetzen gestattet hat, 180 Centner wöchentlich.

Stärkemehl wird bis zu 20,000, Stärkegummi 34,000 Centner per Jahr fabricirt.

Die Fabrikanten Hunt und Pochin fertigen aus braunem Colophonium nach dem ihnen patentirten Verfahren wöchentlich bis zu 1200 Centner fast farbloses, festes sprödes Harz.

Wenn man bedenkt, daß einzelne unserer größten deutschen Sodafabriken höchstens 30,000 Centner Kochsalz jährlich zu Soda zu verarbeiten im Stande sind und damit die wöchentlich in England zu gleichem Zwecke verbrauchten 52,000 Centner vergleicht, so erschrickt man zuerst vor solchen ungeheuren Massen, aber eben so gut ist dieser Vergleich auch ermuthigend für unsere Fabrication, die unleugbar durchschnittlich mit mehr Intelligenz als die englische geleitet wird. In Norddeutschland mag jährlich über 100,000 Centner phosphorsaurer Kalk jetzt gebraucht werden, in England wöchentlich! Wir glauben nicht zu irren, wenn wir hierin den Grund für die große Productionskraft vieler englischer Felder, wenn wir hierin wesentlich die Ueberlegenheit der in England gezüchteten Schlachtthiere und auch der Pferde suchen.

Literarisches.

Geognostischer Führer zu der Vulcanreihe der Vordereifel. Von Dr. H. von Dechen, königl. Oberberghauptmann. Bonn. Henry u. Cohen. Taschenformat.

Die vorliegende genaue Beschreibung der Vulcane der Eifel ist eine recht verdienstliche Arbeit, sie ist dieses um so mehr, als die Schilderungen in der Weise aneinander gereiht sind, daß der Reisende, welcher die bezügliche Gegend besucht, Schritt vor Schritt die Anordnung des kleinen Buches zum Anhalten nehmen kann, und wenn er dieses gethan hat, so kann er mit Recht sagen, er kenne die erloschenen Vulcane der Eifel und alle dabei auftretenden Phänomene genau und durch und durch. Von dieser Seite kann man das Buch mit den allbeliebten Reisehandbüchern von Bädeker vergleichen; es ist ein geognostischer „Bädeker." Geognostisch und geologisch war schon seit dreißig Jahren Manches über das fragliche Gebiet geschrieben worden, und sind aus der einschlägigen Literatur die Arbeiten von Steininger, Nöggerath, Stengel, Graf Montlosier, L. von Buch, G. Bischof, van der Wyck und auch die gemeinschaftlichen Aufsätze von von Oeynhausen und von Dechen zu nennen. Ihnen fehlte aber die hier gegebene topographische Anordnung und sie waren zerstreut niedergelegt in vielen einzelnen Schriften und Journalabhandlungen. Alles dieses ist von von Dechen trefflich benutzt, gesichtet, oft berichtigt, mit neuen Beobachtungen von dem Verfasser selbst und nach der von ihm ausgesprochenen Danksagung von dem Bergmeister Ferdinand Baur bereichert, in einem engen Rahmen, aber dennoch vollständig und von jedem Ueberflüssigen entkleidet zusammengestellt, wie es grade dem im Titel ausgesprochenen Zweck entspricht.

Die Vulcane in der Eifel und in der ziemlich nahe daran sich schließenden Gruppe vom Laacher See sind die einzigen, welche mit Kratern und Lavaströmen versehen, also im Charakter der jüngern erloschenen vulcanischen Erscheinungen, ähnlich den noch thätigen Vulcanen, in einem ziemlich umfangreichen Gebiete auf deutschem Boden auftreten; der kleine Kammerbühl bei Eger in Böhmen, welcher auch noch in diese Kategorie gerechnet werden kann, ist dagegen als eine ganz vereinzelte Erscheinung kaum in Betracht zu ziehen. Frankreich hat in der Auvergne eine ausgedehnte Gebirgsgruppe, welche nach ihrer neuzeitigen vulcanischen Natur mit der Vordereifel und dem Laacher-See-Gebirge paralleliſirt werden kann, aber die Erscheinungen in der Auvergne sind doch in mancher Beziehung anders geartet, als in jenen linksrheinischen deutschen Gegenden, und die genaue Kenntniß dieser ist für die Geschichte des Planeten von besonderer Bedeutung. Die Vulcane der Laacher-See-Gruppe wird von Dechen, wie wir mit Freude vernommen haben, ebenfalls in einem besondern Werke bearbeiten und werden wir damit in den Besitz der ganzen und vollständigsten Ueberschau der sämmtlichen rheinischen Vulcane gelangen. Der verewigte Koryphäe der Geologie, L. von Buch, sprach sich im Jahre 1820 in folgender Weise im Allgemeinen über die Vulcane der Vordereifel aus: „Die Eifel hat ihres Gleichen in der Welt nicht; sie wird auch ihrerseits Führer und Lehrer werden, manche andere Gegend zu begreifen, und ihre Kenntniß kann gar nicht

umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulcanischen Erscheinungen auf Continenten erhalten will." von Dechen hat diese Stelle seinem Buche als sehr bezeichnendes Motto vorgesetzt.

Die Vulcanreihe der Vordereifel liegt auf und nahe bei einer großen vormaligen Spalte der Erdrinde, welche sich durch eine sehr bestimmte Richtung der Lage der ehemaligen Feuerberge manifestirt, sie geht von der Falkenlei, dem höchsten Punkte bei Bertrich nahe der Mosel, nach dem Goldberge bei Ormont in einer Ausdehnung von 6½ Meilen von Südost gegen Nordwest. Das Streichen der Schichten des rheinischen Schiefergebirges (der Devon-Formation) wird von jener Vulcanrichtung fast rechtwinklig durchschnitten. Diese enthalten ausgezeichnete Krater, die für die Gegend so sehr eigenthümlichen Moore, kesselförmige Vertiefungen, theils mit Seen, theils mit Torfmooren und Wiesenflächen erfüllt, mit vulcanischen Tufflagern umgeben, unter denen die Schichten der Devongruppe, als Grundgebirge der ganzen Gegend, hervortreten, und Kegelberge von Schlacken und einem basaltähnlichen, augitreichen Gesteine. Für die Lehre des genetischen Zusammenhanges der geflossenen Lava, der Lavaströme, mit dem Basalte ist die Eifel classisch geworden.

Alle diese Erscheinungen beschreibt nun von Dechen nach sämmtlichen localen Verhältnissen scharf und bestimmt, nichts Unbestimmtes, Gewagtes ist bei ihm zu finden — keine Bilder der bloßen Phantasie. Ganz besonders werthvoll sind aber daneben noch die reichhaltigen Folgerungen, welche der ganzen Schilderung angehängt sind. Sie verbreiten sich über das relative Alter der Vulcane der Vordereifel in Bezug auf die sedimentären Gebirgsformationen; auf dasjenige der einzelnen Vulcane unter sich, wobei deren Beziehungen zu den Thalbildungen mit besonderer Rücksicht und Umsicht in Betracht gezogen sind; auf die Genesis der Moore und Kesselthäler; auf die Bildungen der Tuffe und noch vieles Andere, welches für den Geognosten von Fach eben so interessant und wichtig ist, wie für den Laien, da die klare und einfache Darstellung selbst auch diesem keine Undeutlichkeiten und Zweifel über dasjenige übrig lassen werden, was der Verfasser hatte sagen wollen. Alle Folgerungen basiren auf genauen und scharfen Beobachtungen, gehen aus ihnen fast von selbst hervor und bewähren von Neuem die längst anerkannte Fachtüchtigkeit des Verfassers. Den Schluß bildet eine Literaturübersicht. Wer die nachgewiesene Literatur mit dem Buche selbst vergleicht, wird sich von dem großen Reichthum des Neuen, welches in ihm zu finden ist, überzeugen und dem Verfasser dafür Dank wissen.

So wünschen wir daher, daß das auch zierlich gedruckte geognostische Wanderbuch vielfach benutzt werden möge. Es wird die Kenntniß der Vulcane und der rheinischen Gegenden in weiteren Kreisen verbreiten und dadurch die positive Geognosie wesentlich fördern.

Globus. Illustrirte Chronik der Reisen und geographische Zeitung. Hildburghausen. Bibliographisches Institut.

Die uns vorliegenden ersten sechs Hefte dieser neuen auf das Brillanteste ausgestatteten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde geben in sehr anziehend geschriebenen Artikeln Nachricht über die neuesten Forschungen der Reisenden aus allen Welttheilen und bringen das Leben aller Völker in Nord und Süd in unterhaltender Weise vor die Augen der Leser. Eine sehr passende Zugabe sind die jedem Hefte beigefügten kleineren Notizen über die Fortschritte in Handel und Gewerbe, welche uns stets über die Vorgänge der ganzen Welt, so weit sie für die Culturgeschichte Interesse erregen, im Klaren erhalten. Die zahlreichen, treffend gewählten Illustrationen erhöhen den Werth des „Globus," welchem wir den besten Fortgang wünschen, bedeutend.

Grundzüge der astronomischen Geographie. Vorlesungen für Gebildete. Von Dr. H. Birnbaum. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Der Verfasser hat sich durch seine deutsche Bearbeitung der Guyot'schen „Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde" bereits vortheilhaft bekannt gemacht und gibt nun im vorliegenden Buche eine Darstellung der Beziehungen der Erde zur Astronomie, als Ergänzung der Guyot'schen Erdkunde. In achtzehn Vorlesungen werden darin die Hauptfragen der astronomischen Geographie mit großer Sachkenntniß und in anziehender, leicht verständlicher Form entwickelt, wobei die Belehrungen über die Kugelgestalt und die Bewegungen der Erde vorzugsweise Berücksichtigung erfahren. Was über die Entwicklung der astronomischen Beobachtungen gesagt wird, ist eben so anziehend wie belehrend, wie denn überhaupt die wahrhaft populäre Art der Darstellung, sowie die umsichtige Einflechtung des historischen Elementes und der kritischen Beleuchtung früherer Ansichten zu rühmen ist.

Zwei deutsche Münster.

Von W. Lübke.

Seit längerer Zeit ist es bei uns zur Modesache geworden, für die gothische Architektur und vor Allem für den Kölner Dom zu schwärmen. Erstere wurde uns als nationale, echt deutsche Bauweise an's Herz gelegt, letzterer als höchste Vollendung des Systems gepriesen. Auch ich habe noch in meiner Geschichte der Architektur der Hauptkirche Kölns ein zu hohes und unbedingtes Lob gespendet; fortgesetzte Studien, namentlich mehrere Reisen durch Frankreich, die mich die wichtigsten Werke des gothischen Stiles aus eigener Anschauung kennen lehrten, haben mein Urtheil geändert und, wie ich denke, gereift. Sollte ich zögern, von dem Neugewonnenen Bericht zu geben, zumal dadurch Vorurtheilen entgegengetreten wird, die ich vielleicht zum Theil mit genährt habe?

Was jener Schwärmerei ein ungewöhnliches Gewicht geliehen hat, ist der Umstand, daß sie zum wirklichen Ausbau des unvollendet gebliebenen Domes in Bewegung gesetzt wurde. Idealistisch wie wir Deutsche sind, ließen wir uns gern einreden, welch ein Verdienst es sein würde, dies „erhabenste Werk des Mittelalters" zur Ausführung zu bringen. Ja, der Kölner Dom wurde in einer Zeit, als dumpfe Reaction das deutsche Leben wie mit undurchdringlichen Novembernebeln bedeckte, einer jener vielen unschuldigen Gegenstände, auf welche man die von Zeit zu Zeit stärker aufglühende Sehnsucht nach deutscher Einheit klugerweise abzuleiten wußte. Er war lange ein mächtiger Blitzableiter für solche gefährliche Regungen. Das deutsche Volk sollte ihn als ein Symbol der Einheit betrachten und wohl gar alle seine patriotischen Wünsche mit seiner Vollendung verwirklicht wähnen. Ganz heimlich, ganz im Stillen mochten sich noch andere Hoffnungen daran knüpfen und die Reactionspartei sich mit der angenehmen Täuschung schmeicheln, daß die Gegenwart, wenn sie erst für den gothischen Stil wiedergewonnen wäre, wohl auch für die andern Herrlichkeiten des Mittelalters empfänglich sein würde.

Unsere eigensinnige Zeit scheint solch frommer Wünsche zu spotten. Der Kölner Dom ist im Hauptbau beinahe vollendet, aber eine merkliche Hinneigung zu mittelalterlichen Zuständen scheint sich nicht einfinden zu wollen. Selbst gewisse eifrige Chorführer möchten sich ernsthaft bedenken, wenn man sie beim Wort nehmen und sie in die ungemüthlichen Zustände längstvergangener Zeiten zurückversetzen wollte. Eben so wenig ist zu merken, daß das Werk der deutschen Einheit durch den Dombau wesentlich gefördert worden wäre. Das deutsche Volk will das Betreiben solcher archäologischen Liebhabereien nicht einmal als eine Abschlagszahlung auf sein dringendes Verlangen nach nationaler Einigung annehmen. Vielmehr sieht es mit jedem Tage klarer ein, daß man den Bau der deutschen Einheit mit ganz andern Werkstücken aufführen muß, vor Allem aber, daß man sich nicht mehr mit klingenden Phrasen abspeisen lassen darf.

Ich hoffe daher nicht als Verräther an der nationalen Sache zu erscheinen, wenn

ich bemerke, daß der gothische Stil weit entfernt ist, der charakteristische Vertreter deutschen Volksthums zu sein, ja daß er von Hause aus weniger als irgend eine andere Bauweise deutsch genannt werden darf. Diese Thatsache ist durch die geschichtliche Forschung seit einiger Zeit festgestellt; dennoch darf es nicht überflüssig erscheinen, sie immer wieder zu betonen, denn grade in politisch bewegten Zeiten wie die unsrigen erlebt man es nicht selten, daß dem echten künstlerischen Interesse ein falsches, angeblich nationales untergeschoben wird und daß man den schlechten Musikanten damit vertheidigt: er sei ja ein guter Patriot. Gesetzt zum Beispiel, es verarbeite Jemand unsere alten nationalen Heldensagen zu modernen Opernstoffen, raube ihnen alle wahrhaft deutsche Eigenthümlichkeit, setze anstatt mittelalterlicher Tiefe, Strenge und Jungfräulichkeit ein Gemisch französisch gepfefferter Ingredienzen und gebe dem Ganzen einen patriotisch klingenden Titel, — so wird man erfahren, daß es Leute genug gibt, die solchen Musiker als großen Genius und wackern Deutschen preisen. Was soll aber dann aus der Kunst werden, wenn solche Maßstäbe Geltung erlangen?

Also nochmals: der gothische Stil ist weder eine deutsche noch eine „teutsche" Erfindung, sondern ein französisches Fabricat, der erste brillante Luxusartikel, mit welchem die Werkstätten von Paris das folgsame Abendland überschwemmt haben; das monumentale Denkzeichen von der Alleinherrschaft der französischen Mode in Europa.

Dies mag manchem schwärmerischen Gemüthe, das von altdeutscher Baukunst träumte, mit den schlanken Spitzbögen sehnsüchtig himmelan flog und mit den durchbrochenen Thurmhelmen sich gar transcendent geberdete, ketzerisch, wenn nicht gar trivial erscheinen. Wo bleibt denn jener erdvergessende religiöse Drang, jene Sehnsucht, den Stein gleichsam selbst zu verflüchtigen, jene spiritualistische Auflösung der Materie, von der man so schön geredet hat? Es käme darauf an, die Dinge einmal umzukehren und statt all jener sublimen Eigenschaften, in biderber deutscher Gesinnung, nur französischen Uebermuth, keckes, leichtfertiges Spielen mit der Construction, verwegene Herausforderung des ehrbar Zweckmäßigen, Verspotten des altehrwürdig Ueberlieferten in den zierlichen und kühnen Formen jener Architektur zu erblicken. Da könnte man denn dem verwegenen französischen Eindringling, nicht ohne erheblichen Anschein gerechten Vorwurfs, darüber grollen, daß er unsere wirkliche deutsche nationale Bauweise tumultuarisch über den Haufen geworfen und eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle gesetzt hätte.

Und wirklich, bei näherer Betrachtung trifft diese Ansicht so ziemlich in's Schwarze. Wir hatten in Deutschland, ehe an gothischen Stil zu denken war, eine Bauweise, welche aus unscheinbaren Anfängen im zehnten Jahrhundert sich entwickelt und zu einer lebensvollen gesunden Blüthe sich ausgebildet hatte. In unsern schönsten Flüssen spiegeln sich noch jetzt zahlreiche Bauwerke jener echt deutschen Bauweise des sogenannten romanischen Stiles, Werke, die etliche Jahrhunderte länger gestanden haben als ihre gothischen Nachfolger und Rivalen und gleichwohl weit weniger restaurationsbedürftig die öffentliche Mildherzigkeit in Anspruch nehmen als diese verzärtelten und verwöhnten Erzeugnisse jüngerer Geschlechter. Und grade jene romanischen Dome sind die steinernen Zeugen der größten Epoche unserer Geschichte, sind die Zeugen unserer Einheit, Macht und Herrlichkeit, die Merksteine jener großen Zeiten vom ersten der sächsischen Kaiser bis zum letzten der Hohenstaufen. Heinrich's des Ersten, jenes gewaltigen Ungarnbezwingers, Gedächtniß lebt noch in den ernsten Steinmassen und der vielsäuligen, reichgeschmückten Krypta der Stiftskirche zu Quedlinburg, die er sich zur ewigen Ruhestätte erbaute; Otto's des Großen Stiftung, der Dom zu Brandenburg, erhebt, wenn auch später vielfach verändert, sich noch immer als ein Leuchtthurm deutscher Cultur im damals noch heidnischen Wendenlande; in Bamberg ist der vierthürmige Dom das prächtige Mausoleum seines Gründers, des heiligen Heinrich; in Speier glänzt der lange Zeit verfallene und durch schnöde Verwüstung von den Mordbrennerbanden Ludwig's des Vierzehnten geschändete Dom in neuer Pracht wieder als das Denkmal des salischen Kaisergeschlechtes; Lothar ruht in sächsischer Erde im Schiff der schönen, von ihm gegründeten Abteikirche zu Königslutter, die mit ihren drei Thürmen so anmuthig

von freier Höhe in's offene Land schaut; vom mächtigen Barbarossa zeugen noch die Trümmer seines Schlosses zu Gelnhausen; von dem schon damals hochgebildeten, für die edle Sangeskunst begeisterten Fürstenhofe Thüringens die neuerdings restaurirten Säle der Wartburg; und daß auch der verhängnißvolle Gegensatz, der in jenen Zeiten begann, die Macht und Einheit des Reiches zu untergraben, nicht ohne seinen architektonischen Ausdruck bleibe, so erhebt Heinrich's des Löwen Stiftung, der Dom zu Braunschweig, noch jetzt im Wesentlichen unversehrt, finster und trotzig seine gewaltigen Mauermassen und das fast festungsartig aufstrebende Thurmpaar. Und wie viele andere Denkmale derselben glorreichen, krafterfüllten Zeit schaut man in allen Theilen unseres gesegneten Vaterlandes, von den kuppel- und thurmreichen Kirchen Kölns, Sanct Marien im Capitol, Sanct Aposteln und Sanct Martin (der vielen kleinern zu geschweigen), von den ernsten Stiftskirchen des alten Hildesheim bis zu dem grandiosen Façadenbau des Sanct Stephan in Wien und noch viel weiter bis an die äußersten Grenzen deutscher Gesittung, zum edelgegliederten Dom von Karlsburg in Siebenbürgen.

Man würde kein Ende finden, wollte man all die Mannigfaltigkeit und Schönheit, die Vielseitigkeit und Beweglichkeit der Phantasie, die in diesen Bauten sich so innig mit feierlicher Würde und großartiger Kraft vermählt hat, anschaulich schildern. Wer aber durch die lachenden Stromgebiete, die stillen Waldthäler, die laubgekränzten Gebirgszüge unseres schönen Vaterlandes wandert, der wird überall eine große Zahl dieser Bauwerke mit den ruhigen Mauerflächen, den kleinen Fenstern, den massenhaften, oft malerisch gruppirten Thürmen, den kräftig wirksamen, am rechten Ort in richtiger Vertheilung angebrachten Verzierungen treffen, und sie werden ihn, trotz der zum Theil glänzendern gothischen Werke, warm und anheimelnd berühren. Gewiß, sie erscheinen — im Ganzen genommen — bescheiden und maßvoll, den herausfordernden, pikanten Schönheiten der Gothik gegenüber; aber grade in dieser stillen Haltung, diesem schlichten Wesen, das doch so fest und sicher in sich selber ruht, sind sie der wahrste Ausdruck unserer besten nationalen Eigenschaften. Sie sind durch und durch deutsch, mag man sie auch, im Hinblick auf einen allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang, romanisch nennen. Im Grunde sind die zierlichen, überreichen, übergesprächigen, überlaut sich vordrängenden Formen der Gothik dem soliden, gediegenen Wesen des Deutschen so fremd wie möglich; dagegen spricht sich der bewegliche, unruhige Charakter Frankreichs bezeichnend in ihnen aus.

Das haben unsere Vorfahren in jenen Zeiten, als es sich darum handelte, ob man im romanischen Stile fortbauen oder der fremdher übertragenen Bauweise huldigen solle, wohl gefühlt. Denn obschon seit den sechziger Jahren des zwölften Jahrhunderts die Umgestaltung der Architektur in Frankreich begonnen hatte, obwohl bei dem regen Wechselverkehr der Länder eine so bedeutende Thatsache nicht unbekannt bleiben konnte, sehen wir doch fast ein Jahrhundert darüber hingehen, ehe der „französische Stil," wie man damals bei uns die Gothik nannte, in Deutschland zur allgemeinen Herrschaft zu gelangen vermochte. In den meisten Gegenden wies man ihn lange Zeit beharrlich zurück, und selbst wo man noch am meisten empfänglich war für das Neue, trat er nur vereinzelt auf, so daß die wenigen gothischen Werke der Frühzeit des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland recht eigentlich wie fremde Wunderblumen, die man unter eine reichblühende Schaar einheimischer Pflanzen versuchsweise eingemischt hatte, erscheinen mochten. Grade in jener Zeit wandte sich der gesteigerte Baueifer recht mit Liebe dem althergebrachten romanischen Stile zu, der in Werken wie der Dom zu Naumburg, der Chor zu Gelnhausen, der Dom zu Limburg und vor Allem der unübertroffene Dom zu Bamberg seine herrlichste Entfaltung erlebte.

Was konnte unsern Vorfahren auch die fremde Bauweise bedeuten, in welcher sie weder ein Kind deutschen Geistes und deutscher Geschichte, noch einen Sprößling deutscher Erde und deutscher Verhältnisse erkannten! Bei den Franzosen war es etwas Anderes. Sie schickten sich eben an, aus der zweiten oder gar dritten Rangstellung unter den Völkern Europa's sich zur ersten, führenden, tonangebenden Macht zu erheben. Zu derselben Zeit, als Deutschlands Wagschale in die Höhe schnellte, sank die des

französischen Volkes gewichtig nieder; während Deutschland durch die allmälig fortschreitende Untergrabung des kaiserlichen Ansehens unersetzliche Einbuße an seiner europäischen Machtstellung erlitt, erhob sich das französische Königthum durch Bezwingung der großen Vasallen und durch glückliche Kämpfe gegen den nationalen Erbfeind, die Engländer, zur Einheit, zur concentrirten Staatsform, zu dominirender Bedeutung. Und wie Deutschland in seinem romanischen Stile die Verherrlichung seiner glorreichsten Epoche besaß, so wurde für Frankreich der neuentstandene gothische Stil derselbe glänzende Ausdruck seines politischen Aufschwunges. Alle socialen Elemente des aufblühenden Landes, geführt von der Macht des siegreichen Königthums, finden ihre ideale Ausprägung in dem neuen Stile. Nirgends ist daher die Gothik so national in ihrem Ursprung und deshalb so künstlerisch lebensvoll, so frisch, so reich an freiester Bewegung und raschester Entfaltung wie in Frankreich. Verfolgt man die Reihe von Monumenten ersten Ranges, welche in dem kurzen Zeitraume von etwa achtzig Jahren dort entstanden sind, von der noch strengen, herben Großartigkeit der Kathedralen zu Paris, Chartres, Laon und Bourges bis zu der vollendeten Anmuth der Kathedralen von Rheims und Amiens, so sieht man unwidersprechlich, daß es der nationale Geist eines mächtig aufstrebenden Volkes ist, der in diesen Denkmalen die Stufen seines unaufhaltsamen Fortschreitens bezeichnet hat. Und gewiß darf man es nicht einen Zufall nennen, daß der erste entscheidende Schritt auf der Bahn des gothischen Stiles beim Umbau der alten Gruftkirche der französischen Könige in Saint Denis gethan wird, daß eine der reichsten, poesievollsten Blüthen der neuen Baukunst die Krönungskirche der Herrscher Frankreichs, die Kathedrale von Rheims, und daß das unübertroffene Juwel jener Architektur die königliche Palastcapelle zu Paris ist.

All diesem Glanze gegenüber, den die französische Kunst entfaltete, verhielt sich Deutschland, wie gesagt, lange Zeit kühl ablehnend. Als aber dann der Ruhm des neuen Stiles immer weiter sich verbreitete, immer lauter ertönte, machte man auch bei uns einzelne Versuche in der gothischen Bauweise. Man hatte dabei den etwas bedenklichen Vortheil, kein zweifelhaftes, unklares Princip erst entwickeln zu müssen, sondern ein vollausgeprägtes System zu erhalten. In einzelnen Fällen adoptirte man dasselbe mit großer Treue, gleichsam überwältigt von der Schönheit der neuen Dispositionen. So geschah es beim Chor des Magdeburger Domes, so bei der Klosterkirche zu Marienstatt im Herzogthum Nassau. In den meisten andern Fällen dagegen wußten die deutschen Meister, obwohl sie dem neuen Stile sich hingaben, doch ihre Originalität zu wahren und mit einer geistigen Freiheit, einer künstlerischen Selbständigkeit sich zu bewegen, die ihnen zu hohem Ruhme gereicht. So entstand, noch in einer Mischung mit romanischen Formen, der phantasievolle Umbau des Zehnecks von Sanct Gereon in Köln; so die eben so eigenthümlich angelegte als anmuthig durchgebildete Liebfrauenkirche in Trier, einer der reizvollsten Polygonbauten, die es gibt; so die jungfräulich schlichte Elisabethkirche zu Marburg, bei welcher sogar die echt deutsche Form der Hallenkirche mit gleichhohen Schiffen zum ersten Mal in gothischer Formsprache sich geltend macht.

Ist in diesen Kirchen der gothische Stil noch in einfacher Weise, bei bescheidenen Verhältnissen und mäßiger Ausschmückung geübt worden, so gelangt er bei einer zweiten Generation von Bauten zu überraschend reicher, ja üppiger Entfaltung, wird in großräumigen Verhältnissen und mit aller Pracht seiner glänzenden Ornamentik angewendet. Jetzt ersteht die zierliche Katharinenkirche zu Oppenheim, die wie eine im Festschmuck prangende Braut von ihrer rebenbekleideten Höhe in das Rheinthal hinabschaut: jetzt erheben sich an eben diesem unserm schönsten Strome weiter abwärts und aufwärts die beiden riesigen Grenzwächter, die Kathedralen von Köln und von Straßburg. Von diesen Hauptwerken gothischer Kunst in Deutschland pflegt man den Kölner Dom mit höchsten Lobsprüchen zu überschütten; beim Straßburger Münster nennt man nur den gigantischen Thurm, bedauert etwa, daß derselbe in entarteten Formen der Spätzeit vollendet worden und wirft höchstens noch der Kirche selbst das Unglück vor, daß ihr Chor nicht stilgemäß umgebaut worden sei, wodurch auch das Innere an künstlerischem Werth erheblich einbüße. Ich glaube nun, daß bei einer genauern Prüfung und Ver-

gleichung beider Kirchen das Ergebniß einige Aenderung erleiden muß.

Beginnen wir mit der gefeierten Kölner Kirche. Es ist wahr, daß uns in ihr das gothische System in seiner consequentesten Ausbildung entgegentritt, und daß der ganze große Bau wie eine schulmäßig richtige, nach allen Seiten in hoher Gesetzlichkeit durchgeführte Lösung der Aufgabe des gothischen Stiles erscheint. Aber ist denn diese logische Folgerichtigkeit, ist denn diese mathemathische Regelmäßigkeit das Höchste in der Kunst? Geht nicht vielmehr unter der Herrschaft eines strieten Gesetzes jene freiere Regung der Seele, jenes frischere Pulsiren des Gedankens verloren, die das belebende Princip jedes wahren Kunstwerkes ausmachen? Wird man nicht erkältend berührt, wenn man statt einer gleichsam unwillkürlichen Ausströmung des schaffenden Geistes überall auf die starren Formeln von Zirkel und Winkelmaß trifft und mehr ein gelungenes Rechenexempel anstaunen als die vollkommene Lösung einer künstlerischen Idee bewundern muß? Und so ist es in der That beim Kölner Dom der Fall. Man hat viel Streit geführt über den Meister, welcher ihn ersonnen; die Sage läßt ihn sogar sich dem Teufel verschreiben, um den Plan zu dem großen Werke zu erhalten. Der Plan war aber im Jahre 1248 viel leichter zu bekommen und der brave Baumeister wußte recht gut, daß nichts einfacher sei, als den Grundriß der Kathedrale von Amiens zu copiren und mit etwas vergrößertem Maßstabe und geringen Abweichungen zu wiederholen. Kein anderer unter den gleichzeitigen deutschen Meistern hat sich mit so wenig Kopfzerbrechen seiner Aufgabe entledigt; keiner hat dabei seiner eigenen Schöpferkraft so vollständig entsagt. Wenn man in der jüngsten Zeit (vielleicht sehr mit Unrecht!) in der guten Stadt Köln starke Hinneigung zu französischem Wesen und Staatsleben hat entdecken wollen, so könnte man leicht beweisen, daß dergleichen seit der Erbauung des Domes durch einen architektonischen Bann gewissermaßen an die dortige Localität gebunden ist und daß die angeblichen Vertreter französischer Sympathien es ihrem ersten Dombaumeister nachmachen.

Und wer möchte dem wackern Mann, der seine Zeit so gut begriffen, darob zürnen? Sollte er einen erzbischöflichen Dom mit allen Mitteln der neuesten Kunst aufführen, so mochte es wohl das Natürlichste sein, daß er das vollkommenste Muster einer großen Kathedrale, wie es eben in Frankreich nach langen, fortschreitenden Versuchen zum Abschluß gekommen war, schlechtweg annahm und sich vergeblicher Originalitätssucht frisch zu entschlagen wußte. Stets neu zu sein, ist ohnehin den Künstlern aller großen Epochen nie von Wichtigkeit gewesen; war einmal etwas Vollkommenes geschaffen, so schloß man sich in ruhiger Nachfolge an, und die Tradition trat in ihre Rechte. Freilich konnte ein Mann der Tradition vielleicht dem Baumeister vorwerfen, daß er grade von der alten heimischen Ueberlieferung sich losgesagt habe und fremden Göttern opfere. Dem hätte jener aber erwiedern können, daß der Geist der Zeit und eines gesunden Fortschrittes zu erprobten Neuerungen auffordere und daß der glänzender gewordene Ritus auch eine glänzendere Stätte der Gottesverehrung heische. In seiner Weise war der Kölner Meister denn auch bemüht, dem Werke alle erdenklichen Verbesserungen zu geben: er führte die ganze Anlage auf bestimmte geometrische Verhältnisse zurück, brachte eine strenge Regelmäßigkeit in die Intervalle und in die kleinen und großen Verhältnisse, stufte das Chorhaupt, die Querflügel und das Langhaus in verständiger Weise ab, brachte die fünfschiffige Anlage des Hauptkörpers als letzte Consequenz der Chorausbildung hinzu und ließ somit nichts in Zweifel oder in Ungewißheit. Alles ist überaus klar, gesetzlich geordnet, regelrichtig behandelt; aber so groß nun auch im Einzelnen die Verdienste der Ausführung sind, so viel Kühnheit und Tüchtigkeit dazu gehört, auch nur den Chor eines solchen Werkes zu vollenden: man wird doch durch eine gewisse gesetzmäßige Trockenheit erkältet und merkt in allem Franzosenthum der Anlage die echt deutsche Consequenzmacherei und unsere nationale Sucht zum Systematisiren. Der Kölner Dom erscheint so recht als der Ausgangspunkt jenes Hanges zu übertriebener Anwendung geometrischer Formenspiele, aufgemeißelter, leistenartiger Maßwerke, die alle Flächen unterschiedslos überspinnen, die echte, phantasievolle Decoration vom Platze drängen und dem Steinbau fast den Charakter einer

Schreinerarbeit aufprägen. Erwägt man dies Alles, so wird man zwar gern dem mächtigen Werke seine verdienten Ehren zukommen lassen, aber es an die Spitze deutscher Baukunst, ja selbst nur an die Spitze der gothischen Werke Deutschlands zu stellen, wird man sich recht bedenken müssen. Es kommt vor Allem darauf an, zuzusehen, ob nicht andere Denkmäler dadurch beeinträchtigt werden, die einer solchen Stelle würdiger sind. Eine vergleichende Betrachtung des Straßburger Münsters mag uns vielleicht eine entscheidende Antwort geben.

Der Bau ist freilich nicht aus einem Gusse und hat daher bei Weitem nicht jene Vortheile übereinstimmender Behandlung der Hauptpartien, wie der Dom zu Köln. Chor und Querschiff gehören romanischer Zeit an, zeigen aber in ihren einzelnen Theilen ebenfalls mehrere Bauperioden. Das älteste Stück ist die Krypta, welche unter dem Mittelquadrat des Querschiffes und der Apsis sich findet, und selbst bei ihr müssen wir zwei verschiedene Erbauungszeiten annehmen. Die östliche Hälfte erscheint als die ältere. Ihre Säulen haben hohe attische Basen, die, ohne jene sogenannten Eckblätter der entschieden romanischen Epoche, in ihrem Profil noch stark antikisiren. Die Capitäle haben eine schwere, bauchige Form, die mit ziemlich starren, conventionellen Blattwindungen bedeckt ist, mit volutenartig aufgerollten Enden, hier und da auch mit rohen, menschlichen Köpfen verbunden. An den Deckplatten zeigt sich eine Vorliebe für wellenförmig geschwungene Glieder, wie sie der frühromanischen Zeit eigen ist. Nach alledem wird man diese Theile in die letzte Zeit des elften Jahrhunderts setzen dürfen. Ihnen schließt sich als Werk des beginnenden zwölften Jahrhunderts die westliche Hälfte der Krypta an. Die Glieder zeigen hier eine derbere, resolut romanische Bildung; die attische Basis ist etwas tiefer ausgekehlt und schärfer profilirt, außerdem mit schlichten Eckblättern geschmückt; die Capitäle in scharfgeschnittener, weitausladender Würfelform; die Deckplatte mit eingebogener Schmiege. Die Gewölbe sind in allen Theilen der Krypta rippenlose, rundbogige Kreuzgewölbe.

Nun folgt eine neue Bauperiode, welche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts beginnt und sich bis in den Anfang des folgenden fortsetzt. Ihr gehören die Apsis, das Querschiff und die beiden niedrigen, den Chor flankirenden Seitencapellen an. Es ist hier der Ort, auf die sehr merkwürdige Anlage dieser gesammten östlichen Theile hinzuweisen. Der Chor hat nämlich selbst für einen frühromanischen Bau eine diesseits der Alpen überaus seltene, man darf sagen hochalterthümliche Gestalt, die weit mehr den ältesten christlichen Basiliken Italiens als den ausgeprägten romanischen Bauten Deutschlands entspricht. Gewiß irren wir nicht, wenn wir darin einen Nachklang der ersten aus der Merovingerzeit datirenden Form dieser ehrwürdigen Kathedrale zu entdecken glauben. Die Apsis mündet unmittelbar — und zwar in einer lichten Weite von 44 Fuß — in das Quadrat des Querschiffes, der Chor ist daher, selbst mit Ausdehnung über diesen Theil des Querbaues, ungewöhnlich kurz für eine romanische Kirche. Erwägt man obendrein, daß dieser Raum im vorliegenden Falle als Sitz eines Domcapitels diente, so muß man um so mehr erstaunen, da selbst unscheinbare romanische Dorfkirchen oder ärmliche Klosterkirchen ihren Chor durch Einschiebung eines weiten quadratischen Raumes zwischen Querschiff und Apsis zu vergrößern pflegen. Wir werden also in der Vermuthung bestärkt, daß nur die Rücksicht auf den alterthümlichen Grundplan des ersten Baues zu dieser Einschränkung des Chores veranlaßt habe. Zwei kolossale Rundsäulen, jederseits eine zwischen die beiden Eckpfeiler des Querschiffes gestellt, grenzen in nicht minder ungewöhnlicher Weise den Mittelraum von den Querarmen ab.*)

Betrachten wir nun die Formen etwas näher, so ergibt sich, daß in diesen Theilen der Spitzbogen sich mit dem Rundbogen mischt, was auf die Schlußperiode romanischer Kunst hinweist. Den Anfang hat man mit dem Ausbau der Apsis gemacht. Ihr schließt sich die südliche Capelle an, die dem heiligen Andreas gewidmet ist und gleich der ihr im Grundplan genau entsprechenden nördlichen, die Johannes dem Täufer angehört, viele Grabmäler von

*) Etwas Aehnliches findet sich in der aus dem zwölften Jahrhundert datirenden merkwürdigen Säulenbasilika zu Hamersleben bei Oschersleben.

Domherren und Bischöfen enthält. In beide Capellen gelangt man, über einige Stufen hinabschreitend, aus den betreffenden Querflügeln der Kirche. Beide sind fast quadratisch, nur wenig länger als breit, mit neun Kreuzgewölben bedeckt, die auf vier Säulen ruhen. In der südlichen Capelle trägt Alles den Charakter des rein romanischen Stiles, in der nördlichen mischen sich in den schlankeren, gegliederten Säulen, den Ornamenten, den Rippen der Gewölbe die lebendigeren, reicheren Formen des Ueberganges ein. Dagegen zeigt wieder die prächtige Altarnische, die in den nördlichen Querflügel neben der Capelle eingebaut ist, die reinen Formen des Rundbogens mit reichster Einfassung von Säulchen, deren Capitäle mit eleganter romanischer Decoration geschmückt sind. Auch die Wandarcaden in diesem Theile des Baues lassen eine völlig rundbogige Form erkennen, mit überaus zierlichen Säulchen.

Von den beiden Querschiffarmen ist der nördliche unstreitig etwas früher ausgeführt als der südliche, jedoch so, daß sie im allmäligen Verlaufe derselben Bauepoche entstanden zu sein scheinen. Was zunächst die großen Eckpfeiler mit den ihnen zwischengeordneten kräftigen Rundpfeilern betrifft, so zeigen sie an den eckblattgeschmückten attischen Basen und den mit entwickeltem romanischen Blattwerk bedeckten kurzen Capitälen die übereinstimmenden Zeugnisse des spätromanischen Stiles. Jener Zwischenstütze entspricht nun in jedem Querflügel ein kolossaler schlanker Pfeiler, auf welchem die vier Kreuzgewölbe zusammentreffen. Die Querräume erhalten dadurch die ebenfalls höchst selten vorkommende Form einer zweischiffigen Anlage. Die Rücksicht auf Sicherung der hohen Mittelkuppel war ohne Zweifel ein wesentlicher Grund für diese Anordnung. Im nördlichen Querschiffflügel ist diese Stütze als ungegliederte Rundsäule gebildet, die sammt den andern Gewölbstützen in den Wandecken durchaus romanisches Gepräge zeigt. Auch die breiten, von Rundstäben eingefaßten Gewölbgurte stimmen damit überein. Die Fenster sind sowohl in der nördlichen wie in der östlichen Wand einfache, ungetheilte spitzbogige, wie sie in den französischen Kathedralen der Uebergangszeit mehrfach vorkommen. In der Nordwand sind außerdem noch zwei sechstheilige Radfenster nebeneinander angeordnet, die mit ihrem breiten, in Rundbögen zusammenlaufenden Stabwerke denselben primitiven Uebergangscharakter verrathen. Etwas weiter entwickelt sind die Formen im südlichen Flügel. Zwar kommen in der Südwand ähnliche Radfenster und dieselben einfachen Spitzbogenfenster vor; aber die Ostwand zeigt je zwei Spitzbogenfenster verbunden, die durch ein kleines Rundfenster sich zu einer vollständigen Gruppe abrunden und damit das Vorbild der spätern gothischen Fenster gewähren. Ebenso sind die übrigen Formen schon freier entwickelt. Der neue Baumeister, der diese Theile zu vollenden übernahm, hat die schweren romanischen Gewölbträger in den Mauerecken fortgehauen (zum Theil sieht man noch ihre rohen Ansätze), hat dann den Mittelpfeiler als gegliederte Bündelsäule entwickelt, ihr sogar den originellen Schmuck großer, in drei Reihen übereinander angebrachten Statuen gegeben, in ähnlicher Weise auch die Eckpfeiler gebildet und die Gewölbe mit frühgothisch profilirten Rippen sich darüber erheben lassen. Hier sieht man den entschiedenen Uebergang zum Schiffbau, der sich nun in edler, strenger, aber rein durchgebildeter Weise anschließt.

Bei den Schranken, welche der kaum abgeschlossene Chorbau auferlegte, sah der Meister dieses Werkes sich lediglich auf die Wirkung des Langhauses angewiesen. Hier mußte er zur Geltung bringen, was er an künstlerischer Kraft besaß. Die Gesammtbreite seines Langhauses war ihm durch die Eintheilung des Querschiffes vorgeschrieben. Sie beträgt 120 Fuß im Lichten. Davon theilte der Meister dem Mittelschiff die ungewöhnliche Breite von 50 Fuß zu, während der Kölner Dom nur 44 Fuß hat, und behielt, mit Abzug des Pfeilerkerns, für jedes der beiden Seitenschiffe noch etwa 30 Fuß im Lichten. Das sind Verhältnisse von einer Weite und Mächtigkeit, wie wir sie bei gothischen Bauten diesseits der Alpen gar nicht kennen. Hätte er wie am Kölner Dom das Ganze in fünf Schiffe getheilt, so würde er in's Enge und Kleinliche verfallen sein. Ebenso entging er der bei der Kölner Kathedrale unangenehm auffallenden Kürze des Langhauses, die sich dort auf sechs Gewölbabtheilungen beschränkt, so daß der Grundriß des ganzen Langhauses ein Quadrat

bildet. Der Straßburger Meister gab vielmehr seinem Schiffe sieben Abtheilungen, so daß die Längenrichtung der Kirche kraftvoll und deutlich hervorgehoben, ja durch die unmittelbare Verbindung mit der dreischiffigen Vorhalle noch mehr betont ist, und die Länge der Schiffe zu ihrer Gesammtbreite sich verhält wie fünf zu drei. Ebenso verhält sich die Breite des Mittelschiffes zu der des Seitenschiffes.

Noch ein anderer nicht minder wesentlicher Umstand trat hinzu, um dem Gesammtverhältniß dieses Baues seine eigenthümliche Schönheit zu geben. Das ist die maßvolle Behandlung der Höhendimensionen, die beim Mittelschiff nur gegen 95 Fuß erreichen und bei den Seitenschiffen ebenso angemessen reducirt sind. Dadurch wird der Eindruck des ohnehin so breit angelegten Raumes noch weiter und freier; ja er bildet fast einen Gegensatz zu der extremen Höhenrichtung des Kölner Mittelschiffes, das mit seinen 140 Fuß mehr als doppelt über die Seitenschiffe hinausschießt und für die harmonische Gesammtwirkung so gut wie verloren ist. Grade diese ausschweifende Höhensteigerung muß als einseitige Nachahmung des französischen Stiles aufgefaßt werden, mit der sich die neue Bauweise gegen alle Ueberlieferung, gegen eine ruhige Gesammtwirkung wie gegen eine gesunde Baupraxis übermüthig auflehnte. Eine weitere Folge dieser Neuerung war, daß, um diese extravaganten Mittelschiffe zu sichern, der ganze Außenbau mit Hilfsconstructionen überladen werden mußte, unter deren unruhigem Formenspiel auch die Schönheit und Würde des Aeußern empfindliche Einbuße erlitt.

Der unbefangen Eintretende wird in den Hallen des Straßburger Münsters von einer Wirkung getroffen, die kein anderer gothischer Bau in diesem Maße erreicht. Die mäßige Höhe des Hauptschiffes, die bedeutende Breite, die klaren, perspectivischen Durchblicke, die edle Gliederung der Fenster, Pfeiler und Gewölbe, die kräftigen Wandarcaden in den Seitenschiffen unter den Fenstern, die durchbrochen gearbeiteten Triforien über den Arcaden des Mittelschiffes, das Alles vereinigt sich zu einem Eindruck von lautester Harmonie, von schönstem Adel. Es ist die Stimmung, welche in den romanischen Bauten unsers Vaterlandes herrscht, die hier durch verwandte Verhältnisse in neuen, flüssigeren Formen zum Ausdruck gelangt. So hat der Meister von Straßburg das beste Theil unserer heimischen Bausitte und Tradition gewahrt, hat sie hinübergerettet in den neuen Stil, hat das eigenwillige gothische System gezwungen, sein Bestes und Schönstes der Verherrlichung eines echt deutschen Gedankens zu leihen. Der Kölner Meister dagegen hat alle nationale Ueberlieferung, wie sie doch in Köln selbst und der Umgebung in Dutzenden prächtiger romanischer Kirchen ihm vor Augen stand, preisgegeben, um einem fremden, blendenden und verwirrenden Ideale nachzujagen und sich dem französischen Baugedanken leibeigen zu geben. Es ist eine bittere Ironie des Schicksals, daß eins der edelsten Werke, die je für den echt deutschen Genius ein Zeugniß abgelegt haben, sammt der theuren deutschen Erde, darauf es gegründet ward, durch die falsche Politik dem gefräßigen wälschen Nachbar zur Beute fallen mußte. Doch haben wir noch jetzt im Herzen Deutschlands ein Bauwerk, das, in durchaus verwandtem Geist aufgeführt, trotz gothischer Formen durch und durch deutsch empfunden ist und auch in der Gestaltung des Chores seinen nationalen Charakter aufrecht hält: ich meine den Dom zu Regensburg.

Aber, wird man fragen, der mangelnde Ausbau des Chores ist doch wohl ein großer Uebelstand beim Straßburger Münster? Allerdings fehlt die vollständige Harmonie eines aus gleichem künstlerischem Plane geflossenen Abschlusses, allein ein eigentlicher Mißton wird doch nicht daraus, eben weil die mehr romanischen Verhältnisse des Langhauses eher eine Vermittlung als einen schroffen Gegensatz mit den ältern Theilen bilden. Im Charakter des romanischen Stiles ist denn auch dieser ernste, strenge Chorabschluß von feierlicher, geheimnißvoller Wirkung und erhält durch die dunkle, feurige Gluth der Glasgemälde, die schöner als in irgend einer andern deutschen Kirche den ganzen Bau schmücken, eine wundersame Steigerung. Den höchsten Eindruck empfängt man jedoch, wenn man vom Chor aus sich nach der Seite des Eingangs umwendet. Dieser Blick steht wieder in seiner Schönheit ganz einzig da, und ich wüßte nichts, das sich in dieser Art mit ihm vergleichen ließe. Ungehemmt dringt der Blick bis in die weite, dem Schiffbau

sich anschließende Vorhalle und fällt auf die Fensterrose unter dem Hauptportale, die bei einem Durchmesser von 42 Fuß mit reichem, edel gegliedertem Speichenwerk und prachtvollem Farbenglanz als die Krone und der Schlußpunkt des großartigen Baues erscheint. In ihrem Strahlenkranze sammelt sie das volle Licht des Tages und wirft es, zu einem bunten Blumenstrauß vereint, triumphirend in's Innere des geweihten Tempels.

Dies führt zu einer weitern Betrachtung der Façade, die noch in ungleich höherm Grade als schon die Anlage des innern Baues der Kölnischen überlegen ist. Zu Köln zeigt sich grade an der Façade der ungünstige Einfluß, den die Sucht nach übertriebener Folgerichtigkeit auf Werke der Kunst ausübt. In dem Bestreben, den Gedanken verticalen Aufsteigens zur consequentesten Ausprägung zu bringen, hat man auf das große Radfenster, welches schon der romanische Stil an dieser Stelle liebt und das zum Beispiel im Dom zu Worms eine prächtige Wirkung macht, verzichten zu müssen geglaubt, um ein spitzbogiges an die Stelle zu setzen. Dadurch ist die rastlos aufwärts drängende, unaufhörlich pulsirende Bewegung der Façade zu einem Uebermaß gelangt, ohne durch kräftige horizontale Abschlüsse die nothwendigen Ruhepunkte zu gewinnen. Außerdem hat sich an der Kölner Façade die Fünftheilung des Langhauses gerächt. Man mußte derselben am Außenbau einen entsprechenden Ausdruck geben, und so sah man sich genöthigt, die Façade in fünf verticale Abtheilungen zu zerlegen. Dadurch gerieth man weiter in Conflict mit der Anlage der an diesem Ort erforderlichen drei Portale. Man mußte dieselben in eine Gruppe dicht zusammendrängen, zugleich jedoch den Seitenportalen eine gewisse Uebereinstimmung mit den neben ihnen angeordneten Fenstern verleihen. Das Alles hat etwas Gesuchtes, Erzwungenes, Unklares und wirkt obendrein durch das Gedrängte der Anordnung wie durch die Häufung der Gliederungen beunruhigend.

Dem gegenüber erscheint die Straßburger Façade in ihrer ruhigen Dreitheilung unvergleichlich klar und zeugt schon in der Disposition von der sichern Hand eines großen Meisters. Durch die kräftigen Horizontalabschnitte wird die verticale Gliederung markirt, das rastlose Aufwärtsdrängen wohlthuend und echt künstlerisch im Zaume gehalten. Die drei Portale, angemessen voneinander entfernt und isolirt, gelangen zu nachdruckvollster Wirkung; das große Radfenster faßt die Bedeutung des Mittelschiffes wie in einen Brennpunkt glanzvoll zusammen. Endlich wirft der Meister über die ruhig gegliederten Massen ein Netz schlanker Stäbe, die nicht in trockener Weise den Wänden bloß aufgelegt sind, sondern als keckes, luftiges Gitterwerk frei vor die Mauerflächen treten und voll Uebermuth und Leben den ernsten Massen eine erhöhte Wirkung verleihen.

So sehen wir auch bei der Façade den deutschen Meister (und hier hat uns die Ueberlieferung glücklich den Namen des gefeierten Erwin von Steinbach bewahrt) mit freiem Geiste die Grundelemente des französischen Systems aufnehmen, mit selbständigem Sinne die Bedeutung der reichen Portale und der Fensterrose erfassen, aber alle diese einzelnen Elemente in neue Beziehung zueinander setzen, in ein durchdachtes, fein abgewogenes rhythmisches Verhältniß bringen und sie den durchgreifenden Hauptlinien weise unterordnen. Daher erkennen wir unter allen großen Componisten des gothischen Stiles den Meistern des Straßburger Münsterschiffes und der Façade den ersten Rang zu und stellen mit voller Ueberzeugung dies große Werk voll genialer deutscher Originalität an den Platz, den bisher der Kölner Dom eingenommen hat. Und wie in allem wahrhaft Schönen und Großen ein geheimes Leben unablässig wirkt, das stets einmal elektrisch zündend in eine Menschenbrust hinüberströmt, so hat der erste Lichtstrahl, der nach langer Nacht der Vergessenheit über unsere mittelalterlichen Denkmale aufblitzte, vom Straßburger Münster seinen Ursprung genommen, als Wolfgang Goethe in der alten deutschen Stadt studirte und durch Betrachtung des Münsters zu jenem schönen Erguß über Meister Erwin und sein Werk begeistert wurde. Das war der erste Sonnenstrahl eines neuen Tages, der über unsere deutschen Bauwerke aufging und das Bewußtsein von ihrer Herrlichkeit in den Menschen wieder lebendig machte. Solches Bewußtsein nach Kräften zu fördern und auszubreiten, habe ich diese Zeilen geschrieben.

Das Teatro Olimpico in Vicenza.

Von

Wilhelm von Metzerich.

Im 16. Jahrhundert verherrlichten gleichzeitig drei berühmte bildende Künstler durch großartige Bauten drei italienische Nachbarstädte: In Mantua blühte in der Gnadensonne der Gonzaga's das schöpferische Genie von Giulio Romano, für Verona's Glanz wirkte Sammicheli, Vitruv's würdiger Landsmann und Schüler, und Vicenza erfreute sich der unsterblichen Werke seines Palladio. Hier steht des Letzteren Meisterwerk, dessen Anblick Goethe'n entzückt hatte, die herrliche Rotonda di Capra, hier seine majestätische Basilika, der Palazzo della Ragione (das Rathhaus) und hier auch das Teatro Olimpico, wozu er kurz vor seinem Tode nach Vitruv's Zeichnung den Plan entworfen, die Ausführung und Vollendung aber seinem Sohne Scilla überlassen mußte.

Wer den Corso der lieblichsten Stadt Venetiens durchwandert und, auf der Piazza Isola (einst einer Insel des Bachiglione) angelangt, nach diesem letzten Werke Palladio's sucht, wird gewöhnlich versucht, für selbes den imposanten Palast anzusehen, der sich ihm daselbst mit seiner dorischen Säulenfaçade darbietet; die Aufschrift Museo belehrt ihn jedoch bald eines Andern und er fühlt seine Erwartung um so mehr getäuscht, wenn er sofort in ein schmales Seitengäßchen und vor ein, zwischen anderen verstecktes Haus geführt wird, über dessen unscheinlicher Pforte eine schwarze Tafel die Aufschrift: „Teatro Olimpico" enthält. — Auf das Schellen mit der Hausglocke öffnet gewöhnlich eine schlanke Mädchengestalt, übergibt den Fremden aber sofort der Führung einer ernsten Matrone, die sich, als Engländerin, schwer verständlich macht; sie geleitet ihn über ein paar Stufen in ein buntbemaltes leeres Vorgemach, eine Art Foyer, und von da in das Parterre des Teatro, dessen erster Anblick, besonders wenn man noch das kürzlich geschaute Amphitheater Verona's im Gedächtniß hat, etwas frappirt; es ist im Grunde aber nur ein Modell, ein reizendes Impromptu, da es ursprünglich (im Jahre 1584) zu Ehren einer durchreisenden Prinzessin erbaut worden und den Oedypus von Sophokles als Festspiel darzustellen bestimmt war. — Palladio's Zeichnung mußte leider wegen Beschränktheit des Raumes einige Aenderung erleiden; die halbe Ellipse, welche das Innere bildet und einen Längendurchmesser von 54 Fuß hat, weicht daher einigermaßen von der Form der antiken Theater ab; sie enthält in drei Ordnungen 13 concentrische Sitzstaffel von Holz, auf denen wie in der oberen Galerie ungefähr 1500 Zuschauer Platz finden dürften. Ueber der letzten Sitzreihe erheben sich 28 schöne korinthische Säulen, zwischen denen in Nischen Statuen vertheilt sind, und darüber läuft eine Balustrade hin, ebenfalls mit Statuen geschmückt, deren Piedestale den unteren Capitälen entsprechen; hier waren die Plätze für das Volk. Eine gleiche Einrichtung findet man bei den altrömischen Theatern; so hatte, nach Maffei, auch die Arena zu Verona über ihren 44 Sitzreihen eine hölzerne Galerie mit einer Attika, für das Volk bestimmt. — Das Orchester mag sich inmitten des engbegrenzten Parterres befunden haben.

Den Prospect der Schaubühne bildet eine Art Triumphbogen mit drei Pforten und zwei Seitenhallen, welche einen bezaubernden Blick in das Innere gewähren; man sieht hier, in täuschender Perspective, hervorgebracht durch eine sanftansteigende Ebene und ein entsprechendes Größenverhältniß der hölzernen Decorationen, Tempel, Basiliken, Triumphbogen, Peristyle u. s. w., prachtvolle Bauten einer reichen Stadt Griechenlands. Einen ähnlichen Prospect erinnern wir uns in neueren griechischen Gotteshäusern gesehen zu haben; er zeigt zwei Abtheilungen oder Stockwerke, deren jedes von acht korinthischen Säulen getragen wird; die fensterartigen Nischen dazwischen sind mit hölzernen Statuen gefüllt, die ein weißer Anstrich wie aus Marmor gehauen erscheinen läßt. Die mittlere Hauptpforte enthält im Architrav die Inschrift: Virtuti ac genio olympicor. Academia theatrum hoc a fundamentis erexit anno MDLXXX Palladio Archit.; sie läßt im Hintergrunde zwischen den Säulencolonnaden stolzer Paläste eine Siegespforte, von einer Reiterstatue überragt, gewahren; die beiden rechts und links stehenden Nebenthore erschließen ähnliche Decorationen, welche Scamozzi

kunstvoll aus Holz aufgeführt hatte. An den Säulen des zweiten Stockwerks treten so wie an der Attika darüber andere Statuen antiken Gepräges hervor; zwischen letzteren sind in sechs Basreliefs die Thaten des Herkules dargestellt.

Für eine bloße Kunsttändelei, welche, wie Manche glauben, des großen Meisters unwürdig gewesen, möchten wir dieses Theater, das eben nichts anderes als ein Modell sein sollte, keineswegs halten; abgesehen von den harmonischen Verhältnissen des ganzen Baues und von der lieblichen Perspective der Decorationen muß der Verehrer der alten Tragöden dem Manne Dank wissen, der ihm hier in verkleinertem Maßstabe ein getreues Abbild aus der classischen Zeit hinterlassen und es ermöglicht hatte, die unsterblichen Meisterwerke in ihrer, wenngleich monotonen Scenerie vorzuführen. Die Darstellung beschränkte sich wohl nur auf einige Tragödien, die bei seltenen festlichen Gelegenheiten über die Bretter gingen. Nach dem Berichte unserer Führerin fand die letzte im Jahre 1857 zur Ehre der Anwesenheit des österreichischen Herrscherpaares statt; damals soll der äußere Schauplatz von 5000 Lampen erleuchtet gewesen sein. Die Beleuchtung mag hier allerdings einen magischen Effect hervorbringen und die Illusion bedeutend erhöhen.

Literarisches.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, von Ludwig Häusser. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Verlagsbuchhandlung.

Je lebhafter der Drang nach einer nationalen und politischen Regeneration im deutschen Volke erwacht ist, die verzögert, aber nicht mehr vereitelt werden kann, um so größere Theilnahme erregen solche Werke, die sich mit der Geschichte Deutschlands, als eines Ganzen, beschäftigen, besonders wenn sie Zustände und Epochen behandeln, die mit der Gegenwart zusammenhängen und zu deren Verständniß und Aufklärung beitragen können. Der Deutsche, der, bei seinem Hange zu Analyse und Kritik, gewohnt ist, sich von seinem und Anderer Thun genaue Rechenschaft zu geben, und, so leicht er sich, was Philosophie und Poesie betrifft, in die ätherische Region der Ideale erhebt, bei politischen und socialen Fragen ungern den festen Boden der Wirklichkeit verläßt, geht nur zögernd an die Umgestaltung der Gegenwart und möchte dabei von der Hinterlassenschaft der Väter so wenig als möglich verlieren. Schon in dem Zeitalter der Reformation trat dieser eigenthümliche Zug des deutschen Wesens hervor, indem die deutschen Protestanten im Lutherthum von der alten Kirche nur das aufgaben, was mit der beabsichtigten religiösen Regeneration sich nicht vereinigen ließ, während die Anhänger der Reformation in den romanischen oder solchen Ländern, die den von dort herkommenden Einflüssen offen standen, die Grundsätze Calvin's annahmen, der sich von dem Katholicismus so weit entfernte, als es, ohne den Boden des Christenthums zu verlassen, überhaupt möglich war. Diese Stimmung des Deutschen, der sich hierin von manchen andern Nationen und besonders von den Franzosen unterscheidet, macht, daß er die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht verlieren, die Kette der Zeiten nicht zerreißen will, und legt ihm das Studium der Geschichte nahe, so daß er von jeher, je nach der Richtung der Zeit, zum gelehrten Sammeln oder scharfen Sichten des vorhandenen Stoffes besonders geneigt gewesen ist. Jetzt treibt es ihn zur Erforschung der neuesten Epochen in der Geschichte seiner Nation an, um eine klare Anschauung über die Ursachen ihres einst so tiefen Verfalles und der gegenwärtig beginnenden Erhebung zu gewinnen, und mit Hilfe der geschichtlichen Erfahrung die ethischen und dynamischen Gesetze zu ergründen, welche bei dem Neubau des deutschen Staats- und Volkslebens anzuwenden seien.

Unter den Leistungen dieser Art auf dem Felde der historischen Literatur, die theils für ein Resumé der innern Arbeit des deutschen Geistes gelten können, theils ihm neue Bahnen zu weiterm Fortschritt eröffnen, nimmt Häusser's „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" eine der ersten Stellen ein. Es ist von diesem vielgelesenen Werke, das gleich bei seinem ersten Erscheinen, weil es einem im Publicum allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenkam, mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, jetzt die dritte Auflage erschienen, die durch des Verfassers Forschungen im preußischen Staats- und Cabinetsarchive, in Bezug auf einige der wichtigsten Momente in der neuern deutschen Geschichte, die Congresse von Reichenbach und Pillnitz, das Verhältniß des deutschen Reiches zur französischen Revolution, den Einfluß der bei-

den letzten Theilungen Polens auf die Kriegführung gegen Frankreich, und den Baseler Frieden, eine wesentliche Bereicherung erfahren hat. Diese neu hinzugekommenen Theile sind mit großem Geschick in das Ganze eingefügt, ohne den ursprünglichen Charakter desselben zu verändern, und können besonders auf die Politiker vom Fach belehrend einwirken, indem die verwickelten, oft unterirdischen Kreuz- und Quergänge der damaligen Staatskunst von Häusser mit nicht gewöhnlichem Verständniß für diese Erscheinungen aufgefunden und nachgewiesen sind. Die Darstellung ist in diesem Werke so klar, der Zusammenhang der Ereignisse so bestimmt nachgewiesen, die einzelnen Angaben sind so genau und, wo es nöthig ist, urkundlich erhärtet, daß man sich zuweilen mitten in die Handlung versetzt glaubt, als wohnte man den Berathungen der Souveräne und Minister bei und sähe das innerste Getriebe ihrer Gedanken offen daliegen. So viele Anerkennung diese Gabe der Forschung und Vergegenwärtigung des Geschehenen erregt, so wenig Theilnahme empfindet man für die, welche in dem Vordergrund dieser bunten Scenerie stehen und die ersten Instrumente in diesem mißtönenden Orchester spielen. Man begreift, bei einem auch nur oberflächlichen Einblick in jene Zeit, daß solche Vertreter der damals bestehenden Ordnung der Dinge, wie Thugut, Spielmann, Luchesini und Bischofswerder, vieler Andern nicht zu erwähnen, den anstürmenden Wogen der Neuzeit nicht nur nicht gewachsen waren, sondern durch ihre Halbheit, Selbstsucht und Treulosigkeit den Abgrund noch tiefer graben und den Umsturz des Alten beschleunigen halfen. Auch sieht man, wie sehr die Wohlfahrt der Völker unter einer unbeschränkten und unbedingten Regierung gefährdet ist, wenn nicht ein wirklich großer Mann an ihrer Spitze steht, was so äußerst selten ist und selbst dann nicht ohne üble Folgen bleibt. Besser als die diplomatischen Höflinge jener Epochen nehmen sich immer noch die Generale aus, was übrigens in allen verworrenen und unglücklichen Zeiten der Fall ist, da sie sich, bei der größern Einfachheit ihrer Aufgabe und Stellung, mehr Gefühl für Recht und Wahrheit als die Politiker von Profession zu bewahren pflegen. Nie haben aber die Diplomaten eine üblere Rolle als während der ersten Jahre der Revolution gespielt.

Von noch allgemeinerm Interesse als die schwierige Darstellung der politischen und militärischen Ereignisse in den Jahren vom Ausbruch der Revolution bis zum Baseler Frieden, mit welchem der erste Band dieses Werkes schließt, ist das Bild, das der Verfasser von der innern Lage Deutschlands seit dem westfälischen Frieden, von dem Verfall der kaiserlichen Gewalt und Reichseinheit, dem Uebergewicht der Landeshoheit und der Unumschränktheit derselben in den ihr zugehörigen Gebieten, von der Ohnmacht, Verwirrung und Zerrissenheit der damaligen deutschen Zustände entwirft. Das heilige römische Reich deutscher Nation, eine Benennung, die seit Jahrhunderten ihren Sinn verloren hatte, aber dessenungeachtet aus einer Art von religiöser Scheu vor jeder Veränderung beibehalten wurde, stellte die bunteste Musterkarte dar, die je in der Geschichte erschienen ist. Von allen Ideen, Einrichtungen und Ueberlieferungen, die seit länger als einem Jahrtausend in Europa aufgeblüht und wieder erstorben waren, war immer etwas in der Verfassung des deutschen Reiches übriggeblieben, das mehr einem Museum von Antiquitäten als einem Verein lebendiger Gestalten glich. Traditionen aus dem byzantinischen Kaiserthum, der römischen Hierarchie, dem Zeitalter der Reformation, dem Ritter- und Bürgerthum des Mittelalters hatten sich mitten in dem absolutistischen Militär- und Finanzwesen der neuern Zeit erhalten, führten ein gewisses Scheinleben und nahmen eine formelle Berechtigung für sich in Anspruch. Diese verschiedenartigen Elemente waren in keiner Weise organisch miteinander verbunden, sondern hingen nur lose zusammen und hatten allmälig das Gefühl ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit und verwandten Natur fast ganz verloren. Das Ganze war zuletzt zu einer hohlen und erstarrten Form geworden. Alle Kraft war aus dem Mittelpunkt des ersterbenden Reichskörpers in einzelne Glieder desselben übergegangen, die, in sich ein reiches Leben entwickelnd, zu der Hoffnung berechtigten, daß sie sich einmal wieder zu einem mächtigen Ganzen vereinigen könnten. Denn es hat dem deutschen Volke nie an Kräften, wohl aber an dem richtigen Gebrauch derselben und der geeigneten Verbindung unter ihnen gefehlt. Am belehrendsten und beziehungreichsten auf die Gegenwart sind die Abschnitte in Häusser's deutscher Geschichte, welche von der Entstehung und Natur des habsburgisch-österreichischen und brandenburgisch-preußischen Staates, dem Geist und Einflusse Friedrich's des Großen und der von ihm eingeführten Ordnung der Dinge, und den Regierungen Joseph's II. und Maria Theresia's handeln. In jener Epoche liegt der Grund zu dem tiefen Gegensatz, der die beiden deutschen Großmächte noch immer auseinanderhält und der in dieser oder jener Weise aufgehoben werden muß, wenn Deutschland nicht durch ihn um die Erfüllung seiner nationalen Forderungen und Bedürfnisse gebracht werden soll. Wir leben aber nicht in einer Zeit, wo Alles von den Diplomaten und Politikern vom Fach abhängt, wo das Schicksal der Völker einzig von den Interessen der Dyna-

ſtien und Cabinette entſchieden wird. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht geworden und wird es immer mehr werden. Es iſt deshalb eine Pflicht der gebildeten und aufgeklärten Claſſen in Deutſchland, mit Rath und That dahin zu wirken, daß die deutſche Nation wieder die ihr gebührende Stelle in Europa einnehme, was ohne ein kräftiges das Ganze umſchlingendes Band unmöglich iſt. Ein Werk, wie das hier von uns beſprochene, welches ſo nachdrücklich die Drangſale und Demüthigungen ſchildert, denen Deutſchland durch ſeine Zerſtücklung und Uneinigkeit ausgeſetzt geweſen, weiſt zugleich auf die Nothwendigkeit hin, einen Zuſtand zu verbeſſern, an welchem im Grunde immer noch, wenn auch in geringerm Grade, dieſelben Mängel wie früher haften, damit nicht aus ihnen wieder daſſelbe Unheil entſtehe. Wir haben von Häuſſer's deutſcher Geſchichte hier nur eine ganz allgemeine Vorſtellung geben wollen, was auch genügen kann, da ſie bald in Jedermanns Händen ſein wird. Dieſes Werk befriedigt alle Anſprüche, die an eine hiſtoriſche Darſtellung gemacht werden können. Es iſt überſichtlich und zugleich gründlich, eingehend, ohne Weitſchweifigkeit, einfach und dabei wohl ſtiliſirt und von einer eben ſo gemäßigten als feſten Geſinnung beſeelt.

Geſammtausgabe von Beethoven's Werken.

Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat mit Bewilligung aller Originalverleger die Herſtellung einer vollſtändigen und allgemein berechtigten Ausgabe der ſämmtlichen Werke des genannten großen Tondichters unternommen. Die erſten Lieferungen liegen bereits vor und zeichnen ſich wie auch alles übrige von jener Muſikhandlung Edirte durch ſehr gediegene Ausſtattung, vortrefflichen Stich und zweifelloſe Correctheit aus. Der Preis (3 Sgr. pro Bogen groß Hoch-Muſik-Format) iſt ſehr billig im Verhältniß zur Solidität und Schönheit der Ausgabe. Neben den allgemein verbreiteten Werken Beethoven's werden auch die minder bekannten, ſeit Jahren vielleicht vergriffenen und deshalb ſchwer zugänglichen, außerdem aber auch eine Anzahl bisher noch gar nicht veröffentlichter gegeben werden. Die mehrſtimmigen erſcheinen in Partitur und Stimmen, doch kann man jede der beiden Ausgaben getrennt beziehen. Ueberdies ermöglicht die Abtheilung in einzelnen Serien Dem, der nicht auf die ganze Ausgabe reflectirt, die Abnahme einzelner Partien.

Zur Empfehlung des Unternehmens im Allgemeinen iſt nichts weiter zu ſagen, eine Herſtellung der Werke Beethoven's in ihrer würdiger Ausſtattung empfiehlt ſich von ſelbſt. Beſonderer Werth iſt auf die kritiſche Echtheit zu legen, welche die Herausgeber zuſichern, indem ſie die vorhandenen Autographen und erſten, meiſt von Beethoven ſelbſt ſorgfältig revidirten Originaldrucke der Ausgabe zu Grunde legen, und ſomit die urſprüngliche, durch Wiederabdrücke (häufige Nachdrücke) und Interpolationen mitunter erheblich getrübte Reinheit der Werke wieder herſtellen. In drei bis vier Jahren ſoll die ganze Ausgabe vollendet ſein — eine Zuſicherung, welche der ungemeinen Ausdehnung des Unternehmens ungeachtet in den bedeutenden Kräften und der altberühmten Solidität der Verlagshandlung genügende Gewährleiſtung findet.

Aehnlich wie die Ausgabe der Werke Händel's und S. Bach's wird auch die in Rede ſtehende dazu beitragen, den Sinn der wahren Kunſt zugänglich zu erhalten und über die Tageserſcheinungen hinweg auf das wahrhaft Hohe und Edle hinzuweiſen. In Abſicht hierauf iſt zu bedauern, daß Verhältniſſe es verhindert haben mögen, ſie früher zu beginnen. Unſere Zeit hat in der That eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen, indem ſie dahin wirkt, die Monumente echter Kunſt zu verallgemeinern und weiteren Kreiſen zugänglich zu machen. Denn dieſe großen Geſammtausgaben gewähren, neben der Garantie der Zuverläſſigkeit, bei ausgezeichneter Schönheit eine ſolche Billigkeit des Preiſes, daß auch der weniger Bemittelte ſie in Beſitz nehmen kann, vor allen Dingen aber etwas Echtes erhält und keine Corruption irgend eines rein ſpeculativen Unternehmens, welche ſeine Anſchauung von der Sache möglicherweiſe nicht reinigt, ſondern unſicher macht. Außerdem können ſie auch mit der Zeit den rein praktiſchen Vortheil nach ſich ziehen, den gegen den Bücherpreis noch immer unverhältnißmäßig hohen Preis des Notendrucks wenigſtens einigermaßen herabzuſtimmen.

Meyer's neues Converſations-lexicon, vor einem Jahre erſt vollſtändig geworden, erſcheint bereits wieder in einer neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage, welche ſich durch elegante Ausſtattung weſentlich von der erſten unterſcheidet. Das Verſtändniß wiſſenſchaftlicher, geographiſcher und kunſtgeſchichtlicher Artikel wird durch die Beigabe von gut ausgeführten Illuſtrationen ſehr erleichtert. Von dem Standpunkte dieſes umfangreich angelegten Werkes, andern Encyklopädien gegenüber, abgeſehen, beruht daſſelbe auf wiſſenſchaftlicher Grundlage, welche in richtig populärer Darſtellung zur Geltung kommt. Das Beſtreben, dem Ganzen eine gewiſſe Harmonie in der Form zu geben, iſt nicht zu verkennen; bis jetzt liegt der erſte Band vor, deren es fünfzehn werden ſollen.

Übersichten und Neuheiten

Von A. Wilke

C. Mitteilungen aus der Astronomie

Mars im Herbst 1939. Der Planet Mars, dessen Sichtbarkeit sich im Laufe des Jahres 1939 immer mehr verbessert, steht am 1. Oktober in Rektaszension 1 h 40 m und Deklination + 9° 40'. Sein Durchmesser beträgt 14,3", seine Helligkeit 0,2 Größenklassen. Am 1. November ist Mars in Rektaszension 2 h 40 m und Deklination + 16° 30' zu finden. Sein Durchmesser ist auf 16,8" angewachsen, seine Helligkeit auf — 0,4 Größenklassen. Am 1. Dezember steht Mars in Rektaszension 3 h 40 m und Deklination + 22° 30'. Sein Durchmesser beträgt 19,8", seine Helligkeit — 1,0 Größenklassen. Mars ist also im Herbst 1939 ein Planet, der sich in Opposition befindet, d. h. er steht der Sonne gegenüber und ist die ganze Nacht über sichtbar.

Mondkarte

Die Mondkarte (Nordpunkt oben) ist für den 1. Oktober um 0 h, für den 1. November um 22 h und für den 1. Dezember um 20 h gültig. Sie ist so gedreht, daß sie mit dem Himmelsbild übereinstimmt, wenn man sie über den Kopf hält und gegen den Mond blickt. Die Mondkarte ist nach einer Zeichnung von Julius Schmidt entworfen.

Die Sternbilder des Herbstes. Wenn die Sonne im Herbst 1939 im Sternbild der Jungfrau steht, dann ist der Stern Spica, der Hauptstern der Jungfrau, um 0 h Sternzeit im Meridian. Um 6 h Sternzeit steht der Stern Arktur im Meridian, um 12 h Sternzeit der Stern Wega, um 18 h Sternzeit der Stern Atair und um 24 h Sternzeit der Stern Deneb. Diese Sterne sind die Hauptsterne der Sternbilder Bootes, Leier, Adler und Schwan. Sie bilden das Sommerdreieck. Wega, Atair und Deneb sind die Hauptsterne des Sommerdreiecks.

Am 1. Oktober um 0 h Sternzeit steht der Stern Spica im Meridian, am 1. November um 22 h Sternzeit und am 1. Dezember um 20 h Sternzeit. Spica ist also ein Herbststern.

Am 1. Oktober um 6 h Sternzeit steht der Stern Arktur im Meridian, am 1. November um 4 h Sternzeit und am 1. Dezember um 2 h Sternzeit. Arktur ist also ein Frühlingsstern.

Am 1. Oktober um 12 h Sternzeit steht der Stern Wega im Meridian, am 1. November um 10 h Sternzeit und am 1. Dezember um 8 h Sternzeit. Wega ist also ein Frühlingsstern.

Am 1. Oktober um 18 h Sternzeit steht der Stern Atair im Meridian, am 1. November um 16 h Sternzeit und am 1. Dezember um 14 h Sternzeit. Atair ist also ein Frühlingsstern.

Am 1. Oktober um 24 h Sternzeit steht der Stern Deneb im Meridian, am 1. November um 22 h Sternzeit und am 1. Dezember um 20 h Sternzeit. Deneb ist also ein Herbststern.

Die Winkelspinne webt ihre Fäden dicht aneinander und befestigt ihr Gewebe in den Mauern, Fenstern oder Thürenecken und rundet es im Hintergrunde des Winkels in eine Höhle, die ihr zum Schlupfwinkel dient. Die Hängespinne macht zarte Fäden, webt weit auseinander und strickt ein Rad inmitten von einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit, wobei die Weite ihrer beiden Hinterfüße ihr beständig die Stelle eines Zirkels vertritt. Sie hält sich gewöhnlich in dem Mittelpunkte des Rades auf und pflegt öfters mit einer zitternden Bewegung das ganze Netz zu erschüttern, um zu erfahren, ob die Spannfäden oder Tragbalken desselben noch alle festhalten. Eine Art Hängespinne benutzt den Wind, um weite Räume zwischen zwei Mauern, Felsen oder Baumgipfel zu überfliegen; indem sie nämlich dem Luftstrome folgt, schaukelt sie sich von einer Seite des Zwischenraumes bis zum andern, und indem sie nach Maßgabe des sie wiegenden Windes ebenso spinnt wie dann, wenn sie sich fallen läßt, so hängt sie sich endlich an dem entgegengesetzten Theile einer Mauer oder eines Felsens an und die Brücke ist fertig. Die Arbeiten der Spinnen verdienen unsere Bewunderung, nicht minder aber ihre Vorempfindlichkeit für Witterungswechsel. Wir wählen die Hängespinne, zu denen die sogenannte Kreuzspinne zählt, weil bei dieser die Beobachtung für künftige Witterung sehr in's Auge fällt.

Zuerst legt diese Spinne zwei starke Fäden, die sich durchkreuzen, in Gestalt zweier Dreiecke an, welche so zu sagen die Grundpfeiler des Baues sind. Gewöhnlich läßt sie sich hernach von dem äußersten Ende eines Fadens, der an einen obern querlaufenden Faden befestigt ist, herab, um dem, was schon verfertigt ist, eine neue Seitenstütze zu geben. Nachdem sie solches zur Rechten gethan, thut sie das Nämliche auch zur Linken. Alsdann kommt sie wieder zu ihrem Mittelpunkte zurück, wo sich die zwei Hauptfäden durchkreuzen, und zieht um denselben mehrere Strahlen, als so viele Speichen ihres radförmigen Netzes. Wenn sie ihr Rad wohl mit Speichen versehen hat, indem sie immer von dem Rade nach den Schienen ausgeht, kehrt sie nochmals in den Mittelpunkt zurück und legt um denselben eine Menge Fäden in Gestalt eckiger Kreise nach einer bestimmten Weite, die sie nach ihrer eigenen Größe einrichtet, und vollendet so ihr Kunstwerk mit mathematischer Genauigkeit. Von den Fäden, die das Gewebe der Hängespinne ausmachen, ist keiner einfach, sondern jeder besteht aus mehreren Fäden, die bis zu einem gewissen Grade wie ein Seil gedreht sind. Die Fäden sind klebrig und wie an Leimstangen fangen sich daran Fliegen und Insecten. Die Fäden vertrocknen bald, weshalb das Klebrige verschwindet und dadurch auch die Hauptaufgabe des Netzes, nämlich die Fliegen zu fangen, verloren geht. Deshalb zerstört die Spinne alle vierundzwanzig Stunden ihr Netz in der Regel bis auf die Hauptfäden und verfertigt ein neues. Diese Arbeiten werden alle zur Nachtzeit verfertigt.

Die Nahrung der Spinne besteht also meistens aus fliegenden Insecten, aus Mücken, Käfern und vorzüglich aus solchen, die in der Nacht herumschwärmen; sogar Schmetterlinge werden den Spinnen zur Beute. Die Beute wird rasch erjagt, schnell durch einen Schlag betäubt, dann umschnürrt und so gefangen in den Schlupfwinkel geschleppt, wo die Spinne nicht allein dem gefangenen Insect das Blut aussaugt, sondern es auch bis auf die Flügel auffrißt. Die Spinnen sind daher äußerst wohlthätig für den Menschen durch die Vertilgung unzählbarer Insecten. Die Spinnen leben nicht gesellig zusammen, sondern jede webt und lebt für sich allein. Da aber die Naturgeschichte der Spinnen nicht der Zweck dieses Aufsatzes ist, sondern, wie oben angedeutet, nur die Spinne als Wetterprophetin unserer Betrachtung anheimfällt, so wollen wir hier vieljährige Erfahrungen und unsere eigenen zusammenstellen.

Es gibt unter allen Thieren, die dem Menschen zugänglich sind, keines, das so genau und verlässig künftige Witterung anzeigt, wie die Spinne, insbesondere aber die sogenannte Hängespinne, welche ihr Netz frei ausspannt. Unter den Hängespinnen nimmt die Kreuzspinne als Wetteranzeigerin den ersten Platz ein.

Die vornehmsten Veränderungen in unserm Luftkreise sind: Heiteres und trockenes Wetter, Wind und Regen, Wärme und Kälte.

Alle diese Veränderungen zeigen uns die Spinnen schon mehrere Tage vor ihrem

Eintritte an. Nicht die Hängespinnen allein zeigen uns des Wetters Laune an, sondern auch alle übrigen Spinnen, und wenn man alle Spinnen in's Auge faßt, so haben wir uns folgende Hauptregeln zu merken:

1) entweder gibt es keine Hängespinnen,
2) oder es gibt deren nur sehr wenige,
3) oder es gibt deren sehr viele.

Das erste bedeutet unfehlbar Regen, das zweite veränderliches; das dritte schönes Wetter.

Ueber diese Hauptregeln ist noch Folgendes zu bemerken:

Heiteres und trockenes Wetter ist anhaltend, so oft die Hängespinne ihr Netz alle vierundzwanzig Stunden erneuert. Spinnt sie beim Regenwetter lange Hauptfäden und arbeitet sie mit Eifer, so kommt bald besseres Wetter. Legt sie neue Hauptfäden an und spannt sie dieselben weit auseinander, streift sie ihre alte Haut ab und legt Eier, dann ist auf langandauerndes heiteres Wetter zu rechnen, das Hervorkommen der Spinne aus dem Schlupfwinkel ist ein sicheres Kennzeichen von gutem Wetter, insbesondere wenn die Hängespinne ihrem Beobachter bei gutem Wetter den Kopf aus der Höhle ihres Aufenthaltes zeigt, ist auf acht bis vierzehn Tage schönen Wetters zu hoffen und wenn die Spinne in der Nacht den Umfang ihres Gewebes erweitert.

Regen folgt unbedingt, wenn die Hängespinnen verschwinden, so daß man keine mehr sieht, wenn sie nur sehr kurze Hauptfäden, die das ganze Netz tragen, anknüpfen, und wenn sie von ihrem Schlupfwinkel aus den Hintertheil ihres Körpers zeigen; kann man auf langandauernden Regen sogar rechnen.

Wind steht bevor und wird sogar bald eintreten, wenn die Hängespinne gar nicht webt. Jenes Wetter, welches die Barometer mit Regen und Wind bezeichnen, wird gar bald eintreten. Wenn aber die Hängespinne die Speichen ihres Rades innerhalb der Dreiecke, ohne die kreisförmigen Fäden spannt, welche ihr Rad ausmachen, dann entsteht starker Wind. Wenn aber die Spinne ein Drittel oder Viertel ihres Netzes zerreißt, um dem Wind freien Durchzug zu lassen oder wenigstens die Grundpfeiler ihres Gewebes vor Zerstörung zu sichern und hernach in ihren Schlupfwinkel kriecht, dann entsteht Sturmwind.

Wenn uns die Spinnen schönes und heiteres Wetter verkündigen, so zeigen sie damit zugleich an, daß es warm wird. Wie aber, wenn in den Wintermonaten Kälte oder Thauwetter eintritt?

Hier müssen wir unterscheiden, daß es zwei Arten von Winterspinnen gibt; die eine bemächtigt sich der während des vorigen Sommers vollendeten Gewebe, die andere ist diejenige, welche sich eigene Gewebe für den Winter fertigt und dies ist die eigentliche Gattung Winterspinnen, oder auch Winkelspinnen genannt. Wenn nun diese letztere Gattung Spinnen im Winter sehr geschäftig sind, hin und her rennen, kühn miteinander kämpfen, neue und mehrere Gewebe übereinander fertigen, so deuten sie dadurch an, daß Kälte eintritt und zwar in neun bis zwölf Tagen, dagegen Thauwetter, wenn sie sich verstecken. Sie befriedigen sonach unsere Wißbegierde viel früher als das Barometer und Thermometer.

Nicht minder läßt sich aus der Beobachtung der Spinne auf den frühzeitigen oder späten Eintritt der Jahreszeiten rechnen.

Sobald im April oder März die kleinen jungen Spinnen zum Vorschein kommen, so ist dies das beste und untrüglichste Zeichen vom Beginne des Frühlings.

Wenn in diesen Monaten die Hängespinnen von der Höhe herab Fäden spinnen, welche mehrere Fuß lang sind, so verkündigen sie uns ein trockenes Jahr.

Wenn aber die wenigen Spinnen, die man auffinden kann, stets in ihren Schlupfwinkeln gefunden werden, ihren hintern Körpertheil zeigend und sehr selten Netze spinnen, so läßt sich mit Sicherheit auf nasse Witterung in jeder beliebigen Jahreszeit schließen.

Diese im Allgemeinen aufgestellten Regeln lassen sich übersichtlich dahin zusammenfassen.

Im Frühjahr, Sommer und Herbst.

Die Hängespinnen zeigen:

I. Gutes Wetter:

a) wenn sie in großer Anzahl da sind;
b) wenn sie in's Große arbeiten;
c) wenn sie in der Nacht neue Netze fertigen und
d) sich die alte Haut abstreifen.

II. Anhaltend schönes Wetter:

wenn sie die Hauptfäden ihrer Gewebe besonders lang und weit spinnen.

III. Veränderliches Wetter:

a) wenn es nur wenig Hängespinnen gibt und
b) diese nur schwach und im Kleinen arbeiten.

IV. Regen:

a) wenn man gar keine Hängespinnen sieht oder
b) wenn sie gar nicht spinnen oder
c) wenn sie ihre Hauptfäden nur sehr kurz machen.

V. Wind:

a) wenn sie gar nicht spinnen:
b) wenn sie nur die Speichen ihres Rades machen, ohne die zirkelförmigen Fäden um den Mittelpunkt desselben anzulegen;
c) wenn sie plötzlich ein Viertel oder ein Drittel ihres Netzes zerreißen und dann in einen Schlupfwinkel kriechen.

VI.

Die Winkelspinnen versprechen gutes Wetter:

a) wenn sie aus dem Gewebe den Kopf zeigen und die Füße weit vorstrecken;
b) wenn sie ihre Eier legen.

VII.

Anhaltend schönes Wetter:

wenn sie ihre Füße so weit sie nur können von sich strecken und in der Nacht ihr Gewebe vergrößern.

VIII.

Regen steht bevor:

wenn sie sich in den Geweben einbohren und den Hinterleib zeigen.

Im Winter.

Die Winterspinnen prophezeien Kälte:

a) wenn sie aus den Winkeln hervorkommen, stark hin- und herlaufen und um die bestgelegensten fertigen Gewebe kämpfen;
b) wenn sie ganz neue Gewebe machen und stark arbeiten, oder auch
c) wenn sie in der Nacht ein oder mehrere Gewebe übereinander machen; dies bedeutet heftige, anhaltende Kälte;
d) wenn sie sich verstecken, tritt Thauwetter ein.

Diese Beobachtungen mit ihren erfahrungsgemäßen Resultaten verdanken wir dem holländischen General Quatremere D'Isjonval, der, im Jahre 1781 verhaftet, bis 1795 die Spinne als seine Gesellschafterin studirte und den starken Frost vorher ankündigte, durch welchen es den Franzosen gelang, Holland zu occupiren. Er bestimmte den Tag voraus, an welchem das Eis stark genug sein würde, die französische Armee mit Pferden, Wagen und Geschütz zu tragen, was auch wirklich der Fall war.

Seit jener Zeit richteten sich mehr Augen auf die sonst im Leben so verfolgte Spinne und alle von Quatremere aufgestellten Sätze fanden erfahrungsgemäß ihre Bestätigung.

Schließlich sei noch des sogenannten fliegenden Sommers Erwähnung gethan, weil auch das Erscheinen der Spinnfäden, welche zur Frühlings-, mehr aber noch zur Herbstzeit die Fluren überziehen, als Vorbote von künftiger Witterung benutzt werden kann. Das frühe Erscheinen dieser weißen, fliegenden, klebrigen und oft sehr langen Fäden im März verspricht heitern, baldigen und bleibenden Frühling ohne Nachtfröste, während dieselbe Erscheinung im Herbste ebenfalls heitere und gelinde Witterung verkündet.

Das instinktmäßige Vorgefühl der Thiere, des Laubfrosches, des braunen Grasfrosches, des Schlammpeizkers, vieler Vögel, namentlich der Hühner, Wasservögel und Schwalben ist allbekannt und knüpfen sich an ihre Lebensweise viele Wahrzeichen künftiger Witterung. Ebenso bei den Spinnen, nur ist hier das richtige Zuwerkegehen derselben zu bewundern, wie sie ihre Gewebe der kommenden Witterung entsprechend einrichten.

(Wird fortgesetzt.)

Neueſtes aus der Ferne.

Tasmanien vor vierzig Jahren.

Der Aufſchwung der engliſchen Niederlaſſungen in Auſtralien iſt beſonders nach der Entdeckung der Goldfelder ſo raſch erfolgt, daß ſich das Land im Verlauf eines Menſchenalters wie verwandelt hat. Wo jetzt die Stadt Melbourne mit ihren Eiſenbahnen und elektriſchen Telegraphen, ihren Theatern, Muſeen und Bibliotheken ſteht, war noch 1835 eine Wildniß, in der ein einziger Weißer, ein entlaufener Sträfling, mitten unter Wilden lebte. Tasmanien oder Vandiemensland war damals bereits beſiedelt. Georg Thomas Lloyd, der von 1819 an dreiunddreißig Jahre dort lebte, hat in einem ſehr lehrreichen und unterhaltenden Buche die frühern Zuſtände geſchildert. Hobart Town exiſtirte bei ſeiner Ankunft bereits und es wurden gute Geſchäfte gemacht, aber unter den Häuſern waren höchſtens zwanzig, welche dieſen Namen verdienten, und die übrigen 250 Wohnungen beſtanden in bloßen Hütten. Baares Geld war ſo ſelten, daß der Verkehr entweder tauſchweiſe betrieben oder für die kleinſten Zahlungen von vier Pence an Anweiſungen ausgeſtellt wurden. Mit Weizen war der Markt gewöhnlich überfüllt und drei Schillinge für das Buſhel galten für einen hohen Preis. Die Viehzucht trug weit mehr ein als der Ackerbau und wurde daher in ausgedehnter Weiſe betrieben. Der Boden war faſt noch jungfräulich zu nennen und jeden Morgen lag ſtarker Thau auf dem Graſe. Durch das Lichten der Wälder iſt die Luft beträchtlich trockener geworden. Als die Ländereien in der Nähe von Hobart Town ihre Herren gefunden hatten, drangen die Anſiedler tiefer in's Innere vor. Fünf bis zehn verbanden ſich miteinander und gingen ohne Karte, bloß durch einen Compaß geleitet, auf Entdeckungen in der unbekannten Wildniß aus. Die vorgeſchobenen Anſiedlungen waren häufig gefährdet. Sie hatten nicht bloß die Eingeborenen zu fürchten, ſondern auch weiße Räuber, die ſich lange Zeit durch entlaufene Sträflinge immerfort ergänzten. Die Wilden wurden zuletzt ſo kühn, daß man ſie in Maſſe aufzuheben beſchloß. Der Statthalter Arthur rief Freiwillige auf und es meldeten ſich 3500 Mann, die freilich zum größten Theil aus Kleinhändlern, Schuſtern und Schneidern beſtanden, doch in Verbindung mit 300 Mann Soldaten für den Zweck vielleicht tauglich waren. Man bildete nun eine Linie und rückte langſam, wie bei einem regelrechten Treiben, gegen eine Halbinſel vor. Da man auf dem ganzen Wege bloß zwei Wilde geſehen und gefangen hatte, ſo glaubte man die übrigen vor ſich hergetrieben zu haben. Auf der Halbinſel war indeſſen nicht einer zu ſehen, alle hatten ſich durch die Treiberlinie durchgeſchlichen. Ein einziger Mann, Robinſon mit Namen, führte aus, was den 3800 mißlungen war. Er begab ſich unter die Wilden und überredete ſie, ſich zu andern Wohnſitzen führen zu laſſen. Man wählte für ſie die Flindersinſel und verſorgte ſie mit allem Nöthigen. Trotzdem ſind ſie mehr und mehr zuſammengeſchwunden und werden binnen Kurzem ganz ausgeſtorben ſein.

Bei der Volkszählung von 1861 lebten auf der Flindersinſel noch dreizehn Eingeborene! In dieſem Falle, wo weder Mangel, noch Kriege, noch Seuchen mitwirkten, kann dieſes Ausſterben, das man überall beobachtet, wo Wilde mit der Cultur in Berührung treten, bloß in der veränderten Lebensweiſe ſeinen Grund haben.

Canoes in Auſtralien.

Ein Vortrag, den Crawfurd in der Londoner Geſellſchaft über die Abſtammung der Menſchen von einem einzigen Paare hielt, hat im Athenäum einen lebhaften Streit hervorgerufen. Crawfurd hatte den gemeinſchaftlichen Urſprung aller Völker für unmöglich erklärt, weil es Länder gebe, unter andern Auſtralien, deren Bewohner den Gebrauch von Kähnen und Schiffen nicht kennten. Ob dieſe Behauptung in Beziehung auf Auſtralien richtig ſei, bildet den Gegenſtand des Streits. Aus den einander gegenüberſtehenden Behauptungen der dabei Betheiligten, die alle als Augenzeugen ſprechen, ergibt ſich folgendes Reſultat. Es iſt unrichtig, daß es in Auſtralien keine Bäume gebe, die ſich bloß durch Feuer zu Canoes aushöhlen ließen. Mehrere Eucalypten, Gummibäume, eine Ceder und der von den Coloniſten ſogenannte Seidenbaumwollenbaum laſſen ſich auf dieſe Weiſe bearbeiten. Auch haben die Eingeborenen Kähne zu bauen verſtanden, ehe ſie von Europäern beſucht wurden. Als Cook die Botanybai entdeckte, traf er dort Wilde, die das Meer befuhren. Allerdings waren dieſe Kähne keine Kunſtwerke, Cook erklärte ſie vielmehr für die erbärmlichſten Fahrzeuge, die er je geſehen habe. „Jede Piroge," ſagt er, „beſtand aus einem einzigen Stück Rinde, das an den Enden zuſammengeknüpft war. In der Mitte wurde die Rinde durch eingeklemmte Querſtöcke auseinandergehalten." Wie von der Oſtküſte, für die Cook's Urtheil entſcheidend iſt, ſteht es auch von der Südküſte feſt, daß dort Canoes im Gebrauch ſind. Auch mehrere Flüſſe, zum Beiſpiel der Murray und Murrumbidſchi, werden von den Eingeborenen befahren. Auf der Weſtküſte ſind dagegen Canoes gänzlich unbekannt. Sogar auf den in der geringen Entfernung von drei bis vier engliſchen Meilen vor dem Schwanfluſſe liegenden Inſeln fanden die erſten Europäer unverkennbare Spuren, daß ſie nie von Menſchen betreten worden ſeien. Weiter gegen Norden benutzen die Wilden Bündel von zuſammengebundenem Rohr, um von Inſel zu Inſel zu ſchwimmen. Gute Kähne mit den in der Südſee gebräuchlichen Auslegern und mit Mattenſegeln findet man bloß an den Theilen der Nord- und Nordoſtküſte, die von Papuas aus Neuguinea und von malayiſchen Trepangfiſchern beſucht werden. Je weiter man vom Carpentariagolf gegen Weſten kommt, um ſo erbärmlicher werden die Canoes, bis ſie an der Weſtküſte endlich ganz aufhören.

Die Landenge von Auckland.

Die Petermann'ſchen Mittheilungen bringen einen vorläufigen Bericht über Ferdinand von Hochſtetter's geologiſche Erforſchung der Landenge, welche die große ſüdliche Hauptmaſſe der neuſeeländiſchen Nordinſel mit der langgeſtreckten nordweſtlichen Halbinſel verbindet. Wenige Punkte der Erde ſind in geologiſcher Beziehung gleich intereſſant. Die furchtbaren Gewalten des Feuers und des Waſſers haben hier einen Kampf ausgefochten, der ſich in der heutigen Geſtaltung des Bodens verräth. An vielen Punkten hat das Meer, Eingänge brechend und Buchten einſchneidend, den Sieg davongetragen. An einer Stelle iſt ſo wenig Land übrig geblieben, daß die Entfernung von Meer zu Meer bloß eine engliſche Meile beträgt. Einen ſo geringen Raum die Erde für ſich rettete, hat er der vulcaniſchen Thätigkeit zu Bildungen genügt, die durch ihre große Zahl in Erſtaunen ſetzen. In einem Umkreiſe von acht deutſchen Geviertmeilen zählte Hochſtetter einundſechzig ſelbſtändige Ausbruchsſtellen. Alle ſind Vulcane im kleinſten Maßſtabe, und der höchſte erhebt ſich nicht über 900 Fuß, während der kleinſte 300 Fuß Meereshöhe hat. Dafür ſind ſie aber wahre Modelle vulcaniſcher Kegel- und Kraterbildung. Nach Hochſtetter's Beobachtungen hat ſich die vulcaniſche Thätigkeit in zwei Perioden geäußert. Die erſten Ausbrüche ſcheinen unter Waſſer, auf dem Boden einer ſeichten, vom Winde wenig bewegten Meeresbucht ſtattgefunden zu haben. Rund um die Tuffkegel und Tuffkrater haben ſich in Schichten übereinander loſe Maſſen, Bruchſtücke des Grundgebirges,

Schlacken und vulcanische Aschen abgelagert. Die Kraterbecken sind zum Theil flach und entweder trocken oder mit Sümpfen und Torfmooren bedeckt. Gleichzeitig mit der Kraterbildung trat eine langsame Hebung der ganzen Landenge ein und die spätern Ausbrüche erfolgten alle über dem Meere. Die neuentstandenen Vulcane erheben sich alle steil mit einem Böschungswinkel von 30 bis 35 Grad. Viele haben ganze Ströme einer porösen olivinreichen Basaltlava ergossen. Bei mehreren erhebt sich aus und über dem Aschenkegel noch ein Lavakegel. Die Krater befinden sich am Gipfel und sind tief und trichterförmig. Seitdem Menschen die Landenge bewohnen, scheinen die Vulcane erloschen zu sein. So schließt wenigstens Hochstetter aus geognostischen Gründen, obgleich der Name Rangitoto oder blutiger Himmel, den die Eingeborenen diesem Gebiet geben, zu der Vermuthung führt, daß vor nicht allzu langer Zeit Lavaergüsse den Himmel noch roth gefärbt haben.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war die Landenge von mindestens 20,000 Neuseeländern bewohnt. Die Abhänge der erloschenen Feuerberge waren damals von stufenweise aufsteigenden Pfahlwerken umgeben und jeder Gipfel trug den Waffenplatz eines Häuptlings, während die umliegende Ebene von seinen Untergebenen bestellt wurde. Diese ganze Bevölkerung hat vor vierzig Jahren in den blutigen Kriegen des Häuptlings Hongi ihren Untergang gefunden. Gegenwärtig trägt fast jeder Gipfel eines Tuffkegels ein von fetten Wiesen und Kleefeldern umgebenes Gehöft. Die praktischen Landwirthe haben ohne geologische Kenntnisse herausgefunden, wie fruchtbar der verwitterte vulcanische Boden der Krater ist. Auckland, die jetzige Hauptstadt von Neuseeland, liegt am Nordufer der Landenge und zählt, obgleich erst 1840 angelegt, über zehntausend Einwohner. Die Umgegend gleicht einem Garten, und auf der ganzen, von guten Straßen durchzogenen, mit Wiesen, Feldern und Gärten überdeckten Landenge ist die ehemalige Wildniß bis auf die letzte Spur verschwunden.

Alcock's Reise in Japan.

Der englische Gesandte Alcock, von dessen Wanderungen in Japan wir unsern Lesern bereits eine kurze Notiz gaben, hat jetzt eine ausführlichere Erzählung nach England geschickt. Bekannteres übergehend, werden wir immer noch Manches finden, was von Interesse sein wird. Die frühern Schilderungen anderer Berichterstatter von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem günstigen Charakter des Klimas finden ihre volle Bestätigung. Auf der Insel Kiusiu, wo die Berge aus Sandstein oder Sand bestehen und die Thäler und Ebenen wenig besser zu sein scheinen, wird viel Getreide und Reis erzeugt und die Abhänge tragen schöne Wälder. Man baut vorzüglich Reis, Weizen, Mais, Erbsen, Bohnen, süße Kartoffeln, Taback, Mohn, Thee und Baumwolle. Auf dieser Insel leben die untern Classen in der traurigsten Armuth. Die Meisten haben nur so viel, als zum nothdürftigsten Lebensunterhalt eben hinreicht, und wohnen in Hütten zusammengedrängt, die von Schmutz starren. Die Ursache dieses traurigen Zustandes ist in den Erpressungen der großen Grundherren und ihres zahlreichen Gefolges zu suchen. Gesetzlich gebührt dem Eigenthümer des Bodens bloß der fünfte Theil der Ernte, aber wie es scheint, muß der Bauer mehr als die Hälfte abgeben. Auf der Insel Nippon befinden sich die untern Classen besser. Man sieht hier oft einen fruchtbaren vulcanischen Boden, doch auch wo Sand vorherrscht, bemerkt man nicht die Masse Armer wie auf Kiusiu. Durch Seidenbezirke kam Alcock nicht, wohl aber durch Gegenden, in denen viel vegetabilisches Wachs und Kampfer gewonnen wird. Da die Fremden den erstgenannten Artikel viel kaufen, so hat man neuerdings nicht fern von Nangasaki zwanzigtausend Wachsbäume gepflanzt. Daß Steinkohlen vorhanden sind, sah Alcock selbst. Er besuchte eine Kohlengrube des Fürsten von Fizen, die eine bituminöse Kohle lieferte und in sehr roher Weise bearbeitet wurde. Große Kohlenhaufen, die man auf horizontalen Schachten zu Tage gefördert hatte, lagen dem Regen ausgesetzt in freier Luft. Sie würden in Nangasaki gut bezahlt werden, aber nur kleine Mengen gelangen dorthin, weil die kaiserlichen Beamten ein Vorkaufsrecht geltend machen und Spottpreise bieten. Osaca, dessen Hafen Hiago einen guten Ankergrund besitzt, wird nach Alcock's Meinung der Haupthandelsplatz werden.

Die Stadt liegt in einer Ebene an dem Fluß gleichen Namens, der hier zwanzig Arme bildet und von einer Anzahl Brücken überſpannt wird. Die Wohnungen des Adels, die ſich eine Stunde lang am Fluſſe hinziehen, ſtehen größtentheils leer und werden von ihren Eigenthümern bloß vorübergehend bewohnt. Schon jetzt herrſcht in Oſaca ein ungemeines Leben und wenn erſt ein wirklich freier, durch keine Einmiſchung der Beamten beeinträchtigter Handel entſteht, ſo wird der Ort ein wichtigerer Markt werden als alle übrigen Handelsplätze zuſammengenommen. Während Alcock's Anweſenheit in Oſaca waren die Straßen, durch welche die Engländer gingen, immer mit Tauſenden von Menſchen beſetzt, die ſich neugierig hinzudrängten und von der Polizei kaum in Schranken gehalten werden konnten. Eine feindſelige Stimmung der Bevölkerung äußerte ſich bloß einmal jenſeits Oſaca's in einer Gegend, die noch nie von einem Europäer betreten worden iſt. Hier wurden die Engländer oft verhöhnt und Männer und Kinder liefen ihnen von Dorf zu Dorf nach, um ihre Beleidigungen fortzuſetzen.

Die Taipings.

Die Dinge in China laſſen ſich ſo an, daß eine abermalige europäiſche Einmiſchung faſt unausbleiblich iſt. Dieſes Mal würde ſie nicht gegen die chineſiſche Regierung, ſondern gegen die Rebellen gerichtet ſein. Die Fortſchritte derſelben beginnen beunruhigend zu werden. Hangtſchau und Sutſchau, zwei ſehr wichtige Städte mit einer Bevölkerung von mehr als drei Millionen Menſchen, und Ningpo ſind bereits in ihre Hände gefallen, Futſchau und Schanghai werden von ihnen bedroht. Wohin ſie bis jetzt noch immer gekommen ſind, haben ſie ſich durch eine beiſpielloſe Grauſamkeit ausgezeichnet und an eine Organiſation der eroberten Provinzen nicht gedacht. Sie plündern, ſengen und morden, das iſt ihre Thätigkeit, und wohin ſie den Fuß ſetzen, verwandelt ſich das blühende Land in eine Wüſte. Sie haben oft gedroht, daß ſie die Theepflanzungen im Innern verheeren und die Maulbeerbäume umhauen wollen, um dem Handel mit den Fremden ein Ende zu machen. Man fürchtet, daß ſie jetzt, wo die Seidenbezirke von ihnen bedroht ſind, ihre Drohung ausführen werden. Die in der letzten Zeit eingetretene bedeutende Mehrausfuhr von Thee erklärt ſich daraus, daß viele fremde Häuſer ſich für mögliche Ereigniſſe decken wollen. Die Seidenbezirke zu bereiſen, iſt für Fremde ſchon jetzt lebensgefährlich und mehrmals ſind mit Seide beladene Flußſchiffe von den Taipings geplündert oder hoch beſteuert worden.

Obgleich alle Nachrichten zuletzt dahin übereinſtimmten, daß die eigentliche Grundlage des großen Aufſtandes die Raubluſt der chineſiſchen untern Claſſen ſei, hielten doch einige proteſtantiſche Glaubensboten an dem Wahne feſt, daß der Kern der Bewegung ein chriſtlich-proteſtantiſcher ſei. Selbſt die heimtückiſche Feindſchaft, mit der die Taipings die unter ihnen lebenden Katholiken verfolgten, wurde ihnen als proteſtantiſcher Glaubenseifer ausgelegt. Ihr entſchiedenſter Vertheidiger war der amerikaniſche Glaubensbote Iſſachar Roberts, der den Gründer der Taipingsſecte und jetzigen Oberkönig der Rebellen im Jahre 1847 unterrichtet hatte und ihn deshalb fortwährend in Schutz nahm. Roberts war im Herbſt 1860 nach Nanking gezogen, wo er bei ſeinem Schüler lebte und in ſo vertraulichen Beziehungen zu ihm ſtand, daß er für deſſen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten galt. Nun iſt Roberts plötzlich in Schanghai als Flüchtling erſchienen und hat ſein Schickſal unter den Taipings öffentlich erzählt. Der Uebermuth der letztern überſteigt ſeit ihren neulichen Siegen alle Grenzen. Sie legen ihren Leidenſchaften keinen Zügel mehr an und morden ohne alle Veranlaſſung. Der Oberkönig hält ſich jetzt für Jeſus Chriſtus und fordert für ſich und ſeinen Sohn göttliche Verehrung. Er erklärte ſeinem ehemaligen Lehrer rund heraus, wenn er nicht an ihn glaube, ſo werde er zu Grunde gehen wie die Juden, die den Erlöſer kreuzigten. Einer der Unterkönige, ein früherer Laſtträger aus Hongkong, ermordete in Gegenwart des Glaubensboten einen von deſſen Dienern und mißhandelte Roberts ſelbſt in ſolcher Weiſe, daß dieſer mit Hinterlaſſung aller ſeiner Sachen entfloh. Was er nach dieſen Erfahrungen über die Taipings veröffentlicht, beſtätigt Alles, was ihnen von ihren Gegnern zum Vorwurf gemacht worden iſt.

San Juan de Ulloa.

Als Juan de Grijalba am Johannistage 1518, etwa ein Jahr vor Cortez, auf der Rhede von Veracruz landete, stand auf der Insel, die jetzt das berühmte Fort Ulloa trägt, ein mexikanischer Teocalli oder Opfertempel. Die ganze Insel war einem der blutigen mexikanischen Götzen geweiht und in dem Augenblicke, als die Spanier sie betraten, fanden zwei Menschenopfer statt. Auf Grijalba's Frage, wer das befohlen habe, wurde ihm eine Antwort gegeben, die weder er noch sein Dolmetscher verstand, aus der beide aber das Wort Ulua herauszuhören glaubten. Man hielt dies Wort für den Namen der Insel selbst und taufte sie, indem man dem Johannistag zu Ehren San Juan vorsetzte, San Juan d'Ulua. Wegen der beherrschenden Lage der Insel erbauten die Spanier auf ihr eine Festung, die mit ihren Hauptbastionen der großartigste Bau dieser Art war, den sie in der neuen Welt jemals ausgeführt haben. Es vergingen Jahre über der Ausführung des Werkes und die Kosten sollen die ungeheure Höhe von vierzig Millionen Pesos erreicht haben. Von Nutzen ist dieser kostspielige Bau den Spaniern nie gewesen und eben so wenig den Mexikanern. Allerdings wehte die spanische Fahne, nachdem ganz Mexiko abgefallen war, noch vier Wochen auf den Mauern von San Juan de Ulloa, doch brachte dies der neuen Republik keinen Schaden, da der Handel von Veracruz, das von der Festung in jedem Augenblick in Trümmer geschossen werden kann, nach dem Hafen Alvarado verlegt wurde. Die spanische Besatzung sah das Unnütze ihres Widerstandes endlich selbst ein und zog im December 1825 ab. Das französische Geschwader unter dem Prinzen Joinville bezwang Ulloa nach kurzem Widerstande (1838) und nicht um ein Haar besser bewährte sich die starke Festung 1847 bei der Landung der Nordamerikaner unter Scott. Auch jetzt hat San Juan de Ulloa den Hafen von Veracruz und die Stadt nicht einen Augenblick geschützt.

Ersteigung des Fuego's in Guatemala.

In der Nähe von Dueñas im centralamerikanischen Staate Guatemala erhebt sich in drei Gipfeln ein thätiger Feuerberg, von den Umwohnern Volcan de Fuego genannt, der wegen des Rauchs, der von ihm aufstieg, lange für unersteiglich galt. Ein Engländer, Osbert Salvin, der zum dritten Male behufs naturwissenschaftlicher Forschungen in Guatemala verweilt, hat diesen Berg im December vorigen Jahres zweimal bestiegen und alle drei Gipfel besucht. Da ein günstiger Wind den Rauch nach einer andern Seite trieb, so begegnete er keinen Schwierigkeiten. Die Meereshöhe der drei Gipfel gibt er auf folgende Weise an:

Mittelspitze	13,049	engl. Fuß,
Südspitze	12,840	„ „
Nordspitze	12,664	„ „

Die Südspitze ist die noch thätige und ihre Krater, die nicht oben auf dem Gipfel, sondern weiter unten am Berge am südlichen Abhange liegen, sind es, welche die Schwefeldämpfe ausströmen lassen, durch welche die Ersteigung des Berges gewöhnlich unmöglich gemacht wird. Osbert Salvin traf die günstigsten Umstände und doch wurden seine Augen von den Dämpfen angegriffen. Ein Ausbruch, der im vorigen Jahre stattfand, hat auf dem obern Theil der Südspitze große Veränderungen hervorgerufen. Dr. Schneider, ein Schweizer, der 1860 eine Ersteigung versuchte, mußte unter der Spitze vor einem offenen Krater Halt machen. An derselben Stelle traf Osbert Salvin auf eine geneigte Fläche, die er ohne Gefahr zu überschreiten vermochte.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Jetzt vollständig!
Boz (Dickens),
Gesammelte Werke.
Wohlfeile Volks-Ausgabe.
48 Halbbände von 10—15 Bogen à 5 Sgr.

Inhalt:

1. Die Pickwickier.
2. Zwei Städte.
3. Weihnachtsmärchen.
4. Harte Zeiten.
5. Reisebilder.
6. Dombey und Sohn.
7. Klein Dorrit.
8. David Copperfield.
9. Bleakhouse.
10. Barnaby Rudge.
11. Raritätenladen.
12. Nikolas Nickelby.
13. Martin Chuzzlewitt.
14. Oliver Twist.
15. Londoner Skizzen.

NB. Einzelne Werke werden von dieser Ausgabe nicht abgegeben.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen hierauf an.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Allgemeine Pianofortezeitung
für 1862.

(30 Bogen.) gr. 4. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieses für jede gebildete Familie, sowie jeden Freund der Musik nützliche Organ, begleitet mit Auswahl des Schönsten für Pianoforte, andere Instrumente und instructivem Text; ist zur Anschaffung bestens empfohlen.

Leipzig, 1862. **Ernst Schäfer.**

Verlag von G. Westermann in Braunschweig.

Unsere Tage.
Blicke aus der Zeit in die Zeit.

1. — 39. Heft. 1859 bis 1862. Jährlich erscheinen 16 Hefte à 4 Bogen Lex.-8. à 6 Sgr. 13 Hefte bilden einen Band.

K. v. Rotteck's
Allgemeine Geschichte.
Fortgesetzt bis auf unsere Tage.
Erste Volksausgabe in 11 Bänden.

Mit 24 Stahlstichen und dem Porträt des Verfassers. 23. Auflage. geh. 6 Thlr.

In siebenter Auflage

erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henrick Hertz
König René's Tochter.
Miniatur-Ausgabe.

Prachtvoll gebunden. Preis 25 Sgr.

Dieses treffliche Werk, im neuesten Geschmacke prächtig gebunden, eignet sich ganz besonders als billiges und höchst elegantes Geschenk für Damen und wird als solches hiermit bestens empfohlen.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Für jeden Besitzer von Shakespeare's Werken oder dessen Verehrer.

In unserm Verlage ist erschienen:

William Shakespeare's Sonette
in deutscher Nachbildung von
Friedrich Bodenstedt,

und zwar in zwei Ausgaben.

I. Pracht-Ausgabe gr. 8. 16 Bogen. Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr., eleg. gebunden mit Goldschnitt Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

II. Volks-Ausgabe 16 Bog. weiß Druckpap. (Classikerformat) geb., Preis 15 Sgr., eleg. gebunden mit Goldschnitt Preis 25 Sgr.

F. B. sagt in der Einleitung: „Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre, wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde! Möge sie würdig erachtet werden, als Porträtbüste Shakespeare's in einer Nische des großartigsten Denkmals zu stehen, welches Schlegel dem englischen Dichter durch die meisterhafte Uebersetzung seiner Dramen in Deutschland errichtet hat."

Königliche Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. Decker), Berlin.

Soeben erschien in **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862 von **W. Förster**, Privatdocenten an der Universität und erstem Assistenten an der Sternwarte zu Berlin. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist erschienen:

Boden, August, Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur **Literatur und Kirchengeschichte** des achtzehnten Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung." gr. Octav. geheftet. 26 Druckbogen. Ladenpreis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr. rheinisch.

Inhalt: I. Lessing's wahres persönliches Verhältniß zu Goeze vor dem Fragmentenstreite. — II. Zur Kennzeichnung Goeze's, abgesehen von seinem Verhältniß zu Lessing und dem Fragmentenstreite. — III. Ueber Goeze's und Lessing's Stellung zur Orthodoxie und Aufklärung. — IV. Hat Ungunst äußerer Verhältnisse Lessing zur Herausgabe der Fragmente bestimmt? — V. „Goeze und Lessing im Fragmentenstreite."

Diätetische-Schroth'sche-Heilanstalt

in **Dresden**, unter Leitung des Dr. med. **Paul Kadner.** Ausführliche **Prospecte** gratis durch jede Buchhandlung von **H. Klemm's Verlag** in Dresden. Anmeldungen für das Frühjahr werden unter der Adresse Dr. **Kadner** zeitig erbeten.

Für den Verwaltungsrath der Anstalt **H. Klemm jun.**

Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M.

Durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

O. Glaubrecht's Erzählungen für das Volk.

Anna die Blutegelhändlerin. 5. Auflage. kl. 8. geb. 5 Sgr.
Erzählungen aus dem Hessenlande. 2. Auflage. 10 Sgr.
Neue Erzählungen aus dem Hessenlande. 1859. 10 Sgr.
Die **Goldmühle.** 16. geb. 7 Sgr.
Das **Haidehaus.** kl. 8. geb. 10 Sgr.
Die **Heimathlosen.** Eine Erzählung aus den Freiheitskriegen. kl. 8. broch. 1 Thlr.
Die **Heimkehr,** oder was fehlt uns? 5. Auflage. 10 Sgr.
Ein **böses Jahr.** kl. 8. geb. 10 Sgr.
Der **Kalendermann** vom Veitsberg. Mit einem Bilde. 3. Aufl. kl. 8. geb. 12½ Sgr.
Leiningen in Dorfbildern geschildert. Mit einem Bilde. 2. Aufl. kl. 8. geb. 10 Sgr.
Die **Schreckensjahre** von Lindheim. Mit einer Abbildung. 3. Aufl. 8 Sgr.
Das **Wassergericht.** Nebst Mittheilungen über des Verfassers Leben von Diegel. kl. 8. geb. 10 Sgr.
Der **Zigeuner.** 2. Auflage. kl. 8. geb. 9 Sgr.
Zinzendorf in der Wetterau. 3 Theile. (1. in 2. Auflage.) Mit drei Abbildungen. kl. 8. geb. 1 Thlr.

„Die Landschaft, auf welcher Glaubrecht seine Geschichten geschehen läßt, seine Heimath Oberhessen, die Thäler, durch welche der Vogelsberg seine frischen Wasser nach der Lahn und dem Main sendet, gehört zu jenen deutschen Gegenden, deren Lob im Ausland noch nicht gesungen wird und die der großen Weltstraße noch fern liegen, aber die darum mit um so innigeren Banden ihre Bewohner umfangen. Man gewinnt diese stille, trauliche Landschaft immer auf's Neue lieb, wenn man in Glaubrecht's Büchern die Amseln schlagen hört im sproßenden Buchwald und die Mühlräder unten im Thal, wenn man hinabsieht auf die saftige Wiese, durch die der nie versiegende Bach unter Erlen dahinfließt, auf die Dörfer von Obstbäumen umkränzt und vom Kirchlein überagt, und über das Alles hin die blauen Berge in der Ferne. Mit wunderbarem Dichtersinn versteht es Glaubrecht, zwischen das unruhige Treiben der Menschen die stillen Bilder aus der Natur hineinzustellen, das Gesammtbild der im Duft und Glanz des Maimorgens prangenden Landschaft, oder das Kleinbild des Gartens oder Hofes, wo die Bienen summen, die Katze sich sonnt und das Rothschwänzchen sein Liedlein singt. In dieser Landschaft zwischen den Gärten um's Dorf und von dem Hügel herab läßt der Dichter aber auch gern das Lied hören, das aus des deutschen Volkes Art und Gemüth hervorquillt, das sinnige, wehmüthige deutsche Volkslied."

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 69. Juni 1862.

Der Dachs auf Lichtmeß.

Novelle von W. H. Riehl.

In einer kleinen schwäbischen Reichsstadt zeigte man vordem zwei Wahrzeichen: ein mächtiges zweihandiges Ritterschwert, welches im Rathhause aufbewahrt wurde — man nannte es „des Dachsburgers Schwert" — und einen sieben Fuß langen Sandsteinblock vor der Schmiede am Marktplatz, man nannte ihn „des Dachsburgers Bett." Wer der Spur dieses Namens weiter nachging, der fand die Trümmer der Dachsburg mehrere Stunden nordwärts im Gebirge und zwischen der Burg und der Stadt eine Waldschlucht, „die Dachsfalle" genannt. Das ehemalige Reichsstädtlein ist inzwischen fast zu einem Dorfe heruntergekommen, das Schwert vom Rathhause ward an den Juden verkauft, der es dann weiter in das Raritätencabinet eines Engländers verhandelte, und der Stein vor der Schmiede, auf welchem seit undenklicher Zeit die Schulkinder gespielt, wurde zerschlagen und in den Sockel des neuen Spritzenhauses vermauert. Nur die „Dachsfalle" hat sich noch als Namen eines Waldbezirkes auf den Flurkarten der Gemeinde erhalten und von der Dachsburg blieb ein mäßiger Trümmerrest. Eine Sage dagegen, welche Burg, Falle, Bett und Schwert miteinander verknüpft, lebt in voller Frische fort trotz allen Wandels der Geschlechter bis auf diesen Tag.

In den alten Ritterzeiten, so erzählt sie, wurden die Bürger arg gequält von dem Ritter von Dachsburg, welchen man meistens kurzweg „den Dachs" hieß. Wo er ihnen auflauern und Hab' und Gut wegschnappen konnte, da that er's. Am liebsten hätte er gleich das ganze Städtlein eingesteckt, allein es war doch etwas zu groß für seine Taschen. Auch däuchte es ihm kurzweiliger, auf scharfem Roß in's Weite zu schweifen, als Mauern und Thürme zu berennen. So lange daher die Bürger hinter ihrem Stadtgraben blieben, hatten sie Ruhe, zog aber Einer auch nur ein paar Stunden über Feld, so stand Geld und Freiheit auf dem Spiel. Ein solcher Stadtarrest kann auf die Dauer auch dem geduldigsten Deutschen zu arg werden. Da sich die Bürger aber zu schwach fühlten, für sich allein dem Dachs zu Leibe zu rücken, so schlossen sie heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit mehreren Nachbarstädten; allein der Ritter kam ihnen auf die Schliche und verbündete sich nun auch seinerseits mit mehreren benachbarten Rit-

tern. So ward aus der Wegelagerei ein kleiner Krieg.

Da webte und wimmelte es nun auf einmal in dem Städtchen wie in einem Ameisenhaufen, wenn ein Knabe mit dem Stock hineinstößt; denn die sonst so friedsamen Bürger fühlten wohl, was es heiße, als kriegführende Macht auf die Bühne zu treten. In den Kramläden und Werkstätten war allgemeiner Feiertag, auf den Gassen dagegen, in den Schenken, im Zeughaus, im Rathhaus wie nicht minder im Rathskeller wogte Jung und Alt geschäftig durcheinander, ein Jeglicher hatte Pläne, Warnungen und Prophezeihungen in der Tasche, Jeder wollte reden, Einige sogar hören, was Andere redeten, und vom Schusterjungen bis zum Bürgermeister erschienen Alle als geborene Heerführer und Staatsmänner, deren Gaben bisher nur verborgen geruht, vorab aber galt es als das Zeichen eines wahren Patrioten, völlig zu vergessen, daß es noch irgend ein ander Ding in der Welt gebe als die drohende Fehde mit dem Dachs und seinen Spießgesellen.

Von alle diesem war nur ein einziger Mann ausgenommen: der Schmied Michael am Marktplatz. Er schmiedete in seiner Werkstatt weiter, als ob gar kein Dachsburger im Lande sei, ging nur dann zur Schenke, wenn er Durst hatte, trank seine Kanne und redete wenig, pfiff und sang sogar noch seine alten Liedlein, während die ganze übrige Bürgerschaft bloß Kriegsmärsche pfiff, und verließ sein Haus nur, wenn es wirklich draußen etwas zu thun gab. Ja noch mehr; er hatte stadtkundigerweise eine Liebschaft mit einer Bauerndirne, gut eine Stunde vor dem Thor, und blieb verliebt vor wie nach und besuchte sogar seinen Schatz dreimal in der Woche, wie er schon lange zu thun pflegte, als noch kein Mensch von einem Krieg träumte. Die Andern schalten ihn darum einen lässigen Bürger, einen schlechten Christen ohne Gemeingeist, und faßten dies nach landesüblicher Weise bündig in ein Wort, indem sie ihn kurzweg „Michel Leimsieder" nannten. Doch hätte man ihm seine politische Leimsiederei vielleicht noch verziehen, wäre er wenigstens in ein eingeborenes Stadtkind verliebt gewesen; allein seine Trude war ein Bauernkind, und nicht einmal eines Vollbauern, sondern eines eingewanderten Söldnerbauern Tochter, zählte also selbst unter dem Bauernvolk zum hergelaufenen Pack. Und um einer solchen Dirne willen vergaß der reichsstädtische Zunftmann für's Heil der Stadt zu zechen, zu rathen und zu reden! Die Liebschaft konnten sie dem unpatriotischen Schmied nicht wehren, aber das Heirathen wenigstens wollten sie ihm versalzen; so gelobten sich's die Rathsleute und die Zunftgenossen.

Die Stadt, vom Hügel zum Flüßchen niedersteigend, hatte oben einen trockenen Graben und unten einen nassen, und dem entsprechend zwei Thore, das Bergthor und das Bachthor. Nach altem Brauch war der Vertheidigungsplan auf die Zunftordnung gegründet, so daß jede Zunft ihr besonderes Stück Stadtmauer zu besetzen hatte. Die trockene Bergseite war von Natur minder fest als die Bachseite; es fügte sich darum ganz bequem, daß man die zahlreichen Zünfte, welche im Trockenen arbeiten, die Schmiede, Schuster, Schneider, Bauleute, Bäcker und Metzger an die trockene Seite postirte, dagegen die kleine Schaar der Gerber, Fischer, Brauer, Schenkwirthe und ähnliche feuchte Berufe an die Bachseite. Die wichtigsten Punkte waren jedenfalls die beiden Thore; am Bachthor hielten darum die fauststarken Gerber Wacht, am Bergthor die noch nervigern Schmiede. Nun galt freilich vordem Michael der Schmied für den stärksten und kühnsten Mann in der ganzen Stadt und man hätte ihm gern den Befehl am Bergthor übertragen, wäre er nicht neuerdings Michel der Leimsieder geworden. So aber hielt der Rath dafür, daß ein so gleichgiltiger, stummer und selbstgenügsamer Mann für den gefährlichsten Posten nichts tauge, und stellte ihn in die Reserve zu den alten Leuten und unbärtigen Jungen. Der Schmied nahm das ganz ruhig hin, als ob sich's von selbst verstünde, und schmiedete ruhig fort an seiner Esse.

Inzwischen war dem Rath die geheime Kunde geworden, daß der Dachsburger nächste Woche auf Lichtmeß mit seinen Freunden zusammenstoßen und in also vereinter Macht einen Hauptstreich wider das Städtlein führen würde. Es galt, dieser Vereinigung der Gegner zuvorzukommen, und zwar stand die Sache derart auf Spitz und Knopf, daß man den Dachs entweder in dem Augenblick überfallen mußte, wo er

seine Burg verlassen, den Sammelplatz der Gefährten aber noch nicht erreicht hatte, oder, wenn diese einzige gute Stunde versäumt würde, Verzicht leistete auf jeden Angriff und hinter den schwachen Mauern alle Plage einer sehr bedenklichen Belagerung auf sich nahm.

Um dem Ritter den Weg zu verlegen, mußten aber die Bürger wenigstens den Sammelpaltz wissen, gen welchen er auf Lichtmeß von seiner Burg ziehen würde. Sie schickten zu dem Ende drei Kundschafter aus, einen Metzgerknecht, einen Schustergesellen und einen Schneiderjungen. Allein die Späher kamen nicht wieder, sondern statt ihrer ein Bote des Ritters, vermeldend, sein Herr habe jene Drei auf verdächtigen Wegen ertappt und festgenommen, sei aber bereit, sie gegen sehr billiges Lösegeld auszuliefern. Wolle ihm der Rath statt des Metzgers ein Paar fette Mastochsen, statt des Schusters ein Paar feiste Schweine und statt des Schneiders, der gar leicht und mager sei, ein Paar zarte junge Zicklein senden, nebst sechs Maltersäcken Korn als Brot zum Fleische, dann könne er die drei Burschen im Stadtwald gegen Quittung wieder in Empfang nehmen.

Die Bürger waren außer sich über diesen neuen Schaden sammt dem Spott; dazu drängte die Zeit, denn auf morgen bereits stand Lichtmeß im Kalender. Schon früh am Tage hielt man Kriegsrath auf dem Rathhause. Im engern Ringe standen die Hauptleute der Zünfte wie auch die Führer einiger fremder Mannschaft, die von den befreundeten Nachbarstädten herübergeschickt worden war; im weitern Ring die andern bewaffneten Bürger als Zuhörer. Es drohte aber eine bedenkliche Spaltung; denn einem Theil war die Nachricht, der Dachsburger wolle auf Lichtmeß ausziehen, nachgrade so verdächtig worden, daß sie behaupteten, der Ritter selber habe sie ausgesprengt, um die Stadt irre zu führen, und die Gefangennahme der Späher sei bereits die erste Frucht seiner gelungenen List. Die Andern dagegen hielten die Kunde für echt und begehrten den Ausmarsch für morgen, nur konnte Keiner genau sagen, wohin man eigentlich marschieren solle. Um den Streit zu schlichten, forschte man nun, freilich etwas spät, genauer nach, woher denn eigentlich jene geheime Kunde gekommen? Der Bürgermeister sagte, er habe sie vom Zunftmeister der Gerber, der Zunftmeister, er habe sie von seinem Wachposten am Bachthor, der Wachposten, er habe sie von einem fremden Bauern, der in voriger Woche früh Morgens zwischen Licht und Dunkel an's Thor gekommen sei, woher sie aber der Bauer habe, das wisse er nicht. Nun hatten die Zweifler gewonnen Spiel. „Auf solche Gewähr," riefen sie entrüstet, „ängstet man die ganze Stadt und will uns gar vor's Thor führen, daß wir dem Dachs desto sicherer in den Rachen laufen!"

Da schallte aus den hintersten Reihen der Zuhörer eine dröhnende Baßstimme: „Die Nachricht ist dennoch echt; morgen zieht der Dachs aus seiner Höhle!"

„Wollt Ihr etwa bürgen für den fremden Bauersmann?" fragte strafend der Bürgermeister den unberufenen Redner.

„Ja! denn der Bauer war ich selber!" antwortete die Stimme, und zugleich sah man die hohe Gestalt Michael's des Schmieds aus der Menge sich emporrichten.

„Und wer hat denn Euch jene Mähr aufgebunden?"

„Ich erlauschte sie von des Ritters Leuten, da ich vorige Woche, wie gewöhnlich, des Abends als Bauer verkleidet den Söldnerbauer und seine Tochter besuchte."

„Das ist kein verlässiger Bote, der auf Liebesabenteuer zieht, indeß wir hier, wie auch ihm ziemte, den Schlaf uns abbrechen, um die Stadt zu bewachen!" rief der Gerber-Zunftmeister, der Befehlshaber am Bachthor.

Ruhig erwiederte Michel Leimsieder: „Hättet Ihr wirklich die Stadt bewacht, so hätte ich nicht auf Liebesabenteuer ausziehen können. Denn seht, ich bin in den letzten vierzehn Tagen sechsmal bei Nacht über die Mauer gestiegen und durch den Graben gewatet, hart neben Euerm Bachthor, und Keiner hat mich erblickt."

Diese kurze Zwiesprach begann die Stimmung der Menge bereits zu wenden. Man drängte und schob den Schmied in den engern Ring; Vielen dämmerte es schon, daß der Leimsieder allein schweigend gehandelt habe, während die Andern bloß redeten, wie man handeln solle, und daß der einzige Politikus in der Stadt ein Verliebter sei. Alle lauschten athemlos den weitern Antworten Michel's, die so kurz und schwer fielen wie Hammerschläge auf den Amboß.

„Warum," fragte der Bürgermeister, „habt Ihr nicht mir sofort pflichtmäßig Anzeige gemacht von dem erlauschten Geheimniß?"

„Weil ich gern meine eigenen Pfade im Stillen gehe, und den nächtlichen Weg zum Söldnerbauern hättet Ihr mir doch gar zu gern verlegt. Uebrigens glaubtet Ihr ja Alle, was ich dem Wachposten entdeckte, ungeprüft. Also konnte ich schweigen. Heute, wo man laut zu zweifeln beginnt, rede ich."

„Da Michel Alles weiß, so kann er uns vielleicht auch sagen, welches Weges morgen der Dachsburger ziehen wird?" sagte der Gerbermeister in zornigem Spott.

„Allerdings," erwiederte der Leimsieder trocken.

„Und habt Ihr das auch von den Knechten des Ritters?"

„Nein, sondern vom Ritter selber." Und wiederum schwieg er, als harre er weiterer Fragen.

„Himmel und Welt!" rief der Bürgermeister, „lauf doch Einer in die Werkstatt des Schmieds und hole die große Zange, daß wir ihm die Worte etwas leichter aus dem Munde ziehen können."

„Die Zange brauchen wir jetzt nicht," sagte Michel, „aber den Hammer werden wir brauchen, morgen früh vorab, wenn es wider den Dachsburger geht. Und jetzt hört das Uebrige. Ich selber habe dem Ritter unsere drei Kundschafter fangen helfen. Das kam nämlich so: es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Näheres erforschen über den Plan unseres Feindes. Ich schlich mich daher in einem Bauernkittel zum Müller in der Lohe, wo der Dachs mit seinen Knechten und einer Schaar Bauern hielt, die er dorthin entboten, um mit ihrer Hilfe ein waidgerechtes Treibjagen auf die drei städtischen Kundschafter anzustellen. Die Bauern kennen mich Alle, aber Keiner wird mich verrathen, denn wegen des Söldnerbauers Gertrud halten sie mich für ihres Gleichen. So wurde ich also mit ihnen im Treiben aufgestellt. Natürlich hatte ich die Absicht, unsere drei Leute auf meiner Linie auskommen zu lassen, und das wäre auch geschehen, wenn sie nicht gar zu selbstgewiß all meine Winke verachtet hätten. Mögen sie's also haben. Nach vollführtem Fang bewirthete uns der Ritter auf der Mühle, und als er nach manchem tiefen Trunk etwas stark redselig wieder zu Pferde stieg, blickte er nach dem Mond und sagte zu mir, der ich das Roß am Zügel hielt: Wachsend Licht und Ostwind, — das gute Wetter wird Stand halten. Sonnenschein auf Lichtmeß! Der Dachs wird seinen Schatten sehen, wenn er aus der Höhle tritt. Bäuerlein! Wie heißt der Spruch vom Dachs auf Lichtmeß? Da erwiederte ich: Sieht der Dachs auf Lichtmeß seinen Schatten, so kriecht er auf vier Wochen wieder in den Bau zurück. Der Ritter lachte und rief zu seinen Leuten, indem er dem Pferd die Sporen gab: Heuer wird der Dachs den Spruch zu Schanden machen! Ich verstand wohl, was er meinte, und schlich in meiner Angst dem Reiterzuge nach, der im Schritt den steilen Berg hinanklomm. Indem ich nun so im Schatten des Waldsaumes nebenher huschte, vernahm ich, wie der Ritter von der Klosterwiese als dem Sammelplatze sprach, wo er auf Lichtmeß am Vormittag mit seinen Freunden zusammentreffen wolle. Von der Burg zur Wiese gibt es aber nur einen Weg für berittene Mannen, nämlich durch die Schlucht im Rauchholz. Dort müssen wir morgen zur rechten Stunde lauern oder nirgends; und nun wisset Ihr Alles, was ich selber weiß."

Michael wollte bescheiden wieder auf seinen Platz zurückgehen, aber die Andern duldeten das nicht; Jeder wollte ihn ausfragen, beloben, seinen Rath hören: der Leimsieder war mit einem Male der Mann der Volksgunst geworden, obgleich sich doch Alle vor ihm hätten schämen sollen als vor ihrem leibhaften bösen Gewissen, welches ihnen wie ein Spiegel, nur im verkehrten Bild, die eigenen Mängel vorhielt. Keiner zwar zupfte sich an der eigenen Nase, sondern ein Jeder seinen Nebenmann, und es gab ein babylonisches Gewirr, in welchem das Lob des Schmieds mit den gegenseitigen Vorwürfen der Einzelnen zusammenfloß. Nun fand sich's auch urplötzlich, daß es in der Rüstkammer fehle und im Proviantgewölbe; denn Alle hatten geredet, Keiner gerüstet, Alle gezecht, Keiner gehandelt, den Leimsieder ausgenommen, der sein Haus bestellt hatte für jeden Fall, während er ganz still seinem Tagewerk und seiner Liebschaft nachging. So endete er auch jetzt den gräulichen Tumult, indem er seinen Harnisch zeigte, der gefestet und blank ge-

putzt, und sein Schwert, das scharf geschliffen war, und sich erbot, dem Dachsburger selber in der Waldschlucht zu Leibe zu gehen, wofern ihn nur zwölf tüchtige Burschen begleiten wollten. Die fanden sich bald, und die Befehlshaber redeten auch kein Wort wider das Wagniß, denn sie fürchteten schon, der Leimsieder möge ihnen Allen über den Kopf wachsen; werde er etwa vom Ritter geduckt, so sei das grade kein Unglück.

Am andern Morgen zog Michael zum Thor aus, nicht mit zwölf, sondern mit dreißig Genossen, denn Thatkraft lockt zur That. Ein größerer Haufe marschierte in der Richtung der Klosterwiese, um, mit Vermeidung eines Gefechts, die dort sich versammelnden andern Ritter zur Seite zu locken, daß sie nicht etwa dem Dachsburger entgegenritten. So hatte es der Leimsieder schon längst im Stillen ausgedacht.

Lautlos strich er mit seiner Schaar in der frühen Dämmerung durch den Wald und stellte in der Schlucht die Zünftler in's Versteck hinter Bäumen und Felsstücken. In der Rechten hielt er den wuchtigen Schmiedehammer, das Schwert ruhte in der Scheide, über der Rüstung trug er den Bauernkittel, in welchen er sich so oft zu ganz andern Abenteuern verhüllt hatte. „Sonnenschein auf Lichtmeß," war der Feldruf der Städter an diesem Tage. Als eben die späte Februarsonne hellglänzend durch die laublosen Wipfel aufstrahlte, nahte sich der Ritter, sorglos den engen, steinigen Pfad herabreitend, die Knechte folgten ihm, Einer hinter dem Andern, denn der Weg bot nicht Raum für zwei. Der Harnisch des Dachses glühte im goldenen Licht und der Schatten von Roß und Mann fiel langgestreckt vor ihm her.

Da trat ihm auf zwölf Schritt der Schmied aus dem Gebüsch entgegen. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" rief er. „Herr Ritter, Ihr macht ein Sprüchwort zu Schanden: der Dachs sieht seinen Schatten, aber er kehrt nicht mehr in seinen Bau zurück!" Und bei diesen Worten warf er den Hammer im Bogen dem geharnischten Mann entgegen: — er hatte den Wurf oft daheim geübt, während die Andern auf dem Rathhaus Reden übten. Der Hammer sauste dem Gegner an den Kopf; doch schlug er ihm nur den Helm herab, welcher lose und bequem aufgesetzt gewesen. Allein das Roß scheute, bäumte, und ehe der erschrockene Reiter des erschrockenen Thieres Meister ward, stürzte es im Gestein des abschüssigen Pfades. Mit dem Sturz aber kamen dem kampfgewohnten Manne die Sinne wieder; im Nu war er aus den Bügeln, auf den Beinen, zog das Schwert und sprang dem Schmied entgegen, der kaum rasch genug sein eigen Schwert aus der Scheide reißen konnte. Sie prallten Beide gleichzeitig aneinander. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" schrie der Leimsieder und hämmerte in fürchterlichen Naturhieben auf des Gegners Harnisch, als hätte er glühendes Eisen auf dem Amboß. „Ich will Dir den Sonnenschein auf ewig verdunkeln!" erwiederte der Ritter und gab ihm zugleich die Hiebe kunstgerechter, doch nicht minder kräftig heim. „Sonnenschein und Sturm zugleich!" rief Michel. „Wenn's auf Lichtmeß stürmt und tobt, der Bauer sich das Wetter lobt!" und schlug dem Ritter einen Querhieb in's Gesicht, daß das Blut die Backen herunterrann. Nun kam auch dem Dachs der Humor: „Lichtmeß hell, gerbt dem Bauer das Fell!" entgegnete er und zog dem Michel einen Hieb über die linke Schulter, daß er dachte, er habe den Bauer durch und durch gespalten. Aber der Harnisch, an welchem der Leimsieder gehämmert, während seine Mitbürger Stroh gedroschen, fing den Streich auf und nur der Bauernkittel, in Fetzen geschlagen, fiel von der Schulter, daß der Schmied plötzlich in blanker Rüstung wie ein Junker vor dem Ritter stand. „Lichtmeß dumper, macht den Bauer zum Junker!" donnerte Michel nun, die richtige zweite Halbstrophe zu der eben gesprochenen ersten des Ritters fügend. „Wird der Bauer zum Junker, geht die Welt unter!" rief der Dachs mit entsprechendem Streich. „Für Dich geht sie unter heute auf ewig," antwortete der Leimsieder mit entsprechendem Gegenstreich. Und mit der Losung „Sonnenschein auf Lichtmeß!" fiel er immer wüthender den Ritter an. „Auf Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf in der Heerde als die Sonne am Himmel!" brüllte der Ritter. „Ihr sollt den Wolf haben und die Sonne zugleich!" und schwang sein Schwert gewaltig über Michel's Kopf. Der Ritter behielt das letzte Wort; der Schmied wußte keinen Wetterspruch von Lichtmeß mehr, aber er behielt den letzten Hieb.

Denn kaum hatte der Dachsburger jenes Wort gesprochen, so spaltete ihm der Leimsieder den Schädel und rief: „Schweigen ist auch eine Antwort!“

Der Fall des Führers entschied den Tag. Des Schmieds Genossen hatten leichtes Spiel mit den Knechten des Ritters. Roß und Rüstung, welche ihnen im offenen Feld so oft den Sieg verschafft über die Städter, wurden in der engen Felsschlucht ihr eigenes Verderben. Als sie vollends den Herrn fallen sahen, wandten sie sich zur Flucht. Doch wurden Etliche niedergemacht und gefangen. Die Bundesgenossen auf der Klosterwiese harrten bis Mittag ihres Freundes, da meldete ihnen gleichzeitig das Jubelgeschrei und Glockengeläute von der Stadt herüber und ein versprengter Knecht, der aus der Schlucht entronnen war, des Dachsburger's Schicksal. Sie gingen für diesmal auseinander und kamen so bald nicht wieder.

Die Bürger aber in der Schlucht, welche von Stund an die „Dachsfalle“ hieß, luden die Leiche des Ritters sammt Schwert und Rüstung auf sein Pferd und führten dieses Siegeszeichen zur Stadt; Michael der Leimsieder ging mit dem Hammer an der Spitze des Zuges. Als sie an dem Hause des Söldnerbauern vorbeikamen, nahm er den Alten zur Rechten und die Gertrud zur Linken. Den zerfetzten Bauernkittel trug der jüngste Lehrjunge der Schmiedezunft ganz hinten auf einem Spieße wie ein erbeutetes Banner. So schritt die abenteuerliche Rotte zum Thore herein. Am Marktplatz machte man Halt und legte die Leiche des Ritters auf dem Stein vor der Schmiede wie auf einem Paradebett aus, daß Jeder sich überzeugen konnte, es sei auch wirklich der Dachsburger und kein Anderer, den Michael gefällt. Es zeigte sich, daß der Ritter auf's Haar so lang war wie der Stein, nämlich sieben Fuß, gleich als sei der Stein, der schon seit undenklicher Zeit dort lag, eigens für ihn zurecht gehauen worden. Das alte zweihandige Ritterschwert, wie es damals schon kein Mensch mehr zu führen pflegte, ward zu ewigem Gedächtniß im Rathhaus aufbewahrt. Es kam von da der Brauch auf, neu eingeschworenen Bürgern dieses Schwert zu zeigen, damit sie im Andenken an Michael den Leimsieder erkennen möchten, daß wenig reden und viel handeln die erste Bürgertugend sei. Als Lösegeld für den gefangenen Metzger, Schuster und Schneider schickte man die Leiche des Dachsburger's seiner Familie zurück. Er hatte bekanntlich die Gefangenen gegen Mastochsen, Mastschweine und junge Geisböcke ausliefern wollen. Ein Mönch im Städtlein fand diese Wendung so bedeutsam, daß er am nächsten Sonntag sehr erbaulich darüber predigte.

Michael heirathete seine Gertrud ohne Einsprache, wie sich von selbst versteht. Seine Freunde behaupteten noch lange nachher, nie im Leben, nicht einmal an seinem Hochzeitstage, sei er so gesprächig gewesen wie in der Dachsfalle, als er mit Hieben gewettert und mit Wetterregeln dreingehauen habe. Und doch sei er auch dort das letzte Wort schuldig geblieben, nicht aber den letzten Hieb. Der Spitzname des Leimsieders ward, wie das damals so oft geschah, zum Familiennamen. Die Familie blieb in hohen Ehren, soll jedoch in späterer, verfeinerterer Zeit jenen Namen abgelegt haben, so daß mehrere große Männer deutscher Nation, die ohne Zweifel aus dem Hause Michael's stammten, den Zusammenhang mit ihrem Ahnherrn nicht mehr durch den Namen, sondern bloß durch ihre Thaten nachweisen konnten, ganz im Geiste Michael's. In unsern Tagen, wo man zu jeder alten Sage sofort eine noch viel ältere Parallelsage aufspürt, wollen sogar einige Gelehrte behaupten, nicht Michael Obertraut aus dem dreißigjährigen Kriege, sondern dieser Michael Leimsieder sei der ursprüngliche deutsche Michel gewesen, der verspottet schweigt, wenn die weisen Politiker reden, aber zu allerletzt das Wort und den Hieb führt, wenn Jenen ihr Latein ausgeht.

Bilder

aus der französischen Revolution.

Von Thaddäus Zun.

Es war eine That von Folgen, die über jede Berechnung hinausgingen, als Calonne, seit 1781 Necker's Nachfolger in der Finanzverwaltung, dem König Ludwig XVI. im Jahre 1783 vorschlug, die

Notabeln zusammenzuberufen, um über die Mittel zu berathen, wie das jährliche Deficit von 140 Millionen Livres zu decken sei.

1614 waren zum letztenmal die Reichsstände und im Jahre 1626 die letzten Notabeln in Frankreich versammelt gewesen.

Die Versammlung, vom 22. Februar bis 25. Mai 1787 in Thätigkeit, hatte die gehegten Erwartungen nicht erfüllt. Die privilegirten Stände lehnten die Forderung einer Grundsteuer entschieden ab. Vergebens opferte der Hof den Minister. Die Opposition versagte sich nicht minder, als Brienne, Erzbischof von Toulouse, die Forderung einbrachte.. Der Prälat hofft, durch die neue Schöpfung des am 8. Mai 1787 auf dem Papier geborenen cour plenière zu seinem Ziele zu gelangen. Das gewagte Experiment kostet ihm das Portefeuille. Necker tritt, nochmals der letzte Rettungsanker, an seine Stelle.

Am 6. November 1788 versammeln sich die Notabeln zum zweiten Male. Die Regierung beräth mit ihnen über die Form des intendirten Reichsraths. Auf den 1. Mai 1789 werden die Stände des Reichs, zwölfhundert an der Zahl, und darunter die Hälfte Vertreter des dritten Standes, zusammenberufen. Eine kirchliche Feier geht zu Versailles, der Residenz des Hofes, am 5. Mai der Eröffnung voraus. Herbei schreitet der König unter prächtigem Thronhimmel. Es folgen in Galacour die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, die ersten Würdenträger der Krone, die Herzöge und Pairs, die Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, starrend im Schmuck des Goldes, der Waffen, der wallenden Federn. Der Herold will den Deputirten des Bürgerstandes die für sie bestimmten hintern Plätze in der Kirche anweisen. „Wir sind hier Alle gleich, Alle Brüder!“ — mit dem Rufe, weithin schallend, wehrt Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, dem erstarrenden Schranzen.

Auf Sieyes' Vorschlag gibt es seit dem 17. Juni eine Nationalversammlung. Am 14. Juli sinkt die Bastille in Trümmer, mit der Feste die Majestät des Thrones. Bailly, Maire von Paris, vertauscht an des Königs Hut die weiße Cocarde mit der Tricolore. Tags darauf verlassen Graf Artois und der Prinz von Condé Frankreichs Boden.

Das Regiment Flandern bankettirt am 4. October zu Versailles. Durch den Saal erklingt das Lied: „O Richard, o moi roi!“ Orleans Egalité beauftragt Maillard, den Pöbel der Hallen und von St. Antoine gegen die Gardes du Corps zu führen. Die blutbefleckte Bande, die Köpfe der Erschlagenen auf Stangen vor sich hertragend, escortirt die königliche Familie nach Paris. Als der König vor dem Stadthause aus dem Wagen steigt, ruft der umstehende Haufen: „An die Laterne!“

Am 19. October folgt die Nationalversammlung von Versailles dem König nach Paris. Der 2. December erklärt sämmtliches Eigenthum der Kirche für Nationalgut. Ein Priester selbst, Talleyrand, Bischof von Autun, schießt den Pfeil gegen den Klerus. Der 13. Februar 1790 macht allen geistlichen Orden und Klöstern ein Ende, dem Adel und der äußern Bezeichnung eines Standesunterschiedes der 20. Juni desselben Jahres. An dem Jahrestag der Eroberung der Bastille beschwört Ludwig die Verfassung, soweit dieselbe fertig.

Der „große Revolutionär,“ wie sie ihn genannt haben, ist nicht mehr. Mirabeau hat am 2. April 1791 „die Thränen der Monarchie mit in das Grab genommen.“ General Bouillé soll die Flucht des Königs ausführen helfen. Der Versuch, am 21. Juni 1791 gewagt, scheitert. In Varennes erkannt, wird die königliche Familie mit Gewalt nach Paris zurückgeschleppt. Noch vor ihrer Ankunft ist die Ausübung der königlichen Functionen suspendirt und die Nationalversammlung hat sich die vollziehende Gewalt beigelegt. Robespierre, Marat und Danton beantragen die Absetzung des Königs, aber nach hartem Kampfe stimmt die Majorität Barnave zu, der König sei unverletzlich und könne vor kein Gericht gezogen werden.

Ludwig erscheint am 14. September in der Versammlung und leistet den Eid auf die Constitution. An der Spitze der Erklärung steht die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Sechs Tage später schließt die constituirende Versammlung ihre Thätigkeit.

Die Assemblee legislative tritt mit dem 1. October 1791 die Erbschaft der Nationalversammlung an.

Die Jakobiner und Cordeliers erproben ihre Stärke. Sie constituiren am 25. No-

Jahr 1521 Luthers Bücher verbrannte, und Luther selbst, welcher sich in Worms vor dem Kaiser und den Reichsfürsten nicht widerrufen wollte, in die Reichsacht erklärte, ward er auf Befehl des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen auf die Wartburg gebracht, wo er unter dem Namen Junker Georg sich verborgen hielt.

Luther auf der Wartburg. Nach einem Gemälde von Ludwig Richter.

Luther. Martin Luther, der Reformator Deutschlands, wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wo sein Vater, ein Bergmann, sich vorübergehend aufhielt. Seine Eltern waren arm, aber fromm und ehrbar. Sie wohnten in Mansfeld, wo Luther seine Jugend verlebte. Er besuchte die Schulen zu Mansfeld, Magdeburg und Eisenach, und bezog 1501 die Universität Erfurt, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Nach Vollendung seiner Studien trat er in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt, wurde 1507 zum Priester geweiht und 1508 als Professor der Philosophie an die Universität Wittenberg berufen. Hier las er auch Theologie und predigte. Im Jahre 1510 ging er nach Rom, um in einer Klosterangelegenheit zu unterhandeln. Hier sah er mit Entsetzen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit. Nach seiner Rückkehr nach Wittenberg erhielt er die Würde eines Doktors der Theologie. Er predigte nun mit großem Eifer gegen die Mißbräuche der Kirche, besonders gegen den Ablaßhandel, der damals von dem Dominikaner Johann Tetzel getrieben wurde. Dieser hatte den Auftrag, Geld für den Bau der Peterskirche in Rom zu sammeln, und zog mit großem Gepränge durch Deutschland, um Ablaßbriefe zu verkaufen. Luther schlug 95 Sätze gegen den Ablaßhandel an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, und verbrannte öffentlich die päpstliche Bulle, welche Tetzel ausgebreitet hatte. Dadurch wurde der Streit mit Rom eröffnet. Luther wurde vor den päpstlichen Legaten Cajetan nach Augsburg, vor den päpstlichen Nuntius Miltitz nach Altenburg, vor den päpstlichen Gesandten Eck nach Leipzig gefordert, um sich zu verantworten. Er widerrief nicht, sondern griff die Mißbräuche der Kirche immer heftiger an. Im Jahre 1520 verbrannte er die päpstliche Bulle, welche ihn mit dem Bannfluche bedrohte, und im

Die Gartenlaube (1878) in Wikisource. 81

Die Gartenlaube (1878) in Wikisource. 81

Die Gartenlaube (1878) in Wikisource. 81

desto stärker war sie außerhalb der Versammlung, in den Clubs. Sie stützte sich hauptsächlich auf den Jakobinerclub, in welchem Robespierre seine Herrschaft begründet hatte, auf den Club der Cordeliers, der von Danton, Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine geleitet wurde, auf den Pöbel endlich der Vorstädte unter dem allmächtigen Bierbrauer Santerre.

Auch an einem Centrum fehlte es nicht. Das Aschgrau der Mitte ist eben überall vertreten, überall und allzeit. Capacitäten zählte das Centrum nicht. Es fiel im Laufe der Session völlig unter die Herrschaft der Fraction des Marsfeldes.

Der Erfolg der österreichischen Waffen in den Niederlanden während des April- und Maimonats 1792, die Niederlagen Rochambeau's vor Mons und Tournay hatten die Hofpartei in der Weise ermuthigt, daß Ludwig das Ministerium Roland am 13. Juni entließ und sich neue Räthe aus den Feuillans wählte. Der Wechsel bewirkte zunächst den Bruch zwischen der Gironde und der Partei des Marsfeldes. Der Schwäche der erstern, den Concessionen, welche sie fortwährend dem Königthum gemacht, wurde die Schuld beigemessen, wenn die Krone jetzt den Versuch wage, sich den parlamentarischen Einflüssen zu entziehen. Schrecken und Bestürzung lähmte die Gironde; die That, zu welcher die Partei es brachte, bestand in einem papiernen Protest, in einem offenen Briefe, welchen Madame Roland an den König schrieb und der als Manifest nach allen Departements verbreitet wurde. Der Club der Jakobiner dagegen handelte klug und energisch. Er gewann vor Allem Dumouriez für sich. Wenn Ludwig eine Schwenkung versucht hatte, bestimmten sein Handeln nicht allein die Siege der Oesterreicher; er hatte hauptsächlich auf Dumouriez gerechnet. Dieser war ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse, der, wurde er für das königliche Interesse gewonnen, den Gang der Ereignisse verändern konnte. Eben deshalb hatte der Hof mit ihm Verhandlungen angeknüpft, auf welche Jener nur zu bereitwillig eingegangen war. Von einem brennenden Ehrgeiz, drückte ihn das Verhältniß der Unterordnung unter Roland. Er selbst rieth dem König zur Entlassung des Cabinets, von dem er ein Mitglied war. Als aber die That geschehen, als Dumouriez mit instinktivem Scharfblick mehr ahnte als erkannte, daß sich das Zünglein der Wage zu Gunsten der Jakobiner zu neigen beginne, verrieth er den König und trat offen zu den Jakobinern über. Die Enthüllungen, welche er in dem Club über die Pläne der Hofpartei machte, mußten den Führern der Jakobiner ein Sporn sein, die Dinge zu einem gewaltsamen Zusammenstoß zu treiben. Als die Masse gehörig vorbereitet, geschah der Schlag.

Am 20. Juni sammeln sich Tausende von Bewaffneten aus den Vorstädten St. Antoine und St Marceau, begeben sich in den Saal der gesetzgebenden Versammlung, wo sie drohende Maßregeln gegen den König verlangen und den Volkswillen als höchstes Gesetz aufstellen, und gehen dann, zu einer Masse von Dreißigtausend angewachsen, unter der Leitung Santerre's auf's Schloß und dringen gewaltsam in die Gemächer der königlichen Familie ein. Während die Rotte unter brutalem Lärm Zimmer und Möbel verwüstet, wird der König vier Stunden lang in einer Fensternische gefangen gehalten. Ein Metzgergeselle reicht ihm von unten her auf einer Pike eine rothe Mütze und Ludwig muß mit derselben sein gesalbtes Haupt bedecken. Es ruft die unheilvolle Scene unwillkürlich ein anderes trauriges Bild von nicht minder tiefer Tragik in die Erinnerung, jene Scene jüngern Datums, in welcher ein drohender Ruf König Friedrich Wilhelm IV. zwang, sein Haupt vor den Leichen der Märzkämpfer zu entblößen.

Trauer und Abscheu erfüllte die bessern Gemüther ob der Schmach, welche der König hatte erleiden müssen. Lafayette eilte nach Paris und forderte im Namen des Heeres Bestrafung des Frevels. Das Directorium des Departements entsetzte Petion und Manuel als Anstifter des Verbrechens ihres Amtes. Aber die Assemblee legislative erklärte unter'm 9. Juli Beide für unschuldig.

An dem Ausgange jenes schrecklichen Tages erkannten die Jakobiner die klägliche Halbheit ihrer Nebenbuhler und die Leichtigkeit, den Gegner völlig zu stürzen. Die Tragödie begann der Katastrophe zuzueilen.

Wilhelm Kaulbach.

Der Maler Kaulbach gehört zu den begabtesten und genanntesten Männern unserer Zeit. Seine Natur hat sich in mannigfachen Eigenschaften entfaltet, die sonst an verschiedene Persönlichkeiten vertheilt sind, ja einander zu widersprechen scheinen, bei ihm aber nach- und nebeneinander hervortreten und in seinen besten Werken sich durchdringen. Als Künstler besitzt er einen so lebendigen Sinn für formale Schönheit, daß die Anmuth und Klarheit der Linien, wie sie bei den Idealgestalten der Antike zur Vollendung kam, vornehmlich bei ihm sich wiederfindet, daß man ihn in dieser Hinsicht mit dem Dichter Platen verglichen hat; aber er arbeitet mit so spielender Leichtigkeit, daß ihm die Gefahr drohen würde, sich in eine äußere Eleganz zu verlieren, wenn ihm nicht zugleich eine Schärfe des Blickes eigen wäre, die durch keine Hülle und Schale sich täuschen läßt, sondern unerbittlich in's Innere geht und ihre Lust an einer ironischen Auflösung der Erscheinungswelt hat. Dieser satirische Zug, diese komische Ader, diese Freiheit des Geistes gegenüber allen Herkömmlichkeiten hat an Heinrich Heine erinnert; aber Kaulbach verbindet damit einen Ernst der Arbeit, einen rastlosen Fleiß in der Bewältigung des Besondern und eine großartige Schöpfermacht zur Gestaltung umfassender Werke. Mit philosophischer Tiefe geht er dabei stets von der Idee aus, welche den Thatsachen zu Grunde liegt, um vor Allem die Bedeutung des Gegenstandes hervorzuheben; er will den weltgeschichtlichen Zusammenhang der Begebenheiten darstellen, und wenn er in manchen Werken fast mehr Philosophie der Geschichte als bloße Historie gibt, so spiegelt sich darin die Wendung wieder, welche das deutsche Denken auf das Begreifen und Verstehen des geschichtlichen Lebens genommen hat. Wenn er mit dichterischer Kühnheit für geistige Mächte persönliche Typen schafft und das Unsichtbare dennoch vor's Auge bringt, so will die Gedankenlosigkeit dies durch das Stichwort Gedankenmalerei beseitigen, und vergißt, daß Kaulbach auch ganz realistisch und mit einer erschütternden psychologischen Charakteristik zeichnet. Endlich bemüht er sich neuerdings mit steigendem Erfolg um eine kräftige Farbenwirkung, die ihm dann wieder als ein Abfall von der idealen Weise ausgelegt wird, während Andere darin erst die naturwahre Vollendung derselben erblicken. Es ist die geniale Subjectivität, die sich bei Kaulbach geltend macht, die sich nicht im Stoffe verlieren, sondern grade ihre eigene Weltauffassung zeigen will, die sich allerdings in die Sache vertieft, aber auch mit dem Flügelschlag des Humors über ihr schwebt und neben dem Ernst dem Scherz sein Recht gewährt. Diese geniale Subjectivität ist reich an Liebenswürdigkeiten und an Stacheln und hat demzufolge auch Gunst und Ungunst in vollem Maße, rückhaltslose Bewunderung und bittern Tadel erfahren; der Meister mußte sich in Deutschland wie ein mit falschem Flitter aufgeputzter Pfuscher mißhandeln lassen, während er in Frankreich und Belgien durch seine Cartons eine neue Welt erschloß und von dort aus Stimmen laut wurden, daß er der erste Künstler der Epoche sei, daß seine Werke bewiesen, zu

welcher staunenswerthen Größe es führt, wenn sich Tiefe des Gedankens und Anmuth der Form vermählen; man begrüßte in ihm den Schöpfer einer geistig-freien und philosophischen Kunst, die der materialistischen Richtung der Zeit die Herrlichkeit des Ideals entgegenhalte und einen neuen Lebenshauch über alle Völker ausgehen lasse.

Wir wollen uns bemühen, dem Künstler auf seinem Entwicklungswege nachzugehen, seine Werke in ihrem Werden zu betrachten und mit kritischem Sinne das Gelungene wie das minder Befriedigende zu würdigen. In der Literatur weiß Jedermann, daß der König Lear und Troilus und Cressida, daß Hamlet und die beiden Veroneser nicht gleichwichtig sind, daß es aber ein Unsinn wäre, aus jener mißlungenen Parodie Homer's oder aus diesem noch schwachen Lustspiel ein Verwerfungsurtheil über den größten aller Dramatiker abzuleiten; in der Literatur suchen wir auch einen Schiller und Goethe als ein Ganzes zu begreifen und wissen, daß es unserer Bewunderung für Faust keinen Abbruch thut, wenn wir die geschlossene Kunstvollendung der Iphigenie bei ihm nicht finden, daß der Dichter von Hermann und Dorothea der größte Homeride der nachhomerischen Welt bleibt, wenn wir auch seiner Achilleis den Kranz versagen. Es ist Zeit, unsere Maler auf gleiche Art zu behandeln.

Wilhelm Kaulbach ward am 15. October 1805 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck geboren. Der Knabe mußte früh ertragen und entsagen lernen; auch an ihm wie an so manchem Genius sollte sich die Schule der Noth als Erzieherin bewähren, auch bei ihm das Schöne ein Schmerzenskind sein. Die Familie befand sich in bedrängten Verhältnissen. Den Vater, einen Goldschmied, ließ der künstlerische Drang und die ihm versagte befriedigende Lebensstellung nicht zur Ruhe kommen; er arbeitete bald als Porträtmaler, bald als Kupferstecher, ohne daß es ihm gelang, seine Lage zu verbessern. Der Knabe, der oft mit einem Schwesterchen ausgesandt wurde, auf westfälischen Bauernhöfen Bildchen oder Stiche des Vaters zu verkaufen, wäre damals auch wohl lieber ein Oekonom geworden. Er war eine Zeit lang bei Verwandten in Iserlohn und Mühlheim an der Ruhr, ohne daß für seine Ausbildung viel geschehen wäre; in's elterliche Haus zurückgekehrt, lernte er beim Vater zeichnen, und jetzt war es, wo der Künstlertrieb in ihm erwachte. Der Sohn eines Dorfschulmeisters gab ihm einen Almanach mit Kupfern von Schwerdgeburth, Darstellungen zu Schiller'schen Tragödien, und wie er da sah, auf welche Art das Wort des Dichters, das Ereigniß Gestalt gewonnen, begann sich nun vor seiner Phantasie all das zu verkörpern, was er selbst Frohes und Trübes erfuhr oder was er vom Volk erzählen hörte. Im siebzehnten Jahre kam er auf die Akademie nach Düsseldorf, der damals Cornelius vorstand. Niebuhr hatte in diesem den rechten Mann erkannt, um eine neue Richtung der Kunst als Lehrer und Vorbild zu begründen, und so war er 1819 von Rom berufen worden und sammelte bereits eine Schaar strebsamer Jünglinge um sich; Ernst Förster war unter ihnen und erzählt uns in seiner Geschichte der deutschen Kunst: „Unvergeßlich ist mir der Augenblick, als wir unter den sogenannten jungen Leuten der Akademie zwei — ich möchte fast sagen — Knaben sahen, die durch ihre bloße Erscheinung wie durch ihr liebevolles Arbeiten einen unwiderstehlichen Zauber auf uns ausübten und mit denen, wie sie unter sich innig verbunden waren, rasch eine ewige Freundschaft geschlossen ward: Adam Eberle und Wilhelm Kaulbach. Der erste, damals mit einer Grablegung Christi in lebensgroßen Figuren und dann mit einem Abschiede des Tobias beschäftigt, ist nach kaum erfolgter Reife seines schönen und edeln Talentes in ein frühes Grab an der Pyramide des Cestius gelegt worden; der andere, der an einem Carton, das Mannasammeln in der Wüste, zeichnete, verfolgt noch immer, ein Günstling des Glücks und der Musen, seine glänzende Laufbahn, auf welcher er die höchsten Ehren neben dem Meister erlangt hat."

Damals freilich hat ihn noch Niemand einen Günstling des Glücks genannt; seine größte Freude war damals, wenn er dem unglücklichen Vater durch die Darlegung seiner Fortschritte in der Kunst eine heitere Stunde bereiten, ihn in der Hoffnung bekräftigen konnte, daß der Sohn Lorbeeren erringen werde. Für eine Kirche in Westfalen malte er zu jener Zeit eine Madonna auf dem Throne.

Seit 1820 schon brachte Cornelius den

Sommer in München zu, um in der Glyptothek zu malen, und ward dabei von ältern Schülern unterstützt; die meisten, auch Kaulbach, folgten ihm dorthin, als er 1825 das Directorium der Akademie erhielt. Das eben war das Große in der Auffassung des Königs Ludwig, daß nicht eine oder die andere Kunst vereinzelt wie aus besonderer Liebhaberei gepflegt, sondern daß ein Zusammenwirken von Architektur, Plastik und Malerei hergestellt ward, daß die Kunst durch monumentale Werke in das öffentliche Leben treten und die großen Ideen und Thatsachen der religiösen und vaterländischen Geschichte in Kirchen und Hallen, allgemein zugänglich und in edlem Stil, vergnschaulichen sollte. Und so erhielten denn neben Cornelius, Heß und Schnorr auch die heranwachsenden Jünger derselben bald Gelegenheit, ihre Kräfte zu erproben. In den Arcaden des Hofgartens wurden außer Rottmann's italienischen Landschaften zunächst sechzehn Bilder aus der baierischen Geschichte al fresco ausgeführt; ihnen gesellten sich über zwei Thorbogen die baierischen Flüsse: nördlich Rhein und Donau, südlich Main und Isar. Sie fielen Kaulbach zu, und er bewies hier seinen schöpferischen Formensinn, sein Vermögen personificirender Idealbildung auf eine überraschende Weise. Namentlich sind die beiden Frauengestalten, die blonde mit dem wilden Blick, die das unbändige Gebirgswasser der Isar darstellt, und die dunkle, sinnige, mit den prächtigen Gliedern und dem ernsten Auge, die uns die Donau veranschaulicht, noch heute bewundernswerth, und die plastische Ruhe der beiden Gruppen, der Adel der Formen läßt es erkennen, wie der Künstler das Vorbild der Antike innerlich wiedergeboren und in's Deutsche und Malerische glücklich übersetzt hat. Auch an den Deckengemälden im Odeonsaal hat Kaulbach Antheil; sie sind mehr decorativ gehalten; Apoll unter den Musen ist von ihm.

Die jungen Künstler wurden dafür so bezahlt, daß sie grade in dem billigen München ihr Leben fristen konnten; die Freude, einen neuen Tag des Schönen in ihren Bildern heraufführen zu helfen, die Ehre, daß ihnen öffentliche Aufträge zu Theil wurden, die Begeisterung einer voranstrebenden Zeit und Genossenschaft war ihr bester Lohn. Sie feierten 1828 in Nürnberg bei der Grundsteinlegung von Dürer's Denkmal an dessen dreihundertjährigem Todestage ihr Wartburgsfest, bei dem sie glücklicherweise keine Bücher verbrannten und keiner Demagogenriecherei in die Hände fielen, wenn auch der Geist deutscher Einigung über die Einzelstaaten hinaus in ihnen so wach war wie in den Studenten, und die Kunst wie die Wissenschaft das deutsche Nationalgefühl in düsterer Zeit genährt hat, bis es endlich auch officiell zu Ehren gekommen ist und nun nach der rechten politischen Form in freier Verbindung der Stämme ringt. Auch Kaulbach war unter den Festgenossen, und unter den Transparentbildern aus Dürer's Leben, welche die Künstler Münchens für den Magistrat in Nürnberg mälten, war ihm die Hochzeit des Altmeisters zugefallen.

Das waren frohe Feste; aber sie lagen zwischen sauren Wochen. Doch grade in diesen ward der Künstler mündig und schuf er Werke ganz eigenthümlicher Art, die ihm sofort einen Namen in Deutschland machten. Hören wir wieder darüber einen ihm befreundeten Mitlebenden, Ernst Förster: „Durch traurige, ja tragische Familienereignisse verbittert, versenkte sich Kaulbach leidenschaftlich in die Schäden der Gesellschaft, in welcher gefühllose Bornirtheit Recht behält gegen das Unglück, und so zeichnete er die beiden ergreifenden Blätter zu Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre. Aber in noch tiefere Zerwürfnisse ward seine Seele gerissen. Was ihm in früher Jugend als Religion gelehrt worden, drohte vor dem sich entwickelnden Selbstdenken in Nichts zu zerfließen, und doch glaubte er es als heiliges Gut festhalten zu müssen; eine rastlose Begierde nach Auszeichnung, ein Verlangen nach Besitz stachelte ihn, und doch war Armuth sein Loos, und er sah Leute in Ehren, über die sein Bewußtsein ihn erhob; trat dazu noch der Kampf mit der eigenen leidenschaftlichen Natur, so war seine Seele den gefährlichsten Stürmen preisgegeben und ihr furchtbarster Feind klopfte drohend an ihre Pforte. Da fügte sich's, daß er einen Besuch in einem Irrenhause zu machen hatte. Unauslöschlich war der Eindruck, den die Unglücklichen auf ihn machten, in denen ihm die Gefahr des eigenen Lebens erschreckend vor die Sinne trat. Da reichte ihm die Kunst die rettende

Hand. Mit der Kraft der Phantasie und psychologischer Schärfe zeichnete er im „Narrenhaus“ die verschiedenen Arten des Wahnsinns mit den Merkmalen ihres Ursprungs und befreite damit seine Seele von den Schreckgestalten, die ihr die Ruhe geraubt.“ So hatte Goethe von den quälerischen Selbstmordgedanken, von dem Kummer unerfüllter Liebessehnsucht sich darstellend befreit, als er den Werther dichtete, so im Tasso in den Abgrund geblickt, der im Herzen des Künstlers liegt, und der Gefahr des Wahnsinns in's Auge gesehen, die das geniale Phantasieleben um so leichter ergreift, je energischer und freier seine Bilder sich vor der Seele bewegen. Ohne ihre Fülle und ohne ihr blindes Walten keine echte Kunst; aber der maßhaltende sittliche Wille muß sie zügeln und der Verstand sie selbstbewußt ordnen und zum wohlerwogenen Ganzen fügen.

Für Kaulbach waren die erwähnten Zeichnungen zugleich ein Durchgang durch die Sphäre des Realismus. Seine Ideale sollten nicht akademisch leer, sondern inhaltsvoll, die schöne Form sollte der Ausdruck einer eigenthümlichen Kraft und Innerlichkeit sein, die sich in ihr vollendet. Es galt ihm um Wahrheit. Darum zeichnete er jetzt mit einer an Hogarth erinnernden Schärfe; und doch blieb seinen Compositionen der großartige Zug des Historienmalers', weil er nicht genrehaft die Wirklichkeit copirte, weil die Formen der Natur auch hier ihm das Mittel wurden, um allgemeingiltige Typen zu schaffen. Er konnte und wollte nicht Schüler bleiben und die Welt nur in den Bildern des Meisters sehen, ihn drängte es, eine eigene Weltanschauung mit eigenen Formen zu gestalten.

Daneben erfüllte er den Auftrag des Königs, im Neuen Königsbau zu München in den Zimmern der Königin Bilder zu deutschen Dichtern zu malen. Klopstock, Wieland, Goethe boten die Stoffe dar. Es war stets nur für wenige Figuren Raum gewährt, Kaulbach war aber dadurch nicht beengt, vielmehr hatte er von Cornelius gelernt, mit Wenigem viel zu sagen, und so war er grade getrieben, überall bei Scenen aus Dramen oder Balladen den sprechendsten Moment zu erfassen. Neben der Grazie macht auch hier sein Humor sich geltend, und wenn er den Doctor Bahrdt oder den Satyros malte, so gab er selbst dem Hang zur Caricatur und Satire nach. Daneben übte er sich an Zeichnungen zur deutschen Geschichte, unter denen eine Sachsenschlacht Karl's des Großen besonders gelang und durch den Stich vervielfältigt ward. Die Vielseitigkeit seines Talentes erwies er zugleich, indem er einen Cyklus der Geschichte von Amor und Psyche im Palast des Herzogs Max in alterthümlich einfacher Weise ausführte.

So reifte er der Meisterschaft entgegen, und den für sie nöthigen Seelenfrieden und die Harmonie des Gemüths fand er in der Liebe zu einer Münchener Bürgerstochter, die, edel und schön in ihrem ganzen Wesen, bis heute von ihm als der glückliche Stern seines Lebens verehrt wird. Allen Hemmnissen zum Trotz glaubte sie an den Genius des Künstlers, der noch ohne eine gesicherte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft um das tägliche Brot arbeiten mußte; sie ward seine Gattin, und nun überraschte er bald die Welt mit einem Werke, das die volle Macht seines Geistes bekundete, mit der Hunnenschlacht.

Die alte Sage, daß die in einer Entscheidungsschlacht Gefallenen des Nachts sich wieder erheben, um den Kampf fortzusetzen, eine Sage, die in Griechenland und im germanischen Norden wiederklingt, hörte er von Hunnen und Römern erzählen; vor seine Phantasie trat ein Bild des Geisterkampfes, der sich durch die Weltgeschichte hinzieht, des Zusammenstoßes einer altgewordenen Cultur und einer frischen, noch wilden Volkskraft; er schuf eine Composition ersten Ranges. Erschlagene liegen am Boden, noch im Todesschlummer; ein Held greift wie träumend nach dem Schwert, einen Reiter neben dem Roß suchen Frauen wach zu rufen; wie ein hoher Klagegesang schwebt links eine Frauengruppe über dem Boden. Im Mittelgrund steigen links Hunnen, rechts Römer empor, in der Luft hat der Streit schon begonnen; ein dichter Kämpferknäuel wirrt sich in der Mitte zusammen; Attila, auf seinem Schild stehend, den Krieger emporhalten, befeuert die Seinen zum Kampf; ihm gegenüber stützen zwei Knaben den Römerfeldherrn; die Hunnen dringen gewaltig vor; aber hinter den Römern hält ein Jüngling das Kreuz, das Siegeszeichen des neuen Lebens, von dem ein Strahlenkranz des Lichtes

ausgeht. Die Kunst des Zeichners entfaltet sich bewundernswürdig in diesen stürzenden, steigenden, miteinander ringenden Gestalten; der Einbildungskraft und ihrem Erfindungsreichthum ist hier keine Schranke gesetzt; seit Michel Angelo's jüngstem Gericht meinte man keine ähnliche Kühnheit in Stellungen und Bewegungen gesehen zu haben, und das Wagniß war gelungen. Dabei zeigte sich die Kraft der Charakteristik in der Unterscheidung des hunnischen, des römischen Typus, und auch im Barbarischen ein Adel der Form und im Getümmel ein Rhythmus der Linien, und das Phantastische im Maß der Schönheit gehalten, so daß, als die Zeichnung vollendet war, die jüngere Künstlerschaft in Kaulbach ihren Führer gefunden hatte.

Sie lag damals im Kampfe mit der Akademie. Ein heftiger Zeitungsartikel hatte mehrere Professoren derb angegriffen und für die aufstrebenden Talente eine bessere Stellung, eine größere Anerkennung gefordert. Friedrich Rohmer, der damals seine Prophetenrolle unter den jungen Künstlern zu spielen begann, — ein Mann von Geist, der mehr geleistet und gewirkt hätte, wenn er die jetzt üblichen Wege des Schriftstellers, des Universitätslehrers gegangen wäre, statt eine kleine Jüngerschaar um sich zu sammeln und diese seine Lehre verkündigen zu lassen, — soll der Urheber gewesen sein; damals gab man im Kreise der Akademie Kaulbach die Schuld, und wie Förster erzählt, wollte die Polizei dem Streit durch Ausweisung Kaulbach's ein Ende machen. Das war aber unthunlich, als der König die Zeichnung der Hunnenschlacht sah; vielmehr ward Kaulbach zum Hofmaler mit Gehalt ernannt und ihm eine große Werkstatt hergerichtet.

Indeß verlangte die Hunnenschlacht eine Ausführung in lebensgroßen Figuren, wenn sie zur rechten Wirkung kommen sollte. Vergebens suchte der Maler in München nach einer Wand, an die er sie hätte malen sollen. Da kam Graf Raczynski aus Berlin und bestellte sie als Oelbild. Nachdem aber Kaulbach für dieselbe eine braune Untermalung mit genauer und höchst vorzüglicher Durchbildung der Formen hergestellt, nahm Raczynski einsichtiger- und glücklicherweise diesen Carton, das Hauptwerk seiner Galerie. So kam das Bild 1837 nach Berlin und machte dort den Namen des Künstlers zu einem gefeierten. Auch die strengste Kritik mußte hier anerkennen, daß das gespenstisch Phantastische dem Geist der Geschichte dienstbar geworden, daß das unheimlich Grauenvolle in das Erhabene, in das überwältigend Schöne verklärt sei.

Der Künstler schritt sogleich zu einer neuen Schöpfung; er entwarf eine Zeichnung von der Zerstörung Jerusalems. Ein ihm befreundeter Denker hat das Bild so geschildert, daß er Kaulbach's Intensionen gegen die mannigfach erhobenen Bedenken und Angriffe rechtfertigt. Er sagt: „Hat in der Auffassung der Geschichte die Volksphantasie die zerstreuten Züge der Wirklichkeit bereits zu einzelnen typischen Gestalten zusammengedichtet, so wird der Maler diese aufnehmen, wie Kaulbach mit dem ewigen Juden bei der Zerstörung Jerusalem's gethan hat. Er unterschied sein Bild von der Verwüstung irgend einer orientalischen Stadt durch die Römer, er hob das Ereigniß als ein weltgeschichtliches in seiner Bedeutung hervor, indem er neben dem Untergang des alten Judenthums im hohenpriesterlich heldenhaften Eleazar die Zerstreuung der Juden in alle Lande durch den Ahasverus und den Fortgang des Christenthums, das nun Weltreligion ward, durch die abziehende Christengruppe darstellt, welche zugleich ein Element der Hoffnung, des Friedens, der Versöhnung in die Tragödie und deren Schrecken und Greuel bringt; der siegreiche Titus, der brennende Tempel sind die Bedingungen für die Verwirklichung der drei angedeuteten Ideen; die Propheten in den Wolken aber sehen nun ihre drohenden Weissagungen erfüllt; ihre zürnenden, mahnenden Gestalten standen damals vor der Seele der Juden, ihre Erscheinung zeigt uns die gegenwärtige Zerstörung im Zusammenhang mit der Vorzeit, wie der Dichter gewiß von ihnen geredet und sie, wenn auch nur metaphorisch, heraufbeschworen hätte zu Zeugen des Geschicks, das sie vorherverkündigt. Und wenn Aeschylus die Qualgedanken des Muttermörders Orestes in den Eumeniden auf die Bühne bringt, warum soll dem Maler die Veranschaulichung der Dämonen versagt sein, die den ewigen Juden von dannen treiben? War ferner die Zerstörung Jerusalems kein Gottesgericht? Hat die Vorsehung nicht die ersten Christen gnadenvoll und sichtbar

Wilhelm Wolff.

Wilhelm Wolff, der Freund und Mitarbeiter Karl Marx', ist gestorben. Er ist gestorben in der Verbannung, in der Fremde, in der Einsamkeit, wie er gelebt hatte. Er ist gestorben, ohne die Heimath wiedergesehen zu haben, ohne die Freiheit wiedergewonnen zu haben, ohne die Genugthuung gehabt zu haben, daß sein Name, der Name eines Mannes, der sein Leben für die Freiheit eingesetzt hatte, nicht mehr mit Schmach bedeckt war. Er ist gestorben, ohne die Genugthuung gehabt zu haben, daß sein Name, der Name eines Mannes, der sein Leben für die Freiheit eingesetzt hatte, nicht mehr mit Schmach bedeckt war. Er ist gestorben, ohne die Genugthuung gehabt zu haben, daß sein Name, der Name eines Mannes, der sein Leben für die Freiheit eingesetzt hatte, nicht mehr mit Schmach bedeckt war.

Traumgesichte dieser letztern auch dem Zuschauer sichtbar, weil er will, daß derselbe ein Gottesgericht in ihnen erkennen soll. Vollends der Maler hat kein anderes Mittel, uns das Hereinwirken der Vergangenheit in die Zukunft und in die innern Anschauungen der handelnden Personen klar zu machen, als die Darstellung solcher Erscheinungen; aber er hat auch die Aufgabe, uns die wirkliche Welt, die wirklichen Menschen so zu schildern, daß wir die Gebilde aus der übersinnlichen Welt wie mit ihren Augen sehen und an die Geistererscheinungen glauben, weil sie eine Wahrheit ausdrücken und durch die Idee des Ganzen wie durch die Gemüthszustände der dargestellten Personen motivirt sind. Solche Motivirung wird aber Niemand Kaulbach's himmlischen Heerschaaren abstreiten können. Getragen von den Tonwellen der homerischen Gesänge, nahmen die olympischen Götter in der nunmehr bleibenden schönen Gestalt vom hellenischen Tempel Besitz; vor dem Auge der begeisterten Kreuzfahrer erschien Christus in der Glorie mit den Märtyrern Jerusalems, um jene zum siegreichen Einzug in die ewige Stadt einzuladen. Es hieße die Malerei zur bloßen Copistin erniedrigen, die Darstellung der Weltgeschichte nach deren Sinn und Bedeutung ihr versagen, wenn man ihr das Recht verweigern wollte, gemeinsam mit der Wirklichkeit auch die idealen Beziehungen derselben bildlich auszudrücken. Die Grenzen der bisherigen Malerei, nicht die Grenzen dieser Kunst überhaupt, werden damit überschritten, sie werden erweitert nach Maßgabe unserer Cultur, die überall den Geist, die Idee in freier Weise erkennen und darstellen will." (Carriere's Aesthetik II. 303.)

Die große Composition verbindet nicht sowohl einzelne Gestalten als ganze Gruppen zu einem Ganzen; es ist die Einheit der Idee, welche auch räumlich und zeitlich Getrenntes unter den gleichen Gesichtspunkt stellt und alle bedeutenden Vorgänge eines weltgeschichtlichen Ereignisses mit einem Blick überschauen läßt. Soll ich etwas Besonderes hervorheben, so ist es die Schönheit der Christengruppe, so ist es das rührende Motiv, wie die Judenkinder flehend die Hände erheben, um auch mitgenommen zu werden. Dagegen sind die Strafgerichtsengel in der Luft weniger gelungen, ja es will mich bedünken, als würde das Bild gewinnen, wenn sie weggenommen würden, die Prophetengestalten in ihrer weltrichterlichen Hoheit drücken die Idee hinlänglich aus, und daß die Schalen des göttlichen Zorns über das Volk ausgegossen sind, ist durch die Gräuel der Zerstörung deutlich genug.

Als Kaulbach sich nun anschickte, dieses Bild groß in Oel auszuführen, da empfand er schmerzlich, daß grade das eigentlich Malerische, daß eine naturwahre, lebendige Farbe und die Harmonie des Colorits in der Schule von Cornelius um des idealen Gehaltes und um der Zeichnung halber vernachlässigt worden, und er, der junge, vielbewunderte Meister, der nur sich selber nicht genug that und nach allseitiger Vollendung strebte, unternahm nun mit Weib und Kind einen Zug über die Alpen, um in Italien sich zum Maler als solchen auszubilden. Die Frucht seines römischen Aufenthaltes waren ganz herrliche Naturstudien; der Knabe in Raczynski's Galerie gibt öffentlich Zeugniß von ihnen. Er war der Farbe Herr geworden. Dennoch zweifle ich nicht, daß er so gut wie Cornelius seine Bilder als Zeichnungen ursprünglich denkt; aber weit mehr als Cornelius bemüht er sich, sowohl im Einzelnen als im Ganzen, um eine malerische Wirkung, die durch Licht- und Schattenmassen und durch die Stimmung überhaupt die Composition nicht beeinträchtigen, sondern noch klarer und der unmittelbaren Empfindung eindringlicher machen soll. Noch ist das nicht überall gelungen; aber wer die Bilder des Treppenhauses im neuen Museum zu Berlin betrachtet, der sieht einen entschiedenen Fortschritt in ihrer Reihenfolge vom Bunten zum Harmonischen oder vom minder Kräftigen zum Energischen. Förster, der das Sinnbildliche im Ahasver, im Eleazar auf der Zerstörung Jerusalems durch die naturalistische Ausführung beeinträchtigt findet, bewundert zugleich den Zauber und das selbständige Leben der Farben, aus deren verschiedenen Tönen der Gedanke selbst zu sprechen scheine.

Kaulbach hatte das in Rede stehende Bild ohne Bestellung gemalt; König Ludwig kaufte es um den Preis von 20,000 Thalern, der nun für die umfassenden Werke ähnlicher Art maßgebend wurde. Auch König Friedrich Wilhelm IV. von

Preußen wünschte das Bild; Kaulbach versprach lieber ein anderes. Aus den Verhandlungen erwuchs der Auftrag, mit einem Cyklus von Gemälden zum Schmucke des Treppenhauses im neuen Museum zu Berlin den Entwicklungsgang der Culturgeschichte darzustellen. Das begann er 1845.

In den Jahren vorher, während er an Jerusalems Zerstörung malte, erschien aber noch Anderes von ihm, wie die Gruppe der Liebenden, die er unter dem Einfluß von Goethe's Römischen Elegien entwarf und die vom Kupferstecher Felsing Poesie und Liebe getauft ward. Der Carton ist voll zarter Empfindung, die Malerei eine Studie für das vorgenannte Werk. Das Gemälde kam in den Besitz des Königs von Würtemberg. Eigenthum der Nation aber wurden die Zeichnungen zum Reinecke Fuchs. Kein Werk außer der Hunnenschlacht hat so allgemeine Theilnahme gefunden. Der Maler, während der tragische Ernst der Geschichte ihn gefesselt hielt, ließ hier der heitern Laune, der satirischen Ader seiner Natur freien Lauf und entsiegelte einen Quell des frischesten Humors, der in die ganze verlachte und verspottete Welt sich selbst mit einschließt. Es wird erzählt, daß der Künstler damals einen eigenen Fuchsbau angelegt und Hunde, Tauben, Pfauen ꝛc. gehalten habe, um die Thiernatur zu studiren; gelang ihm, wie dem Thierepos, das er illustrirt, die Eigenart der einzelnen Thiere treu zu bewahren, so hielt er mit der Dichtung auch darin gleichen Schritt, daß das Menschliche in das Thierische hineinscheint. Die Erzählung leiht ihnen zu ihren Trieben menschliche Reflexion und Sprache, Kaulbach gab ihnen einen menschlich physiognomischen Ausdruck und wußte sie durch einzelne Attribute oder Kleidungsstücke, ohne ihre Gestalt zu verhüllen, als kirchliche oder weltliche Würdenträger, als verschiedenen Ständen oder Berufskreisen angehörig zu bezeichnen. Hier hat die Satire freien Lauf, um das Thierische im Menschen zu geißeln, und bis in die Gegenwart hinein erstreckt der Zeichner im Dienste der Aufklärung seine köstlichen Angriffe gegen geistlichen und weltlichen Druck und gegen die Verkehrtheiten des menschlichen Treibens; Bitteres und Naiv-Heiteres laufen nebeneinander, und über Allem waltet der Geist eines echten Künstlers, der nicht nur in das Fuchsgesicht, je nach der Situation, den entsprechenden Ausdruck zu legen versteht, der zugleich auch hier in der Gruppirung sich als Historienmaler bewährt und den Uebermuth des Humors mit dem eingeborenen Schönheitssinn zügelt. Cotta, der das Werk zuerst in Kupferstich, dann in Holzschnitt herausgab, hatte bei manchem Blatt Bedenken wegen der darin waltenden Schärfe; aber der kunstliebende König verstand Scherz, und am Ende zeichnete noch Kaulbach die Vignette, wie Reinecke den Cotta'schen Greifen vom Siegeswagen aus vorantreibt, oder wie er, der Maler selber, den Greifen in der Weiberhaube am Arm führt. Indeß denke man, daß die Blätter zur Zeit des Abel'schen Regiments erschienen, und man wird sie als muthige That des Künstlers betrachten, der sie mit seinem treffenden Witz so reichlich ausgestattet, daß uns eine wahre Unerschöpflichkeit guter Einfälle immer von Neuem erquickt.

In Federzeichnungen, von denen jüngst eine Auswahl in Holzschnitt als Kaulbachalbum mit dichterischen Erläuterungen von Grosse erschien, hat er noch eine Reihe ähnlicher Compositionen in Mußestunden entworfen, besonders zu Lessing's Fabeln. Unter den auf dieser Bahn der Verschmelzung des Thierischen und Menschlichen ihm Nacheifernden war bis jetzt Ille mit mehreren Münchener Bilderbogen am glücklichsten.

Wir kommen zu dem großen cyklischen Werke, das jetzt endlich in Berlin seiner Vollendung entgegengeht. In sechs umfassenden Compositionen sollten epochemachende Begebenheiten der Weltgeschichte dargestellt werden. Kaulbach nahm die Völkerscheidung als den Beginn des historischen Lebens, dann Homer als den Begründer der Blüthe Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems als eine That des Römerthums, als ein Symbol für den Untergang der alten und den Aufgang der christlichen Welt; die Hunnenschlacht repräsentirt auf der zweiten Wand die Völkerwanderung, Gottfried von Bouillon mit den Kreuzfahrern vor Jerusalem das Mittelalter, und das sechste Bild schildert die Reformationszeit. Es ist schwer zu glauben, aber dennoch wahr, daß unter dem Raumer'schen Cultusministerium und durch ultramontane Einflüsse bei Friedrich Wilhelm IV. dieser Stoff in dem prote-

ſtantiſchen Berlin beanſtandet wurde, daß der Künſtler ſtatt deſſen bald die Verkündigung des Reichsfriedens durch Maximilian, bald die Einweihung des Kölner Domes malen ſollte; ſtandhaft wies er alle derartigen Anmuthungen zurück, er hätte die Wand lieber leer gelaſſen und ſeine Idee für den Kupferſtich ausgeführt, als der Regierungswechſel in Preußen auch ihm friſchere Luft und offene Bahn ſchaffte. In freiſinnigen Kreiſen ſah man mit Sorge und Hoffnung auf den Künſtler hin, der ſich auch hier als Mann erprobte.

An den Enden der beiden Langſeiten, welche dieſe Bilder tragen, führen zwei Thüren nach den Sälen; über ihnen malte Kaulbach die geiſtigen Mächte, die im geſchichtlichen Leben walten; daß alle Geſchichte weſentlich Culturgeſchichte ſei, hat er ohnehin richtig erfaßt: die Sage, die Geſchichte, die Poeſie, die Wiſſenſchaft. Zwiſchen den Fenſtern der Schmalſeiten ſchweben die bildenden Künſte, denen das Muſeum geweiht iſt: Architektur, Sculptur, Malerei, Kupferſtechkunſt. Die großen Bilder der Langſeiten werden durch Pilaſterſtreifen eingerahmt, auf denen ein ſinniges Arabeskenſpiel die Culturentwicklung ausdrückt; das Bild der Mitte hat außerdem rechts und links noch einen weitern Raum; unten ſind auf dieſem große Staatsordner dargeſtellt: Moſes, der religiöſe, gottbegeiſterte Geſetzgeber, der Vertreter der Autorität, Solon, der mit verſtändigem Bewußtſein die bürgerliche Geſellſchaft einrichtet; auf der Seite der chriſtlichen Welt Karl der Große und Friedrich Barbaroſſa. Egypten, der Orient wird über Moſes durch die Iſis, Hellas, das claſſiſche Alterthum, über Solon, durch eine Venus Urania vertreten; Italia und Germania ſollen wir über den beiden Kaiſern ſehen, einzelne Begebenheiten in kleinerm Maßſtab, wie zum Beiſpiel Alexander's Einzug in Babylon, ſind wieder unter dieſen Idealgeſtalten angebracht. Ueber dem Ganzen aber unter der Decke läuft ein Fries hin, der grau in grau gemalt den ganzen Proceß und Gang der Weltgeſchichte arabeskenhaft als ein Spiel von Kindern darſtellt.

Betrachten wir das Einzelne, und bleiben wir zunächſt bei den idealen Mächten, der Sage, der Poeſie ꝛc. ſtehen, ſo ſind dies weder Allegorien noch bloße Symbole, denn ſie bedeuten nicht bloß etwas, ſie ſind, und ſie wollen nichts Anderes ſagen, ſondern ſich ſelber ausſprechen. Es ſind eben Beiſpiele der perſonificirenden Idealbildung, deren Begriff die neuere Aeſthetik (ſiehe Carriere's Aeſthetik, I, 416—432) als ein Mittleres und Höheres zwiſchen Symbol und Allegorie aufgeſtellt und bei Phidias und Praxiteles wie bei Michel Angelo und Raphael nachgewieſen hat. Die vollendetſte iſt die Sage. Die Sage erſcheint uns ja überhaupt als Kaulbach's eigenthümliches Gebiet, hier hat ſein Genius (in der Hunnenſchlacht) ſich ſelbſt gefunden, hier arbeitet ja die Phantaſie der Menſchheit zwar mit dem Material der Wirklichkeit, aber ſie geſtaltet es frei zur Veranſchaulichung der Idee und führt uns damit in das Reich der Wunder, indem ſie die göttlichen und geiſtigen Mächte oder Kräfte, die in der Geſchichte walten, perſonificirt und ſichtbar macht; Götter- und Menſchenwelt wirken ineinander. Mit kühnem, glücklichem Griff hat nun Kaulbach der Sage das nordiſche Gepräge verliehen, die dämoniſche Größe der altgermaniſchen Dichtung ſcheint in ihr verkörpert; ein Rieſenweib, ſitzt ſie auf einem Hünengrab, den Stab in der geſenkten Rechten, den linken Arm mit der ausgebreiteten Hand vor ſich hingeſtreckt, das Haar theils unter dem Halſe zuſammengeknüpft, theils um Stirn und Antlitz von innerer Erregung wie elektriſch aufwogend, ja man möchte ſagen aufflammend; die ſehr ſtark modellirte Stirn ſenkt ſich tief herab mit den Brauen, an die das weitgeöffnete Auge nahe heranreicht, das Weiße ſichtbar unterhalb der Pupille und des Augapfels. Odin's Raben bringen ihrem Ohr geheimnißvolle Kunde; es iſt als ob Weltaufgang und Weltuntergang mit ihren Schauern vor ihrem Blick vorüberzögen. Das mächtige Bild wird von Candelabern eingerahmt, an denen ſich die Erzählung von Siegfried und Brunhild in heiterm Spiel der Figuren aufbaut, zugleich eine Verſinnlichung, wie Göttermythe, Heldenſage und Kindermärchen auseinander hervorwachſen. — Minder bedeutend iſt die Geſchichte, der griechiſchen Muſe verwandt; die Candelaber erinnern hier an die deutſchen Befreiungskriege. Dem Schooße der Wiſſenſchaft entſpringt ein Genius mit der Fackel, dem Lichte der Aufklärung; die Poeſie mit der Leier, in erhabener Weihe der Begeiſterung, die Kunſt des Geſanges

ist zugleich als die innere beseelende Macht aller Künste aufgefaßt: die drei bildenden schlingen als holde Kinder um ihre Knie ihren Reigen.

Die sechs großen Compositionen stellen das geschichtliche Leben in seinem Zusammenhang mit der leitenden Vorsehung dar; es ist, als ob das Wort Wilhelm von Humboldt's hier veranschaulicht werden sollte: „Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Der Glaube an die sittliche Weltordnung ist der Kern oder die Seele der Religionen, in ihm einen sich Vernunft und Gewissen; das religiöse Bewußtsein wechselt in seinen Erscheinungsformen, diese selbst haben in früherer Zeit durch die Phantasie Gestalt gewonnen, die neuere Zeit sucht den Begriff des Göttlichen philosophisch auszusprechen. Das die Geschichte in Wahrheit durchwaltende Göttliche, den Gott in der Geschichte, stellt nun Kaulbach dadurch dar, daß er sich dem jeweiligen Volksglauben anschließt, und in dem Ausdruck, den das Ewige durch ihn gefunden hat, wird damit zugleich die Culturstufe bezeichnet. Indeß ist allerdings kritisch bemerkt worden, daß grade diese obere Partie seiner Bilder häufig an Macht und Tiefe von der untern, die Götterwelt von der Menschenwelt übertroffen werde, und daß sein Jehova, seine Olympier, seine Propheten, sein Christus zu wenig als höhere Gewalten, zu sehr wie Visionen, wie Phantasiespiele erscheinen; das subjective Element, daß das menschliche Bewußtsein sich seine Götter bildet, ist überwiegend über das Objective betont, über den unendlichen und ewigen Gott, dessen Wahrheit und Wirklichkeit der Quell und das Ideal all der wechselnden Formen ist. Die griechischen Götter namentlich sind mehr dargestellt wie die Renaissance sie nahm, als sinnige Schöpfungen der Einbildungskraft, als ein poetischer Schmuck, während es den Hellenen selber ein heiliger Ernst mit ihnen war und sie ehrfurchtsvoll zu ihnen beteten. Oder wollte der Maler eben den unsichtbaren Gott als den in der Natur und Geschichte sich offenbarenden veranschaulichen, sollten wir in der dargestellten Menschenwelt seine weltbewegende, weltordnende Macht empfinden und dabei nur noch gewahren, wie diese Menschheit ihn sich vorstellte? Jedenfalls ist der künstlerische Idealismus, der sich in der Versinnlichung des Idealen und Uebersinnlichen kundgibt, der mit der Wirklichkeit auch das sie beseelende Geistige sichtbar macht, in seinem Recht gegenüber dem einseitigen Realismus, der die Kunst zur bloßen Nachahmerin, Wiederholerin des Gegebenen herabsetzt.

Das erste Bild also ist die Völkerscheidung. Bis dahin lebte die Menschheit als eine große Familie; die Unterschiede der geistigen Anlagen, die Fülle des Besondern war noch nicht hervorgetreten, es war Eintönigkeit statt der vielstimmigen Harmonie, welche das Ziel der Geschichte ist. Gegenüber dem nach Befreiung ringenden Lebensdrang der Individualitäten will Nimrod als Gewaltherr den alten Zustand festhalten, und als Zeichen dieser Einheit soll der Thurm von Babel wie eine Zwingburg bis in den Himmel ragen. Da erscheint Jehova in den Wolken, von Engeln begleitet, und spricht das Wort der Scheidung aus; es ist göttlicher Wille, es ist der Plan der Vorsehung, daß die Nationalitäten hervortreten, daß die Völker frei werden. Im Mittelgrunde sitzt Nimrod in vergeblicher Wuth; die Seinen werden von den Götzenbildern erschlagen oder wenden sich hier klagend, dort höhnend zu ihm hin, von ihm ab; im Vordergrunde aber ist das Wort Gottes vollzogen, wie es gesprochen ward: schon ziehen die Menschen in drei großen Gruppen auseinander; unter ihnen sind die Afrikaner, als Hamiten bezeichnet, in der Mitte; die semitischen Asiaten wenden sich nach der einen, die Japhetiten oder Arier, die Europäer, nach der andern Seite. Dieser Vordergrund ist das Vorzüglichste auf dem Bild. Die Menschen sind persönlich individuell und zugleich Repräsentanten des Stammes und seiner Cultur; die Racenzüge sind meisterhaft wiedergegeben, selbst die Thiere vervollständigen die Charakteristik. Da reiten die Hamiten mit ihren Götzen selber dumpf auf einem Büffel, da zieht der semitische Patriarch, von weißen Stieren gezogen, von der Schafheerde begleitet, mit den Seinen von dannen, über die er segnend und schirmend die Arme ausbreitet, da stürmen auf feurigen Rossen die Männer der That, die Arier (Perser, Hellenen, Germanen) in die Weltgeschichte und in ihre Bewegung hinein. Die drei Gruppen sind in sich geschlossen und doch untereinander

ander bei allem Auseinandergehen zum Ganzen verbunden.

Das zweite Bild ist der Blüthe Griechenlands gewidmet. Ihr erstes Wort und ihre Grundlage bilden die homerischen Gesänge. Darum ist Homer der Mittelpunkt. Er steht, die Leier schlagend, auf einem Schiff, das die Sybille steuert; mit Schwänen scherzende Nereiden, Thetis mit der Urne des Achilleus geleiten ihn. Am Lande vor ihm sitzen und stehen, seinen Gesängen lauschend, Helden und Weise, Dichter und Gesetzgeber. Ein alter Sängerpriester sieht mit düsterm Ernst den Träger der neuen schönen und heitern Zeit herankommen. An einen Felsen schreibt Bakis seine Weissagung von der Salamisschlacht; bekanntlich sahen die Griechen selbst in den Perserkriegen die Fortsetzung der Kämpfe gegen Asien, die einst vor Troja begonnen hatten. Auf dem Felsen hat Phidias an einer Statue gearbeitet, aber er wendet seinen Blick empor und sieht am Himmel den Reigen der olympischen Götter heranziehen; die homerische Poesie gab ihnen die dichterische Gestalt und dem Bildhauer die Anregung, diese auch plastisch zu verkörpern. Ohne diese religiöse Bedeutung wäre die homerische Poesie nicht charakterisirt gewesen. Hinter Phidias erblicken wir den Dorischen Tempel, der die Götter aufnehmen wird; sie schweben zum Theil auf dem Opferdampf, der auf der andern Seite im Hintergrund sich von einem Altar erhebt, den Jünglinge im Waffentanz umspringen. Den Zug der Götter eröffnet Eros mit den Grazien, Apoll mit den Musen; sie sind voll Anmuth in lebendiger Bewegung, schöner als Zeus, Here, Athene, die über dem Opferdampf ruhiger thronen.

Des dritten und vierten Bildes, der Zerstörung Jerusalems und der Hunnenschlacht, haben wir schon Erwähnung gethan. Aber hervorheben müssen wir noch, wie die Ausführung der drei ersten Gemälde das Streben zeigt, alles Einzelne durch die Farbe zu beleben, dann die Farben selbst in Einklang zu setzen und im Ganzen eine Grundstimmung hervorzubringen; jedoch erst in der Hunnenschlacht findet dies Streben sein Ziel; Gedanke, Zeichnung, Farbe gehen hier völlig ineinander auf. Das Bild ist farbenreich und doch nirgends bunt, nirgends macht sich eine einzelne Farbe als solche geltend, aus einem Grundton quillt alles Besondere hervor, das Licht des Mondes auf Seite der Hunnen, auf Seite der Christen der Glanz, der vom Kreuz ausströmt, umfließt die Gestalten, die in der ernsten Stimmung der Morgendämmerung die Geisterschlacht schlagen. Kaulbach wird wohlthun, mit seinem trefflichen Genossen bei der Ausführung, dem Maler Echter, nach der Vollendung des Ganzen nun die frühern Bilder noch einmal zu übergehen, was die von ihm gewählte stereochromische Technik gestattet.

Zur Charakteristik des Mittelalters hat der Meister mit Recht die Kreuzzüge gewählt; Staat und Kirche, die zwei Schwerter, wirkten hier einträchtig zusammen, und in der Berührung von Abendland und Morgenland entfaltete sich die Blume des Ritterthums und seiner Romantik. Kaulbach nahm den Moment, wo Gottfried von Bouillon mit den Kreuzfahrern vor Jerusalem erscheint. Hoch zu Roß hebt der fromme Held seine Krone zu dem empor, der in Jerusalem die Dornenkrone getragen, und den seine kriegerischen Pilger nun erblicken, wie er auf den Abendwolken erscheint, um sie einzuladen in die heilige Stadt, umringt von Märtyrern, die dort nach ihm für die Sache der Menschheit gelitten. Gottfried ist im Mittelgrunde, aber gleich den weißgekleideten priesterlichen Jünglingen, die ihm den heiligen Gral vorantragen, im vollen Licht, während ein Wolkenschatten über den Pilgern liegt, die im Vordergrunde nach Jerusalem hinschauen und theils sich zu Boden geworfen haben, theils niederknien; wir sehen nur den Rücken, den Hinterkopf, höchstens die Profile; aber die ganzen Gestalten sprechen, und auch das ist ein großer und eigenthümlicher Vorzug, den Kaulbach's Zeichnungen vor vielen andern haben, bei denen man die Gesichter nicht verdecken darf, wenn man wissen will, was die Figuren wollen. Hinter Gottfried folgt die Kraft des kriegerischen Ritterthums; unter den Pilgern gewahrten wir schon Sänger mit Harfen und Fiedeln; von der linken Seite wird eine wunderholde Frau herangetragen, der Geliebte begleitet sie, wir erkennen den Frauendienst, die Minnepoesie, die damals in die Cultur eintraten, die Gruppe ist wie ein Bild der Romantik selbst. Auf diese Art ist auch hier dem Künstler gelungen, den Einzelmoment zu einer An-

schauung der ganzen Zeit zu erweitern. Dabei ist die Farbenwirkung reich, hell und glänzend, wie der Gegenstand es erfordert.

Das Zeitalter der Reformation hat Kaulbach nicht bloß in kirchlicher Hinsicht aufgefaßt, sondern den Aufgang der neuen Zeit dargestellt, wie derselbe sich sowohl auf dem Gebiete der Religion als auch in der Wiedererweckung des Alterthums und in der Naturforschung und den großen Entdeckungen auf der Erde wie am Himmel kundgibt. *) So ist die ganze geistige Bewegung einer Epoche im Culturgang der Menschheit enthüllt und die neue Zeit auch dadurch charakterisirt, daß das Göttliche nicht als ein Jenseitiges im Phantasiebild sichtbar wird, sondern in der Wirklichkeit selber sich offenbart, und diese Wirklichkeit wußte der Künstler um so treuer wiederzugeben, als sie uns näher liegt und bekannter, verwandter ist denn das Alterthum und das Mittelalter. So gibt uns denn die Zeichnung, die bis jetzt allein vorhanden und in Berlin und München durch Photographien vervielfältigt gesehen wird, eine Reihe von Porträtgestalten, in denen wir nicht bloß das Studium der Costüme, sondern auch das der Physiognomien nach zeitgenössischen Bildern oder Medaillen deutlich erkennen, so daß hier im Weltalter der Individualitäten auch eine viel schärfere Individualisirung als auf den andern Compositionen hervortritt.

Der Künstler hat sich von aller confessionellen Befangenheit und Polemik ferngehalten: die positiven Elemente der Neuzeit sind nach ihren Hauptrichtungen durch ihre hervorragendsten Träger in einem wohlabgerundeten einheitlichen Ganzen dargestellt; das Bild wird unter den Kunstschöpfungen der Gegenwart eine hervorragende Stelle einnehmen. Wie Raphael in der Schule von Athen die griechischen Philosophen gemalt hat, nicht wie sie einmal zusammen waren, sondern wie sie im Pantheon des Geistes ewig vereint sind, so hat auch Kaulbach Männer mehrerer Jahrhunderte und mannigfacher Geistesrichtungen auf ideale Weise zu mehreren Gruppen verbunden und durch die künstlerische Ordnung derselben unter die Einheit eines gemeinsamen Ganzen die Idee der Zeit zur Erscheinung gebracht. Wie in der Schule von Athen sind auch hier einige Gruppen im Vordergrund, und der Mittelgrund erhebt sich durch mehrere Stufen über sie, so daß die perspectivisch kleinern Gestalten doch die bevorzugte Stelle im Bilde erhalten und den geistigen Höhepunkt bezeichnen. Diesen bildet die Religion, die Reformation, und so stehen wir denn bedeutungsvoll genug innerhalb einer gothischen Kirche, im Mittelschiff, aber so, daß nicht nur der Chorabschluß direct vor unserm Auge ist, sondern auch der Einblick in die Capellen der beiden Seitenschiffe eröffnet wird. Der erhöhte Chor des Mittelschiffes nun ist der Religion geweiht. Hier steht Luther, die deutsche Bibel hoch emporhebend, wie ein neuer Moses mit dem Gesetz der Liebe; ihm zur Seite Zwingli und Jonas; dann rechts von ihm Calvin, links von ihm Buchenhagen, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt spenden: der Unterschied von Priestern und Laien hört auf, wir sind ein priesterlich Volk geworden. Zu Calvin treten Engländer, Franzosen, Niederländer heran, wir erkennen Coligny und Wilhelm von Oranien; vor Buchenhagen stehen oder knien deutsche Fürsten. Vor den beiden Pfeilern, die das Mittelschiff einrahmen, sehen wir links Elisabeth von England, rechts, neben den Deutschen, Gustav Adolf, den Vertreter des Nordens; beide stehen wie die zwei politischen Säulen des Protestantismus da. Hinter den Reformatoren im Chorabschluß sitzen ernste, edle Männergestalten, ihre Vorläufer, wie Tauler, Huß, Savonarola; über ihnen, das Bild abschließend, ragt die Orgel mit der Sängerbühne, das protestantische Kirchenlied, das erste volksthümlich-künstlerische Erzeugniß der Neuzeit, wird dort angestimmt: Eine feste Burg ist unser Gott! — Blicken wir in die gleichfalls erhöhten Capellen der Seitenschiffe, so befinden sich in der zu unserer Linken die Astronomen; Copernikus zeichnet die Sonne, von den Planeten umkreist, Kepler und Galilei sind in seiner Nähe. Im andern Seitenschiff malt Dürer und sind ihm Peter Vischer, Leonardo da Vinci, Raphael gesellt; zu ihren Füßen sind Buchdrucker thätig und Gutenberg hebt ein gedrucktes Blatt empor; — „l'imprimerie c'est l'artillerie de la pensée," möchten wir mit Mirabeau sagen.

*) Eine wissenschaftliche Darstellung ähnlicher Art gibt bekanntlich das Werk Carriere's: Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Im Vordergrund befinden sich zwei große Gruppen. Unterhalb der Künstler, von der Rechten nach der Mitte des Bildes hin ist die Wiedererweckung des Alterthums dargestellt: aus einem antiken Sarkophag, geschmückt mit dem Relief der Minerva, die den von Prometheus geformten Menschen beseelt, holt Petrarca die Handschrift der homerischen Gesänge hervor; ihm gegenüber sitzen Shakspeare und Cervantes, die in der germanischen und romanischen Literatur den Anbruch des neuen Tages bezeichnen; mehrere Gelehrte, auch Ulrich von Hutten, reihen sich an; Erasmus und Reuchlin schreiten von hier nach der Mitte, nach den Reformatoren hin; die Auslegung der Bibel gründete sich auf das neubelebte Sprachstudium. — Zur Linken, unter den Astronomen, schaaren sich Naturforscher und der Philosoph Baco von Verulam um Columbus, der die gefesselte Hand auf den Erdglobus stützt. Der Entdecker Amerika's ist mit seinem Angesicht den Reformatoren abgewandt, er blickt aus dem Bilde heraus, er gehörte einer andern religiösen Richtung an, aber auch er bereitete dem neuen Leben den Boden. Zu seinen Füßen liegen Waffen und Pflanzen aus Westindien, entsprechend der Musenstatue vor Petrarca, in deren Leier ein humanistischer Poet zu greifen versucht. In der Mitte zwischen beiden Gruppen sitzt der Vertreter des Bürgerthums, der volksthümliche Sänger Hans Sachs; zwischen ihm und den Reformatoren über ihm ist für eine dritte Gruppe Raum gewonnen, die den Religionsfrieden bezeichnet, Melanchthon segnet mit einer Hindeutung auf Luther die Handreichung eines protestantischen und katholischen Staatsmannes.

Alle diese Gruppen sind durch den Rhythmus der Linien und durch gegenseitige Beziehungen sowohl für sich abgerundet als zum Ganzen verknüpft. Feine Verbindungsfäden für Geist und Auge sind überall angelegt. So hält Raphael eine Tafel mit der Schule von Athen über den Alterthumsforschern, so geht eine große Wellenlinie von Shakspeare über Hans Sachs zu seinem großen Landsmanne Baco von Verulam, so entsprechen sich symmetrisch Gustav Adolf und Elisabeth. Der Künstler hat von der Einheit aus gearbeitet, er hat sie zur Fülle entfaltet und in der Mannigfaltigkeit bewahrt. Das Bild kommt der Völkerscheidung grade gegenüber zu stehen. Wenn dort die Nationen sich trennten und einander fremd wurden, so werden hier die Bahnen des Verkehrs für sie wieder geöffnet und sie dadurch in ein gemeinsames Culturleben hineingezogen. Wenn sie dort einander unzugänglich wurden und ihre Sprachen, ihre geistigen Schöpfungen wechselsweise nicht recht verstanden, so besagt hier die Wiedererweckung des Alterthums und das Sprachstudium, daß der Geist in seiner Vergangenheit heimisch werden will, jede Volkseigenthümlichkeit ihm verständlich werden soll. Wenn dort die religiöse Wahrheit in der Form der Mythologie durch die Phantasie eingehüllt und nach Maßgabe der nationalen Anlagen und Richtungen verschiedenartig gestaltet wurde, so findet die Menschheit nun in dem Evangelium der Liebe, in dem reinen Worte Christi eine gemeinsame religiöse Ueberzeugung, ein Band der Vereinigung, — die anfängliche Einheit wird in der Fülle des besondern Lebens wiedergewonnen.

Die Pilasterstreifen zwischen den großen Bildern zeigen in aufsteigendem Arabeskenschmuck Religionssymbole, Gottheiten, Helden, Propheten, Gesetzgeber und Denker der einzelnen Völker in Formen, die sich an die künstlerische Ausdrucksweise der verschiedenen Zeiten und Nationen anschmiegen. Auch hier ist eine Fülle von Wissen in der zierlichen Bewegung decorativer Linien niedergelegt, und je kenntnißreicher und sinniger der Beschauer ist, desto mehr wird ihm geboten. Assyrien, Egypten, Persien, Indien sind dadurch in den Kreis der Darstellung hineingezogen; ebenso sind die Länder des neuern Europa charakterisirt.

Aber was die Menschheit im Schweiß ihres Angesichts und kraft göttlicher Begeisterung vollbringt, was dem ernsten Künstlersinn den Stoff zu tragischer Erschütterung, zu epischer Verherrlichung bot, dies ganze irdische Treiben, kann es nicht einem höhern Auge doch als Kinderspiel erscheinen und einer Komödie gleich zur Erheiterung dienen? Es ist das Recht des Humors, auch diese Seite der Sache hervorzukehren, und Kaulbach hat es in dem vielbewunderten Fries gethan, der grau in grau über die farbigen Bilder unter der Decke sich hinzieht; man möchte einen Vers von Platen anwenden:

Welch eine reiche Fülle von Gestalten,
Wo triefend von des Augenblickes Leben
Tiefsinn und Anmuth im Vereine walten.

Um auf- und abgeschwungene blätterreiche Acanthusranken bewegen sich Kinder und Thiere; über den Pilasterstreifen ist stets eine geschlossene Gruppe, wodurch Symmetrie in das lustige Treiben kommt; das Spiel der Kinder steht immer in Bezug auf das ernste Bild unter demselben. Da knetet denn ein kleiner Prometheus das Thonbild, das Minerva beseelt, während daneben Bub' und Mädchen aus zerbrochenen Schalen der Eier sich die Händchen zustrecken, Storch und Aeffin ihnen zur Seite; dann säugt eine Wölfin die Kinder, die hernach, über Nimrod, die Zeit der Kämpfe und der Jagd darstellen; über der Blüthe Griechenlands sind es Kinder, welche den Thieren die Künste ablauschen, sie üben; besonders ergötzlich ist, wie dem kleinen Zeuxis, zu dessen gemalten Aehren die Vögel heranfliegen, ein Hund die Palette ableckt, oder wie dem kleinen Orpheus ein Esel den Ehrenkranz reicht. Hin und wieder wird auch die Gegenwart herangezogen: ein Mädchen mit dem Weberschiff schaut da der Spinne zu, die trägt das Kreuz der Kreuzzeitung auf dem Rücken und in ihrem Netze fangen sich Fliegen, die ganz wie demagogische Bassermann'sche Gestalten aus dem Jahre 1848 aussehen! Knaben mit römischen Gesichtszügen führen die Hauptscenen der römischen Geschichte auf, bis zu den Germanenkämpfen hin. An der zweiten Wand werden in ähnlicher Weise Völkerwanderung, Kreuzzüge, religiöse Kämpfe, aufstrebende Wissenschaften in der Kinderkomödie dargestellt, bis selbst die Gruppe der Knaben Goethe, Jakob Grimm, Alexander von Humboldt das Ganze schließt. Auch an den Schmalseiten über den Bildern der Künste sind humoristische Kindergruppen, die das Streben und Treiben der gegenwärtigen Kunstschulen und ihrer Beurtheiler scherzhaft veranschaulichen.

Fassen wir zum Schluß wieder das Ganze in's Auge, so ist eine sowohl philosophische als dichterische Darstellung der Weltgeschichte erst in unserer Zeit möglich gewesen und das Werk dadurch dieser selbst zum Denkmal geworden. Gedanken, Phantasie, Schönheit der Form halten einander die Wage, Alles ist original, man sieht eine Schöpfung, an die ein großer Künstler seine ganze Kraft gesetzt.

Das können wir von dem cyklischen Werk nicht sagen, das Kaulbach für München ausgeführt; wir meinen die nach seinen Skizzen von Nilson und Barth an der Außenwand der neuen Pinakothek gemalten Fresken. Der Stoff war hier die gegenwärtige Kunstgeschichte, namentlich so weit sie unter dem Einfluß von König Ludwig steht. Das war schon nicht glücklich; man soll eben nicht malen, wie man meißelt und malt, sondern wie man handelt. Die Aufgabe war allenfalls für Genrebilder, nicht für monumentale Werke; die Ausführung im Großen ließ daher sofort auch ein Mißverhältniß des Maßes erscheinen, während man an den kleinen Skizzen, die im Innern in einem Saale hängen, noch eher seine Freude haben mag. Und wie sollte einer der Künstler selbst die zeitgenössische Kunst behandeln? Würde eine Glorificirung derselben nicht den kommenden Geschlechtern als Eitelkeit erschienen sein? Kaulbach mochte denken, man werde es der Gegenwart um so höher anrechnen, wenn sie das eigene Treiben leicht genommen, einen Spaß darüber gemacht und verstanden habe; so ließ er denn dem Witze freien Lauf und die ersten Skizzen wurden voll satirischer Bezüge. Dagegen trat dann eine Censur ein, und am Ende scheint der Künstler die Arbeit fertig gemacht zu haben, weil er sie einmal übernommen und nicht gut ablehnen konnte. Als Fries in einem Vorsaal der Pinakothek, oder lieber noch als Holzschnitt in einer Kunstgeschichte oder in den Fliegenden Blättern würde sich Manches vortrefflich gemacht haben. So gleich anfangs die Bekämpfung des Zopfes. Ein dreiköpfiger perrückenbehangener Cerberus steht auf einem Kamin, in dem er die drei Grazien gefangen hält. Daneben ist der alte Akademiedirector, die Gliederpuppe im Arm, schmunzelnd entschlummert. Nun kommen aber von der Linken unter Minerva's Aegide die Wiederwecker des Griechenthums, Winckelmann, Carstens, Thorwaldsen, Schinkel zum Angriff, und von der Rechten die Romantiker, deren drei, Cornelius mit dem Schwert, Overbeck mit der Madonnenfahne und Veit, auf einem schaukelpferdmäßigen Pegasus sitzen, während ein Vierter, auf der Schildkröte stehend, vergebliche Versuche macht, sich

gleichfalls hinaufzuschwingen. Andere Bilder zeigen die Künstler in Rom, nach der Natur und nach Kunstwerken studirend; dann beruft sie ein Herold nach München. Drei Compositionen zeigen nun die Maler, Architekten, Bildhauer, gute Porträtfiguren, an ihrer Arbeit. In der Mitte dieser ersten Langseite ist König Ludwig, wie er Kunstwerke empfängt. Die andere Langseite bringt zwei Künstlerfeste und zwischen Fenstern die Bildnisse von vierzehn Künstlern. Die Schmalseite des Eingangs trägt die Idealgestalten der Künste; ihr gegenüber ist Erzguß, Glas- und Porcellanmalerei vertreten; gelungen ist hier die Darstellung, wie der Kopf der Bavaria aus der Grube emporgewunden wird. Im Ganzen gewinnen wir aber die Einsicht, daß für monumentale Werke die Größe des Stoffes und der Ernst der Auffassung zwei Grundbedingungen sind; Humor, Witz und Scherz aber, durch die der Darsteller sich über die Sache erhebt, seinen Spaß mit ihr macht, verlangen die Ausführung der von ihnen behandelten Gegenstände in kleinerm Maßstabe. Auch setzt man Niemandem ein Denkmal, um ihn lächerlich zu machen.

Die ältern Künstler wollten sich das auch nicht gefallen lassen, und Julius Schnorr von Carolsfeld erließ als ihr Sprecher eine geharnischte Erklärung gegen Kaulbach in der Allgemeinen Zeitung. Der Bruch zwischen ihnen und ihm war offenbar geworden, doch ist mit Cornelius eine Versöhnung eingetreten. Ich habe hier aus der Lebensgeschichte Kaulbach's Einiges nachzuholen. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. hatte Cornelius die Gemälde in der Ludwigskirche zu München vollendet und keinen neuen Auftrag; er folgte zu Ostern 1841 dem Rufe nach Berlin. Schnorr ging 1846 als Director der Akademie und Gemäldegalerie nach Dresden. Bis 1847 stand dann Gärtner der Akademie in München vor. Nach seinem Tode ward Kaulbach in diese Stelle eingesetzt.

Seine äußern Verhältnisse hatten sich jetzt glänzend gestaltet; ein eigenes Haus ward mit der aufblühenden Familie einer der anziehendsten Mittelpunkte des geistigen Lebens in München. Neben befreundeten Künstlern verkehrte er von jeher gern mit Männern der Wissenschaft, so früher schon mit Görres, Stahl, Hermann, Lasaulx; später trat er mit den meisten der von König Max neuberufenen Gelehrten in nähere Beziehung; steht er doch auch mit ihnen auf dem gleichen Boden der Geistesfreiheit, der liberalen Lebensansicht. Und vielleicht haben wenige Menschen eine so rasche Auffassungsgabe für so viele Dinge und Fragen, wie er; jenes Vermögen, aus der Klaue den Löwen zu erkennen und zu construiren, besitzt er in seltenem Grade. Zwischen größern Arbeiten ruht er wohl gern ein paar Tage als Porträtzeichner aus, und auf diese Weise sind eine Reihe von Bildnissen seiner Freunde entstanden, höchst vorzüglich durch geistvolle Auffassung des innern Menschen und die Durchbildung der Formen. Auch einige in ganzer Figur ausgeführte lebensgroße Porträtgemälde sind von einem historischen Werthe.

Während der großen Arbeiten in Berlin, die jetzt ihrer Vollendung nahe sind, traten noch einige andere Entwürfe Kaulbach's an's Licht der Oeffentlichkeit. So durch die Photographie ein jugendlicher Siegfried, der die Zwerge mit dem Hort der Nibelungen findet, und der Friedensschluß von Karl dem Großen und Wittekind, eine historische Composition von trefflichem Aufbau, die das germanische Heidenthum mit Vorliebe charakterisirt.

Kaulbach's Freund, der gelehrte Buchhändler Dr. Parthey in Berlin, veranlaßte ihn, eine Shakspearegalerie zu beginnen; drei Blätter zum Macbeth, zwei zum Sturm, drei zum König Johann sind erschienen, als Kupferstiche von hohem Preis und von einer Größe, die sie zur Zimmerverzierung eignen würde, wenn nur die Stoffe der meisten der Art wären, daß die meisten Menschen sie stets an der Wand sehen möchten, was mit der schlafwandelnden Lady, dem sterbenden König Johann, dem innerlich gebrochen zum Kampf sich rüstenden Macbeth freilich nicht der Fall ist. Macbeth, von den Hexen als König begrüßt, ist als Composition hervorragend; auf dem Bilde von Ariel und Kaliban ist der Contrast von beiden genial veranschaulicht; der Blendungsversuch am Knaben Arthur wetteifert mit der berühmten rührenden Scene des Dichters. Daß Kaulbach die schlafwandelnde Lady Macbeth nicht so mannweiblich zeigte, als Mancher erwartet, hat wohl seinen Grund darin, daß sie hier bereits die Herrschaft über sich

selbst verloren hat und zu Grunde geht; wir hätten sie auch einmal in der ursprünglichen Hoheit sehen müssen. Daß sie ruhelos dahineilt, ist aber gewiß mit Recht vom Maler beabsichtigt, da er das Böse, welches die Seele schlaflos macht, nicht anders, nicht durch Worte, wie der Dichter, ausdrücken kann. Von dem leider bald darauf verstorbenen Archäologen Emil Braun in Rom erfuhren die Bilder einen äußerst heftigen Angriff; Carriere und Ulrici haben die Auffassung des Malers in vieler Hinsicht gerechtfertigt. Eine neue Composition, Cäsar's Tod, ward durch die Photographie vervielfältigt, und sie fand keinen Widerspruch, vielmehr ungetheilte Anerkennung; der Zeichner und der Dichter haben hier einen weltgeschichtlichen Moment Jeder in seiner Weise und mit seinen Mitteln auf gleiche vollgenügende Weise wiedergegeben.

Es wäre Zeit, daß sich die Künstler wie das Publicum über folgende ästhetische Sätze klar würden. Jede Kunst hat ihre eigenthümliche Weise, ihre besondern Mittel, die ihr grade gemäßesten Stoffe. Das Gedankenleben eines Hamlet und Faust kann nur der Dichter hinreichend in Worten aussprechen, aber das Empfindungsleben im Don Juan wird der Musiker vollendeter darstellen. Der Musiker, der Maler können die Sprache des Dichters nicht reden, dafür aber wissen sie so vieles Unsagbare dem Gefühl, der Anschauung kundzuthun. Daraus folgt, daß überall, wo ein Meister den Höhepunkt seiner Kunst erreicht hat, jeder Andere mit andern Kunstmitteln vergebens den Wetteifer wagen wird. Das Genie des Künstlers zeigt sich in der Wahl der seiner Kunst gemäßen Stoffe und Motive. Will daher der Maler etwas mehr thun, als in einfach-bescheidener Umrißzeichnung den Dichter illustriren, die er dann auch am besten dem Text beidrucken läßt, so muß er dieselbe Idee und denselben Gegenstand, den der Dichter dargestellt, für sich als solche nehmen und unabhängig von der besondern Weise der Poesie sie mit den Mitteln und nach den Gesetzen seiner Kunst gleichfalls bildnerisch gestalten. Da wird er auf Scenen und Situationen kommen, an denen der Dichter vorübergegangen ist, oder das vom Dichter Behandelte wird er mannigfach umbilden müssen, weil er statt der successiven Rede, die das Werdende darstellt, ein in sich Vollendetes mit bleibenden Linien veranschaulichen soll. Die Leute wollen aber grade, was ihnen in der Dichtung besonders gefällt, in der Regel also das, wobei der Dichter die eigenthümliche Art und Kraft der Poesie so recht entfalten konnte, auch im Bilde sehen, und da wird der Maler dann gewöhnlich hinter dem Poeten zurückbleiben, und sein Werk für sich hingestellt wird doch nur ein halbes Leben haben, indem es ohne Beziehung auf die Dichtung unverständlich ist. Grade weil Kaulbach auf seinen besten Blättern zu Shakspeare oder Goethe auf die echt künstlerische Weise verfährt, finden sich Viele nicht zurecht und meinen etwas Anderes erwartet zu haben. Sodann ist die Vorstellung, welche sich die Leser von Dichtergestalten bilden, eine so verschiedene, daß es zu den großen Seltenheiten gehört, wenn es dem Maler gelingt, eine solche mit einer die Anerkennung erzwingenden Gewalt vor's Auge zu stellen, und darum gehen denn auch die Urtheile über Kaulbach's Bilder zu Dichtern so weit auseinander.

Für die Zeichnungen zu Goethe ist der Beifall überwiegend, ja er war lauter und vielstimmiger als bei Schöpfungen, denen wir den Vorzug geben. Hier hat der Anreger und Verleger, Bruckmann, die Wahl auf die ansprechendsten Gegenstände geleitet und zunächst solche Scenen aus Goethe's Werken verlangt, in welchen die Frauengestalten die Hauptrolle spielen und ihren Charakter darlegen, und es ist dem Künstler gelungen, eine Reihe von Typen der weiblichen Natur in erfreulicher Klarheit und Anmuth zu bilden. Welch liebliches Familienbild ist Werther's Lotte im Kreise der jüngern Geschwister! Wie edel und echthellenisch in der ruhigen Klarheit ihres versöhnenden Wesens steht Iphigenie vor Orestes! Erschütternd ist das büßende Gretchen, und welch ein Contrast zu der buhlerischen Adelheid, wie sie mit dem Bischof Schach spielt und Franz von ihrem Anblick bezaubert wird. Klärchen's Affect bei der Aufforderung an die Bürger, den geliebten Egmont zu befreien, ist mir zu grell; Hermann und Dorothea bilden eine glückliche Gruppe, sie setzt aber die specielle Erinnerung an das Umknicken des Fußes voraus, um ganz verständlich zu sein. Es knüpft sich zugleich an diese Blätter ein Fortschritt der Photographie, indem es

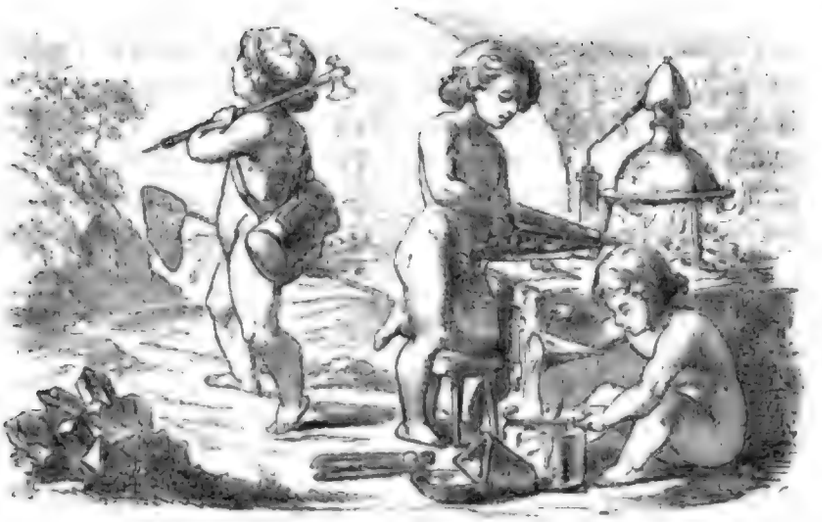
dem erfindungsreichen Albert in München gelang, wahrhafte Cartonfacſimiles in noch nie geſehener Ausdehnung herzuſtellen. Dadurch genießt man die Individualität Kaulbach's, ohne daß ſie erſt den Durchgang durch die Perſönlichkeit des Kupferſtechers zu nehmen braucht Mögen die Blätter nun bald auch in kleinerm Format zu billigen Preiſen erſcheinen!

Wahrlich, das Wort von Friedrich Auguſt Wolf wird beſtätigt, daß das Genie der Fleiß ſei, wenn wir dieſe zwölf Goetheblätter nur als die Nebenarbeit einiger Jahre betrachten dürfen, wenn in dieſe Jahre zugleich der Entwurf eines hiſtoriſchen Bildes und die maleriſche Ausführung eines andern fallen, die beide wiederum zu den bedeutendſten Schöpfungen der neuern Kunſt gehören. Karl Piloty hat einen Nero gemalt, der an den Chriſtenleichen vorüber nach dem brennenden Rom hinſchreitet; die Compoſition iſt etwas genreartig, aber mächtig ergreifend, und die Ausführung von jener Vollendung bis in's Kleinſte, die mit den vorzüglichſten franzöſiſchen und belgiſchen Malern kühn in die Schranken treten kann. Das Werk erſchien in München als ein Triumph des Realismus. Kaulbach erkannte ihm ſeine Ehre, ſein Verdienſt zu, ſprach aber von der Möglichkeit einer andern Auffaſſung, die das Weltgeſchichtliche des Stoffes ausprägе, und folgte der Aufforderung, ſeine Idee aufzuzeichnen, nachdem er über die Staats- und Kirchengeſchichte der damaligen Zeit gründliche Studien gemacht hatte. So gab er den Gegenſatz des Heidenthums, das noch einmal ſeine Orgien feiert, gegen die chriſtlichen Märtyrer, die mit einem Muth, einer Gottergebenheit, einer Glaubensinnigkeit unterliegen, daß man erkennt, ihnen gehört die Zukunft, während der Scheintriumph der alten Welt und ihrer Luſt, innerlich hohl, dem Tode geweiht iſt. Da ſteht Nero auf den hohen Stufen vor ſeinem Palaſt, als Apoll aufgeputzt, die Lyra, die Trinkſchale in den Händen, ganz als der ſchauſpieleriſche, phantaſtiſche Schreckensmenſch, Knaben und Mädchen, faſt nackt, um ihn herum, die ihm opfern. Ein geckenhafter Senator klatſcht ihm Beifall, aber im Hintergrund flüſtern bereits die Verſchworenen. Vor den Stufen iſt ein Chriſt an einen Baum gebunden, die Gattin reicht ihm noch einmal das Kind zum ſchmerzlichen Abſchiedskuß. Daneben liegt das Kreuz, an das Petrus geſchlagen wird, und ſoll eben ſo aufgerichtet werden, daß das Haupt, das klagende Frauen halten, nach unten gekehrt wird. Beide Gruppen ſind voll einer Empfindung in den einfachen Linien, die Niemand übertreffen wird. Auf der andern Seite Paulus. Er ſoll dem Nero göttliche Verehrung zollen, ſchleudert aber hoch aufgerichtet das mächtige Wort der Wahrheit gegen die Gräuel der Lüge, mag auch der Lictor das Schwert gegen ihn ziehen. Die Doppelhandlung mit ihrem Contraſt iſt ſo ſehr von der Einheit der Idee durchdrungen, durch ſo glückliche Motive und Wechſelbeziehungen zur Einheit verknüpft, daß Kaulbach ſelbſt vielleicht nichts Vollendeteres entworfen hat; die Compoſition war ein Triumph des Idealismus.

Die Schlacht von Salamis malt er für König Maximilian von Baiern; das Bild iſt gegen zwanzig Fuß hoch, mehr als dreißig Fuß breit; es ſcheint, daß beſonders die Aeſchyleiſche Schilderung in den Perſern neben der Erzählung Herodot's dem Künſtler Quell war. Den Vordergrund bildet links das Meer, rechts der Strand der Inſel Pſittaleia. Ariſtides hatte dieſe beſetzt, und ſo ſtellt er den Helden dar, wie er eben die Perſer niedergeworfen hat und nach dem Admiralſchiff des Themiſtokles mit hochgeſchwungenem Schwert die frohe Kunde meldet; neben ihm erheben an den Trümmern eines von den Perſern zerſtörten Tempels Hellenen die Arme dankend zu den Göttern, der jugendliche Sophokles mit der Leier im Arme ſtimmt ihnen das Siegeslied an. Links aber ſcheitert eben das Prachtſchiff des Xerxes, auf dem ſeine Frauen die Schlacht, den erwarteten Sieg ſchauen ſollten; Rettungsverſuche, Angſt, Entſetzen und ſtumme Ergebung ſpricht aus ihren Mienen, und doch iſt die ganze Gruppe ein Wunder der Schönheit. Ueber ihr im Mittelgrund ragt auf der Felſenklippe der Thron des Xerxes empor; aber ein Wetter hat ſich nicht bloß über ſeinem Haupt zuſammengezogen, erſchreckt iſt er vom Thron emporgeſprungen, als er gewahrt hatte, wie das Geſchick über ſeine Flotte hereinbricht, und Sorge um ihn hat ſich mit dem Grauen vor dem eigenen Untergang ſeiner Trabanten bemächtigt. Ihm gegenüber, nahe der Griecheninſel, ſteht Themiſtokles

mit ruhiger Geisteskraft auf dem Schiff, das eben ein persisches in den Grund gebohrt hat; das Auge des Feldherrn lenkt die Schlacht, ein Jüngling mit dem Sprachrohr lauscht auf seinen Befehl; vor ihm, neben ihm, doch so, daß seine ganze Gestalt sichtbar bleibt, kämpfende Griechen, auch ein gewaltiger Speerschwinger mit der tragischen Maske auf dem Schild, der Dichter Aeschylus. Zwischen hier und dem Ufer des Xerxes in den Mittelgrund des Bildes hinein stoßen die Schiffe aufeinander und wogt die Schlacht; dem Themistokles grade gegenüber, am Prachtschiff des Xerxes vorbei, flüchten die Ruderer das Schiff der Artemisia, aber die muthige Königin blickt in die Schlacht und greift nach dem Pfeil. Rechts über den Griechen leuchtet die blaue Klarheit des Himmels, und wie glänzende Wolkengestalten schweben die Heroen heran, Telamon, Aias, Achilleus; hatten doch die Griechen einen Kahn abgesandt, um von Aegina ihre Bildsäulen zu holen. Ihr Erscheinen ist zwiefach motivirt; am hintern Ende vom Schiff des Themistokles wird ihnen ein Opfer gebracht, und die betenden Männer auf der Insel erheben die Hände zu ihnen; der Maler stellt nur dar, was vor der Seele der Priester, der Sänger steht. Und dadurch wird offenbar, daß hier die historische Erfüllung dessen eingetreten ist, was in den homerischen Gesängen wie eine mythische Weissagung erklingt, der Sieg Europa's, des freien Hellenthums, über Asien. Denn im Mythus spiegelt sich auch die Ahnung eines Volkes von seiner eigenen Bestimmung. So gibt das Ganze ein Culturbild; es ist ein Kampf, an dem die Helden der Vorzeit ihre Freude haben, denn das Volk rettet in ihm heilige Nationalgüter. Griechen und Perser sind nicht bloß durch Tracht, Physiognomie und Ausdruck gekennzeichnet, auch die Weltanschauung des Hellenthums selbst wird uns gegenwärtig. Auf dem Bilde, das einst Panänos, der Neffe des Phidias, in der Gemäldehalle am Eingang der Akropolis in Athen gemalt, waren die Stammheroen als Mitkämpfer in der Schlacht von Marathon dargestellt. Man sah einmal in der Werkstatt des Meisters eine Reihenfolge von Skizzen, die uns das Werden des Bildes veranschaulichten. Anfangs war Alles symbolischer, ruhiger. Auf den Schild gestützt sah da Aristides dem Kampfe zu; jetzt ist er selbst in der Aufregung des eben erkämpften Sieges. Links im Vordergrund waren Nereiden und Tritonen aufgetaucht, und hielt der Meergreis Glaukos, auf einem Wellenroß sitzend, die Ketten dem Xerxes entgegen, mit denen er das Meer hatte fesseln wollen. Xerxes verhüllte das Haupt oder zerriß das Gewand. Viel energischer ist er jetzt, wie er aufspringt und das Scepter schwingt, und viel ergreifender ist die Gruppe seiner schiffbrüchigen Frauen, die an die Stelle der Nereiden getreten ist. Glaukos, der, aus einer Welle auftauchend, immer noch die Ketten zeigt, ist erst bei der Ausführung im Großen der Artemisia gewichen. So haben nicht bloß Goethe und Schiller, so hat auch Shakspeare fortbildend, umgestaltend gearbeitet, bis endlich ein Meisterwerk an's Licht trat, „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen." Die Grundidee, die Gliederung der Massen, stand von Anfang an fest als das Ursprüngliche; die Durchführung führte alles Besondere zu freierem, persönlicherem Leben. Dazu kamen dann ein halbes Dutzend immer größerer Farbenskizzen, auf denen sowohl die Sonderung der Gruppen durch Licht- und Schattentöne wie die Einheit der Stimmung und Gesammtwirkung immer sichtbarer wird und die Buntheit abnimmt, wiewohl die Farben energischer werden, weil sie harmonisch zusammenklingen. Eine erste Ausführung mit brauner Oelfarbe, die alle Formen sorgfältig bestimmte, ist glücklicherweise, wie bei der Hunnenschlacht, nicht als Untermalung benutzt, sondern für sich als Carton erhalten worden.

So zeigt uns grade dies Werk, wie die künstlerische Kraft und wie das Voranstreben, das fortwährende Ringen nach dem Höchsten bei Kaulbach ungeschwächt vorhanden sind. Einen ähnlichen Fortgang zu größerer Schönheit und zu individuellerer Lebenswahrheit kann Jeder gewahren, der mit den neuen Zeichnungen zu Iphigenie, zu Werther die ältern vergleicht, die Cotta für eine Ausgabe des Dichters stechen ließ. Möge dem Künstler noch lange vergönnt sein, im glücklichen Familienkreis und in einem gedeihlichen öffentlichen Leben zur Ehre und Freude seiner selbst, des deutschen Volkes und der Kunst zu wirken!



China und die Chineſen.

Von

W. Reinhold.

(Fortſetzung.)

Canton zerfällt in die eigentliche Stadt, in die Vorſtadt und in die Waſſerſtadt. Erſtere iſt ringsum mit einer $1^1/_2$ Meilen langen Mauer umgeben, deren Höhe von 25 bis 40 Fuß variirt, bei einer Dicke von 20 bis 25 Fuß. Sie beſteht theils aus Sandſtein, theils aus Backſteinen, und iſt am ſtärkſten an der Nordſeite, wahrſcheinlich weil in früheren Zeiten von dieſer Seite die häufigſten feindlichen Angriffe zu fürchten waren. Die ganze Krone iſt mit einer Erdbruſtwehr, mit Schießſcharten für Kanonen aufgeſchüttet und hinter dieſer läuft ein breiter Spazierweg. Wie alles Uebrige, zerfällt unter der gegenwärtigen Dynaſtie auch dieſe Mauer, und an verſchiedenen Stellen, namentlich an der Oſtſeite, haben die Elemente bereits ſolche Breſchen in ſie gearbeitet, daß ihr Widerſtand gegen unſere moderne Kriegskunſt äußerſt problematiſch wird.

Durch die Mauer führen 16 Thore in das Innere der Stadt, die durch eine andere von Oſt nach Weſt laufende Mauer in zwei Theile, die alte und neue Stadt, zerfällt. Die Thore ſind meiſtens niedrig und klein und ſind theilweiſe für beſtimmte Zwecke erbaut. So z. B. paſſirten ſämmtliche von Peking ankommende hohe Regierungsbeamte das Hauptthor an der Nordſeite. Ein anderes diente für den Transport von ſchweren Waaren, durch ein drittes wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt. Einige dieſer Thore haben ganz merkwürdige Namen; ſo heißt eines derſelben das Thor der fünf Genien, ein zweites das Thor der ewigen Reinheit, ein drittes das Thor der ewigen Ruhe, obwohl nirgends ein größerer Lärm ſtattfindet als in den engen Stadtthoren, durch welche ſtündlich viele Tauſende von Menſchen, Trägern und Sänften paſſiren. Von den öffentlichen Gebäuden Cantons ſind zunächſt die Tempel zu erwähnen. Es gibt deren nicht weniger als 124 eigentliche Tempel, mehrere Hundert Bethäuſer und außerdem eine unzählige Maſſe von Privattempeln, ſo wie endlich in jedem Hauſe, mag es dem Gouverneur von Canton oder dem elendeſten Kuli angehören, und in jedem der 96,000 Bote einen Privataltar, bisweilen nicht größer wie eine gewöhnliche Rechentafel, bisweilen einen Raum von 2- bis 300 Quadratfuß einnehmend, mit den koſtbarſten Schnitzereien, Bildern, Gold- und Silberverzierungen verſehen. Bei den größeren dieſer Hausaltare fehlt nie das mehr oder minder gut gemalte Bild des Confucius oder wie dieſer Religionsſtifter und militäriſche Halbgott auf chineſiſch heißt, Kwang-Fu-Tze, nebſt dem incarnirten böſen und guten Princip an der rechten und linken Seite, von denen Jeder bemüht iſt, ihn für ſich zu gewinnen.

Die öffentlichen Tempel der Stadt zeichnen ſich nicht durch Höhe oder Größe vor den übrigen Gebäuden aus. Wie alle dieſe

sind sie einstöckig, aber von wunderbarer Aehnlichkeit, sowohl im Aeußern wie im Innern. Die Form ist unveränderlich die des Zeltes. Oben auf dem Dache und an der Façade erblickt man die wunderlichsten Schnitzereien oder Nachbildungen aus Porcellan, welche alle möglichen Thiere, die nur in der ungeheuerlichsten Phantasie geboren werden können, darstellen. Namentlich ist der Drache stark vertreten und gewöhnlich thront er in Doppelgestalt mit weit geöffnetem Rachen, blutrother langer Zunge und goldenen Zähnen auf der Firste des Daches.

Durch eine Außenmauer tritt man zunächst in den quadratischen Vorhof des Tempels, er ist mit Steinen gepflastert und mit Blumen in Porcellanvasen auf hohen Untersätzen von gleichem Material geschmückt. Baumhoher Hahnenkamm scheint am beliebtesten zu sein; ich fand ihn in großer Anzahl in allen Tempeln, die ich besuchte. Zur Rechten und Linken ist an den Wänden des Vorhofes ein offener Ofen oder Herd erbaut, der bei dem chinesischen Götzendienste eine Hauptrolle spielt und auf den ich später zurückkommen werde. Aus dem Vorhofe tritt man in den Tempel, der sich nach dem ersteren öffnet. Ein wunderbareres Sammelsurium von allen möglichen erklärlichen und unerklärlichen Dingen, Götzen, Bildern, Flittern, Laternen und tausend anderen Sachen, für die wir gar keinen Namen haben, läßt sich kaum denken. Eine Menge Altäre und Tische stehen umher, die mit diesen Schnurrpfeifereien buchstäblich angefüllt sind, und auf einem großen Tische vor dem in einer Nische befindlichen Allerheiligsten scheint eine Musterkarte von allen diesen Gottes- oder vielmehr Götzendienstutensilien ausgebreitet zu sein. Es ist unmöglich, den Zweck oder Gebrauch derselben zu erklären; der chinesische Gottesdienst ist selbst ein so unerklärliches Gemisch von Buddhaismus, Tautismus, den Lehren des Confucius und dem schaurigsten Aberglauben, daß weder die Chinesen noch ihre Priester, beiläufig gesagt eine höchst stupide, schmutzige und von allen Intelligenten tief verachtete Classe von Menschen, uns auf die betreffenden Fragen Antwort geben konnten.

Vor dem Bilde des Confucius brennen ewige Lampen, deren Unterhaltung den Priestern obliegt, und in einer Menge alter, mit Erde angefüllter Blumentöpfe stecken Hunderte von glimmenden Josssticks, jener stinkenden Stäbe, die ich früher erwähnte. So lange man in China ist, geht ihr unangenehmer Geruch Einem nicht aus der Nase. Ueberall, wohin man kommt, in jedem Hause, in jeder Bude, in jedem Bote brennen mehr oder minder diese scheinbar aus trockenem Dünger gefertigten Kerzen, um den Geruchsnerven der Götter angenehm zu sein und um sich nebenbei eine Cigarre anzuzünden. Eben so stehen auf jedem Altar ein oder mehrere Becher mit kleinen Stäben, auf denen Sentenzen, meistens von sehr vieldeutigem Sinne, geschrieben sind, so wie mehrere Paare halbmondformiger Holzstücke nie fehlen. Diese Instrumente bilden den eigentlichen Kern des ganzen chinesischen Cultus bei den niederen Classen. Es gibt kaum eine Nation der Welt, bei der sich Alles mehr um Geld dreht, als bei den Chinesen. Geld ist der Inbegriff alles irdischen und himmlischen Glücks, Geld zu gewinnen ist das einzige Streben eines jeden Sohnes von Ham, für Geld lügt, betrügt, stiehlt und mordet er, für Geld bekommt der Reiche Ersatzleute, die statt seiner die schwersten Strafen, ja den Tod erleiden, und Geld, Reichthum ist der Ausgangspunkt und der einzige Zweck ihrer religiösen Verehrungen, ihres Cultus und ihrer Bitten an irgend einen der fünfhundert halben und ganzen Götter, die ihre Religion aufweist. Darauf bezieht sich auch lediglich der Gebrauch jener Stäbe und hölzernen Halbmonde. Der Betreffende tritt in den Tempel zum Tschin-Tschin; er nimmt den Becher, schüttelt die Stäbe durcheinander und hält dabei die Oeffnung allmälig immer weiter nach unten, bis einer der Stäbe aus den Uebrigen herausgleitet und zu Boden fällt. Die auf diesem Stabe geschriebene Sentenz ist die Antwort auf die Frage an das Schicksal. Paßt sie dem Frager nicht, so wird das Spiel wiederholt, bis er eine nach seiner Ansicht zufriedenstellende Antwort erhält. Aehnlich wird es mit der mondförmigen Scheibe gehalten. Man wirft sie rückwärts über den Kopf und schließt aus ihrer respectiven Lage auf die Gunst der Götter. Scheint dieselbe nicht sehr groß, so werden Briefe an die letzteren abgeschickt. Von diesen Briefen habe ich mir der Curiosität halber für einen Dollar gekauft und fast

ein Ries dafür bekommen. Es exiſtiren eigene Läden, die damit handeln, jedoch befinden ſich auch in jedem Tempel große Niederlagen davon und ihr Verkauf bildet eine Hauptrevenüe der Prieſter.

Dieſe Briefe ſind gedruckt, meiſtens auf rothem Papier, weil roth bei den Chineſen die Farbe der Höflichkeit iſt, und ihr Inhalt allen möglichen und unmöglichen Wünſchen der Abſender angepaßt. Man hat davon wenigſtens hundert verſchiedene Arten, einige haben eine Länge von zwei bis drei Fuß, und die Götter oder Götzen müſſen mindeſtens ſehr viel Geduld haben, wenn ſie dieſe langen Epiſteln ſelbſt leſen ſollen.

Hat nun Jemand beſonderes Unglück beim Schütteln der Stäbchen oder Werfen der Holzſcheiben, ſo wendet er einige Caſh zum Ankauf eines oder mehrerer ſolcher Briefe an die verſchiedenen Götter der Ober- oder Unterwelt an und ſendet ſie ab. Die Poſtverbindung wird auf bequeme Weiſe durch die obenerwähnten Oefen vermittelt. Für den beim Verkauf erzielten Gewinn zündet ein Prieſter den Brief an einer der ewigen Lampen an und wirft ihn in den Ofen, wo er vollends verbrennt. Damit hat der Bittende dann ſeine Pflicht gethan, geht beruhigt nach Hauſe, legt ſich in ſeine Niſche mit dem ſanften Porcellankiſſen unter dem Haupte, zündet ſich eine Opiumpfeife an und raucht ſich in einen Berg von ſpaniſchen vollwichtigen Thalern, das Eldorado chineſiſcher Glückſeligkeit hinein, das ihm jetzt unfehlbar nach ſeiner Meinung geöffnet wird. Es läßt ſich nicht leugnen, der chineſiſche Cultus hat den Vorzug des Praktiſchen und die Religionslehrer erleichtern ihren Beichtkindern den Götzendienſt auf alle mögliche Weiſe. Für 10 Sgr. kann man furchtbar fromm ſein und mindeſtens fünfzig Göttern einen devoten Bettelbrief zuſenden. In dem Perry'ſchen Berichte über die amerikaniſche Expedition nach China und Japan, erinnere ich mich geleſen zu haben, daß es bei verſchiedenen Tempeln ſogenannte Gebetmühlen gibt, bei denen die Frommen durch fleißiges Umdrehen einer Handhabe in einer Viertelſtunde für ein Vierteljahr vorausbeten können. Dieſe praktiſchen Maſchinen entſprechen dem chineſiſchen Charakter vollſtändig und obwohl ich ſie ſelbſt nicht geſehen, zweifle ich keineswegs an ihrer Exiſtenz. Der Chineſe betrachtet das Beten als eine Pflicht, die er nicht verſäumen darf und in größtmöglicher Ausdehnung ausüben muß. Er weiß aber als praktiſcher Mann, daß das Beten allein keineswegs ihm Reichthümer verſchafft, wodurch er ſich von unſern Muckern hauptſächlich unterſcheidet. Arbeit macht reich, iſt ein Grundſatz, den jeder Chineſe zu dem ſeinigen macht, und es gibt kaum eine arbeitſamere Nation. Dabei ſtören ihn aber lange Gebete, die ihm zu viel Zeit rauben, und er dreht entweder eine Viertelſtunde die Gebetmühle, deren intereſſante Conſtruction ich leider nicht angeben kann, oder kauft und verbrennt ein Dutzend Götterbriefe; das iſt mit einem Gange nach dem Tempel und fünf Minuten Aufenthalt abgethan.

Wir gingen neulich mit Herrn L., einem ehemaligen deutſchen Miſſionär und jetzigem Inſpector ſämmtlicher chineſiſchen Schulen, der ſelbſt fertig chineſiſch ſpricht, in den engliſchen Beſitzungen ſpazieren und beſuchten verſchiedene Tempel. In einem derſelben erlebten wir eine ſonderbare Scene. Bekanntlich iſt die Seelenwanderung ein Dogma des chineſiſchen Cultus. Der Gedanke, die Seele ſeiner nächſten Verwandten in ein Schwein oder eine Ente fahren zu ſehen, hat für die Hinterbliebenen aber etwas ſehr Störendes und ſie ſuchen dies auf originelle Weiſe durch Auffangen der abgeſchiedenen Seele zu verhindern. Ein ſolches Auffangen einer durchgegangenen Seele war es, dem wir beiwohnten.

Eine alte Frau, deren Mann am Morgen geſtorben war, erſchien in weißem Trauerkleide, d. h. mit dem Hemde über ſtatt wie ſonſt unter dem Kleide, und theilte dem Prieſter ihr Anliegen mit. Dieſer warf ſich in ſeine Amtstracht, d. h. er nahm einen gelben Mantel mit Aermeln um, an deren Länge und Weite ſich unſere Modedamen ein Muſter nehmen könnten, holte eine Menge gedruckter Gebete, ſo wie verſchiedene Briefe an die Götter der Unterwelt, wofür die trauernde Wittwe einen Vierteldollar in Silber und unbeſchnitten zu deponiren hatte, brannte zwei, drei Dutzend Josſticks an, hielt eine Rede, verbrannte dann die Papiere und begann aus einem alten Buche eine Beſchwörungsformel abzuleſen. Als dieſelbe beendigt und der letzte fromme Bogen verbrannt war, winkte er der freudig erregten Frau, die jetzt plötzlich ein Paar alte Beinkleider unter ihrem

Rocke hervorholte und sie über die glimmenden Funken hielt. Ein anderer Wink und das Werk war gelungen, die Frau hatte die auf die Oberwelt zurückbeschworene Seele ihres Gatten in seinen alten Hosen aufgefangen und sie dadurch vor dem Uebergange in ein Schwein oder sonstiges schmutziges Thier verhindert, und das Alles für 12 Sgr. 8 Pfennig nach dem augenblicklichen Curse der mexikanischen Thaler. Nun sage noch Jemand, daß chinesische Priester unbillig sind. — Zwischen Herrn L. und dem Priester entwickelte sich aber nach Beendigung der Ceremonie folgendes interessante Gespräch. L.: Wie ist es möglich, daß Du den Leuten hier solchen Unsinn vorschwatzst, von dem Du selbst nichts glaubst? Priester: Was soll ich machen, die Leute wollen es so haben, und etwas muß ich ihnen sagen. L.: Du glaubst nicht an Deine eigenen Götter, warum betest Du nicht den unsern, als den einzigen und wahren an, der existirt. Priester: Das sagst Du wohl, womit willst Du mir das aber beweisen? Da Herr L. sich nicht hierauf einlassen konnte, wurde das Gespräch abgebrochen. So kurz es war, gab es mir Aufschluß über Vieles und namentlich wurde mir aus ihm klar, weshalb die Missionen so überaus wenig Fortschritte in China machen. Die Chinesen sind ein durchaus sinnliches Volk, das für den abstracten einfachen Cultus der protestantischen Religion meiner Ansicht nach noch nicht empfänglich ist. Der katholische Ritus mit seinen die Sinne aufregenden Ceremonien paßt viel eher für sie, obwohl ich glaube, daß eben nur die Aeußerlichkeiten irgend wie Anziehungskraft auf sie üben könnten. „Womit willst Du mir das beweisen" ist die natürliche in dem Charakter des Chinesen begründete Frage, die er den Lehren der christlichen Religionslehrer sofort entgegensetzt, und es ist gewiß ein viel richtigeres System, die Leute praktisch von den Vorzügen unserer Religion zu überzeugen, als sich auf unfruchtbare Streitigkeiten mit diesen schlauen, sinnlichen und spitzfindigen Dialektikern einzulassen. Man beweise den Leuten, wie hoch Christenthum und Civilisation, beide voneinander untrennbar, über ihnen stehen, und man wird Proselyten machen, wie ein deutscher Missionär, der diesen vernünftigen Weg einschlug, es gethan hat.

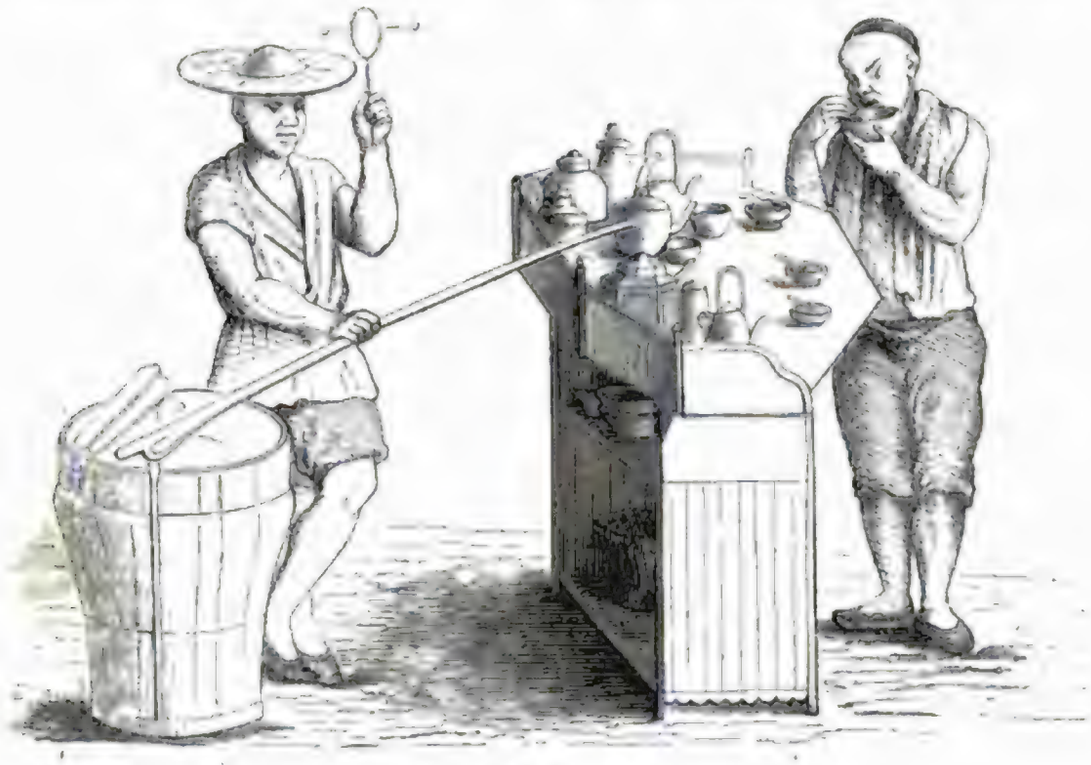
Wenn die Rebellen, wie es jetzt den Anschein hat, die Mandschudynastie stürzen und der von dem erwähnten Missionär erzogene Tai Ping Wang, ihr Anführer, den Thron besteigt, mag das Christenthum vielleicht bald in China einen besseren Boden finden — aber bis jetzt sind die Missionsresultate illusorisch oder wenigstens verschwindend klein, so weit es die Protestanten betrifft.

Unter den Tempeln sind die merkwürdigsten der Tempel der fünf Genien und der Tempel der fünfhundert Götter. Der erstere ist einer der ältesten Cantons und sein Name steht mit einer Legende in Verbindung, die auf die Gründung der Stadt Bezug hat. Nach ihr kamen vor vielen Tausend Jahren fünf Genien aus Indien auf Ziegen geritten und lagerten sich auf der Stelle, wo jetzt der ihnen geweihte Tempel steht. Das im Lande wohnende Volk strömte von allen Seiten herbei, um die Genien zu sehen. Plötzlich verwandelten sich die Ziegen in Steine und in Anbetracht dieses Wunders beschloß das Volk, hier einen Tempel und um ihn eine Stadt zu bauen. So entstand Canton, das noch mehrere Tausend Jahre die Stadt der Ziegen hieß. Wo die Genien geblieben sind, ist nicht in der Legende gesagt, jedoch befinden sich ihre Statüen in dem nach ihnen benannten Tempel und zu ihren Füßen die fünf Steine, in welche die Ziegen verwandelt wurden.

Der Tempel der fünfhundert Götter ist sehenswerth. Die ganze Zahl dieser Herren ist nämlich dort in Lebensgröße aufgestellt und man glaubt in ein Wachsfigurencabinet zu treten. Diese betreffenden Götter sind eigentlich nur Halbgötter oder kanonisirte Menschen, die dem chinesischen Reiche irgend wie einmal große Dienste erwiesen haben und denen deshalb diese Ehre widerfahren ist. Man findet unter ihnen Chinesen, Tataren, Portugiesen und andere Europäer, und es ist gewiß ein hübscher Zug, daß der Staat auch Fremden auf diese Weise für große Dienste seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben hat. Außer den Tempeln gibt es noch verschiedene Klöster in Canton, die von 3000 Mönchen und etwa 1000 Nonnen bewohnt werden.

Die Altäre, welche man an allen Landstraßen erbaut findet, sind kleine kaum 4 Fuß hohe Häuschen mit dem Bilde des Con-

fucius oder irgend einem Götzen. Vor dieſen befindet ſich ein Herd zum Verbrennen von Gebetzetteln oder Briefen und einige Blumentöpfe mit Erde gefüllt ſtehen davor, in die der fromme Vorübergehende einige brennende Josſticks ſteckt, ſo daß man ſelbſt auf freiem Felde ihrem läſtigen Geruche nicht entfliehen kann. Eben ſo liegen die mondförmigen Holzſcheiben permanent auf dieſen Altären, um zum Gebrauche der Vorbeipaſſirenden zu dienen.



Eine ambulante Küche.

Hier könnte noch eine auf den Götzendienſt der Chineſen bezügliche Anekdote Platz finden, die ſich im vorigen Jahre in Canton zugetragen haben ſoll. Man hatte in mehreren Monaten keinen Regen gehabt, die Saaten dürrten in der glühenden Sonne, Flüſſe und Bewäſſerungscanäle trockneten aus und es war die traurigſte Ausſicht auf Mißernte und Hungersnoth. Um ſie zu verhüten, wurden Millionen Briefe an alle denkbaren Götter geſandt, großartige Proceſſionen angeordnet, unzählbare Schwärmer abgeknallt und wenigſtens 100 Schiffsladungen voll Josſticks verbrannt. Vergebens, die Götter waren unerbittlich, der Regen blieb aus und alles Volk gerieth in Verzweiflung. Da beſchloß der Gouverneur, öffentlich zu ſeinem Schutzgotte zu beten und Regen zu erflehen. Er war ein ſehr beleibter Mann, das Knien machte ihm viel Beſchwerde und er ſchwitzte bei der brennenden Sonne ungemein. Trotzdem verſchloß der Schutzgott ſeine Ohren — es kam kein Regen. Da durchzuckte ein praktiſcher Gedanke das Gehirn des Gouverneurs. Während er beim Beten ſchwitzte, ſaß der Gott in einer kühlen Niſche gemächlich, ohne die Hitze zu fühlen. Das war der Grund, weswegen er hartnäckig blieb, und dem mußte abgeholfen werden. Auf einen Wink Sr. Hoheit wurde Se. Gottheit aus der Niſche genommen, mitten auf die Straße in die brennenden Sonnenſtrahlen geſtellt, der Gouverneur nahm indeſſen den kühlen Platz in der Niſche ein und betete dort mit der Mühle eine halbe Stunde lang. Das half, der Gott hatte jetzt ſelbſt die Hitze empfunden und ſiehe da! nach zwei Tagen regnete es gewaltig und die verſengten Saaten erhoben von Neuem grün und friſch ihr Haupt. Relata refero.

Nachdem ich verſucht habe, dem Leſer die Umriſſe der Stadt Canton vorzuführen, geleite er mich noch einmal auf einem Spaziergange, auf dem ich nur die Straßen im Auge zu halten gedenke. Faſt alle Details des chineſiſchen Lebens, Sitten, Gewohnheiten und Charakter des Volkes kann man auf der Straße ſtudiren. Die Milde des Klima's und die Beſchränkt-

heit der Häuser in dem übervölkerten Lande verlegt sowohl das öffentliche als das Privatleben größtentheils vor die Thüren und selbst das Innere der Wohnungen liegt dem Blicke fast offen da, weil nur eine Schiebethür oder ein Mattenvorhang die Front theilweise verschließt. So kommt es, daß ein aufmerksamer Beobachter beim Durchwandern weniger Straßen vom Charakter des Volkes mehr kennen lernen kann, als in andern Ländern ein Aufenthalt von einem Monat erlaubt. Viel trägt dazu die große Enge der Straßen bei, die alle Phasen des chinesischen Lebens in die unmittelbare Nähe des Reisenden bringt, der bei jedem Schritte seine Aufmerksamkeit auf einen neuen Punkt gezogen sieht.

Wie in allen Städten gibt es auch in Canton aristokratische Viertel und Straßen, in denen die vornehmern und reichern Classen des Volkes wohnen, während die Aermern ihre traurigen Höhlen in den Vorstädten aufgeschlagen haben. Eine Aristokratie in unserm Sinne existirt jedoch in China nicht. Es gibt zwar einen Adel, jedoch ist derselbe nur bedingungsweise erblich und wird nur als Belohnung für hervorragende Kenntnisse und Dienstleistungen vom Kaiser verliehen. Ein Mandarin der höhern Classen, der sich durch seine geistigen Fähigkeiten aus der Hefe des Volkes zu diesen hohen Ehrenstellen emporgearbeitet, wird dadurch ex officio in den Adelsstand erhoben, und falls sein Sohn in die Fußtapfen des Vaters tritt, erbt er auch dessen Adel und Stellung; ist er jedoch ein Dummkopf, der auf den vorgeschriebenen rigorösen Staatsexamen nicht den Preis davonträgt, und wird sein Name nicht auf den „Tafeln der Ehre" im ganzen Reiche umhergetragen, dann verliert er auch seinen Adel und behauptet eine Stellung in der Gesellschaft nur noch durch sein Vermögen, wenn er solches von seinen Eltern ererbt. Berühmte Vorfahren werfen immer noch einen Glanz auch auf die spätesten Nachkommen und es wird den letztern gewöhnlich leichter werden, Carriere zu machen, als andern, die aus obscuren Familien hervorgegangen, allein stets müssen sie dabei auf eigenen Füßen stehen und sich durch eigene Fähigkeiten auszeichnen. So findet man zum Beispiel in China viele hohe Beamte, die direct von dem Religionsstifter Confucius abstammen, der im Jahre 551 vor Christus geboren wurde. Der Ruhm ihres Vorfahren erleichtert ihre Carriere und das Volk blickt mit Achtung zu den Trägern des hochverehrten Namens empor, allein sie mußten ebenso wie ihre niedriggeborenen Collegen den Anforderungen der Staatsexamen genügen und unter die fünfzig Bestbestandenen zählen, die der wissenschaftliche Reichsrath aus den dreitausend Candidaten, welche jährlich in den Provinzialhauptstädten geprüft werden, auswählt, deren Namen auf die Tafeln der Ehre verzeichnet werden und denen allein der Zutritt zu höhern Staatsstellen offensteht. Ich bemerkte schon früher, daß die Chinesen fast Alles anders wie wir und oft grade entgegengesetzt machen. Dies zeigt sich auch bei der Erhebung in den Adelsstand. Bei uns werden dadurch die Nachkommen geadelt und die Vorfahren bleiben bürgerlich; in China dagegen findet das Umgekehrte statt, das heißt die Vorfahren, und zwar bis zur neunten Generation hinauf, werden geadelt und die Nachkommen bleiben bürgerlich.

Es gibt in China fünf Stände: Die Gelehrten, zu denen alle Beamten zählen, das Militär, die Kaufleute, die Handwerker und die Kulis oder Lastträger. Ueber die beiden erstern habe ich bereits des Nähern gesprochen und von ihnen sieht man auch am wenigsten in den Straßen, desto mehr aber von den Kaufleuten und den übrigen Ständen. Wenn man Canton durchwandert, so glaubt man, es sei nur von Kaufleuten bewohnt. Laden reiht sich an Laden und in manchen Straßen habe ich nicht ein einziges Haus bemerkt, das nicht einen Laden enthalten hätte. Wie fast im ganzen Orient, so sind auch in China die einzelnen Zweige des Handels nach Straßen geschieden. In den vornehmsten der letztern wohnen die Thee- und Seidenkaufleute. Ihre Lager sind sehr sauber und mit vielem Geschmack arrangirt, aber auch hier war Alles schematisirt, Alles nach demselben Modell, von derselben Größe, die Waaren in derselben Ordnung aufgestellt, und wenn man in einen Laden trat, glaubte man in dem gegenüberliegenden das Spiegelbild des ersten zu erblicken. Die Provinz Kwang tung oder Canton producirt selbst weder Seide noch Thee, wenigstens nicht zum Export, war jedoch bis vor Kurzem der Hauptstapelplatz für beide Artikel, weil

es bis zum ersten englischen Kriege 1840 der einzige Europäern zugängliche Hafen war. Seit Eröffnung der übrigen Häfen ist Shangai der Platz für rohe Seide und Fow Rha Fow für Thee geworden. Immerhin wird aber noch in Canton mit Thee ein Bedeutendes und in Seidenmanufacturen das einzige Geschäft in China gemacht. Wir besuchten mehrere Seidenfabriken und machten verschiedene Einkäufe, ohne grade durch Billigkeit der Waaren sehr erfreut zu sein. Die einzelnen Stücke haben sehr unbequeme Dimensionen, 24 englische Yards lang und 24 Zoll breit. Für ein Kleid ist es zu viel, für zwei dagegen zu wenig, und jedenfalls bezahlt man ein solches Stück mit 35 Thalern sehr theuer, wenn ich auch gestehen muß, daß der Stoff brillant war. Die Muster sind größtentheils europäisch und namentlich die einfarbig gemusterten sehr geschmackvoll. Viel preiswürdiger sind die Crepeschals, deren Fabrication wir uns gleichfalls ansahen. Sie werden meistens von Männern gestickt und ihr Preis steigt mit dem Reichthum der Stickereien und der Schwere und Länge der Borte und Franzen. Der Hauptexport findet nach Frankreich statt und der Fabrikherr zeigte uns einzelne im Werthe von 500 Thalern, deren Schönheit unübertrefflich war. Für 25 Thaler bekam man jedoch auch schon sehr werthvolle Stücke und wir begnügten uns bescheidentlich mit diesen. Neben den Seidenwaaren findet man in den Läden die in Europa so beliebte Grasleinwand, ein Gewebe, das an Feinheit den Battist übertrifft, sich durch einen seidenartigen Glanz auszeichnet, sehr haltbar ist und hauptsächlich zu Damentaschentüchern verwandt wird. Man hat das Grasleinen auch gröber: dann wird es vielfach zu Röcken und Beinkleidern für Herren gebraucht und ist sehr billig. Das Feinste haben wir jedoch nur in Canton bekommen können. Das Gewebe ist so außerordentlich zart, daß ein solches Tuch in Wasser gelegt gänzlich verschwindet. Von diesem kostet das Stück, das immer zehn Taschentücher enthält, 6 Dollars oder 9 Thaler. Die Thee- und Seidenhändler sind in China die bedeutendsten Kaufleute und gewöhnlich sehr reich, obwohl sie es weder in ihren Häusern noch sonst im Aeußern zur Schau tragen, weil sie fürchten, dann von den Mandarinen gepreßt zu werden. In Canton besteht eine Art Commerzcollegium, der Cohong, der zwölf Mitglieder zählt, gewisse Privilegien besitzt und früher den ganzen Handel mit den Europäern in Händen hatte. Die Mitglieder werden von den Ausländern Hong = Kaufleute genannt; sie gehören zu den reichsten und angesehensten Leuten Cantons, müssen an die Regierung schweres Geld für ihren Eintritt in die Genossenschaft bezahlen und werden außerdem von Zeit zu Zeit durch die Mandarinen tüchtig geschröpft. Trotzdem streben sehr Viele nach der Ehre, in den Cohong aufgenommen zu werden. Diese Genossenschaft war bis vor fünfzehn Jahren die unersättliche Tiefe, in welche das europäische Silber floß, und man durfte sich daher nicht wundern, daß sich so viele Aspiranten für den Cohong fanden. Jetzt haben sich in den verschiedenen Häfen so viel mehr solcher Tiefen aufgethan, in denen unser Silber verschwindet, und bei dem wachsenden Handel nach China darf es uns nicht unerwartet kommen, wenn jenes Metall stets mehr im Preise steigt, da jährlich Hunderte Millionen nach dem Reich der Mitte gehen, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen, weil die Chinesen alle Importe mit Waaren bezahlen. An eigenen Münzen besitzt China nur zwei: die Taels und die Cash. Erstere sind von Silber, haben den Werth von 2 Thalern 5 bis 10 Silbergroschen (3 Taels = 1 Pfund Sterling), aber existiren nur als Fünf-, Zehn-, Zwanzig-, Fünfzig- und Hundert-Taelstück, in Klumpen von der Form eines Kegels, die sich Jeder selbst gießt, nach dem Gewicht ausgibt und seinen Stempel daraufdrückt. Die Cash sind von schlechtem Messing und die einzige Scheidemünze. Sie haben die Größe eines Zweipfennigstückes und sind in der Mitte durchlöchert, um auf Stränge gezogen zu werden. Nach unserm Geld ist der Werth eines solchen Cash circa $^2/_3$ Pfennig, da 1000 = 1 Thaler sind. Europäer geben sich nie mit dieser Münze ab; für sie existirt als kleinste Scheidemünze nur der Vierteldollar oder in englischen Besitzungen der Sixpence, da die Chinesen wohl fremdes Silber, aber kein Kupfer nehmen. Sonst ist der mexikanische Dollar die beliebteste Münze in China und es ist kaum glaublich, welche Massen davon cursiren. Außer dem mexikanischen nehmen die Chinesen je-

doch auch jedes andere beliebige Silbergeld, das sie dann wiegen und danach den Curs bestimmen. So wurden unsere preußischen Thaler stets für drei Schilling Sterling, also zu ihrem vollen Werthe angenommen, jeder einzelne aber wieder gewogen. Ohne Geldwage findet man keinen chinesischen Kaufmann, sei er auch der ärmlichste Trödler, eben so wenig wie eine Hausfrau oder ein Koch ohne Wage auf den Markt gehen oder etwas kaufen würde. Alles in China wird nach dem Gewicht verkauft, eine gewiß sehr praktische Methode, weil sie den einzig richtigen Maßstab für den wirklichen Werth abgibt. Da jedoch kein Normalgewicht existirt, oder vielmehr keine Aiche, so stimmen fast nie die Wagen der Käufer und Verkäufer überein und es wird selten ein Handel abgeschlossen, dem nicht ein lebhafter Discurs über die Gewichtsdifferenz vorherginge. Nach den Seide- und Theehändlern kommen im Range zunächst die Elfenbein- und Lackwaarenfabrikanten. Die Läden dieser Leute gleichen Raritätencabinets, so sehr reich sind sie an Varietäten der wunderlichsten Formen und Dinge. Wenige der hier zur Schau gestellten Gegenstände haben einen nützlichen Zweck, die meisten sind Spielereien und fancy work. Auf den ersten Blick sieht man aber, daß die Handarbeit in China ungemein wohlfeil sein muß. Da die Chinesen in ihrem starren Festhalten am Althergebrachten jede Anwendung der Maschinen und neuerfundenen Hilfsmittel der Mechanik verschmähen, würden die überaus feinen und kostbaren Schnitzereien in Elfenbein, die lediglich mit der Hand und dem Beistande weniger einfachen Instrumente gefertigt werden, gar nicht zu bezahlen sein, wenn man daran den Werth europäischen Arbeitswerthes legte. Man erschrickt fast, wenn man die Preise erfährt, nicht aber wegen ihrer Höhe, sondern weil sie so niedrig sind und man nicht begreift, wie Menschen für solche Arbeit so schlecht bezahlt werden können. Das Chef d'oeuvre sämmtlicher Läden, die wir besucht, war ein Schachspiel, nicht zum Gebrauch, sondern als Schaustück. Die Figuren standen sämmtlich auf einem Piedestal, dessen untere Hälfte ein solider, mit Arabesken verzierter Block bildete, während die obere aus sechs ineinander ruhenden, vollkommen sphärischen und polirten Kugeln bestand, die ineinander aus einem Stück Elfenbein geschnitten waren. Diese Schnitzereien von ineinanderliegenden Kugeln sind überhaupt sehr beliebt und werden an den meisten Elfenbeinsachen angebracht; die Arbeit daran ist so außerordentlich schön, daß man ihre Entstehung aus demselben Stück Elfenbein nicht glaubt, bis man sich in den Fabriken durch den Augenschein davon überzeugt hat. Der für obiges Schachspiel geforderte Preis betrug 80 Dollars, jedoch konnte man es für 60 Dollars oder 90 Thaler bekommen, so daß mithin die Figur noch nicht einmal auf drei Thaler zu stehen kam. Wie sehr sich auch Jeder von uns nach dem Besitz eines solchen Cabinetstückes sehnte, erlaubten unsere Verhältnisse uns nicht die Aufwendung einer so hohen Summe und wir mußten uns mit Sachen von geringerm Werthe begnügen, die jedoch eben so schön in ihrer Art sind. Ein solcher Laden ist noch schlimmer als eine europäische Spielbank, um das Geld aus der Tasche zu locken. Dort hat man wenigstens die Chance, dann und wann zu gewinnen, hier jedoch bleibt auch nicht ein Pfennig in der Tasche. Mag man sich noch so stark gegen Verführung gewappnet wähnen, hier kann man nicht widerstehen; man kauft, bis man nichts mehr hat, und ärgert sich, daß man nicht mehr besitzt. Armbänder, Broschen, Körbchen, Handschuhkästen und tausend andere ähnliche Sachen sind die verlockenden Sirenen, deren Besitz man vergebens zu widerstreben sucht, und ihre Billigkeit ist ihr unwiderstehlichster Reiz.

Wenn man die Fabriken besucht, in denen diese Sachen gefertigt werden, und sieht, welche Zeit zu ihrer Herstellung erforderlich ist, so kann man nach ihrem Preise leicht berechnen, daß der Arbeiter, der bei uns unter die Künstler zählen würde, höchstens zwei Silbergroschen pro Tag erhält. Davon nährt und kleidet er seine Familie und erobert noch so viel, um wöchentlich einmal im Genuß des Opiums sein elendes Dasein zu vergessen und sich in ein Traumleben hineinzuzaubern, das seine Sinnlichkeit kitzelt und ihm dadurch den höchsten Genuß gewährt, den der Chinese auf dieser Welt sich denken kann.

Man wird bei uns schwerlich begreifen, wie es möglich ist, von einem solchen Lohne mit einer Familie zu existiren, darf jedoch dabei nicht vergessen, daß erstens das Geld

ungefähr den doppelten Werth des unſern hat; daß ferner der Chineſe weniger Anſprüche an das materielle Leben macht und wegen des Klimas machen kann als unſer Arbeiter; und daß endlich die Uebervölkerung des Landes die Bewohner gezwungen hat, zu Nahrungsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die man bei uns nicht kennt und die ſo wohlfeil ſind, daß eine Mahlzeit für zehn Perſonen kaum drei bis vier Pfennige koſtet. So unwahrſcheinlich dies klingen mag, iſt es nichtsdeſtoweniger wahr, und wenn wir von den Chineſen etwas lernen können, ſo iſt es ſicher auf dem Gebiete der Nationalökonomie, inſofern dieſelbe die Nahrungsverhältniſſe des Volkes betrifft. Es iſt eine Lieblingstheorie unſerer modernen Phyſiologen und Chemiker, die Nahrungsmittel nach ihrem Reichthum an nährenden Stoffen zu claſſificiren und den Genuß einer beſtimmten Quantität dieſes oder jenes Stoffes als Bedingung für die Erhaltung der Geſundheit und phyſiſchen Kraft hinzuſtellen. Fleiſch und Brot werden für den Körper als unerläßlich betrachtet, hier in China haben wir aber mindeſtens hundert Millionen Menſchen, die in ihrem Leben weder das Eine noch das Andere genießen, deren faſt einzige Nahrung Reis und Fiſche iſt und die trotzdem nicht nur ſich einer guten Geſundheit erfreuen, ſondern auch im Beſitz einer körperlichen Kraft ſind, wie man ſie bei uns durchſchnittlich nicht findet. Namentlich zeigt ſich dies bei den Kulis oder Laſtträgern. Ich habe bereits erwähnt, daß die Sänftenträger mit einer Perſon ſtundenlang laufen und habe Beiſpiele gehabt, daß 15 Kulis in 24 Stunden 200 Tonnen oder 4000 Centner Kohlen von einem 150 Schritt entfernten Ort in unſer Schiff trugen. — Reis iſt in ganz China das Hauptnahrungsmittel des Volkes und der Süden des Reiches, namentlich aber die Provinz Kwang tung, die Kornkammer für das übrige Land. Sowohl die flachen Niederungen wie die Bewäſſerungsverhältniſſe ſind hier dem Reisbau günſtig und die Production iſt durchſchnittlich ſo groß, daß ſelbſt der ärmſte Chineſe ſich ſeine täglichen drei Mahlzeiten im ungefähren Gewicht von $1^1/_4$ Pfund verſchaffen kann. Die Regierung hat auch durch Anlage von Kornſpeichern in allen Städten auf Mißernten und Abhilfe daraus entſtehender Nahrungsnoth Bedacht genommen, allein trotzdem derſelben nicht immer vorbeugen können. In keinem Lande der Welt hat Hungersnoth das Volk ſo oft und ſo ſchrecklich heimgeſucht, als in dem übervölkerten China; aber zugleich hat dies zur Folge gehabt, daß in China die Natur nichts Eßbares hervorbringt, das nicht auch in der einen oder andern Weiſe als Nahrungsmittel verwendet würde. Was anfänglich die Noth erfand, wurde bald von der Gourmandie ausgebeutet; das jedem Chineſen angeborene Talent zum Kochen wußte durch angemeſſene Zubereitungen den anſcheinend widerlichſten und fadeſten Sachen Geſchmack abzugewinnen, und ſo ſehen wir auf dem Tiſche des reichſten Chineſen Gerichte als Leckerbiſſen figuriren, an die der europäiſch gebildete Geſchmack nicht ohne Schaudern denken kann. Während bei uns ein Diner von zwölf bis fünfzehn Gängen ſchon zu den Heroen ſeiner Art zählt, ſind in China fünfunddreißig bis vierzig Gänge nur etwas Gewöhnliches, und die Varietät der Speiſen iſt ſo unendlich, daß ſelbſt der Kuli für ſeine wenigen Caſh ein Mittagsmahl hält, das an Abwechslung nichts zu wünſchen übrig läßt. Für den Europäer iſt es äußerſt intereſſant, in den Straßen die Läden zu betrachten, in denen Lebensmittel zum Verkauf ausgeboten werden. Da iſt zunächſt der Schlächter, bei dem die vielen fetten Schweine die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Schweinefleiſch, ſo fett als möglich, iſt für den Chineſen, der es erſchwingen kann, ein Leckerbiſſen und ein Schlächterladen bietet ſolches in allen möglichen Formen: gebraten, gekocht, geräuchert und roh, Alles auf das Appetitlichſte und Einladendſte bereitet, denn darin ſind die Chineſen Meiſter. Daneben kommen Ziegen, Schafe und als beſondere Lockſpeiſe für Gourmands gemäſtete Ratten, alle ſo weiß und glänzend raſirt wie der Schädel eines Mandarin, der beim Kaiſer Audienz bekommt. Junge Hunde ſollen gleichfalls ſehr geſucht ſein, jedoch habe ich ſie nie geſehen. Neben dem Fleiſche ſteht in weißen Porcellantöpfen das geronnene Blut der geſchlachteten Thiere, durch ſein Carmoiſinroth angenehm gegen die weißen Gefäße abſtechend, und wird in kleinen quadratiſchen Stücken an Diejenigen verkauft, deren Börſe ſich nicht bis zu dem Fleiſche verſteigen kann. Dann folgen die

Eingeweide, Knochen, Knorpel, kurz was von dem Thiere sich auf irgend eine Weise als Nahrungsmittel ausbeuten läßt, wird ausgestellt und bis zum Abend sicher verkauft. Weiterhin kommt der Geflügelhändler mit allem möglichen zahmen und wilden Federvieh, lebendig, todt, geräuchert, gekocht, gebraten, wie der Käufer es nur zu wünschen vermag. Enten scheinen am beliebtesten zu sein; Kopf und Rückgrat wird herausgenommen und als Leckerbissen für die ärmern Classen reservirt. Von diesen Entenskeletten sieht man geräuchert Tausende in den verschiedenen Läden hängen und man fragt sich, was Menschen mit diesen wenigen Knochen, an denen kaum ein Loth Fleisch sitzt, anfangen. Wie groß muß die Genügsamkeit der Chinesen sein, die sich damit ihre Mahlzeit würzen, wie viel größer noch die Anspruchslosigkeit Jener, die bei dem Fischhändler die Köpfe und das kunstvoll herausgetrennte Gerippe sechs Zoll langer Fische erhandeln, während das von allen Gräten gereinigte Fleisch in die Töpfe des Reichen wandert! Daneben steht der Fruchthändler; seine Waare ist kunstvoll sortirt, reife, unreife, fleckige, angestoßene, halb und ganz faule Früchte sind genau getrennt; in China wird nichts fortgeworfen, Alles findet seine Verwerthung, Alles seinen Käufer. Eben solche Varietäten bietet die Bude des Gemüsehändlers: für die Reichen eine Auswahl des schönsten Kohls, der feinsten Erbsen, Bohnen ꝛc., für den Armen den Abfall an Blättern und Strünken frisch und vergilbt, und in großen Haufen — Seegras, das Hauptnahrungsmittel des chinesischen Proletariats, das den Mangel an Reis ersetzen muß. Dies Seegras wächst in beträchtlichen Quantitäten an den nördlichen Küsten China's, auf dem ganzen japanesischen Archipel und Formosa und wird in großen Massen von dort nach dem Reiche der Mitte geschafft. Es ist schilfartig, die Blätter sind etwa zwei Zoll breit, eine Linie dick, braun und lederartig. Gekocht nimmt es eine röthlichgrüne Farbe an und liefert eine ziemlich consistente gallertartige Masse von einem Geschmack, der nur durch das darin enthaltene Salz überhaupt zum Ausdruck kommt. Da es nur gesammelt und getrocknet zu werden braucht, ist es außerordentlich billig. Ich habe später in Japan die zur Verschiffung fertigen Ballen von hundert Pfund Gewicht gesehen, die das Stück mit 7 Silbergroschen nach unserm Gelde verkauft wurden, und selten bedarf eine chinesische Familie für eine Mahlzeit mehr als ein halbes Pfund dieses Stoffes, da sein Volumen sich durch das Kochen beinahe verfünffacht.

Einen charakteristischen Zug des Straßenlebens in China bilden die ambulanten Küchen, deren Zahl Legion ist und von denen ich eine Species in der vorstehenden Zeichnung (S. 255) gebe. Die letztere ist die Copie einer chinesischen Skizze, treu aus dem Leben gegriffen und könnte, abgesehen von der Perspective, welche bekanntlich chinesische Zeichner nicht kennen, kaum besser gemacht werden. Café restaurants sind in China nicht unbekannt, doch gibt es deren nicht so sehr viele, weil diejenige Classe von Leuten, welche überhaupt die Mittel hat, in den festen Restaurationen zu essen, gewöhnlich eine eigene Häuslichkeit besitzt und der Familienvater selten oder nie den Kreis seiner Lieben verläßt, um in einem Wirthshause zu speisen. Vielmehr liefern jene Garküchen gewöhnlich nur Diners bei festlichen Anlässen, als Heirathen, Niederkünften ꝛc. für die Reichern. Dagegen existirt eine Classe von Millionen Familien und heimathlosen Individuen, Tagelöhnern, deren ganze Habe in einer zerrissenen Schwimmhose und einem Palmenfächer für zwei Pfennig besteht, die die Nacht auf einem Haufen Kehricht oder im günstigen Falle unter einem fremden Schuppen zubringen und die glücklich sind, wenn sie täglich eine Beschäftigung finden, die ihnen einige Cash einbringt. Für diese hauptsächlich sind die ambulanten Küchen eingerichtet, die mit Tagesgrauen ihre Töpfe brodeln lassen und die man noch Nachts um zwölf oder ein Uhr auf den Straßen antrifft, um den Kuli aufzugabeln, der vielleicht spät noch so viel verdient, erbettelt oder gestohlen hat, daß er nach vierundzwanzigstündigem Hunger seinem leeren Magen eine Mahlzeit gönnen kann.

Während aber in den Töpfen und Schüsseln des Kochs vielleicht zwanzigerlei Gerichte kochen oder backen, die für ein paar Cash den Appetit des Gastes reizen, darf man nicht glauben, daß der Koch selbst davon genießt. Sein Frühstück, Mittag- und Abendbrot bildet unveränderlich in Wasser gekochter Reis, den er mit den Eß-

stäbchen in den geräumigen Mund schiebt und vielleicht mit etwas Seegras oder einem gerösteten Fischkopfe würzt. Die Behaglichkeit, welche sich in seinen gerundeten Zügen ausspricht, ist nur das Ergebniß stiller Reflexionen, denen er sich bei dem Genuß seines Mahles hingibt. Wahrscheinlich preist er sich in dem Augenblicke, in dem ihn der Zeichner erfaßt, glücklich, daß er innerhalb der Grenzen eines Reis hervorbringenden Landes lebt, und fühlt dabei eine Genugthung, daß er nicht das harte Schicksal der armen Europäer zu theilen hat, die in ihren Schiffen von Hartbrot, Pökelfleisch und Hülsenfrüchten zu leben gezwungen sind.

Wie anspruchslos und genügsam aber auch die ärmere Volksclasse in China ist, desto extravaganter lebt die reichere. Auf Veranlassung eines uns bekannten Deutschen wurden wir in Hongkong zu einem großartigen chinesischen Essen oder sogenannten Tschau-tschau eingeladen, das in einer der obenerwähnten festen Garküchen von dem Comprador des großen englischen Hauses Jardine und Comp. gegeben wurde. Hierbei hatte ich Gelegenheit, die raffinirte Gourmandie der reichen Chinesen kennen zu lernen, die nach dem Vorbilde des Lucullus sich nicht scheut, für ein einziges der hundert Gerichte, welche die Tafel zieren, mehrere Hunderte, ja Tausende von Thalern auszugeben. Wir waren zu fünf Uhr Nachmittags eingeladen, das Essen begann jedoch erst gegen sieben. Bis dahin wurden wir mit Thee, Papiercigarren, gerösteten Kernen der Sonnenblume und einem Sing Song oder Concerte regalirt, ohne das eine chinesische Festlichkeit nicht gedacht werden kann. Drei Mädchen, zu dem Genus der Harfenistinnen gehörig, wechselten im Gesang ab und wurden von einem Orchester begleitet, das aus zwei Geigen, zwei Guitarren, einer Blechclarinette und einer Art Trommel bestand. Es sei über diese Musik hier nur so viel gesagt, daß die Frauenzimmer, welche übrigens sehr hübsch waren, durch die Fistel kreischten, wie man es bei einem nächtlichen Katzenrendezvous nicht besser verlangen kann, daß von der Anwendung unserer Worte Musik oder Melodie auf diese Töne keine Rede sein kann und daß die übrigen Instrumente sehr ähnliche Laute von sich gaben. Namentlich brachten uns die zweisaitigen Geigen, bei denen sich der Strang des Bogens zwischen den Saiten befand, vollständig zur Verzweiflung, und es war wirklich keine Kleinigkeit, zwei Stunden dies Concert anzuhören, ohne gegen den Wirth unhöflich zu werden. Endlich begann der materielle Theil des Festes. Wir waren acht Deutsche, zwei Chinesen, unser Wirth und einer seiner Freunde, und drei Damen, die oben erwähnten Harfenistinnen, bei Tische, zusammen dreizehn Personen, saßen jedoch sehr enge, da ein Europäer doppelt so viel Platz gebraucht als ein Chinese. Die Stühle waren kleine Sessel mit Marmorplatten, aber ohne Lehne, jeder bekam einen kleinen Teller nebst zwei elfenbeinernen Eßstäbchen und einem kleinen Porcellanlöffel für die Suppe. Messer und Gabel gab es nicht, die Fleischspeisen waren bereits sämmtlich in der Küche in mundgerechte Stücke zerlegt und Jeder nahm sich die Bissen direct aus der Schüssel. Wir hatten uns vorgenommen, kein Gericht unversucht zu lassen, möge es Namen oder Herkommen haben, welche es wolle, und führten unsern Vorsatz treu durch.

Das Entree war Suppe von indianischen Vogelnestern, die auf dem Tische des reichen Chinesen nie fehlen darf. Man spricht bei uns viel von diesen Vogelnestern, ohne sich eine richtige Vorstellung von ihnen zu machen, und ich will deshalb einige Bemerkungen darüber beifügen, wie sie mir unser Wirth gegeben. Die Nester bilden die Wohnungen einer Schwalbenart, Hirundo esculenta, deren Heimath die felsigen Inseln des indischen Archipels sind. Nach China werden sie hauptsächlich von Java und Sumatra eingeführt. Die erstere Insel liefert die besten und jährlich circa 30,000 Pfund in einem Werthe von 300,000 Thalern. Die Nester bestehen aus einer knorpelartigen Substanz, die jedoch bis jetzt noch nicht genügend analysirt ist. Früher hielt man sie für halbverdaute Fische, später ist nachgewiesen, daß die Schwalben weder Fische fangen noch fressen, und in neuester Zeit ist man der Ansicht, daß das Material des Nestes ein aus dem Magen des Thieres sich absondernder Stoff ist. Fische sind es ganz bestimmt nicht, da man weder je eine Gräte findet noch irgend ein kleiner Fisch so hartes knorpeliges Fleisch besitzt, wie das Material des Nestes. Aeußerlich haben sie das Aussehen von den

Vogelnestern, welche man öfters aus den Gradirwerken unserer Soolbäder als Versteinerungen mitbringt. Ihre Farbe ist weiß, etwas in's Röthliche spielend. Ihre Wände sind nicht viel stärker als ein silberner Eßlöffel, ihre Größe gleicht der eines Gänseeies und ihr durchschnittliches Gewicht beträgt ungefähr ein Loth. Getrocknet sind sie sehr spröde und zerbrechlich. Trocken, weiß und rein haben sie den größten Werth und werden dann oft das Stück mit 15 bis 20 Thalern bezahlt. Sie

Chinesische Frauen.

werden in dunkeln Felshöhlen und zwar am ergiebigsten zehn bis zwölf Meilen von der Küste gefunden, und ihr Sammeln ist ein eben so gefährliches Handwerk wie das der Eiderdunen auf den Orkneyinseln, da die Jäger sich oft an Tauen einige hundert Fuß in die Felsspalten hinablassen müssen. Um rein und weiß zu sein, müssen sie eben fertig geworden sein; wenn bereits Eier darin liegen, sind sie weniger gut, und nachdem die Jungen ausgekrochen, in China nicht mehr verkäuflich und nichts werth, da die Chinesen das einzige Volk sind, die sie essen. Sie betrachten die Nester als ein stimulirendes Mittel, wie alle gallertartigen Speisen, deren ihr Küchenzettel unendliche aufweist. Ich hatte mir von diesem kostbaren Gerichte einen ganz andern Begriff gemacht, wurde aber sehr enttäuscht. Ich fand eine ganz gewöhnliche Bouillon, die aber ihren Wohlgeschmack nur dem mit dabei gekochten Fleische verdankte, und darin, wie Nudeln, schmale Streifen einer knorpligen Substanz. Dies waren die zerschnittenen Vogelnester, denen ich mit dem besten Willen keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Nacheinander kamen jetzt unzählige Gerichte, die ohne Ausnahme probirt wurden. Es erschienen nicht weniger als einige dreißig Fleischspeisen, mehrere Suppen, eine beträchtliche Zahl Gemüse, Compots, Salate, Mehlspeisen und andere Zwischengerichte, die sämmtlich äußerst appetitlich und geschmackvoll zubereitet, aber in nicht größerer Quantität vorhanden waren, als daß jeder der Gäste einen bis zwei Bissen bekommen konnte. Von den uns gänzlich unbekannten Gerichten führe ich folgende als die interessantesten an: Haifischflossen, wie die Vogelnester in feine Streifen zerschnitten und diesen sehr ähnlich, das heißt gar nicht schmeckend; Taubeneier mit den Jungen darin, von der Schale befreit, gebraten und in einer sehr wohlschmeckenden Austernsauce schwimmend; Schildkrötenflossen, unserm Kalbsbratengelee sehr ähnlich; gebratene Seeigel von den Fidschiinseln, von den Chinesen sehr hoch gehalten, von den Europäern jedoch nicht sehr geschätzt, da man dabei unwillkürlich an Blutigel erinnert wird; endlich Zwiebeln mit beche de mer, einer gleichfalls aus der See kommenden gelatinösen Substanz, gefüllt, die wahrscheinlich von einer Art Holothurion abstammt. Alle diese Sachen mundeten uns nicht besonders, jedoch wurde im Uebrigen des Guten so viel geboten, daß wir mit Wohlgefallen gesättigt von der Tafel aufstanden, die ohne Pause in drei Stunden endlich überstanden war. An Getränken gab es ziemlich guten Sherry aus europäischen Weingläsern, chinesischen Branntwein oder Sam Tschu aus Porcellannäpfchen von der Größe eines Fingerhuts und ein gräßliches Getränk, das die Etikette Oeil de perdrix, Rheims führte, Champagner sein sollte und aus Biergläsern getrunken wurde. Sherry und Champagner wurde wohl hauptsächlich uns zu Ehren gegeben, da in rein chinesischer Gesellschaft nur der Sam Tschu gereicht wird, den jeder Gast in einer zinnernen

oder ſilbernen Theekanne zur Selbſtbedienung neben ſeinem Couvert vorfindet. Der Sam Tſchu iſt eine Art Arrak aus Reis, mit beſondern Zuthaten deſtillirt, die ihm ſolche Stärke verleihen, daß er ohne Nachtheil für die Geſundheit nur aus den erwähnten Fingerhüten getrunken werden kann. Auf Europäer, die an ſeinen Genuß nicht gewöhnt ſind, wirkt er oft ſchreckenerregend, und man hat vielfache Beiſpiele, daß Matroſen von zwei bis drei gewöhnlichen Schnapsgläſern voll in wahre Tollwuth verfielen, die häufig mit einem Nervenſchlage und plötzlichen Tode endete. So mäßig die Chineſen dem Europäer erſcheinen, weil er ſie äußerſt ſelten betrunken außer dem Hauſe ſieht, eben ſo unmäßig ſind ſie innerhalb ihrer vier Pfähle, und es iſt durchaus nichts Seltenes, daß eine ganze Tiſchgeſellſchaft ſchließlich unter den Tiſch fällt. Wenn der gewöhnlich ſehr ſtarke Appetit der Gäſte durch die reiche Auswahl von Leckerbiſſen hinreichend geſtillt iſt, wendet ſich der Chineſe, der gern jeden Genuß allein ausbeutet, zur Flaſche, und zwar wird derſelben aus einer gewiſſen Scham nie direct, ſondern ſtets auf Befehl einer dritten Perſon zugeſprochen, die als Richter den Trinker zum Leeren ſeines Glaſes verurtheilt. Das bereits erwähnte Tſchai-Mooy-Spiel liefert den Vorwand zum Trinken und bildet ſtets die letzte Scene eines chineſiſchen Diners. Macht irgend einer der Spieler einen Fehler, ſo verurtheilt ihn der Kampfrichter zum Trinken, und dies wird ſo lange fortgeſetzt, bis Richter, Sieger und Beſiegte in bewußtloſer Harmonie von ihren Sitzen taumeln, um ſpäter von ihren Dienern im Schutze der Nacht und einer ſchweigenden Sänfte nach Hauſe gebracht zu werden. Es iſt kaum glaublich, wie viel ein chineſiſcher Trinker vertragen kann, und in welchem Maße bisweilen dem Bacchus gehuldigt wird, mag aus einer Anekdote erhellen, die man ſich von einem Mandarin und renommirten Trinker erzählt. Er trank regelmäßig alle ſeine Gegner unter den Tiſch, ohne ſelbſt je betrunken zu werden. Sein Ruhm drang bis an den kaiſerlichen Hof. Der Sohn der Sonne ließ den würdigen Kämpen kommen und fand den Ruhm beſtätigt; er trank den ganzen Staatsrath, Einen nach dem Andern, über den Haufen. Um genau die Quantität der Getränke zu wiſſen, die der edle Ritter zu ſich nahm, ließ der Kaiſer eine hohle Büſte von ihm aus Porcellan machen, genau von denſelben Dimenſionen wie er ſelbſt, und als er aber-

Ein chineſiſcher Arzt.

mals bei einem Diner zu kämpfen begann, wurde durch den Mund der Statue für jedes Glas, welches das Original leerte, ein eben solches in die Copie gegossen. Da fand sich nun, daß die Statue schon lange voll war und überlief, der Mandarin aber flott weitertrank. Dies flößte dem Sohne des Himmels solchen Respect ein, daß er den Trinker unter die Götter zu erheben befahl, und seit jener Zeit nimmt der würdige Mann einen Ehrenplatz unter den fünfhundert Göttern ein, die mit ihren lebensgroßen Statuen den nach ihnen benannten Tempel in Canton zieren. Ueberhaupt aber wird dem Materialismus nirgends in ausschließlicherer Weise gehuldigt als in China. Neben oder vielmehr hinter dem Jagen nach Geld kennt der Chinese nur Sinnenkitzel und namentlich spielen Zwecksessen eine Hauptrolle in seinem Leben. Ist er reich, so findet er gewiß jeden zweiten Tag einen Vorwand zu irgend einem Festessen, von dem er gewöhnlich besinnungslos fortgetragen wird. Bisweilen wird jedoch auch der Armen dabei gedacht und überhaupt ist Mildthätigkeit ein schöner Zug des chinesischen Charakters, der sich nie verleugnet, weder in der Heimath noch in den fernsten Landen. Ich hatte Gelegenheit, in Singapore, wo 42,000 Chinesen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, einem ihrer Feste beizuwohnen, bei dem allein aus den freiwilligen Beiträgen der Wohlhabenden sämmtliche Arme auf eine Weise gespeist wurden, wie wir in Europa etwas Aehnliches vergebens suchen würden. Die Feier findet alljährlich zum Andenken an die Verstorbenen statt, das bekanntlich in China mit seltener Pietät in Ehren gehalten wird. Am Vorabend war große Illumination; auch sie wurde in einer uns ganz fremden Weise veranstaltet. Vor jeder Thür waren in quadratischer Form eine Masse spitzer Stäbchen in die Erde geschlagen, die in Reihen etwa drei Zoll voneinander standen und auf denen Lichte befestigt wurden. An den Ecken dieser Quadrate, deren Größe sich nach der Fronte des Hauses richtete, brannten außerdem größere Feuer, und diese originelle Beleuchtung gewährte in der dunkeln, mondlosen Nacht einen überaus schönen Anblick, der durch das Sprühen von Millionen kleiner Feuerwerkskörper, die man ohne Unterbrechung vor jeder Thür anzündete, nur noch gehoben wurde.

Am andern Nachmittage waren in allen von Chinesen bewohnten Straßen der Stadt große Tafeln aufgeschlagen und gegen Dunkelwerden strömten von allen Seiten Kulis herbei, die unter der Last von Speisen stöhnten, welche die Tische zu zieren bestimmt waren. In der Hauptstraße stand der größte dieser Tische; da auf seine Ausschmückung unstreitig die größte Kunst und Sorgfalt verwandt war und er die größte Aufmerksamkeit erregte, werde ich ihn näher beschreiben. Er war dreihundert und einige Fuß lang, sechs Fuß breit und buchstäblich so dicht mit Speisen bedeckt, daß kaum ein Zoll Holz hier und dort hervorsah.

Wie in der Auffindung und bestmöglichen Verwerthung von Nahrungsmitteln sind die Chinesen auch in der Bereitung derselben entschieden unsere Lehrmeister, und wenn der selige Vatel, der Leibkoch Ludwig's XIV., ein chinesisches Todtenfest hätte mitmachen können, so würde sein verwundeter Ehrgeiz sich eine viel schmählichere Todesart als die des einfachen Erstechens ausgewählt haben. Zunächst zogen acht bis neun Fuß hohe Pyramiden die Blicke auf sich. Sie schmückten die Seiten der Tafel in Zwischenräumen von sechs bis acht Fuß und waren aus verschiedenen Speisen geformt, die einen aus gebratenen Fischen, die andern aus Hülsenfrüchten, namentlich aus eben aufgekeimten Bohnen, einem Lieblingsgerichte der Chinesen. Wieder andere bestanden aus Backwerk, Geflügel und nur die sich gegenüberstehenden waren aus demselben Material aufgeführt. Am obern Ende der Tafel war ein Tempel improvisirt, in dem verschiedene Bonzen geistliche Lieder sangen und die Verstorbenen einluden, bei dem für sie bereiteten Mahle zu erscheinen. Die beiden Seitenwände des Tempels bildeten zwei vier Fuß hohe Holzgerüste, die links mit einem frisch geschlachteten Schweine, rechts mit einer dito Ziege verziert waren. Beide waren blendend weiß rasirt und sahen äußerst einladend aus. Auf der Tafel selbst sah man die Gerichte systematisch gruppirt und in ihrem Arrangement einen Geschmack und Kunstsinn entwickelt, der die größte Bewunderung erregte. Zuerst kamen die Schweine, deren fettes Fleisch von den Chinesen besonders hochgeschätzt wird und die deshalb auf allen Tafeln den Ehrenplatz behaupten. Man sollte kaum glauben, daß ein und dasselbe Nahrungsmittel in so

mannigfaltiger Geſtalt erſcheinen könnte, aber wir zählten hier nicht weniger als fünfundvierzig verſchiedene Schüſſeln, deren Inhalt eine andere Zubereitung von Schweinefleiſch war. Dann folgten Ziegen, Ratten, Wild, Geflügel, Fiſche, Mehlſpeiſen, Gemüſe und endlich Salate, theilweiſe in geringerer, theils in größerer Vertretung. Eine genauere Beſchreibung würde eben ſo ſchwierig als ermüdend ſein, und ich beſchränke mich nur, die Zahl der Salate anzuführen, die wir der Merkwürdigkeit wegen zählten. Es waren 135, und ich glaube, es gibt kein eßbares Blatt oder keine Frucht in China, die hier nicht in Salatform erſchienen wäre, ebenſo wie ſich jede Farbennuance darin wiederfand.

Das Merkwürdigſte von Allem war aber unſtreitig ein plaſtiſches Kunſtwerk echter, originellſter Art, das als gewaltiger Aufſatz die Mitte des Tiſches zierte. Es ſtellte eine Gebirgslandſchaft vor. Unten am Fuße der Berge lag ein chineſiſches Dorf unter Bäumen verborgen, ein Weg ſchlängelte ſich im Zickzack durch die Felspartien; in einer Grotte auf halber Bergeshöhe lagerten Reiſende, deren Maulthiere vor der Höhle graſten, während mit Schnee bedeckte Gletſcher den Hintergrund bildeten. So weit war weiter nichts Auffallendes als die treue Nachahmung der Natur und die richtige Perſpective, die bei chineſiſchen Gemälden und Kunſtwerken faſt immer fehlt; bei der nähern Betrachtung ſtieß man jedoch ein bewunderndes Ah! aus, wenn man ſah, daß die ganze Landſchaft nur aus Fett, Fleiſch und Knochen gefertigt war, das Laub an den Bäumen war allein natürlich, Zweige und Stämme dagegen wieder Fleiſch und Knochen. Die Grotten beſtanden aus den concaven Rippenſtücken der Ziegen, die Gletſcher waren höchſt natürlich und künſtlich zugleich aus pyramidal geſchnittenen Fleiſchſtücken hergeſtellt, über welche die Netzhaut eines Schweines gebreitet war, und hier und dort bildete ein mächtiger, halbzerſplitterter Schinkenknochen die zackige Spitze einer unzugänglichen Felsklippe. Wahrlich, dies Kunſtwerk wäre eines Ehrenplatzes im Kryſtallpalaſt würdig geweſen, und jedenfalls fehlt unſern Köchen noch unendlich viel, ehe ſie die Culturſtufe ihrer chineſiſchen Collegen erreichen, die hier ein blendendes Zeugniß ihrer Geſchicklichkeit und ihrer Kunſt abgelegt hatten. Als die Bonzen ſich nach dreiſtündigem unaufhörlichen Singen mit obligater Begleitung von Geigen und Trommeln überzeugt zu haben glaubten, daß die Verſtorbenen ihrer Einladung für heute kein Gehör ſchenken würden, packten ſie ihre Siebenſachen zuſammen und gaben damit das Zeichen zur Beendigung des Feſtes. Alsbald erſchien eine Schaar Kulis und trug die Speiſen ab, die jetzt in den Häuſern der Bezirksvorſteher an die ihnen überwieſenen Armen ausgetheilt wurden. Gewiß iſt an dieſem Abend kein Chineſe ungeſättigt geblieben. Wie aber die Geber des Mahles ſich es in ihren Häuſern wohl ſein ließen, ging deutlich daraus hervor, daß am folgenden Tage faſt ſämmtliche chineſiſche Läden geſchloſſen waren, weil ihre Beſitzer ſich den Magen verdorben hatten.

Nehmen wir nach dieſer kleinen Abſchweifung unſern Spaziergang wieder auf, ſo gelangen wir in das Quartier der Schuhmacher. Eine chineſiſche Schuſterwerkſtatt hat vor den unſern viel voraus. Da beleidigt kein Geruch von Pech oder Leder unſere Naſe und man ſieht keine von Wichſe und ſonſtigen Zuthaten beſchmutzten Kleider und Hände der Arbeiter. Alles iſt hier einladend ſauber und nett, denn der Chineſe verwendet äußerſt wenig Leder zu ſeinem Schuhwerk. Die obern Theile beſtehen aus Baumwollenzeug, Seide, Atlas oder Sammet und die Sohlen aus mehreren Lagen von dickem Filz. Der Schuh iſt das Zeichen für den anſtändigen oder wenigſtens für den wohlhabenden Mann. Der Kuli oder gewöhnliche Arbeiter trägt nie Schuhe, ſondern höchſtens die Sandale. Sie iſt von Stroh gemacht und wird mit Strohbändern auf dem Fuße befeſtigt. Die größere der beiden Arten von Frauenſchuhen wird von den Tatarinnen, die kleinere Art von den Chineſinnen getragen. Erſtere laſſen dem Fuße ſeine natürliche Geſtalt, die Letztern verſtümmeln ihn auf eine grauſame und für uns Europäer ekelhafte Weiſe. Der Hacken wird durch Zwangsmittel aller Art zuſammengeſchnürt, nur Zehen und Ballen ſtecken im Schuh, und wo es gelungen iſt, den Hacken zu beſeitigen, ſcheint die Dame auf den Beinſtümpfen zu gehen. Wie ein Frauenzimmer mit dieſen Füßen überhaupt zu gehen vermag, bleibt mir immerhin ein Räthſel, obwohl ich genug und zwar ſehr ſchnell da-

mit wandern sah; jedenfalls zeugt es aber von einem höchst verdorbenen Geschmack der chinesischen Dichter, einem solchen verunstalteten Klumpfuße das Epithet „goldene Lilie" beizulegen. Viel eher würde es dort auf den natürlichen Fuß passen, der selbst bei der barfuß gehenden niedern Classe der Chinesinnen so klein und allerliebst ist, daß er bei den meisten europäischen Damen Neid erregen würde (S. 262).

Nehmen wir jetzt von den Schuhmachern Abschied und setzen unsere Wanderung durch die engen Straßen fort, so begegnen wir außer den Kulis, die im Hundetrab und in allen Tonarten ihr Hoi, hoi — Platz, Platz — schreiend unter ihren Lasten keuchen, fast alle zwanzig Schritte einem Manne, der an einem Bambusstabe in einer eisernen Trommel ein Kohlenbecken trägt, auf dem ein glänzend polirtes Messingbecken ruht, während am andern Ende des Stabes als Gegengewicht ein eben so blanker Theekessel hängt. Seine ganze äußere Erscheinung ist armselig, aber proper, der Zopf hängt nach neuester Mode geflochten genau bis auf die Ferse, der Schädel glänzt wie der Vollmond und bisweilen trägt er nicht nur Schuhe, sondern sogar lange Beinkleider und weiße Strümpfe. Sein Gang verräth die größte Eile, bis er endlich vor einem Hause stehen bleibt und die Ohren spitzt, weil die lauten Töne eines Zankes herausschallen; dann eilt er weiter, mit Auge und Ohr jede Tagesneuigkeit und jeden Scandal aufschnappend. Dieser Mann ist ein Exemplar der 10,000 lebendigen Zeitungen, die während des Tages in Canton umhören und durch welche das Volk von denjenigen Sachen unterrichtet wird, welche die officielle Staatszeitung, das einzige öffentliche Blatt in China, nicht druckt. Mit einem Worte, der Mann ist ein Barbier, der im Reich der Mitte, obwohl er zum Proletariat zählt und mit den Kulis rangirt, eine bedeutendere Rolle spielt als seine Collegen in Europa, weil kein Chinese sich selbst rasiren kann; in China existiren aber fünfzig Millionen männliche Individuen, denen täglich, und andere hundertundfünfzig Millionen, denen mindestens wöchentlich einmal die Köpfe gewaschen und rasirt werden, und man kann schon daraus abnehmen, welche — wenigstens der Zahl nach — bedeutende Zunft die Barbiere bilden. Sitten und Gebräuche sind in den einzelnen Provinzen China's oft ungemein verschieden. Während die Barbiere im Norden des Landes ihre festen Wohnungen haben, die sie nicht verlassen und zu denen sich jeder Kunde selbst bemühen muß, findet in Canton grade das Gegentheil statt. Hier sind die Bartkünstler stets unterwegs und der Theekessel mit Kohlen und Wasserbecken bildet nebst einem Kamm, einer Striegel und einem zwei Zoll langen Rasirmesser von der Form eines gleichschenkligen Dreiecks ihr Handwerkszeug. Seife kennt der chinesische Barbier nicht, eben so wenig irgend einen jener mehr oder minder kostbaren Cremes, welche die europäischen Coiffeurs ihren Kunden zum Einweichen des Bartes empfehlen. Sein eben so einfaches als sicheres Mittel zu diesem Zwecke ist Wasser, das er in seinem Kessel erwärmt und so heiß als möglich applicirt. Dadurch allein gelingt es ihm, die borstenartigen Stoppeln des chinesischen Haupthaares mit einem Messer zu entfernen, das nur aus einem Stückchen Eisen besteht und dessen höchster Preis zwei Silbergroschen beträgt. Der tadellos glänzende Kopf eines rasirten Kunden gibt aber den Beweis, daß das Mittel probat ist. Bärte tragen die Chinesen nur in einem gewissen Alter, nämlich wenn sie Großväter geworden sind, und dann auch nur Schnurrbärte. Der Barbier hat aber nichts damit zu thun, da Jedermann sich den ohnehin schwachen Bart mit Zangen selbst ausrupft. Dagegen gehört das Flechten des Zopfes, dem durch falsches Haar und Stränge von schwarzem Seidenband die erforderliche Länge gegeben wird, zu seinem Geschäfte und ebenso das Kneten der Glieder, wie es in den türkischen Badstuben geschieht und das für den Körper eine äußerst wohlthuende Empfindung mit sich bringen soll. Um diesen Zustand möglichst zu verlängern und zu erhöhen, begibt sich der frisch rasirte und gekneted Chinese in seine Opiumnische, die sich in jedem anständigen Hause befindet, streckt sich auf eine Matte nieder, schiebt ein Kopfkissen von Porcellan unter sein Haupt und läßt die narkotischen Dämpfe mit Wollust durch Mund und Nase strömen. Die Opiumpfeifen bestehen aus einem Bambusrohre mit weiter Bohrung, der Kopf ist aus Messing, seine Oeffnung jedoch nicht größer als ein Nadelkopf. Der Opium befindet

ſich als eine ſchwarze, zähe und klebrige Maſſe in den kleinen Büchſen. Mit einer eiſernen Nadel, deren unteres Ende in einem Knopfe endigt, wird ein Tropfen des Opiums aus dem Gefäße geholt und derſelbe über die Flamme einer kleinen, mit Glaskugel verſehenen Lampe gebracht. Durch die Hitze wird er gereinigt, indem aller Schmutz verbrennt und nur das eigentliche Narcoticum zurückbleibt. Dieſer Reſt wird nun auf die Oeffnung des Pfeifenkopfes geſchmiert, über der Lampe angezündet und iſt nach drei Zügen aus der Pfeife bis auf ein ſehr geringes Reſiduum verſchwunden, das mit der kleinen Schaufel entfernt wird, um einer neuen Doſis Platz zu machen. Den Rauch behält der Chineſe eine Zeit lang im Munde und läßt ihn dann durch die Naſe fortgehen. Die Zahl der hintereinander verrauchten Opiumportionen richtet ſich hauptſächlich nach dem Vermögenszuſtande des Rauchers. Es iſt nichts Seltenes, daß reiche Leute täglich für vier bis fünf Thaler verrauchen, was ungefähr hundert Pfeifen oder dreihundert Züge ſein würden. Wie allgemein aber auch das Rauchen in den untern Volksclaſſen und namentlich in den europäiſchen Colonien iſt, wo die Chineſen viel Geld verdienen, mag daraus erſehen werden, daß in Singapore der Opiumpächter monatlich 35,000 Dollars an die engliſche Regierung für die Erlaubniß bezahlt, auf der Inſel den Detailhandel mit Opium treiben zu dürfen. Die alleinigen Conſumenten ſind aber die Chineſen, deren auf Singapore 42,000 leben. Es kommen mithin auf den Kopf jährlich 10 Dollars oder 15 Thaler allein an Opiumſteuer. Ich erinnere mich nicht mehr, wie hoch dieſelbe iſt, jedoch dürfte ſie kaum 25 Procent überſchreiten, ſo daß alſo 5 Thaler als Minimum gerechnet werden können, die jeder Chineſe monatlich verraucht. Bedenkt man aber, daß Engliſch-Indien allen Opium producirt und zieht man in Betracht, daß das ganze China mit ſeinen 300 Millionen Einwohnern von dorther verſehen wird, ſo hat man an obigen Zahlen einen ungefähren Maßſtab für die Unſummen, welche der Opiumhandel England abwerfen muß, und wird es ſehr erklärlich finden, weshalb England ſo wenig geneigt iſt, die gegenwärtige tolerante Mandſchudynaſtie durch Tai Ping Wang verdrängen zu laſſen, deſſen Programm „Nieder mit dem Opium“ lautet.

Mit chirurgiſchen oder ärztlichen Geſchäften hat der chineſiſche Barbier nichts zu thun. Dieſelben fallen in ihrem ganzen Umfange der Zunft der Aerzte anheim, deren es in China eine Menge gibt. Dieſe Aerzte ſtudiren weder, noch ſind ſie wiſſenſchaftlich gebildet, noch kümmert ſich der Staat um ſie oder fordert er von ihnen irgend eine Garantie für Ausübung ihrer Kunſt. Vielmehr ſtellt er es jedem ſeiner Unterthanen anheim, ſich einen Arzt zu wählen. Tragen ſie Schaden davon, ſo iſt es ihre eigene Schuld (S. 263).

Trotzdem wird die Heilkunſt in China als eine Wiſſenſchaft angeſehen und nach traditionellem Herkommen und ſtreng innegehaltenen Regeln gehandhabt. Es gibt auch viele Quackſalber, die auf das Gerathewohl curiren; aber wer ſich den Händen eines chineſiſchen Arztes vertraut und nicht geheilt wird, kann ſich wenigſtens ſicher darauf verlaſſen, daß er nach allen Regeln der Kunſt vom Leben zum Tode gebracht wird.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Mikroſkops.

Von

F. Dippel.

Die älteſte Geſchichte des Mikroſkops iſt in vollſtändiges Dunkel gehüllt. Weder die Zeit ſeiner Erfindung noch der Name ſeines Erfinders iſt mit Beſtimmtheit zu ermitteln.

In ſeiner allereinfachſten Form, wo es nur eine aus Glas oder einem andern durchſichtigen, lichtbrechenden Körper beſtehende Kugel oder Linſe darſtellt, mag es ſchon den älteſten Culturvölkern des Oſtens bekannt geweſen ſein. Waren dieſe doch ſchon Meiſter in der Kunſt des Glas- und Steinſchleifens und kommen unter den von ihnen aus durchſichtigen Edelſteinen, namentlich auch aus Bergkryſtall geſchliffenen Kunſtgegenſtänden kugel- und linſenförmige Formen vor. Finden ſich doch ferner unter den von ihnen geſchnittenen Steinen ſo fein

ausgeführte Arbeiten, daß zu vermuthen ist, es seien dieselben nicht mit bloßem Auge, sondern mit Hilfe von Vergrößerungsmitteln ausgeführt. Von Osten her wanderte die Kunst des Glas- und Steinschleifens nach Griechenland und Italien. Bei den Schriftstellern der Griechen und Römer finden sich denn auch entschiedenere Beweise dafür, daß ihnen schon frühe die zündende Kraft der Glaskugeln, mochten sie nun massiv oder hohl und mit Wasser gefüllt gewesen sein, bekannt war. Auch war ihnen die Kenntniß der vergrößernden Kraft erhaben geschliffener Gläser und durchsichtiger Edelsteine nicht entgangen. So spricht zum Beispiel Aristophanes in seinen Wolken von einer zündenden Kugel (oder Linse?), durch welche man mittelst der Sonnenstrahlen ein in der Nähe ihrer Oberfläche befindliches Papier entzünden konnte. Die Vestalinnen zündeten mittelst Brenngläser ihre Feuer an. Plinius der Jüngere erwähnt gleichfalls die zündende Eigenschaft der Glaslinsen. Aus den Schriften dieses Naturforschers geht auch fast mit Sicherheit hervor, daß sich der kurzsichtige Nero eines hohlgeschliffenen Smaragdes gleichsam in der Art einer Brille bedient habe. Seneca, der im Anfang des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung lebte, spricht ganz bestimmt davon, daß kleine Gegenstände durch eine mit Wasser gefüllte Glaskugel deutlicher und größer gesehen werden als mit bloßem Auge. Auch der im folgenden Jahrhundert lebende berühmte Alexandrinische Astronom Ptolemäus, der schon mit den Gesetzen der Strahlenbrechung bekannt war, soll das Vergrößerungsglas gekannt haben. Vom zweiten Jahrhundert an findet sich indessen einen Zeitraum von tausend Jahren hindurch keine einzige Spur mehr vor, durch welche das über dem Mikroskop herrschende Dunkel aufgehellt zu werden vermöchte. Erst der um das Jahr 1100 lebende arabische Gelehrte Alhazen Ben Alhazen spricht einmal wieder von der vergrößernden Kraft erhaben geschliffener Gläser. Er sagt in seiner Optik, daß ein Gegenstand, welcher sich dicht an der ebenen Fläche eines mit seiner gewölbten Seite dem Auge zugekehrten Glaskugelabschnittes befinde, vergrößert dargestellt werde, schildert also die Wirkung einer planconvexen Linse. Während dieser Zeit und noch lange nachher scheint die Kenntniß der Vergrößerungsgläser und die Kunst, dieselben herzustellen — wie Kunst und Wissenschaft überhaupt — ihren Sitz vorzugsweise in den Klöstern gehabt zu haben. Wenigstens ist es ein Mönch, welcher im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat, dem wir aus jenen Zeiten ausführlichere Nachrichten über unsern Gegenstand verdanken. Roger Baco zeichnete sich unter einer dummen, stumpfsinnigen Umgebung durch seine Kenntniß von der Natur und ihren Erscheinungen rühmlichst aus. In Folge hiervon wurde er denn auch, wie das in jenen düstern, glaubensfanatischen Zeiten so oft der Fall war, der Zauberei beschuldigt und Jahre lang in den Mauern eines dumpfen Kerkers so zu sagen lebendig begraben. Er kannte und beschreibt den Gebrauch der Linsen nicht nur im Allgemeinen, sondern hatte auch eingesehen, wie nützlich dieselben Personen von hohem Alter oder schwachem Gesichte werden könnten; endlich versuchte er auch, mehrere Linsen zu zusammengesetzten Instrumenten zu verbinden. Ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts berichtet, Baco habe zu Oxford ein Glas geschliffen, durch welches man so wunderbare und außerordentliche Dinge gesehen, daß seine Wirkung allgemein der Macht des Teufels zugeschrieben worden sei. Daß Baco auch der Erfinder der Brillen sei, ist nicht wahrscheinlich, da die von ihm zum Auflegen auf oder zum Nahehalten an die Schrift empfohlenen Gläser nur eine kurze Brennweite gehabt hatten, während diejenigen, welche zu Brillen verwendet werden sollen, eine große Brennweite besitzen müssen. Jedenfalls aber fällt die Erfindung derselben in die Zeit kurz vor oder nach seinem Tode. Bekannt wurde die Kunst des Brillenschleifens gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch den Pisaner Pater Alexander de Spina, welcher dieselbe nach glaubwürdigen Zeugnissen dem Florentiner Armati, dem wahrscheinlich ersten Brillenverfertiger, abgelernt hatte. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts verbreitete sich die Brillenschleiferei immer weiter und wurde zu einem eigenen Gewerbe erhoben, welches man fast an allen nur einigermaßen bedeutenden Orten ausübte. Diese allgemeine Ausbreitung der Kunst, Glaslinsen zu schleifen, führte aber zur Entdeckung der beiden für die Naturforschung so bedeutend gewordenen Instru-

mente Fernrohr und Mikroskop. Wie man mittelst des erstern eifrig die unbekannten Himmelsräume zu durchspähen begann, so versuchte man mittelst des letztern einzudringen in die Geheimnisse der organischen Welt. Zwar war die Theilnahme, welche man der Himmelsforschung zuwendete, weit überwiegend, aber es gestalteten sich doch schon damals die nicht zu verachtenden Keime zur Wissenschaft der organischen Gestaltungslehre.

Um die Ehre der Erfindung des Mikroskops streiten sich noch bis auf den heutigen Tag Italiener und Holländer. Von erstern nimmt der Neapolitaner Fontana (1618) dieselbe für sich in Anspruch, während der Mathematiker Viviani in seiner Lebensbeschreibung Galilei's diesen als Erfinder nennt. Schon im Jahre 1612 soll derselbe dem König Sigismund von Polen ein zusammengesetztes Mikroskop zum Geschenke gemacht haben, zu dessen Vervollkommnung er nicht weniger als zwanzig Jahre bedurft habe.

Von den Holländern wird häufig dem Cornelius Drebbel aus Alkmar, Hofmathematiker des Königs Jakob I. von England, diese Erfindung zugeschrieben. Aus den schriftlichen Erklärungen von Wilhelm Boreels, Pensionarius von Amsterdam, eines Zeitgenossen von Drebbel, sowie aus andern Urkunden geht jedoch mit Sicherheit hervor, daß nicht er, sondern die beiden Middelburger Brillenschleifer Hans und Zacharias Janssen (Vater und Sohn) Diejenigen waren, welche gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die ersten zusammengesetzten Mikroskope verfertigten, von denen eines der Statthalter Prinz Moritz, ein anderes der Erzherzog Albert von Oesterreich zum Geschenk erhielten. Diese Mikroskope, deren innere Einrichtung nicht einmal bekannt ist, bestanden aus einer einen Zoll weiten Röhre von vergoldetem Kupfer, getragen von drei messingenen, in der Form von Delphinen gearbeiteten Pfeilern, welche auf einer Scheibe aus Ebenholz befestigt waren, auf der zugleich die Vorrichtung zum Festhalten der zu betrachtenden Gegenstände angebracht war. Zwar waren diese Instrumente, nach deren Muster man sowohl in Holland (Drebbel) als in Italien (Galilei) ähnliche baute, in ihrer Construction noch wenig von dem Teleskope verschieden und ziemlich unvollkommen, aber sie öffneten doch der Betrachtung und Beobachtung ein ganz neues, noch unbebautes Feld. Zu verwundern ist es nur, wie dennoch lange Jahre hingehen konnten, ehe das Instrument zur allgemeinen Kenntniß der Männer der Wissenschaft gelangte und zu eigentlich wissenschaftlichen Untersuchungen benutzt wurde. In dieser Beziehung gebührt nun Italien der Ruhm, die ersten Früchte des Forscherfleißes zum Gewinne der Wissenschaft zu Tage gefördert zu haben, während unsern nordischen Gelehrten, wie zum Beispiel dem großen Kepler, das Mikroskop völlig unbekannt geblieben zu sein scheint. Nachdem erst 1624 durch Vermittlung Drebbel's und Galilei's das Mikroskop in Rom bekannt geworden war, untersuchte schon 1625 der dortige Gelehrte Francesco Stelluti verschiedene Theile der Honigbiene mittelst desselben und machte seine Beobachtungen durch eine in demselben Jahre erschienene Schrift bekannt. Derjenige Forscher, welcher zuerst einen ausgedehntern Gebrauch von dem neuerfundenen Instrumente machte, war Robert Hooke, Professor der Mathematik und Secretär der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Im Jahre 1665 gab er seine von dreißig Tafeln begleitete Mikrographie heraus, in der er seine Beobachtungen über Structur des Pflanzen- und Thierkörpers niederlegte und die denn auch mit wohlverdienter Bewunderung aufgenommen wurde. Hooke hatte sich sein Mikroskop mit eigener Hand gebaut. Es bestand aus vier ausziehbaren Röhren und hatte eine kleine Objectivlinse, eine Mittellinse und ein Ocular. Erstere konnte mittelst eines Schraubendrahtes dem Objecte genähert oder von demselben entfernt werden. Damit war denn der erste Anfang zu einer Vorrichtung für die Einstellung gemacht. Die Beleuchtung geschah mittelst auffallenden Lichtes und zwar bediente sich Hooke zu diesem Zweck einer einfachen Lampe, deren Licht durch eine mit Wasser gefüllte Glaskugel und eine erhabene Linse auf dem Gegenstand concentrirt wurde. Gleichzeitig mit Hooke lebten die Italiener Divini, Campani und Salvetti, welche ebenfalls zu jener Zeit berühmte Mikroskope verfertigten. Divini setzte seine Oculare schon aus zwei planconvexen Linsen zusammen, welche sich mit der Mitte ihrer convexen Oberflächen berührten. Hierdurch bewirkte er die schon

früher (Bd. 9, S. 522) besprochene Ebenung des Gesichtsfeldes, so daß die von seinem Mikroskope erzeugten Bilder der Objecte nicht mehr wie bei den frühern verbogen, sondern gradflächig erschienen. Die Vergrößerung, welche man mittelst dieser noch sehr unvollkommenen Instrumente zu erreichen im Stande war, betrug zwischen 40 bis 150 mal die lineare Ausdehnung des betreffenden Gegenstandes und dabei waren die Bilder noch ziemlich mangelhaft. Dennoch besitzen wir ganz vortreffliche Arbeiten, welche mittelst derselben ausgeführt worden waren. So erkannte schon der Engländer Henschaw die Gefäße in dem Holze des Wallnußbaumes und Lisser die sogenannten Milchsaftgefäße in Mark und Rinde der Pflanzen. Nehemias Grew, Hooke's Nachfolger in dem Secretariate der königlichen Gesellschaft, legte durch seine, in Anbetracht der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel bewundernswerthen Untersuchungen über die verschiedenen Theile des Pflanzengewebes und deren Verbreitung durch Stamm und Wurzel den Grund zur Pflanzenanatomie. Gleichzeitig mit ihm arbeitete über den gleichen Gegenstand Marcello Malpighi, Professor an der Universität zu Bologna. Dieser beschäftigte sich aber auch eifrig mit der thierischen Anatomie, und er ist es, welcher die Circulation in den Haargefäßen der Schwimmhaut zwischen den Zehen des Froschfußes entdeckte.

In diese ersten Zeiten des Bekanntwerdens zusammengesetzter Mikroskope fällt auch schon der in neuerer Zeit mehrfach wiederholte Versuch, sogenannte binoculare Mikroskope zu construiren, um mit beiden Augen zugleich beobachten zu können. Weit wichtiger für den Fortschritt in der Mikroskopie sind indessen die Bestrebungen, das Objectiv so zu verbessern, daß möglichst scharfe und farbenfreie Bilder erzielt wurden. So vereinigte schon unser Landsmann Sturm aus Nürnberg im Jahre 1672 eine planconvexe und eine biconvexe Linse, ebenso zwei biconvexe Linsen von verschiedenen Krümmungshalbmessern zu einem Objective. Ferner fertigte man Linsen mit paraboloischen oder hyperboloischen Flächen an, um die sphärische Abweichung zu beseitigen; allein da die Ausführung solcher Flächen nach der theoretisch geführten Berechnung zu großen Schwierigkeiten unterlag, wurde der bezweckte Erfolg nur unvollständig erreicht. Besser führte der von Huyghens empfohlene Weg, Linsen von kürzerer Brennweite anzufertigen und deren Oeffnung zu verkleinern, zum Ziel. Trotz dem Allen wollte es aber nicht gelingen, das Mikroskop auf eine solche Stufe zu bringen, daß es den von den Naturforschern an es gestellten Anforderungen entsprechen konnte. Es wendeten sich daher die Letztern mehr und mehr dem einfachen Mikroskope zu und überließen das zusammengesetzte Solchen, die sich mehr der Kurzweil halber mit Betrachtung mikroskopischer Gegenstände befaßten.

Man hatte dieses zu gleicher Zeit mit dem zusammengesetzten Mikroskope anfertigen gelernt und es gab davon schon mancherlei Formen. Am bekanntesten geworden sind die sogenannten Mikroskopbüchschen, welche sich in Ledermüller's früher ziemlich verbreiteten „mikroskopischen Gemüths- und Augenergötzungen" abgebildet finden, dann eine noch jetzt bei herumziehenden Brillenverkäufern anzutreffende Form, wo die in einen Ring gefaßte Linse auf einem Säulchen ruht und das Object, wie zum Beispiel irgend ein kleines Insect, auf einer Spitze befestigt wird, die sich hinter der Linse in deren Brennpunkt befindet. Diese Instrumente, welche unter dem Namen Floh- oder Mückengläser bekannt waren, dienten indessen keineswegs ernsterer Forschung, da ihre Vergrößerung zu unbedeutend, ihre ganze Einrichtung viel zu mangelhaft war und ihnen namentlich auch jede Vorrichtung fehlte, um Object und Linse in gehörigen Abstand voneinander zu bringen. Erst Leeuwenhöck, dieser treffliche Beobachter, gab dem einfachen Mikroskop eine solche Einrichtung und versah es mit solchen Linsen, daß es fernerhin zu wissenschaftlichen Beobachtungen verwendet und durch seine Leistungen die des zusammengesetzten Mikroskops tief in Schatten stellen konnte. Leeuwenhöck's Instrumente waren jedoch ihrer ganzen Einrichtung nach noch immer höchst einfach. Die Linsen waren in einem Loche zwischen zwei silbernen oder messingenen, rechteckigen Platten befestigt; hinter denselben befand sich ein kleiner Objecttisch, der mittelst einer Schraube auf und ab, mittelst einer zweiten horizontal bewegt werden konnte, um das Object, welches auf einem kleinen beweglichen Stift angebracht wurde, in die ge-

hörige Höhe und dann in den Brennpunkt der Linse zu bringen. Wollte man durchsichtige Gegenstände untersuchen, so mußte das Instrumentchen in der Hand und gegen das Licht gehalten werden. Für Beobachtungen mittelst auffallenden Lichtes hatte Leeuwenhöck schon kleine, den Lieberkühn'schen ähnliche Spiegelchen construirt, so daß also er als Erfinder dieses kleinen Beleuchtungsapparates genannt zu werden verdient. Seine Linsen — und er hat deren eine nicht kleine Menge zu mehr als zwanzig verschiedenen Mikroskopen gefertigt — schliff sich Leeuwenhöck stets selbst und zwar sowohl aus Glas als auch aus Bergkrystall. Die durch sie erreichten Vergrößerungen reichten von 40- bis zu 270mal linear. Daß die durch sie erzeugten Bilder deutlich und hell gewesen, dafür liefern Leeuwenhöck's vortreffliche, kaum übertroffene Beobachtungen über den innern Bau von Pflanzen und Thieren, welche in einer Reihe von Briefen an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London niedergelegt sind, den besten Beweis. Den von dem Genannten angebahnten Weg schlugen nun die meisten spätern Mikroskopenverfertiger mit mehr oder weniger Glück ein. Eines besondern Rufes genoß Muschenbröck, welcher die von Swammerdam zu seinen Beobachtungen über die Anatomie der Insecten benutzten Instrumente verfertigte. Von ihm ging auch der erste Versuch zur Vervollkommnung der mechanischen Theile des einfachen Mikroskopes aus. Auf einem eigenen Fuße brachte er einen Tisch an, auf dem sich die nach allen Seiten beweglichen Vorrichtungen zur Aufnahme der Linsen und des zu untersuchenden Gegenstandes befanden. Lange Zeit wendete man vorzugsweise diesen mechanischen Einrichtungen das Hauptaugenmerk zu. Namentlich wurden mancherlei Einrichtungen ersonnen, um das Object in die entsprechende Stellung gegen die Linse und genau in den Brennpunkt zu bringen. So unzureichend auch dieselben bei dem niedrigen Standpunkte, auf dem sich die praktische Mechanik bis etwa zur Mitte des vorigen Jahrhunderts befunden hat, noch sein mochten, so kann man doch nicht umhin, das Sinnreiche mancher derselben vollständig anzuerkennen. Doch mit alle diesen Bestrebungen war noch lange nicht genug geschehen, um das einfache Mikroskop für alle die feinern Untersuchungen tauglich zu machen, welche sich nach und nach in den Kreis der Beobachtung drängten. Vorzüglich empfand man neben andern Unvollkommenheiten auch den Mangel einigermaßen bedeutender Vergrößerungen, ohne welche doch eben ein oder der andere Gegenstand der Untersuchung nicht bis in's Genaueste verfolgt werden konnte. Man bemühte sich demzufolge, immer kleinere und schärfere Linsen zu schleifen, ohne daß man jedoch, namentlich was Schärfe und Deutlichkeit des Bildes betraf, weit über die Leistungen Leeuwenhöck's hinausgekommen wäre. Es mußte daher nach andern Mitteln gegriffen werden, um diese gleichwichtigen Zwecke zu erreichen. So wurde denn das schon von Hooke angegebene Verfahren wieder aufgenommen, statt der geschliffenen Linsen geschmolzene Glaskügelchen für das einfache Mikroskop zu benutzen. Und in der That ließ der Erfolg für einstweilen wenig zu wünschen übrig, denn man brachte es nach und nach dahin, Glaskügelchen anzufertigen, welche bei einer 300- bis 800-fachen Vergrößerung gute Bilder lieferten und ein gar nicht unbedeutendes unterscheidendes Vermögen besaßen. Auch führten die noch immer fortgesetzten Versuche im Schleifen kleiner Linsen im Laufe der Zeit zu günstigern Resultaten, indem man dazu gelangte, die Vergrößerungen bis auf 300- und mehrfache steigern zu können, ohne daß dem Bilde wesentlich geschadet wurde. Daß bei so starken Gläsern aber die frühere einfache Beleuchtungsweise durch einfaches Tageslicht nicht ausreichen konnte, ist leicht einzusehen. Der Beleuchtungsapparat mußte also zunächst verbessert werden. Anfangs verwendete man noch einzig erhaben geschliffene Linsen, um das Licht auf dem Gegenstand zu concentriren, und ging dann später zu dem auch bei dem zusammengesetzten Mikroskope angewendeten Hohlspiegel über, oder vereinigte Spiegel und Linse. Diese zusammengesetztere optische Einrichtung, sowie das Bedürfniß, bei den stärkern Linsen eine immer vollkommenere Einstellung zu erreichen, machten aber wiederum weitere Fortschritte in dem mechanischen Bau nothwendig. Das einfache Mikroskop wurde jetzt nach und nach mit einem passenden Stative versehen, ähnlich denen, wie wir sie noch heute bei den einfachern Instrumenten dieser Art finden.

An einer Säule befand sich über dem Fuße (wozu häufig der Kasten diente) der Beleuchtungsapparat. Ueber diesem in entsprechender Entfernung wurde der Objecttisch angebracht, um die Objecte nicht allein fertig zur Beobachtung, sondern auch zur Ausführung etwa nothwendiger Zergliederungen aufzunehmen. Der optische Apparat endlich, aus mehreren einzelnen Linsen von verschiedenen Brennweiten und folglich auch von verschiedenen Vergrößerungen bestehend, wurde von einem eigenen horizontal stehenden Träger oder Arm aufgenommen, der nicht allein in der horizontalen Ebene beweglich war, sondern auch mittelst Trieb und Zahnstange oder einer andern passenden Vorrichtung gehoben und gesenkt werden konnte, um eine genaue Einstellung des Objectes bewerkstelligen zu können.

So gelangte das einfache Mikroskop gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf eine ziemlich hohe Stufe der Vollkommenheit, ohne daß ihm das zusammengesetzte Mikroskop in seinen optischen Leistungen hätte folgen können. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß ersteres für wissenschaftliche Beobachtungen den Vorzug erhielt, und es sind auch in der That alle nur einigermaßen bedeutende Untersuchungen im vorigen Jahrhundert und im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts mittelst desselben ausgeführt worden. Der Sieg des zusammengesetzten Mikroskops wurde erst in den drei letztverflossenen Jahrzehnten entschieden. Es verdankt denselben der Herstellung achromatischer Linsen und Linsensysteme, mit deren Anfertigung man sich schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu beschäftigen angefangen hatte und die allerdings auch dem einfachen Mikroskope zu gut kamen. Um aber einen Ueberblick zu gewinnen, wie man im Gang der Zeiten zu diesen Bestrebungen gelangte, ist es nothwendig, daß wir nochmals zu dem Standpunkte des zusammengesetzten Mikroskops zurückkehren, auf dem wir es durch das einfache aus der Wissenschaft verdrängt werden sahen.

Den Bestrebungen zur Verbesserung des optischen Theiles des zusammengesetzten Mikroskops, welche wir kennen gelernt haben, folgten ähnliche in der Vervollkommnung der mechanischen Einrichtung. Zunächst war es die Erreichung einer genauern Einstellung des zu beobachtenden Gegenstandes, welcher man sich zuwendete und die man entweder durch die Bewegung des Objectträgers oder des Mikroskoprohres zu gewinnen suchte. Seit Hooke trifft man schon derartige, in mannigfacher Weise ausgeführte Vorrichtungen. Neben dem Bedürfniß einer genauen Einstellung machte sich aber bald und vorzugsweise dasjenige einer passenden Beleuchtung des Objectes geltend. Anfänglich wendete man, wie wir berichtet haben, nur auffallendes, auf den Gegenstand concentrirtes Tages- oder Lampenlicht an, während man durchfallendes Licht noch gar nicht zu verwenden verstand. Sobald man jedoch stärkere Objectivlinsen mit kürzerer Brennweite hergestellt hatte, machte sich ein fühlbarer Mangel an Licht bemerklich. Trotz aller concentrirenden Hilfsmittel gelangte man dabei bald an eine Grenze, wo der zu betrachtende Gegenstand nicht mehr genug Licht empfing und zurückwarf, um seine feinern Theile und Structurverhältnisse gehörig unterscheiden zu können. Außerdem hatte die Anwendung des einfachen Mikroskops, das man schon frühe bei durchfallendem Lichte gebrauchte, gelehrt, daß manche Gegenstände ihren innern Bau viel besser bei durchfallendem als bei auffallendem Lichte erkennen lassen. Man suchte in Folge dessen erstere Beleuchtungsweise auch bei dem zusammengesetzten Mikroskope zur Anwendung zu bringen. Tortona war der Erste, welcher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts dieser höchst wichtigen Verbesserung bei dem zusammengesetzten Mikroskope Eingang verschaffte. Er richtete sein Mikroskop so ein, daß der zu beobachtende, passend hergerichtete Gegenstand zwischen zwei Glasplatten gepreßt und festgehalten wurde, damit das horizontal stehende Mikroskoprohr dem Lichte zugekehrt werden konnte. Noch zweckmäßiger als Tortona richtete Philippus Bonnanus sein Instrument ein. Er versah dasselbe mit einem, aus zwei, in eine bewegliche Röhre gefaßten, biconvexen Linsen bestehenden, Lichtverstärkungsapparate und brachte einen Trieb an, mittelst dessen die Annäherung zwischen Object und Objectiv erzielt wurde. Zugleich that er in der optischen Einrichtung einen bedeutenden Schritt vorwärts. Während man bis dahin die verschiedenen Vergrößerungen durch das höchst unvollkommene Mittel der Veränderung des Abstandes zwischen Objectiv und Ocu-

lar mittelst des verschiebbaren Rohres hervorgebracht hatte, wendete er drei verschiedene Röhren an, welche je drei biconvexe Linsen enthielten und in verschiedenem Maße vergrößerten. Von diesen konnte nun, je nachdem man eine schwächere oder stärkere Vergrößerung zu erzielen wünschte, die eine oder die andere an das Stativ befestigt werden. Einen weitern Fortschritt in dieser Beziehung verdankt man dem Engländer Marshall, dessen Mikroskope sonst denen von Bonnanus ganz ähnlich gebaut waren. Er erzielte die verschiedenen Vergrößerungen nämlich einzig und allein durch den Wechsel der Objectivlinsen, was weit bequemer war als die von jenem gewählte Einrichtung.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Beleuchtungsapparates führte zuerst unser Landsmann Hertel ein. Derselbe versah seine Mikroskope nämlich mit einem ebenen Spiegel, mittelst dessen das einfallende Licht auf den Gegenstand reflectirt wurde. Diese Einrichtung machte es ihm dann auch möglich, in anderer Beziehung wesentliche Verbesserungen anzubringen. So versah er seine Instrumente mit einem nicht nur in allen Richtungen der wagerechten Ebene, sondern auch senkrecht beweglichen Objecttische, der eine runde Oeffnung für durchsichtige, dann eine weiße und eine schwarze Platte für undurchsichtige Gegenstände besaß. Das Rohr war an einer Säule befestigt und konnte mittelst eines Charnieres in verschiedene Richtungen gebracht werden. Endlich gab Hertel auch schon Schrauben- und Netzmikrometer bei, um mikroskopische Messungen ausführen zu können.

In dem Hertel'schen Mikroskope haben wir somit das erste Vorbild unserer vollkommneren Instrumente mit ihren wesentlichen Theilen. Dasselbe wurde indessen seiner Zeit wenig bekannt und, wie gewöhnlich, mußte erst aus der Fremde, namentlich von England aus, das, was deutscher Fleiß und Scharfsinn ursprünglich geschaffen hatte, eingeführt werden. Neu war bei den, Hertel's Instrumenten nachgebildeten englischen Mikroskopen nur die Beigabe eines hohlen Kegels aus Ebenholz, welcher an dem Objecttische angebracht wurde, um das Licht zu dämpfen, also der Versuch zur Anwendung der Blendungen. Den nun betretenen Weg schlugen von da an fast alle gleichzeitigen und spätern Mikroskopenverfertiger Englands, Hollands und Deutschlands ein. Man änderte nur vielfach die Form, indem man sich mehr und mehr derjenigen näherte, welche im Großen und Ganzen gegenwärtig noch beibehalten ist. In dieser Weise sind denn auch die während des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in den Handel gekommenen, in den Sammlungen von Liebhabern an einzelnen Orten noch vorhandenen Mikroskope von Martin, Adams, Dollond, Reinthaler (Leipzig), Burucker (Nürnberg), Brander (Augsburg) und Andern ausgerüstet.

Die Vergrößerung aller dieser Instrumente ging wenig über 100-, sehr selten über 200mal hinaus. Dabei war, obgleich seit Dollond schon das von Huyghens zuerst beim Fernrohr angewendete verbesserte Ocular auch für das Mikroskop eingeführt worden war, der optische Theil, namentlich in Beziehung auf Reinheit und Schärfe der Bilder, noch immer höchst mangelhaft. Hatte man doch nicht einmal das schon von Divini und Sturm für das einfache Mikroskop angegebene Verfahren zur Verbesserung der Objective bei dem zusammengesetzten Mikroskop in Anwendung zu bringen versucht. Selbst das bei dem Fernrohr mit Erfolg angewendete Achromatisiren seiner Objective schien anfangs ohne Gewinn für diejenige des Mikroskops zu bleiben. Euler erst lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf die Herstellung von Objectiven, bei denen zum Mindesten die Wirkung der sphärischen Abweichung möglichst beseitigt würde. Seine Vorschläge hatten in der ersten Zeit wenig Erfolg bei den Optikern. Dellabarre war der Erste, welcher sich mit Energie der Verbesserung des optischen Theiles zuwendete, und seine Instrumente erlangten namentlich durch die Bemühungen des berühmten Astronomen Lalande einen bedeutenden Ruf. Als Objectiv benutzte Dellabare noch immer eine einfache Linse von kurzer Brennweite. Die Beseitigung der sphärischen Abweichung suchte er durch den Bau seiner Oculare zu erreichen. Dieselben bestanden aus vier Gläsern, welche entweder paarweise oder zusammen benutzt werden konnten. Bei jedem Paare wurden eine biconvexe Flintglaslinse und eine gleichgestaltete Kronglaslinse so miteinander vereinigt, daß ihre Oberflächen sehr nahe standen. Außerdem schob er zwischen Ocular und Objectiv noch eine biconvexe Linse

ein, wodurch ein größeres Gesichtsfeld erzielt wurde. Zur Beleuchtung bei durchfallendem Licht gebrauchte Dellabarre einen ebenen oder einen Hohlspiegel, dessen Licht noch durch eine biconvexe Linse concentrirt werden konnte. Die verschiedenen Vergrößerungen wurden einestheils durch verschieden starke, abschraubbare Objective, anderntheils durch verschiedene Combinationen der Augengläser, sowie durch die Verlängerung der Mikroskopröhre erreicht. Auf solche Weise erzielte derselbe eine Reihe bis zum Tausendfachen gehender Vergrößerungen. Nach den Untersuchungen von Professor Harting aus Utrecht kann man mittelst der Dellabarre'schen Mikroskope bei einer 440fachen Vergrößerung kugelige Gegenstände von $^1/_{1300}$ Millimeter Durchmesser erkennen. Aehnliche Instrumente verfertigten die deutschen Optiker Hoffmann, Tiedemann, Wagner, Weickert und Andere. Ein Weickert'sches Instrument benutzte zum Beispiel der berühmte Naturforscher Hedwig bei seinen vortrefflichen Untersuchungen der Laub- und Lebermoose.

Den ersten Versuch zur Anwendung von achromatischen Doppellinsen aus Kron- und Flintglas als Objective beim zusammengesetzten Mikroskope machte Aepinus. Seine Objective besaßen jedoch eine so große Brennweite und seine Instrumente gaben eine so schwache, etwa 60- bis 70-malige Vergrößerung, daß man sie nicht mit Unrecht mikroskopische Fernrohre nannte. Nach ihm construirte ein Holländer, Beeldsnyder, achromatische Objective, welche aus zwei biconvexen Kronglaslinsen und einer zwischenliegenden biconcaven Flintglaslinse bestanden und ein sehr scharfes und klares Bild gegeben haben sollen. Die ersten wirklich brauchbaren Objective für das zusammengesetzte Mikroskop haben Jan und Hermann van Deyl verfertigt. Ihnen kam namentlich auch die Erfahrung zu Statten, welche sie bei der Anfertigung achromatischer Objective für das Fernrohr gewonnen hatten. Die van Deyl'schen Objective bestehen aus einer biconvexen Kronglaslinse und einer fast planconvexen Flintglaslinse. Zu ihren Mikroskopen gehören zwei solcher Objective, von denen das schwächere etwa $1^1/_2$, das stärkere $^3/_4$ Zoll Brennweite hat. Die beiden Oculare bestehen dagegen nur aus einer biconvexen Linse und werden in Verbindung mit ein und demselben, in dem Mikroskoprohre befestigten Collectivglase gebraucht. Die optischen Leistungen der van Deyl'schen Objective sollen nach dem Urtheile Harting's so vortrefflich sein, daß sie den viel später verfertigten neuerer Optiker nicht nachstehen, ja manche noch übertreffen.

In Deutschland verfertigte zuerst Fraunhofer achromatische Objectivlinsen (1811), welche indessen die van Deyl'schen lange nicht erreicht haben sollen. Einige Jahre später wurden erneute Versuche zur Herstellung achromatischer Objective von Brewster in London und von Amici in Florenz gemacht, welche aber ziemlich erfolglos blieben, so daß der letztere Optiker sich zur Herstellung von Spiegelmikroskopen wandte. Noch immer konnte das zusammengesetzte Mikroskop, trotz der größern Bequemlichkeit bei seiner Anwendung, nicht dahin gelangen, das einfache, unbequem zu gebrauchende, die Augen stark angreifende Mikroskop von dem Felde der Wissenschaft zu verdrängen. Achromatische Objective von kurzer Brennweite anzufertigen, unterlag bei den gegebenen Verhältnissen eben zu großen Schwierigkeiten, so daß man die Hauptvergrößerung in das Ocular verlegen mußte, wodurch die Bilder, sobald man über eine gewisse Grenze hinausging, zu viel an Lichtstärke und Schärfe verloren. Außerdem waren die achromatischen Objective noch immer mit dem Fehler der sphärischen Abweichung behaftet, der sich um so mehr fühlbar machte, je stärkere Oculare man anwendete. Deshalb wurden denn im ersten Viertel unsers Jahrhunderts selbst noch von vielen derjenigen Forscher, in deren Hände das zusammengesetzte Mikroskop gegenwärtig ein so ausgezeichnetes Hilfsmittel der Naturforschung bildet, sobald es auf sehr genaue Untersuchungen ankam, einzig und allein das einfache Mikroskop benutzt. Erst mit dem Beginne des zweiten Vierteljahrhunderts brach ein neuer Tag für das zusammengesetzte Mikroskop an.

Dem französischen Gelehrten Ernst Selligue war es vorbehalten, den von Fraunhofer angeregten Gedanken der Verfertigung achromatischer Objective zu einer für das zusammengesetzte Mikroskop wahrhaft fruchtbaren That werden zu lassen und den Weg zu ebnen, auf dem es zu seiner heutigen Vollendung gelangte. Der rühmlich be-

kannte Pariser Optiker Charles Chevalier fertigte nach Selligue's Angaben ein Mikroskop mit vier aus achromatischen Doppellinsen gebildeten Objectiven von 37 Millimeter Brennweite, welche sowohl jedes einzelne für sich als auch miteinander verbunden angewendet werden konnten. In der letztern Einrichtung aber zeigte sich grade der gewichtige, erfolgreiche Fortschritt. Sie bot den Vortheil, daß man die Entfernung der hintereinander zu stehen kommenden, schon für sich achromatischen Doppellinsen so regeln konnte, wie es ein von den Fehlern der chromatischen sowohl als sphärischen Abweichung möglichst freies Bild erforderte, und daß das combinirte System an vergrößernder Kraft sowohl als an Lichtstärke die aus einzelnen achromatischen Linsen gebildeten Objective weit hinter sich ließ. Das solcherweise optisch vervollkommnete Instrument übertraf denn auch in der That alle bisher bekannten und erfreute sich des Beifalls der französischen Gelehrten in hohem Grade. Chevalier that nun noch einen Schritt weiter und vereinigte bei seinen spätern Objectiven die Kron- und Flintglaslinse durch eine höchst dünne Lage canadischen Balsams, wodurch dieselben an Lichtstärke gewannen, indem auf diese Art die an der Oberfläche der obern Linse stattfindende Zurückwerfung von einem Theile der in das Objectiv tretenden Lichtstrahlen verhindert wurde. Angespornt durch den Erfolg, welcher den Bestrebungen Chevalier's zu Theil geworden war, nahm auch Amici, der nicht nur als Optiker, sondern auch als praktischer Beobachter mit den Erfordernissen des Mikroskops auf das Genaueste vertraut war, seine frühern Versuche wieder auf. Da nun die mit ihrer convexen Seite nach unten gerichteten Chevalier'schen Objective noch immer an dem Fehler der sphärischen Abweichung litten, mit einer sehr engen Blendung bedeckt werden mußten und grade deshalb noch immer verhältnißmäßig wenig lichtstark waren — bei den erwähnten Instrumenten war zum Beispiel bei einer 500maligen Vergrößerung das Tageslicht zur Beleuchtung nicht mehr ausreichend — so wendete er sich dem schon früher von van Deyl in Anwendung gebrachten Verfahren wieder zu und kehrte die ebene Seite des Objectives dem Gegenstande zu. Im Jahre 1827 baute der gelehrte italienische Optiker nach diesem Grundsatze ein aus drei achromatischen Doppellinsen von 12 Millimeter Brennweite bestehendes Objectivsystem, das alle gehegten Erwartungen vollständig befriedigte. In Verbindung mit diesem Objective wendete er Oculare an, in denen die Stellung der Collectiv- und Ocularlinse so geordnet war, daß ihre erhabenen Seiten nach unten, die ebenen nach oben lagen. Durch diese Stellung von Objectiv und Ocular wurden dann auch alle noch vorhandenen Reste der Aberrationen in solchem Grade beseitigt, daß das zusammengesetzte Mikroskop zu einem aplanetischen wurde.

Jetzt erst war das zusammengesetzte Mikroskop ein wirklich brauchbares Instrument. Man konnte durch die Verbindung der einzelnen achromatischen Linsen Objectivsysteme herstellen, die eine kurze Brennweite und somit eine hohe Vergrößerungskraft besaßen. Letztere brauchte nun nicht mehr hauptsächlich in das Ocular, sondern konnte grade in das Objectiv verlegt werden. Dadurch wurde einmal eine bedeutendere Helligkeit und Ausdehnung des Gesichtsfeldes erlangt, was bei starken Ocularen immer sehr beschränkt ist. Erstere Eigenschaft wurde aber noch erhöht und eine größere Schärfe der Umrisse des Bildes, sowie eine höhere Unterscheidbarkeit der feinern Structurverhältnisse der mikroskopischen Objecte erzielt, weil man bei der vollkommenen Verbesserung der Abweichungen, sowie bei der stärkern Annäherung der Objectivsysteme an den Gegenstand denselben eine weit größere Oeffnung geben und mittelst ihrer einen weit größern Lichtbüschel auffangen konnte. So waren denn, nachdem seit seiner Erfindung Jahrhunderte verflossen waren, die Hindernisse, welche der Anwendung des zusammengesetzten Mikroskops, als des vorzüglichsten Hilfsmittels der organischen Naturforschung, entgegengestanden hatten, siegreich überwunden, und wir sehen es seit dieser Zeit in den Händen unserer tüchtigsten Forscher, während das einfache Mikroskop auf den im 9. Bande S. 522 angegebenen Kreis beschränkt wurde. Je weiter indessen die Naturforschung eindrang in die innersten Geheimnisse der Natur, desto deutlicher mußte sie die Schranken erkennen, die sich ihr noch immer nach allen Seiten entgegenstellten, und desto höher steigerten sich ihre Anforderungen

an das Mikroskop. Wir sehen daher während der verflossenen dreißig Jahre die Optiker fortwährend und rastlos bemüht, namentlich den Objectivsystemen in dem begrenzenden sowohl als in dem unterscheidenden und vergrößernden Vermögen größere Vollkommenheit zu ertheilen. Von den Deutschen waren es vorzüglich Merz in München, Plössl in Wien, Schieck in Paris, Robert in Greifswalde, Oberhäuser in Berlin, welche Vorzügliches leisteten. Dennoch aber wurden deren Instrumente in manchen Beziehungen, namentlich was die Unterscheidung der feinen Zeichnungen auf den Kieselschalen der als Probeobjecte benutzten Diatomeen betrifft, von denen Amici's, Roß's, Powell's, Smith & Beck's in London und Nachet's in Paris überflügelt. Namentlich waren es diese fremden Optiker, welche den von Amici und Roß fast gleichzeitig erkannten Einfluß der gläsernen Deckplättchen, womit die zu untersuchenden Gegenstände in den meisten Fällen bedeckt werden müssen, bei Anfertigung ihrer Objectivsysteme auf das Genaueste berücksichtigten und zu beseitigen suchten, um möglichst vollkommene mikroskopische Bilder zu erlangen. Amici gab daher seinen Mikroskopen von den stärkern Objectivsystemen immer einige bei, welche bei sonst ziemlich gleichem optischen Vermögen für die Anwendung verschieden dicker Deckplättchen eingerichtet waren. Die englischen Optiker und Nachet suchten denselben Zweck dadurch zu erreichen, daß sie die vorderste der drei Linsen beweglich machten, so daß sie dem übrigen Theil der Combination genähert oder von demselben entfernt werden konnte, je nachdem es das Deckglas erforderte. Alle die letztgenannten Optiker arbeiteten außerdem auf die möglichste Vergrößerung des Oeffnungswinkels hin, welche Maßregel zum Theil überschätzt, von der andern Seite aber nicht genug beachtet wurde. Deutscher Fleiß und deutsche Umsicht konnten indessen nicht auf die Dauer überflügelt werden. Die neuesten Instrumente von Robert, von Belthle und Rexroth, den Inhabern des von dem, leider viel zu früh seiner Kunst durch den Tod entrissenen Kellner in Wetzlar gegründeten optischen Institutes, von Benèche in Berlin, Zeiß in Jena und Hartnack (Oberhäuser's Nachfolger) in Paris dürfen sich keck den ausländischen Instrumenten an die Seite stellen, ja die neuesten zur Eintauchung in Wasser bestimmten, mit Verbesserungseinrichtung für die Deckgläschen versehenen starken Objectivsysteme des letztern Optikers übertreffen alle bis jetzt bekannten. Mit diesen neuesten Instrumenten, die noch bis weit über das Tausendfache gehende, sehr brauchbare Vergrößerungen gewähren, ist es möglich geworden, gegenwärtig Einzelheiten in der Organisation von Pflanzen und Thieren zu entdecken, wovon man vor einigen Jahren noch kaum eine Ahnung hatte.

Die künstlichen

Mißstaltungen der Körperform

bei verschiedenen Völkern.

Von J. Ecker.

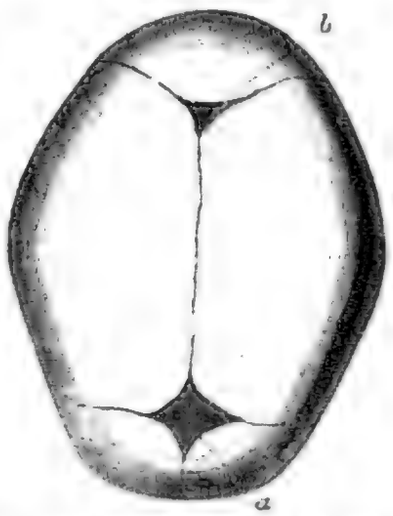
I.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben jeweils Versuche bestanden, Theile des menschlichen Körpers im Interesse der Verschönerung bald durch minder, bald durch mehr gewaltsame Mittel umzuformen. Da das Ideal der Schönheit bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten ohne Zweifel ein sehr verschiedenes ist, was schon ein vergleichender Blick auf eine Frau im antiken griechischen Gewand und eine Dame in der Crinoline zeigen kann, so müssen auch die Mittel, dasselbe zu erreichen, sehr verschiedene sein. Es ist sonach nicht zu verwundern, wenn je nach den Schönheitsbegriffen und je nach den Culturstufen der Völker die genannten Verschönerungsversuche sehr mannigfaltiger und selbst für einen und denselben Körpertheil sehr verschiedener Art sind. Den Gegenstand der folgenden Mittheilung sollen nun die Gebräuche bilden, welche eine Modification des Körperbaues je nach den jedesmaligen Begriffen von Schönheit zum Zweck haben. Unsere Leser werden uns wohl ohne Ausnahme beistimmen, wenn wir alle solche Gebräuche als barbarische bezeichnen und behaupten, daß der menschliche Körper so, wie er aus den Händen der Schöpfung kommt, am schönsten sei. Im Interesse der armen Wilden jedoch, die sich ihre Nasenlöcher schlitzen, und um eine mildere Beurtheilung derselben anzubahnen, mag es

hier am Platze sein, insbesondere unsere schönen Leserinnen daran zu erinnern, daß sie alle mit undurchbohrten Ohrläppchen auf die Welt gekommen sind. Der Mißstaltungen von der genannten Art gibt es sehr mannigfaltige; im Folgenden sollen in einem ersten Abschnitt zunächst die Veränderungen der Kopfform im Ganzen betrachtet werden. —

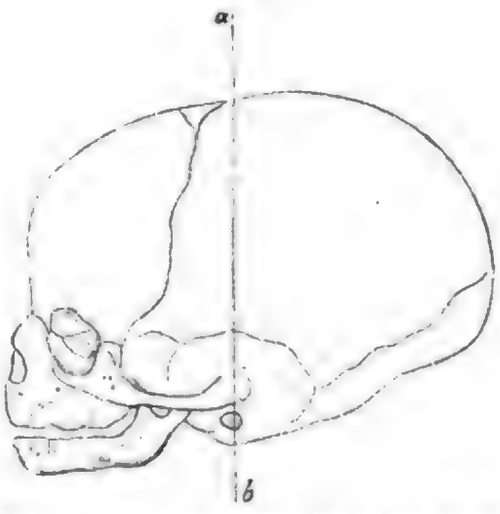
Daß bei vielen Völkern die Sitte bestanden hat und zum Theil noch besteht, die Form des Kopfes und insbesondere des Schädels durch künstliche Mittel umzugestalten, ist allerdings eine auffallende Erscheinung. Manchem unserer Leser wird das sogar unglaublich erscheinen, da er sich nicht vorstellen kann, wie man dem harten Schädel eine Gestalt nach Belieben soll mittheilen können. In der That kann man dies auch nimmermehr an dem harten Schädel des Erwachsenen, wohl aber am Schädel des Neugeborenen. Das Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" gilt nicht nur für den Inhalt des Schädels, sondern auch für dessen äußere Form. Das hat aber in Folgendem seinen Grund: Die einzelnen Schädelknochen sind beim neugeborenen Kind mit ihren Rändern noch nicht fest untereinander verwachsen, sondern durch häutige Zwischenräume getrennt, welche insbesondere da beträchtlich sind, wo die noch abgerundeten Winkel mehrerer Knochen zusammenstoßen. Diese letztgenannten Stellen (siehe die beistehenden Figuren 1 und 2) nennt man Fontanellen.*) In Folge dieser Einrichtung schieben sich bei angewandtem Druck die Knochenränder etwas übereinander (wie zum Beispiel im Act der Geburt) und es wird auf diese Weise das Volumen des Kopfes insbesondere in einer Dimension verkleinert, nämlich aus einem rundlichen Körper ein länglicher gemacht. Läßt der Druck nach, so nimmt, wie zum Beispiel nach der Geburt, der Kopf durch die Elasticität seiner Theile bald wieder seine ursprüngliche Gestalt an. Einige Zeit nach dieser legen sich die Ränder der Schädelknochen fest aneinander und verbinden sich durch fest ineinander greifende Zacken und eine Zwischensubstanz, die sogenannten Schädelnähte bildend (Fig. 3). Ist diese Verbindung geschehen, so hat auch der Schädel der Hauptsache nach seine definitive Form erhalten und das ist ungefähr mit dem ersten Jahre beendet, obgleich die große Fontanelle oft auch länger offen

Fig. 1.



Schädel eines neugeborenen Kindes von oben. a und b die Fontanellen.

Fig. 2.



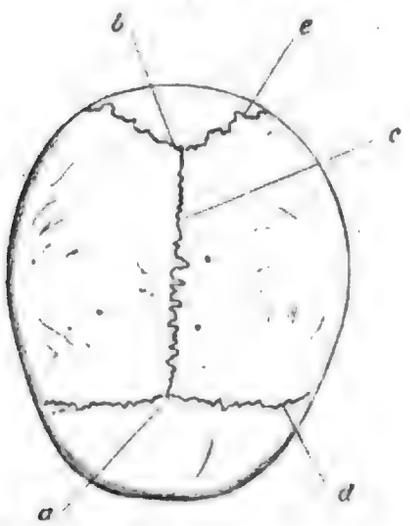
Schädel eines neugeborenen Kindes im Profil.

bleibt. Innerhalb der genannten Zeit kann nun durch fortwährend ausgeübten Druck allerdings eine Modification der Kopfform erzielt werden, indem die Schädelknochen sich in der ungewöhnlichen Lage, welche sie einzunehmen genöthigt wurden, miteinander verbinden. In der That erfahren wir auch, daß, wo immer derlei Gebräuche sich finden, das Mittel zur Erreichung des Zweckes in einem bald nach der Geburt längere Zeit hindurch conti-

*) Soviel als „Brünnlein;" von den alten Aerzten wohl deßhalb so genannt, weil man an diesen Stellen die wechselweisen Hebungen und Senkungen des Gehirns durch Athmen und Pulsschlag, wie das Stoßen einer aus dem Boden hervorkommenden Quelle wahrnimmt.

nuirlich angewandten Drucke besteht. Solche künstliche Mißstaltungen des Schädels bei einzelnen Völkerschaften sind schon längst bekannt, doch sind sie erst in neuerer Zeit Gegenstand eingehenderer wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Theils haben einige Funde mißstalteter Schädel, die man in neuerer Zeit gemacht, Anregung hierzu gegeben, theils hat das Bedürfniß einer genauen Anatomie der Menschenracen dringend

Fig. 3.



Schädel eines Erwachsenen von oben.

a. b. Stellen der ehemaligen Fontanellen. — c. Pfeilnaht. — d. Kranznaht. — e. Hinterhauptsnaht.

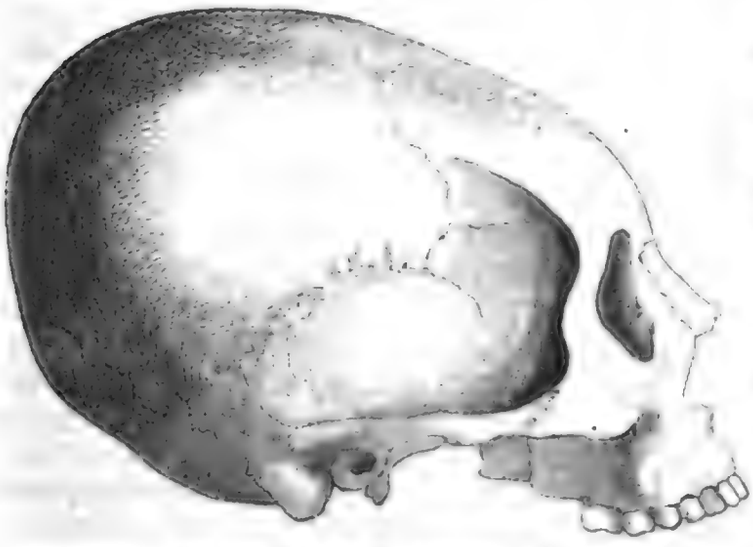
nöthig gemacht, alle abnormen Schädelformen, seien sie durch künstliche Mißstaltung oder auf pathologischem Wege entstanden, genau zu studiren. Was das erstere betrifft, so hat man nämlich im Jahre 1820 in Oesterreich in alten Grabhügeln ganz eigenthümlich gestaltete Schädel gefunden. Da dieselben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit denen der jetzt in Europa lebenden Völker und überhaupt der jetzt lebenden Völker darbieten, so glaubte man, das Urbild bei den Avaren, die einst Pannonien und einen Theil des heutigen Oesterreichs innehatten und erst durch Karl den Großen über die Grenzen des heutigen Ungarns zurückgedrängt wurden, suchen zu müssen. Da fand Pentland im Jahre 1827 in Peru in den alten Gräbern der Huanchas im Alpenthale von Titicaca ganz ähnliche Schädel. Da konnten nun aber doch keine Avaren hingekommen sein. Aber etwa Peruaner nach Oesterreich? Letzteres wurde in der That von Tschudi behauptet. Peru und Oesterreich standen ja einst unter einem Scepter, dem Karl's V. „Da kamen," meint Tschudi, „solche Peruanerschädel nebst andern peruanischen Merkwürdigkeiten nach Wien, wurden verschleudert, weggeworfen und tauchten endlich als Avarenschädel wieder auf." Man sieht, Naturforscher kommen nicht so leicht in Verlegenheit. Unglücklicher oder besser glücklicher Weise fand nun Rathke, der im russischen Auftrage die Krim bereiste, bei Kertsch ähnliche, wenn auch nicht gleiche, difforme Schädel. Da konnten nun wohl keine Peruaner hingekommen sein. Solche Widersprüche forderten zu genauern Forschungen auf. Man suchte und fand Angaben in ältern Schriftstellern, welche unzweifelhaft bewiesen, daß die Sitte, durch künstliche Mittel die Kopfform zu verändern, nicht, wie man glaubte, nur bei gewissen uncultivirten Völkern anderer Welttheile bestehe, sondern daß dieselbe auch bei europäischen Volksstämmen bestanden hat und selbst zum Theil in Resten noch fortbesteht. Eine Zusammenstellung des bisher über diesen Gegenstand Bekannten hat in neuerer Zeit Gosse gegeben. Bei aller Anerkennung des Verdienstlichen dieser Schrift glauben wir doch, daß der Verfasser in Aufstellung von Typen viel zu weit gegangen ist, und ebenso möchten wir keineswegs unterschreiben, was er über die mögliche Erblichkeit solcher Difformitäten und über ihren Einfluß in moralischer und intellectueller Beziehung sagt. Das Bedeutendste, was über diesen Gegenstand geschrieben, ist ohne Zweifel die kürzlich erschienene Abhandlung unsers berühmten Landsmannes C. E. v. Bär in St. Petersburg, „die Makrocephalen im Boden der Krim und Oesterreichs," in den Denkschriften der Petersburger Akademie. Vorliegender Aufsatz war bereits geschrieben, als dieselbe uns zu Gesicht kam; es war jedoch noch möglich, die wichtigsten Resultate derselben am gehörigen Ort einzuschalten.

Wohl die größte Verbreitung haben die erwähnten Gebräuche in Amerika gefunden und wir beginnen daher mit diesem Welttheil.

Was zunächst Nordamerika betrifft, so war die Sitte, den Schädel zu mißstalten, früher sehr verbreitet; jetzt beschränkt sie sich auf einige wenige Stämme an den Ufern des Stillen Oceans. Die Sitte bestand zum Beispiel bei den Natchezindianern, einem bekanntlich durch die

Franzosen 1730 bei einer ihrer civilisatorischen Missionen vertilgten Stamm. De Soto und Andere waren bei der Invasion in Florida noch Zeugen dieses Gebrauchs, für den heutzutage die Beweise nur noch aus den Begräbnißplätzen zu erheben sind; ferner bei den Choctaws, die mehr nördlich, im Osten von den Felsengebirgen wohnten und von den Kaufleuten „flatheads" vorzugsweise genannt wurden. Nach Bertram bestand die Sitte hier nur bei den Knaben. Gleich nach der Geburt wurden diese in eine Art Wiege von Gestalt eines Backtroges gelegt und ein Sack mit Sand

Fig. 4.



Schädel eines Flathead-Indianers.

auf den Vorderkopf befestigt, der durch allmälige Compression diesen niederdrückte und abflachte. Bei den Waksaws, einem ebenfalls längst verschwundenen Stamm, der seinen Wohnsitz im nördlichen Carolina hatte, bestand der nämliche Gebrauch, wie wir von Lawson erfahren, der angibt, daß eine Rolle auf den Vorderkopf gelegt und das Kind auf ein flaches Brett festgewickelt wurde. Bei den Creeks oder Muskogees, die ursprünglich mit den Choctaws zusammen einen großen Stamm bildeten, hatten, wie uns Scoolcraft in seinem trefflichen Werke mittheilt, einige Stämme am Golf von Mexiko ebenfalls die Sitte, den Kindern die Köpfe abzuflachen. Ebenso bestand endlich dieser Gebrauch bei den erloschenen Catawbas an den Ufern des Santi, westlich vom Mississippi, den Attacapas am westlichen Ufer desselben und den Solkuks in Oberlouisiana. Der eingangs erwähnten, heutzutage noch vorhandenen Stämme, bei welchen die Sitte besteht, sind nur wenige. Dr. Scouler von Dublin faßt dieselben wegen gewisser Aehnlichkeiten in Aussehen, Sprache und Gewohnheiten unter einem gemeinsamen Namen, dem der Nootka-Columbier, zusammen und begreift darunter die Stämme, welche die Vancouversinsel und die benachbarten Buchten bis herunter zum Columbiafluß und zum nördlichen Theile von Neucalifornien bewohnen. Nach Andern besteht der Gebrauch nur noch unter den Bewohnern des untern Flußgebietes des Columbia und der Küste.

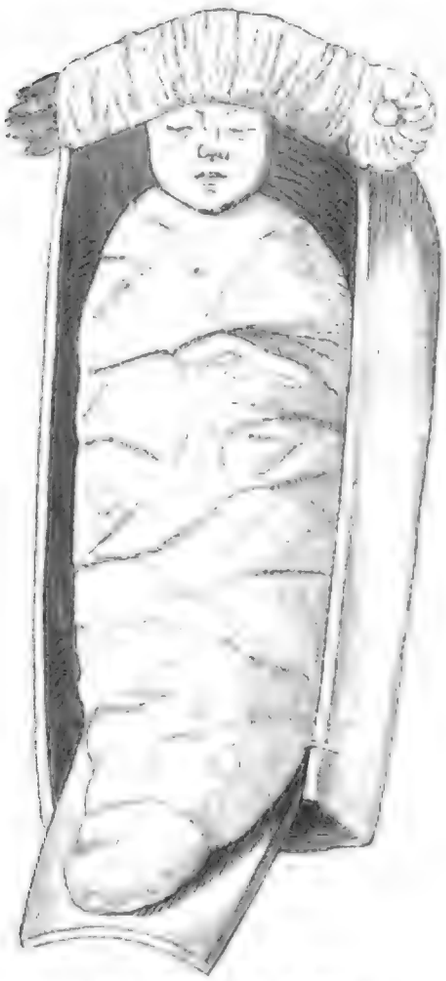
Was Mittelamerika betrifft, so ist von den Caraiben der Antillen das Bestehen ähnlicher Gebräuche längst bekannt. Ferner hat man in den Ruinen einer alten Stadt in der Provinz Guatemala Basreliefs von Stuck mit menschlichen Figuren gefunden, deren Köpfe fast genau dieselben Mißstaltungen zeigen, welchen sie in Nordamerika unterworfen werden. Nach einem von Berchthold beschriebenen Schädel zu urtheilen, scheint auch bei den alten Zapoteken, einem Volk, welches den Azteken voranging, diese Sitte bestanden zu haben.

Daß in Südamerika die Sitte der Schädelmißstaltung bestanden hat, wurde schon oben gelegentlich erwähnt. Angaben darüber finden sich schon in ältern, namentlich spanischen Schriftstellern; insbesondere wurde aber die Aufmerksamkeit durch einen englischen Reisenden unserer Zeit darauf gelenkt. Pentland war es, der aus Peru, aus dem Alpenthale von Titicaca Schädel mitbrachte, welche von Tiedemann genauer untersucht wurden. Beide Forscher sowie später Tschudi waren der Ansicht, daß diese Formen als Raceneigenthümlichkeit zu betrachten seien, und auch Morton, der berühmte amerikanische Kranioloqe, huldigte anfänglich dieser Anschauung, später überzeugte er sich jedoch, daß die Formen künstlich erzeugt sind. d'Orbigny unterstützte die letztgenannte Anschauung namentlich auch dadurch, daß, wie er fand, die Gräber, welche die Lang-

köpfe (die difformen Schädel) enthielten, daneben auch immer eine größere Anzahl gewöhnlicher Köpfe einschlossen. Er fand überdies, daß alle mißstalteten Schädel männlichen Skeleten angehörten und in den größten und kostbarsten Gräbern auch die am meisten difformen Schädel sich fanden, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß die genannte Kopfform eine Auszeichnung war. Flache Köpfe zu haben, war, so zu sagen, ein Vorrecht der Aristokratie zu Peru.

Betrachten wir die mißstalteten Schädel der im Vorangehenden genannten Volksstämme, so zeigt sich sofort, daß dieselben nicht bei allen auf die gleiche Weise mißstaltet sind und daß sich verschiedene Typen unterscheiden lassen. Man kann nämlich einmal keilförmig mißstaltete Schädel unterscheiden. Der Schädel erscheint hier auf dem senkrechten Durchschnitt dreieckig oder keilförmig (Fig. 4), die Schärfe des Keils nach hinten und oben gerichtet. Die Stirn weicht zurück bis fast an die horizontale Lage, das Gesicht springt vor, die Augenhöhlen sind wegen des Zurückweichens des Oberaugenhöhlenrandes nach Oben gerichtet, das Hinterhaupt ist stark abgeplattet. Bei vielen Schädeln beobachtet man vor der Kranznaht einen Querwulst, veranlaßt durch das Reiten des Stirnbeins über dem Scheitelbein. Diese Form findet sich zum Beispiel bei den Indianern Nordwestamerika's, dann bei den Caraiben der Antillen. Ueber die Methode, diese Mißstaltung zu erzeugen, erfahren wir Folgendes. Ein Augenzeuge, Dr. Scouler, erzählt uns, daß gleich nach der Geburt der Kopf des Kindes oft und leicht mit der Hand gedrückt werde und so drei bis vier Tage. Dann kommt das Kind in eine Kiste oder Wiege, die mit Moos und Werg gefüttert ist (Fig. 5). Das Hinterhaupt ruht auf einem Brett, durch Moos oder Werg unterstützt, und ein anderes Brett wird dann auf den Vorderkopf festgebunden. Das Kind wird selten aus der Wiege genommen und bleibt darin, bis es gehen kann. Ein Kind von etwa drei Jahren soll einen schauderhaften Anblick darbieten; der Druck, der insbesondere auf Vorder- und Hinterkopf wirkt, kehrt die natürlichen Verhältnisse ganz um und gibt ihm die Form eines Keils. Die Augäpfel stehen weit vor und sind aufwärts gerichtet. Duflot de Mofras beschreibt den Apparat, wie er bei den Indianern der Nordwestküste in Gebrauch ist, in ähnlicher Weise (Fig. 6). Man legt das Kind auf ein Brett (A a B a), das mit einem Fell und mit Moos bedeckt ist und das ihm als Wiege dient. Eine Erhöhung in der Gegend, wohin der Hals zu liegen kommt, ist bestimmt, das Fallen des Kinns auf die Brust zu verhindern (nach Andern wird der Hinterkopf in ein Loch dieses Brettes gelegt). Liegt der Kleine auf dem Rücken, so wird ein Brett (A c B c) (oder ein Sandsack) auf die Stirn gelegt, das man mit Schnüren in Seitenlöchern des Wiegenbrettes festbindet und dessen Druck man allmälig verstärkt. Bis zum Alter von drei Jahren bleiben die Kinder an das Brett, das manchmal auch trogförmig ausgehöhlt ist und auf der Reise von den Weibern auf dem Rücken oder am Sattelbogen getragen wird, angebunden.

Fig. 5.

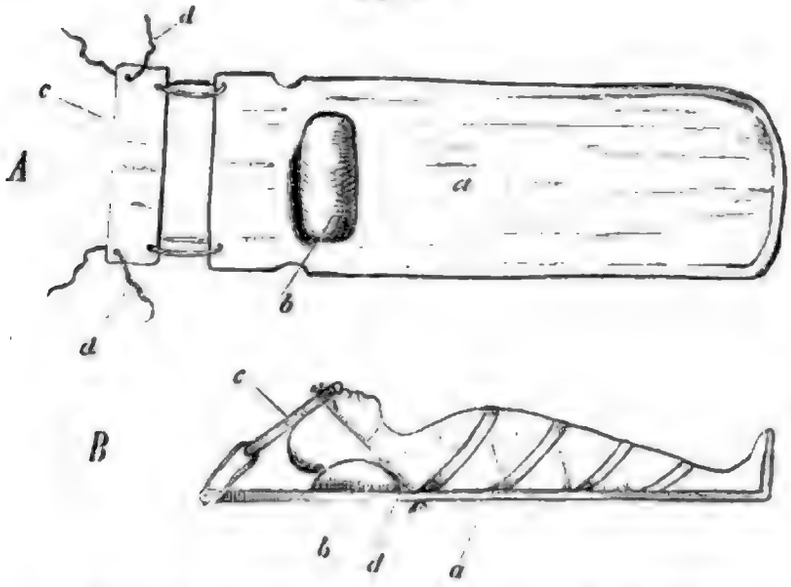


Das Kind in der Wiege

Auf ähnliche Weise ward nach dem Zeugniß mehrerer Reisenden die Mißstaltung auch bei den Caraiben zu Stande gebracht, indem auf die Stirn ein Brett gelegt wird, das man hinter dem Kopf fest-

bindet. Ein Reisender, Raymondi, erzählt, daß fast zwei Jahre lang die Mutter sich mit dem Zustandebringen dieser Deformation beschäftigt, indem sie, sitzend, das Kind mit dem Gesicht nach oben quer über ihre Schenkel legt, so daß der Kopf auf dem einen, die Beine auf dem andern aufruhen. Die Fläche der rechten Hand

Fig. 6.

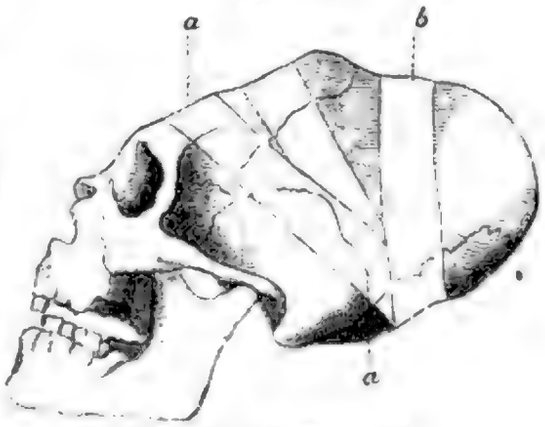


Wiegenbrett der Indianer. A von oben. — B im Profil.

legt sie auf die Stirn des Kindes, den linken Ellenbogen stützt sie auf den Rücken der rechten Hand. So übt sie, indem ihr Kopf auf der linken Hand ruht, einen andauernden Druck auf den Kopf des Kindes, Mutter und Kind schlafen auch in dieser Stellung. Daß diese Gebräuche auch auf die Neger der Antillen übergegangen sind, geht aus den Berichten anderer Reisenden hervor, und Humboldt und Bonpland erwähnen das Bestehen derselben bei den Zarabas, den Mischlingen von Negern und Caraiben, ausdrücklich. Auch bei einzelnen südamerikanischen Stämmen war der Mechanismus ein ähnlicher. Garcilasso de la Vega erwähnt von peruanischen Stämmen, daß sie auf Stirn und Hinterhaupt Brettchen befestigen, die sie von Tag zu Tag mehr gegeneinander pressen, bis zum Alter von vier oder fünf Jahren, so daß der Kopf von einer Seite zur andern breit, von vorn nach hinten dagegen sehr schmal wurde.

Eine zweite Form der Mißstaltung des Schädels umfaßt die cylinderförmig verlängerten Schädel. Schädel dieser Form hat man bis jetzt vorzugsweise nur auf der Hochebene der Anden, in Bolivia, in den Umgebungen des Sees von Titicaca, in den Gräbern der Aymacas und Huanchas und noch an einigen andern von diesem Volk bewohnt gewesenen Stellen gefunden. Daß man diese Schädel, die man zuerst durch Pentland, Tiedemann, Tschudi näher kennen lernte, anfänglich für die Schädel einer besondern Menschenrace hielt, wurde schon oben erwähnt. Morton schließt aus der Untersuchung einer Reihe von Schädeln, daß die Mißstaltung in folgender Weise geschah (Fig. 7). Der Vorderkopf wurde durch eine Compresse, wahrscheinlich von zusammengefalteter Leinwand (oder auch durch zwei, eine jederseits neben der Stelle der Sutura frontalis) nach rück- und abwärts gedrückt. *) Um diese Compresse an ihrem Platz zu erhalten, befestigte man sie mit einer Binde, die von der Basis des Hinterkopfes über die Stirn lief (a), eine zweite Tour (wahrscheinlich auch mit einer Compresse) lief über den Scheitel hinter der Kranznaht (b), um die Seiten des Schädels

Fig. 7.



Schädel eines Peruaners.

zu drücken, und diese Touren wurden so oft wiederholt, bis der ganze Verband die gewünschte Festigkeit hatte. Bei dieser Art der Umhüllung hatte nur der Hinterkopf

*) Hierdurch erklärt sich die Firste, die sich gewöhnlich an der Stelle dieser Naht von der Nasenwurzel bis zur Kreuznaht erstreckt.

die Möglichkeit freier Entwicklung, und es erklärt sich so die cylinderförmige Verlängerung nach hinten. Die Spuren der Bandagen sieht man nach Morton an den Schädeln in Form von flachen Eindrücken ganz deutlich. In Figur 7 ist die wahrscheinliche Richtung der Binden so, wie sie sich aus den Schädeleindrücken entnehmen läßt, angegeben. — Die in der angegebenen Weise mißstalteten Schädel zeigen folgende Formverhältnisse. Der Vordertheil des Schädels ist stark niedergedrückt, die Stirn schmal und nach hinten verlängert, die Oberfläche derselben eben oder in der Mitte leicht concav oder auch mit zwei leichten, seitlichen, durch einen mittlern Vorsprung getrennten Concavitäten versehen. Parallel der Kranznaht verläuft ein Wulst und hinter diesem eine Rinne. Hinter dieser Rinne erhebt sich an der Stelle der Scheitelbeine der Schädel etwas, um sich dann rasch nach dem Hinterhauptbein zu senken. Der untere Theil des Hinterhaupts liegt fast horizontal. Der Gesichtswinkel beträgt im Mittel nur etwas über 67 Grad.

Beinahe vollkommen auf dieselbe Weise sind, wie ausgegrabene Schädel beweisen, die Köpfe des erloschenen Stammes der Natchez, welche im Gebiete des heutigen Staates Mississippi wohnten, mißstaltet gewesen.

Der Unterschied dieser Form vom keilförmigen Schädel liegt namentlich darin, daß bei derselben durch die gleichmäßige Umwicklung der Kopf eine cylindrische, symmetrische Form erhalten hat, während bei der letztern, da der Druck nur auf Stirn und Hinterhaupt wirkte, der Schädel sich seitlich ausdehnen konnte und daher eine beträchtliche Scheitelbreite zeigt.*)

Ueber Afrika und ebenso über Australien und seine Inseln können wir rasch hinweggehen, da die in Rede stehenden Gebräuche in den genannten Welttheilen jedenfalls keine so große Ausbreitung gefunden haben wie zum Beispiel in Amerika. Was das Vorkommen derselben in Afrika betrifft, so werden von ältern Schriftstellern den Mauren solche zugeschrieben, von welchen sie selbst nach Europa und zwar nach Italien verpflanzt worden sein sollen; auch von neuern Schriftstellern wird einzelnen muselmännischen Stämmen Nordafrika's dieser Gebrauch zugeschrieben und speciell angegeben, daß die Mütter nach der Geburt den Schädel seitlich abzuplatten und dadurch zu erhöhen suchen und zwar mit der bestimmten Absicht, das reine arabische Blut auch in dieser Beziehung vor den mehr verachteten Berberstämmen auszuzeichnen.

Daß auf dem australischen Continent solche Gebräuche bestehen, ist nach den neuern Berichten wenigstens für den südlichen Theil desselben nicht anzunehmen, dagegen sollen sie sich auf einigen Inseln Polynesiens, zum Beispiel auf Taiti finden.

Daß in verschiedenen Ländern Asiens ähnliche Gebräuche bestanden haben oder zum Theil noch bestehen, wie in Siam, China, auf den Nicobaren und Philippinen, ist aus verschiedenen (von Gosse angeführten) Angaben Reisender zu ersehen. Alle diese hier mitzutheilen, würde uns zu weit führen, um so mehr, als genauere anatomische Angaben über diese Mißstaltungen durchaus nicht vorliegen. Dagegen sei es gestattet, bei den Türken, die wir wohl unter „Asien" betrachten dürfen, einen Augenblick zu verweilen. Von diesen erwähnt schon der berühmte Anatom Andreas Vesal, daß ihre Köpfe fast kugelförmig seien und daß die Hebammen, da man diese Kopfform für elegant und zur gebräuchlichen Kopfbedeckung sehr passend halte, zu deren Zustandekommen beitragen. Von einer derartigen Sitte spricht auch v. Asch in einem Briefe an Blumenbach in folgender Weise. „Die Hebammen zu Constantinopel," sagt er, „pflegen die Mütter zu fragen, welche Kopfform sie für den Neugeborenen wünschen, und die Asiaten pflegen die vorzuziehen, welche durch eine Stirn und Hinterhaupt eng umschließende Binde hervorgebracht wird, da auf einem solchen Kopfe die rothe Kopfbedeckung (Turban, Feß) besser sitze." Daß Blumenbach selbst diese Entstehungsweise der genannten Kopfform nicht für unwahrscheinlich hält, geht aus einer Bemerkung desselben hervor. Er wundert sich nämlich, daß Winkelmann, obschon ihm die Stelle bei Vesal bekannt sei, doch die Kopfform der Türken nur dem glücklichen Himmel und milden Klima zuschreibe, also mit

*) Eine besondere Art der Mißstaltung, die Gosse tête trilobée nennt, soll auf der Insel los Sacrificios bei Veracruz im Gebrauch gewesen sein. Einige Schädel dieser Art finden sich im anthropologischen Museum zu Paris.

andern Worten als Raceneigenthümlichkeit betrachte. Neuere Mittheilungen sind über diesen Gegenstand nicht bekannt geworden. Bär hält den von Blumenbach auf seiner zweiten Tafel abgebildeten türkischen Schädel für einen entschieden künstlich mißstalteten.

Ueber die Hunnen hat der französische Geschichtsforscher Amedée Thierry Nachrichten aufgefunden, welche nach seiner Meinung darthun, daß dieselben sich künstlicher Mittel bedienten, um ihren Kindern eine andere und zwar, wie Thierry meint, eine der mongolischen ähnliche Physiognomie zu verschaffen, indem sie die Nase mit stark angezogenen leinenen Binden platt drückten und den Kopf zurückpreßten, um die Backenknochen mehr vorstehend zu machen. Thierry entnimmt dies insbesondere aus einer Stelle in einem Gedichte eines gallischen Dichters des fünften Jahrhunderts, Sidonius Apollinaris, in welchem von den Hunnen die Rede ist. — Warum nun die Hunnen sich eine mongolische Physiognomie zu erwerben suchten, das erläutert Thierry in folgender Weise. Nach seiner Meinung waren die eigentlichen Hunnen Finnen vom Ural und Wolgathal, mit ihnen aber unter derselben Oberherrschaft befanden sich Türken, Mongolen und außerdem später Slawen. Attila selbst soll, wie ein Theil seines Volkes, der mongolischen Race angehört haben und wahrscheinlich sei später der mongolische Stamm der herrschende geworden. „Welchen vernünftigen Grund," so schließt Thierry, „konnte die bizarre Sitte (der Compression des Kopfes) haben, wenn nicht das Bestreben, sich einer Menschenform zu nähern, welche bei den Hunnen in größerm Ansehen stand, mit einem Worte, sich der herrschenden mongolischen Race ähnlich zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß, seitdem die Mongolen Herren der Hunnen geworden, die mongolische Physiognomie die Bedingung war, zu irgend etwas zu gelangen. Man suchte deshalb sich dieser Form zu nähern, man hielt es für eine Ehre, sich so zu verunstalten, um das Ansehen zu bekommen, als leite man seinen Ursprung von der herrschenden Race ab." — Auch an dem Bildniß Attila's, das sich auf Medaillen, die zum Gedächtniß der Zerstörung von Aquileja durch den Hunnenkönig Attila gegossen wurden, glaubte man die in Rede stehende Verbildung des Schädels zu erkennen. Eine äußerst sorgfältige Kritik der Beweise, welche zur Unterstützung der Ansicht, daß bei den Hunnen die Sitte der Verbildung der Köpfe bestanden habe, beigebracht wurden, hat Bär in der oben citirten Schrift gegeben. Er findet es bei dem steten Verkehr, in dem die Hunnen mit dem Römerreich gestanden, höchst unwahrscheinlich, daß eine solche Sitte bestand, ohne daß sie von den römischen und griechischen Schriftstellern, die von den Hunnen handeln, erwähnt wurde, um so mehr, als alle Schriftsteller jener Zeit bemüht seien, diesem Volk ein schreckliches Ansehen und rohe Sitten zuzuschreiben. Was den oben erwähnten gallischen Schriftsteller betrifft, der davon Kunde gibt, so schildert ihn Bär uns in einer Weise, die uns grade nicht sehr geneigt macht, seine Angabe für sehr glaubwürdig zu halten. Daß aber die Hunnen aus Asien eingewandert waren und mongolische Gesichtsbildung hatten, das hält Bär für ausgemacht, gibt jedoch zu, daß später unter dem Namen Hunnen auch viele andere Stämme nichtasiatischen Ursprungs zusammengefaßt waren.

Vor Allem ist es nun begreiflicher Weise Europa, welches auch in dieser Hinsicht unser vorzugsweises Interesse verdient. Daß im südöstlichen Europa schon im Alterthum bei einzelnen Völkern Gebräuche bestanden haben, welche eine Veränderung der Kopfform bezwecken, erfahren wir aus einer Stelle bei Hippokrates, dem Altvater der Aerzte. Es heißt daselbst (in dem Buch: de aëre, aquis et locis, das ist: über die Luft, das Wasser und die Localitäten): in dem Lande, welches sich rechts von den Gegenden, wo im Sommer die Sonne aufgeht, bis zu der palus maeotis (dem Asow'schen Meere) erstreckt, wohnt ein Volk, dessen Individuen Macrocephali (Langköpfe) genannt werden. Sie führen diesen Namen aber, weil sich kein Volk weiter vorfindet, das ähnlich gestaltete Köpfe besäße. Anfangs ist, wie es scheint, ein Brauch der Menschen die Ursache der Verlängerung des Kopfes gewesen; nachher hat aber auch die Natur das Ihrige beigetragen. Jener Brauch, dem die Ansicht zu Grunde liegt, daß man um so edler erscheine, je höher der Kopf ist, besteht darin, daß nach der Geburt des Kindes der Kopf, der dann noch zart und

fügsam ist, mit den Händen gepreßt und gleichsam geformt, theils aber hierdurch, theils auch durch Bandagen und angemessene Maschinen, die der von Natur rundlichen Form des Kopfes widerstreben, genöthigt wird, besonders in die Länge (Höhe) zu wachsen.

Wie aus Hippokrates' Worten hervorgeht, lag diesem Gebrauch also eine ganz bestimmte Absicht, die der Verschönerung, zu Grunde. Man wollte durch Erhöhung des Kopfes die Physiognomie veredeln. Die grade, lothrechte Profillinie, wie wir sie am vollkommensten auf den griechischen Bildwerken finden, galt bei den Gebildeten Europa's zu jeder Zeit als Bedingung für ein edles und schönes Gesicht. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß es bei dem erwähnten Gebrauch auf Herstellung einer solchen Linie abgesehen war, um „griechisch" zu erscheinen, und Manche, wie Retzius, haben dies auch unbedenklich angenommen.

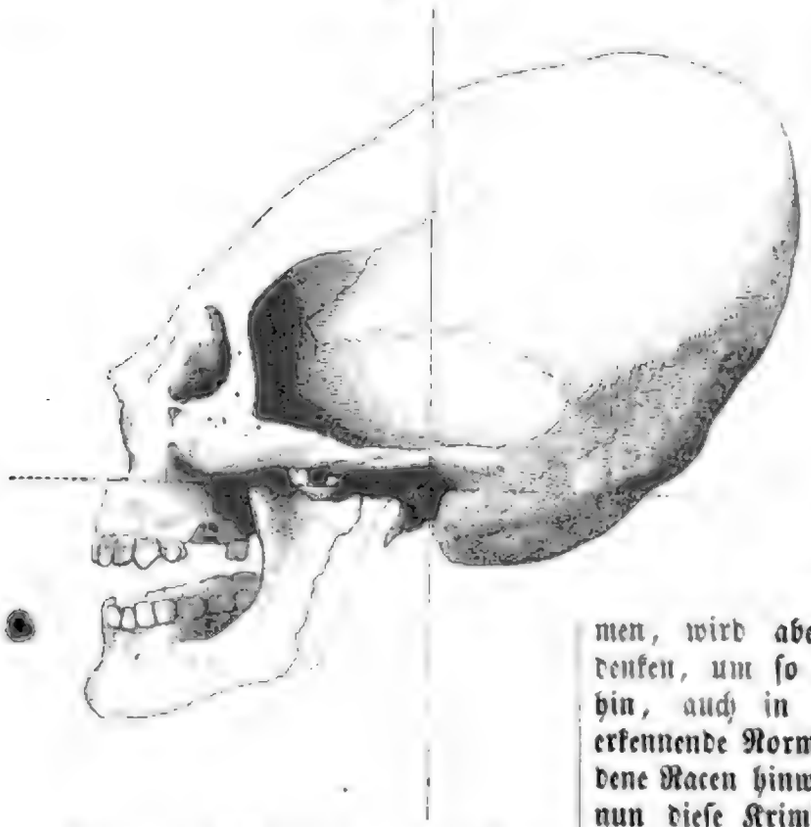
Viel wichtiger als die schriftlichen Zeugnisse aus alter Zeit für das Bestehen der uns hier beschäftigenden Gebräuche im östlichen und südöstlichen Europa sind die den Gräbern entnommenen, die Schädel, welche die genannten Mißstaltungen zeigen. Schon eingangs wurde erwähnt, daß man sowohl in der Krim als in Niederösterreich solche Schädel aufgefunden hat, und es ist nun unsere Aufgabe, diese Funde näher zu schildern. Was zunächst die Schädel der Krim betrifft, so hatte man schon vor längerer Zeit zu verschiedenen Malen in der Umgebung von Kertsch ungewöhnlich geformte, nämlich hoch aufgethürmte Schädel ausgegraben, die als Schädel der Makrocephalen*) bezeichnet wurden. In Deutschland ist zuerst durch Rathke die Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt worden, der im Jahre 1833 im russischen Auftrag die Krim bereiste und 1843 eine Abbildung und Beschreibung eines Schädelfragments veröffentlichte, welches er von dort mitgebracht. Rathke vermuthete, daß diese Schädel den von Hippokrates erwähnten Makrocephalis oder Langköpfen angehören. Soviel sich jedoch aus den ziemlich unvollkommenen Resten entnehmen läßt, lag die Stirn bei diesen Schädeln nicht in einer und derselben verticalen Ebene mit dem Gesicht, sondern rückwärts geneigt. Meyer, der später ähnliche Schädelreste von den gleichen Fundorten untersuchte, fand sie mit dem von Tschudi beschriebenen Huanchaschädel aus Peru in der Form ganz übereinstimmend. Diese haben nun wieder die größte Aehnlichkeit mit dem nachher genauer zu beschreibenden Avarenschädel. Mit diesen Formen läßt sich nun aber die Vermuthung des Hippokrates über den Zweck der Mißstaltung nicht wohl vereinigen und dieser Ansicht ist auch Rathke selbst gewesen. Er schrieb mir hierüber kurz vor seinem Tode: „Die von Hippokrates gemachte Angabe läßt allerdings schließen, daß die von ihm erwähnten Makrocephali bei ihren Kindern den Gesichtswinkel zu einem möglichst rechten zu machen bemüht waren, aus den Umrissen jedoch, die ich von dem Fragment eines sogenannten Makrocephalus, das nur aus dem größern Theil einer Hirnschale bestand, veröffentlicht habe, dürfte wohl nicht mit Sicherheit entnommen werden können, daß der Gesichtswinkel dieses Schädels ein fast oder sogar völlig rechter gewesen sei. Vielmehr könnte dieser Schädel meines Erachtens wohl eine ähnliche, namentlich eine so hoch aufgethürmte, aber mit der Stirn und der Hinterhauptsschuppe nach hinten zurückliegende Form gehabt haben, wie die beiden Avarenschädel, von welchen Fitzinger eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung gegeben hat. Wie übrigens Meyer so äußerte sich auch einmal Johannes Müller in einem Briefe an mich dahin, daß das Stirnbein eines Makrocephalus von Kertsch, welches ich dem Berliner anatomischen Museum geschenkt, mit dem des Grafenegger Avarenschädels eine auffallend große Aehnlichkeit gehabt habe."

Erst durch Bär haben wir nunmehr eine getreue Abbildung und genaue Beschreibung eines vollständigen solchen makrocephalischen Schädels erhalten, wovon hier in Figur 8 eine Copie mitgetheilt wird. Bär vergleicht das ganze Kopfgerüst mit einem Ellipsoid, dessen obere Hälfte von der Hirnschale und dessen untere vom Gesicht gebildet wird. Die obere Hälfte entspricht der einen Hälfte eines Ellipsoids besonders genau, die untere, vom Gesicht

*) Daß der von Blumenbach beschriebene und abgebildete „Marcocephalus asiaticus" nicht dahin gehört, sondern eine pathologische Schädelform ist, das hat Bär auf das Bestimmteste nachgewiesen

eingenommen, weniger gut, da das Kinn vorsteht und hinter den Aesten des Unterkiefers eine Lücke bleibt oder das Ellipsoid nicht ganz ausgefüllt wird. Die Scheitelbeine sind ungemein stark gewölbt, dagegen ist das Stirnbein in senkrechter Richtung sehr flach und auch das Hinterhauptsbein; von den Augenbrauenbogen und den Stirnhügeln ist kaum eine Spur zu bemerken, dagegen tritt die Mittellinie der Stirn wie

Fig. 8.

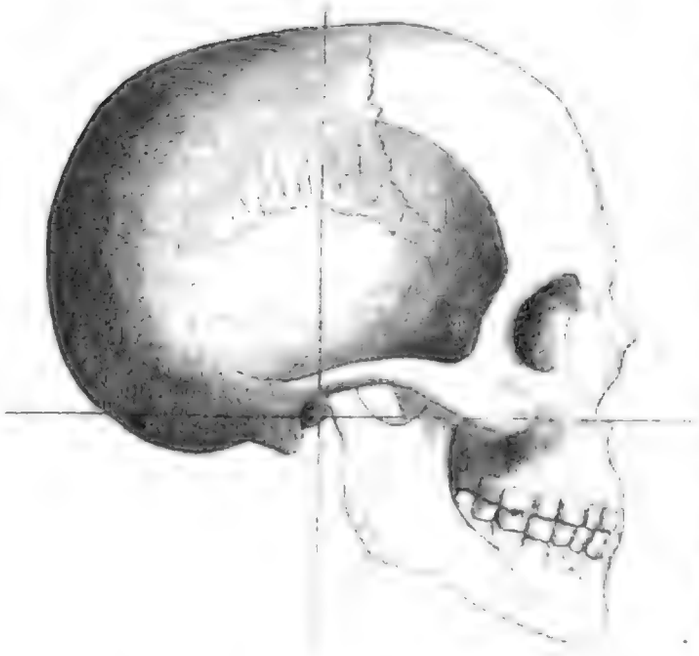


Schädel eines Makrocephalus aus der Krim

ein stumpfer Rücken hervor; im obern Theil der Stirn aber zeigt sich ein quer verlaufender Wulst als entschiedenes Zeichen, daß auf den untern Theil der Stirn während des ersten Lebensjahres ein anhaltender Druck ausgeübt wurde. Ist die Stirn durch Binden gepreßt, so drückt das wachsende Hirn nothwendig gegen die Stelle über der Binde und der oberste Rand der noch zarten Stirnbeine wird dadurch hervorgedrängt. Hinten, über der Querleiste des Hinterhaupts, sieht man ebenfalls eine breite Einsenkung. Durch die Einschnürungen, von welchen die eben erwähnten Vertiefungen die Spuren sind, ist die Gesammtform des Kopfes sehr verändert und verunstaltet. Die Stirn ist zurückgedrückt und bildet also mit der Basis des Schädels einen kleinern Winkel als bei irgend einem Menschenstamm von natürlichem Zustande. Durch die Verengung über der Basis des Schädels ist der Scheitel bei fortgehender Entwicklung des Gehirns zwar nach oben gedrängt, aber wegen der niedergedrückten Stellung der Stirn zugleich nach hinten gedrückt, so daß er in der gewöhnlichen Stellung, bei dem Blicke nach vorn, ziemlich stark überhängt. Die Hinterhauptsfläche ist stark überhängend und eine senkrechte Ebene, durch beide Ohröffnungen gelegt, würde nur einen sehr kleinen Theil des Schädels vor sich und einen sehr viel größern hinter sich haben, was besonders im Vergleich zu einem normalen Schädel (Fig. 8 u. 9) sehr auffällt. Daß diese Schädel den oben erwähnten peruanischen Schädeln sehr gleichen, ist nicht zu verkennen, an eine nähere Verbindung der Völker, von denen die beiden stammen, wird aber deshalb noch Niemand denken, um so weniger, als die immerhin, auch in der Verbildung noch zu erkennende Normalform auf ganz verschiedene Racen hinweist. In welcher Beziehung nun diese Krim'schen Schädel zu den von Hippokrates erwähnten Makrocephalen stehen, das hat Bär durch eine sorgfältige Kritik aller darauf etwa bezüglichen Angaben bei Strabo, Pomponius Mela, Plinius ꝛc. in's Licht zu setzen gesucht und glaubt, darauf gestützt, mit Bestimmtheit nachweisen zu können, daß das Volk, von dem die Kertscher verbildeten Schädel stammen, nicht zur Zeit der Blüthe der griechischen Colonie hier wohnte, daß diese Schädel vielmehr wohl spätern, von Osten gekommenen Bewohnern der Krim angehört haben. Aber welchen?

Ehe wir diese Frage zu beantworten versuchen, wollen wir zuerst die oben schon namhaft gemachten Schädel näher betrachten, welche in Niederösterreich ausgegraben wurden. Der erste dieser wurde bei der Bearbeitung eines Feldes im Jahre 1820 in Niederösterreich zu Feuersbrunn bei der

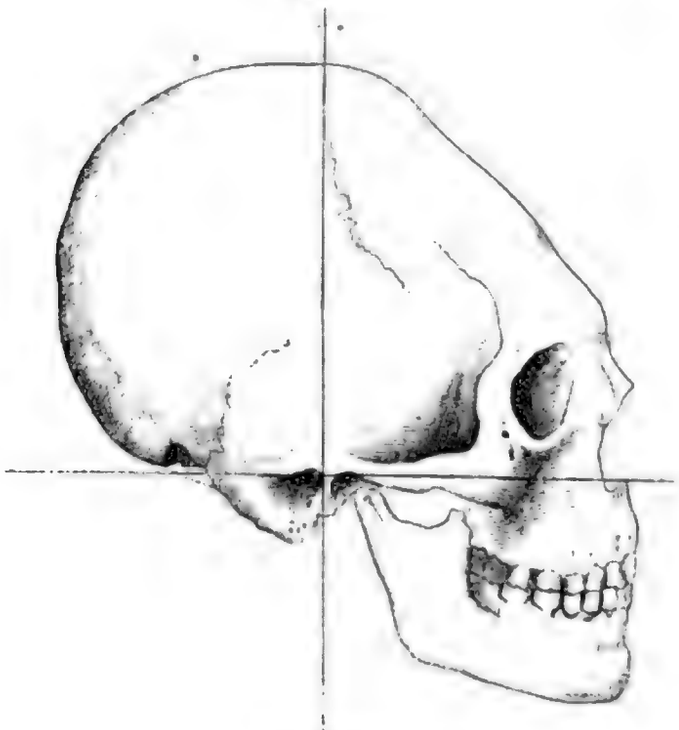
Fig. 9.



Normaler Schädel eines Europäers.

Herrschaft Grafenegg, eine Meile östlich von Krems aufgefunden. Dieser Kopf kam in die naturhistorische Sammlung des Grafen August Breuner, des Besitzers der Herrschaft Grafenegg, und gelangte von da endlich in die kraniologische Sammlung der kaiserlich russischen Akademie zu St. Petersburg. Einen zweiten, dem vorigen ganz ähnlichen Schädel fand man im Jahre 1846 zu Atzgersdorf bei Wien. Die Form der Schädel wird am besten aus der beistehenden Zeichnung (Fig. 10) erkannt werden. Charakteristisch ist das hohe, steil nach rückwärts gelagerte Stirnbein, auf dessen Mitte sich eine quergelagerte Vertiefung und darüber ein Querwulst befinden, ganz so, wie wenn, ähnlich wie bei den Peruanern, eine um Stirn und Hinterhaupt gelagerte Binde den Kopf nach hinten verlängert hätte. Da diese Schädel nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem der jetzt in Europa lebenden Stämme hatten, so glaubte schon der Entdecker des ersten, Graf Breuner, das Urbild derselben bei einem Volk suchen zu müssen, das heut zu Tage nicht mehr als solches in seiner ursprünglichen Reinheit besteht und einst in Oesterreich seinen Wohnsitz hatte. Es sind dies die Avaren, die, wie oben bemerkt, schon im Jahre 563 Pannonien und einen Theil des heutigen Oesterreichs bis an die Marken der Enns in ihren Besitz bekamen und erst im Jahre 791 durch den denkwürdigen 52tägigen Feldzug Karl's des Großen aus Oesterreich vertrieben und bis an die Grenzen des heutigen Ungarns zurückgedrängt wurden. Diesem Volk die Schädel zuzuschreiben, wurde man wohl besonders dadurch veranlaßt, daß dieselben in der Nähe von ringförmigen Erdwällen, die man seit lange dem genannten Volke zuschreibt und Avarenringe nennt, gefunden wurden. An eine künstliche Mißstaltung dieser Schädel dachte damals Niemand. Bald darauf brachte Pentland 1827 ganz ähnliche Schädel aus Peru aus den Gräbern der alten Huanchas oder Aymaras im Alpenthale von Titicaca. Auch diese hielt man für natürliche. Durch die Aehnlichkeit beider wurde sogar Tschudi, wie schon oben erwähnt, veranlaßt, den Avaren für einen Peruaner zu halten. Nachdem nun auch noch die Schädel aus der Krim genauer bekannt geworden und man sich überzeugt hatte, daß die Peruaner

Fig. 10.



Avarenschädel.

Schädel künstlich mißstaltete sind, so waren die Materialien zur wissenschaftlichen Aufklärung des Gegenstandes gegeben und diese unternahm zuerst Fitzinger. Er hielt und wohl die Meisten nach ihm die Race, von welcher der Grafenegger und Atzgersdorfer Schädel stammen, für identisch mit der, von welcher die Schädel von Kertsch stammen; man war auch, nachdem man durch Thierry erfahren, daß die Hunnen ihre Köpfe verbildeten, nicht mehr in Verlegenheit, welchem Volk die Schädel zuzuschreiben, und die Meisten, wie auch Retzius, nahmen unbedenklich an, daß sie von den Hunnen stammen. Abgesehen aber davon, daß aus den oben mitgetheilten schriftlichen Nachrichten, wie wir gesehen, durchaus nicht geschlossen werden kann, daß eine derartige Sitte bei den Hunnen bestand, weist Bär nach, daß weder die Krim'schen noch die österreichischen Schädel den Hunnen angehört haben, da weder die Einen noch die Andern den Charakter der mongolischen Race darbieten, welcher die Hunnen angehörten. Dagegen ist freilich zu bemerken, daß Bär selbst darauf aufmerksam macht, daß wahrscheinlich nur der herrschende Stamm aus Asien eingewandert war, daß aber der Name Hunnen später auf einen großen Völkerhaufen überging, von welchem die ursprünglichen Träger dieses Namens vielleicht nur den kleinsten Theil ausmachten. Daß die niederösterreichischen Schädel, welche in der Nähe der alten Befestigungen (Avarenringe) aufgefunden wurden, dem Volksstamm der Avaren angehören, in welchen die Hunnen allerdings zuletzt aufgingen, hielt auch Bär für sehr wahrscheinlich. Dagegen ist es noch gar nicht ausgemacht, ob die ebengenannten Schädel und die der Krim zusammen, einem Volke angehören, und es wird diese Frage erst entschieden werden können, wenn in den dazwischenliegenden Ländern der Donau und in Bulgarien ähnliche Schädel aufgefunden werden.

Unsere Leser stellen sich die Avaren ohne Zweifel als halbe oder ganze Barbaren vor und wundern sich daher nicht sehr, daß bei ihnen barbarische Gebräuche bestanden haben. Darüber aber werden sie sich wundern, daß selbst heutzutage in Europa sich noch Spuren solcher Gebräuche finden und zwar vorzugsweise in dem Lande, welches behauptet, stets „à la tête de la civilisation" zu schreiten. Glücklicherweise hat uns ein Franzose selbst, Dr. Foville, Anatom und Arzt am Irrenhaus zu Charenton, zuerst Nachricht davon gegeben. Es findet sich diese Sitte besonders in der Gegend von Rouen und überhaupt in der Normandie, aber auch an andern Orten Frankreichs. Es herrscht hier nach dem genannten Arzt der Volksgebrauch, eine breite Binde auf dem Kopf des Neugebornen zu befestigen, welche von der vordern Fontanelle (vergl. Fig. 1, a) ausgehend schräg nach hinten steigt, unter dem Hinterhaupt gekreuzt, und dann wieder auf dem Vorderkopf befestigt wird. Diese Binde wird das erste Lebensjahr hindurch continuirlich und bei Mädchen sogar mehrere Jahre getragen. Die Folge hiervon ist eine aus dem letztern Grunde bei Mädchen meist auffallendere Mißstaltung des Schädels, die im Wesentlichen in einer zirkelförmigen Depression besteht, die oben an der Stirn beginnt und hier am breitesten ist, dann schmäler werdend, über den Ohrmuskel nach hinten und abwärts steigt, an die Stelle des Hinterhauptes, wo sich

Fig. 11.

Kopf einer Frau aus der Normandie.

die Nackenmuskeln ansetzen, und hier am schmälsten ist. Der Kopf ist nach hinten sehr verlängert, so daß bei vertical stehender Gesichtslinie eine durch die Ohröffnung gefällte Verticale den Kopf in zwei sehr ungleiche Hälften, von denen die hintere weit größer ist, trennt (Fig. 11). Foville erzählt, daß in dem Rathhaussaale einer Stadt der Normandie sich diese Deformität selbst fast auf allen dort befindlichen Porträts berühmter Einwohner erkennen lasse. Aehnliche Beobachtungen wurden auch in andern Gegenden Frankreichs gemacht, so von Dr. Lunier im Departement de deux Sevres und insbesondere in Niort. Auch hier wird bei den Neugeborenen eine Binde von der Stirn nach dem Hinterhaupt geführt, dort gekreuzt und durch einen Knoten wieder auf der Stirn befestigt. Nach zwei bis vier Monaten wird die Binde durch eine Art von Kappe aus Cárton, welche die nämlichen Dienste thut, ersetzt, mit welcher man später, um mehr Festigkeit zu geben, einen Bogen aus Draht verbindet, dessen beide Enden einen Stützpunkt am Ohr nehmen. Nicht selten trifft man in denselben Gegenden Frankreichs auch auf Schädel, die in der Weise mißstaltet sind, daß quer über den Schädel herüber eine Vertiefung zieht, Stirn und Hinterhaupt aber gewölbt vortreten (tête bilobée nach Gosse). Es ist möglich, daß ein länger angewandter und stärkerer Druck der beschriebenen Binden diese Modification hervorbringt, vielleicht entsteht sie aber auch dadurch, daß, wie dies bisweilen, insbesondere bei den Mädchen geschieht, die Binde statt hinten im Nacken unter dem Kinn gekreuzt wird. Daß die eben beschriebene Einwicklung noch heutzutage mit der bestimmten Absicht, dem Schädel eine gewisse Gestalt mitzutheilen, angewendet werde, dürfen wir wohl, ohne den betreffenden Bevölkerungen zu nahe zu treten, nicht annehmen. Ohne Zweifel ist dies ein Gebrauch, der, wie dies mit so vielen der Fall ist, nachdem sein Inhalt im Laufe der Zeit verloren gegangen, gewissermaßen als leere Form noch fortgeschleppt wird.

So finden wir also Gebräuche, die wir für die allersonderbarsten halten müssen, fast über die ganze Erde verbreitet, wenn auch nicht mehr jetzt, doch, wie die Gräber zeugen, in früherer Zeit. — Die Frage, die sich bei dieser Wahrnehmung zuerst aufdrängt, ist die nach dem Zweck dieser Mißstaltung. Es ist schwer, sich über die solchen Gebräuchen zu Grunde liegenden Motive Rechenschaft zu geben, insbesondere wenn es untergegangene Völker betrifft, deren Culturstufe wir oft nicht einmal mehr genau kennen, und daher nicht eben zu verwundern, wenn man hin und wieder sehr sonderbare Gründe dafür angegeben hat; Eins darf aber wohl als feststehend angenommen werden, daß man meinte, durch diese Formveränderung des Kopfes, die wir kurzweg Mißstaltung nennen, schöner zu erscheinen, daß der Hauptzweck Verschönerung war, daß man damit einem bestimmten Ideal der Schönheit möglichst nahe kommen wollte. Da dieses Ideal bei verschiedenen und auf verschiedenen Culturstufen stehenden Völkern ohne Zweifel ein sehr verschiedenes ist, so werden wir uns auch nicht wundern dürfen, wenn verschiedene Wege eingeschlagen werden, um dasselbe zu erreichen. Da bei einem barbarischen Volk für schön gilt, was schreckenerregend, dem Feinde fürchterlich ist, so wird es begreiflich, daß dieses Ideal von unserm in der Regel sehr weit entfernt ist. Uns erscheint die Kopfform, welche die nordamerikanischen Indianer mit so viel Mühe erreichen, so scheußlich als möglich, für sie ist es das Ideal der Schönheit. Fragen wir, was wohl bestimmend auf die Bildung dieses oder jenes Ideals eingewirkt haben möge, so scheint es in der That, daß die Beobachtung gewisser Raceneigenthümlichkeiten bestimmend eingewirkt habe, indem man entweder versuchte, gewisse Eigenthümlichkeiten der eigenen Race in übertriebener Weise zum Ausdruck zu bringen (wie dies vielleicht bei den Amerikanern der Fall war) oder indem man sich einem herrschenden und deshalb vielleicht für höher gehaltenen Volke auch im Aeußern zu nähern suchte. Weiterhin ist möglich, daß die Beobachtung der verlängerten Form, welche der Kopf während der Geburt annimmt, Veranlassung dazu gegeben hat. Endlich ist wohl auch in manchen Fällen die Einwicklung des Kopfes, welche die Mißstaltung zur Folge hat, ursprünglich gar nicht mit der bestimmten Absicht, eine solche hervorzubringen, sondern zu ganz andern Zwecken, zum Schutz des Kopfes und Erwärmung desselben, gemacht worden, wird aber, einmal eingeführt, indem sich dadurch Stam-

meseigenthümlichkeiten erzeugen, hartnäckig festgehalten. Allen Ernstes ist auch behauptet worden, daß manche Völker bei dieser Mißstaltung ganz bestimmte Erziehungszwecke verfolgten, nämlich eine ganz bestimmte Einwirkung auf die moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Kinder. Die Frage, ob die genannten Mißstaltungen einen Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten in der That ausüben, soll nachher noch besprochen werden, hier handelt es sich nur um das Bestehen der Absicht, eine solche hervorzubringen.

Dürfen wir nun wohl alle auffallende Schädelmißstaltungen von Einwirkungen ableiten, die mit oder ohne die bestimmte Absicht der Mißstaltung in der ersten Zeit nach der Geburt auf den Schädel stattgefunden haben? Eine solche Annahme würde uns in große Irrthümer führen; es gibt eine große Reihe von Mißstaltungen des Schädels, die sogenannten pathologischen, die ohne äußere Einwirkungen als Folge abnormer Bildungsvorgänge entstanden sind. Wir wissen, daß, sowie zwei Knochen mit ihren Rändern in der sogenannten Naht vor vollendetem Wachsthum verschmelzen, die Schädelcapsel in derjenigen Richtung, welche senkrecht auf die Richtung der Naht steht, im Wachsthum zurückbleibt. Die Folge hiervon ist in der Regel eine stärkere Ausdehnung nach einer andern Seite des Schädels, auf welcher kein derartiges Hinderniß besteht; denn wenn das Gehirn nicht den ihm auf einer Seite entzogenen Raum auf einer andern Seite gewinnt, muß es in seiner Entwicklung zurückbleiben. Das geschieht in der That auch bei vorzeitiger Verschmelzung der meisten Nähte und bedingt eine mangelhafte psychische Entwicklung (Cretinismus). Daß man sich also sehr zu hüten habe, Mißstaltungen des Schädels, wie sie den Gegenstand dieser Mittheilung bilden, mit pathologischen zu verwechseln, das leuchtet ein. Auf eine weitere Quelle möglicher Verwechslungen haben vor Kurzem zwei englische Forscher, Davis und Thurnam, aufmerksam gemacht; sie haben mißstaltete Schädel beschrieben und abgebildet, bei denen die Mißstaltung erst lange nach dem Tode durch den vereinten Einfluß eines fortwährenden Drucks der Erdmasse und der Feuchtigkeit entstanden sein soll. In wie weit diese Ansicht richtig ist, läßt sich für jetzt noch nicht mit Bestimmtheit entscheiden; jedenfalls aber wird diese Behauptung noch zu größerer Sorgfalt bei Beurtheilung von Mißstaltungen ausgegrabener Schädel auffordern.

Was die Folgen der künstlichen Verbildungen in geistiger Beziehung betrifft, so hat man sie bald zu hoch, bald zu niedrig angeschlagen. Indem man nordamerikanische Indianer sah mit auffallend verbildeten Köpfen, welche in intellectueller Beziehung sich von andern Individuen, deren Köpfe nicht verbildet waren, nicht unterscheiden, schloß man, daß die Formveränderung des Hirns, welche eine nothwendige Folge der des Schädels ist, keinerlei Einfluß auf die psychischen Functionen habe. Allerdings eine bestimmte Richtung dieser, eine Erhöhung des Muths zum Beispiel, wie man wohl angenommen hat, insbesondere auch wegen der Beschränkung der Mißstaltung auf das männliche Geschlecht, wird man dadurch nicht hervorbringen können; damit ist aber nicht gesagt, daß die Verrichtungen des Hirns nicht überhaupt darunter leiden können. In dieser Beziehung ist es von Bedeutung, daß die beiden oben citirten Aerzte, die von den Schädelmißstaltungen in Frankreich handeln, Dr. Foville und Dr. Lunier, übereinstimmend berichten, daß die Zahl der Geisteskranken in denjenigen Gegenden Frankreichs, in denen die Köpfe in Folge der unzweckmäßigen Kopfhüllen der Kinder häufig verbildet werden, viel größer ist als in andern und daß Geistesstörungen und Epilepsie besonders bei Personen mit auffallend verbildeten Köpfen häufig sind und unheilbar zu sein pflegen.

(Schluß folgt.)

Ueber die im Orient verbreitete

Secte der Aïssaui.

Von

Freiherrn von Kraft.

Unter den verschiedenen Brüderschaften, welche sich von Marokko bis Bagdad, von den Küsten des Bosporus bis an die Ufer des Djadsees unter den Bekennern des Islams ausgebreitet haben und denen Allen

Mekka als Centrum dient, ist die Verbindung der Aïssaui jedenfalls diejenige, welche die meisten Mitglieder zählt und welche auch vom europäischen Standpunkt aus das größte Interesse verdient.

Bereits im Winter 1857/58 ist es mir möglich gewesen, den berühmten Theologen Professor Tholuk aus Halle zu Algier in eine gottesdienstliche Versammlung der Aïssaui einzuführen, ihm auch die Abschrift einiger bei diesem Orden üblichen religiösen Gesänge zu verschaffen, obgleich ich damals noch nicht zu dieser Brüderschaft gehörte, in welche ich mich als Hadj (Einer, welcher die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat) erst später habe aufnehmen lassen.

Heute bin ich durch mehrjährige Erfahrung besser im Stande, über eine Genossenschaft zu sprechen, welche für den Islam nicht weniger wichtig ist als irgend ein europäischer Mönchsorden für die christliche Kirche.

Abgesehen von ihrem moralischen Einfluß könnte ich sogar die Aïssaui mohamedanische Jesuiten nennen, da sie ihren Namen von Ben Aïssa herleiten und Aïssa auf Arabisch Jesus heißt.

Sidi Mohamed Ben Aïssa lebte im sechsten Jahrhundert der Hedjra, das heißt etwa im zwölften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu Meknes im heutigen Kaiserthum Marokko. Er war ein armer, aber frommer Mann und seine Frömmigkeit sowie die Wunder, welche er verrichtet, haben zu unzähligen Traditionen, welche unter seinen Schülern fortleben, Veranlassung gegeben.

Das beschauliche Leben, die täglich sich wiederholenden fünfmaligen Gebete in der Moschee, das Hersagen des Rosenkranzes zu Hause ließen dem Heiligen wenig Zeit, für sein und der Seinigen körperliches Wohl zu sorgen. Oft war daher im Hause Ben Aïssa's die bitterste Noth.

Einst an einem Freitage fanden sich sämmtliche Vorräthe der Speisekammer und des Beutels gänzlich erschöpft; weinend fragte Schaala, die Hausfrau: „Was werden wir essen, was wird mein Herr thun?“ — „Ich werde in der Djemma beten,“ sagte der Heilige, und ruhig wandte er seine Schritte zum Tempel.

Während um Mittag von den Minarets der Stadt der Ruf erscholl: „Allah il Allah, Mohamed Rasul Allah (Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet)!“ klopfte es an Schaala's Thür. Es war ein Fremder, der eine Schüssel mit Essen brachte, das für eine Person ausreichend war.

Als nun Ben Aïssa vom Gebet nach Hause kam, fand er die Matte unter dem Weinstock im Hofe seines Hauses schon zum Mahle ausgebreitet. Mit Bism Illah*) (im Namen Gottes) fing er an zu essen, mit Il ham dul Illah (gelobt sei Gott) hörte er auf und fragte weder wann noch von wo die Speise gekommen sei.

Am folgenden Tage trat dieselbe Verlegenheit ein. Sidi Mohamed ging beten, der Fremde erschien und brachte die Speise, nur schien die Portion für zwei Personen eingerichtet; und so ging es fort bis zum sechsten Tage, wo für sechs Esser das Mittagsbrot von dem geheimnißvollen Geber in's Haus gebracht wurde.

Als nun am sechsten Tage Ben Aïssa sein Mahl beendet hatte, trat Schaala zu ihm und sprach: „Gesundheit schmücke das Leben meines Gebieters und mein Herr möge Nachsicht haben mit seiner Sclavin! Täglich sendest Du Deine Mahlzeit hierher seit sechs Tagen und täglich vermehren sich die Vorräthe. Hat nicht der Prophet (der Friede sei mit ihm) gesagt: Theile mit dem Dürftigen den Ueberfluß, den Allah Dir sendet. Warum, o Herr, soll die Speise verderben? Sage dem Boten, den Du täglich um Mittag hierher sendest, daß er nur das Nöthige bringe und das Andere Denen gebe, die ärmer sind als wir.“

Als Sidi Mohamed Ben Aïssa dies hörte, stand er auf und rief: „Fürwahr, Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet. Täglich bin ich in die Djemma gegangen und habe gebetet: Ich danke Dir, Herr, für die Güte und Gnade, die Du mir täglich erzeigst, aber ich bin ein schwacher Mensch, der mehr verlangt, als er schon hat, gib mir, o Herr, Speise, meinen Hunger zu stillen, denn der Keskes (Fleischkessel) ist leer und die Sumita (mit Oel geknetetes Mehl) ist verbraucht! Und

*) Die Mohamedaner fangen alle für sie wichtigen Handlungen damit an, daß sie das erste Capitel des Alcoran, die Surat el fetah, beten. — Bei weniger wichtigen Gelegenheiten als beim Beginn des Essens, beim Eintritt in ein Haus, beim Besteigen des Pferdes u. s. w., begnügen sie sich mit den Anfangsworten dieses Capitels und sagen nur Bism Illah: Im Namen Gottes.

Gott hat mir am ersten Tage Speise geschickt, meinen Hunger zu stillen, und am zweiten Tage hat er die Gabe verdoppelt, weil mein Gebet dasselbe blieb und ich ihm klagte, ich habe nicht genug, und so fort bis an den heutigen Tag. Auf, Weib! Ziehe Wasser aus dem Brunnen, daß wir unsere Abdest (religiöse Abwaschungen, welche vom Islam vor jedem Gebet angeordnet sind) vornehmen und Gott danken für die Geschenke seiner Gnade, denn er ist der Allmächtige und Allerbarmende." *)

Da ging Schaala zum Brunnen mitten im Hofe, um Wasser zu holen, als sie aber den Eimer emporzog, siehe, da war er mit Sultanie (Goldstücken) gefüllt statt des Wassers. Zum zweiten und dritten Male schöpfte sie und immer Gold und Gold und kein Wasser. Da warf sich Ben Aïssa zur Erde und rief: „Herr, habe Erbarmen mit Deinem Knecht und strafe ihn nicht mit Deinem Zorn, indem Du mir Gold gibst, wenn ich Wasser verlange, um gereinigt und sauber mit meinem Dankgebet vor Dich treten zu können." Dann senkte er selbst den Eimer herab und zog Wasser hervor, klar und lauter wie das Wasser von Zemzem. **)

Dieses und andere neue Wunder verbreiteten bald Ben Aïssa's Ruf über das ganze Land, und schaarenweise strömten Schüler und Anhänger herbei, um mit ihm zu beten und seinen Erklärungen des Alcoran zu lauschen.

Da beschloß Sidi Mohamed, seine Jünger zu prüfen und die Spreu von dem Weizen zu sondern. Eines Abends, als eine zahlreiche Versammlung sich zu ihm gefunden hatte, sprach er zu seinen Zuhörern: „Diese Nacht um die Zeit des Fidja (zwei Stunden vor Aufgang der Sonne) erschien mir Sidna Djibril (der Erzengel Gabriel), der Friede sei mit ihm, und sprach zu mir: Mohamed, schläfst Du? — Nein, Herr, erwiederte ich. — So höre, was Dir Gott gebietet; wenn das Aïd il Sugheir ***) herankommt, sollst Du nicht ein Schaf schlachten, wie die andern Moslem, sondern Du sollst unter Deinen Jüngern den Frömmsten wählen und sollst ihn schlachten als ein Opfer für Allah, denn Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet.

Die Kraft und die Herrlichkeit ist nur in Gott dem Großen und Allmächtigen, *) erwiederte ich, und der Engel verschwand. Morgen ist die Nacht vor dem Feste, morgen erwarte ich Euch, meine Schüler, alle in meinem Hause, um Denjenigen unter Euch auszusuchen, welchen ich an des Widders Stelle zum Opfer bestimme."

Schnell verlief sich bei diesen Worten die Zuhörermenge, welche dem Meister zu folgen pflegte, und am folgenden Tag erschienen statt der zahllosen Gläubigen nur zwölf Fromme, welche in des Lehrers Worten wirklich Gottes Willen zu hören glaubten und sich freiwillig zum Opfertode meldeten.

Als der Morgen des Festes anbrach, rief Ben Aïssa einen der Zwölfe und ging mit ihm in ein Gemach des Hauses, dessen Thür nach der Straße zuging. Hier versteckte er ihn in der Maschura, **) nahm darauf einen Widder und schlachtete denselben, so daß das Blut unter der Thür durch auf die Straße rinnen mußte.

Kaum war eine Stunde verflossen, als man heftig an die Thür Ben Aïssa's klopfte. Es waren Hammbas (Polizeisoldaten), welche ihn ergreifen und vor den Sultan von Mekues führen sollten.

„Du bist des Mordes angeklagt und der Gotteslästerung," sprach der Fürst; „was kannst Du zu Deiner Vertheidigung anführen und warum rinnt Deines Schülers Blut auf der Straße?"

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte Mohamed, „Gott hat mich mit Schätzen bereichert, nachdem ich früher in Armuth geschmachtet; er hat mich mit Freunden gesegnet, da ich bisher unbekannt allein stand.

Das Vollgewicht meines Goldes bezeugt mir jeder Zaraf (Wechsler), von dem Werth meiner Freunde mußte ich mich selbst überführen. Die heutige Prüfung haben nur zwölf bestanden. An dem Blute

*) Alcoran Cap. 1 Vers 1.

**) Zemzem, ein zwischen Mekka und dem Berge Arafad gelegener Brunnen, dessen Wasser im Rufe großer Heiligkeit steht.

***) Aïd il Sugheir ist das den christlichen Ostern entsprechende Fest der Mohamedaner, das Beiram der Türken.

*) La haula u la gaweta illa billah el-aabi, el aazim heißt der Tehil oder Spruch, welcher dem Ruf der Muezim zum Gebet als Antwort dient.

**) Maschura ist ein kleiner entresolartiger Verschlag in den mauriſchen Zimmern.

meines Schülers bin ich unschuldig, man wird ihn wohlbehalten in meinem Hause finden."

Der Neid wächst unter dem Fuße des Glücklichen, wie die Safsta (Kleeart) unter dem Strahl der Sonne;*) so erging es auch Sidi Mohamed Ben Aïssa. Allerlei Schwierigkeiten wurden ihm in den Weg gelegt, und endlich erklärte der Sultan, Ben Aïssa müsse die Stadt und das Land verlassen, oder, fügte er spottend hinzu, der Heilige müsse sich entschließen, ihm das Reich abzukaufen. Da verließ Sidi Mohamed Meknes und schlug sein Zelt vor der Stadt unter einem wilden Mischmisch (Aprikosenbaum) auf.

Von hier schickte er einen Boten an den Sultan und ließ ihm sagen: „Wenn der Mond den Monat Safar**) beginnt, also nach sieben Tagen, komme heraus zu mir, Ungläubiger, Schmutz auf Deinem Bart, und ich werde Dir die Kaufsumme bezahlen für Reich und Stadt Meknes."

Gewaltsam aus seinem Hause vertrieben, war bei Ben Aïssa der alte Mangel wieder eingetreten, und zwar um so schneller, als die wenigen treuen Schüler die Verbannung des Meisters getheilt und die letzten Vorräthe mit ihm verzehrt hatten.

Eines Abends ging Ben Aïssa mit seinen Jüngern durch die Wüste, die zwischen Meknes und dem Gebirge liegt.

Die Jünger waren hungrig und einer von ihnen sprach: „Sidi (Herr), wir verschmachten." Da wendete sich Ben Aïssa um und erwiederte: „Die Kraft ist in Gott,***) wenn Ihr an Gott glaubtet, äßet Ihr Hadjer u Zem (Steine und Gift)," und die Schüler hoben Steine auf und verzehrten sie mit den unter den Steinen liegenden giftigen Scorpionen, ohne daß Steine und Gift irgend Einem geschadet hätten.

Von daher haben die Aïssaui die Macht, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit Steine, Glas, Nägel, Scorpione und giftige Schlangen zu verschlucken. Sie thun dies bei allen ihren gottesdienstlichen Versammlungen, und ein Jeder kann sich von diesem Wunder überzeugen bis auf den heutigen Tag.

Die schmale Sichel des Mondes kündete den Monat Safar an, da erschien der Sultan nach Sonnenuntergang mit den Vornehmsten der Stadt vor dem Zelte Ben Aïssa's und seiner Schüler, um das Kaufgeld in Empfang zu nehmen. Mohamed und die Seinigen hatten nicht einen Bu Para (Heller) in ihrem Vermögen. „Hast Du Säcke mitgebracht, um das Kaufgeld hineinzuthun?" fragte der Heilige, und als sie gebracht wurden, trat er an den Mischmisch und schüttelte, indem er die Fetha hersagte, den Stamm des Baumes.

Da regneten Goldstücke von dem Baum herab, und wie Blätter, die der Chamzin (Südwind) herabweht, fielen die Münzen zur Erde. Als der Sultan und das Volk dies Wunder sahen, riefen sie aus: „Fürwahr, Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet, und der Sultan küßte Ben Aïssa's Haupt und Schulter und ließ sich aufnehmen mit dem ganzen Volk unter die Zahl der Jünger Sidi Mohamed Ben Aïssa's.

Am andern Tag aber ging ein Gebot aus vom Sultan und vom Baschmufti (Oberpriester), daß Alle die, welche in der Stadt Meknes nicht zur Brüderschaft des Sidi Mohamed gehörten, ihre Häuser verschlossen halten sollten und die Straße nicht betreten dürften in den ersten Tagen vom Monat Safar eines jeden Jahres.

Darum sind alle Bewohner von Meknes Aïssaui bis auf diese Stunde. Sidi Mohamed Ben Aïssa aber blieb wohnen unter dem Aprikosenbaum, und als er gestorben war, erbaute man über seinem Grabe eine stattliche Kubba (Grabcapelle) und seit Jahrhunderten ertönen in derselben jede Leil t'il Djemme (Nacht vom Donnerstag zum Freitag) die Gesänge der Aïssaui zum Lobe des Allerhöchsten.

Ihre Hauptfeste feiern sie an den drei ersten Tagen des Monats Safar und in den sieben Nächten, welche auf die Geburtsnacht des Propheten Mohamed, am zwölften Tage des Monats Rebi Iuel,*) folgen.

Von dem einzigen Sohne Sidi Mohamed's, welcher Abderahman hieß, haben sich die Nachkommen bis auf die jetzige Zeit fortgepflanzt und genießen bei den Aïssaui als die Söhne ihres Stifters und die

*) Persisches Sprichwort.

**) Safar, zweiter Monat des mohamedanischen Jahres.

***) Alcoran Cap. 61.

*) Rebi Iuel, dritter Monat des mohamedanischen Jahres.

Häupter der Brüderschaft hohe Verehrung. Sidi Mahmud Ben Muhamed Ben Aïssa lebt zu Blihda in der Provinz Algier. Sidi Mohamed Ben Mohamed Ben Aïssa, der jüngere Bruder, ist mit seinen beiden Söhnen und seiner Familie im Jahre 1274 (1857 nach Christus) nach Mekka übergesiedelt.

Ich gehe jetzt zu den Aïssaui selbst über, indem ich zuerst von ihren religiösen Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten spreche, dann ihren politischen und socialen Einfluß erwähne und endlich ein paar Worte über ihre christenfeindlichen Tendenzen hinzufügen will.

Die Brüderschaft Sidi Mohamed Ben Aïssa's besteht aus Mitgliedern, welche allen Schichten der mohamedanischen Gesellschaft sowie jedem Alter angehören. Kinder werden häufig schon im Mutterleibe durch ein Exvoto der Brüderschaft beigesellt, Greise lassen sich oft noch kurz vor ihrem Tode aufnehmen, um dadurch der Segnungen theilhaftig zu werden, welche die Djemma (Versammlung) vom Himmel erlangt.

Wenigstens einmal in der Woche versammeln sich die Aïssaui, meist des Nachts, entweder im Hofe eines Privathauses oder in einer der Brüderschaft gehörenden Zauya (Schule, wo der Alcoran gelehrt und erklärt wird), zuweilen auch am Grabe eines Marahbut *) (Heiligen) oder in einem Garten.

Geschieht die Versammlung auf Veranlassung eines Privatmannes, wie dies häufig der Fall ist, so wird den Brüdern bei ihrer Ankunft ein Mahl von Fleisch und Reis vorgesetzt. Sodann beginnt der eigentliche Haddra (religiöse Uebung), unter Vorsitz des Mokadem (Oberhaupt) und zweier oder mehrerer Schausch (Unterbeamte). In jeder Stadt nämlich, wo es Aïssaui gibt, steht an der Spitze der Genossenschaft ein Mokadem, welcher von dem zu Mekka residirenden Oberhaupt der Gesellschaft abhängt und bestätigt werden muß.

Sind in ein und derselben Stadt mehrere Zauya, wie dies zum Beispiel in Tafilet, Tunis, Cairo, Damaskus und andern großen Städten der Fall ist, so hat jede Zauya ihre besondern Schausch; auch ist die Gegenwart des Mokadem bei dem Haddra nicht unumgänglich nothwendig, indessen muß wenigstens ein Schausch zur Stelle sein.

Auf einer Seite des Hofes, wo der Haddra gehalten wird, sitzen um ein kupfernes Becken voll glühender Kohlen auf ausgebreiteten Teppichen fünf oder sechs Männer mit großen Tamburins, deren Fell, über dem Feuer erwärmt, einen dumpfen und durch an der hintern Seite aufgespannte Därme zugleich schrillenden Ton von sich gibt. Diese Tamburins bilden die Grundlage der Musik, doch wird ihr eintöniger Lärm gewöhnlich durch andere Instrumente gemildert. In Marokko und der Türkei vervollständigen kleine, sehr wohltönende kupferne Pauken und eine Art Dudelsack das Orchester; in Algier und Egypten spielt eine Art von Clarinette die Oberstimme, während drei kleine Cimbeln, welche an beiden Mittelfingern und an dem Daumen der rechten Hand befestigt sind, den Tact angeben.

Syrien, die Berberei und das Hedjas begnügen sich mit einer doppelröhrigen Flöte und der landesüblichen Darbuka (ein flaschenförmiges Tongefäß, dessen Hals offen steht, während der gleichfalls offene Boden mit einem Trommelfell geschlossen ist).

Unter Begleitung dieser Musik also beginnt ein Gesang zum Lobe Gottes, seines Propheten und seiner Heiligen.

Ein Vorsänger beginnt die Hymne und singt den ersten Vers, den der Chor sodann wiederholt. Ich will nur einige Bruchstücke in möglichst genauer Uebersetzung anführen, um von dem Sinn der Gesänge ein Bild zu geben.

Vorsänger: Allmächtiger, Einiger, Barmherziger, Allah!

Chor: Allah, Allah!

Vorsänger: Du weißt, was wir bedürfen, aus Deinem Ueberfluß schenkst Du Alles.

Chor: Alles, Alles.

Vorsänger: Du bist reich und bedarfst unserer nicht. aber Dir gefallen die Worte unseres Dankes.

Chor: Unseres Dankes, unseres Dankes.

Vorsänger: Du allein bist groß, Du allein bist ewig, Du allein bist Allah!

Chor: Allah, Allah u. s. w.

*) Eine wörtliche Uebersetzung des Wortes Marahbut ist das lateinische Religatus oder das französische Religieux.

Vorſänger: Wenn das Saatkorn geſäet iſt, braucht es Sonnenſchein und Regen zum Gedeihen. Gott allein gibt Regen und Sonnenſchein.

Chor: Gott allein gibt Regen und Sonnenſchein.

Vorſänger: Wenn ich ausgehe, die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, brauch' ich Kraft und Segen (wörtlich Vorräthe), Gott allein gibt Kraft und Segen.

Chor: Gott allein gibt Kraft und Segen.

Vorſänger: Als ich von Kenneh nach Jombo fuhr, erſchütterte kein Sturm mein Schiff, Gott ſpricht zum Winde: ſchweige (wörtlich ſchlafe), und er ſchweigt.

Chor: Gott ſpricht zum Winde: ſchweige, und er ſchweigt.

Vorſänger: Als ich zum Berge Arafad ging, leuchteten (wörtlich waren angezündet) die Sterne und der Mond. Gott allein erleuchtet die Sterne und den Mond.

Chor: Gott allein erleuchtet die Sterne und den Mond u. ſ. w.

Nach Beendigung eines oder mehrerer dieſer Geſänge ſetzt ſich ein Imam*) oder ein Moheddin**) in den Kreis der Muſiker und beginnt, ein Capitel des Alcoran mit näſelnder Kopfſtimme zu ſingen. Es geſchieht dies recitativartig und mit unendlichen Coloraturen. Zwiſchen jedem Vers ſchlägt die Muſik einige Tacte an.

Nachdem auch dieſer Geſang beendigt, kommt die Hauptpartie des Haddra, das heißt der Tanz.

Geſang und Muſik beginnen in einem lebhaften Tempo, die Zuſchauer ſitzen und liegen in einem weiten Kreiſe um die Muſici. Eine einzelne große Kerze oder der Mond erleuchtet allein die Gruppe, welche der Mokadem mit den Schauſch und den vornehmſten Gäſten bildet, die glühenden Kohlen des Kupferbeckens werfen bizarre Streiflichter auf die gebräunten Geſichter der Pfeifer. Plötzlich ſpringt ein Aiſſaui auf und tritt in den Lichtkreis, den die Kerze vor dem Mokadem bildet.

*) Imam iſt bei den Mohamedanern der Prieſter oder Vorbeter, welcher in der Moſchee die Gebete leitet.

**) Moheddin, auch Muezim heißen die Sänger, welche die Gebetsſtunden von den Thürmen der Moſchee verkündigen.

Die Schauſch erheben ſich und werfen ihm einen weißen Burnus über die Schulter.

Der Tänzer bleibt mit den Füßen faſt unbeweglich ſtehen. Die Knie beugen ſich ein wenig nach vorn, der Oberkörper neigt ſich nach hinten, während das Haupt nach dem Tacte der Muſik heftig vor- und zurückgeworfen wird und der ganze Körper in eine ſchwingende Bewegung geräth. Der Turban oder die Schaſchie*) fallen vom Scheitel, die Haare, welche, falls ſie zu einem Zopf zuſammengeflochten ſind, ſofort von den Schauch aufgelöſt werden müſſen, fliegen im wilden Durcheinander bald auf den Rücken, bald auf die Bruſt und geben dem gewöhnlich leichenblaſſen Angeſicht durch ihre ſchlangenförmigen Windungen ein meduſenartiges Anſehen.**)

Jetzt ſpringt ein zweiter Tänzer hervor, bald ein dritter und vierter; ſie umſchlingen ſich, ihr Mund ſtößt im Tact mit dem Geſange das Wort Allah, und zwar immer kürzer, aus. Die Muſik wird immer geſchwinder, die Schwingungen der Tänzer immer heftiger. Der Geſang und die Blasinſtrumente haben, da mit reißender Geſchwindigkeit das Tempo zunimmt, den Kampf aufgeben müſſen, nur die Trommeln fahren fort, und der Geſang der Tänzer, deren Allah nur noch wie ein kurzes aſpirirtes h klingt, nicht unähnlich dem ha! welches man von Männern zuweilen ausſtoßen hört, welche einen Keil in einen Holzſtamm treiben.

Die Schwingungen haben mit dem

*) Schaſchie iſt die rothe Mütze der Moslem, welche auch Fez oder Tarbuſch genannt wird.

**) Jeder Bekenner des Islam ſoll das Haupt geſchoren tragen, auf dem Scheitel aber einen Schopf ſtehen laſſen, und zwar, damit, wenn er im heiligen Kriege zur Verbreitung ſeines Glaubens getödtet werden ſollte, die Ungläubigen ſein Haupt nicht mit ihren unreinen Händen berühren, ſondern, falls ſie ihm den Kopf abhauen, denſelben beim Schopf faſſen können. Die Behauptung chriſtlicher Schriftſteller, daß die Mohamedaner den Zopf wachſen ließen, um vom Todesengel an demſelben in den Himmel getragen zu werden, iſt durchaus falſch. Die Civiliſation, mit welcher Sultan Mahmud den Orient beſchenkt, hat auch auf die kahlen Schädel der Moslem wie Löwenpomade gewirkt. Der mit der Zeit fortgeſchrittene Orientale trägt die Haare nach Pariſer Mode. Nur der altgläubige Bekenner des Islams trägt noch den Scheitelſchopf. Bei den Aiſſauis aber iſt derſelbe Geſetz und dient als Erkennungszeichen. Man findet Mitglieder dieſer Brüderſchaft, welche nur den äußern Rand des Kopfes raſiren, ſonſt aber die Haare ellenlang wachſen laſſen, doch tragen ſie dieſelben in der Schaſchie verſteckt.

Rhythmus zugenommen und es ist nicht mehr das Haupt allein, sondern der ganze Körper bis an die Knie, welcher sich in unglaublichen Schwingungen vor und zurück wirft.

Jetzt schweigt die Musik, die Tänzer werfen sich vor dem Mokadem nieder und derselbe reicht ihnen das oben erwähnte Hadjer u Zem.

Der Eine ergreift einen lebenden Skorpion, meist von der kleinen, schwarzen, giftigen Sorte, er hält ihn auf der Fläche der Hand, reizt ihn, zeigt ihn den Zuschauern und verschlingt ihn dann.

Dort kauert ein Anderer an der Erde, weißer Schaum steht ihm vor Mund und Nase, während er aus der Hand eines Schausch die tellergroßen Blätter der Cactusfeige (Figue de Barbarie, Ficus Indicus) mit ihren zolllangen Stacheln empfängt und hineinbeißt, als wenn er Salatblätter äße.

Ein Dritter zieht ein glühendes Eisen aus dem Kohlenbecken und scheint, indem er daran leckt, seine Zunge kühlen zu wollen.

Die Weiber, welche meistens von der obern Galerie hinter Gittern versteckt diesem Schauspiele beiwohnen, geben hier gewöhnlich ein lautes Zeichen ihres Beifalls. Sie stoßen nämlich in der höchsten Tonart ein Hulululululu aus, welches mit dem Geschrei der Nachteule im Tremolo verglichen werden könnte, doch bleibt es für eine europäische Zunge unbeschreiblich.

Nach einer kurzen Pause fängt Gesang, Musik und das Tanzen von Neuem an; doch sind es diesmal Ordensbrüder, welche eine schwerere Uebung sich auferlegt haben: Zwei Schausch ergreifen einen Yatagan, (kurze Waffe, ein Mittelding zwischen Säbel und Dolch), von dessen Schärfe sich die Zuschauer vorher haben überzeugen können, und halten ihn der Eine an dem Heft, der Andere an der mit einem Tuch bewickelten Spitze, die Schneide nach oben gekehrt, zwischen sich. Ein Aïssaui steigt mit bloßen Füßen auf die Waffe, indem er zum Tact der Musik auf die Schneide trampelt. Dann streift er sein Hemd bis zum Gürtel herab, legt sich mit dem Theile des Leibes, wo die falschen Rippen endigen, auf die Schneide, zwei starke Männer steigen ihm auf den Rücken, um sein Gewicht zu vermehren, und so tragen ihn die Schausch im Kreise herum.

Vor dem Mokadem kniet ein Mann nieder und läßt sich mit spannenlangen, sehr spitzen Stahlnägeln durch die Backen, die Halshaut, die Augenlider und die Zunge stechen; so, das Haupt gleichsam mit Eisen gespickt, beginnt er seinen phantastischen Tanz.

Jetzt erscheint ein Mann, bei dessen Auftreten eine gewisse Aufregung sich unter den Zuschauern bemerken läßt.

In der Hand hält er einen etwa einen Fuß langen, fingerdicken eisernen Stift, welcher unten in eine Spitze ausläuft, während oben als Knopf eine eisenbeschlagene Holzkugel sitzt, an welcher vier bis fünf fingerlange Kettchen hängen.

Unter fortwährendem heftigen Tanzen wird der Stift zwischen den beiden Händen gedreht, wobei die Rotation durch den schweren Knopf und die daranhängenden Ketten sehr befördert wird; plötzlich erhebt der Tänzer das schwingende Instrument mit ausgestreckten Armen über das Haupt und stößt sich die Spitze desselben so tief in die Augenhöhle, daß es beim Herabhängen von selbst sitzen bleibt.

Durch den zwischen den Nasenknochen und das Auge hineingetriebenen Stift tritt der Augapfel so weit hervor, daß die Augenlider nicht mehr geschlossen werden können.

Ich habe zu Algier*) eine Dame, welche keineswegs schwache Nerven hatte, bei diesem Anblick ohnmächtig werden sehen. Einer der Schausch tritt nun vor den Mokadem, während die Musik und der Gesang fortfahren; er führt einen Mann bei der Hand, welcher in den Orden Sidi Mohamed Ben Aïssa's aufgenommen werden will.

„Was verlangst Du?" fragt der Mokadem.

„Ich verlange, aufgenommen zu werden unter die Chuan**) Sidi Mohamed Ben Aïssa's."

„Welches ist Dein Glaube?"

*) Obgleich bei der Haddra der Aïssaui der Zutritt jedem Nichtmohamedaner auf's Strengste verboten ist, so leidet die Provinz Algier hierin eine Ausnahme. Die französische Regierung hat alle dergleichen Versammlungen unter die Aufsicht der Bureaux Arabes gestellt und unter dem Schutz von den jedem Haddra beiwohnenden Polizeiofficianten ist es für die Fremden nicht schwer, sich Zutritt zu verschaffen.

**) Chuan, Brüder, ist ein Pluralis, Singular Chu.

„Gott ist groß, Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet."

„Warum willst Du ein Bruder Sidi Mohamed Ben Aïssa's werden?"

„Weil ich die Absicht habe, Gott zu dienen, weil ich die Lehren des Islam verbreiten will unter den Inhabern der Bücher, *) sowie unter den Götzendienern."

Ist der Aufzunehmende ein Kind, so beantwortet der Schausch die an dasselbe gerichteten Fragen. Hierauf erhebt sich der Mokadem mit allen Anwesenden und sagt die Fetah, die Hände werden dabei nicht gefaltet, sondern in der Höhe der Brust und etwa eine Spanne von derselben der Art gehalten, als wären sie ein offenes Buch und als lese der Andächtige das Gebet aus der innern Handfläche.

Nach dem Gebet, welches ein Jeder halblaut murmelt, streicht jeder Betende mit der rechten offenen Hand über das Gesicht und zwar von der Stirn nach dem Kinn, unter dem Kinn schließt sich die Hand und sinkt dann herab, als wenn der Bart ausgestrichen würde.

Es folgt jetzt eine vom Mokadem extemporirte kurze Anrede an den Aufzunehmenden. Der Redner wünscht ihm Gottes Segen für sich und die Seinen, spricht von dem heiligen Stifter des Ordens, auf den er die Gnade Allah's herabruft, und schließt abermals mit der Fetah.

Eine eigenthümliche Erscheinung hierbei ist, daß jeder Anwesende sich für berufen hält zu ergänzen, was der Mokadem etwa vergessen möchte. Sagt der Redner zum Beispiel: Gott schenke Dir Leben und Gesundheit, so fügt ein Fremder hinzu: Gott lasse Deine Heerden und Deine Felder gedeihen. Nennt der Mokadem Sidi Mohamed Ben Aïssa, über ihm sei der Friede! so fühlt sich ein Zweiter leicht berufen, den Frieden auch auf Sidi Abd el Kader oder sonst einen der unzähligen Heiligen herabzurufen.

Jeder Absatz in der Rede wird von den Anwesenden theils im Chor, theils nur einzeln mit Amin Amin **) unterbrochen.

*) Christen und Juden werden im Alcoran Inhaber der Bücher genannt, weil sie im Besitz der bereits vor dem Alcoran von Gott gesandten Bücher sind. Die Juden besitzen die fünf Bücher Mosis und die Psalmen, die Christen die Evangelien. Die andern Bücher erkennt der Islam nicht an.

**) Amin ist das auch in's Deutsche übergegangene Amen; also sei es.

Nach diesen Gebeten wird unter erneuertem Gesang und Musik ein kleines Becken herbeigebracht, auf dessen glühende Kohlen der Mokadem Djaui *) streut. Ueber den Rauch hält der Schausch das Haupt des Neophyten, der auf diese Weise, vom bösen Einfluß Ebli's (des Teufels) gereinigt, zur Aufnahme bereit ist.

Die Aufnahme selbst besteht darin, daß der Mokadem mit seinem Finger dem neuen Bruder über die Augenlider und die Zunge streicht, nachdem er den Finger zuvor mit seinem Speichel benetzt hat.

Eine bei der Aufnahme leise gesprochene Gebetsformel ist dem Mokadem allein bekannt.

Man erzählt, daß Sidi Mohamed Ben Aïssa, als er seinen Schülern gerathen, Gift zu essen, ihnen zuvor den Mund mit seinem Speichel benetzt und auch auf die Scorpione gespuckt habe, um dieselben dadurch unschädlich zu machen. Deshalb spielt der Speichel bei den Versammlungen der Brüder eine nicht unbedeutende Rolle. Die Körpertheile, welche mit dem Yatagan und den andern scharfen Instrumenten, wie oben erzählt, in Berührung kommen, werden zuvor mit Speichel gerieben, ebenso wie auf die Scorpione u. s. w. gespuckt wird.

Gleich nach seiner Aufnahme schließt sich der neue Aïssaui dem Tanz an, ohne jedoch eine der mit demselben verbundenen Uebungen vorzunehmen. Ueberhaupt ist es für die Mitglieder dieser Genossenschaft durchaus keine Verpflichtung, bei den gottesdienstlichen Versammlungen sich mit Tanzen und Nägelfressen zu betheiligen. Es ist dies eine fast ausschließliche Prärogative der ärmern Brüder, während die vornehmern Mitglieder des Ordens sich meistens damit begnügen, daß sie in aller Ruhe Kaffee und Scherbet schlürfen, wenn sie einen Haddra bei sich veranstalten oder einem solchen in der Zauya beiwohnen.

Wie die christlichen Quäker nur predigen, „wenn der Geist über sie kommt," tanzen die Aïssaui nur, wenn sie den Beruf dazu fühlen.

Es wirkt indessen der Rhythmus der

*) Djaui ist eine Art Weihrauch, welcher in den Moscheen gebraucht wird. Seinem Duft wird die Kraft zugeschrieben, die bösen Geister (Djnun) zu vertreiben; deshalb wird in jedem mohamedanischen Hause Donnerstags Abends (zur Feier des Freitags) mit Djaui geräuchert.

Musik, der Duft des Weihrauchs und der Anblick der sich wiegenden Tänzer dermaßen auf die Nerven, daß man unwillkürlich den Kopf im Tact vor- und zurückwirft und sich mächtig versucht fühlt, sich mit in das Getreibe zu stürzen.

Ich weiß nicht, wie ich dieses Gefühl erklären soll, ob es eine Art Schwindel ist, wie der, welcher uns erfaßt, wenn wir von einer hohen Brücke in fließendes Wasser sehen, oder ob der Magnetismus im Spiele steht; doch kann ich versichern, daß ich selbst häufig alle meine Energie habe zusammennehmen und mich sogar habe wegwenden müssen, um mich nicht bei dem Tanz zu betheiligen.

Wie ich oben bereits bemerkt, ist der Orden Sidi Mohamed Ben Aïssa's über das ganze mohamedanische Gebiet verbreitet; doch glaube ich nicht Unrecht zu haben, wenn ich Nordafrika und zwar die Länder an der großen und kleinen Syrte als seine eigentliche Wiege annehme.

Herodot erzählt uns, daß in früherer Zeit das Land südlich der großen Syrte von den Psillen, welche mit Schlangen Zauberei trieben, bewohnt wurde; er theilt uns die ihm berichtete Geschichte derselben mit und sagt: Als der Südwind einst die Brunnen und Cisternen dieses Landes ausgetrocknet hatte, erklärten ihm die Bewohner den Krieg. Der mächtige Feind aber blies Sandwirbel zusammen, welche die schwächern Gegner begruben, so daß Keiner übrig blieb. Sollten die herumziehenden Aïssaui, welche wir noch heute auf der Straße ihre tanzenden Schlangen zeigen sehen, nicht Nachkommen jener Psillen sein?

Jedenfalls sind diese wandernden Brüder für den Orden von hoher Wichtigkeit.

Von einem Dorfe zum andern gehend, colportiren sie mit unglaublicher Geschwindigkeit interessante Nachrichten und wichtige Befehle.

Zur Zeit, als Hadj Abd el Kader die Franzosen in Algier bekämpfte, stand er nur durch Derwische mit der Hauptstadt und den aufständischen Stämmen in Verbindung, was ihm um so leichter war, als er selbst Aïssaui ist und von den Seinen allgemein als Marabbut verehrt wird. Noch im vorigen Jahre habe ich zu Damaskus seine Skifa*) voll Aïssaui gesehen, welche aus allen Ländern ihm ihre Dienste anzubieten kamen, hauptsächlich waren es Marokkaner, welche ihm über die Einnahme von Tetuan Nachricht brachten.

Ich selbst habe durch Aïssaui in Tunis die Massacre von Djedda erfahren, ehe noch das französische Consulat davon unterrichtet war, und zwar ist hervorzuheben, daß meine Nachricht von Cairo auf dem Landwege gekommen war. Sie hatte also eine unglaublich kurze Zeit gebraucht.

Es muß Jedem einleuchten, daß diese Art, durch wandernde Fanatiker Nachricht zu erhalten oder Befehle zu ertheilen, eben so sicher als schnell ist. Ohne Schriftstücke, ohne irgend ein äußeres Zeichen, nur mit mündlichen Instructionen versehen, begibt sich ein Aïssaui auf den Weg; dem ersten Bruder seines Ordens, dem er begegnet, theilt er seinen Auftrag mit; geschäftig trägt ihn dieser wieder eine Station weiter, und so geht es fort von Ort zu Ort, von Mund zu Mund.

In dieser Weise werden oft Pläne verbreitet, die nicht selten in ganzen Länderdistricten mit einer allgemeinen, gleichzeitigen Schilderhebung an's Licht treten.

Die Aïssaui gehören zwar keineswegs zu den den Islam reformirenden Secten, wie es zum Beispiel die Secte des Scheik el Medenih ist, welcher Dr. Barth*) einen so großen Einfluß auf die Regeneration der Religion Mohamed's prophezeit, jedoch recrutirt sich der Orden nur aus strenggläubigen Muselmännern, und will ich als Beleg seiner christenfeindlichen Tendenzen nur ein Factum anführen.

Im Herbst 1859 hatte ich von Tunis aus das Belad el Djerid bereist und war über Gabes nach der Insel Djerba gekommen, wo mir der Scheik el Djemni, dem ich von Kheruan**) aus empfohlen war, ein Haus zur Disposition gestellt hatte. Der Scheik steht als Enkel eines im Geruch großer Heiligkeit gestorbenen Mannes an der Spitze einer von seinem Großvater gegründeten und reich dotirten Medersa (Hochschule).

*) Vorhalle in den Häusern der Vornehmen.

*) Dr. Barth's Reisen in Centralafrika. 1. Theil.

**) Die in der Regentschaft Tunis gelegene Stadt Kheruan gehört nächst Mekka, Medina und Jerusalem zu den heiligen Städten; ihre Einwohner zeichnen sich durch Fanatismus aus und ihre Thore sind jedem Nichtmohamedaner auf's Strengste verschlossen.

Obgleich selbst ein frommer Mann, gehört Scheik Mohamed keineswegs zu den Fanatikern, und es gewährte demselben sogar Vergnügen, den Besuchen beizuwohnen, welche mir von den europäischen Consuln und andern auf der Insel ansässigen Christen gemacht wurden.

Meinem Gefolge hatte sich schon von Saghuan*) aus ein blinder Derwisch angeschlossen, welcher mich gebeten hatte, ihn bis nach Misurata (in der Regentschaft Tripolis) mitzunehmen.

Der sanfte und gutmüthige Blinde war bald ein Liebling meiner Leute geworden, die sich des Abends um ihn versammelten und seinen Erzählungen und Gesängen zuhörten.

Oft, wenn die Zelte aufgeschlagen waren, ließ der Derwisch die Bendeira (tamburinartige Trommel) erschallen, und von den unter meinen Leuten befindlichen Aïssaui wurde dann eine Art von Haddra improvisirt, dessen Lärm bis gegen den Morgen fortdauerte.

Epileptische Zufälle, an welchen der Derwisch häufig litt, ließen ihn für einen Auserwählten Gottes gelten.

Dies als Vorrede.

Unter Denen, die mich in Djerba am häufigsten besuchten, war auch der Geistliche der katholischen Mission, Abbé Bois; derselbe hatte besonders die Freundschaft des alten Scheik Mohamed gewonnen, so daß, wenn der Eine von Beiden bei Sonnenuntergang das Mittagsmahl mit mir zu theilen kam, ich selten verfehlte, auch den Andern so schnell als möglich einladen zu lassen.

Zwischen einem christlichen Priester und einem mohamedanischen Marabbut war die Religion natürlich oft das Thema des Gesprächs. Oft habe ich Stunden lang den Dolmetscher bei gegenseitigen Bekehrungsversuchen gemacht und nie haben stundenlange Reden die Gegenpartei so wenig zu überzeugen vermocht, als es hier der Fall war.

An einem Abend kam die Rede auf die Uebungen der Aïssaui, welche in Djerba einen auffallend schönen Zauya besitzen, und Abbé Bois sprach sein Bedauern aus, daß er keine Aussicht habe, sich jemals durch den Augenschein mit einem Haddra bekannt zu machen.

Da machte ich mit Zustimmung des Scheik Mohamed den Vorschlag, meinen blinden Derwisch mit seiner Bendeira herbeizurufen und einige von meinen Leuten zum Tanzen zu veranlassen, namentlich einen Neger aus Wadai, welcher mit merkwürdiger Geschicklichkeit lange eiserne Nägel zu verschlingen pflegte.

Um Niemandem Anstoß zu geben, zog sich Abbé Bois in mein Wohnzimmer zurück und blickte durch das vergitterte Fenster auf den innern Hof, wo Scheik Mohamed mit mir und den Uebrigen um die Tänzer gelagert waren.

Der Haddra fing an und nahm seinen gewöhnlichen Fortgang. Ich selbst, von einem am Nachmittag unternommenen Ritt ermüdet, schenkte den Figuren, welche der Rauch meiner Pfeife bildete, mehr Aufmerksamkeit als den Bewegungen der Aïssaui.

Als der Djaui über die Kohlen gestreut wurde, stieß mich Scheik Mohamed an und machte mich mit ängstlicher Miene auf den Gesang des Derwisch aufmerksam; derselbe improvisirte etwa Folgendes:

„Die Schwelle unsers Heiligthums soll nur von Denen betreten werden, welche die Abwaschungen vorgenommen haben; was bedeutet die Unreinheit auf der Schwelle unsers Hauses? Die Diener Allah's und seines Propheten sollen sich nicht beschmutzen durch den Umgang mit den Kafiruna;*) ich rieche die Gegenwart eines ungläubigen Hundes; auf, ihr Brüder Ben Aïssa's, auf!"

Bei diesen Worten, welche im heftigsten Affect ausgestoßen wurden, sprang der Blinde auf, drehte sich zweimal um sich selbst herum und fiel in den heftigsten Krämpfen zu Boden. Zwei meiner Leute aber, welche grade tanzten (der oben erwähnte Neger war einer von ihnen), stürzten mit wüthendem Geheul und funkelnden Augen nach der offenen Thür des Zimmers, wo sich Abbé Bois versteckt hatte.

Der arme Priester, welcher kein Wort arabisch versteht, hatte natürlich keine Ahnung von dem gefährlichen Inhalt des Gesanges; die ganze Katastrophe hatte sich übrigens so schnell entwickelt, daß auch

*) Eine Stadt in der Regentschaft Tunis, wahrscheinlich das Taburbo Major der Alten.

*) Kafir, Plural Kafiruna, Ungläubige (Alcoran).

Scheik Mohamed und ich kaum einen Entschluß hätten fassen können. Die auf das Zimmer zustürzenden Leute hatten dem Abbé jedoch Zeit gelassen, sich durch Verriegeln der Thür vor der ersten Gefahr zu schützen; und eine Gefahr war wirklich vorhanden, denn namentlich der Neger war in einem solchen Paroxysmus von Wuth, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand und wir ihn, da kein Schausch zugegen war, durch Begießen mit kaltem Wasser wieder zu sich bringen mußten. Die Schausch besänftigen bei einem Haddra den Tänzer dadurch, daß sie denselben um die Hüften fassen und ein- bis zweimal in die Höhe heben; selbst Männer, welche in Folge des langen Tanzens wie leblos niedersinken, erholen sich augenblicklich durch dieses Verfahren.

Der Abbé hatte natürlich vollständig genug an dieser Probe. Meine Leute waren Tags darauf wieder eben so freundlich gegen ihn als früher; der blinde Derwisch aber gab jederzeit, wenn er seine Gegenwart bemerkte, sein Mißfallen zu erkennen; doch behauptete derselbe auf's Entschiedenste, daß ihm die Anwesenheit eines Christen durch den Duft des Weihrauchs mitgetheilt worden sei und daß er vorher nichts von der Sache gewußt habe.

Ich habe hier Thatsachen aufgezeichnet, von denen ich mich durch den Augenschein überzeugt habe, und überlasse es Klügern als ich, theoretisch Dinge zu erklären, welche, wenn sie nur auf Gaukelei beruhen, jedenfalls den geschicktesten Taschenspieler zu Schanden machen würden.

Die Bewohner der Insel Puynipet.

Die Entdeckung des fünften Welttheils Australien ist noch nicht sehr alt und einige dazu gehörige Inseln kennt man kaum länger als ein Menschenalter. Erst im Jahre 1828 wurde die Insel Puynipet, östlich von den Carolinen, durch den russischen Admiral Lütke entdeckt und seitdem wird sie von den Südseefahrern öfter besucht. Auch die österreichische Fregatte Novara legte auf ihrer Weltreise während der Fahrt von China nach Sidney daselbst an und Dr. Scherzer gibt in der höchst anziehenden Beschreibung, welche er im höheren Auftrage über die Reise herausgegeben hat, manche interessante Einzelheiten in Bezug auf die Insel und deren Bewohner. Wir theilen nachfolgend einige seiner Beobachtungen über die letzteren mit, wie sie sich gegen den Schluß des zweiten Bandes der erwähnten Beschreibung finden.

Die Zahl der Eingeborenen der sechzig Meilen umfassenden Insel wurde auf ungefähr 2000 Seelen geschätzt. In früheren Jahren betrug sie über 5000 Seelen, aber die Blatternseuche hat seither furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung angerichtet. Die Umstände, unter welchen diese schauerliche Krankheit zum ersten Male auf Puynipet auftrat, liefern zur Geschichte der Verbreitung von Seuchen im Allgemeinen sowohl, wie zur Frage der Vaccination einen höchst lehrreichen Beitrag.

Im Jahre 1854 war das englische Barkschiff Delta mit einem an bösartigen Blattern leidenden Kranken nach dem Roankiddihafen gekommen. Die weißen Ansiedler, welche zu jener Zeit daselbst lebten und die Furchtbarkeit jener Krankheit kannten, drangen in den eingeborenen Häuptling, dem Capitän den Aufenthalt zu verweigern und ihn zu zwingen, sogleich wieder unter Segel zu gehen. Dieser aber schien entschlossen, den Kranken auf der Insel zurückzulassen. Als er die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen ihn und die Mannschaft seines Schiffes erfuhr und merkte, daß die Bevölkerung den Kranken weder freiwillig aufnehmen noch ihm und seiner Mannschaft Lebensmittel verabreichen würde, benutzte er die Ruhe und Sicherheit der Nacht, um den blatternkranken Matrosen nebst dessen Habseligkeiten am Ufer auszusetzen und bei Tagesanbruch weiterzusegeln. Am nächsten Morgen fanden die Eingeborenen den armen Matrosen leidend und hilflos am Ufersande hingestreckt, während das Barkschiff wieder verschwunden war. Der Unwille gegen den Capitän verwandelte sich jetzt in Mitleid und Theilnahme für den hilflosen Kranken; man bereitete in einer benachbarten Hütte ein Lager und pflegte ihn so gut, als es eben die Umstände gestatteten; seine Habseligkeiten aber, größtentheils in Wäsche und Kleidungsstücken bestehend, wurden von dem diebischen Volke rasch über die Insel verschleppt. Wenige Wochen nach diesem Vorfalle brach die Blatternseuche mit grauenerregender Heftig-

keit aus und wüthete fünf Monate hindurch auf die entsetzlichste Weise. Fast jeder Eingeborene wurde davon befallen und von 5000 Bewohnern erlagen 3000 der Wuth der Epidemie. Der Matrose aber, welcher die erste Veranlassung zu all' diesem Unheil gab, genas vollkommen. Unstreitig hatten seine nach allen Seiten der Insel verstreuten Kleidungsstücke wesentlich zur schnellen Verbreitung des Contagiums beigetragen. Von den 30 weißen Ansiedlern, welche zu jener Zeit auf Puynipet lebten und sämmtlich geimpft waren, erkrankte bloß ein Einziger an den Blattern und auch dieser genas rasch wieder. Im August 1854 verschwand die Seuche eben so schnell, als sie erschienen war, und hat seither Puynipet mit einem zweiten Besuche verschont; aber allenthalben sieht man noch in den Gesichtern und an den Körpern der Eingeborenen zahlreiche Spuren ihrer Verheerungen.

Die Landung an der Insel war durch die zahlreichen Korallenriffe in ihrer Umgebung sehr erschwert. Mit einer venetianischen Gondel, welche zu solchen Zwecken auf der Fregatte mitgeführt wurde, gelangte zuerst der Commodore mit einigen seiner Begleiter an das Land; konnte aber dennoch nur schwer eine gute Stelle zum Anlanden finden. Eine Mission, welche seit dem Jahre 1851 dort besteht, vermittelte den Verkehr mit den Eingeborenen, welche in der herrlichen Naturumgebung ein harmloses Leben der Uncultur führen.

Der Pfad zum Wohnsitze des Häuptlings führte durch eine prachtvolle Tropenlandschaft. Das Besitzthum des Rannekin (in der Sprache der Eingeborenen so viel wie Herrscher) war ganz nach europäischer Weise eingezäunt und der Zugang zu demselben durch einen hölzernen Thorweg bezeichnet. Die große Wohnhütte, aus Holz und Rohr, ein längliches Viereck mit einem Dach von Palmenblättern, auf zwei bis drei Fuß hohen steinernen Unterlagen erbaut, und mit zahlreichen großen Fensteröffnungen versehen, machte von Außen einen sehr angenehmen, fast imposanten Eindruck; aber im Innern sah es leer, dürftig, unordentlich aus. Eine Reihe hölzerner, unregelmäßig behauener, theilweise mit zierlichem Geflechte bedeckter Säulen, parallel mit den dünnen Rohrwänden hinlaufend, bildete einen kleinen Gang, in welchen jedoch ausgespannte Baumwollzeuge den Einblick verwehrten. Alle die verschiedenen Habseligkeiten der Familie hingen nachlässig an Stricken und Schnüren im weiten Raume rings umher, und in der Mitte desselben befand sich in der Erde eine Vertiefung, welche als Feuerherd diente. Von den Einrichtungsstücken fiel uns eine größere hölzerne Kiste mit Eisenwerkzeugen und ein höchst eigenthümlicher kleiner Webestuhl auf, an dem sich grade ein buntes Band in Arbeit befand. Der Häuptling war eben abwesend und mußte erst gerufen werden. Dieser Umstand gab uns Gelegenheit, die Umgebung des Wohnhauses etwas näher zu besichtigen. In unmittelbarer Nähe desselben stand eine große Anzahl von Brotfruchtbäumen (Dongdong), deren Früchte bekanntlich die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmachen und welche Letztere auf eine ganz eigenthümliche Art längere Zeit aufzubewahren verstehen.

Die Brotfrüchte werden nämlich, sobald sie reif sind, der äußeren Schale entledigt und in kleine Stücke geschnitten. Hierauf graben die Eingeborenen Gruben bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die Erde und füttern diese wohl mit Bananenblättern aus, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Nach dieser Vorbereitung werden dieselben bis auf wenige Zoll von der Oberfläche mit den geschnittenen Brotfrüchten angefüllt, mit Bananenblättern zugedeckt und mit Steinen beschwert, um das Ganze gleichsam zu pressen. Dies macht die Gruben luft- und wasserdicht. Nach einer Weile tritt Gährung ein und die Masse wird jungem Käse ähnlich. Die Hauptursache, warum die Eingeborenen die Brotfrüchte aufbewahren, ist, um Hungersnoth zu verhüten, indem im Munde des Volkes die Sage lebt, daß vor undenklicher Zeit einmal ein heftiger Orkan wehte, der alle Brotfruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde riß, wodurch ein großer Nahrungsmangel entstand. Die Früchte lassen sich auf diese Weise mehrere Jahre genießbar erhalten, und trotz ihres sauren Geschmacks und sehr üblen Geruchs, wenn sie wieder aus der Erde genommen werden, gelten sie dennoch bei den Eingeborenen als eine sehr angenehme und nahrhafte Speise, wenn sie wohl geknetet, in Bananenblätter gehüllt, zwischen heißen Steinen gebacken sind. Außer Brotfrucht besteht die Nahrung der Eingeborenen in Cocosnüssen, Zuckerrohr, Yamswurzeln,

Tauben, Schildkröten, Fischen und Trepang, einer Seegurkenart, welche die Eingeborenen roh essen.

Auch Taro (Caladium esculentum), jenes schöne knollenwurzelige Gewächs aus der Familie der Aroideen mit seinen breiten, prächtigen Blättern, ferner der wilde Ingwer, so wie die theils zur Nahrung, theils zur Färbung der Körperhaut und der Baststoffe verwendete Gelbwurz (Curcuma longa) und die Kawapflanze (Piper methysticum) waren in der Besitzung des Rannekin zahlreich vertreten.

Gleichwie auf den Südseeinseln wird auch auf Puynipet der aus der Kawa gewonnene Saft zu einem berauschenden Getränk verwendet, das namentlich bei Festlichkeiten eine wichtige Rolle spielt. Aber die Bereitungsweise ist eine appetitlichere, indem hier die Wurzel nicht wie auf den erwähnten Inseln im Frauenmunde gekaut, sondern auf einem großen Steine zerrieben, befeuchtet und sodann der Saft in kleine Cocosschalen ausgedrückt wird. Die erste Schale Kawa erhält der höchststehende Häuptling, oder, wenn er zugegen ist, der Oberpriester, welcher einige Gebete murmelt, bevor er davon trinkt.

Die aus der Wurzel dieser Pfefferart gewonnene Flüssigkeit hat eine bräunlichgelbe Farbe, ungefähr wie Kaffee, in den man etwas Milch gegossen hat. Der Kawatrank schmeckt süß und angenehm, erhitzt den Magen und verursacht eine Art von Trunkenheit, die sich jedoch völlig von jener unterscheidet, welche alkoholisirte Getränke zur Folge haben. Dem Kawagenuß ergebene Menschen taumeln weder wie Betrunkene, noch sprechen sie viel und laut, wenn sie berauscht sind. Zwar ergreift sie ein Zittern am ganzen Körper und ihr Gang wird langsam, aber sie bewahren vollkommen das Bewußtsein. Ist die Wirkung des Kawa in ihr letztes Stadium getreten, so fühlen sie eine außerordentliche Schwäche in allen Gelenken; Kopfweh, so wie eine unwiderstehliche Neigung zu schlafen stellen sich ein und vollständigste Ruhe wird zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Die Sitte des Kawatrinkens ist über alle Inseln des Stillen Oceans verbreitet. Es scheint den Völkern Polynesiens eben so zum Bedürfniß geworden zu sein, wie das Betelkauen und der Palmwein den Malayen und Hindus, das Opiumrauchen und der Samschú den Chinesen, die Chicha den mexikanischen Volksstämmen und die Coca den südamerikanischen Indianern.

In früheren Zeiten besaßen auf einigen Inseln die Häuptlinge eigene Wächter, deren Hauptdienst darin bestand, die Umgebung des schlafenden Häuptlings in der vollkommensten Ruhe zu erhalten. Ein Hund, welcher zu bellen sich unterfing, ein Hahn, der zufällig krähte, wurde sogleich getödtet. Ein zu häufiger oder fortgesetzter Genuß des Kawatrankes soll eine ganz eigenthümliche Hautkrankheit zur Folge haben. Die alten Kawatrinker sehen düster oder trübsinnig aus, ihre Augen sind eingefallen, ihre Zähne stark gelb, ihre Haut ist trocken und schuppig und der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt; aber diejenigen, deren Wunden wieder heilen, zeigen mit Stolz die Narben davon. Je mehr ein Kawatrinker deren besitzt, desto höher steht er im Ansehen. Außer der Betäubung soll der Genuß des Kawa auch höchst erotische Träume hervorbringen.

Nach der Bodenbeschaffenheit Puynipets und den Mittheilungen zu urtheilen, welche uns weiße Ansiedler über das Klima dieser Insel machten, dürften Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reis, Taback u. s. w. ganz gut auf derselben gedeihen. Zuckerrohr kommt schon jetzt in wildem Zustande vor und dient den Eingeborenen theilweise zur Nahrung, indem sie dessen Saft aussaugen.

Der Häuptling oder Rannekin ist ein schöner junger Mann von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, dunkelbrauner, fast bronzener Hautfarbe und freundlichem, einnehmendem Aeußern. Er war bis auf die übliche Schürze aus Palmenblättern und einen breiten rothen Gürtel nackt und trug einen grünen Kranz im schlichten, glänzend schwarzen Kopfhaar und einen langen Stengel frischen Zuckerrohres in der rechten Hand. An Armen und Beinen war er sehr zierlich tättowirt. Von einem rothen türkischen Fez mit einer blauen Quaste, den wir ihm schenkten, verstand er ganz gut Gebrauch zu machen, und die schmucke Kopfbedeckung nahm sich auf seinem Haupte höchst malerisch aus. Als er die friedlichen Absichten unseres Besuches erfahren hatte, bat er uns, in sein Wohnhaus zu treten, was indeß nicht so leicht auszuführen war, als man glauben sollte, indem das Innere desselben nur durch eine der zwei bis drei

Fuß hohen parapetartigen Fensteröffnungen zugängig ist. Aber Nannekin zeigte uns den Weg und wir folgten. Er hieß uns hierauf auf europäischen Stühlen niedersetzen und befahl seinem jungen hübschen Weibchen, uns Cocosmilch zu bringen. Es war das erste Mal, daß man uns diesen vortrefflichen Naturtrank in einem geschliffenen Trinkglase der Civilisation credenzte. Wie ganz anders mundet dieser köstliche Saft in der frischen, grünen Nußschale, als im künstlichen Gefäß fremdländischer Cultur! Die Eingeborenen von Puynipet verstehen es nicht, die jungen Cocosnüsse mit derselben Geschicklichkeit durch einen Hieb zu öffnen, wie die Bewohner der Nikobaren. Hier wird die Frucht abgeschält und mit großer Anstrengung ein Loch in dieselbe gebohrt, aus dem endlich das Wasser herausfließt — ein so weitläufiges, unbeholfenes Vorgehen, wie man es weit eher von einem Europäer, welcher zum ersten Male in seinem Leben eine Cocosnuß öffnet, als von einem Kinde des Tropenwaldes erwarten würde. Nachdem die Königin des Roankiddistammes den fremden Gästen mit ihren zierlich kleinen Händchen das Cocoswasser gereicht hatte, setzte sie sich scherzend und lachend neben dem Häuptling auf die Erde nieder und versteckte sich zuweilen mit viel natürlicher Grazie hinter den Rücken ihres jungen Ehemannes, wenn sie ein Lächeln über das Interesse nicht zu unterdrücken vermochte, welches wir an gewissen Gegenständen ihres einfachen Hausrathes zu nehmen schienen. Nichts erregte mehr ihr Erstaunen, als daß uns einzelne Geflechte, Körbe, Fächer und dergleichen dermaßen gefallen konnten, daß wir dieselben im Tausch gegen europäische Industrieartikel erwerben wollten. Auch die junge Königin trug gleich den übrigen weiblichen Eingeborenen nur ein ungefähr fünf Fuß langes Stück gelben Zeuges (likú) um die Lenden gewunden, das bis zu den Knien reichte und mit dem einen Ende an der Hüfte befestigt war. Ihr schönes schwarzes Kopfhaar schmückte ein Kranz aus gelben Blüthen, und ihr mit Cocosnußöl gesalbter Körper war reich mit dem Pulver der Gelbwurz bestreut. Füße und Vorderarme waren zierlich tättowirt.

Der Anzug oder vielmehr das Röckchen (goál) der männlichen Eingeborenen ist aus den grünen Blättern der Cocospalme verfertigt, welche, gebleicht und in schmale Streifen geschlitzt, am oberen Ende mit einer Schnur befestigt und mit zahlreichen rothen Tuchläppchen verziert werden. Ein solches Röckchen reicht gewöhnlich von den Hüften bis auf die Knie und ist ungefähr zwei Fuß lang. Ein Mann muß, um vornehm und elegant gekleidet zu sein, wie es die Mode von Puynipet will, mindestens sechs solcher Blätterröckchen um den Leib tragen. Die Frauen Puynipets färben den weißen Calico mit der Gelbwurz, deren Farbe ihnen besonders zu gefallen scheint. Den Oberkörper bedeckt meist ein buntes, leicht hingeworfenes Halstuch. Ihre schönen schwarzen Kopfhaare zieren sie mit den zarten Blüthen der Cocospalme. An Feiertagen tragen die Frauen rothe Kleider mit weißem Calico eingefaßt. Die zum Christenthume bekehrten Eingeborenen sind jedoch nach europäischer Sitte gekleidet, obwohl auch hier noch manches Kleidungsstück fehlt, um einen Eingeborenen von Puynipet oder seine Ehehälfte salonfähig zu machen.

Sowohl Männer als Frauen sind gewöhnlich von den Lenden bis zu den Knöcheln und von den Ellbogen bis zu den Handgelenken tättowirt. Diese seltsame Sitte wird an beiden Geschlechtern in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren durch alte Weiber vorgenommen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen. Den dazu nöthigen bläulichen Färbestoff gewinnen die Eingeborenen aus der häufigen, nußartigen Frucht der Aleurites triloba, welche sie am Feuer erhitzen und hierauf die dadurch sich bildende harzige Kruste abschaben. Die Operation wird mittelst eines, aus den spitzen Nadeln einer Pinusart oder aus Fischknochen verfertigten Instruments ausgeführt, indem dasselbe auf die Haut angesetzt und sodann mit einem Stäbchen darauf geschlagen wird, bis die ganze Zeichnung auf dem Körper vollkommen vollendet ist. Außer der bereits erwähnten Gelbwurz sahen wir nur noch einen rothen Färbestoff, welcher wahrscheinlich von der weit verbreiteten Bixa orellana herrührt und von den Eingeborenen zum Anstreichen ihrer Canoes benutzt wird.

Die Gesichtsfarbe der Eingeborenen Puynipets ist eine helle Kupferfarbe. Die Durchschnittshöhe der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, mit zarten Zügen und schwäch-

lichen Formen. Die Söhne der Häuptlinge sind meistentheils wohlgebaut und von lichterer Hautfarbe als die Mehrzahl der Eingeborenen, weil sie sich nicht so sehr der Unbill des Wetters aussetzen, und würden in allen Theilen der Erde für hübsche Männer gelten. Die Nase ist gebogen, der Mund breit mit starken Lippen und blendend weißen Zähnen. Die Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt, aber selten künstlich stark vergrößert. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, welche sie sorgfältig pflegen.

Die Männer tragen weder Schnurr- noch Backenbart; sie reißen sich mittelst Muscheln oder zweier Stückchen scharfrändigen Schildpatts die Haare aus, sobald welche auf den Wangen sichtbar werden. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes ist hübsch; da die Mädchen aber sehr frühzeitig heirathen, so verlieren sie bald ihre jugendliche Schönheit. Ihre Farbe ist weit heller als die der Männer. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß sie eine Art von Ueberwurf aus Calico tragen: ein großes Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte, um es über den Kopf ziehen zu können, was ihre Haut mehr vor dem directen Einflusse der Sonne schützt.

Die Eingeborenen sind sehr regelmäßig und pünktlich in ihren Lebensgewohnheiten. Sie stehen bei Tagesanbruch auf, baden sich im Flußwasser, nehmen einige vegetabile Nahrung zu sich, salben ihren Körper mit Cocosnußöl und beschmieren ihn sodann mit dem gelben Färbestoff der Curcuma longa. Hierauf geben sie sich einer allerdings sehr einfachen Beschäftigung hin und setzen diese bis gegen Mittag fort, wo sie wieder nach ihren Hütten zurückkehren, sich neuerdings baden und ein zweites nicht minder frugales Mahl einnehmen. Der Rest des Tages wird in Vergnügungen und gegenseitigen Besuchen verbracht. Gegen Sonnenuntergang halten sie eine dritte Mahlzeit, und da sie weder Fackeln noch andere Erleuchtungsmittel besitzen, so geben sie sich (wenn sie nicht fischen oder beim Mondschein tanzen) in der Regel sehr frühzeitig der nächtlichen Ruhe hin.

Viele Achtung und Aufmerksamkeit wird auf der Insel dem weiblichen Geschlechte erwiesen, das zu keinerlei Beschäftigung verhalten ist, welche ihm nicht ordnungsmäßig zukommt. Die Frauen beschäftigen sich außer ihrer Behausung höchstens damit, zu fischen oder die Pflanzungen von Unkraut zu reinigen und verbringen ihre meiste Zeit, indem sie Kopfputze anfertigen, Gürtel weben, Decken aus Palmen- oder Pandanusblättern zusammennähen, zierliche Körbe flechten und Kinder und Haus hüten.

Von jeher nicht grade Musterbilder der Tugend und Keuschheit, hat die Einführung europäischer Putzsachen und Luxusartikel aller Art noch mehr beigetragen, die Unsittlichkeit unter den weiblichen Eingeborenen der Insel zu vermehren, welchen für alle Gegenstände der europäischen Cultur die größte Versuchung und die unwiderstehlichste Sucht, sie zu besitzen, innewohnte.

Wünscht ein Eingeborener eine Frau zu nehmen, so macht er dem Vater des Mädchens, das er zu heirathen beabsichtigt, ein Geschenk; wird dieses nicht zurückgewiesen, so gilt sein Antrag als angenommen. Hierauf geschehen Vorbereitungen zu einem Feste mit Schmaus und Tanz, worauf der Bräutigam seine Braut mit sich in seine Behausung führt. Im Falle ihres Todes muß der Wittwer ihre Schwester ehelichen, eben so ist beim Tode des Mannes dessen Bruder gesetzlich genöthigt, die Wittwe, beziehungsweise Schwägerin zur Frau zu nehmen, selbst wenn derselbe schon verheirathet ist. Einem Manne steht unter gewissen Bedingungen frei, seine Frau zu verlassen und eine andere zu nehmen; einer Frau dagegen ist nicht dasselbe Recht gestattet, außer wenn sie von höherem Rang ist. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, wie überhaupt Polygamie, ähnlich wie bei den Mormonen, nur durch die Mittel, die Frauen ernähren zu können, beschränkt ist. Die weiblichen Eingeborenen der Insel sind ungemein schwatz- und tratschhafter Natur, sie vermögen nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren, und selbst ein Verbrechen soll oft fast im Momente, wo es begangen wurde, auch schon allgemein bekannt sein.

Die Leichenfeierlichkeiten scheinen seit dem Verkehr der Eingeborenen mit den Europäern einige Veränderungen erlitten zu haben. In früheren Zeiten wurden ihre Todten in Strohmatten eingehüllt und geraume Zeit in der Hütte aufbewahrt; wahrscheinlich durch den Einfluß der Missionäre haben sie die europäische Sitte angenommen, ihre

Verstorbenen an einem besonderen Orte zu begraben. Beim Tode eines Häuptlings oder irgend einer hohen Person versammeln sich die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen während einer gewissen Zeitdauer und drücken ihren Schmerz durch lautes Seufzen und Weinen bei Tag und durch Tänze bei Nacht aus. Die Verwandten des Verstorbenen schneiden sich als Zeichen ihrer Trauer die Kopfhaare ab. Alle beweglichen Güter und Habseligkeiten des Todten werden von wem immer weggetragen, der sich zufällig in der Nähe befindet und sich ihrer zuerst bemächtigt, und dieser Gebrauch ist derart allgemein, daß Gegenstände, auf solche Weise erbeutet, vollkommen als gesetzliches Eigenthum betrachtet werden.

Ihre Gebete richten die Puynipetaner gemeiniglich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings, indem sie um günstigen Fischfang, reiche Ernte an Brotfrüchten und Yams und die Ankunft zahlreicher fremder Schiffe mit schönen Tauschartikeln, so wie um eine Fülle angenehmer Dinge zu ihm flehen. Ihre Götzenpriester geben vor, künftige Ereignisse vorhersagen zu können, und die Eingeborenen setzen in solche Prophezeiungen das unbegrenzteste Vertrauen. Sie glauben, daß ihre Priester durch den Geist irgend eines angesehenen, verstorbenen Häuptlings inspirirt werden, und daß Alles, was dieselben in diesem vermeintlichen Zustande der Inspiration aussagen, ihnen vom Geiste des Todten dictirt wurde. Trifft nun eine dieser Wahrsagungen nicht ein (was oft genug der Fall sein soll), so behaupten die schlauen Götzenpriester, ein anderer mächtiger Geist sei dazwischen getreten und habe die Erfüllung ihrer Prophezeiung gewaltsam zu verhindern gesucht.

Die Religion dieses primitiven Völkchens ist sehr einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obwohl sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben, scheinen sie doch keinerlei religiöse Gebräuche und Feste zu begehen. Ihre Vorstellung von einem künftigen Zustande ist äußerst wunderlich.

Ueber die Baudenkmale im Innern von Puynipet, welche noch niemals von wissenschaftlichen Reisenden besucht und beschrieben worden sind, erfuhren wir, daß sich dieselben auf eine große Anzahl kolossaler behauener Basaltblöcke im Walde, in der Nähe des Metelenienhafens beschränken. Die naive Einbildung der Eingeborenen erblickt in ihnen, aus Mangel an einer natürlichen Erklärung, die steinernen Geistergestalten verstorbener Häuptlinge. Kundige Reisende dagegen sind der Meinung, daß auf der Urwaldstelle, wo gegenwärtig nur Felstrümmer zerstreut umher liegen, einst starke Befestigungen gestanden, welche jedoch nicht von einem wilden Volke ausgeführt worden waren, indem der Charakter der Ruinen den überzeugenden Beweis einer höhern Cultur ihrer Erbauer liefert. Einige der Felsblöcke sind 8 bis 10 Fuß lang, sechsseitig und augenscheinlich aus einem civilisirten Lande hierher gebracht worden, da es außer denselben keine Steine von ähnlicher Beschaffenheit auf der ganzen Insel gibt. Straßen waren an verschiedenen Punkten angelegt und die ganze Ansiedlung scheint eine fortgesetzte Reihe befestigter Häuser gewesen zu sein.

Aber nicht bloß in culturhistorischer, auch in geologischer Beziehung besitzen diese Säulen und Blöcke hohes Interesse, indem sich ein Theil derselben gegenwärtig unter Wasser befindet und nur in einem Canoe erreichbar ist, ein Zustand, der unmöglich zur Zeit ihrer Herstellung bestanden haben kann. Was einst Wege waren, sind dermalen Passagen für Canoes, und wenn man die, aus großen Basaltquadern aufgebauten Wälle niederreißen möchte, würde das Wasser in die ummauerten Höfe eindringen. Aus dieser Wahrnehmung wollen neuere Geologen eine Senkung der ganzen Inselgruppe ableiten, und vielleicht ist Puynipet der einzige Punkt der Erde, wo sich die scharfsinnige Theorie Darwin's von der Bildung von Wallriffen und Atollen durch Senkung des Bodens, auf welchem der Korallenpolyp seinen Bau begonnen, auch historisch an verschiedenen, von Menschen aufgeführten Bauwerken nachweisen läßt.

Da selbst die ältesten Eingeborenen über diese Ruinen nicht die geringste Auskunft zu geben vermögen, und Ursprung und Geschichte derselben in völliges Dunkel gehüllt sind, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese steinernen Felsblöcke einst das befestigte Asyl von Piraten waren und von spanischen Freibeutern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren erbaut wurden. Diese Vermuthung wird noch durch den Umstand bekräftigt, daß vor 12 bis 14 Jahren auf einem Berge im Innern eine kleine messin-

gene Kanone gefunden wurde, welche das englische Kriegsschiff Larne als Curiosum mitnahm. Zugleich befinden sich auf verschiedenen Punkten der Insel gelichtete Stellen, von denen einige viele Acres Ausdehnung haben. Auf einer solchen Ebene in der Nähe vom Roankiddihafen erblickt gegenwärtig der Reisende einen großen künstlichen Hügel von ungefähr 20 Fuß Breite, 8 Zoll Höhe und $^1/_4$ Meile in der Länge, welcher augenscheinlich zur Vertheidigung oder deßhalb aufgeworfen worden war, um nach einem ernsten Gefecht als Begräbnißplatz für die Gefallenen zu dienen.

Schenkt man aber dieser Annahme Glauben, so ist die Geschichte der gegenwärtigen Bevölkerung der Insel verhältnißmäßig noch sehr jung und die Sage von einer schwarzen Race, welche im Innern leben soll, nimmt völlig den Charakter der Mythe an.

Die Erklärung des Geyserphänomens.

Von J. Müller.

In Nummer 67 dieser Monatshefte befindet sich ein Aufsatz von Friedr. Mohr „Ueber die Erklärung der Geyser," in welchem der in meiner kosmischen Physik gegebenen Darstellung dieses merkwürdigen Phänomens und dem Apparate, welchen ich zur Nachahmung desselben construirt habe, eine Deutung unterlegt wird, welche mir durchaus fremd ist.

Mohr meint nämlich die Worte, „daß der Sitz der Kraft, welche die Wassermasse emporschleudert, im Geyserrohre selbst zu suchen sei," dahin deuten zu müssen, daß das bereits heiß in das Geyserrohr eingetretene Wasser von den Wänden diejenige Wärme empfange, welche ihm noch bis zur Dampfbildung unter dem vorhandenen Drucke fehlt.

Es ist mir in der That räthselhaft, wie Mohr meine Darstellung so durchaus mißverstehen, wie er mir eine ganz und gar irrige Ansicht unterschieben konnte. Hätte ich wirklich eine solche Meinung über die Theorie des Geysers gehabt, so würde ich sie sicherlich klar und deutlich ausgesprochen und nicht so gar verblümt angedeutet haben.

Eine Bestätigung seiner Deutung glaubt Mohr freilich darin zu finden, daß ich an meinem Geyserapparat außer dem Kohlenbecken am untern Ende des Rohres noch ein zweites in der Mitte desselben angebracht habe. Allein aus dem Zusammenhang meiner Darstellung sollte doch, wie ich meine, hervorgehen, daß dieses zweite Kohlenbecken nicht die Bedeutung haben soll, welche Mohr vermuthet.

Die Temperatur des Wassers im Geyser wächst vom Spiegel im Becken bis zum Boden des Rohres; bis zum Momente der Eruption ist sie aber überall niedriger als der dem Druck entsprechende Siedepunkt. Ungefähr in der Mitte des Rohres ist die Temperatur des Wassers dem entsprechenden Siedpunkt am nächsten, hier also beginnt die Dampfbildung, durch welche ein Theil des Wassers aus dem Rohre hinausgeschleudert und dadurch die massenhafte Dampfbildung im untern Theile des Rohres möglich wird.

Wollte ich das Geyserphänomen im Kleinen nachahmen, so mußte ich es dahin zu bringen suchen, daß die Dampfbildung in der Mitte des Rohres beginnt, was mir auch durch jenes zweite Kohlenbecken vortrefflich gelungen ist und was man an einem Apparat, welcher das Geyserphänomen im kleinen Maßstabe nachahmen soll, wohl kaum auf eine einfachere und zweckmäßigere Weise erreichen wird.

Nur diese und keine andere, am wenigsten aber die von Mohr unterstellte Bedeutung hat das Kohlenbecken, welches ich in der Mitte des Blechrohres an meinem Geyserapparat angebracht habe.

Die von Bunsen aufgestellte und von mir in meiner kosmischen Physik wiedergegebene Erklärung des Geyserphänomens ist keine andere als die, welche Mohr selbst für die einzig richtige erklärt. In der Sache sind wir also einig. In wiefern aber meine Darstellung an dem Mißverständnisse Mohr's schuld ist, muß ich dem Urtheil Derjenigen überlassen, welche die entsprechende Stelle in meiner kosmischen Physik ohne Vorurtheil und mit Aufmerksamkeit gelesen haben.

Ein Admiralitätslotſe.

Eine Erzählung aus der Elbmündung

von

Heinrich Smidt.

(Schluß.)

Mit der Trauerflagge am Maſte lief der Blankeneſer Ever binnen, der die Leiche Luiſens am Bord hatte. Franz war nicht von derſelben zu trennen. Kein Wort glitt über ſeine Lippen. Vetter Friedrich mußte das Nöthige beſorgen.

Es war ein trüber Nebeltag, als der Sarg in die Gruft hinabgeſenkt wurde. Als die Erde dumpfdröhnend auf den Deckel fiel, ſank Franz mit leiſem Wimmern in die Knie. Mitleidige Hände hielten ihn aufrecht und geleiteten ihn heim.

Das Unglück, welches durch dieſen Schiffbruch angerichtet wurde, war in den erſten Augenblicken nicht zu überſehen. Erſt nach und nach ermaß man es ſeinem ganzen Umfange nach. Der größte Theil von Luiſens Vermögen beſtand in Gold und Edelſteinen; ſie waren unrettbar dahin. Von Schiff und Ladung war nicht das Geringſte verſichert. Trotzend auf ſein bisheriges Glück, hatte Franz Meiners blindlings demſelben vertraut und lachend kehrte es ihm den Rücken.

Das Schiffsvolk wurde vorgeladen, um ſeine Verklarung zu belegen. Officiere und Matroſen gaben ihre Ausſagen gewiſſenhaft zu Protocoll und leiſteten den Eid. Der Lotſe Jürgen Wulff ward unter Anklage geſtellt.

Das Urtheil ward geſprochen. Es war kurz, aber ſtrenge. Der Lotſe Jürgen Wulff ward für unfähig erklärt, jemals wieder ein Schiff binnenzulotſen, und aus der Liſte der Admiralitätslotſen geſtrichen. Außerdem traf ihn eine längere Haft.

„Mir geſchieht mein Recht!“ ſagte er leiſe vor ſich hin, als die Gefängnißthür hinter ihm zufiel. „Aber ihm iſt auch ſein Recht geſchehen und die Janna hat ihre Rache.“

Wulff-Ohm war außer ſich vor Jammer und Noth. Er irrte auf den Straßen und auf den Deichen umher. Er folgte dem Fluge der Vögel und dem Laufe der Wellen und ſah überall die Zeichen und Wunder, die ihm beſtätigten, was ſie vorherſagten, und neuerdings unerhörte Ereigniſſe für die Zukunft verkündeten. Wenn dann vor Furcht und Erwartung ſein Herz bange klopfte, wenn ſeine Zähne im Fieberfroſt aneinanderſchlugen, eilte er zu ſeiner Freundin, und Mieken-Möhm deutete mit naſſen Augen auf ihre Karten, indem ſie ſagte:

„Hier ſtand es geſchrieben. Ich mache das Unglücksbuch nicht wieder auf, um ein neues Leid darin zu leſen, das über uns verhängt iſt.“

Franz Meiners hatte ſich ſoweit wieder erholt, daß er ſeiner Gedanken mächtig war, und das Unglück, welches ihn betraf, in ſeinem ganzen Umfange überſehen konnte. Er trat auf die Straße hinaus. Sein Gang war unſicher und langſam ſetzte er

einen Fuß vor den andern. Es bangte ihm, den Ort zu erreichen, den er doch nicht länger meiden konnte.

Herr Friedrich Meiners empfing seinen Vetter kalt und fragte:

„Was willst Du von mir?“

„Deinen Rath, Deine Hilfe!“ lautete die Antwort.

„Beides ist Dir zu Theil geworden,“ entgegnete Herr Friedrich, „und Du hast sie als ein werthloses Gut von Dir geworfen. Als Du um die Janna Brunswiek warbst, warnte ich Dich. Du hörtest nicht. Nun hast Du ein feierliches Gelöbniß gebrochen, die verlassene Dirne grämt sich. Sie wird von Jung und Alt verspottet und über die Achseln angesehen. Das Weib, welches Du freitest, hast Du in fremder Erde begraben müssen. Dein Leichtsinn hat sich schwer gerächt.“

„Ich habe es hart büßen müssen,“ sagte Franz. „Ich muß es noch.“

„Erinnere Dich der Worte, die ich zu Dir sprach, als Du mich batest, Dein Freiwerber bei der Brunswiek zu sein. Als ich mit Widerstreben Deinen Wunsch erfüllt hatte, sagte ich zu Dir: „Nun stehe aber auch fest bei Deinem Werke. Bleibe treu Deinem Worte und weiche und wanke nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus.“ Dies sprach ich zu Dir, und Du weißt, daß ich noch nie mein Wort gebrochen habe. Mache es mit Deinem Gewissen aus und siehe zu, wie Du vor diesem bestehst.“

„Du stößest mich von Dir?“ rief Franz erregt. „Jetzt, wo ich an dem Rande des Abgrundes stehe!“

„Und wo stehe ich?“ entgegnete Friedrich mit gleicher Lebhaftigkeit. „Glückskind, wohin hast Du mich gebracht? Hast Du nur Dein Vermögen und das Deines Weibes vergeudet? Hatte ich Dir nicht auch den größten Theil des meinigen anvertraut? Vorsicht habe ich Dir gepredigt und vor dem raschen Gewinn gewarnt, der die Armuth im Gefolge hat. Aber Du trotztest auf Dein Glück und es hat Dich verlassen. Was ein Freund dem Freunde opfern kann, habe ich Dir gegeben; ein Weiteres ist von mir nicht zu verlangen.“

„Nein! nein!“ rief Franz, und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Du kannst, Du darfst mich nicht in dieser Weise entlassen. Dein Wort jagt mich in Tod und Verzweiflung.“

„Mein Arm ist zu schwach, um Dir als eine Stütze zu dienen,“ sagte Friedrich kalt. „Ich habe alle meine Besonnenheit nöthig, um selbst stehen zu bleiben, und weiß noch nicht, ob es mir gelingen wird, mich vor dem Sturze zu bewahren. Im besten Falle muß ich, fast am Ziel eines ehrenvollen Lebens, von Neuem wieder anfangen. Mache es auch so und vertraue mehr der eigenen Kraft als dem blinden Glücke. Wir sind miteinander fertig.“

Noch einmal versuchte Franz einen Sturm auf das Herz seines Verwandten. Umsonst. „So stehe mir Gott bei!“ rief er, und verließ das Haus, wo er sonst als der allgemeine Liebling empfangen und gehalten wurde.

Lange irrte er umher ohne Ziel und Zweck. Als es zu dämmern begann, befand er sich unfern von der Wohnung seiner frühern Braut.

Janna Brunswiek lebte in der größten Einsamkeit. Das Unglück, welches über sie hereinbrach, hatte sie erst heftig aufgeregt, dann war sie verstummt. Kein Laut kam über ihre Lippen. Keine Thräne netzte das brennende Auge, aber der Wurm nagte an ihrem Herzen. Sie verzehrte sich in der Stille. Ueber die Schwelle ihrer kleinen Stube hinaus kam sie nicht und kein Fremder durfte dieselbe betreten.

Die Dämmerung war im Wachsen und Mieken-Möhm trat mit der Lampe ein. Seit dem Tage, da Janna in ihrem Zorn die Karten in das Feuer warf, fürchtete sie diese noch mehr als früher. Die alte Frau blickte scheu zu ihr herüber. Sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen und wußte nicht, wie sie es anbringen sollte. Sie ging so lange hüstelnd hin und her, bis Janna endlich aufmerksam ward und fragte:

„Was gibt es?“

„Es ist Jemand da!“ sprach sie zögernd.

„Ich will Keinen sprechen.“

„Er will Abschied nehmen!“ fuhr die Muhme fort. „Ich bringe es nicht über mich, ihn abzuweisen. Soll er hereinkommen, Kind?“

„Nein! nein!“ entgegnete sie heftig und ihre Pulse klopften, als ahne sie, was ihr bevorstehe. „Wer ist es?“

„Ich!“ sagte Franz Meiners eintretend, und die Muhme schlich hinaus.

„Fort! fort!“ rief Janna abwehrend.

„Ich kann Dich nicht sehen und will es auch nicht.“

„Habe Erbarmen mit mir!“ bat er mit flehender Stimme. „Es hat Niemand Erbarmen mit mir. Jede Hand, die ich ergreifen will, stößt mich zurück. So übe denn Du Barmherzigkeit.“

„Ich kenne Dich nicht mehr!“ sagte sie und die Stimme zitterte.

„Mein Weg geht in die vier Straßen der Welt!“ fuhr Franz Meiners dringender fort. „Ich muß wandern und weiß nicht, wohin! Ich suche, ohne zu finden. Ich stand hoch oben auf dem Berge, nun liege ich am Fuße desselben und kann den Pfad nicht wiederfinden, der aufwärts führt. Gib mir meine verschwundene Kraft wieder, damit ich in dem Kampfe bestehe, dem ich entgegengehe.“

„Du hast mir Alles genommen,“ sagte sie hart. „Was kann ich geben?“

„Deine Vergebung!“ antwortete er. „Ohne sie vermag ich nichts. Mit ihr wird es mir vielleicht möglich sein, gut zu machen, was ich verschuldete, und wenn nicht, wenigstens die Gewissensqualen zu lindern, die mich ruhelos umhertreiben.“

Sie verharrte im finstern Schweigen. Er wartete in großer Spannung auf eine Antwort und sagte dann, nahe an sie herantretend:

„Ich habe mich schwer vergangen und ein großes Unglück über Dich gebracht, das ich nicht wieder gut zu machen im Stande bin. Ich weiß es, und ich weiß auch, wie viel ich von Dir fordere. Aber es gilt mein ewiges Heil und darum werfe ich mich vor Dir nieder und flehe Dich an mit aller Angst, die mein Herz zusammenpreßt: Vergib mir!“

„Nein!“ entgegnete sie dumpf und ging von ihm weg. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, war er verschwunden. Da warf sie sich nieder an derselben Stelle, wo er vorhin kniete, und mit überströmenden Augen rief sie aus:

„Ich vergebe Dir! Ich hatte Dir schon vergeben, aber der störrische Mund wollte sich nicht öffnen.“

Franz Meiners wandte sich nach Hamburg. Der stolze Capitän mit dem blinden Vertrauen auf ein nicht zu fehlendes Glück kehrte als ein armer Schiffbrüchiger wieder. Er hatte früher keine andere Wohnung genommen, als auf dem Baumhause, von dessen Balcon er die weite Aussicht hatte auf die Schiffe des Hafens. Und wenn er dort oben stand, sagte er: „Unter diesen allen ist meines das reichste und beste.“ Jetzt suchte er die bescheidenste Schifferherberge auf, die er finden konnte, wo junge Steuerleute und Deckofficiere wohnten und deren Wirth es nicht verschmähte, die Thür seiner Gaststube auch den Matrosen zu öffnen, wenn sie mit dem Gelde in der Tasche klimperten. Voll von einer Empfindung, die keine Worte schildern, betrat er die Börse; nicht um sich zu erkundigen, welcher Makler sich verpflichtet halte, ihm eine vortheilhafte Befrachtung nach irgend einem Hafen jenseits des Oceans anzutragen. Er forschte in der Stille, ob unter allen Capitänen, die hier umhergingen, vielleicht Einer sich befände, der eines Steuermanns bedürfe. Aber alle Stellen waren besetzt. In Cuxhafen sprach Niemand von dem frühern Glücksschiffer.

Der Winter ging langsam vorüber. Es hatte kein Eis gegeben, darum war die Schifffahrt nicht gesperrt und in Cuxhafen blieb es einsam, weil die Schiffe fehlten, die dort sonst überwintern. Wo Schiffe sind, da ist auch lustiges Seevolk, und was dies anzugeben vermag, davon würden die Wände in der Engelsmannsschenke Wunder berichten, wenn sie reden könnten. Allein die Wände haben nur Ohren, aber keinen Mund, und der Wirth war ein schweigsamer Mann, der ein Geheimniß bei sich behielt, so lange, als er von einem Gaste zum andern ging.

Um diese Zeit war es, als die Gefängnißthür sich öffnete und Jürgen Wulff seine Freiheit erhielt. Das Lotsenhandwerk durfte er nicht mehr treiben, aber er hatte vollauf Erlaubniß, sich darum zu kümmern, auf welche Art er sich durch die Welt schlagen wollte.

Sein erster Gang war in die Hütte seines Oheims. Wulff-Ohm saß hinter dem Webestuhl und summte ein geistliches Lied vor sich hin. Die beiden lange Getrennten begrüßten sich stumm und saßen sich gegenüber. Der Mund schwieg, aber die Herzen schlugen laut. Endlich fragte Jürgen:

„Habt Ihr sie gesehen, Wulff-Ohm?“

„Ja, mein Junge. Sie war in der Kirche.“

„Wie fandet Ihr ...“

Er hätte Alles fragen mögen und konnte es doch nicht. Der Alte half ihm, indem er sagte:

„Sie sieht bleich und vergrämt aus. Aber sie trägt, was ihr auferlegt ist, und der Nacken ist noch nicht gebeugt. Wenn Du zu ihr gehst ...“

„Nein!“ rief Jürgen lebhaft, „das werde ich nicht. Wie würde sie mich empfangen und was könnte ich ihr sagen? Meint Ihr, daß der dumme Jürgen im Gefängniß etwas Besonderes geworden ist? Ich habe auf der Welt nichts mehr zu schaffen und es würde mir ein Glück bedeuten, wenn ich wüßte, daß morgen für mich die Sonne zum letzten Male aufginge.“

Er nahm seinen Hut und ging wieder fort. Wohin geht ein Schiffsmann hierorts, wenn er sein Haus verläßt, als nach der alten Liebe? Aber als Jürgen Wulff sich der Brücke näherte, standen mehrere Männer dort. Sie gewahrten ihn und es mochte ihm scheinen, als ob sie die Köpfe zusammensteckten und sich in die Ohren zischelten; darum wandte er sich und ging an dem Leuchtthurm vorüber in der Richtung nach der Kugelbaak. Dort war es still und kein anderes Geräusch hörbar, als das Brausen der Fluth, die gegen den Deich heranrauschte.

Von seewärts her kam ein Schiff, ein verspätetes, das mit widrigen Winden kämpfte und beträchtlich havarirte. Aber die schadhaften Masten hielten und von kundigen Augen und Händen geleitet, steuerte es seinen Curs.

Jürgen Wulff sah den Segler an sich vorüberziehen und ein schwerer Seufzer rang sich von seiner Brust:

„Dort auf der Galerie steht einer von meinen ehemaligen Gefährten und gibt ihm das Geleite. Mich wird man nicht mehr auf einem solchen Platze sehen. Es ist ein jammervolles, verpfuschtes Dasein, dem ich verfallen bin, und mein einziger Trost wird sein, daß ich weit weg von hier gehe, wo mich Niemand kennt, und mit der Schaufel auf dem Rücken oder mit dem Dreschflegel in der Hand von Dorf zu Dorf tagelöhnere.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte eine Stimme hinter ihm, und als er sich umwandte, sah er in das Gesicht eines Mannes, der eine verdeckte Jolle hatte, mit welcher er mühsam sein Brot verdiente.

„Ihr seid es, Dirk Voigt?“ fragte Jürgen Wulff. „Welcher Ausweg bleibt mir sonst?“

„Habe einen Platz für Euch, wenn Euch damit gedient ist,“ meinte Dirk Voigt. „Meine Jolle ist zwar kein Dreimaster, der nach Westindien segelt, aber sie ist stark und fest und nimmt nicht mehr Wasser über als jede andere. Es ist nur eine Koje am Bord und das ist grade genug, denn einer von uns wird immer die Wache haben. Wir essen aus demselben Topfe, denn zwei habe ich nicht, und für einen Schluck trage ich auch Sorge. Wegen des Uebrigen werden wir schon einig, wenn wir ein paar Reisen miteinander gemacht haben. Mein Curs geht zwischen Elbe und Weser. Ist Euch das genehm?“

Die Augen des Jürgen Wulff leuchteten vor Freuden. Er drückte die Hand des Helfers in der Noth und schüttelte sie. Der Dirk Voigt ließ es sich einen Augenblick gefallen und sagte dann:

„Narrheit! Ich thue es ja nur, weil mein alter Maat gestorben ist, und ich doch Jemand haben muß, der mir zur Hand ist. Ihr denkt wohl, ich thue es aus Barmherzigkeit? Nichts da! Es ist der reine Eigennutz und nichts weiter. Nun, Jürgen Wulff, Ihr müßt kein so trübseliges Gesicht machen. Geschehen ist geschehen und verbüßt ist verbüßt. Jetzt fängt ein neues Leben an und ich denke wohl, es soll für Euch nicht verloren sein. Kommt morgen früh um sechs Uhr bei mir am Bord und Ihr könnt darauf rechnen, daß wir, Wind und Wetter dienend, eine Stunde später den Leuchtthurm im Rücken haben. Bis dahin fahrt wohl!“

Der Admiralitätslotse war zum Wattenschiffer geworden und kreuzte zwischen Elbe und Weser, wie sonst zwischen der rothen Tonne und Cuxhafen. Die Tage, die Monate gingen vorüber. Dem Herbst folgte ein langer, scharfer Winter und freudig athmete der ganze Strand auf, als der neue Frühling kam und die schweren Eisblöcke Tropfen auf Tropfen in die Elbe rannen.

„Meine, daß es an der Zeit ist, einen neuen Zug zu thun,“ sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten, der sich ganz bei ihm eingelebt hatte. „Wenn es Euch recht ist, nehmen wir morgen früh das Hochwasser wahr und sehen zu, was

unsere Freunde an der Weser machen. Bekommen heute noch einiges Stückgut an Bord und wir können eine flotte Reise haben."

„Bin zur rechten Zeit am Bord und helfe die Stückgüter verstauen," sagte Jürgen Wulff. „Am Lande habe ich nichts mehr zu thun, als vom Wulff-Ohm Abschied zu nehmen. Der alte Mann macht es nicht lange mehr. Wie Gott will! Die Ruhe ist ihm zu gönnen."

Die erste Frühlingsfahrt ging glücklich von Statten und die Wattenfahrer kamen heim. Schiffer Dirk Voigt lustig und wohlgemuth; sein Maat trübe und niedergeschlagen. Es drückte ihn etwas, er wußte nicht, was es sei. Seine Ungeduld stieg, und als die Jolle binnen gelaufen war, eilte er, so schnell er es vermochte, nach Hause.

Wulff-Ohm saß an seinem gewohnten Platze am Ofen und sah der Mieken-Möhm zu, welche die Karten auf ihrem Schoße ausgebreitet hatte. Aber die alte Frau betrieb ihr Geschäft nicht mit dem Eifer und dem Ernste, wie sie es sonst zu thun pflegte. Ihre Blicke ruhten mit einiger Besorgniß auf dem alten Freund, den sie ab und zu besuchte, seitdem derselbe nicht mehr in das Haus der Janna Brunswiek kommen durfte.

„Ihr macht mich bange," sagte sie mit ihrer zitternden Stimme. „Da liegt der Herzkönig bei der Sieben und auf der andern Seite seht Ihr den Kreuzbuben bei der zweiten Sieben. Was meint Ihr? Das bedeutet, daß Euer Jürgen nach Hause kommt und darum solltet Ihr fröhlich sein und nicht so finster dareinschauen, als ob Euch Jemand etwas gethan hätte. Macht die Augen zu, Wulff-Ohm; sie sehen so traurig aus und ich fürchte mich hineinzusehen."

„Ja!" sagte der Alte, und schloß die Augen, um dem Wunsche der Frau zu genügen. „Sie brennen und werden vielleicht bald ausbrennen. Brauche sie auch nicht offen zu halten; sehe ohnedies Alles, wenn ich es auch nicht zu unterscheiden vermag. Was sagtet Ihr von dem König und dem Buben?"

„Ich sagte," entgegnete Mieken-Möhm, „daß die Beiden die Heimkehr Eures Jürgen andeuteten. Er ist diesmal drei Wochen weg und es sollte Euch vergnügt machen, daß er kommen wird."

„Es muß bald sein, Mieken-Möhm," sagte der Alte trübe. „Vielleicht komme ich noch eher heim als er. Und auch ein Anderer kommt heim."

„Was für ein Anderer?" fragte die Alte, die ihre Karten zusammenlegte und in die Tasche schob. „Nun sprecht Ihr wieder von Dingen, die Keiner versteht, und ich fange an, mich vor Euch zu fürchten. Das halte ich nicht aus und ich will nur gehen, denn es ist schon spät und ich bekomme von der Janna meine Schelte."

„Und wenn Er kommt?" fuhr Jener fort, ohne auf die Alte zu achten und die Decke anstierend. „Das Haus ist niedergerissen und die Wiege darin zusammengefallen. Wißt Ihr, was die Schwalbe thut, wenn sie die Scheune nicht wiederfindet, an deren Gebälk sie nistete? Habt Ihr den Storch gehört, wie er klappert, wenn eine muthwillige Hand ihm das Nest von dem Dache warf? Jürgen Wulff, was wirst Du sagen, wenn Dein Wandervogel wiederkehrt aus der Wüste und pickt an das Fenster und fragt: Wo ist meines Vaters Haus?"

„Da ist er!" rief die Alte und erhob sich, so schnell sie es vermochte. „Gott sei Dank, Jürgen Wulff, daß Ihr da seid. Ich wußte es wohl, daß Ihr kommen würdet, denn meine Karten lügen nicht. Seht nach dem alten Mann, der ganz von sich ist und wirres Zeug spricht. Eine Stunde lang hat er nichts Anderes gethan. Stünde Euch gern bei, wenn Ihr vielleicht Hilfe braucht, allein ich kann nicht, denn die Janna wird böse. Ach Du mein himmlischer Vater, ich wußte, daß es so kommen würde, als die Zwei auf der rechten Seite lag und dreimal hintereinander die Vier zur Nachbarin bekam. Es geschieht allemal etwas Verkehrtes, wenn die Zahlen genau aufeinanderfolgen."

Jürgen Wulff achtete nicht auf die alte Frau, die sich so schnell entfernte, als es ihre Schwäche irgend zuließ. Er setzte sich dem Ohm gegenüber, faßte ihn bei der Hand und diese schüttelnd sagte er:

„Kommt zu Euch, Wulff-Ohm! Ich bin da; ich, der Jürgen, der Euch etwas Rechtes mitbringt von der Weser her und ein Stück Geld dazu."

Er sagte es mit möglichster Ruhe, aber sein Herz schlug und die dargebotene Hand zitterte, als er die Veränderung bemerkte, die mit dem Oheim vorging, der sich vor-

beugte, als ob er in die Ferne sähe, und dazu sprach:

„Ich sehe ihn schon von Weitem. Er sieht ganz so aus, wie an dem Tage, da er weglief, und hat sich in der langen Zeit nicht verändert. Willkommen binnen, Bruder Niklas! Willkommen binnen.“

„Er spricht wieder von seinem Bruder, der in die weite Welt ging. Wenn er es that, ist er stets krank geworden von der Aufregung und jetzt hat ihn das Fieber stärker gepackt als je. He! Wulff-Ohm! Schüttelt den Traum von Euch und seht, wo Ihr seid. Habe Euch einen Trunk alten Weines mitgebracht, woran Ihr Euch erquicken sollt. Hört Ihr nicht, Wulff-Ohm? Der Jürgen ist da!“

„Gut, mein Junge!“ fuhr der Alte fort und sah nach der andern Seite hin. „Da setze Dich hin und sieh mich an und sage mir, ob Du mich wiederkennst? Ich bin allein übriggeblieben, Niklas. Die Andern sind schon vorauf und machen Quartier. Wie Du so seltsam dreinschaust, Bruder! Bist Du vielleicht auch todt und kommst mich abzuholen? Was ist das für ein langer Rock, den Du anhast? Weiß wie Schnee und blanke Sterne darauf. Ach Du allbarmherziger Gott, ich glaube gar, Du bist ein Engel geworden, denn ich sehe Flügel an Deinen Schultern! Nimm mich in Deine Arme und küsse mich!“

Der alte Mann sank zurück. Jürgen Wulff fing ihn auf und entsetzte sich, weil er glaubte, der Alte sei todt; aber die Lippen bewegten sich und ein leiser Athemzug hob die Brust. Regungslos saß er da, den kranken Schläfer im Arm, den Schlaf bewachend, der diesen umfangen hielt.

Nach einer Stunde schlug Wulff-Ohm die Augen auf. Er sah um sich und als er den Neffen gewahrte, an dessen Brust sein Haupt ruhte, sagte er:

„Da bist Du ja! Wann kamst Du denn und wo warst Du?“

„Wo wart Ihr denn?“ fragte Jürgen Wulff. „Ich bin schon eine geraume Weile hier, während Ihr laut zu Euch selber spracht, ich weiß nicht was. Habt Ihr einen Traum gehabt?“

„Ja, mein Sohn, einen schönen, lieben Traum, wo ich Den wiedersah, den ich auf Erden am liebsten hatte, und der von mir ging, um für immer wegzubleiben. So werde ich auch von Dir scheiden, mein Sohn.“

„Sprecht nicht so schlimme Worte, Wulff-Ohm. Ihr werdet noch lange leben und bei mir gute Tage haben.“

„Bruder Niklas ist ein Engel geworden und hat mich angerührt. Ich habe des Himmels Herrlichkeit gesehen und gehöre gar nicht mehr hierher. Grüße die Janna und sage ihr, daß ich ihr vergeben habe, was sie mir und Dir gethan hat. Lebe wohl, mein lieber Junge! Ich mache Feierabend. Thue mir die Liebe und sage mir den schönen Gesangbuchsvers her, den Du von mir gelernt hast. Ich möchte noch einmal das Wort Gottes hören.“

Der alte Mann sprach dies Alles abgebrochen und immer leiser. Jürgen Wulff betete:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir.“

Als er geendet hatte, war der Oheim selig in dem Herrn entschlafen.

Drei Tage darauf fand das Begräbniß statt. Das Leichengefolge war nur ein geringes. Mieken-Möhm sah es von Weitem vorübergehen, weil sie glaubte, es würde der Janna nicht recht sein, wenn sie sich den Leidtragenden anschlösse. Sie hatte nichts gesagt, die Janna, als sie den Tod des alten Mannes erfuhr. Nur ihr bleiches Gesicht war noch bleicher geworden.

An der Kirchhofspforte sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten:

„Wir wollen dem Manne die ewige Ruhe gönnen und ihm ein gutes Andenken bewahren; sonst aber halte ich es für Euch am besten, daß wir an unser Geschäft gehen, denn ein tüchtiges Stück Arbeit hilft über Gram und Herzeleid aller Art weg. Wollen morgen wieder in See gehen und sehen, ob wir noch in die Wesermündung hineinfinden können.“

Wenn ein Wattenfahrer auslaufen will und seine Ladung gehörig verstaut ist, braucht es keiner großen Vorbereitung. Eine Tonne mit süßem Wasser und ein Stück Fleisch im Topf, eine volle Flasche und eine gefüllte Pfeife bilden die Bestandtheile des Proviantmagazins. Das muß ausreichen und wenn es etwa hapert, wird der Leibgurt etwas fester geschnürt.

Aber über dieser Fahrt schien ein besonderer Unstern zu schweben. Schon in dem Moment, als die Jolle an der Kugelbaak

vorübersteuerte, fing der Wind bedenklich an zu schralen und ehe sie noch Neuwerk an ihrem Backbord hatten, lief er ganz conträr. Es wurde ein mühsames Laviren, das bei längerer Dauer auch den Gelassensten zur Verzweiflung bringt.

„Ist meine Schuld!“ sagte der Schiffer.

„Warum?“ fragte Jürgen.

„Weil ich bei der Abfahrt die Hand an die Ruderpinne legte und nicht dazu sagte: „In Gottes Namen.“ Ein Seemann soll nicht vergessen, allzeit an den lieben Gott zu denken, sonst hat der Teufel gleich seine Hand dabei im Spiele.“

„Macht Euch keine Gedanken darüber,“ sprach Jürgen, der dem Schiffer die Pfeife gestopft hatte und ihm Feuer schlug. „Der liebe Gott hält seine Hand über Gute und Böse und wird sie von Euch nicht abziehen, weil Ihr einmal vergessen habt, an ihn zu denken. Ihr seid ein frommer Mann und geht zur Kirche, wann und wo es sich thun läßt.“

„Allzeit, Jürgen!“ sagte Dirk Voigt. „Aber wenn ich dort auch mein Herz ausschütte, ist es doch die rechte Andacht nicht. Seht nur, wenn ich so dastze, kann ich mir nicht die Augen verbinden. Ich sehe die vielen Leute und da fällt mir ein, ohne daß ich etwas dafür kann: Mit dem hast Du einmal einen Streit gehabt und hast ihn tüchtig abgetrumpft, und dem da hast Du ein Stück Geld geborgt und er hat es Dir nicht wiedergegeben. Das aber gehört nicht in das Gotteshaus, und darum ist es nicht die rechte Andacht. Meine Kirche liegt wo anders.“

„Und wo denn eigentlich?“ fragte Jürgen Wulff wieder und sah den Schiffer erwartungsvoll an.

„Hier!“ entgegnete dieser. „Schaut um Euch, Jürgen Wulff. Das weite grüne Wasser und darüber hin der weite blaue Himmel. Und wenn es dunkel wird, kommen die lieben Sternlein einer nach dem andern, oder der Mond geht auf und wirft sein glitzerndes Licht auf die Fluth. Dann sehe ich bald hinauf und bald hinunter. Ich bin mit dem lieben Herrgott allein auf dem Wasser, und wie der Pastor verkündet hat, daß der Geist Gottes über dem Wasser schwebt, bilde ich mir ein, daß er nahe bei mir sei und ich dürfe ihm Alles sagen, wie es mir um's Herz ist, er würde mich wohl verstehen.“

„Das klingt recht erbaulich, Schiffer, und ich will es auch so machen.“

„Thut das, Jürgen; es wird Euch wohl bekommen. Aber da räumt der Wind etwas und wir wollen anlufen lassen. Auf diesen neuen Curs können wir eine Weile liegen.“

Der Schiffer hoffte es, aber es ging nicht in Erfüllung. Der Wind wurde zusehends schwächer und hörte endlich ganz auf. Es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich einen Ankerplatz auszusuchen. Es geschah an der Seeseite von Scharhörn, im Angesicht der Rothen Tonne.

Die Schiffer hielten ihre Mahlzeit und nahmen dann die Pfeifen zur Hand. Das Gespräch schleppte sich mühsam hin und als die Sonne unterging, hörte es ganz auf. Es war ein schwerer Tag gewesen und die Pfeife ausklopfend sagte Dirk Voigt:

„Wollen uns Ruhe gönnen, um morgen desto frischer zur Hand zu sein. Ihr habt auf der letzten Reise die Deckwacht zuerst gehabt; jetzt ist die Reihe an mir. Schlaft ein paar Stunden; ich wecke Euch nach Mitternacht.“

Jürgen Wulff folgte den Anordnungen des Schiffers und kroch in die Koje. Dirk Voigt lehnte am Mast, sah auf die Fluth, welche die schlafenden Möven wiegte und auf den blauen Himmel, daran die Sterne flimmerten. Er hielt die Hände gefaltet und bewegte die Lippen. Aber als nun der Mond aus der See auftauchte, zog sein magisches Licht den stillen Schiffer unwillkürlich in seinen Bann. Er vergaß, seinen Maaten zu wecken und die Ruhestatt aufzusuchen. Seine Augenlider senkten sich, der Kopf fiel auf die Brust herab und nach wenigen Minuten schlief Dirk Voigt den Schlaf des Gerechten.

Die Nachtstunden flogen vorüber. Still blieb es am Bord der Jolle. Der Anker derselben lockerte sich, als der Strom kenterte, und die Jolle fing an zu treiben. Die Ebbe setzte mächtig aus und nahm die Jolle mit sich in See.

Jürgen Wulff dehnte sich in der Koje. Er hatte einen langen und gesunden Schlaf gethan. Wenn ein Fahrzeug fest vor dem Anker liegt, hört man den einsetzenden Strom zu beiden Seiten daran vorüberrauschen. In dem Bote, welches der Strom mit sich fortträgt, vernimmt man keinen Laut. Erschreckt von dieser unheimlichen

Stille, fuhr Jürgen Wulff in die Höhe und ſteckte den Kopf in das Freie. Als er den Schiffer nicht gleich gewahrte, ſchrie er überlaut:

„Dirk Voigt, wo ſeid Ihr? Dirk Voigt?“

„He! Hollah ahoi!“ rief dieſer ſchlaftrunken und ſprang riſch in die Höhe.

Die beiden Männer ſahen ſich an. Die dunkelgrüne See wogte um ſie her.

„Wir treiben!“ rief Jürgen Wulff entſetzt.

Kein Wort weiter wurde von Beiden geſprochen. Jürgen Wulff griff nach dem Tau, woran der Anker hing. Er zog dieſen leicht binnen Bords und warf ihn auf das Vorderdeck nieder.

Endlich wich der Alp, der ihre Bruſt beengte, und der Schiffer fragte:

„Wo ſind wir?“

„In der Nordſee,“ ſagte Jürgen Wulff. „Und ein Compaß iſt nicht am Bord.“

Die Männer ſuchten ſich über ihre Lage klar zu werden. Dirk Voigt ſah nach der Uhr und prüfte den Stand der Sonne, dann ſagte er:

„Da iſt der Oſten und dorthin geht der Weg in die Elbe. Wie iſt es, Admiralitätslotſe, bringt Ihr uns binnen?“

„Ohne Wind?“ fragte Jürgen Wulff. „Wir müſſen aushalten. Nach Eurer Uhr zu ſchließen, iſt die Ebbe bald abgelaufen und wir haben ſtill Waſſer. Dann kommt die Fluth und bringt uns ein Stück weiter binnenwärts. Aber wohin? Die Strömung macht oft alle Berechnung zu ſchanden. Müſſen unſern Proviant zu Rathe halten.“

Die beiden kräftigen Männer langten an dem vergangenen Tage tüchtig zu. Brot und Fleiſch erfuhren tiefe Einſchnitte; in der Flaſche ſah man bereits den Boden und die Waſſertropfen im Faſſe ſtiegen im Preiſe.

„Einen Pfeifenkopf voll Taback für Euch und einen halben für mich, das iſt der Reſt,“ ſagte Jürgen Wulff, dem Schiffer ſeinen Antheil reichend. „Will ein Ruder nehmen und eine Stunde riemen.“

Der Schiffer folgte ſeinem Beiſpiel, allein die ſchwache Menſchenkraft vermochte nichts gegen die gewaltige Naturmacht; die Jolle trieb immer weiter ſeewärts. Als endlich die Fluth wieder in die Elbe hineinſtrömte, hatten die Männer müde Arme und mußten ſich unthätig den Elementen preisgeben.

Schon am frühen Morgen brannte die Sonne heiß. Zur Mittagszeit wurde ſie unerträglich und am Abend kühlte kein erquickender Hauch die glühende Atmoſphäre. Die Zunge klebte an dem Gaumen, die Männer lechzten nach einem Waſſertropfen. Beide erhoben ſich zu gleicher Zeit und machten eine Bewegung nach dem Faſſe.

„Wollt Ihr trinken?“ fragte der Schiffer.

„Nein!“ ſagte Jürgen Wulff, den Schmachtenden mitleidig anſehend. „Ich dachte, Ihr wolltet?“

„Brauche es noch nicht,“ entgegnete der Schiffer und warf ſich nieder, als ob er ſchlafen wollte.

„Ich thue desgleichen,“ ſprach ſein Maat. „Wir vergeſſen dann, daß unſer Proviant alle und kein Krumen Taback mehr im Beutel iſt.“

Sie lagen ſtill, weil Keiner den Andern ſtören wollte, aber Beide hatten offene Augen.

Stille, mondbeglänzte Zaubernacht. Die Sterne blickten bleich und vereinzelt aus der magiſch erleuchteten Höhe herab. Die Möven wiegten ſich auf der Fluth und trieben an den ſchlafenden Robben vorüber. Hoch oben über Alle weg zog der Steinadler ſeine ungemeſſene Bahn.

Vorüber die zweite Nacht und der dritte Morgen brach an. Noch ehe die Kimmung des Horizontes ſich lichtete, fuhr der Schiffer aus ſeinem Schlafe auf und rief laut:

„Ein Schiff! Ein Schiff!“

Jürgen Wulff taumelte von der Ducht, worauf er nickte. Es lag ihm bleiern in den Gliedern, als erwache er aus einem ſchweren Rauſche. Seine Augen irrten überall umher und er ſagte traurig:

„Es iſt daſſelbe Schiff, was ich geſtern Abend ſah, Dirk Voigt; das Schiff, das in unſern kranken Köpfen ſpukt. Hier iſt nichts als Sonnenbrand und Salzwaſſer.“

„Salzwaſſer!“ grollte Dirk Voigt und ſchlug mit der Fauſt gegen die Tonne, daß es einen dumpfen Ton gab. „Meint Ihr, daß man es trinken kann, ohne den Tod davon zu haben?“

„Was Tod!“ ſagte Jürgen Wulff. „Der Tod iſt ein Glück gegen die Qual, die ich erdulde. Und ich hätte große Luſt . . .“

Er hielt inne. Der Schiffer raffte ſich auf, trat dicht vor ſeinen Maaten hin und ſagte mit einem ſtrafenden Blick:

„Wozu hättest Du Lust?“

„Möchte mit meinem Leibe messen, wie tief die See hierorts ist. Drunten muß es kühl und still sein, Schiffer.“

„Willst Dich umbringen?“ fuhr Jener fort, und sah ihn fest an. „Der Selbstmörder kommt zu den Verdammten in die Hölle.“

„Hier ist schon die Hölle!“ entgegnete Jürgen Wulff mit finstern Blicken. „Bis zum Abend halte ich es aus, dann fahre wohl.“

Er setzte sich wieder auf seinen vorigen Platz. Dirk Voigt schloß die Augen und murmelte vor sich hin:

„Und führe uns nicht in Versuchung!“

Mit bleiernem Flügel zog der Tag vorüber. Schon senkte sich die Sonne abwärts, als der Schiffer, der sich erhoben hatte, die Hand über die Augen legte und ausrief:

„Siehst Du die Wolke?“

„Ich sehe nur, daß der ganze Himmel eine einzige Brandstätte ist,“ grollte Jürgen Wulff, dessen Stimme heiser klang. „Ihr träumt wieder.“

Der Schiffer zuckte, als sei er von einer schmerzlichen Täuschung getroffen; aber nach einer Pause sah er wiederholt nach der von ihm angedeuteten Richtung und schrie laut:

„Es ist gewiß und wahrhaftig eine Wolke! Sie wächst mit der Minute und steht schon hoch über uns.“

Jürgen Wulff stand an seiner Seite und sagte:

„Woher kommt das?“

„Das bringt die Fluth!“ entgegnete Dirk Voigt und das Blut begann rascher zu kreisen.

Unverwandt richteten sich die Blicke der beiden Männer auf die Wolke, die rasch emporstieg und sich dann nach allen Seiten hin ausbreitete. Es wurde finster und auf den dunkelgrünen Wellen lag ein grauer Schatten.

Die Nacht kam. Dieselbe Stille in der Luft, wie an den vorigen Tagen; allein der Mond leuchtete nicht und kein Stern durchbrach dieses Dunkel. Und doch ward die Hoffnung lebendig in den Verzweifelnden.

Da raschelte es zu ihren Häupten so fremd und seltsam, daß es die Träumer erschreckte, die nicht wußten, wie ihnen geschah. Lauter und lauter wurde es, bis es mit einem Male aus der jähen Höhe herabfuhr und auf die horchenden Wellen niederschlug.

„Wasser!“ rief Jürgen Wulff, und sog begierig die ersten Tropfen des fallenden Regens ein.

„Ich wußte wohl, daß der gute Gott uns nicht in seinem heiligen Tempel umkommen lassen würde. Der Herr thut ein Wunder, Jürgen Wulff, um Dich vor der Sünde des Selbstmordes zu bewahren,“ sagte Dirk Voigt.

Jürgen Wulff erwiederte nichts, aber er drückte die Hand des Freundes und hielt sie lange zwischen der seinigen.

Als der neue Tag kam, war der Himmel in ein düsteres Grau gekleidet; aber eine fröhliche Brise wehte durch denselben hin und der Schiffer rief mit lauter Stimme:

„Ein Schiff! Nun ist gewiß und wahrhaftig eins da und kein Nebelbild verwirrt mir den Verstand.“

Die beiden Männer vergaßen den Hunger, der in ihren Eingeweiden wüthete, und blickten auf den Segler, der ihnen entgegenkam. Sie hielten grade auf ihn ab und machten Zeichen über Zeichen. Diese wurden am Bord des Seglers sofort verstanden und erwiedert. Es schien, als hätten Jene eben solches Verlangen, zu dem Bote zu kommen, als das Bot zu ihnen.

Die Bauart des Schiffes, der Schnitt seiner Segel kam ihnen fremdartig vor, und die Flagge, die hoch oben von dem Maste wehte, war ihnen unbekannt. Sie theilten sich flüchtig ihre Bemerkungen mit und sehnten sich nach dem Augenblicke, da man ihnen von dem Schiffe ein Fangtau zuwerfen würde.

Nach einer Stunde lag das Bot dem Schiffe seitlängs. Die Männer gelangten mit Mühe und Noth bis auf das Verdeck. Einer der Officiere, der ihnen entgegentrat, sprach nothdürftig englisch; eine Sprache, von der jeder Lotse und Küstenfahrer so viel versteht, daß er sein Begehr deutlich machen kann. Die Hungernden wurden gespeist und getränkt. Neues Leben rann durch ihre Adern. Der Sorge um den eigenen Leib überhoben, gewannen sie das Verständniß für fremde Kümmernisse.

Das Schiff kam aus dem fernen Osten und von Allen, die am Bord waren, hatte noch Keiner den Norden gesehen. Es

kämpfte mit der langen Windstille und sehnte sich nach einem des Fahrwassers kundigen Führer.

Jürgen Wulff lächelte schmerzlich und sagte zu seinem Freunde:

„Sie haben mich freilich für unfähig erklärt, ein Admiralitätslotse zu sein und zu heißen, allein bis hierher reicht der Wille des Lotscommandeurs nicht und ich kann die Verirrten nicht in dieser Wüste umkommen lassen. Gott wird mir ferner gnädig sein und es zulassen, daß wir sie binnen der Rothen Tonne vor Anker bringen."

Mit diesen Worten trat er an das Steuer, legte die Hand auf die Pinne desselben und sagte:

„So nehme ich Besitz von dem Schiffe und gelobe, es mit Gottes Hilfe wohlbehalten binnen zu bringen. Diesen Curs steuert, Mann!"

Der Lotse Jürgen Wulff wies auf einen bestimmten Compaßstrich und der Mann am Steuer winkte, zum Zeichen, daß er Alles verstanden habe.

Bald darauf entdeckte man Land am Backbord. Jürgen Wulff und Dirk Voigt erkannten den rothen Sandsteinfelsen von Helgoland, welche der nordische Küstenfahrer „das Land" nennt. So weit war die Jolle des Schiffers von der tückischen Ebbe in die See hineingetrieben.

„Nun haben wir einen sichern Curs!" rief Jürgen Wulff freudig und deutete auf den Felsen. Der Officier vom Dienst nickte zufrieden. Zwischen Beiden entspann sich ein Gespräch und Jürgen Wulff fragte, was alle Lotsen fragen, die bei einem unbekannten Schiffe an Bord kommen, nach dem Woher und Wohin? Nach dem Namen des Schiffes und des Capitäns.

„Wir kommen aus Persien, aus dem gottgesegneten Schiras," lautete die Antwort. „Unser Hafen ist Abuschär und in Ispahan wohnt der Mann, der uns hierher befrachtet hat. Wir kommen sonst nicht in diese fernen Gewässer und nur der Reichthum Usbeck's und das hohe Ansehen, worin er in unserer ganzen Provinz steht, haben mich vermocht, diese Reise zu unternehmen. Möge der heilige Prophet uns glücklich heimführen! Ich und der würdige Usbeck haben keinen sehnlichern Wunsch."

„Wer ist dieser Usbeck, wenn es beliebt?" fragte Jürgen Wulff.

„Er ist unser Befrachter und unserm Schutze hat er die Ladung anvertraut, die in der Staatscajüte ihren Platz gefunden hat."

„Was für eine seltsame Art von Ladung ist es, die in einer Staatscajüte untergebracht wird, welche sonst nur von vornehmen Passagieren bezogen wird?"

„Der würdige Usbeck hat es so angeordnet und bewacht seinen Schatz. Verzeiht mir, aber Euch mehr zu sagen, bin ich nicht im Stande. Ein Eid bindet meine Zunge."

„Ich will Euch auch nicht Eure Geheimnisse abfragen," sagte Jürgen Wulff. „Was frommte es mir, sie zu wissen? Mir genügt, zu erfahren, wie tief Euer Schiff geht, damit ich weiß, was ich beim Einsegeln wagen darf und ob Ihr von einem Orte kommt, welcher der Quarantäne unterworfen ist. Aber ich kenne Euer persisches Land nicht und es wird damit Zeit haben, bis wir bei dem Lotsgaliot einen Admiralitätslotsen erhalten, der seine Ordres von Cuxhafen aus hat."

„Cuxhafen!" fuhr der Officier ihm in die Rede. „Was sprecht Ihr von dem Orte? Ist er nicht in der Elbmündung gelegen?"

„Ihr sagt recht, Herr. Wir ankern dort, um zu hören, ob Ihr ungehindert nach Hamburg segeln könnt."

„Wir wollen nicht nach Hamburg; wir wollen in Cuxhafen bleiben. Das ist unser Bestimmungsort. Habt Ihr dort einen Bekannten, an den man sich in Geschäften wenden mag?"

„Ich bin selbst von daher," antwortete Jürgen Wulff, „und sehr gut im Stande, Euch über Alles Auskunft zu geben, was Ihr zu wissen wünscht."

Der Officier befand sich in einer merklichen Unruhe, welche durch diese letzte Mittheilung veranlaßt ward:

„Verzeiht mir, Herr. Aber ich wußte nicht, daß wir einen Mann am Bord hätten, der aus dem Orte ist, wohin wir zu segeln bestimmt sind. Das muß der würdige Usbeck wissen. Ich will es ihm sogleich sagen. Verzeiht meiner Ungeduld, aber sie ist entschuldigt, wenn man sich nach einer so langen und mühseligen Fahrt plötzlich am Ziele sieht."

Der Officier entfernte sich und ließ Jürgen Wulff in nicht geringem Erstaunen zurück:

„Was will dies heißen? Wer ist der Mann, der sich Usbeck nennt, und was will er an dieser fernen Küste, wenn er nicht Handel und Wandel treibt? Mir ist bei diesen Mittheilungen ganz unheimlich geworden.“

Dirk Voigt, der bei dem Gespräch gegenwärtig gewesen war, sagte:

„Seltsam Ding das. Aber wenn dieser Usbeck, oder wie er sonst heißt, mit Euch zu sprechen begehrt und nicht heraufkommen will, geht Ihr getrost zu ihm in seine Cajüte. Ich habe das „Land“ gesehen und bin nun hierorts bekannt genug, um die Fahrt zu leiten. Mir ist die Brust auch nicht ganz frei auf diesen Planken und ich wollte, wir wären davon.“

Nachdem der Schiffer und sein Maat sich über den innezuhaltenden Curs geeinigt hatten, kam der Officier zurück. Er sagte, der Serdar Usbeck sei zu schwach und krank, um auf dem Verdeck erscheinen zu können, und ließe daher den Passagier bitten, zu ihm in die Cajüte zu kommen.“

Auf weichen Polstern saß der persische Serdar. Eine greisenhafte Gestalt mit einem langen weißen Barte. Er nickte dem Eintretenden zu und wies ihm einen Sitz an.

Die ganze Cajüte duftete von Rosenöl und andern Essenzen. Durch die Glaskuppel an der Decke fiel ein mattes Licht auf die Gegenstände. Der Hintergrund der Cajüte ward durch einen gelben Vorhang von dem Vordertheil derselben getrennt.

Jürgen Wulff war von Allem, was er sah, so sehr überrascht, daß er kaum um sich zu sehen vermochte und erschrocken aufschaute, als er zwar langsam, aber klar und deutlich sagen hörte:

„Ihr seid willkommen!“

„Was ist dies?“ rief er, und schaute furchtsam auf den langbärtigen Mann. Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht desselben und er sprach weiter:

„Ihr wundert Euch nicht mit Unrecht, diese Sprache von mir zu hören. Ich will Euch aber über Alles aufklären, wenn Ihr mir erst gesagt habt, was mir zu wissen nur zu wichtig ist.“

„Fragt und ich antworte!“

„In dem Orte Cuxhafen lebte vor vielen, vielen Jahren ein Mann, der das Handwerk eines Schiffers trieb.“

„Solche Leute haben wir viele bis auf diesen Tag. Wißt Ihr nicht mehr von ihm?“

„Er hieß Wulff,“ fuhr Usbeck fort, und hatte drei Söhne, so wie ein kleines Haus, welches sie die Wulffenkathe nannten.“

„Gott im Himmel!“ sprach Jürgen Wulff, und sah den Perser fast furchtsam an. Dieser blickte sinnend vor sich hin, als müsse er erst die Worte ordnen, die er sprechen wollte, und sagte dann:

„Eure Sprache wird mir schwer. Ich lernte sie von einem Freunde, diesem zu Liebe, damit ich ihn verstehen und ihm antworten konnte, wenn er von seiner Heimath sprach. Drei Söhne waren in der Wulffenkathe und der Jüngste von ihnen hieß Niklas.“

„Verschollen und verkommen!“ sagte Jürgen Wulff. „Er ging in die weite Welt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.“

„Kennt Ihr die Seinigen, Mann?“ fragte Usbeck, der durch diese letzten Worte aufmerksam ward und seine Erregtheit nicht verbergen konnte.

„Er war mein Oheim,“ entgegnete Jürgen Wulff. „Das Haus, wovon Ihr sprecht und worin er geboren ist, steht noch bis auf diese Stunde.“

„Heiliger Prophet, wie wunderbar sind Deine Wege!“ rief Usbeck. „Habt Geduld, Freund. Diese Entdeckung kommt zu rasch und unerwartet. Ich muß mich sammeln. Sprecht Ihr indessen von Eurem Oheim Niklas, der mein liebster, mein treuester Freund war, und sagt mir Alles, was Ihr von ihm und den Seinigen wißt.“

Das that Jürgen Wulff und ließ auch das Kleinste nicht unberührt. Das Letzte, was er sagte, war der Tod von Wulff-Ohm und dessen Bestattung.

„Von dem Kirchhofe weg,“ schloß er, „ging ich in das Boot, und vom Mißgeschick aller Art verfolgt, mußte ich schweres Ungemach erdulden und fast verloren gehen, damit ich Euch retten kann. Wunderbar sind die Wege des Herrn.“

Usbeck athmete auf: „Gelobt sei der Prophet. Meine Mission ist erfüllt, bevor ich noch das feste Land betreten habe. Und Ihr seid der einzige Ueberlebende von den Bewohnern der Wulffenkathe?“

„Ich bin es, Herr.“

„Wir werden das Land betreten und dann wird mir der Richter bestätigen, was

Ihr sagtet. Ich hege keinen Zweifel, Mann, aber ich muß mein Geschäft vollbringen, wie ich es zu enden versprach. Weil ich aber schon jetzt überzeugt bin, daß Ihr ein Abkömmling jenes Mannes seid, der mein Freund war, will ich Euch sagen, wie ich diesen Freund gefunden habe."

Usbeck sah seinen Gast freundlich an und theilte ihm das Folgende mit:

„Niklas Wulff hatte sich von seiner Heimath abgewendet. Seine geringe Habe auf dem Rücken und wenige Geldstücke in der Tasche zog er landeinwärts, mit dem festen Entschlusse, nicht eher wiederzukommen, bis er Alles sah und Alles erlebte, was ein Mensch auf Erden sehen und erleben kann. In Holland fiel er den ostindischen Werbern in die Hände und auf Java erwarb er sich das Vertrauen eines malayischen Handelsmannes, der ihn zum Gehilfen annahm. Halb Seefahrer, halb Kaufmann, lernte er bald auf eigenen Füßen stehen. Sein Wandersinn trieb ihn von Java weiter. Er gelangte nach dem portugiesischen und britischen Indien. Ich habe seine ausführlichen Tagebücher, worin Ihr es nachlesen möget, wohin er überall seinen Fuß setzte und wie es kam, daß er nach jahrelangen Wanderungen zuletzt in Persiens alter Hauptstadt, in dem rosenduftenden Ispahan erschien. Räuber hatten ihn unbarmherzig ausgeplündert und er war wenig mehr als ein Bettler. So ließ er sich auf der Straße sehen. Einige schenkten ihm eine milde Gabe; er nahm sie mit Thränen in den Augen. Andere, und die Meisten, gingen gleichgiltig an ihm vorüber. Einige schalten ihn einen Zudringlichen und hießen ihn seiner Wege gehen. Ich gestehe mit Beschämung, daß ich zu diesen gehörte. Mein Geschäft hatte Eile, und da er mir nicht schnell genug auswich, stieß ich ihn beiseite."

Usbeck hielt inne. Ein leichtes Erröthen flog über sein Gesicht. Jürgen Wulff horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die Worte Usbeck's, der gleich darauf fortfuhr:

„Ich ward für meine Härte arg gestraft. Einige Tage später machte ich einen Ausflug in die Berge. Ich war meinen Saumthieren voran und hielt, selbst weiß ich nicht wie, an einer gefährlichen Stelle. Der abschüssige Boden wich unter meinen Füßen und ich wäre in einen Abgrund gestürzt, wenn mich nicht eine starke Hand gehalten hätte. Es war der fremde Bettler, den ich vor einigen Tagen so hart behandelte. Er gestand mir später, daß er, um seinen Leiden ein Ende zu machen, sich in den Abgrund hätte stürzen wollen. Da erschien ich, und anstatt sich zu tödten, rettete er mir das Leben. Ehrfurchtsvoll beugte ich mich vor der Weisheit des Propheten und der Bettler wurde mein Freund und Bruder. Er ward mein Begleiter auf der Reise und als wir zu Hause anlangten, bezog er dasselbe als mein Gastfreund. Wir waren unzertrennlich und hatten Alles gemeinsam. Niklas trat in mein Geschäft und ich sage es offen und frei, seiner Klugheit und seiner Erfahrung habe ich es zu danken, daß sich dasselbe bald verdoppelte. Meine Schwester wurde sein Weib und wenn ihre Ehe auch kinderlos blieb, hingen sie doch mit großer Zärtlichkeit aneinander. Wir waren die treuesten Freunde, und um ihm so ähnlich zu werden, als nur immer möglich, lernte ich seine Sprache. Er war ganz glücklich und nur zuweilen befiel ihn das Heimweh, welches in ungewöhnlicher Weise zunahm, als nach einigen Jahren meine Schwester starb. Dieser Todesfall machte ihn kränker. Die Sehnsucht nach der nordischen Heimath wurde so stark, daß er sie nicht bezwingen konnte, und ich ihn selbst bat, er möge doch nicht länger zögern und unverzüglich abreisen. Er wollte es auch, allein er vermochte es nicht in Ausführung zu bringen. Der Gram um den Verlust seines Weibes und eine daraus entspringende Krankheit hatten seine Kräfte aufgerieben. Er begann zwar, sich zu erholen, allein es war nicht mehr der alte Niklas Wulff. Langsam siechte er hin. Ich saß an seinem Bette und empfing seine letzten Wünsche, die ich zu erfüllen gelobte, weshalb Ihr mich hier auf der stürmischen See fandet."

„Gottes Wege sind wunderbar!" sagte Jürgen Wulff, die Hände faltend.

„Und dies sind die letzten Worte Eures Oheims," fuhr Usbeck fort. „Da es mir nicht vergönnt ist, mein Heimathland lebend zu betreten, möchte ich in der vaterländischen Erde begraben werden. Wo die See brandet und der Schnee die Gräber deckt, möchte ich ruhen. Nimm, was mir gehört, und bringe den Todten dahin, wohin Du ihn als Lebenden begleiten wolltest. Forsche

daheim nach den Meinigen. Wenn von ihnen noch Jemand am Leben ist, bringe ihm meine Grüße und was ich Dir anvertraue, das lege in seine Hände nieder.“ Ich leistete einen feierlichen Eid und schickte mich an, ihn zu erfüllen. Schauet auf, junger Mann! Hier sind die sterblichen Ueberreste Eures Oheims.“

Jürgen Wulff hatte sich unwillkürlich erhoben. Usbeck faßte eine schwere seidene Schnur, die ihm zu Häupten hing, und der gelbe Vorhang theilte sich auseinander. Auf einem Katafalk stand ein schmuckloser Sarg. Usbeck berührte denselben mit der Hand und sprach leise:

„Hingeschiedener Freund, ich habe Dir Wort gehalten. Du wirst in der Heimath zur Ruhe kommen.“

Jürgen Wulff bewegte die Lippen. Er betete aus inbrünstigem Herzen: „Denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.“

Feierliche Stille herrschte in der Cajüte, während draußen die Wellen aufrauschten und der Westwind das Takelwerk zausete. Es wurde auf dem Verdeck vielfach hin- und hergelaufen und auf der Cajütstreppe vernahm man Tritte. Usbeck zog die Schnur und der Vorhang schob sich zusammen. Es ward gegen die Eingangsthür geschlagen und der Officier vom Dienst, der draußen war, rief:

„Der Lotse wird verlangt!“

„Nun geht!“ sagte Usbeck, dem Jürgen Wulff die Hand reichend. „Wenn wir glücklich gelandet sind, sprechen wir weiter.“

Jürgen Wulff betrat das Deck, mehr träumend als wachend. Dirk Voigt kam ihm entgegen:

„Das war ein langer Turnus. Ihr mögt drinnen ein wichtiges Gespinnst abzuwickeln gehabt haben. Nun aber ist dort das Lotsgaliot und hier kommt das Bot desselben schon herangeschossen. Wollen nun in unsere Jolle zurückkehren und die Leute ablösen, welche sie in ihre Obhut nahmen. Das Ding ist wie ein Vogel und leicht sind wir vor der Schebecke, oder wie so ein persischer Zweimaster heißt, in Cuxhafen. He! Hollah! Zu Deck mit Euch und behaltene Reise. Da kommt das Lotsenbot.“

Dirk Voigt stieg über den Fallreep und sein Maat folgte ihm. Als der Lotse der Admiralität an Bord der Schebecke kam, war die Jolle schon um eine Kabellänge voraus. Dirk Voigt schwenkte die Mütze und rief:

„Ein Hurrah für die Handvoll Taback, die Ihr mir in die Tasche schobt. Das ist ein guter Stoff, Jürgen Wulff, und wir wollen ihn uns schmecken lassen. Her mit der Zunderbüchse!“

In fliegender Eile lief die Jolle ihren Curs und die Schebecke zog hinter ihr her.

Die Schebecke lief in Cuxhafen glücklich binnen. Usbeck landete und ließ sich sogleich auf das Amt führen, wohin Jürgen Wulff ihn begleitete. Dort wurde die Angelegenheit in größter Ruhe geordnet. Aber den Cuxhafenern machte sie desto mehr zu schaffen. Von allen Seiten kamen sie zusammen, um über das unerhörte Ereigniß zu sprechen, und in der Schenke zum Engelsmann war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, von dem Augenblicke an, da die Schebecke sich an das Bollwerk legte, bis zu der Stunde, da sie neu ausgerüstet wieder in See stach, um den treuen Freund, der den Todten über See geleitete, in seine Heimath zurückzuführen.

Jürgen Wulff hatte einen herzlichen Abschied von dem Freunde seines Oheims genommen, der ein reiches Gut in seine Hand gelegt hatte. Das Gerücht hatte die Summen verzehnfacht und mit jeder größern Zahl stieg die Achtung und Bewunderung für den ehemaligen Admiralitätslotsen, für den man früher nur ein mitleidiges Achselzucken hatte und den Jeder, der sich an ihm reiben wollte, den dummen Jürgen nannte. Er blieb sich gleich; hatte freundliche Worte für Alle und war bemüht, seiner nächsten Pflicht genugzuthun.

An die Seite von Wulff-Ohm hatte man den Sarg gesetzt, der seines Bruders sterbliche Ueberreste enthielt. Jürgen Wulff ließ zwei Lindenbäume auf das Grab pflanzen und zwischen diesen lag ein einfacher Stein mit dem Namen der Brüder, die sich als Kinder trennten und erst im Grabe wieder vereinigt wurden.

Als er sein frommes Werk vollbracht hatte, zog er sich in sein einsames Haus zurück, worin er bislang mit seinem alten Oheim in Frieden und Eintracht wohnte. Er dachte der Vergangenheit und der Gegenwart und wie es für die Zukunft wer-

den sollte. Es war ein anderer Geist über ihn gekommen, seit er die Größe Gottes kennen gelernt hatte in der schwankenden Jolle während der langen Windstille und wie er, am Rande der Verzweiflung und des Wahnsinns angelangt, gewürdigt ward, die Brüder, die das Leben trennte, im Tode zu vereinigen.

Ein Gedanke durchleuchtete ihn, der neues Leben durch seine Adern goß und sein Herz lebhafter schlagen machte. Er gedachte seiner Jugendliebe und wie er jetzt dem Mädchen, das ihn aufgab, um einen Andern zu freien, so ganz anders gegenüberstand.

„Wie kann ich jetzt vor sie hintreten!“ sagte er zu sich selbst. „Sie ward durch den eitlen, hochmüthigen Franz verblendet, und warf sich ihm an den Hals, weil er Geld hatte, womit sie vor der Welt prunken und großthun konnte. Jetzt habe ich dreimal mehr, als er je besaß, der wie ein Bettelmann mit dem weißen Stock davon gehen mußte. Wenn ich nun einen Freiwerber absendete, glaube ich, daß er nicht abgewiesen würde.“

Diese Stimmung hielt nicht lange an. Er schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Es geht nicht. Ich liebte die Janna, wie nichts Anderes auf Erden und wäre der glücklichste Mensch gewesen, wenn ich sie bekommen hätte. Allein sie hat mich so tief gekränkt, daß ich es nicht vergessen kann. Und wenn sie meine Frau würde und ich an ihrer Seite säße, würde es mir in jedem Augenblicke einfallen, daß dieses Weib, daß mich jetzt freundlich anblickt und zärtlich ist und mir Alles zu Willen thut, mich früher verhöhnte und vor den Leuten lächerlich machte.“

Die Röthe der Scham brannte auf seinem Gesicht und er sagte entschlossen:

„Nein! Sie hat mich weggeworfen und ich begehre ihrer nicht. Meine Erinnerungen an die frühern Tage will ich in mir verschließen und mir einbilden, daß meine Jugendliebe gestorben und begraben ist. Die Janna Brunswiek, die sich dem Franz Meiners hingab und von diesem verschmäht ward, ist für mich eine Fremde.“

Sein Selbstgespräch wurde durch den Eintritt des Schiffers Dirk Voigt unterbrochen, der sich seit dem Glückswechsel seines Maaten einer behaglichen Winterlage erfreute. Er bot dem Jürgen Wulff die Hand und sagte:

„Ihr habt mir einen guten Ankerplatz angewiesen, der mir wohlbehagt. Allein ich kann die Hände nicht müßig in den Schoß legen und da ich nicht mehr zwischen der Elbe und der Weser umherkreuze, mache ich hier an der fasten Wall manche kleine Spritzfahrt. Hat mitunter sein Gutes und Ihr könntet mich wohl einmal begleiten.“

Jürgen Wulff lächelte und folgte dem bewährten Freunde, der fröhlich und guter Dinge war. Er hörte auf das harmlose Geplauder des Schiffers und achtete wenig auf den Weg, den dieser einschlug.

„Ist eine schnackische Geschichte,“ fuhr Dirk Voigt fort. „Eine übermüthige Dirne und ein armer Junge hatten es lange Zeit miteinander gehalten, bis der Hochmuth der Einen endlich zu groß wurde. Der vielfach hart betroffene arme Junge entfloh und wollte lieber im Elend verkommen als noch länger schlecht behandelt werden. Nun fügte es sich aber, daß derselbe arme Junge, als die Noth am größten war, einen Freund fand, der sich seiner annahm, und das Glück, welches ihm bisher den Rücken kehrte, ihn anlachte. Das Gegentheil trat bei der hochmüthigen Dirne ein und nun hatte der frühere Verstoßene vollauf Gelegenheit, mit gleicher Münze heimzuzahlen, was er früher empfing. Hört Ihr, Jürgen Wulff? Die Beiden sind hier aus dem Orte und wir stehen vor der Thür des Hauses, wo sich die Geschichte, die ich erzählte, zum großen Theil begeben hat. Was dünkt Euch davon?“

Jürgen Wulff sah auf und ließ die Augen wieder sinken. Er stand dicht vor der Brunswiekskathe. Dirk Voigt ließ ihm einen Augenblick Zeit, sich zu sammeln, und sagte dann sehr ernst:

„Es ist nicht christlich, alter Maat, wenn man einen Gebeugten am Wege findet und geht hartherzig an ihm vorüber, weil er uns früher auf den Fuß trat. Las einmal in einem Buche, das sich zu mir verirrte, eine kurze Geschichte, die lautete: Du hattest einen Nachbar, der Dir jedes gebrannte Herzeleid anthat und Dich um Haus und Hof brachte. Du hast aber Haus und Hof wieder und er hat keines. Wenn Dir nun bei diesem Jammer Dein Herz schlägt, und Deine Augen füllen sich

mit Thränen, dann säume auch nicht, gehe flugs zu ihm, frage ihn, wie ihm könne geholfen werden, und wenn Du gehst, decke seine nackten Kinder mit Deinem Mantel zu. Adjes, Jürgen Wulff, und gute Verrichtung."

Dirk Voigt entfernte sich, ohne sich nach seinem frühern Maaten umzusehen, der sich mit der Hand über die Augen fuhr.

In der Hinterstube der Brunswiekskathe saß Janna an dem Bett ihrer alten Muhme, die hart darniederlag und sich nicht wieder erheben sollte. Es war eine schwere Aufgabe für die Janna, geduldig auszuharren bei einer Kranken, die bald eigensinnig und störrisch war, wenn das Fieber sie schüttelte, bald de- und wehmüthig ihre junge Verwandte mit Thränen und Seufzern peinigte. Vergangenes und Gegenwärtiges mengte sich in dem Kopfe der schwachsinnigen Alten wirr durcheinander und das unzusammenhängende, von Klagen und Stöhnen unterbrochene Geschwätz machte die bleiche Wärterin erbeben.

Die frühere Janna wäre außer sich gerathen und hätte in ihrer raschen, entschlossenen Weise diesem Elend ein Ende gemacht. Aber die verschmähte Braut Franz Meiners' war eine andere geworden. Die Wandelung begann in jener Stunde, da sie seine Bitte um Vergebung mit einem harten „Nein!" von sich wies und dann in die Kniee sank, in Schmerz und Jammer aufgelöst, weil die Reue sie mit ihrer eisernen Hand erfaßte, und sie ausrief: „Ich vergebe Dir! Ich hatte Dir schon vergeben, allein der störrische Mund wollte sich nicht öffnen."

Die Eitelkeit und der Hochmuth hatten sie bei ihrer Wahl geleitet und sie ward dafür hart gestraft. Aber unbemerkt hatte sich ihr Sinn nach und nach gewandelt. Die Jungfrau ging mit sich zu Rathe und fand, daß die erste flüchtige Regung, welche sie zu dem Steuermann Franz hinzog, sich nach und nach vergrößerte und sich in eine ernste, tiefergehende Neigung verwandelte, die im Wachsen war. Und als sie dies erkannte und zum vollen Bewußtsein erwacht war, stieß er sie von sich und trat auf das verblutende Herz.

Jürgen Wulff erschien vor ihr in dem Augenblick, als sie die bange stöhnende Kranke mit freundlichen Worten zu beruhigen suchte und ihr einen Vers aus dem Gesangbuche vorbetete.

„Guten Tag, Janna Brunswiek," sagte er mit so vieler Weichheit im Ton, als er hineinzulegen vermochte. „Du verrichtest ein Werk, das Dir Segen bringen wird."

Janna erschrak bei dem unerwarteten Anblick des Jugendfreundes, doch faßte sie sich und ihm die Hand reichend sagte sie:

„Habe Dank, daß Du gekommen bist und nicht Gleiches mit Gleichem vergiltst. Was habe ich erlebt, seit wir uns nicht sahen, und wie viel habe ich verschuldet, was ich nicht wieder gut machen kann. Meine größte Schuld steht bei Dir ..."

„Die Rechnung ist zerrissen!" sagte Jürgen Wulff. „Auch ich habe mit Dir gegrollt und Dir bittere Dinge gesagt, laut und hinter Deinem Rücken. Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wir beten es täglich, und man soll das Wort Gottes nicht Lügen strafen. Ich bin gekommen, um Dir das zu sagen, und gebe Dir nochmals die Hand darauf, daß Alles zwischen uns vergeben und vergessen ist."

Die Janna konnte sich der Thränen nicht erwehren und mit überströmenden Augen rief sie:

„O Du guter braver Junge! Was für ein Herz hast Du. Und ich war so blind, es nicht zu erkennen, und so taub, seinen Schlag nicht zu verstehen. Welche Gabe kann ich Dir entgegenbringen für das reiche Geschenk, das Du mir bietest?"

„Vergeben und vergessen!" wiederholte Jürgen Wulff. „Es ist von allem Vergangenen zwischen uns nicht mehr die Rede. Denken wir an die Zukunft, der wir entgegengehen, und überlegen wir, wie sich dieselbe für uns gestalten soll."

Janna wurde bleich, sie wußte nicht warum. Ein unbestimmtes Gefühl preßte ihre Brust zusammen und der Athem stockte.

Die alte Muhme war aus dem Traumschlaf erwacht, in welchen sie nach dem heftigen Fieberanfall gesunken war, und richtete sich auf. Sie sah die Beiden vor sich stehen und rief mit matter Stimme:

„Da stehen Braut und Bräutigam beieinander. Nun ist es doch gekommen, wie der Vater selig es bestimmte. Gottes Segen mit dem jungen Paare. Amen!"

Sie erschraken Beide. Janna flog zu

der Muhme und barg das Geſicht in die Kiſſen. Die alte Frau ſank wieder zurück und ſchloß die Augen, um ſie nicht wieder zu öffnen.

Es war eine ernſte Stille in der Hinterſtube der Brunswiekskathe. Janna löſte ſich in Thränen auf. Jürgen Wulff drückte der Geſtorbenen die Augen zu und ſagte darauf:

„Liebe Janna, Du ſtehſt jetzt ganz einſam auf dieſer Welt und haſt kein Herz, woran Du Dich halten und in den Stunden der Bedrängniß Troſt und Hilfe ſuchen kannſt. Ich will Dir ein ſolches Herz finden helfen.“

Sie ſah ihn durch Thränen an. Ihre Hand zitterte und ſie legte dieſe zitternde Hand auf das bange klopfende Herz.

Jürgen Wulff ſchaute ſie mit dem Blicke des innigſten Wohlwollens an und ſagte:

„Du denkſt nicht ſo geringe von mir und glaubſt, ich werde das Wort aufnehmen, was die alte Frau mit ihrem letzten Athemzuge ſprach. Wir ſind ſeit unſern Kinderjahren beiſammen und Dein Vater hat mich behandelt, als ob ich ſein leiblicher Sohn wäre. Laſſen wir es dabei, Schweſter Janna. Ich will Dir ein treuer Bruder ſein und verlange nichts weiter von Dir für meine Liebe, als daß Du mir Alles ſagſt, was Dich bedrückt, und ein rechtes Vertrauen zu mir haſt.“

Da hielt ſich die Janna nicht länger zurück. Sie breitete ihre Arme aus und ſagte ſchluchzend, indem ſie ihm um den Hals fiel:

„O, Du lieber, lieber Bruder! Welches Glück bringſt Du mit dem Worte in dieſes freudenleere Haus. So mir Gott gnädig ſein ſoll, will ich darnach trachten, Deiner Gabe ſtets würdig zu ſein.“

Mit einigen tröſtenden Worten entfernte ſich Jürgen Wulff und ſagte auf dem Heimwege zu ſich ſelbſt:

„Ich ſah es ihr an, welch eine Veränderung in ihr vorging, als die Sterbende von der Braut und dem Bräutigam ſprach. Nein, nein! Wir gehören nicht mehr zuſammen und all ihr Dichten und Trachten, ihr Sinnen und Denken iſt bei dem Manne, der ſie ſo ſchwer beleidigte. Alter Dirk Voigt, es iſt nicht leicht, ſo zu handeln, wie der Nachbar in der Geſchichte, die Du mir erzähltest.“

Eine Woche war vergangen. Janna hatte Jürgen mehrere Male geſprochen und war ſtets in herzlicher Weiſe von ihm geſchieden. Zum letzten Mal auf dem Kirchhof, als die alte Muhme beerdigt wurde. Er hatte ihr zum Abſchied die Hand gereicht und ſie bedeutungsvoll angeſehen. Von da ab kam er nicht wieder zu ihr. Sie konnte ſich in dieſe Veränderung nicht finden und ließ eine lebhafte Beſorgniß durchblicken, die nicht zerſtreut ward, als der Schiffer Dirk Voigt bei ihr eintrat und ſagte:

„Ich ſoll Ihr einen Gruß von dem Jürgen Wulff bringen und Sie ſoll es ihm nicht übel nehmen, daß er vor ſeiner Abreiſe nicht noch einmal zu Ihr gekommen iſt.“

„Jürgen Wulff iſt verreiſt?“ fragte ſie mit einiger Haſt. „Wohin?“

„Ja, wenn ich es wüßte!“ ſchmunzelte der Schiffer. „Wunderte mich auch über den ſchnellen Entſchluß und fragte: „Wohin geht denn die Reiſe?“ Aber er antwortete mir nicht darauf, ſondern entgegnete: „Es iſt etwas verloren gegangen, deſſen Verluſt den, der es beſaß, ſchwer bedrückt. Darum gehe ich, um es zu ſuchen, und komme nicht eher wieder, als bis ich es fand. Laßt Euch darum die Zeit nicht lang währen, wenn ich über die Gebühr ausbleibe, und ſagt zu der Janna Brunswiek, daß ich ihr auch in der Ferne ein treuer Bruder ſein würde.“ Das iſt die Botſchaft, die ich Ihr auszurichten habe, und hiermit Gott befohlen.“

Dirk Voigt entfernte ſich nach dieſen Worten und ließ die Janna ſinnend zurück.

Zu Hamburg auf dem Neuſtädter Neuen Weg, gegenüber dem Hauſe, wo der Waſſerſhout Peter Röber berühmten Andenkens ſeine Wohnung hatte, befand ſich eine Speiſewirthſchaft, woſelbſt ledige Leute jeden Alters und Standes, die nicht viel zu verzehren hatten, ihre Einkehr hielten. Dort fand ſich eines Mittags ein Gaſt ein, der an dem äußerſten Ende der Tafel ſeinen Platz nahm. Er ſchien nur Augen für die ihm vorgeſetzten Speiſen zu haben, allein wer ihn genauer beobachtete, dem wäre es nicht entgangen, daß er oft über den Teller wegſchielte und einen ernſten, bleichen Mann betrachtete, der an dem entgegengeſetzten Ende der Tafel ſaß. Dieſer

bleiche Mann mußte das besondere Interesse des Gastes erregen, denn er ließ nicht ab mit seinen Beobachtungen, und als er die Aufwärterin rief, um seine Zeche zu bezahlen, sagte er leise zu dieser:

„Kann Sie mir sagen, wer jener Mann ist, der mit seinem Stuhle vom Tische rückt und die Zeitung liest?"

„Dieser Mann geht hier längere Zeit aus und ein, aber seinen Namen weiß ich nicht. Wenn dem Herrn aber daran liegt, will ich den Wirth fragen, der kennt alle seine Gäste."

„Thue Sie das, und wenn Sie mir Antwort bringt, soll Sie ein Trinkgeld haben."

Die Aufwärterin entfernte sich rasch und kam gleich darauf mit der Meldung wieder:

„Der Mann heißt Franz Meiners und ist ein früherer Seefahrer. Jetzt ist er Schreiber bei dem Herrn Hafenmeister Rübke."

„Gefunden!" sagte der Gast und reichte dem Mädchen das versprochene Trinkgeld. Als er aufstand, hatte der Gesuchte sich bereits entfernt.

Es war ein dumpfes, im Erdgeschoß liegendes Zimmer, das in dem Hause des Hafenmeisters zur Schreibstube eingerichtet war. In den Nachmittagsstunden, wenn die Börsenzeit vorüber ist, gehen nur wenige Meldungen ein, und der Schreiber hat Zeit, sich für die Arbeiten des folgenden Tages vorzubereiten.

Franz Meiners ordnete die Listen, zu deren Führung es nur einiger mechanischer Fertigkeit bedurfte, während seine Gedanken wo anders waren. Eine trübe Stimmung hatte sich seiner heute ganz besonders bemächtigt. Das letzte Schiff, welches er registrirt hatte, führte den Namen „Palmbaum." Welche traurige Erinnerungen wurden dadurch in ihm wachgerufen.

Die Thür klinkte auf und der Gast aus dem Speisehause trat ein.

Franz Meiners nahm sich zusammen und fragte im einförmigen Geschäftstone:

„Was steht zu Diensten?"

„Habe keine Geschäfte mit dem Herrn Hafenmeister abzumachen und komme nur her, um eine frühere Bekanntschaft zu erneuern."

Franz Meiners sah nicht von seinem Journal auf und fragte kurzab:

„Mit wem?"

„Mit Euch, Franz Meiners!" lautete die rasche Antwort des Eingetretenen.

„Trage kein Begehren, meine frühern Bekanntschaften zu erneuern!" entgegnete er finster. Aber der Ton der Stimme, die zu ihm redete, brachte eine eigene Empfindung in ihm hervor.

„Solltet es doch thun," fuhr Jener fort. „Es hat lange genug gedauert, bis ich Euch fand, und ich möchte nicht unverrichteter Sache nach Cuxhafen zurückkehren, da ich manche willkommene Nachricht von daher für Euch mitgebracht habe."

Bei dem Namen Cuxhafen hatte sich Franz Meiners erhoben. Er sah den Mann, der vor ihm stand, fest an und wechselte mehrere Male die Farbe.

„Du bist es!" sagte er nach einer Pause, ihn erkennend, und ein hartes Wort schwebte auf seinen Lippen, welches auszusprechen eine unerklärliche Scheu ihn hinderte.

„Ich bin es," sagte Jürgen Wulff, „derselbe, der Dir einst feindlich gegenüberstand, derselbe, den Du einst mit Schmach überhäufteſt . . . Aber ich bin nicht gekommen, um Dich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern um mit Dir von der Gegenwart zu reden. Ich bin ein Anderer als in jenen traurigen Tagen und auch Dich haben die Zeit und die Schicksale verwandelt."

„Bis zur Unkenntlichkeit!" sprach Franz Meiners vor sich hin.

„Ich komme mit einer Botschaft des Friedens," fuhr Jürgen Wulff fort, „darum möchte ich jeden Haß vertilgen, bevor ich sie ausspreche. Aber in diesem düstern Raum finde ich nicht die reinen, klaren Worte, die an Dein Herz dringen können. Laß uns hinaustreten in das Freie. Auf dem Wall unter den hohen Bäumen finden wir eine ruhige Stelle, wo ich Dir Alles sagen kann, was ich Dir sagen möchte und sagen muß."

Sie gingen. Dort, wo sich vom Stintfang aus die weite Aussicht darbot über Strom und Land, wo zu ihren Häupten die dichtbelaubten Bäume rauschten, wandelten sie nebeneinander auf und ab. Jürgen Wulff sprach lange und eifrig. Franz Meiners hörte zu, erst mürrisch, verdrossen und ohne den Mann anzusehen, der so eindringlich zu ihm sprach. Aber allmälig schwand aus seinem Gesicht jeder Zug von Härte. Er lauschte aufmerksam, während

seine Augen zu leuchten begannen, und als eine Pause eintrat, rief er, von all dem Unverhofften bewältigt:

„Mensch! Freund! Bruder! Wie soll ich Dich nennen? Du vergiltst wie ein wahrhafter Christ Böses mit Gutem und sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Du hast mich ganz und gar besiegt und ich gebe mich in Deine Hände. Fordere von mir, was Du willst, ich vollbringe es, denn ich bin überzeugt, daß es mir wohl geht, wenn ich den Weg betrete, den Du mir zeigst."

„Glaube, daß ich einen guten Steuercurs herausfinde, wenn ich auch nicht mehr Admiralitätslotse bin!" sagte Jürgen Wulff. „Wenn wir ein rechtes Vertrauen zueinander fassen, werden wir an ein glückliches Ziel gelangen. Und jetzt gleich wollen wir darauf lossteuern."

Sie verließen die schattigen Baumgänge und begannen ihre Wanderung. —

In der Brunswiekskathe herrschte seit dem Tode der alten Muhme und der Versöhnung mit dem Freunde der Jugend ein Geist des Friedens. Janna war still, aber innerlich ruhig, und dieser Frieden, diese Ruhe spiegelte sich in allen ihren Zügen wieder. Geräuschlos that sie ihre Pflicht und schaffte fleißig, was ihr zu thun oblag; sanft und nachgebend in Gegenwart Anderer; ernst sinnend und mit schmerzlichsüßer Empfindung in einsamen Stunden der Vergangenheit gedenkend.

Da trat eines Tages im hellen Sonnenschein der ehemalige Admiralitätslotse Jürgen Wulff zu ihr in die Stube:

„Guten Tag, Schwester Janna! Freue mich, daß Du wohl auf bist und etwas heiterer in die Welt hineinschaust, als da wir uns das letzte Mal sahen. Hätte wohl ein paar Worte mit Dir zu reden, wenn Du aufgelegt bist, mich anzuhören."

„Willkommen bist Du, lieber Bruder Jürgen," sprach sie freudig erröthend. „Was Du mir zu sagen hast, will ich gern vernehmen, denn ich empfinde es, daß mir von Dir nur Liebes und Gutes kommen kann."

„Danke meinerseits für die gute Meinung, die Du von mir hast," entgegnete Jürgen Wulff. „Die Wahrheit ist, daß ich einen Auftrag an Dich zu bestellen habe, und da dieser derartig ist, daß man nach altem Herkommen dazu einen Zeugen bedarf, habe ich einen solchen mitgebracht."

Er wandte sich gegen die Thür und rief durch dieselbe:

„Kommt herein, Dirk Voigt, und thut Eure Schuldigkeit. Schwester Janna, Du siehst hier einen Mann vor Dir, der das Lotsen besser versteht als ich, obgleich er es nicht lernte. Als ich wie geblendet stand und nicht wußte, wohin mich wenden und was beginnen, führte er mich mit starker Hand, und als er seine Schritte hemmte und mich allein ließ, stand ich vor der Thür Deines Hauses. Nun ich dies gesagt habe, klopfe ich bei Dir an und frage Dich, ob Du stark genug bist, ein Herz, das Dich einst von sich stieß, in Gnaden aufzunehmen, wenn es reuig wiederkommt? Ich meine, Schwester Janna, ob Du den Gram und den Schmerz, den Dir die Treulosigkeit Deines Bräutigams bereitete, vergeben und vergessen kannst? Ob Du, um der ewigen Liebe und Barmherzigkeit willen, womit uns der gute Herrgott in seine Vaterarme nimmt, dem reuigen Freunde Dein Herz und Deine Arme mit vollem Vertrauen und ohne allen Vorbehalt öffnen willst? Wenn Du das über Dich vermagst, Schwester Janna, hast Du alles Frühere überreichlich gesühnt und der Segen zieht vor Dir her."

„Gott möge mir so gnädig und barmherzig sein, als ich gern und willig jedes Unrecht vergesse, da ich selbst der Vergebung so sehr bedarf," sprach Janna mit überströmenden Augen. „In Deine Hände habe ich mein Schicksal gelegt, Bruder; gestalte Du es nach Deinem Willen."

„Das ist ein schönes Wort," sagte Dirk Voigt, der mit der größten Theilnahme auf die Beiden sah. „Glaube, daß nun der Augenblick gekommen ist, die Gesellschaft vollzählig zu machen, und ich will keinen Augenblick säumen, meine Schuldigkeit zu thun."

Er ging hinaus und kam gleich nachher mit Franz Meiners zurück. Ihnen folgte Vetter Friedrich auf dem Fuße nach.

Franz näherte sich der Janna, ungewiß und gesenkten Hauptes. Er wollte sich vor ihr niederwerfen, aber Jürgen Wulff hinderte ihn daran, indem er Beide zusammenführte, und als sie sich fest umschlossen hielten, mit heller Stimme sprach:

„Gottes Segen mit Euch!"

Als die Liebenden sich noch immer innig umfangen hielten, als sie nur Auge und

Ohr für sich hatten und wenig auf den Vetter Friedrich hörten, der seine frühern harten Worte zurücknahm und eine allgemeine Versöhnung verkündete, sagte Jürgen Wulff zu dem alten Schiffer:

„Einen Kreuzzug nach der Weser machen wir wohl nicht wieder, aber wir wollen einen Gang nach der Kugelbaak hin und zurück thun, das wird den Sturm beschwichtigen, der in mir aufzusteigen beginnt."

Und lautlos entfernten sie sich von dem Orte, der fortan ein Schauplatz des stillen Glückes war.

Jósika Miklos.

Von

G. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Einer der fruchtbarsten und beliebtesten magyarischen Schriftsteller der Jetztzeit ist der Baron Jósika Miklos.

Geboren am 28. September 1796 zu Torda in Siebenbürgen, dem alten Salinae der Römer, brachte er seine Kinderjahre in dem alterthümlichen Schlosse Fenes, zwei Stunden von Klausenburg, zu. Früh schon verlor er seine Mutter, eine geborene Gräfin Eleonore Lazar, aus einer alten Szeklerfamilie, und sein Vater, welcher gleich ihm Nikolaus hieß, war der Typus eines echten ungarischen Magnaten. Bieder und offen, aber streng und stolz, lebte er auf seinen Gütern, hielt eine zahlreiche Dienerschaft und viele Pferde, gab Feste und Jagden und reiste oft zu Pferde, begleitet von seinen bewaffneten Husaren, einer berittenen Zigeunermusikbande und einem Troß von Dienern.

Mit sieben Jahren erhielt Miklos bereits sein eigenes Reitpferd, mußte mit zehn Jahren schon mitten im strengsten Winter die Wolfs- und Bärenjagden mitmachen und gleich seinen zwei jüngern Brüdern dem Vater auf seinen Reisen zu Pferde folgen, indem nur die Schwestern mit ihrer Gouvernante fahren durften. Dabei litt der Vater nie weder eine Klage über körperliche Beschwerden, noch eine Nachlässigkeit in den Arbeiten, welche die Kinder von ihren Erziehern, einem französischen Emigrirten und einem pensionirten österreichischen Officier, aufbekamen. Sowie eines der Kinder seine Aufgabe nicht konnte, mußte es bis Mitternacht lernen, und wer nicht unempfindlich gegen Kälte oder Wärme, Hunger oder Durst blieb, wurde unbarmherzig als Sybarit gescholten und verhöhnt.

Diese Lebensweise und Erziehung, so wie die wildromantische Umgebung des alten Schlosses mit seinen Schießscharten und Wartthürmen unfern der sogenannten „Siebenbürger Schweiz" übten einen mächtigen Einfluß auf den Geist und das Gemüth des begabten Knaben aus, und trugen viel dazu bei, in ihm früh das enthusiastische Nationalgefühl zu entwickeln, welches wie ein Hauch durch alle seine Schriften weht.

Kaum zehn Jahre alt, ward Miklos nach Klausenburg auf das Lyceum geschickt und begann seine Studien in der dritten lateinischen Schule, um sie fünf Jahre später mit einem nach den Anforderungen der damaligen Zeit glänzend abgelegten Examen über die Rechte zu vollenden und als Cadet in das Dragonerregiment Prinz Eugen von Savoyen einzutreten.

Das Regiment wurde, da grade der Feldzug Napoleon's gegen Rußland begann, dem sogenannten Observationscorps in Galizien zugetheilt, welches eine Art Reserve für das österreichische Hilfscorps unter Schwarzenberg's Befehl bildete, und der fünfzehnjährige Cadet brachte in der fürchterlichen Kälte des Winters von 1812 fast täglich fünf bis sechs Stunden, einmal sogar vierzehn Stunden zu Pferde zu, so daß ihn der alte Privatdiener, welchen ihm der Vater mitgegeben, oft vom Pferde heben und mit Schnee reiben mußte, um ihn nur wieder zu sich selbst zu bringen.

Im Jahre 1813 rückte er mit seinem Regiment nach Italien, ward zum Lieutenant befördert und am 8. Februar 1814 auf dem Schlachtfelde selbst außer der Tour zum Oberlieutenant ernannt. Vier Wochen später kam er als Hauptmann zum Infanterieregiment Colloredo-Mansfeld, welches damals in Wien stand, ward als jüngster Hauptmann der ganzen österreichischen Armee vielfach ausgezeichnet und erhielt die k. k. Kämmererwürde.

Als Napoleon Elba verließ, mußte Jósika's Regiment in Eilmärschen nach Frankreich rücken; nach Beendigung des Feldzuges kehrte es aber wieder nach Wien zurück. Hier lernte Jósika das reiche und

schöne Fräulein Elise von Kallay kennen, verheirathete sich mit ihr und nahm 1818 seinen Abschied. Leider war die Ehe keine glückliche. Er zwanzig, sie fünfzehn Jahre alt, waren Beide noch zu jung, um sich bei ganz verschiedenen Ansichten und Neigungen miteinander einrichten zu können. Bereits nach einigen Jahren kam es zum förmlichen Bruch, indem er sich auf seine Güter in Siebenbürgen zurückzog und sie anfangs in Pesth, dann auf ihren Herrschaften in Ungarn lebte, bis die gerichtliche Scheidung ausgesprochen war.

In der Einsamkeit des Landlebens schrieb Jósika seinen ersten Roman: Abáfy, welcher zugleich der erste größere Roman in magyarischer Sprache war und solches Aufsehen machte, daß der Verfasser sich zu weitern literarischen Productionen angeregt fühlte. Es folgten rasch mehrere andere Romane, welche alle gleich dem ersten mehrere Auflagen erlebten, und von denen einer, „der letzte Báthory," dem Verfasser den ersten Preis der ungarischen Akademie, einen silbernen Pocal mit 200 Ducaten und somit zugleich buchstäblich den ersten Preis eintrug, den je ein magyarischer Schriftsteller erhielt.

Mehrere dieser Romane, wie Abáfy, die Leichtsinnigen, der letzte Báthory, Zolyomi, Zrinyi und andere, wurden in's Deutsche übersetzt, fanden aber natürlich in Deutschland nicht den Anklang, welchen sie bei den Magyaren gefunden, weil der Vorzug derselben in dem echtmagyarischen Geiste liegt, mit dem sie geschrieben sind. Dennoch hat noch Niemand Ungarn und seine Bewohner in den verschiedensten Epochen der Geschichte so treu und wahr geschildert als Jósika, welcher mit einer reichen Phantasie die umfassendsten historischen Kenntnisse verbindet, und sein Leben als Soldat, Landwirth und Schriftsteller dazu benutzt hat, alle Schichten der Gesellschaft gründlich zu studiren.

Im Jahre 1834 trat Jósika zum ersten Male politisch auf. Zum Mitglied des Siebenbürger Landtages in Klausenburg ernannt, gehörte er der liberalen Progressivpartei an, und sprach so freimüthig seine Ansichten aus, daß die Regierung es für gut befand, ihn nicht eher wieder einzuberufen, als bis sie sich durch den Systemwechsel von 1848 dazu genöthigt sah.

Während dieser Zeit wohnte Jósika vielen Comitatssitzungen in Ungarn bei und war an mehreren Comitaten Gerichtstafelbeisitzer (Tabla biro).

1848 erhielt er als Mitglied der ungarischen „Magnatentafel die königliche Berufung zum Landtag und ward bei demselben nach der Abdankung des ersten magyarischen Premierministers, Grafen Ludwig Bathiany, und der Bildung der neuen provisorischen Regierung durch Acclamation einstimmig zum Mitglied des sogenannten Landesvertheidigungsausschusses erwählt. Dies entschied über seine Zukunft. Er folgte dem Landtag nach Debreczin, ward, als sich mit der Ernennung Kossuth's zum Gouverneur von Ungarn der Landesvertheidigungsausschuß auflöste, zum Mitglied des aus fünf Personen bestehenden obersten Gerichtshofes oder Gnadengerichtes (Kegyelmiszek) berufen, ging mit diesem nach Szegedin und mußte nach der Beendigung des ungarischen Krieges sein Vaterland verlassen. Wie durch ein Wunder gelang es ihm, glücklich die preußische Grenze zu erreichen und bis Leipzig zu kommen, wo er seine Frau erwarten sollte.

Denn bereits 1838 hatte Jósika in Pesth die Baronesse Julie Podmaniczky, aus dem alten historischen Geschlecht der Podmanin und mütterlicherseits eine Enkelin des bekannten deutschen Dichters Arthur von Nordstern (Ministers von Nostitz und Jänkendorf), kennen und lieben gelernt und sie neun Jahre später zu seiner zweiten Frau gemacht. Eben so liebenswürdig und tüchtig, wie geistig begabt und ausgebildet, hatte sie ihm das Ideal verwirklicht, welches er von der Ehe gehabt, und war während des Krieges trotz aller Gefahren so lange muthig an seiner Seite geblieben, bis er selbst sie beschworen, zu ihrer Mutter nach Pesth zurückzukehren, um von dort aus ihm nach Leipzig zu folgen. Sie that es, sobald sie nur konnte, und Jósika beschloß, sich in Leipzig zu fixiren, wo er bereits einen Roman in deutscher Sprache, „Die Familie Mailly," zu schreiben angefangen und einen Verleger dafür gefunden hatte. Aber die Polizei nöthigte ihn, Leipzig zu verlassen und ein anderes Asyl zu suchen. Er ging nach Brüssel, wo er seitdem wohnt und sich kürzlich ein Haus gekauft hat, um für immer dort zu bleiben.

Die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Belgien waren nicht leicht. Die österrei-

Alle Regierungen hatte sein Wirken und sein geistvolles, feines Benehmen für sich gewonnen, und Niemand hatte sich mehr Freunde erworben, als der Graf Apponyi. Er war ein Mann von Welt, ein Diplomat, ein Gelehrter, ein Kenner und Beschützer der Künste, ein Freund der Armen, ein Gönner der Wissenschaften, in einer Zeit, wo solche Männer selten sind, wo Geschäftsmänner, Techniker und Gelehrte die Welt beherrschen. Apponyi

Graf Rudolf Apponyi.

war ein Mann, der sich durch seine Persönlichkeit, durch seine Bildung und durch seine Gesinnung auszeichnete, und dessen Andenken in allen Kreisen, wo er gelebt hat, in Ehren gehalten werden wird.

Die Größe, in welcher Schwindsucht, die Krankheit unserer Zeit, um sich greift, ist kaum glaublich. Nicht in gewissen Jahren und in den höheren Ständen, wo Ausschweifungen, Leidenschaften, Sorgen und Kummer sie hervorrufen, sondern in allen Ständen, in allen Jahren, in allen Gegenden, in Städten und auf dem Lande, in Europa und Amerika, in Asien und Afrika, in Australien und Polynesien, bei Männern und Frauen, bei Kindern und Greisen, bei Gesunden und Kranken, bei Reichen und Armen, bei Gelehrten und Ungelehrten, bei Christen und Juden, bei Heiden und Mohammedanern, bei Negern und Weißen, bei Wilden und Civilisirten, bei Sklaven und Freien, bei Thieren und Menschen, bei Pflanzen und Steinen, bei Allem, was lebt und was nicht lebt, bei Allem, was Leben hat und was Leben gehabt hat, bei Allem, was Leben haben wird, bei Allem, was Leben haben kann, bei Allem, was Leben haben soll, bei Allem, was Leben haben muß, bei Allem, was Leben haben darf, bei Allem, was Leben haben könnte, bei Allem, was Leben haben möchte, bei Allem, was Leben haben will, bei Allem, was Leben haben mag

Meteorologiſches und Aſtronomiſches.

Von F. Ellner.

VI. Wetteranzeigen aus der Thierwelt.

Wie wir bereits gezeigt haben, daß die Spinne eine gute Wetterverkünderin iſt, ſo wollen wir hier verſuchen, auch einige Beobachtungen aus der übrigen Thierwelt zu liefern, welche erfahrungsgemäß Schlüſſe auf künftige Witterung, ob heiter und ſchön, ob Regen oder Schnee, ob Gewitter und Hagel, ob Froſt- oder Thauwetter zu hoffen iſt, zulaſſen.

Die Witterungsanzeigen durch Thiere ſind Wahrnehmungen uralter Erfahrung und finden ihren natürlichen Erklärungsgrund in dem Vorgefühle vieler Thiere für künftige Witterungsverhältniſſe. Wie die unorganiſche, ſo ſteht auch die organiſche Natur mit dem im Luftmeere vorgehenden Veränderungen im innigſten Zuſammenhang. Manchem Thiere iſt durch die Natur die Eigenſchaft gegeben, gewiſſe Witterungsveränderungen ſchon im Voraus zu fühlen und durch äußere Zeichen zu erkennen zu geben, eine Erſcheinung, welche auch beim Menſchen im kranken, alſo im abnormen Zuſtande lebhaft hervortritt. Es bedarf zunächſt keiner umſtändlichen Erörterung, um hier nachzuweiſen, daß krankhafte Theile am menſchlichen Körper zu einer Zeit Schmerz auf's Neue hervorrufen, wenn Veränderungen des Wetters eintreten, es bedarf hier keiner Erwähnung, daß Krankheiten nach ihrem Charakter mit zu hohem und zu niederm Barometerſtande, zu großer Feuchtigkeit und Trockenheit und verſchiedenen Winden in Verbindung ſtehen, es bedarf endlich keiner Berührung, daß der allgemeine Einfluß der Atmoſphäre, dem wir Alle mehr oder weniger ausgeſetzt ſind, ſich in den Krankheiten abſpiegelt. Was für uns Menſchen als ſenſitive Weſen gilt, ſollte dies nicht auch für die Thiere gelten, die gleichfalls eine Verbindung von Körper und Seele ſind.

Sehen wir jedoch einen Augenblick von den Thieren ab und lenken wir unſern Blick auf die Pflanze. Auch die Pflanze iſt ein Beſeeltes und das Sein der Pflanze iſt nur dem Grade nach von dem Sein des Thieres verſchieden. Im Pflanzenleben finden wir wie im Thierleben ein Vorfühlen künftiger Witterung und wir erwähnen hier nur die Alsine medica, die Calendula pluvialis, welche beide genau beobachtet die verläßigſten Wetterkünderinnen ſind, da die erſtere, wenn ſie ſich früh gegen 8 oder 9 Uhr aufrichtet, und die letztere, wenn ſie früh zwiſchen 6 und 7 Uhr ihre Blätter öffnet und bis nach Mittag offen hält, ſchönes Wetter hoffen läßt.

Was die Pflanze, was das Thier für dies Vorausfühlen künftiger, kommender Witterung beſeelt, wenn dieſer Ausdruck in Ermanglung eines anderen erlaubt iſt, iſt wohl ein uns unbekanntes Alldurchwirkendes, Alldurchſtrömendes der Kräfte der Natur. Eine Erklärung dafür zu geben iſt unmöglich; es gibt im Naturleben eine Kluft, welche zu überſpringen noch keinem Sterblichen gelang. Wir kennen die Feinheit der Geruchsnerven der Hunde; eine Vorſtellung uns von derſelben quantitativ und qualitativ zu ermöglichen, gehört zu dem Unmöglichen. Betrachten wir die Natur in ihrer Ganzheit von zwei nothwendigen Seiten, nämlich als thätige Einheit, als Seele des Ganzen, des ſichtbaren und unſichtbaren Seins, und als Aeußeres, als die organiſche und unorganiſche Geſammtheit der ſichtbaren Naturdinge, ſo finden wir neben der Harmonie auch Wahrheit.

Wohin wir in der Natur den Blick wenden, ſehen wir nirgends einen Trieb, ein Streben, ein Sehnen, welches nicht Erfüllung findet. — Die ob auch von einer Henne ausgebrütete junge Ente eilt dem nahen Teiche zu; ſie hat ein unbegrenztes Sehnen, zu ſchwimmen, weil ſie wirklich ſchwimmen kann; es iſt nichts Angelerntes, nichts Vorgemachtes; es iſt ein Naturwiſſen der Ente, und ſie wurde von der Natur nicht belogen. Wenn man eine Nachtigall aus dem Neſte nimmt und ſie aufzieht, ſo wird man gewahren, wie ſie um die Zeit, um welche dieſe Sängerin nach Süden zieht, in ihrem Käfige eine auffallende Beweglichkeit und Unruhe zeigt. Um eine Zeit, um welche unſer Klima der Nachtigall noch Nahrung in Fülle bietet, um welche die Temperatur weit milder iſt als im April, der Ankunftsperiode dieſer Vögel, erwacht in

ihnen ein Sehnen nach Wandern, ein Sehnen nach dem Süden. Es ist kein Nachgemachtes, kein Angelerntes, es ist ein Naturwissen unserer holden Sängerin. Wenn auch der jungen Nachtigall die Orangenhaine Italiens, die das unbekannte Ziel ihrer Wanderlust sind, tiefverschleiert sind, so flüstert ihr mit diesem Sehnen die Natur doch Wahrheit zu, denn die Haine Italiens sind keine täuschende Trugerscheinungen der Wüste, sie grünen und blühen in Wahrheit und Wirklichkeit und die Nachtigall findet sie.

Die Störche ziehen von uns anfangs Augusts schon fort, zu einer Zeit, wo noch reiche Nahrung für sie sich findet, wo die Sonne noch eben so warm die Fluren bescheint als im Juni und Juli, allein im Vorgefühle der weiten Reise und der möglichen Ungunst der Witterung des schon alternden Jahres verlassen sie unsere Gegenden, um die neuen zu suchen. Diese Beobachtungen führen uns in jenen Theil der Naturwissenschaft, die jener Classe von Naturerscheinungen angehören, welche wir aus den uns bekannten Gesetzen der Natur nicht im Detail erklären werden können, sie leuchten an jener Grenze, wo die Erklärungsweise der Schulbücher aufhört und jenes Naturwissen beginnt, das wir in unserer jetzigen Seinsperiode nicht durchschauen können.

Es gibt Erscheinungen, welche uns gewöhnlich geworden sind durch die öftere Wiederkehr, von denen wir aber durchaus gar nichts wissen, als ihre unleugbare Thatsächlichkeit, auf deren nähere Erklärung wir aber bescheiden Verzicht leisten müssen.

Dahin gehören auch die Vorgefühle der Thiere für kommende Witterung.

Wären es aber die Thiere und Pflanzen allein? — Stünden diese Erscheinungen vereinzelt in den Lebenstiefen des Universums? Nein, — so wenig als ein teleskopisches Sternpünktchen in dem Glanzgewimmel der Milchstraße. Es bedarf bloß ein Aufschlagen des geistigen Auges, um zu sehen.

Auch scheinbar Erstorbenes wird noch durch das nämliche Agens durchwebt wie die Thiere und Pflanzen. Es sei erlaubt, hier eine von allen Weinzüchtern anerkannte Thatsache anzuführen.

Um die Zeit der Traubenblüthe wird der in den Kellern aufbewahrte Most, nachdem er sich schon ziemlich abgeklärt hatte, in Folge eines neuerregten Gährungsprocesses wieder trüb, oder technisch zu sprechen: „er steht auf." Aeltere, klare Weine trüben sich zwar um diese Zeit der Wachsthumsperiode des Weinstockes nicht in dem Grade, leiden aber doch eine Art von Beschränkung ihrer Klarheit, und erhalten, wie man sich ausdrückt, einen „Schiller." Forscht man dem veranlassenden Grunde nach, die Thatsächlichkeit steht fest, so drängt sich bei oberflächlicher Beobachtung die Vermuthung auf, der Grund dieser Veränderung des Mostes und Weines in den Kellern hänge nur scheinbar mit der Zeitperiode der Traubenblüthe zusammen, sei aber, da letztere mit Beginn des Hochsommers in unserer Breite einzutreten pflegt, in Wahrheit in nichts Anderm zu suchen, als in der erhöhten Temperatur der Keller. Bei genauer Würdigung der Frage werden wir einen Thermometer im Keller aufhängen müssen und dieses Instrument sagt uns beim ersten Blick auf dasselbe, daß der Gipfelpunkt der Temperatur in den unterirdischen Räumen der Keller keineswegs im Juni oder gar schon Ende des Maimonats, sondern erst gegen Ende des Monats Juli oder erst im August eintritt, wo der Most sich bereits wieder abgeklärt hat. Durch diese einfache Wahrnehmung ist erwiesen, daß die Thatsache obiger Weintrübung keine Temperaturerscheinung ist, sondern die Erklärung von anderer Seite herbeigeholt werden muß. Es wird zu diesem Behufe nur die Annahme erübrigen, daß zwischen der Erscheinung der Weinstockblüthe und der beschriebenen Trübung des Mostes und jüngeren Weines in den Kellern eine wirkliche sympathetische Verbindung stattfindet und wir gewahren hier eine von den lichteren Stellen, die uns eine, ob auch unklare Aussicht, in die endlosen Aethertiefen der Natur gewähren, sowie ferne Sonnen durch hellere Stellen des umwölkten Nachthimmels niederleuchten. Das nämliche belebende Agens, was den Weinstock zum höchsten Punkte seines Pflanzenlebens, zur Blüthe, beseelt, wirkt auf alle Körper, die einer ähnlichen Beseelung fähig sind, mehr oder minder, je nachdem diese Befähigung eine ausgeprägtere oder unvollkommenere ist. Der Most aus der Traube gekeltert, ist noch kein Todtes, er gehört noch mehr oder minder dem Lebenskreise der Weinpflanze an und ist daher den durch diese Sphäre noch wehenden Naturgewalten zugängig und in gewissem Grade unterthan.

Die Fernwirkung der Thierseele für künftige Witterung ist nichts Befremdendes gegenüber andern Naturgewalten.

Das Licht, wie es der Sonne in den Tiefen des Weltraums oder dem einsamen Glühwurm unter dem Grase entstrahlt, strebt und wirkt in die Ferne, der Schall, diese Belebung des Körperlichen, strebt und wirkt in die Ferne; die erwärmte Kugel im Focus des Brennspiegels wirkt schnell und weitgreifend wie das Licht in die Ferne; jene eigenthümliche Thätigkeitsform, wodurch die Geruchsnerven zur Thätigkeit aufgeregt werden, wirkt in die Ferne. — Das Licht erregt dessen fähige Körper zum Mitleuchten, der Schall zum Mitschallen, die Wärme der Metallkugel, die duftende Blume erregt in die Ferne hinaus gleiches Ergriffenwerden in der Körperwelt — aber ist die Thierseele eine ohnmächtigere Naturgewalt als das Licht, als die Wärme, als der Schall, als die Elektricität und der Magnetismus, und wir wollten dem Vorgefühle des Thieres die Fernwirkung absprechen, die wir gleichwohl jenen Potenzen zugestehen müssen? Wenn wir hierdurch die Anschauung, welche wir von dem Vorgefühle der Thiere für künftige Witterung haben, genügend gerechtfertigt zu haben glauben, so können wir theilweise bekannte, aus Gilbert's Annalen entlehnte und theilweise selbstgeprüfte Erfahrungen über Anzeigen der Thiere für künftige Witterung eintheilen in solche, welche innerhalb 24 Stunden und in solche, die sich für die Jahreszeiten äußern.

Am meisten ragen unter den thierischen Wetterpropheten die Vögel hervor.

Gutes Wetter steht zu erwarten, wenn beim Regenwetter die Eulen schreien, Lerchen und Rothkehlchen hochfliegen und dabei viel singen, Nachtigallen bis gegen Morgen flöten, Weihen, Reiher und Rohrdommeln mit lautem Geschreie fliegen, Kibitze und Sperber hochansteigen und laut schreien. Ferner ist auf gutes Wetter zu rechnen, wenn die Fledermäuse morgens früh und abends spät fliegen, wenn die Johanniswürmer ungewöhnlich hell leuchten, Laubfrösche im Freien hochsitzen, Schafe auf der Weide hoch und munter springen, Roßkäfer Abends häufig fliegen, Hornisse und Wespen abends noch reichlich fliegen und Blutigel ruhig am Boden der Wassergefäße liegen.

Schlechtes Wetter steht dagegen in Aussicht, wenn die Finken vor Sonnenaufgang sich hören lassen, Krähen hoch über Felsen, Thürme und Gebäude fliegen und die Köpfe aufrecht tragen und nach solchem Fluge Wasser aufsuchen und die Köpfe eintauchen, Schwalben nahe an Mauern vorüberfliegen und dabei in nahe Gewässer tauchen, wenn sich die Tauben baden, spät Abends vom Felde heimkehren und die Störche ihre Jungen im Neste bedecken, wenn die Kraniche und Geier bei schönem Wetter schreien und das Hausfedervieh sich im Staube wälzt.

Wenn die Hunde Gras fressen und die Katzen allzulange mit der Pfote sich putzen, Haushähne zur ungewöhnlichen Zeit und häufiger als sonst rufen, und Regenwürmer in großer Anzahl aus der Erde kriechen, folgt bald anhaltender Regen.

Vorübergehender Regen steht bevor, wenn die Laubfrösche rufen und dabei niedrig sitzen, in's Wasser gehen und untertauchen, Kröten hervorkriechen, Mäuse laut pfeifen, Maulwürfe hoch aufwerfen, Mücken im Schatten spielen, sehr hartnäckig Menschen und Thiere verfolgen, und wenn die Flöhe stechen.

Regen folgt bald, wenn das Hornvieh die Schnauze leckt, Schweine das Futter zerstreuen, Schafe bei der Rückkehr vom Weidegange sich das Grasfressen nicht wehren lassen, ungern in den Stall hineingehen und Blutigel in den Wassergefäßen auf der Oberfläche des Wassers sich halten. Häufiges Fliegen der Roßkäfer am Morgen bringt am Mittag Regen.

Gewitter entstehen binnen 24 Stunden, wenn der Schlammpeizker (Wetterfisch) unruhig wird und aus dem Wasser emporschnalzt, Blutigel aus dem Wasser wollen, convulsivisch sich bewegen und Bienen sich schon in der Frühe nicht vom Bienenstocke entfernen oder wenn sie mittags schaarenweise heimkehren. Im letzteren Falle steht Sturm in Aussicht. Sturm steht in Bälde zu erwarten, wenn die Drosseln, Finken und Ziemer sehr unruhig flattern, die Fische springen und das Wasserhuhn untertaucht.

Stürme legen sich bald, wenn der Eisvogel während des Sturmesgebrauses zur See fliegt, Spatzen fröhlich schwirren, See- und Flußfische nahe an der Oberfläche schwimmen, Delphine während des Sturmes Wasser spritzen und Maulwürfe aus ihren Gängen hervorkommen.

Aber auch anerkannte Thatsache ist es, daß die Thiere nicht allein 12 bis 24 Stunden zuvor die Witterungsveränderung verkünden, sondern daß sie sich für längere Zeitabschnitte ob der kommenden Witterung vorsehen und so für uns bei richtiger und aufmerksamer Beobachtung auch die Jahreszeiten nach ihrem Vorgefühle vorausverkünden, ob kalt oder gelind, regnerisch oder trocken, warm oder heiß Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden.

In dieser Hinsicht sind uns die Zug- oder Wandervögel vortreffliche Leiter.

Viel Mäuse im Herbste und spät in den Winter hinein bockende Schafe lassen mit Wahrscheinlichkeit auf einen gelinden Winter schließen.

Guten Grund, einen gelinden Winter zu erwarten, geben uns die Finken, wenn sie im December noch bei uns, in unseren Gärten und Hainen weilen.

Strenge und andauernde Kälte im Winter steht zu erwarten, wenn die Vögel im Herbste fett sind, wenn die Zugvögel, namentlich die Störche, Schwalben, Kraniche und Schnepfen ungewöhnlich frühe fortziehen und die heimischen Waldvögel im October und November ihre Nahrung in der Nähe menschlicher Wohnungen suchen. Ein fast untrügliches Merkmal ist aber für einen sehr kalten Winter, wenn die nordischen Zugvögel an den Küsten der Nord- und Ostsee erscheinen und tief in das Land hineinziehen, Moorelstern, Staare, Krametsvögel und Schneegänse früh schon erscheinen und die Saatkrähen schon im October wandern.

Ungewöhnlich hohe Ameisenhaufen im Sommer und hochaufgebaute Mäusenester lassen einen kalten Winter erwarten, und wenn der Fuchs bei strenger Kälte bellt, wird die Kälte zunehmen. Hornisse und Wespen in großer Anzahl im October noch, prophezeien einen kalten Winter.

Rauhe Frühjahre verkünden uns das frühe Erscheinen der kleineren Vögel in Schwärmen in der Nähe der Häuser, namentlich der Rothkehlchen und Meisen.

Nasse Sommer stehen in Aussicht, wenn die Kibitze und Wachtelkönige nicht in Niederungen, sondern auf Höhen bauen; wenn die Seeschwalben auf den in den Strömen liegenden niedrigen Sandinseln bauen, ist ein trockener Sommer, dagegen wenn sie auf höher gelegenen Sandbänken oder steileren Ufern ihre Nester anlegen, sind Ueberschwemmungen zu befürchten.

Die hier benutzten und aufgeführten Mittheilungen über Erscheinungsweisen der Thiere als Wetterpropheten sind nicht etwa aus der dämmerndern Tiefe von Wald- und Schäfersagen heraufgeholt, sondern wir verdanken sie verlässigen Selbstbeobachtungen von Freunden und eigener Wahrnehmung.

Verunglückungen auf den preußischen Eisenbahnen.

Die preußischen Eisenbahnen wurden im Jahre 1859 von 20,980,392 Personen benutzt, von denen im Durchschnitt jede annähernd 5 1/20 Meilen zurücklegte. Während im Jahre 1856 drei, 1857 ein Reisender das Leben verlor, kam 1855, 1858 und 1859 auf den preußischen Bahnen kein Reisender um's Leben.

Von den 41,467 beschäftigten Beamten und Arbeitern verloren 68 im Jahre 1859 durch Unglücksfälle das Leben; 100 wurden verletzt. Außerdem fanden 27 fremde Personen durch den Bahnbetrieb in Preußen den Tod, aber von diesen waren 13 Selbstmörder, die sich absichtlich überfahren ließen.

Vicognawolle.

Die sogenannte Vicognawolle ist nicht reine Wolle, sondern ein zusammengesponnenes Gemisch von Wolle und Baumwolle. Bei der Untersuchung sehr vieler gefärbter Sorten ergab sich, daß jene Bestandtheile in sehr verschiedenen Mengen zusammen verarbeitet werden. So enthielt die an Baumwolle reichste Sorte 85 Theile Baumwolle auf 15 Theile thierische Wolle, die an Baumwolle ärmste Sorte aber nur 45 Theile dieser Faser auf 55 Theile thierischer Faser.

Neueſtes aus der Ferne.

Burke und Wills.

Wir berichteten unſern Leſern bereits über die Entdeckungen dieſer beiden Reiſenden, durch die das Problem der Durchforſchung des auſtraliſchen Continents von der ſüdlichen bis zur nördlichen Küſte endlich gelöſt und Raum für eine neue Colonie ermittelt worden iſt. Die neuerdings dem Parlament vorgelegten Depeſchen von Victoria, Südauſtralien und Queensland enthalten Perſonalnotizen über die kühnen und leider ſo unglücklichen Entdecker. Robert O'Hara Burke, geboren 1821, war der Sohn eines iriſchen Grundbeſitzers. Das Familiengut iſt ein Majorat, und als jüngerer Sohn beſtimmte ſich Burke für das Heer. Nachdem er in der Akademie von Woolwich ausgebildet worden war, trat er in ein ungariſches Huſarenregiment, das von der öſterreichiſchen Regierung 1848 aufgelöſt ward. Er erhielt darauf eine Stelle bei den iriſchen Conſtablern und ward 1853 als Polizeiinſpector nach Victoria in Auſtralien verſetzt. Als die Nachricht von der Landung der Engländer in der Krim nach Auſtralien kam, nahm er Urlaub und eilte nach England, ſah ſich jedoch in ſeiner Hoffnung, daß er als Officier in's Heer werde eintreten können, getäuſcht. Nach ſeiner Rückkehr wurde er in verſchiedenen Ortſchaften der Goldbezirke amtlich beſchäftigt und machte ſich durch ſeine Energie und Gradheit allgemein geachtet. Kaum hörte er, daß eine neue Forſchungsreiſe in's Innere beſchloſſen worden ſei, ſo meldete er ſich als Theilnehmer und hatte ſich, bis die Entſcheidung des leitenden Ausſchuſſes erfolgte, für die Erfüllung der Aufgabe ſo tüchtig vorgebildet, daß man ihm die Leitung des Unternehmens übertrug.

Wenn Burke durch Ehrgeiz, Thatendurſt und Hang zu Abenteuern für die Erforſchung des Innern gewonnen wurde, ſo war bei ſeinem Schickſalsgefährten William John Wills Liebe zur Wiſſenſchaft die Triebfeder. Er war bedeutend jünger als Burke, denn ſeine Geburt erfolgte im Jahre 1834 zu Totnes in Devonſhire, wo ſein Vater als Arzt lebte. Zu demſelben Berufe beſtimmt, machte er tüchtige arzneiwiſſenſchaftliche Studien, wendete ſich indeſſen mehr der Chemie zu. Die Nachricht von den auſtraliſchen Entdeckungen veranlaßte ihn 1852, nach Victoria zu gehen und ſich in Ballarat niederzulaſſen. Nachdem er ſeinen Vater, der ihm gefolgt war, mehrere Jahre unterſtützt hatte, überließ er ſich ſeiner Neigung für Aſtronomie und Meteorologie. Um ſich ihr ganz hingeben zu können, nahm er eine Stelle als Feldmeſſer an und führte die ihm übertragenen Arbeiten ſo gut aus, daß man ſeine Verwendbarkeit für Erforſchungsreiſen erkannte. Vor ſeinem Aufbruch mit Burke hatte er in dem unter Profeſſor Neumayer's Leitung ſtehenden magnetiſchen und meteorologiſchen Obſervatorium in Melbourne gearbeitet. Außer ihm hat ſchon ein naher Verwandter von ihm ſeinen Tod im Dienſte der Wiſſenſchaft gefunden: Le Viscomte, der als Lieutenant auf dem Erebus Franklin bei deſſen letzter Nordpolfahrt begleitete.

Die Fidschiinseln.

Ob England die ihm angetragene Souveränetät über die Fidschiinseln annehmen werde, ist noch immer nicht entschieden. In einer ihrer letzten Sitzungen beschäftigte sich die Londoner Geographische Gesellschaft mit dem Gegenstande. Auf Anlaß einer vorgelegten Denkschrift Bensusan's: Die Fidschiinseln und ihre Hilfsquellen, theilten drei namhafte Reisende, Berthold Seemann, Pritchard und Graf Strzelecki, ihre dort gemachten Beobachtungen mit. Alle drei stimmten darin überein, daß die Gruppe alle Bedingungen des fröhlichsten Gedeihens besitze. Ihr Boden ist sehr fruchtbar und fast überall culturfähig. Selbst die Wetterseite ist mit Bäumen, Sträuchern und Kräutern üppig bekleidet. Es gibt Mangelsümpfe, aber sie beschränken sich fast ausschließlich auf die Mündungen der Flüsse, so daß das Land von bösartigen Fiebern ziemlich frei ist. Die Baumwollenstaude, die von außen eingeführt ist und ein ausgezeichnetes Product liefert, befindet sich in dem Klima der Inseln so wohl, daß sie in vielen Gegenden bereits wild wächst und sich über alle Gestade verbreitet. Da es auf den Fidschis nicht an fleißigen Arbeitern fehlt und solche auch von den benachbarten Eilanden leicht zu bekommen sind, so läßt sich die Baumwolle in kurzer Zeit zu einem Stapelproduct erheben. Dann finden von Australien kommende Schiffe, die gegenwärtig häufig leer in Ballast nach England gehen, auf den Fidschis eine lohnende Rückfracht. Die Insel Kadavu, über die wir erst durch Berthold Seemann etwas Näheres gehört haben, besitzt einen vorzüglichen Hafen, von den Eingeborenen Galoa genannt, der geräumig ist, tiefes Wasser, einen guten Ankergrund hat und durch ein Korallenriff, in dem sich drei ungefährliche Eingänge befinden, gegen den Wellenschlag geschützt wird. Dieser Hafen würde von den Dampfschiffen gewählt werden, wenn die vorgeschlagene Linie von Sidney über Neucaledonien, die Fidschis und die Marquesas nach San Juan del Sur zu Stande käme. Auch ein politisches Motiv spricht für die Annahme der Souveränetät. Die Franzosen dehnen sich in der Südsee immer mehr aus und ein Gegengewicht gegen ihre Besitzungen ist nothwendig. Eine Schattenseite bemerken wir an dem Ansiedlungsplan. Der ganze Grund und Boden ist in den Händen einer Art von Landadel und bei jeder Veräußerung ist die Einwilligung des Häuptlings erforderlich. Zwar ist diese bis jetzt in keinem Falle verweigert worden, aber es würde bald genug ebenso werden wie in Neuseeland, wo dasselbe Lehnsverhältniß besteht und zu langwierigen und blutigen Kriegen mit den Europäern geführt hat.

Mukden und sein Gebiet.

Die Berichte über erfolgreiche Versuche der Engländer, die Oeffnung des innern China's zu benutzen, mehren sich. Der North China Herald enthält unter Anderm die Beschreibung einer Reise, die ein Engländer von Tientsin nach Mukden, der Hauptstadt der chinesischen Mandschurei, gemacht hat. Seit den Besuchen der jesuitischen Glaubensboten sind zwei Jahrhunderte verflossen, ehe wieder ein Europäer den Fuß in diese fernen Gebiete gesetzt hat. Die Entfernung von Tientsin nach Mukden beträgt hundertfünfundzwanzig deutsche Meilen und unterwegs wird die Große Mauer berührt. Zuerst betritt man eine Ebene, die zum Theil wegen Wasserlosigkeit völlig unfruchtbar ist, dann folgt ein wellenförmiges Land und gegen die Große Mauer hin treten Gebirge auf, über deren Rücken jenes merkwürdige Befestigungswerk meilenweit hinläuft. Jenseits sinken die Gebirge zu Hügeln hinab und noch weiter hin betritt der Reisende eine ausgedehnte Ebene, die auf der rechten Seite von einer Bergkette begleitet wird. Auf der chinesischen Seite der Mauer wird viel Ackerbau getrieben. Unter den Feldfrüchten bemerkt man besonders Hirse, die bis zu zehn Fuß hoch wird, und Bohnen, außerdem baut man Indigo, Hanf, Taback und schlechte Baumwolle. Auf der tatarischen Seite ist die Viehzucht die überwiegende Beschäftigung und man sieht große Heerden von Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen. In diesem ganzen Gebiet, vorzüglich in der Mandschurei, lebt ein viel kräftigerer Menschenschlag als im übrigen China. Verkrüppelte Frauenfüße sieht man außerhalb der Städte nicht, obgleich der Typus der Bevölkerung auch im Aeußern der chinesische geworden ist. Die Städte sind kleiner als im übrigen Reich, ummauert und in regelmäßigem Viereck mit schnurgraden, rechtwinklig sich kreuzenden

Straßen gebaut. Die Wege sind gut, an Gasthäusern fehlt es nicht, die Preise erschienen den Engländern als mäßig. Pässe wurden bloß am Thor der Großen Mauer abgefordert, sonst ließ sich keine Polizei sehen, und mit einer einzigen Ausnahme zeigte sich die Bevölkerung durchaus nicht feindlich. Dieses Gebiet dient zur Vermittlung des Handels zwischen Peking und Korea. Daß dieser Verkehr ein bedeutender sein muß, zeigt sich in den großartigen Einrichtungen, die längs der Straße zur Aufnahme von Reisenden bestehen. Zur Zeit, als der Engländer reiste (Juli und August) waren die Straßen ziemlich öde. Nur zuweilen zeigte sich eine Karawane schwer beladener Karren, die immer von bewaffneten Reitern begleitet war. Alle Reisenden trugen Waffen, die Fußgänger Speere, die Reiter Schwerter mit breiter Klinge. Straßenräuber und gefährliche Umherstreifer scheint es in diesem Theile des Reiches viele zu geben, aller Orten wurde geklagt. In Mukden allein gab es keine Bettler, wie denn diese Stadt überhaupt unter allen chinesischen Ortschaften den anständigsten Eindruck macht. Das Auge wird weder durch den Schmutz noch durch den ärmlichen Flitter chinesischer Städte beleidigt, die in den reinlichen und regelmäßigen Straßen stehenden Häuser sind solid gebaut, die Einwohner ernähren sich vom Handel oder sind ehrsame Handwerker. Rings um Mukden zieht sich eine schöne Mauer mit Thürmen in den Ecken und über den Thoren.

Gilgit.

Die trigonometrische Vermessung der im Norden und Nordosten von Kaschmir gelegenen Landschaften macht die erfreulichsten Fortschritte. Sie soll bis auf chinesisches Gebiet und bis zur Vereinigung mit den russischen Vermessungen am Issikkul ausgedehnt werden. Ihr Leiter, Capitän Montgomery, hat über den Stand des Unternehmens einen Rechenschaftsbericht erstattet, aus dem die Petermann'schen Mittheilungen das Bemerkenswertheste ausheben. Uns interessiren unter diesen Mittheilungen die über Gilgit am meisten. Gilgit ist ein Thal, dessen gleichnamiger Hauptort unter 35 Grad 43 Secunden nördlicher Breite und 74 Grad 30 Secunden östlicher Länge von Greenwich liegt. Die Bewohner des Thales waren von jeher Räuber, durch die der Handel, den Nagar, Hunza und Skardo mit Yarkand führen, gestört wurde. Der vorletzte Häuptling des Thales, Goraman, der 1857 gestorben ist, hatte sich in dem ganzen Lande zwischen Kabul und dem Indus durch seine Räubereien einen Namen gemacht. Wie sehr er gefürchtet wurde, beweist der Name des Menschenfressers, der ihm gegeben wurde. Von Kaschmir aus wurde die Eroberung des Thales oft beabsichtigt, allein die Schwierigkeiten schreckten immer ab. Ein kleines Herr würde zurückgeschlagen worden sein und ein größeres wußte man im rauhesten Gebirge nicht zu ernähren. Der jetzige Maharadscha von Kaschmir traf endlich Vorbereitungen zu einem entscheidenden Feldzuge. Im Sommer von 1859 wurden täglich hundert Pferdelasten Getreide nach den Grenzfestungen geschickt. Im Juni und Juli 1860 setzten sich 4000 Mann seiner regelmäßigen Truppen in Bewegung. In Booten setzten sie über den Indus, überschritten einen seiner Nebenflüsse auf einer Brücke von Seilen, welche sie selbst gemacht hatten, und drangen gegen Gilgit vor. Bis dahin war ihnen kein Widerstand geleistet worden, die an den Ort angrenzende Festung suchte sich zu vertheidigen. Der Kampf war ein sehr unschuldiger, denn auf jeder Seite blieb nicht mehr als ein Mann und der einzige Todte der Armee von Kaschmir wurde nicht einmal vom Feinde, sondern von seinem zerspringenden Gewehr getödtet, während hinsichtlich des todten Gilgiten die Vermuthung laut wurde, daß er während der Belagerung eines natürlichen Todes gestorben sein werde. Die Gilgiten räumten nach einiger Zeit ihre Festung, wodurch die Unterwerfung des ganzen Thales entschieden wurde. Ihr Häuptling, ein Sohn Goraman's, entfloh über die Gebirge nach Badakschan, der Maharadscha von Kaschmir ließ dreitausend Mann im Thale von Gilgit stehen, dessen Eroberung dadurch gesichert ist. In Folge des guten Verhältnisses, das zwischen den Engländern und den Herrschern von Kaschmir besteht, wird diese Eroberung auch der Geographie zu gut kommen. Der Gilgit mündet in den Indus, der in dieser Gegend auf vierunddreißig deutschen Meilen seines Laufes noch gänzlich unbekannt ist. Wie über diesen Theil des Indus, werden wir

auch über die geographische Lage von Yarkand Aufschluß erhalten. Die Bewohner des Gilgitthales sollen einen Weg von Hunza nach Yarkand kennen, auf dem man nicht mehr als vier Tage brauche. Ist diese Nachricht auch übertrieben, so steht doch so viel fest, daß die Leute von Hunza den Aufbruch jeder Karawane von Yarkand wunderbar schnell erfahren, so daß es ihnen möglich wird, den Kaufleuten auf der Straße von Ladak aufzulauern. Sonach dürfte sich die Schlagintweit'sche Ansicht bestätigen, daß Yarkand auf den Karten um zwei Längengrade zu weit östlich eingetragen sei.

Neue deutsche Reisende.

In keiner Zeit ist die Theilnahme der Deutschen an den Forschungsreisen eine so große gewesen als in der jetzigen. In Afrika überflügeln wir sogar die Engländer, obgleich diese dort nicht bloß von wissenschaftlichen, sondern auch von praktischen Motiven vorwärts getrieben werden und in großen Colonien im Westen und Süden des Welttheiles Anhaltepunkte besitzen. Wie viele deutsche Reisende eben jetzt in Afrika thätig sind, wissen unsere Leser. Inzwischen befinden sich andere Reisende nach einigen der unbekanntesten asiatischen Gegenden auf dem Wege oder sind dort zum Theil schon eingetroffen. Die Aufgabe, die Adolf Schlagintweit zu erfüllen durch einen Mörder gehindert wurde, haben zwei andere Reisende wieder aufgenommen. Gustav Radde will über den Tianschan und die westlichsten Provinzen des chinesischen Reiches nach Kaschgar gehen. Demselben Ziel strebt Ferdinand von Richthofen auf einem andern Wege zu. Nachdem er die preußische Expedition nach Japan, China und Siam begleitet hatte, trennte er sich in Bangkok von ihr, um Landreisen auszuführen. Er wollte zunächst die Gebirge geologisch untersuchen, welche die reiche Ebene des Meinamflusses im Osten und Westen einfassen, und sich dann nach Calcutta einschiffen, um von da über Kaschmir, Yarkand und Kaschgar nach Sibirien zu gehen. Im Jahre 1865 denkt er mit dieser Reise fertig zu sein. Ein anderer deutscher Reisender, Dr. Bastian aus Bremen, bereist gegenwärtig Birma. Nach englischen Zeitungsberichten war er im November vorigen Jahres bis zur Stadt Mandale am Irawady, westnordwestlich von Ava, gelangt. Es ist seine Absicht, in die benachbarte chinesische Provinz Yünnan vorzudringen. Ob er seinen Zweck erreichen wird, steht freilich sehr dahin, da an der Grenze wilde Völker leben, die in einem europäischen Reisenden einen Spion ihrer Feinde sehen könnten. Hätte Dr. Bastian Glück, so wäre grade von ihm, einem sehr kenntnißreichen und durch mehrjährige Reisen in allen Welttheilen geschulten Jünger der vergleichenden Völkerkunde, viel zu erwarten. Nicht bloß jene wilden Völker sind unbekannt, sondern auch die an sie angrenzenden Karier oder Karaye sind es, obgleich über diese Jurien wenigstens einiges Licht verbreitet hat.

Zwei deutsche Reisende, deren wir noch erwähnen müssen, haben sich enger begrenzte Aufgaben gestellt als die bisher erwähnten. Der Botaniker Friedrich Schmidt ist zum zweiten Male nach der japanischen Insel Sachalin abgereist, nachdem er in Nikolajewsk am Amur sich eine kurze Ruhe gegönnt hatte. Bei einem frühern Besuche der Insel hatte er fast die ganze Westküste und einen Theil der Ostküste wie des Innern botanisch untersucht und etwa fünfhundert Pflanzenarten zusammengebracht. Endlich ist Dr. Kotschi, dessen Hauptfach ebenfalls die Botanik ist, abermals nach dem Orient gereist. Unsere Leser werden sich erinnern, daß der unermüdliche Mann früher schon durch Kleinasien, Kurdistan, Persien und einen Theil von Afrika gestreift ist. Dieses Mal will er seine Aufmerksamkeit besonders der Gegend zwischen Alexandretta, Marasch und Antak widmen, „um einmal über den Amarus in's Reine zu kommen."

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 70. Juli 1862.

Die Mühle am Hellbach.

Novelle von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erstes Capitel.

Das weite Stromthal mit seinen Felsenhängen, Weinbergen, Obstgärten, Feldern und Wiesen zitterte in den brodelnden Gluthen eines heißen Sommernachmittags. Auf der ganzen Landschaft lag eine tiefe Ruhe. Die Früchte wuchsen an Baum und Strauch, die Vögel bargen sich unter dem schützenden Dach schattiger Wipfel. Nur die Schwalbe, die, eine Tochter des Südens, den heißesten Tag nicht scheut, schoß blitzschnell durch die Lüfte, tauchte aber auch zuweilen ihr stahlblaues Gefieder leis vorüberstreifend in das Wasser des Flusses. Und wie still war die Heerstraße, die längs dem Ufer durch das Thal führte! Auf dem Strom glitt nur dann und wann ein Marktkahn vorüber, ohne daß indeß der Ruderschlag erscholl und ohne daß eine Welle das glatte Wasser kräuselte. Hätte nicht hin und wieder der Glockenschlag die rinnende Stunde verkündet, so wäre man auf den Gedanken gekommen, die Zeit stände still.

Dieselbe Ruhe herrschte an der Stromseite des Städtchens, das sich mit seinen alten Giebelhäusern, seiner Kirche und den dazwischen liegenden kleinen Gärten wohlgefällig in der spiegelglatten Fluth zu betrachten schien, wozu es auch in der That das größte Recht hatte, denn sein Aeußeres bot einen höchst malerischen Anblick. Die Bauwerke aus den verschiedenen Zeiten schienen sich allerlei verschollene Geschichten erzählen zu wollen. Hier auf der Stadtmauer hing noch ein altes Nest, das von den Fahrten des Mittelalters berichten konnte, dort hatte sich ein Bau angesiedelt, in dessen Fenster man Leute in Allongeperrücken und Reifröcken zu sehen erwartete. Weiterhin hoben sich Häuser nach neuestem Schnitt, unter denen sich namentlich ein stattlicher Gasthof auszeichnete, der zu beiden Seiten Laubgänge und Pavillons aufwies. Aber auch hier war tiefer Frieden, trotzdem daß es an solchen Orten gewöhnlich kunterbunt hergeht. Hätte sich nicht dann und wann einer der Schiffer bewegt, die unten an der Mauer im Schatten zum Schlafe hingestreckt lagen, oder wären nicht einige nacktfüßige Kinder am Rande des Flusses durch das Wasser geplatscht,

man würde geglaubt haben, es liege hier Alles verzaubert wie in dem Märchen vom Dornröschen.

Während sich allerwärts ein süßes Nichtsthun geltend machte, saß in einem Sommerhäuschen des Gasthofes, bedacht von schattenspendenden Rebenranken, ein Mann, der mit scharfem Auge über die weite Fläche des Stromes nach Norden schaute. Sein Anzug verrieth den wohlhabenden Landmann. Rock, Weste und Hose waren von demselben Stoffe und hingen ihm ziemlich schlottrig um die Glieder. Man sah den Kleidungsstücken an, daß die Scheere und Nadel eines Dorfschneiders sie geschaffen hatte. Um den Hals war ein schwarzes seidenes Tuch geschlungen, auf dem Haupte saß eine dunkle Mütze mit großem Schirm und die Füße wurden von einem Paar Stiefel bedeckt, die fast bis an die Knie reichten. Seine Gestalt erschien schlank und kräftig, man sah an jeder Bewegung, daß die Muskeln fest entwickelt waren. Die lebendigen grauen Augen, die hohe Stirn, die Habichtsnase und der scharfgeschnittene Mund ließen auf ein energisches Wesen schließen, dem es gleichwohl nicht an abwartender Geduld fehlte, denn der Gast hielt sich fast so still wie eine Bildsäule.

So sehr es auch den Anschein haben mochte, so war es diesem Manne doch keineswegs um eine leichte sommerliche Träumerei zu thun. Seine Blicke irrten keineswegs durch die Landschaft, welche in reizender Fülle und Pracht vor ihm ausgebreitet lag. Für die schönen Schwingungen der Linien des Gebirges, welches das Gemälde schloß, für die reiche Ebene, die sich vor demselben dehnte, und für die lieblichen Dörfer und Städtchen, die sich hier und dort im Flusse spiegelten, so wie für all den herrlichen Sonnenglanz, der über den Wäldern, Obstgärten, Weinbergen, Kirchen und Häusern, wie auf der blitzenden Fläche des Stromes schimmerte, schien er kein Auge zu haben. Eben so wenig interessirten ihn die wenigen Spuren des Lebens, die sich hier und dort in der heißen Tageszeit äußerten. Seine ganze Aufmerksamkeit war offenbar auf die Stelle gerichtet, wo der Fluß in seiner letzten sichtbaren Biegung zwischen den Bergen verschwand, denn wenn er auch zuweilen für einen Moment in das vor ihm stehende Glas blickte, mit dessen goldenem Wein er sich dann die Lippen näßte, so nahm er doch bald wiederum den besagten Punkt in das Auge.

Und nun blitzte mit einem Male das Auge lebhaft, er stand auf und stellte sich in die Luke des Pavillons. Man sah ihn plötzlich im hellsten Sonnenschein hinausschauen. Unten tief, wohl eine Meile abwärts, erschien wie ein kleiner Punkt auf dem Flusse ein Dampfer, der schwarze Wolken in die Luft steigen ließ. „Endlich!“ murmelte der Wartende vor sich hin und nahm dann seine alte Stellung wieder ein, indem er sich auf's Neue in Geduld fügte und das allmälig immer größer werdende Schiff mit erkünstelter Ruhe näher kommen ließ. Zuweilen aber hielt er ein kleines Selbstgespräch: „Es wird doch höllisch lang! Wenn der Heinrich nur auf dem Schiffe ist! Wie mag der Junge sich gemacht haben! Wird er auch auf meine Pläne eingehen? Es könnte doch noch Alles anders kommen, wie ich es im Sinne habe! Die Welt da draußen wird ihm wohl die Schrullen der Kinderzeit aus dem Sinn gebracht haben! Freilich der Steinthalmüller hat einen harten Kopf und Heinrich ist mein Sohn!“ So lauteten seine leisen Bedenken, bei denen er mit den Fingern auf dem vor ihm stehenden Tische trommelte.

Nach einer guten halben Stunde kam der Dampfer immer näher, man hörte das Klappern seiner Räder, man sah die Wellen, die er in der ruhigen Fluth aufwarf. Auch die einzelnen Gestalten setzten sich nun voneinander ab. Der Steinthalmüller, denn so nannte man in dieser Gegend den spähenden Gast, erhob sich von Neuem und trat wiederum an die Mauer, um zu sehen, ob er den einen oder andern Passagier erkennen könne. Und in der That, er schien Falkenaugen zu haben, denn nun zog er ein geblümtes Tuch aus der Tasche und winkte in die Luft. Vorn auf dem Decke des Schiffes aber erwiederte eine andere für gewöhnliche Blicke noch unkennbare Gestalt das gegebene Zeichen. Eine offenkundige Freude glänzte über die scharfen Züge, und er sprach jetzt lauter vor sich hin: „Gottlob, das ist der Heinrich!“

Bald darauf läutete nun auch die Glocke auf dem Schiff. Verschiedene Arbeiter und Gäste, begleitet von den windfüßigen Kellnern und dem stämmigen Hausknecht, eilten nach der Landungsbrücke, die dem Gasthof

gegenüber am Ufer in den Fluß gebaut war. Am Strande wurde es mit einem Mal lebendig. Auch der Steinthalmüller verließ seinen Platz und schritt, immer nach dem Schiffe blickend, durch den Garten zu der Treppe, die unten auf die Straße führte, mischte sich unter die Harrenden und betrat die Brücke, an welcher das Schiff in den nächsten Augenblicken hielt. Es stiegen Passagiere ein und aus, Koffer und andere Dinge wurden ab- und aufgeladen. Und nun gab es bald eine herzliche Begrüßung zwischen dem Müller und einem jungen schönen Manne, der ihm kräftig die Hand schüttelte und ihm einen Kuß gab. „Willkommen in der Heimath!“ rief der Alte. „Gott grüß, Vater!“ erwiederte der Jüngling.

Als der Ankömmling seinen Koffer einem Träger bezeichnet und in den Gasthof zu tragen befohlen hatte, ging er an der Seite des Vaters in den Garten, wo sie Beide in der eben verlassenen Laube Platz nahmen. Der Müller bestellte bei dem Kellner eine Flasche Moselblume und Essen. Und dann saßen die Beiden sich gegenüber. Auf dem Gesichte des Alten zeigte sich eine unverkennbare Zufriedenheit, der er zuweilen Ausdruck gab, indem er dem Sohne in's Gesicht sagte, daß er vortrefflich aussehe, daß er breiter und stärker geworden sei und daß er ihn seit seiner Abwesenheit entschieden zu seinem Vortheile verändert finde. In der That war der junge Mann auch ein kräftiger und gesunder Bursche, aus dessen offenen Zügen und hellen heitern Augen eine freundliche und lichte Seele sprach.

Aus dem Gespräche, das sich nunmehr entwickelte, ging hervor, daß Heinrich die Heimath vor drei Jahren verlassen hatte. Die ersten zwei Drittel dieser Zeit war er in der Residenz gewesen, um dort seine militärische Dienstzeit abzumachen, denn da er eine stattliche großgewachsene Gestalt besaß, hatte man ihn für die Garde bestimmt. Später aber besuchte er noch für das folgende Drittel Norddeutschland und die Niederlande. Von seinem Soldatenstande wußte er keine besonders befriedigenden Schilderungen zu machen. Wenn auch die Hauptstadt mit ihren großen glänzenden Straßen und weiten Plätzen, mit ihren Schlössern und himmelhohen Häusern und mit ihrem bunten Uniformleben einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, so war ihm doch die Zeit in den sich stets gleichbleibenden Verhältnissen durchaus einförmig dahingerollt. Täglich gab es dieselben Beschäftigungen und dieselben Mußestunden. Aber er erkannte doch an, daß die stramme Regel, die in der Caserne herrschte, dem verzogenen Sohne des väterlichen Hauses sehr zuträglich gewesen sei und ihm die willkürliche Benutzung der Stunden, an die er sich gewöhnt, ganz und gar aus dem Kopfe getrieben habe, wie er denn überhaupt zugeben mußte, daß die Ordnung des Gamaschendienstes auch ihre unverkennbaren Vorzüge aufweise. Dann gestand er aber auch, daß er sich aus dieser Lebensweise stets wieder in die Heimath gesehnt habe. Viel weniger war dies der Fall gewesen, als er sich dem Willen des Vaters gemäß nach Beendigung seiner Dienstzeit auf Reisen begab, um besonders den Acker- und Wiesenbau in fremden Ländern kennen zu lernen, Blicke in den Handel zu thun und die erlernten Ergebnisse mit nach Hause zu bringen, damit er sie auf dem heimischen Besitzthum nutzbar machen könne. Man hörte aus seinen Reden, daß er sich die Fremde mit unverkennbarem Interesse und Erfolg angesehen hatte. Seine Schilderungen des Ackerbaues und der Wiesenzucht in den Niederlanden, so wie verschiedener Geschäftsthätigkeiten waren lebhaft und fesselnd, so daß der Vater sich vergnügt die Hände rieb und ausrief: „Brav, mein Junge! Ich habe auch in diesem Fache gearbeitet, seit Du weg warst, und ich denke, Du wirst auch mit mir zufrieden sein. Aber es ist noch allerlei zu schaffen. Und das wollen wir getreulich miteinander thun, denn es gibt doch auf dieser Welt nichts Besseres, als wenn man sich ein tüchtiges Wesen schafft. Jeder Mensch hat eine Heimath, aber nicht Jeder besitzt eine solche. Und der Besitz ist doch das Gescheidteste. Den Besitz, den ich begründete, sollst Du erweitern. Es scheint mir, Du bist auf dem besten Wege.“ Und dann fügte er mit einem ernsten Gesichte hinzu: „Ich hoffe nun auch, daß Du Dir die alten Thorheiten aus dem Kopfe geschlagen hast.“

Der Sohn sah ihn erstaunt an, und wollte eben fragen, was für Thorheiten der Vater meinte, aber der Müller erhob sich mit starren Zügen, die jede weitere For-

schung abschnitten, und wandte sich dem Hause zu, wo er dem Kellner zurief, er möge ihm die Rechnung machen und den Knecht die Pferde satteln lassen. Dann schritt er in das Haus und überließ Heinrich seinen Gedanken, die absonderlicher Natur sein mochten, denn der junge Mann schaute lange mit eigenthümlich bewegtem Ausdruck in die Gegend hinaus, ohne etwas zu sehen. Es war ein Ausdruck voll von Zweifeln, Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen.

Nach einer Viertelstunde erscholl unten auf der Straße das Stampfen von Pferdehufen, das den jungen Mann aus seinen Träumereien weckte. Zugleich ließ sich die vollklingende Stimme des Steinthalmüllers hören, der ihn mit Namen rief. Er sprang auf und eilte hinunter, wo der Alte schon einen Rappen bestiegen hatte und ihn bedeutete, sich auf den andern zu setzen, indem er ihm zugleich verkündete, daß der Fuhrmann, welcher den Abend abfahre, den Koffer nach der Mühle bringen werde. Heinrich that, wie ihm geheißen, denn er saß mit einem Sprunge, der den geübten Reiter erkennen ließ, auf dem Pferde. Der Wirth trat in die Thür, in welche Kellner und Hausknecht sich zurückzogen, und wünschte glückliche Reise. Und dann ritten die Beiden die Straße aufwärts am Strome. Es ging frisch und lustig, denn die Pferde hatten lange genug gerastet und der heiße Tag begann sich zu kühlen.

Wie früher der Junge, so trug jetzt der Alte die Kosten der Unterhaltung. Sie berührten keine Stelle, von welcher der Steinthalmüller nicht etwas Neues, was seit Heinrich's Abwesenheit vorgefallen war, zu erzählen wußte. Zunächst zeigte er ihm mehrere neugebaute Häuser im Städtchen, dann wies er ihn auf jüngst errichtete Ziegelöfen, machte ihn auf Steinbrüche, die neu unternommen, und auf Weinberge, die eben angelegt waren, aufmerksam, und wußte von allen diesen Unternehmungen den Nutzen und Schaden bis auf den Heller aufzuzählen. Auch die Getreidepreise, der Runkelrübenbau, verschiedene Sorten neuer Culturpflanzen wurden besprochen. Man erkannte aus jedem Worte den aufmerkenden, betriebsamen und rastlosen Landwirth, der wie das Sprichwort sagt, genau wußte, wo Barthel den Most holt.

Die Landstraße, auf welcher sie etwa eine Meile geritten waren, hatte allmälig in eine flache Ausbuchtung des Thales geführt, an die sich wieder anstrebende Höhen legten, wie sie in der Umgegend des Städtchens an den Fluß traten. Sie passirten eine Brücke, die über einen Bach führte und an den sich auf dem anstoßenden Hügel ein großes Dorf lehnte. Jenseits dieses Ueberganges zweigte sich ein Weg ab, der das Wässerchen hinauf führte. Diesen wollte Heinrich mit seinem Rappen einschlagen, denn es war der Hellbach, an dem die Mühle des Vaters lag.

„Wir reiten in's Dorf, mein Junge, ich habe dort zu thun," rief jetzt der Alte.

„Soll ich denn nicht schon nach Hause?" fragte Heinrich.

„Es handelt sich nur um einen Augenblick!" lautete die Antwort.

Der junge Mann schien ein verdrießliches Gesicht zu machen, indeß er folgte dem Vater, der jetzt rüstig die Landstraße hinauftrabte, wandte sich aber zuweilen nach der Seite hin und schaute seltsam forschend zwischen die Hänge, welche das Thal des Baches bildeten, grade als suche er dort nach irgend einem Gegenstande.

Der Alte hielt für einen Augenblick an der Schmiede und rief dem rußigen Vulcanssohn ein paar Worte in Betreff einer Kette zu, die er sobald wie möglich liefern sollte.

„Soll ich umkehren?" fragte Heinrich.

„Noch nicht," erwiederte der Müller und ritt weiter bis an das Ende des Ortes, indem er nach einer Weile beim Sattler vorsprach, um bei ihm einige neue Riemen zu bestellen.

Der Sohn dachte, jetzt würde es auf dem gewohnten Wege nach Hause gehen, und wandte das Pferd, aber der Alte rief: „Da wir einmal so weit sind, wollen wir die neue Straße über die Anhöhe nehmen."

„Die neue Straße?" fragte Heinrich verwundert, aber durchaus nicht zufrieden.

„Freilich, die neue Straße!"

„Und wohin führt sie?"

„Das wirst Du schon sehen," schmunzelte der Müller, „ja, mein Junge, wir haben hier auch nicht auf der faulen Haut gelegen."

Mit diesen Worten gab er dem Pferde die Sporen und ritt weiter. Heinrich folgte und sie waren bald vor dem Dorfe. Dort sah der Sohn in der That einen neuen Heerweg, den er vorher nicht gekannt

hatte und der sich nach rechts abzweigend in gelinder Steigerung den Hügel hinanzog. Beide Reiter lenkten auf derselben ein.

„Seit welcher Zeit ist denn diese Anlage gemacht?“ fragte Heinrich den Vater.

„In den letzten zwei Jahren haben wir sie zu Stande gebracht,“ lautete die Antwort. „Dieser Weg war lange ein Bedürfniß. Er hat dem Stromthal ein Hinterland erschlossen, welches sich mit seinem Wald- und Metallreichthum erst jetzt entwickeln kann. Du siehst es an den einfachen Spuren von Fuhrwerk, daß die Straße schon wacker befahren wird. Sie führt aber an den großen Gehöften und an dem Kloster vorbei, in das nun auch wieder die Mönche eingezogen sind. Weiter im Gebirge wird an einigen Eisenwerken gebaut. Auch die Lavasteinbrüche sind nun besser erschlossen. Man bringt den Basalt und Tuffstein über diesen Weg an den Fluß, wo sie verschifft werden.“

„Aber warum ist denn nicht der alte Weg am Hellbach erweitert worden?“ fragte der Sohn. „Man hätte ihn eben so gut benutzen können.“

„Zwischen dem Grunde des Steinthals und der Aumühle senkt sich das Thal zu jäh in die Tiefe,“ sprach der Alte. „Man konnte diese steile Stelle nicht wohl überwinden. Guter Weg um, ist nicht krumm.“

Heinrich hätte gern noch weiter geforscht, eine neue Frage schien auf seinen Lippen zu sein. Aber sie erreichten eben die erste Stufe der Höhe, an welcher die Straße sich jetzt fortgehend hinzog. Und hier bot sich seinem Auge ein ganz neuer und überraschender Anblick.

„Mein Gott,“ rief er aus: „Was ist denn aus dem Steinthal geworden?“

„Den unfruchtbaren, öden, steinigen und nur von Heide und Ginster besetzten Grund habe ich zu einer schönen Wiese umgeschaffen,“ erwiederte mit Stolz der Vater. „Nun weißt Du auch, warum ich Dich nach den Niederlanden reisen ließ. Du solltest mir dort den Wiesenbau lernen, um ihn hier zur Anwendung zu bringen, denn so viel hier auch schon gethan ist, so muß doch noch mehr geschaffen werden.“

„Das ist wahrlich ein schönes Werk,“ sprach Heinrich.

„Nicht wahr,“ lächelte der Müller mit großer Selbstzufriedenheit. „Ja, man darf nur den rechten Muth fassen. Was haben die Leute nicht für dummes Zeug über diesen Grund gefaselt? Ueberall hieß es, man könne das wüste Steinthal nicht nutzbar machen. Vor mehr als hundert Jahren hätten sich freilich an dieser Stelle fruchtbare Felder gedehnt, dann aber sei in einem heißen Sommer ein Gewitter hoch im Gebirge ausgebrochen, das Wasser wäre häuserhoch durch das Thal geschossen und hätte Häuser, Heerden und Menschen mit sich fortgerissen und auch diesen Grund in einer Weise mit Kieseln und Geröll gefüllt, daß darauf keine vernünftige Saat mehr aufkommen konnte. Nun aber sei es für die Ewigkeit mit dem Wachsthum vorbei. Indeß ich habe dem einfältigen Volk den Staar gestochen. Heutzutage gilt es die Augen zu öffnen, wenn man vorwärts kommen will. Schau her, dort von den Feldern habe ich Erde über die ganze Fläche werfen lassen, denn man konnte allerdings nicht daran denken, die Steinschichten zu entfernen. Als dies geschehen war, leitete ich aus dem Bach unterhalb unserer Mühle das Wasser in lauter kleinen Canälen an den Hängen hin. Da ging denn der Samen von der nie fehlenden Feuchtigkeit befruchtet herrlich auf. Betrachte Dir nur die hohen Heuhaufen, die rings gewachsen sind, und die wir morgen einscheunen wollen. Und sieh, wie die kleinen Wasser dahinrieseln!“

„Hast Du damit aber nicht dem Aumüller den Bach, der seine Mühle treibt, beeinträchtigt?“ fragte der junge Mann.

„Was geht mich der Aumüller an,“ erwiederte der Alte mit scharfem und wie es schien gehässigem Tone. „Jeder ist sich selbst der Nächste. Allerdings hat die Anlage auch viel Geld gekostet. Aber ich habe die nutzlosen Liegenschaften auf den dreißigfachen Werth gebracht. Ueberdies bin ich in wenigen Jahren gedeckt. Das Steinthal hat an die hundert Morgen. Früher hätte mir Keiner zehn Thaler für den Morgen gegeben, jetzt lasse ich ihn nicht für dreihundert. Die Wiesen repräsentiren ein Capital von zwanzig- bis dreißigtausend Thalern. Was sagst Du nun, mein Junge? Nicht wahr, Dein Alter hat gut für seinen einzigen Sohn gesorgt?“

„Gewiß ist das Werk aller Ehren werth,“ antwortete der Sohn, „aber ich hoffe, daß nicht andere Leute dadurch beschädigt worden sind.“

Der Alte schien auf solche Bedenken nicht eingehen zu wollen. Er zeigte dem Sohne im Vorüberreiten noch die Vorrichtungen in ihren Einzelheiten, wobei sich herausstellte, daß er allerdings mit großer Ein- und Vorsicht verfahren war. So kamen sie der Steinthalmühle, die unmittelbar oberhalb der neuangelegten Wiesen lag, und an welcher die neue Straße vorüberführte, immer näher. Hohe wohlgehaltene Dächer sahen mit ihren Giebeln aus den umgebenden Obstbäumen. Schon von ferne tönte ihnen das Klappern der Mühlräder entgegen. Man hörte das Gebrüll der Kühe, hin und wieder schlug ein Hund an. Das Krähen der Hähne tönte herüber.

Endlich hielten sie im rothen Scheine des Abends vor dem Hofe, in den sie durch das Thor gelangten. Links und rechts lagen Scheune, Ställe und andere Wirthschaftsgebäude. In der Mitte dehnte sich die weite Düngerstätte, von welcher die Hühner und Tauben allmälig verschwanden, um sich zur Ruhe zu begeben. Rechts lag das Wohnhaus, an welches sich die Mühle schloß. Auf der Treppe stand die alte Gudula, welche dem Müller die Wirthschaft führte, und streckte mit einer Thräne der Rührung dem Sohne des Hauses die runzelige Hand entgegen. Heinrich sprang vom Pferde und rief ihr einen herzlichen Gruß, indem er die gebotene Rechte drückte.

Als der Knecht die Pferde in Empfang genommen, traten sie in's Haus. Die alte Gudula hatte in dem Wohnzimmer einen Imbiß bereitet, indeß Heinrich erklärte, daß er noch nicht essen könne und sich Haus und Hof anzusehen wünsche. Der Vater sagte, er wolle ihn begleiten. So gingen denn Beide auf's Neue hinaus und betrachteten sich die Scheune, besuchten die Ställe und durchmusterten die Mühle, wobei sich denn wiederum ergab, daß in der Abwesenheit des Sohnes viele wichtige und nützliche Neuerungen und Verbesserungen vorgenommen worden waren. Ueberall traf das Auge auf die Spuren eines tüchtigen und geregelten Anwesens. Man bemerkte, daß der Leiter der ganzen Wirthschaft scharf und streng zum Rechten sehe. Dieselbe Ueberzeugung gewann Heinrich, als er mit seinem Vater noch einen kurzen Gang in die das Thal aufwärts gelegenen Felder und das Wäldchen machte, das sich hinter den Wiesen das Thal hinab dehnte, denn auch diese Liegenschaften gehörten zu dem Gute, das in der That ein stattliches und großes Besitzthum war.

In der Dämmerung begaben sie sich wieder in das Haus und setzten sich an den Tisch, den die alte Gudula bediente. Heinrich verfiel auffallenderweise in immer tieferes Schweigen, während der Alte seiner Redseligkeit mehr und mehr den Zügel schießen ließ. Er wurde namentlich nicht müde, dem Sohne die von Jahr zu Jahr gedeihende Umgegend zu schildern, an deren Unternehmungen er sich selbst fast überall betheiligt hatte, und in welche er nun auch den Sohn einzuführen trachtete. Er sprach von Getreidespeculationen, Steinbrüchen, Eisenwerken und anderen Dingen, als wäre er ein gewiegter Industrieller. Auf die Verhältnisse der Nachbarn, welche Heinrich dann und wann berührte, schien er nicht eingehen zu wollen. Sein Haupt saß voller Pläne, sein Mund sprudelte davon über. Er unterhielt den Sohn selbst noch von diesen Dingen bis in das Schlafzimmer, das für Heinrich neben dem seinigen bereitet war.

Endlich sagten sie sich gute Nacht. Das Licht wurde ausgelöscht. Während der Vater sich ruhigen Schlafes erfreute, wachte der Sohn noch lange Stunden. Es gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Als er endlich eingeschlafen war, träumte er von Steinbrüchen und Hochöfen und von den Wiesen des Steinthals. Ueber die Wiesen brach aber plötzlich eine gewaltige Fluth, in der Häuser versanken und Menschen ertranken. Und er selbst schwamm einem wunderschönen Mädchen nach, das er plötzlich aus den gewaltigen Wellen an das Land zu retten suchte. Mitten in diesem Ringen, Arbeiten und Streben erwachte er schweißgebadet mit lautem Herzklopfen.

Zweites Capitel.

Der Steinthalmüller stand an dem Bette des Sohnes und rief: „Junge, Du schläfst ja bis in den hohen Tag. Und was für ängstliche Töne stößest Du aus. Auf Deinem Gesicht steht die Angst geschrieben und der heiße Schweiß ist Dir ausgebrochen. Es scheint, Du hast einen bösen Traum gehabt."

Heinrich sah ihn verwundert an, rieb sich

die Augen und erwiederte: „Ja, einen bösen Traum!“

„Und was sahst Du im Traume?“ fragte der Alte.

„Ich kämpfte gegen eine Wasserfluth, mit welcher der Hellbach das Steinthal überschwemmte,“ sprach der Sohn. „Das bedeutet nichts Gutes.“

„Dummes Zeug,“ rief der Alte. „Steh auf und wasche Dich gehörig mit kaltem Wasser, dann vergehen Dir die Flausen. Sieh, wie hell der Tag durch das Fenster lacht. Ich erwarte Dich zum Frühstück, das unten in der Stube zurecht steht. Deinen Koffer habe ich schon hier an Dein Bett stellen lassen. Zieh Deine besten Kleider an. Nach dem Kaffee gehen wir in die Kirche.“

Der Vater verließ ihn, der Sohn sprang aus dem Bette, riß das Fenster auf, durch welches der frische Hauch des schönsten Sommermorgens mit fernem Glockengeläute, das aus den Dörfern ertönte, erquicklich hereindrang. Er wusch sich, nahm seine besten Kleider aus der Kiste, stieg dann die Treppe hinunter und trat in die untere Stube, wo der Vater mit der alten Gudula bereits hinter der dampfenden Kanne und den Tellern voll lockern Brotes und frischer Butter Platz genommen hatte. Der Alte musterte den Sohn mit scharfen Augen und schien mit seinem Aeußern zufrieden. In der That machte Heinrich auch den allergünstigsten Eindruck in der knappen Kleidung, die sein freies offenes Wesen noch in erhöhtem Maße erscheinen ließ. Er nahm an der Seite des Vaters Platz und griff, seinen Traum vergessend, nach Speise und Trank.

„Wie freue ich mich,“ sprach er zu dem Vater gewandt, „wieder einmal in unsere alte Dorfkirche zu kommen. Ich bin dort getauft und habe dort die Christenlehrt bei dem alten Pfarrer besucht, der mich auch an den Tisch des Herrn treten ließ. Fast alle Sonntage ging ich hinab, so lange ich in der Heimath verweilte. Um mich saßen dann bei Messe und Predigt lauter bekannte und befreundete Gesichter. So werde ich denn dort meine Jugendgenossen wiedersehen. Das soll eine Lust werden, wenn ich ihnen nach dem Gottesdienste die Hand schüttle. Und wie mögen die Kinder aufgeschossen sein! Die meisten sind mir sicherlich aus den Augen gewachsen. Nicht wahr, wir nehmen doch heute den Weg am Hellbach oder durch den Busch an den Wiesen vorbei?“

„Nein, mein Junge,“ sprach der Alte, „heute geschieht weder das Eine noch das Andere. Wir steigen nicht in das Thal hinab, da ich Dich auf den Berg führen will. Als Du von uns schiedest, war die Klosterkirche des heiligen Aegidius schon im Bau begriffen. Jetzt ist sie nicht allein fertig, sondern auch herrlich ausgemalt. Die Fremden, die in die Gegend kommen, unterlassen es nicht, sich das schöne Werk anzusehen und die Aussicht, die sich über das ganze Thal erstreckt, zu bewundern. Ueberdies aber sind die Patres dort eingezogen. Das ist da oben ein ganz anderes Wesen, wie im Dorfe unten. Amt und Predigt haben einen ungleich bessern Schick. Seitdem sind die wohlstehenden Leute der Gegend übereingekommen, sich alle Sonntage dort oben einzufinden. Und das geschieht denn auch. Man ist auf diese Weise stets in guter Gesellschaft. Ich wollte Dir eigentlich eine Ueberraschung bereiten, indem ich Dich dahinführte. Da Du aber voreilige Erkundigungen eingezogen hast, so mußte ich Dich von unserer Fahrt unterrichten.“

Daß dem Sohne diese Aufklärung keine besondere Freude machte, konnte man auf seinen Zügen lesen. Nicht ohne eine Beimischung von Mißmuth äußerte er: „Ich hätte heute am liebsten die Orte besucht, an denen ich in meiner Kindheit so glücklich war.“

Aber der Vater erwiederte: „Du wirst mir doch kein Duckmäuser sein und kindischen Gelüsten nachhängen wollen. Die Zeit des Träumens ist vorbei. Ich meine Dir schon gesagt zu haben, daß sich die Verhältnisse des Landes bedeutend geändert haben. Wir leben mit den kleinen Bauern und Geschäftsleuten nicht mehr in der frühern Art und haben den Umgang mit ihnen fast ganz abgebrochen. Der echte Mann strebt immer höher hinaus. So sind denn auch hier im Lande die Einsichtigen, die zugleich die Wohlhabenden geworden, zusammengetreten und bilden eine Classe für sich. Du wirst oben in der Kirche verschiedene dieser Leute kennen lernen, die mir, als Du fortgingst, weit voraus waren, die ich aber jetzt eingeholt habe und mit denen ich auf dem besten Fuße stehe.“

Dem Sohne schienen diese Reden, die der Vater noch weiter führte, schlecht zu behagen. Er griff immer spärlicher nach dem Brot und dem Kaffee. Seine Augen stierten in die Luft, als suche er sich die Bilder vergangener Tage auf.

Da hielt vor dem Hause ein Wagen.

„Was ist das?" rief Heinrich und sprang an's Fenster.

„Es ist unser Gefährt," erwiederte der Alte schmunzelnd. „Ich habe es mir im vorigen Jahre angeschafft, da ich meine vielen Geschäfte nicht mehr zu Fuß abmachen kann. Zeit ist Geld, so heißt, wie ich höre, ein englisches Sprichwort."

Der Sohn sah in der That zu seiner Verwunderung vor der Thür einen hübschen Wagen, an den die Rappen gespannt waren, auf denen sie gestern den Ritt von dem Städtchen nach der Mühle gemacht hatten. „Wahrhaftig," rief er aus, „hier hat sich Alles verändert, daß ich die Heimath nicht wiederkenne."

Der Alte mahnte nun den Sohn einzusteigen; beide nahmen Platz auf den hintern Sitzen. Der Knecht trieb die Pferde an und sie fuhren nun die neue Straße hinauf, auf welcher sie gestern bis an das Gehöft gelangt waren. Der Weg, der vortrefflich angelegt erschien, zog sich in leisen Schwingungen immer höher in das Gebirge, indem er bald zwischen hohen Fruchtfeldern, bald an den Wiesen des Baches, der in der Rinne verborgen daherrieselte, bald durch kleine Wäldchen hinleitete. Nach einer guten halben Stunde erreichten sie den Bergrücken, der eine schöne gothische Kirche, welche die Spuren einer zweckmäßigen Restauration zeigte, und das daranliegende umfangreiche Klostergebäude trug. In dem Thurme ertönten die Glocken, deren Klänge weit in das Land schallten. Auf allen Wegen nahten Leute im Sonntagsstaat, die sich anmuthig zwischen den grünen Feldern ausnahmen. Hin und wieder wurden auch mit weißem Linnen bedeckte Karren und hier und dort sogar eine Kalesche sichtbar, die alle zur Höhe strebten. Heinrich mußte sich innerlich gestehen, daß sein Vater nicht unrecht gehabt hatte, das Kloster zu loben und ihn dahin zu führen. Auch hier war wieder etwas für ihn ganz Neues entstanden. Ueberdies aber erfreute sich sein Herz der gedehnten, ihm freilich aus früherer Zeit bekannten Aussicht, welche die Herrlichkeit seiner Heimath recht lebendig überblicken ließ, denn man sah hier weit über das große Stromthal, in verschiedene Gründe, die ihre Wasser hinabsandten, und über Felder und waldreiche Höhen, die wie ein herrlicher Teppich ringsum gebreitet waren.

Der Knecht hielt mit dem Wagen vor einem neuerrichteten stattlichen Wirthshause, das seitwärts vom Kloster lag und vor dem eine beträchtliche Anzahl von allerlei ländlichen Fuhrwerken hielt. Vater und Sohn stiegen aus und begaben sich nach der Kirche. Die Glocken hatten bereits eine Weile geschwiegen. In der Kirche erklangen die Töne der Orgel und der Gesang der Gemeinde. Als sie durch die Thür traten, hatte die Messe bereits begonnen, das Gebäude war voller Menschen. Der Steinthalmüller führte den Sohn durch die Menge nach dem Chor und öffnete dort mit einem Schlüssel den von ihm gemietheten Kirchenstuhl, wo Beide Platz nahmen. Als Heinrich den Blick in die Runde gehen ließ, bemerkte er in der Nähe eine ähnliche Reihe von Sitzen, welche gleichfalls von wohlhabenden Landleuten eingenommen waren, die sich mit ihren Töchtern und Söhnen zum Gottesdienst eingefunden hatten und denen sein Vater vertrauliche Grüße zunickte. Einige derselben waren ihm aus früherer Zeit bekannt, andere erinnerte er sich nicht, jemals gesehen zu haben. Da ihn keine Erscheinung besonders interessirte, so versank er bald in tiefe und weite Gedanken.

Diese Gedanken bezogen sich aber keineswegs auf den Gottesdienst. So stattlich auch die Hochmesse celebrirt wurde, so fühlte er seine Seele doch nicht zur Andacht gestimmt. Eben so wenig fesselte die herrlich mit Bildern und bunten Verzierungen geschmückte Kirche, durch deren gemalte Fenster ein magisches Licht fiel, seine Aufmerksamkeit. Ganz und gar von der Gegenwart abgezogen, durchwanderte er die Vergangenheit und erging sich in süßen Erinnerungen. Aus diesem herrlichen Gotteshause flog sein Geist in die alte Dorfkirche, an deren Besuch er schon am frühen Morgen gedacht hatte. Er sah sich wieder als Knabe und Jüngling, das schwarze Gebetbuch in der Hand, dem Dorfe zuwandern, sei es nun, daß er den Weg längs dem Hellbache oder auch durch den Wald

nahm, er ging an der Aumühle vorbei, die unterhalb des Besitzthums seines Vaters am Ausflusse des Baches in die Ebene lag und sich zwischen Apfel-, Birn- und Nußbäumen in einem eigenthümlich geschlossenen Kessel befand, dann lenkte er rechts und war auf dem Wege zum nahen Dorfe; dort schritt er durch die bescheidenen Häuser hin, wo sich seine Spielkameraden zu ihm gesellten; mit ihnen betrat er den Kirchhof, wo die hohen schattigen Linden standen und wo bis zum Beginne des Gottesdienstes geplaudert wurde. Darauf zog Alles in die Kirche. Und wie traulich war es in diesen alten Hallen mit den blumengeschmückten Altären! Freilich hatten die Wände nur eine einfache weiße Tünche aufzuweisen, aber die Sonne schien gar so freundlich durch die verstaubten Fenster in den Raum, wo ihm lauter befreundete Gesichter entgegensahen. Selbst die Stimmen, die sich im gemeinsamen Gesang erhoben, waren ihm bekannt. Und wie hell und licht klang ihm eine hohe frische Mädchenstimme in das Ohr! Halleluja! Er sah sich auf's Neue in der Klosterkirche um, die Gestalt zu erspähen, welcher solche Töne eigen waren. Umsonst blieb all sein Forschen durch die Menge. Er konnte ihn nicht finden, den schönen blonden Kopf mit den weichen süßen Zügen! Und er dachte wieder an seinen nächtlichen Traum, denn das Antlitz, nach dem er suchte, gehörte dem Mädchen, dem er in der gewaltigen Fluth nachgeschwommen war.

Aus solchen hin- und herwogenden Vorstellungen erweckte ihn das Ende der Messe. Der Segen war gesprochen, die Menge ging auseinander, die Kirche entleerte sich. Der Steinthalmüller flüsterte dem Sohne zu, daß er ihm folgen möchte. Vor der Thür wurde die eine oder die andere Familie begrüßt, welchen der Vater den heimgekehrten Heinrich vorstellte. Man sah den Alten und Jungen an, daß sie den Ankömmling mit neugierigen Augen betrachteten und ihn mit Wohlgefallen prüften. Mancher Vater und manche Mutter mochte sich bei seinem Anblick schon ihre stillen Pläne ausdenken. Vielleicht stach er auch der einen oder andern ländlichen Schönheit in die Augen. Der Müller entzog seinen Sohn aber bald den Gesprächen, die sich anknüpften, und führte ihn dem Wirthshause zu.

„Ich werde Dich jetzt," sprach er, „mit dem bedeutendsten Manne der Gegend bekannt machen. Er heißt Herr Wambach und ist aus dem Niederlande hierhergezogen. Vor einem Jahre hat er die Burg Schleißberg an der Höhe gekauft. Du wirst in ihm einen klugen Geschäftsmann finden. Wir haben ihn auch zum Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins gemacht. Sei nur recht freundlich mit ihm, ich habe meine Gründe."

Unter diesen Worten waren sie in die Nähe des Gasthofes gekommen, wo der Müller einem dicken runden Herrn von halb städtischem, halb ländlichem Aussehen, der mit zwei Damen an einem Wagen stand, von Weitem zurief: „Guten Morgen, Herr Wambach!"

„Schön, daß Sie kommen," erwiederte dieser, „wir haben Sie schon erwartet."

„Ich bringe Ihnen hier meinen Sohn Heinrich," sprach der Alte.

„Also Sie haben ihn zurück, nun das ist gut," erwiederte der dicke Herr.

„Die Töchter des Herrn Wambach," nahm der Müller nun wieder, seinen Sohn vorschiebend, das Wort: „Fräulein Bertha und Fräulein Emma."

Die Mädchen, die freilich nicht in ihrem Wesen, aber wohl in ihren Kleidern an die städtischen Damen erinnerten, verneigten sich.

„Haben Sie noch Geschäfte mit Andern?" fragte Herr Wambach.

„Heute nicht," antwortete der Müller, „ich habe mich so eingerichtet, daß ich heute Ihnen allein gehöre."

„Dann können wir gleich aufbrechen!" rief der Andere und sich zu den Mädchen wendend, fügte er hinzu: „Steigt ein, der junge Mann setzt sich zu Euch, ich aber fahre mit meinem Freunde, den ich über allerlei sprechen muß."

Und so geschah es auch. Die Damen nahmen Platz im Wagen. Heinrich setzte sich auf eine nochmalige Ermahnung des Vaters zu ihnen. Die beiden Alten stiegen in das Gefährt des Müllers; dann schlugen die Knechte auf die Pferde und fuhren durch die heimkehrenden Landleute und an verschiedenen andern Fuhrwerken vorbei den Berg entlang und der Straße nach, die sich weiter in das Land zog.

Es paßte keineswegs in die Stimmung des jungen Mannes, sich mit einem Male in weiblicher Gesellschaft zu befinden, in welcher er sich überdies noch besonderer

Artigkeiten befleißigen mußte, denn er saß bei ihnen und nicht sie bei ihm im Wagen. Nicht minder war es ihm hinderlich, daß er von der Vergangenheit seiner Gefährtinnen so gut wie gar nichts wußte. Endlich aber verlockten ihn die körperlichen Vorzüge der Damen auch nicht zu besonderer Bewunderung. Sowohl Bertha wie Emma erschienen als ziemlich unbedeutende untersetzte Gestalten mit eben so wenig hervorstechenden Gesichtszügen. Gleichwohl löste Heinrich die Aufgabe der Unterhaltung, zu der er sich verpflichtet hielt, in nicht übler Weise. Er erzählte bescheiden und flüssig von seinen Reisen und Fahrten und von der Heimath, in die er zurückgekehrt war. Ein Wort gab das andere. Und so erfuhr er denn aus dem Munde der Mädchen, die sich gleichfalls alle mögliche Mühe gaben, allerlei von ihrem frühern und jetzigen Leben.

Nach einer kurzen Fahrt hielten die Wagen an der Burg Schleißberg. Heinrich hatte das Gebäude auf früheren Ausflügen in einem andern Zustande gekannt und erinnerte sich, daß es damals einen eigenen alterthümlichen Eindruck auf ihn machte. Freilich erfreute es sich in jener Zeit keines stattlichen Ansehens. Die Thürme mit ihren hohen Dächern waren baufällig, nur der Mittelbau schien einigermaßen bewohnbar, aber es fehlte auch hier nicht an gebrochenen Fensterscheiben und an Laden, die nur in einer Angel hingen. Zudem zeigte sich in alten Mauerlöchern Stroh und Heu, welche den Beweis lieferten, daß die Wände von den Spatzen zum Bau ihrer leichtsinnigen Nester benutzt würden. Dabei befanden sich die Scheune und Ställe, die sich an die Burg anschlossen, in einem mangelhaften Zustande. Dennoch übte das ganze Burgwesen eine malerische Wirkung zwischen den hohen Bäumen, welche in der Runde aufgewachsen waren, und spiegelte sich mit seinem altersgrauen Kleide seltsam in dem umgebenden schwarzen Weiher, der sein Wasser aus einem kleinen Bergwasser erhielt. Dieses Aeußere hatte sich nun mächtig verändert. Der Maurer, Zimmermann und Schreiner waren vor Kurzem in die Burg gezogen, um alle alten Schäden auszubessern. Die Mauern wurden erneut und mit Kalk und Tünche überzogen, in den Fenstern saßen neue Rahmen, das Dach erschien mit frischen Schiefern belegt und Scheune und Ställe waren in solider Weise hergestellt. Dennoch merkte man, daß bei diesem Werke nur das Princip der Nützlichkeit geherrscht hatte. Die Restauration ermangelte durchaus des künstlerischen Sinnes. Alles trug den Schein nüchterner Zweckmäßigkeit. Die alte Burg konnte sich nicht einmal mehr in dem dunkeln Gewässer bespiegeln, denn auch die Gräben waren mit Erde gefüllt worden.

Wie im Aeußern, so gewahrte man auch im Innern, daß sich hier ein Emporkömmling angesiedelt hatte. Allerdings erschienen Flur, Treppen, Stuben und Küche sauber und blank, aber die Geräthschaften bekundeten den nur auf die Nützlichkeit gerichteten Sinn des Besitzers. Namentlich war dies der Fall in den Zimmern mit ihren schreienden Tapeten, mit ihren unschön gewählten Möbeln, mit ihrem Mangel an jedem bildnerischen Schmuck. Kein alter Schrank, kein alter Tisch, kein alter Sessel deutete auf feste Eingesessenheit. Hier wohnten ganz neue Leute.

Heinrich war mit den Töchtern des Hauses bereits eingetreten, als die beiden Väter anlangten. Es wurde ein reichliches Frühstück aufgetragen, bei dem Herr Wambach den jungen Mann musterte und ihm allerlei Fragen stellte. Der Steinthalmüller sah sehr vergnügt aus, zumal er bemerkte, daß die Mädchen seinen Sohn mit wohlwollenden Augen zu betrachten schienen und ihm mit offenbarer Freundlichkeit Speise und Trank boten. Bald darauf aber entfernten sich die Alten auf's Neue, die schon nach kurzen Pausen wieder in geschäftliche Gespräche über allerlei neue Unternehmungen gerathen waren. Wie sie sagten, hatten sie noch einige Punkte unter vier Augen zu berathen. Der Müller aber rief beim Weggehen dem Sohne zu, er möge die Damen gut unterhalten und seinen Vortheil wahrnehmen. Der Hausherr setzte hinzu: „Nun, auf Wiedersehen beim Mittagsessen."

Der junge Mann hatte nicht anders gedacht, als daß es sich um einen vorübergehenden Besuch handle. Jetzt sah er ein, daß der ganze Tag der Gastfreundschaft gewidmet sein werde, was ihm keineswegs angenehm schien. Aber es hieß, gute Miene zum bösen Spiel machen. Und in der That gaben sich auch die jungen Mädchen alle Mühe, ihren Gast, der ihnen mit seiner frischen jugendlichen Gestalt und mit seinem offenen freundlichen Gesichte einen gu-

ten Eindruck zu machen schien, auf das Beste zu unterhalten. Bertha zeigte sich bald noch lebendiger wie Emma und Emma suchte Bertha zu überbieten. Es wurde ein Spaziergang in den Garten vorgeschlagen, der nichts weiter war, wie eine gesunde Pflanzstätte für Küchenkräuter und Gemüse. Man schritt eine Strecke in das Feld, man suchte Kühlung in dem nahen Wäldchen, da aber wieder eine drückende Sommerschwüle eintrat, so hielt man es doch schließlich für das Beste, die kühlern Räume des Hauses aufzusuchen.

Indeß war mit diesen Unterhaltungen die Zeit bis zum Mittagessen noch nicht ausgefüllt. Was sollte man nun noch vornehmen? Die Gespräche fingen an, sich zu erschöpfen. So mußte denn die Musik aushelfen. Die beiden Schwestern waren in der Pension gewesen und hatten dort auch die Anfangsgründe des Claviers erlernt. Das Instrument, welches nicht zu den besten gehörte, stand in der Ecke. Emma machte den Vorschlag, Bertha solle etwas spielen, Bertha wehrte sich und meinte, Emma würde besser thun, etwas zu singen. So war denn das Eis gebrochen, denn Heinrich konnte doch nicht anders, als jede Einzelne zu bitten, eine Probe ihrer Kunst zu geben. Und so geschah es auch. Bertha spielte einen Walzer, Emma einen Galopp, in denen man den Tact nicht fühlen konnte und die Melodie mühsam heraussuchen mußte. Dann sang die Erste: „Mich fliehen alle Freuden!“ und die Andere: „Guter Mond, Du gehst so stille.“ Schließlich vereinigten sich Beide zu dem Duett: „In Deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit.“

Darüber kamen endlich die beiden Alten aus der Geschäftsstube des Herrn Wambach. „Bravo, bravo!“ rief der alte Müller, als er die Thür öffnete und mahnte seinen Sohn, in das gespendete Lob einzustimmen, was er auch, um den Wünschen des Vaters zu genügen, willfährig that. Der Hausherr schien das Lob, das seine Töchter betraf, nicht gleichgiltig aufzunehmen. Niemand aber war vergnügter wie die Damen, die in der That einen Triumph gefeiert zu haben glaubten. Und als nun das reinliche Dienstmädchen verkündete, daß die Suppe aufgetragen sei, begaben sich die Anwesenden, mit Ausnahme von Heinrich, der sich in dieses Wesen nicht zu finden wußte, mit offenbar innerer Befriedigung in das Seitengemach, wo die Suppe bereits aufgetragen war.

Man kann sich denken, wie der Tag verging. Heinrich saß zwischen den Damen, die immer gesprächiger wurden. Die Väter sahen zwischen ihren Gesprächen über Steinbrüche, Wiesenbau und Getreidespeculationen, die sie auch jetzt wieder wichtig fortführten, zuweilen nach den Kindern herüber. Der Müller ließ es sogar dann und wann an einem derben anzüglichen Spaß nicht fehlen, der Heinrich erröthen machte, den Mädchen aber gar nicht unangenehm zu sein schien. In seiner behaglichen Laune schonte er auch des Weines nicht, mit dem er das wirklich treffliche Essen befeuchtete und der ihn von Moment zu Moment in eine behaglichere Stimmung brachte und seine Zunge mehr und mehr löste. Uebrigens hielt Herr Wambach ihm in vergnüglicher Weise die Stange. So zog sich denn die Sitzung bis in die späten Nachmittagsstunden hinein.

Und jetzt wurde noch eine Partie nach dem alten Städtchen am Strome beschlossen, wo am gestrigen Tage Heinrich von seinem Vater in Empfang genommen worden war, denn so wollte es die Sitte dieser Landbewohner, daß sie sich die Sonntagnachmittage der warmen Jahreszeit noch in einer besonderen Weise vertrieben. Die Knechte mußten die Wagen anspannen. Man stieg wieder in derselben Weise ein, wie am Morgen. Heinrich saß bei den Damen, die er wollend oder nicht wollend unterhalten mußte. Die Alten fuhren gleichfalls auf's Neue hinterdrein, aber sie machten es sich bequem, der Eine legte sich in die eine und der Andere in die andere Ecke. Dann schnarchten sie Beide ein Duett, aber nicht nach der Melodie: „In Deinem Arm zu weilen, Freund, welche Seligkeit!“ So ging es denn hinaus, zuerst an dem Kloster Aegidienberg vorbei, dann in den Hellbachgrund längs der Steinthalmühle durch das benachbarte Dorf und durch die Stromebene, bis sie endlich an dem Ort ihrer Bestimmung anlangten und vor dem Gasthofe hielten, wo die Dampfschiffe zu landen pflegten.

Eine Orchestermusik drang ihnen schon von fern aus dem Garten entgegen. Als die Wagen hielten, wachten die Alten auf und fühlten sich durch ihr Schläfchen mäch-

tig erquickt. Alle stiegen aus und begaben sich in den Kreis der versammelten Sonntagsgäste. Ueberall wurden sie begrüßt. Es waren hier manche Leute, die sich Morgens schon in der Kirche gesehen hatten. Noch andere kamen hinzu. Man braute Bowlen. Die Alten setzten sich zu den Alten, die Jungen zu den Jungen.

Schließlich wurde in dem großen Saale ein kleiner ländlicher Ball arrangirt. Die jungen Paare wirbelten in lustigen Reigen dahin. Heinrich konnte sich dem allgemeinen Vergnügen nicht entziehen. Er tanzte mit Bertha und Emma, die sich des gelenken und geschickten Tänzers erfreuten und ihn mit immer leuchtenderen Blicken verfolgten.

Der Aufbruch erfolgte erst am späten Abend. Als man die harrenden Wagen bestieg, setzte Herr Wambach sich zu seinen Töchtern, Heinrich fuhr mit dem Vater der Heimath zu. Der alte Müller hatte auch jetzt nicht den Wein geschont und befand sich in einer sehr redseligen Stimmung. „Nicht wahr, mein Junge," so lallte er, das war ein capitaler Tag. „So viel Freude habe ich lange nicht gehabt. Ein charmanter Mann, der Herr Wambach. Und wie versteht er sich auf die Geschäfte! Der hat Späne im Sack. Und seine Töchter sind die besten Partien im ganzen Lande! Heinrich, thue die Augen auf. Ich sage Dir, wenn Du da nicht den Vogel abschießest, bist Du nicht der echte Sohn Deines Vaters. Die Bertha oder die Emma. Die Emma oder die Bertha!"

Der Sohn brauchte nicht zu reden, der Vater that es für ihn. Endlich hielten sie an der Mühle und stiegen aus. Der Alte legte sich sofort zu Bett. Auch Heinrich ging in sein Schlafzimmer. Er hatte einen recht öden Tag gehabt.

Drittes Capitel.

Wenn Heinrich bis hoch in den Sonntag geschlafen hatte, so schlief der Steinthalmüller bis hoch in den Montag hinein. War gestern der Vater zuerst aufgestanden, so kam heute die Reihe an den Sohn. Der junge Mann erwachte, als eben die Sonne emporstieg und ihre gewaltigen Strahlen zertheilend in den leisen duftigen Nebel senkte, mit welchem die Nacht die Erde umgeben hatte. Er sprang aus dem Bette, warf sich rasch in die Kleider und eilte, ohne das geringste Geräusch zu machen, um den Alten nicht zu wecken, die Treppe hinunter. Die alte Gudula, welche eben erst aufgestanden war, und die er herzlich begrüßte, mußte ihm die Thür öffnen. Er trat in den Hof, wo die Hühner und Enten eben ihrem Ställchen und die Tauben ihrem Schlage enttrippelten. Der Pferdeknecht und die Viehmagd gingen mit noch halbverschlafenen Gesichtern an ihr Geschäft. So sah er überall die Spuren der Thätigkeit, mit denen der Tag in dem Gehöfte seinen Anfang machte.

Er rannte fast wie ein Flüchtling, der sich fürchtet, angerufen und eingeholt zu werden, in den Garten, eilte zwischen den Beeten und Bäumen dahin nach dem hintern Ausgang und nahm den Fußpfad, der zwischen den Feldern und den neuangelegten Wiesen nach dem Gehölz führte, welches die Seite des leisansteigenden Hügels links vom Hellbach bedeckte. Am Rande des Wäldchens erst blieb er stehen und sah sich um. Das ganze Land lag noch in duftiger Morgenfrühe. Nirgends war ein Mensch zu sehen, der bereits sein Tagewerk begonnen hatte. Nur hier und da flog ein Vogel still und einsam durch die ruhige Luft. Heinrich rief aus: „Endlich einmal allein und mit mir selber."

Und dann lehnte er sich an eine junge Eiche, die am Wege stand, und schaute lang zurück auf den Weg, den er eben durchmessen hatte, auf die Mühle und auf das ganze Gebiet, welches ihre Umgebungen bildete. Es war ihm jetzt zum ersten Male, als sei er in die Heimath zurückgekehrt. Hundert alte Erinnerungen, an denen er sich in der Fremde wie an fernen Schatten erfreute, tauchten ihm jetzt in unmittelbarer Lebendigkeit auf. Bis jetzt hatte er noch keine recht ruhige Stunde in dem elterlichen Hause gehabt. Das hastige Wesen seines Vaters, dessen Kopf mit den verschiedensten Plänen gefüllt war, ließ ihn zu keiner gesammelten Betrachtung kommen. Nun aber lag das heimische Gebiet in stiller Beschaulichkeit vor seinen Augen. Dort in den Feldern und Wiesen und im Garten trieb er vor Zeiten seine Spiele. Im Hofe hatte er die Hühner und Tauben gejagt. Er war in der Scheune umhergekrochen und hatte sich zwischen dem Vieh und den Pferden hin- und her-

getrieben. Oberhalb des Hauses lag auch der Mühlteich, in dessen Spiegel er den seltsamen Gestaltungen der Wolken oft stundenlang zuschaute und das eigenthümliche innere Leben des nassen Elements betrachtete. Und nun klapperte auch wieder die Mühle, vor deren Räderwerken, die sich so gespenstisch, wie von unsichtbaren Mächten getrieben, drehten, er oft den kleinen Kopf zerbrach, um sich diese Vorgänge zu erklären.

Und wie sollte er hier nicht seiner Mutter gedenken, welche mit ihrem stillen, sanften, duldsamen Wesen der gute Geist des Hauses gewesen war. Sie stand ihm mit einem Mal plötzlich vor dem Geiste, die große, schlanke, blonde Frau mit den sanften Zügen und den blauen frommen Augen. Es war ihm, als säße er wieder mit ihr in der Wohnstube und sie erzählte Märchen, reiche ihm Milch und Brot und führe ihn mit sich durch die Wirthschaftsgebäude und in die Vorrathskammer, wo sie immer einen guten Bissen für ihn bereit hatte. Und sie nahm ihn auch mit sich in den Garten und in das Feld, und als er größer wurde, ging er an ihrer Hand des Sonntags zur Kirche. All die freundlichen Worte, die sie zu ihm geredet, tönten wie ein fernes Geläute in sein Ohr. Ja, sie war unendlich gut und versöhnlich gewesen. Wenn der Vater aufbrauste, blieb sie still und ergeben. Sie legte die Streitigkeiten des Gesindes bei. Sie hatte die ganze schöne Zeit seiner Jugend geschaffen. Da wurde sie eines Tages heftig krank. Ihr Kopf glühte, ihre Augen glänzten, sie sprach wirre Worte. Ein hitziges Fieber war über sie gekommen. Als der Knabe an einem Morgen erwachte, hörte er die Mägde weinen. Der Vater drückte ihn stumm an sich. Die gute Frau war gestorben. Nach drei Tagen wurde sie auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben. Eine helle Thräne glänzte in dem Auge des Jünglings, von dem die Leute sagten, es sei das Auge seiner Mutter. Es war eine schmerzliche und doch schöne Erinnerung, denn sie war rein und hell wie dieser Sommermorgen.

Heinrich verließ langsam seinen Platz und schritt tiefer und tiefer in das Gebüsch, indem er einem Fußpfade folgte, der sich leis die Anhöhe hinaufschlängelnd zu einem freien Platze führte. Je näher er demselben kam, desto mehr beschleunigte er die Schritte. Dort stand eine Bank, hinter derselben erhob sich eine Buche mit schlankem Stamme. Man sah, daß sein Auge schon von fern an dem Baume haftete, auf den er nun grades Weges hinschritt. Sein Blick schien plötzlich aufzuleuchten. Ja, er fand, was er gesucht hatte. In der Rinde waren zwei Namen eingeschnitten. Der obere hieß Heinrich, der untere Regine. Um beide schlang sich ein Herz, aus dem oben eine Flamme schlug. Alle Züge des schneidigen Messers waren noch in voller Schärfe vorhanden. Der Baum hatte in seinem jungen frischen Wachsthume die Namen nicht ausgelöscht, sondern treu bewahrt. Der junge Mann trat hinan und prüfte die Schrift mit dem Finger. Ein Lächeln ging über sein Antlitz. Er fand hier ein Zeichen guter Vorbedeutung.

Und dann setzte er sich auf die Bank und stützte das Haupt in die Hand. Neue Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf. Wie sollten sie auch nicht, denn an dieser Stelle war er das letzte Mal in seinem Leben so recht von Herzen glücklich gewesen. Damals leuchtete auch ein heller früher Morgen über der Erde. Es war an jenem Tage, wo er die Heimath verließ und in die Fremde zog, die er drei Jahre lang durchwanderte. Er hatte sich auch damals mit der aufgehenden Sonne vom Hause entfernt und in den Wald geschlichen, ohne daß sein Vater und irgend Jemand in der Mühle es ahnte. Als er aber mit klopfendem Herzen zur Stelle war, da kam von der entgegengesetzten Seite ein junges Mädchen durch den Wald geschritten, das hatte rothverweinte Augen und seine Hand zitterte, als er ihm die seinige reichte. Sie setzten sich miteinander auf die Bank und es war ihm auch so weich und trübe zu Sinne, daß er lange kein Wort finden konnte. Als sich nun endlich dennoch einige zerrissene Reden einstellten, da waren es lauter süße Liebesnamen. Die beiden Kinder gaben sich das Versprechen, daß sie einander treu bleiben wollten bis in den Tod. Damals hatte Heinrich sein Messer aus der Tasche gezogen und ihre vereinigten Namen von einem Herzen umschlungen in den Baum geschnitten. Dann saßen sie wieder eine Weile nebeneinander, bis die Morgenglocke vom Dorfe sie zum Aufbruch rief, denn er sollte um diese Stunde mit seinem Vater nach dem Städt-

chen im Thale gehen, um das Dampfschiff zu besteigen. Sie gaben sich den ersten Kuß. Die Thränen flossen beiderseitig. So schieden sie für drei Jahre.

Und nun war er schon den dritten Tag daheim und hatte noch kein Wort von Regine vernommen, von der er doch wahrlich lieber gehört hätte, als von den neuen Wiesenanlagen im Steinthal und den andern großen Plänen seines Vaters. Um die leichte geliebte Gestalt des unvergessenen Mädchens zu erblicken, hätte er auf dem Ritt von dem Städtchen nach Hause gern von dem Dorfe den Weg durch das Steinthal eingeschlagen, statt über die Höhe zu reiten, und am Sonntag Morgen die Kirche im Dorfe besucht, wo er sie zu sehen hoffen durfte! Was kümmerte ihn die Kirche von Aegidienberg? Was sollten ihm die Töchter des reichen Herrn Wambach? Er war in Gedanken stets bei der Freundin seiner Jugend. Diese Freundin war aber Niemand anders als die Tochter des Aumüllers, dessen Haus unterhalb der Steinthalwiese in der Schlucht des Hellbachs lag, wo dieser sich in der Nähe des Dorfes in die Ebene verlor. Was mag sie von mir denken, murmelte er vor sich hin, das gute Herz, da ich heimgekehrt bin und sie noch nicht aufgesucht habe, denn sicherlich hat sie gehört, daß mein Vater mich geholt hat. Wird sie es noch glauben, daß ich treu bleiben will bis in den Tod? Doch es muß sich ja Alles zur gehörigen Zeit aufklären.

Darauf gedachte er der schönen Zeiten, die er mit dem lieben Kinde verlebt hatte. Ihre Väter, der Steinthal- und der Aumüller, waren nie besondere Freunde gewesen. Ja, mitunter herrschten offenkundige Zwistigkeiten zwischen ihnen, bald wegen des Wassers, das ihre Mühlen trieb, bald wegen anderer streitigen Punkte über die Grenzen ihrer Besitzungen. Aber diese mißlichen Verhältnisse der Eltern hatten keinen Einfluß auf die Kinder geübt. Man war auch nie so weit gegangen, den Kindern den Umgang zu verbieten, die hier in der ländlichen Einsamkeit entfernt von dem Dorfe willkommene Spielkameraden geworden waren. Heinrich ging als Knabe in die Aumühle und Regine kam in die Steinthalmühle, und während die Väter oft mit verhaltenem Trotz, ohne sich einen Gruß zu bieten, dicht aneinander vorübergingen, saßen ihre Kinder, harmlos spielend und der goldenen Jugendzeit genießend, friedlich zusammen an dem Tische des Einen oder Andern und aßen das Brot, das sich die Eltern nicht zu gönnen schienen.

So war es in ganz frühen Tagen aufdämmernder Kindheit. Da kam die Zeit, wo Heinrich in die Schule ging. Er war drei Jahre älter als das Mädchen, das die Eltern noch zu Hause hielten. Aber er nahm doch alle Tage den Weg an der Aumühle vorüber, an dessen Thor Regine ihn beim Schulgang, mochte er ihn mit zum oder aus dem Dorfe führen, erwartete und ihm Brot und Obst, und was sie sonst hatte, mit auf den Weg gab. Als das Mädchen aber später auch mit Buch und Schiefertafel in das Dorf zog, da holte er sie regelmäßig ab und brachte sie auch wieder heim. Die Kinder pflegten alsdann Hand in Hand zu wandern. Sie wurden oft darüber geneckt, aber das hinderte nicht das alte Einverständniß. Keiner ließ vom Andern. Trieben es die spottenden Buben zu toll, so wurde Heinrich der Ritter seiner Gespielin und wehrte sich für Beide mit derben und wohlgezielten Faustschlägen.

So harmlos konnten die Tage aber nicht immer dahingleiten. Sie hatten endlich die Schule hinter sich. Der Knabe wurde ein Jüngling, das Mädchen eine Jungfrau. Es kam eine Zeit, wo sie es gleichsam unbewußt fühlten, daß sie nicht mehr auf dem kindlichen Fuße miteinander verkehren dürften. Dazu gesellten sich die immer größeren Spaltungen der beiden Väter, die in der ganzen Gegend als offene Feinde bekannt waren und kein Hehl daraus machten, daß sie sich Haß und Feindschaft trugen. Der Aumüller hatte zwar den Sohn seines Gegners nie dieses unselige Verhältniß entgelten lassen. Dagegen nahm Heinrich's Vater jede Gelegenheit wahr, um den Nachbar in den Augen seines Sohnes herunterzusetzen, was diesem immer einen Stich in's Herz gab. Aber dieses Zerwürfniß wirkte doch beschämend und verschüchternd auf die Kinder, die sich unter andern Leuten kaum anzusehen wagten, obgleich jedes in seinem Herzen empfand, daß es dem Andern über alle Maßen wohlwollte.

Und dieses Wohlwollen sprach sich auch jedesmal aus, wenn Heinrich und Regine sich zufällig einmal in einsamem Felde oder im Walde begegneten. Sie blieben dann beieinander stehen, sie gaben sich die Hand,

sie wechselten gute Worte und liebevolle Blicke. Sie waren dann wieder die freundlichen fröhlichen Kinder aus der vergangenen Zeit. Und damals begann sich auch noch etwas Anderes in ihrem Herzen zu regen als die Freundschaft. Heinrich dünkte das Mädchen überaus schön und anmuthig, Regine war es, als hätte sie nie einen prächtigern Burschen gesehen. Wo sie sich fanden, da glänzten ihnen die Augen, da lachten ihre Züge, da klopften ihre Herzen. Da war es denn kein Wunder, daß sie sich auch bald mächtig anzogen und nicht mehr den Zufall abwarteten, sondern die Gelegenheit suchten, einander zu begegnen.

Wer sucht, der findet. Sie suchten und fanden sich bald. Aber es geschah nicht, wie es sonst ländliche Sitte ist, auf dem Kirchweg oder beim Tanze. Dort wechselten sie, umgeben von den lauernden Augen der Neugierigen, die sich gern über die Streitigkeiten der beiden Müller unterhielten und sie in die Gegend trugen, nur flüchtige Blicke. Wohl aber trafen sie sich oft Morgens in aller Gottesfrühe oder Abends spät, wenn die Sonne untergegangen war, in dem Busche, der sich seitwärts der Wohnungen ihrer Eltern am Hügel hinzog, und wandelten dann Stunden lang verborgen vor den Menschen, indem sie sich erzählten, was sie den Tag über gethan und wann sie aneinander gedacht hätten, und überlegten, wie sie die entzweiten Väter zu jener Freundschaft zurückführen könnten, deren Fülle in ihren eigenen Gemüthern wohnte.

Wer schildert all die schönen lichten Augenblicke zweier guten hellen Seelen, wie sie hier miteinander verkehrten? Dem jungen Manne wurde bei den erneuten Erinnerungen heiß und kalt. Er sprang plötzlich auf, küßte den Namen Reginens an dem glatten Baum und schritt dann weiter auf dem Pfade, der wieder abwärts führte. Nach einer Weile verließ er den Weg und schlug sich in das Gebüsch, dessen dichtverschlungene Zweige ihm nicht selten hindernd entgegentraten. Endlich wurde der Wald licht. Noch einige Schritte und er stand an einem Abhange, hinter dessen Sträuchern er in die Felder sehen konnte. Es war die Stelle, wo der Hellbach aus dem Steinthal in die Ebene fiel.

Sein Herz klopfte mächtig. Unten in der Schlucht lag die Aumühle. In der Aumühle wohnte Regine. Allerdings war es noch zu früh am Tage, um einen Besuch bei den Nachbarn zu machen. Auch hätte er es nicht gern gethan, bevor er wußte, wie sein Vater in diesem Augenblicke zu dem alten Gegner stehe. Aber vielleicht gelang es ihm doch, das Mädchen heimlich zu erspähen. Alsdann wollte er auf jede Bewegung achten, um ihr nachher sagen zu können, daß er sie erblickt hätte, ohne daß ihr eine Ahnung gekommen wäre. Er gedachte ihr zu erzählen, wie sie mit dem Hunde an der Thür geredet, wie sie die Hühner gefüttert, wie sie die Tauben gelockt, was, wie er wußte, ja jeden Morgen ihre Beschäftigung war. Dann sollte sie einsehen, daß er ihr, wenn er sich auch den Sonntag, durch allerlei Verhältnisse gehemmt, nicht habe blicken lassen, doch treu sei bis in den Tod.

Mit solchen Gedanken war er hinter einen dicken Strauch an den Abhang getreten. Aber welch' ein plötzlicher Schrecken befiel ihn? Wie öde und verlassen lag das Gehöft vor seinen Augen! In dem Teiche, welcher die Mühle speiste, fehlte das Wasser, er hatte sich zu einem schilfigen Sumpfe gewandelt. Die Räder, die sich sonst so lustig drehten und Diamante sprühten, standen nicht allein still, sie waren auch trocken. Und wie verfallen sah das Haus aus! Hin und wieder fehlten die Scheiben, das Dach zeigte allerlei Schäden. Und dabei lag der Hof so still und traurig. Wo waren die Hühner und Enten geblieben, die ihn sonst belebten? Wo die Tauben, die einst auf dem Dache girrten? Aus dem verschlossenen Stalle brüllte kein Rind und wieherte kein Pferd. Zwischen den Steinen sproß das Gras in hohen Halmen. Allerwärts bot sich ein Bild trauriger Vereinsamung und Verödung. „Mein Gott," sprach Heinrich in sich. „Was ist hier vorgegangen?"

Er stand noch in tiefe Gedanken versunken, da tönte die Morgenglocke vom Dorfe herüber. Das war die Stunde, wo in der Steinthalmühle das Frühstück genommen wurde und wo nach der alten Sitte Keiner am Platze fehlen durfte. Die Macht der Gewohnheit verfehlte nicht ihren Einfluß. Heinrich begab sich rasch auf den Heimweg, um seinem Vater gerecht zu werden. Da er sich gerühmt hatte, an Regel und Ordnung zu halten, so erachtete er es für nöthig, sie auch in kleinen Dingen an den Tag zu legen.

Während der Wanderung aber blieb er mit allem Sinnen und Denken in der Mühle. Welche schreckliche Veränderung hatte er geschaut! Konnte ein Haus so leer und hinfällig werden, wo einst lauter lustiges, lachendes Leben geherrscht hatte! Er dachte nicht mehr allein an Regine, auch die andern Hausgenossen lebten in seinem Angedenken auf. Und in der That, er verdankte ihnen fast nicht weniger, wie der geliebten Jugendfreundin. Mochte sein Vater auch sagen, was er wollte, er hatte die freundlichen Bewohner des Hauses als gute herzliche Leute kennen gelernt. Nach dem Tode seiner Mutter fehlte es an dem heimischen Herde mehr oder weniger an aller Gemüthlichkeit. Die alte Gudula konnte ihm trotz ihrer Herzensgüte die allzu früh Geschiedene nicht ersetzen und der Steinthalmüller war stets so sehr mit Geschäften überhäuft, daß er dem Sohne nur einzelne Momente widmete. Sein Dasein zu Hause hatte daher etwas Trockenes und Fremdes. Trat er aber in die Aumühle, so fand er sich in einem Kreise, der fröhlich lebte und fröhlich leben ließ. Es gab dort stets Gesang und Spiel, man erzählte sich lustige Geschichten und Schwänke und trieb allerlei Possen. Da fehlte es denn nicht an fröhlichem, harmlosem Gelächter, welches das Gemüth erheitert und erweitert.

Die Seele dieses lustigen Hauses aber war eigentlich der Aumüller, Reginens Vater, oder wie man ihn in der Gegend zu nennen pflegte, der Müller Justus. Seine hohe schlanke Gestalt zeigte eine große Beweglichkeit und Muskelkraft, der schöne Kopf mit dem blonden lockigen Haar und mit dem edel geschnittenen Profil, den blauen, hellen Augen nahmen jeden Menschen, der ihn sah, für ihn ein. Die ganze Erscheinung trug das Gepräge eines guten, offenen und lustigen Mannes. Und so sprach auch die volle Bruststimme Jedem zum Herzen. Frei und frank trat er Jedermann entgegen. Mit den Kindern hatte er seine ganz besondere Art. Er konnte stundenlang mit ihnen spielen und plaudern, und sie spielten und plauderten mit Niemand lieber als mit ihm. Wenn er in guter Laune im Kreise der Seinigen vor der Thür oder in der Stube saß, und er hatte eigentlich immer einen trefflichen Humor, dann ging das Gespräch nicht aus, sei es, daß er von seinen Reisen berichtete oder Geschichten und Märchen erzählte oder allerlei Possen trieb, wie der Augenblick sie ihm eingab. Der Schatz seines Wissens war so groß, daß er ihm nimmer ausging. Dabei war er ein lustiger Sänger, der sich auf allerlei schöne Volkslieder verstand und die er zuweilen mit seiner Zither begleitete, denn er hatte dieses Instrument auf der Wanderschaft gelernt und entlockte ihm mit den breiten Händen oft wunderbar zart an's Herz greifende Töne. In all diesen Dingen, welche der Geselligkeit einen erhöhten Reiz verleihen, war er gewissermaßen der Lehrer Heinrich's gewesen, der ihm seine Erzählungen und Lieder abgelauscht hatte und sie in seiner Weise vernutzte. Wie oft war es nicht dem jungen Manne gelungen, während des Soldatenstandes seine Kameraden und auf seinen Reisen neugewonnene Bekannte mit diesen alten Schnurren und Gesängen zu erfreuen, wobei er denn innerlich gestehen mußte, daß er sich eigentlich mit fremden Federn schmücke und nur aus dem Borne schöpfe, den ihm in schöner Jugendzeit der Aumüller erschlossen hatte. Ja, er dankte dem Müller Justus auch, nachdem er längst aus der Heimath geschieden war, eine Menge froher Stunden und guter Freunde.

Die Müllerin, seiner Regine Mutter, aber paßte ganz zu dem Wesen ihres Mannes. An Allem, was er sprach und that, nahm sie den lebhaftesten Antheil. Sie sah ihn stets mit der lebendigsten Theilnahme in den freundlichen Zügen an. Auch nachdem die Flitterwochen lange dahingezogen waren, blieb er der Mittelpunkt ihrer Gedanken und das Ziel ihrer Sorgen. Keiner lachte herzlicher über alle Scherze wie sie. Niemand theilte nachhaltiger die Munterkeit, die er erregte. Wenn er heim kam, brachte sie ihm den Hausrock entgegen. Bei Tisch legte sie ihm die besten Bissen auf den Teller. Ohne daß sie selber grade die Unterhaltung anregte, sorgte sie durch die unveränderte Theilnahme an derselben, daß sie in stetem Flusse blieb. Man mußte seine Freude in diesem Hause haben, denn die Herzen waren hier auf denselben Ton gestimmt. Dabei hatten alle Gespräche einen gutartigen Charakter. Von Schimpfen und Schelten über Land und Leute, Zeitläufte und Zustände war keine Rede. Man pflegte Alles von der besten Seite anzusehen und zu besprechen.

Zu diesen Hausgenossen, die das Bild einer glücklichen Ehe gewährten, gesellte sich noch der alte Aumüller, der Vater der Frau und der ursprüngliche Besitzer des Hauses, denn der Müller Justus, wie man den Schwiegersohn zum Unterschiede von dem alten Mann hieß, hatte in die Wirthschaft hineingeheirathet. Diese gehörte nun freilich nach wie vor dem Greise, aber er war nicht mehr im Stande, das Geschäft zu führen. Man hatte ihn, als er in hohen, aber noch kräftigen Mannesjahren und mitten in der rüstigsten Thätigkeit stand, nach einem Gewitter bewußtlos unter einem Baume in der Nachbarschaft gefunden und nach Hause gebracht. Ob der Blitz ihn getroffen oder ob ein Schlag ihn gerührt hatte, konnte nicht ermittelt werden. Dem herbeigerufenen Arzte war es allerdings gelungen, das gelähmte Leben zu wecken, aber der alte Mann erwachte doch zu einem trostlosen Dasein. Seine Zunge und seine Füße waren gehemmt. Alle Mittel, das Uebel zu heben, versagten. Man hörte ferner keinen verständlichen Laut von seinen Lippen und er saß stets an dieselbe Stelle gebannt im Sessel. Bei gutem Wetter aber wurde er vor das Haus in den Sonnenschein getragen. Trotz dieses traurigen Zustandes ertrug der Greis seine jammervolle Lage mit der größten Geduld. Er nahm sogar an Allem, was er sah und hörte, traulichen Antheil, denn er wurde von den Kindern und der Enkeltochter mit unablässiger Freundlichkeit gepflegt. Sein stilles trauriges Bild gehörte ganz und gar in den Kreis dieser guten Menschen.

Bei solchen Erinnerungen war es kein Wunder, daß Heinrich sich um die Lage der alten Freunde ängstigte, zumal, da ihm die Aumühle in einem Zustande erschienen war, daß er fast glauben mußte, sie sei von ihren Bewohnern verlassen worden. So stürzte er denn heim, um sich sofort nach den Nachbaren zu erkundigen.

Als er in die Stube trat, fand er seinen Vater bereits hinter dem Frühstückstische. Daß der Alte nach der Schwärmerei des vergangenen Tages ein übernächtiges und verdrießliches Gesicht aufgesetzt hatte, bemerkte er nicht. Er bot ihm einen guten Morgen, der mürrisch erwiedert wurde, setzte sich an seine Seite und griff mechanisch nach Trank und Speise. Die alte Gudula saß in einer Ecke des Zimmers und spann.

Eine Weile blieb es stumm. Dann fragte der Sohn mit kleinlauter Stimme: „Wie geht es denn mit dem Nachbar in der Aumühle?"

„Wie so?" fragte der Vater kalt und sah ihn mit empörtem Blick an.

„Ich habe einen Gang in diese Wiese und in den Wald gemacht," erwiederte Heinrich. „Da bin ich denn bis an den Abhang vor der Aumühle gekommen. Es sah mir Alles so verändert und vernachlässigt aus."

„Habe ich es mir doch gedacht," fuhr nun der Steinthalmüller auf. „Ueberflüssige Neugierde! Freilich ist dort Alles verrottet und verdorben; daß Du Dich nicht unterstehst, wiederum mit dem verlumpten Bettelvolk anzubinden, wie Du es vor Zeit gegen meinen Willen gethan hast."

Er wollte noch weiter fortfahren, da steckte der Jude Aaron aus dem Dorfe den scharfgeschnittenen israelitischen Kopf durch die Thür und rief: „Mit Verlaub, darf ich eintreten?"

„Ich komme zu Euch," sprach der Steinthalmüller, stand auf und verließ die Stube. Man hörte ihn mit dem Ankömmling in das gegenüberliegende Zimmer, welches zu einem Bureau eingerichtet war, treten.

Heinrich saß wie zerschmettert auf seinem Platze. Er rührte Speise und Trank nicht fürder an.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ehre der deutschen Sprache.

Von

Friedrich Mohr.

Die Reinheit und Schönheit des Ausdrucks sollte in jeder Sprache das äußere Zeichen des innern Werthes der Gedanken sein. Bei dem Reichthum und der Bildsamkeit der deutschen Sprache sollte ein aufmerksamer Schriftsteller wohl selten in den Fall kommen, ein Fremdwort zu gebrauchen, für welches die deutsche Sprache kein eigenes gleich wirksames Wort besäße. Wir sprechen hier von dem überflüssigen, oft absichtlichen Ueberladen der deutschen Schrift mit Fremdwörtern, die aus der griechischen, lateinischen und den romanischen Sprachen

herübergenommen sind. Es gibt allerdings Fälle, wo einzelne Ausdrücke dieser Art eine besondere Wirkung machen, wir wollen nur an einige Stellen aus Schiller's Wallenstein erinnern:

„Der Fürst will meine Gläubiger contentiren."

oder:

„Sie werden an Dich deputiren, hör' ich."

Diese Ausdrücke im Munde des Illo sind an den bezüglichen Stellen eine wirkliche Schönheit, und gewiß mit Absicht und vollem Bewußtsein eingesetzt. In jener Zeit war die deutsche Sprache mit Fremdwörtern bis zum Uebermaß beladen und der sparsame Gebrauch im Drama gibt dem Ausdruck einen geschichtlichen Anstrich, während in dem Munde der geistig höher stehenden Personen, des Max, der Thekla, der Fürstin Fremdwörter niemals vorkommen. Die Unart, diese anzuwenden, wo die eigene Sprache sehr bestimmte, allgemein verständliche Wörter besitzt, findet besonders bei Philosophen, Medicinern und militärischen Schriftstellern Eingang. Da hört man von somatischen und psychischen Leiden, wo wir eben so gut und schön körperliches und Seelenleiden sagen können; man spricht von echelonirter Aufstellung, eparpillirten Corps, wo wir eben so gut staffelförmige Aufstellung und zerstreute, verzettelte Truppenkörper sagen können.

Mag dies Verfahren den demi-monde Gebildeten (dieser Ausdruck ist kein Fremdwort, sondern ein fremdes Wort), die dadurch glänzen wollen, nachgesehen werden, so ist er doch bei namhaften Schriftstellern gar nicht durchzusehen, und es dürfte wohl die Zeit sein, das Lächerliche an dies Verfahren zu heften, was es vollkommen verdient.

So lesen wir in Beseler's sonst vortrefflichen Uebersetzung von Macaulay's Geschichte von England (I, 35): „Es entstand an der zweifelhaften Grenze, welche die executive und legislative Gewalt trennt, die große Anomalie, welche unter dem Namen der dispensirenden Gewalt bekannt ist."

Man dürfte wohl fragen, ob die Ausdrücke ausübende und gesetzgebende Gewalt nicht eben so scharf und bestimmt sind, als die oben angeführten. Von den vier in dem Satze vorkommenden Fremdwörtern dürfte nur die dispensirende Gewalt geduldet werden, nicht weil unsere Sprache kein bezeichnendes Wort dafür hätte, sondern weil die dispensing power grade unter diesem Namen in die Geschichte eingetreten ist.

In Bogumil Golz's Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen finden wir unter unzähligem Aehnlichen auf S. 23 die folgende Stelle:

„Frauen, Barbaren, Kinder, Südländer und Naturalisten sind liebenswürdiger, graciöser, aber weniger eifrig, accentuirt, methodisch, consequent, d. h. rhythmisch, als der deutsche schulgerecht gebildete Mann. Und darum fühlt sich das elementar-graciöse flüssige, formlose Weib zum rhythmischen, sittlich accentuirten Mann hingezogen, und es will seinen wetterwendischen Naturalismus durch die vernünftige Mechanik des Mannes regulirt und inhibirt sehen."

In den darauf folgenden drei Zeilen bekommen wir noch die Ausdrücke: „Schematismus, Pedanterie, Divination und Grazie" in den Kauf. Wer ein Gefühl für die Würde einer Sprache hat, kann das in diesem Tone durchgeführte, sonst inhaltreiche Werk nicht ohne Unwillen lesen, und möchte es wohl in's Deutsche übersetzt sehen. Der Verfasser bewegt sich mit einer sichtbaren Wohlgefälligkeit in diesem Sprachgewirre. Wie hätte er sonst das ungebräuchliche Wort „inhibirt" gebraucht, für welches die deutsche Sprache zehn gleich gute Worte hat, aus dem einfachen Grunde, weil das deutsche Volk von jeher das Schicksal hatte, sich in seinen edelsten Bestrebungen von außen her immer „inhibirt" zu sehen, es ihm also an Worten für diesen Zustand nicht fehlen kann.

In Dr. Haym's „Wilhelm von Humboldt" finden wir ebenfalls unter Mengen ähnlicher Stellen auf Seite 112 die folgende: „Diese Forderung ist fruchtbarer, als das kühne Unternehmen, aus der Idee jener Identität aprioristisch und durch phantasirende Construction die correspondirenden Potenzen der ideellen und reellen Welt abzuleiten."

Man erzählt, daß ein Pariser Anwalt in einem Rechtsstreite über einen Hahn, der einem gewissen Mathieu zugehörte, in dem bei den Höfen damals lateinischen Vortrage die Worte Gallus Matthiae und Matthias Gallus so oft gebraucht habe, daß er zuletzt ganz verwirrt auch Galli Matthias gesagt

habe, wodurch dieses Wort eine jetzt in allen Sprachen verständliche, gar nicht schmeichelhafte Bedeutung erhalten hat. Man sieht aus der zuletzt angezogenen Stelle, daß diese Art noch nicht ausgestorben ist. Auf Seite 112 und 113 des genannten Werkes finden sich nicht weniger als 70 Fremdwörter, worunter eine große Menge vollständig entbehrlicher, wie Totalität statt Gesammtheit, physische und moralische Welt statt wirkliche und sittliche Welt und ähnliche mehr. Und bei dieser zur Schau getragenen Bettelhaftigkeit, die uns der Verachtung des Auslandes Preis gibt, ist die deutsche Sprache die einzige aller lebenden und todten Sprachen, die Homer und Shakspeare in sich ohne Verlust ihrer Schönheiten, im Urmaße dieser Dichtungen, übertragen kann und wirklich übertragen hat. Welche Sprache kann etwas Aehnliches aufweisen als den Schlegel'schen Shakspeare oder den Homer von Jakob oder von Uschner? Diese Dichtungen sind Eigenthum unseres Volkes geworden, wie kein anderes Volk sich dessen rühmen kann. Wir haben bei Shakspeare sogar noch einen Vorzug vor England, denn wir besitzen seine Werke in der jetzt gebräuchlichen, feinsten deutschen Schriftsprache, während England durch die seit jener Zeit verflossenen 250 Jahre jetzt eine andere Sprache hat, und die Shakspeare'schen Stücke auf seinen Bühnen nur in einer wirklichen Uebersetzung, die auch an den Schauspielhäusern feilgeboten wird, zur Aufführung bringen kann. Die Lesung des ursprünglichen Textes hat selbst für den Briten immer etwas Fremdes, nicht ganz so stark, als wenn wir das Nibelungenlied lesen, das, obwohl deutsch, doch unserer Zeit nicht ohne Weiteres verständlich ist.

Wir wollen annehmen, daß in den oben angeführten Fällen die Verfasser weder bewußt noch absichtlich ihrer Muttersprache diese Unehre angethan haben; sie ließen sich in einer hergebrachten Gewohnheit gehen, oder glaubten auch vielleicht etwas Schönes und Zierliches an den Tag gebracht zu haben, oder auch eine hohe allseitige Bildung gezeigt zu haben. Diese Täuschung schwindet sogleich, wenn man auf das Uebel mit Fingern deutet. Es ist mir ein Fall bekannt, wo in einem Collegium ein Mitglied seine Berichte mit Fremdwörtern zu füllen pflegte, ein anderes Mitglied mehrmals darum ersuchte, diesen oder jenen Ausdruck in's Deutsche zu übersetzen. Das war kaum einigemal geschehen, so wurden auch die unbetheiligten Mitglieder auf jedes überflüssige Fremdwort aufmerksam, und ihr Lächeln und Sichzuflüstern hatte bald die Wirkung, daß diese Unart abgelegt wurde. Es ist unglaublich, wie wenig dazu gehört, das Unpassende eines solchen Gebahrens in ein klares Licht zu stellen, und diejenigen, welche die oben angezogenen Stellen zuerst mit Verwunderung lasen. werden, einmal aufmerksam gemacht, ähnliche Schriftstücke nicht ohne Mitleid oder Unwillen lesen. Der Gebrauch eines Fremdwortes kann unbedenklich gestattet werden, wenn die eigene Sprache kein, denselben Sinn genau wiedergebendes Wort besitzt, oder wenn man befürchten müßte, daß das einheimische Wort nicht in demselben übereingekommenen (conventionellen) Sinne aufgefaßt werde. Allein hierbei gehen die Vertheidiger der Fremdwörter viel zu weit. Es ist ihre gewöhnliche Ausflucht, daß das Wort den Sinn nicht genau (präcis) wiedergebe oder nicht eben so kurz und schön sei. Es findet bei der Einführung eines rein deutschen Wortes an die Stelle eines eingenisteten wälschen ganz dasselbe Statt, als wenn in einem Gemeinwesen Maß und Gewicht verändert wird. Anfänglich weiß Niemand genau den Werth des neuen Pfundes dem alten gegenüber, aber schon nach wenigen Wochen ist man froh, nicht mehr Zollpfund und Handelspfund unterscheiden zu müssen, und nach einem halben Jahre ist das alte Pfund zum unbekannten geworden. Wem genügt nicht das Wort Hauptmann für Capitän, Schriftführer für Protocollführer, Hochschule für Universität, Geheimschreiber für Secretär, Lichtbild für Photographie, und ähnliche. So ist uns in's Besondere das Wort Schriftführer jetzt so geläufig, als wenn es seit den ältesten Zeiten in Gebrauch wäre, und doch erinnern wir uns Alle, daß es erst nach dem Jahre 1848 in allgemeinen Gebrauch kam. Dies läßt uns mit Sicherheit voraussehen, daß auch andere gut gebildete Ausdrücke sich bald einbürgern werden und daß ihr Klang unserm Ohre leicht geläufig werden wird.

Es ist nicht entfernt die Absicht vorhanden, naturwüchsig eingebürgerte Worte, auch wenn sie ursprünglich fremder Abkunft sind, verbannen zu wollen. Es würde den Reichthum unseres Sprachschatzes vermin-

dern und in vielen Fällen fast unthunlich sein. Worte, bei denen uns der fremdländische Ursprung ganz aus dem Gesichte gekommen ist, sind unter sehr vielen andern noch die folgenden: Spiegel (speculum), Preis (pretium), Schule (schola), Pelz (pellis), Weste (vestis), Ente (anas, anatis), Angel (ancus), Keller (cella), Acker (ager), Anker (ancora), Wein (vinum), Wall (vallum), Pfirsche oder Persche (persische Frucht, prunus persica), Pech (pix), Arzt (arstista), Kelch (calyx), Kerker (carcer) u. s. w. Diese Worte sind unser Eigenthum geworden, und sie verrathen selbst in der Form nichts fremdartiges. Sie sind zu Stammwörtern gewachsen.

Den Einfluß der Gewohnheit wird man leicht aus folgendem Beispiele erkennen. Wenn wir das Wort Handschuh aussprechen, so denken wir nicht mehr daran, daß der Begriff Schuh von der Bekleidung des Fußes genommen ist. Hätte Jemand das Wort vorgeschlagen, um ein Fremdwort dadurch zu ersetzen, so würde man dasselbe eben so lächerlich gefunden haben, wie Glimmstengel für Cigarre oder Klimperkasten für Guitarre, und man hätte sicher eingewendet, daß man seine Hand nur in einen Schuh zu stecken habe, um einen Handschuh zu haben. Eben so würde das Wort Salzbrühe für Sauce (ital. salsa) Widerstand finden, obgleich es nicht halb so lächerlich ist, als Handschuh, woran wir aber gewöhnt sind. Man möge also ruhig auf dem Wege fortschreiten, der Sprache ihre Ehre zu geben, um den Mißbrauch bald „regulirt" und „inhibirt" zu sehen.

Urtheile über
Luther und Erasmus von Rotterdam
von einem katholischen Zeitgenossen.

Aus einer handschriftlichen Chronik mitgetheilt

von **Karl Seifart.**

Die Hildesheimer Dombibliothek besitzt eine handschriftliche plattdeutsche Chronik aus dem 16. Jahrhundert von dem Dechanten Oldecop (geb. 1493, studirte seit 1515 in Wittenberg und hörte bei Luther, ward 1528 Kanonikus in Hildesheim und starb daselbst als Dechant 1574), welche in Annalenform nicht allein wichtige Beiträge zur Geschichte der Stadt liefert, sondern auch interessante Bemerkungen und Urtheile über Begebenheiten und Personen enthält, die der allgemeinen Geschichte angehören. Außerdem läßt das mit feiner Beobachtungsgabe und frischem Darstellungstalent abgefaßte Manuscript manchen tiefen Blick in das damalige deutsche Culturleben thun und führt uns Handel und Wandel, Kriegs- und Fehdewesen, Bürger- und Adelsleben, Aberglauben und Hexenprocesse, Verbrechen und Strafen in concreten Beispielen und lebendig geschilderten Begebenheiten vor. — Eine Mittheilung Oldecop's über einen im Jahr 1564 zu Hildesheim eingeleiteten und durchgeführten Hexenproceß, habe ich im ersten Bande meiner Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim (Göttingen, G. H. Wigand, 1854), abdrucken lassen, weil dieselbe mit einer seltenen Fülle von abergläubischen und sagenhaften, mythologisch und sittengeschichtlich bedeutsamen Zügen durchwebt ist, die zugleich geeignet sind, darzuthun, daß die Oldecop'sche Chronik mehr bietet als ein dürftiges, bloß die politischen Begebenheiten berücksichtigendes, altes Stück Stadtgeschichte. So sind denn auch die folgenden Urtheile des Chronisten über zwei ihm persönlich bekannte, berühmte Zeitgenossen, Luther und Erasmus, von allgemeinerm Interesse und dürften Manchem willkommen sein; doch bleibt hinsichtlich des historischen Werthes und Gewichtes derselben zu berücksichtigen, daß Oldecop bis an sein Ende dem alten Glauben zugethan blieb und daher nicht mit unbefangener Objectivität den Charakter der zu beurtheilenden Männer auffassen konnte. Uebrigens scheint der Verfasser nach manchen Auslassungen wohl ein entschiedener, aber keineswegs blindfanatischer Gegner der Reformation gewesen zu sein.

Ich übersetze die betreffenden Mittheilungen, um sie dem allgemeinen Verständniß zugänglicher zu machen, aus ihrem veralteten Plattdeutsch in's Hochdeutsche, wodurch freilich die Naivetät und Frische des Stils und der Sprache Oldecop's viel einbüßen muß.

Zum Jahr 1503 bemerkt der Verfasser: „In diesem Jahre wurde Martinus Luder, der sich, als er Doctor wurde, Luther schrieb und nennen ließ, in seinem zwanzigsten Jahre Magister artium zu Erfurt. Er redete

gegen Jedermann mit besonderer Vermessenheit, wollte Niemandem nachgeben und kümmerte sich nicht darum, ob Zank und Hader aus der Hartnäckigkeit entsprang, womit er an seiner Meinung festhielt. Darum wurden die Gelehrten zu Erfurt sehr froh, als Magister Martinus Luther nach Wittenberg zog. Als nun Magister Martinus nach Wittenberg kam (was die von Erfurt nicht sehr betrübte, denn er wollte bei allen Disputationen recht haben und zankte gern), las er fleißig, und die Studenten hörten ihn gern, denn es war dort noch Keiner gehört, der ein jedes lateinische Wort so tapfer (dapper) verdeutscht hätte. Im Jahr 1513 hob M. Luther an, den Psalter David's zu lesen, war fleißig und hatte viel Zuhörer. Außerdem pflegte er zu predigen und war heftig auf der Canzel und strafte die Sünde, wie recht ist, ohne allen Unterschied und ohne alle Furcht, aber die (seine) Hoffarth ward dadurch gespornt."

Im Jahr 1515 ward Oldecop Wittenberger Student und Zuhörer Luther's. Er erzählt darüber wie folgt: „Anno 1515, des Montags nach weißen Sonntag, kam ich nach Wittenberg und mein erster Rector Universitatis war der ehrwürdige und hochgelehrte Herr Johann von Staffelstein. Um diese Zeit fing Doctor Martinus an, epistolas ad Romanos zu lesen, er hatte dazu bei dem Buchdrucker Grüneberg bestellt, daß in den Episteln eine Reihe weit von der andern gedruckt würde, damit er glossiren könne, was er denn auch that, und viel aus den alten katholischen Doctoren hinzusetzte. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und nach Vermögen fleißig, auch hörte ich die Lectiones von Martino gern. Auch ging ich in alle seine Predigten und kam mit ihm in nähere Bekanntschaft, diente ihm zur Messe und wählte ihn zu meinem Beichtvater. Gott weiß, daß ich es nicht lüge! Ich fand damals weder ein Mißfallen, noch einen Mangel an ihm, ausgenommen, daß er zuweilen hinsichtlich der Heiligenverehrung mit der katholischen Kirche nicht übereinkam. So sagte er einmal in der Predigt, daß ein jeder Heilige im Himmel sein eigenes Amt habe, den Einen riefe man an, wenn Einem die Zähne, den Anden, wenn Einem die Augen wehthäten. Er wurde dabei auch oft spöttisch gegen die lieben Heiligen, besonders gegen St. Valentin, Servatium, Windelinum und St. Christoffer. Von St. Christoffer pflegten die zu Wittenberg in vier Stimmen zu singen: „St. Christoffer, der viel heilige Mann ꝛc.," wenn das Doctor Martinus hörte, so wollte er, wie man zu sagen pflegt, aus der Haut fahren, denn auf diese Weise, meinte er, würde Gott hinter die Thür geschoben und die Heiligen oben an den Tisch gesetzt. — Die Studenten pflegten das Fest der Heiligen Borchardus, Pantaleon und Johannes zu feiern, tranken und waren fröhlich und baten der Bürger Töchter zum Tanze, zuweilen baten auch die Jungfrauen und setzten den Gesellen die Kränze auf. Dagegen predigte Doctor Martin so hart und scharf, daß hinfort die Eltern ihre mannbaren Töchter im Hause behielten und dadurch erhielt Luther bei den vornehmsten Bürgern Anhang, Lob, Ehre und Preis."

Zum Jahr 1517 erwähnt Oldecop Luther's heftigen und „vermetenen" Kampf gegen Tetzel's Ablaßhandel. Luther appellirt an ein allgemeines Concilium, und die Appellation, erzählt Oldecop, ward von Stund an gedruckt und die Studenten sandten dieselben in ihre Heimath. Dadurch ging das Feuer recht an. Luther wurde zuerst von guten Freunden gebeten, nicht so heftig aufzutreten, denn daraus könne ihm viel Böses erwachsen, auch die Universität ließ ihm ansagen, er möge doch bedenken, welche Nachtheile für die neue hohe Schule aus seiner neuen Lehre entspringen könnten. Aber er blieb unbeweglich und ward von Tag zu Tag nur hoffärthiger und vermessener.

„Herzog Friedrich, Kurfürst von Sachsen, dem Wittenberg gehörte, sandte etliche Theologos und Juristen an Doctor Martin, die ihm im Auftrage des Kurfürsten ansagten, Doctor Tetzel (Texel) sei aus dem Lande gezogen und hätte seinen Ablaß mit sich nach der Mark geführt, er möchte deshalb den Tetzel vergessen und nicht mehr auf den Ablaß schimpfen, denn Ablaß wäre Ablaß (wente aflatt wöre aflatt). Man merkte nun allerdings, daß Luther seine angekündigten Lectiones fleißig und gewissenhaft einhielt und dem kurfürstlichen Befehle nachlebte, indeß wurden doch auf sein Betreiben und durch seine Mithilfe die epistolae obscurorum virorum auf das schmählichste contra Theologos Coloniensis et Lovanienses verlegt und zu Wittenberg auf's Neue durch Johann Grüneberg gedruckt. Und die Studenten wurden in kurzer Zeit

so roh und wild, aufrührerisch und ungehorsam, daß alle Collegiaten mit dem Rectori Universitatis genug zu thun hatten. Die Bürger konnten die Studenten nicht strafen, denn es waren damals vier- oder fünfmal mehr Studenten in Wittenberg als Bürger; außerdem hatten die Bürger den Studenten und der Universität die Freiheit geschworen, und hätten sich die Studenten von den Bürgern bei Leib und Leben auch nicht zurechtweisen lassen. Die Lutherische Freiheit machte viel Unglück. So springt am Abend St. Michaelis ein Schwabe, Namens Hase, aus dem Collegio und sticht Antonium von Schierstedt todt, kurz darauf ward der lange Johann von Haldensleben vor seiner Burse erstochen und acht Tage danach ward Andreas Binnerau von Braunschweig erwürgt und in den Bach geworfen. — Bei dem Tumult waren auch zwei Gesellen von meinem Präceptor, Magister Henricus Stakemann, worüber der gute Mann halb verzagte, seine Lectiones einstellte und Physikus wurde. Solche Vorfälle setzten mich auch in Schreiben und als mein Vater davon hörte, ließ er mich von Wittenberg abfordern und zu Haus holen. In diesem Jahr (1517) that Luther nichts Anderes, als daß er gegen den Ablaß, freien Willen und Fegefeuer disputirte, ein Buch ließ er in dieser Zeit nicht ausgehen."

Im Jahr 1529 war Oldecop an den zum Fürstbischof designirten kaiserlichen Vicecanzler Balthasar Merklin abgeordnet und hatte in Freiburg Gelegenheit, bei Tische einer Unterhaltung zwischen Balthasar Merklin und Erasmus von Rotterdam beizuwohnen. Der Chronist erwähnt dieses Begegnisses beim Jahr 1536 wie folgt: „Um diese Zeit starb zu Basel der hochgelehrte und berühmte Doctor Erasmus von Rotterdam, ein abtrünniger Mönch, aber ein vielgelehrter Mann, wie seine vielen Bücher und Schriften ausweisen. Er war nicht gut lutherisch, aber sein neues Testament, welches er aus dem Griechischen transferirt hatte, nahm Luther zur Hand und machte Deutsch davon, so daß Luther und Erasmus „durch ihre Schriften zusammenwuchsen" und Neuerer gegen Gott wurden. — Das Volk in Holland ist seiner Natur nach leichtfertig, auch Erasmus war ein geborener Holländer, weshalb seine Bücher und Schriften auch meistentheils fleischlich und leichtfertig befunden werden. Der Papst Paul IV. hat alle seine Bücher verdammt. — Ich habe in seinem Hause zu Freiburg in Breisgau, meinen Herrn, Balthasar, postulirten Bischof von Hildesheim, bei Tische bedient, auch bin ich nach der Mahlzeit dagewesen und habe von Beiden viel Rede und Antwort gehört. Unter diesen Gesprächen wurde unter Anderm von meinem Herrn dem Erasmo einer seiner frühern Irrthümer freundlich vorgehalten, der darin bestanden hatte, daß Erasmus gemeint: „Niemand solle das Leiden und den Tod Christi beklagen, denn Beides sei ja die Quelle unserer Seligkeit gewesen;" mein Herr begehrte nun zu wissen, wie Erasmus zu einer so unchristlichen Lehre und zu solchem Irrthum gekommen sei? Da nun Beide in Bononien studirt hatten und freundschaftlich und offen gegeneinander waren, so sagte Erasmus unter hervorquellenden Thränen: Lieber Bruder, ich hatte gelesen, aber nicht wohl verstanden: angeli pacis amare flebunt, Esaiae 33. Deshalb magst Du mir meine Thorheit verzeihen, auch habe ich etliche Bücher geschrieben, als militem christianum und sehr viele Fabeln in meine Colloquia gesetzt und in Druck ausgehen lassen. Dieselben werden allen meinen übrigen guten Büchern Schaden thun und mich in ein bös Geschrei setzen. Auch kann es noch so kommen, daß die Bücher, welche ich in meiner Jugend um des Ciceronianischen Lateins willen ausgehen ließ, ein übles Licht auf die andern werfen, so daß die andern mit ihnen verachtet und verdammt werden.

Diese Worte habe ich Anno 1529 von dem Erasmo Rotterdamo selbst gehört; er sagte damals, daß er einundsiebzig Jahr alt wäre. Sieben Jahre nachher ist er in Gott verschieden, Gott tröste seine Seele, denn er hat gute lateinische Bücher hinterlassen."

Drahtseilbetrieb.

In neuerer Zeit hat man gelernt, aus Eisen- oder auch Stahldraht in Verbindung mit Hanf Seile herzustellen, welche weit biegsamer als die früher gefertigten Drahtseile sind und die eine enorme Stärke oder Tragkraft besitzen. Die Seile werden in der Weise gefertigt, daß man um eine Hanflitze 10 bis 12 Drähte spiralförmig windet, 5

bis 6 ſolcher Litzen werden ſeilartig zuſammengedreht, und wo man flache, ſehr ſtarke Seile anwendet, werden 6 bis 8 ſolcher Rundſeile nebeneinander gelegt und mit ausgeglühtem Draht zu einem breiten Bandſeil vereinigt. Ein ſolches Seil von 5 Zoll Breite, $^7/_8$ Zoll Dicke und 16 Pfund Gewicht pro laufenden Fuß kann die enorme Laſt von 100 Centnern tragen. Ein flaches Seil aus Stahldraht von 4 Zoll Breite, 1 Zoll Dicke, $14^1/_2$ Pfund Schwere pro Meter ſoll ſogar die Laſt von 1400 Centnern getragen haben, ohne zu reißen. Der enorme Vortheil, den man mit dieſen Seilen in neueſter Zeit für die Induſtrie erlangt hat, beſteht aber nicht allein in ihrer großen Stärke, ſondern in der Möglichkeit, die bewegenden Kräfte auf weite Entfernungen hin zu verpflanzen, was auf keine andere Weiſe bisher praktiſch möglich war, weil die Apparate zur Uebertragung der Kraft auf weite Entfernungen ſo viel Kraft verbrauchten, daß dadurch häufig die Hälfte und mehr derſelben verloren ging.

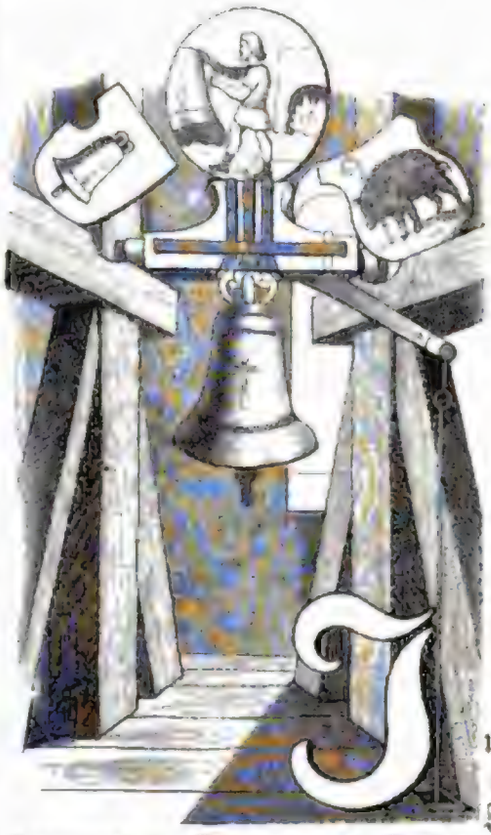
Man hat in Emmendingen faſt 1900 Fuß von der Fabrik entfernt eine Waſſerkraft von 15 Pferdekräften zur Dispoſition. Die im Waſſer aufgeſtellte Turbine verpflanzt ihre Bewegung durch ein Drahtſeil nach der Fabrik und leiſtet dort noch faſt 12 Pferdekräfte Nutzeffect. In Logelbach iſt die Waſſerkraft über 800 Fuß von der Fabrik entfernt und 64 Pferdekräfte ſtark, es gehen bei der langen Transmiſſion jedoch nur 2 Pferdekräfte verloren. In Nienburg fehlte es der chemiſchen Fabrik an Waſſer in unmittelbarer Nähe. Sie ſtellte 800 Fuß entfernt, wo Waſſer in Menge zu haben war, Pumpen auf, und hat dieſe mit der auf der Fabrik befindlichen Dampfmaſchine durch ein Drahtſeil in Verbindung geſetzt. In Wiebrechtshauſen treibt ein Waſſerrad landwirthſchaftliche Maſchinen, welche 220 Fuß entfernt aufgeſtellt ſind.

Der Fabrikant Stein hat in den letzten Jahren faſt 200,000 laufende Fuß Drahtſeile zu ſolchen Zwecken geliefert, womit etwa insgeſammt 3000 Pferdekräfte auf große Entfernungen hin übermittelt werden. Eine dieſer Entfernungen iſt 3500, die größte faſt 4000 Fuß lang, die Mehrzahl der Transmiſſionen findet auf Längen von 300 bis 700 Fuß Entfernung ſtatt. $^9/_{16}$ Zoll ſtarke Drahtſeile koſten pro laufenden Fuß $2^1/_2$ bis 3 Groſchen, je nachdem ſie aus 36 oder 48 Drähten geſponnen ſind.

Ueber Kirchenglocken.

Deren Alter, Formen, Inſchriften und Schickſale.

Von Hans Weininger.



Forquernus, der Schutzpatron der Glockengießer, das Siegel von Theilheim und das Wappen des Kloſters Ebrach.

In den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche, in welchen es nicht räthlich war, Aufſehen zu erregen, geſchah die Ankündigung des Gottesdienſtes durch Zuſammenberufung der Gläubigen (convocationes). Der dazu aufgeſtellte Diener hieß cursor oder monitor. Später, als die Kirche mehr Frieden von Außen erhielt, gab man das Zeichen mit Trompeten, mit hölzernen oder metallenen Klappern, endlich mit Schellen. Von dieſen kam man zuletzt auf die Glocken (campanae, nolae), die in Thürmen aufgehangen wurden. Ueber den lateiniſchen Namen berichtet Walafried Strabo, Abt der Reichenau, daß Italien das Vaterland der Glocken ſei, daß dieſelben zuerſt in der Stadt Nola in Campanien ſeien angefertigt worden und daß davon der Name campana für die größeren und nola für die kleineren Glocken oder Schellen herrühre. Andere ſind dagegen der Anſicht, daß erſtere Benennung von dem Stoffe abzuleiten wäre, da das Erz aus Campanien das beſte zum Glockenguſſe geweſen ſei.

Digitized by Google

Das deutsche Wort glocca kommt vor dem neunten Jahrhundert nicht vor. Nach Grimm ist das althochdeutsche Wort „diu clocha“ von clochen = schlagen, klopfen, abzuleiten. In der angelsächsischen Sprache hieß die Glocke gleichfalls clugga, im Isländischen klucka, also nur in der Schreibart ungleich.

Um 550 wurden die Glocken in Frankreich und von da aus im Jahre 680 in England eingeführt. Als König Clothar die Stadt Sens in Burgund im Jahre 615 belagerte, begab sich Bischof Lupus in die dortige Stephanskirche und rührte, um das Volk zu versammeln, das signum ecclesiae. Da wurden die Feinde von so großem Schrecken ergriffen, daß sie davonliefen, wie aus den kirchlichen Annalen des Baronius auf 615 erhellet. In Deutschland findet man die erste Spur von Glocken zur Zeit des heiligen Bonifacius (722—755). Bekanntlich war derselbe ein geborener Engländer und hieß vordem Winfried. Als er in Deutschland das Christenthum verbreitete, brachte er den da noch unbekannten Gebrauch der Glocken aus seiner Heimath zu uns. In den Pontificalien des 8. Jahrhunderts findet man schon den Ritus der Glockenweihe und in den Synoden des 9. Jahrhunderts trifft man bereits die Bestimmung, daß alle Priester zu den festgesetzten Stunden des Tages und der Nacht die Glocken ihrer Kirchen läuten sollen. Zur Zeit Kaiser Karl's des Großen (794 bis 814) waren die Glocken in Regensburg nicht nur schon bekannt, sondern auch auf dem flachen Lande eingeführt, denn 864 wird in dem Traditionsbuche von St. Emeram von der in der Oberpfalz liegenden Dorfkirche Puebach gemeldet, daß sie bereits eine eherne Glocke (campana aerea) und eine Schelle (tintinabulum) besitze. — Die Glockengießerei scheint im Allgemeinen weniger von herumziehenden Glockengießern (campanifices) als von Mönchen betrieben worden zu sein. So ließ z. B. Karl der Große die Glocke zu Aachen durch einen Mönch des Klosters St. Gallen, Namens Tanko, ausführen, deren schöner Klang die Bewunderung des Kaisers erregte. In der Mitte des 10. Jahrhunderts beachtete man schon vielfach die Harmonie des Geläutes, jedoch waren die Glocken noch nicht so groß wie vom 11. und 12. Jahrhundert an. Die größten Glocken kommen im 15. Jahrhundert vor.*) Im 11. Jahrhundert erbat Gozbert, Abt von Tegernsee, vom Bischof Gotschalk zu Freising sich von dort den Glockengießer Adalric und bald konnte der Abt Herrand von Tegernsee selbst eine Glocke nach Benedictbeuren schenken. Tiemo, Erzbischof von Salzburg, erlernte in seiner Jugend zu Niederaltaich die Gießkunst, und die Glockengießerei scheint eine Lieblingsbeschäftigung der Salzburger Mönche (1128)

Glocke zu St. Ulrich in Regensburg.

gewesen zu sein, da selbe bei einem Gusse sogar ihre Kirche in Brand steckten. Nebenbei bemerkt, bildete die Glockenspeise (aes campanarum) schon 1192 einen Einfuhrartikel Oesterreichs, wie die Berichte des Alterthumsvereines zu Wien uns belehren.

Uebrigens hatten die ältesten Glocken keinerlei Inschriften, nicht einmal den Namen des Heiligen, welchem sie gewidmet waren. Die Zeit, wenn man die Glocken zu taufen und ihnen einen Namen zu geben angefangen, läßt sich nicht genau bestimmen. Alcuin, Karl's des Großen Lehrer, schreibt, daß die Glockenweihe schon zu seiner Zeit üblich gewesen, daß dieser Kaiser sie jedoch wieder abgestellt habe. Im Jahre 958 weihte Papst Johannes XIII. die vornehmste Glocke in der Laterankirche zu Rom und ließ ihr den Namen Johannis Baptistae aufdrücken. Nach dieser Zeit wurde es allgemeiner, den Namen des Heiligen, den die Glocke führen sollte, dieser einzuprägen,

*) Die große Glocke des Domes zu Erfurt (Maria Gloriosa) von 1497 wiegt 275 Centner, ihr Umkreis beträgt 15 Ellen, ihre Höhe 5 Ellen, ihre Dicke 1/4 Elle. Ihr Klöpfel ist 3 1/4 Elle lang und 11 Centner schwer

und zuletzt fügten die Glockengießer nebst ihren eigenen Namen auch noch die Jahreszahl bei. In der Domkirche von St. Ulrich zu Regensburg hängen zwei sehr alte Glocken, welche die Form eines Zuckerhutes haben. Sie sind weder mit dem Bildniß eines Heiligen, noch einer Inschrift versehen; ihre Farbe ist schwarzgrau, so daß man vermuthen möchte, sie seien einmal mit einer solchen Farbe überstrichen worden. Die

Glocke in der Kathedrale zu Siena.

ältesten Glocken sind meistens gradlinig oder auch bienenkorbförmig; erst die spätern erhielten die anmuthiger geschweifte Form, wie sie jetzt noch gebräuchlich ist. So haben beispielsweise die älteste Glocke in der Ka-

Glocke in Diesdorf.

thedrale zu Siena von 1159 wie jene zu Diesdorf bei Magdeburg, welche aus der im Jahr 1011 abgebrannten Stiftskirche herrührt, noch ganz die Gestalt eines Bienenkorbes.

Es ist gleichfalls außer allem Zweifel, daß es in den frühesten Zeiten auch eiserne Glocken gab, welche nach der Art der Kuhschellen aus freier Hand geschmiedet wurden. Die vormals in der Cäcilienkirche zu Köln hängende und nun im Walrafianum daselbst befindliche eiserne Glocke besteht aus drei mittelst kupfernen Nägeln zusammengenie-

Glocke im Walrafianum zu Köln.

teten Stücken und soll aus der Zeit des Erzbischofs Kunibert um 613 herrühren. Im Volksmunde hieß sie der Saufang und sollte von Schweinen ausgewühlt worden sein. Am Rande beträgt ihre Weite nahezu 14 und ihre Höhe fast 16 Zoll.

Die älteste inscribirte Glocke in Baiern ist wohl jene zu Gilching, unfern Bruck an der Amper, so zwischen 1162 und 1194 entstanden sein mag, denn Arnoldus sacerdos de Giltekin (me fecit) kommt in Urkunden jener Jahre vor. Die Namen der vier Evangelisten stehen verkehrt darauf. — Zum Zweck der Zeitbestimmung muß bemerkt werden, daß bis etwa zum Jahr 1370 die Buchstaben der Inschriften neugothische Majuskeln, von da bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eckige Minuskeln, von da an modernen Alphabeten entnommen wurden. Bis zum 14. Jahrhundert sind alle Inschriften in lateinischer Sprache abgefaßt, erst von da kommen Inschriften in der Landessprache vor. Zu den ältesten deutschen Inschriften gehören wohl die zu Mutzig im Elsaß, von welchen eine lautet: In sante Mauricien ere so lute ich gar sere. Meister Andreas von Kolmar mathe mich. Anno Dni. MCCCL. Amen. Die andere liest sich: Gont ar in ze Messe, das Got ewr niemer firgesse (Geht nur in die Messe, daß Gott Euer nimmer vergesse). Amen. Ave Maria. Doch sollen derlei Inschriften erst später aufgeführt und gleichsam miteinander verglichen werden. Vor dem ist nothwendig einzuschalten, was Wolfgang Menzel im 1. Theile seiner christlichen Symbolik sagt:

Das fromme Mittelalter sah in den Kirchenglocken ungern nur todtes Erz, sondern legte denselben eine gewisse Persönlichkeit bei, wie den Chorsängern und Administranten bei dem Gottesdienste und den kirchlichen Wächtern über der Gemeinde. Die gewaltige Stimme der Glocke, immer nur ertönend im Dienste Gottes und zum Nutzen der Gemeinde, verlieh ihr nicht nur etwas Ehrwürdiges, sondern auch etwas Persönliches. Daher der unschuldige Gebrauch, bei der Einweihung der Glocken denselben auch einen Namen beizulegen, was man doch nur uneigentlich eine Taufe nennen und als gottlosen Aberglauben bekämpfen konnte, wenn man nur in den Schranken der Symbolik blieb. Die sogenannte Glockentaufe, wie sie noch in der katholischen Kirche geübt wird, ist rein sinnbildlich und sieht in der Glocke nicht einmal eine Persönlichkeit, sondern nur das Symbol des göttlichen Wortes, verkündet in der Stimme des Priesters. Die Waschung der Glocke bedeutet die Reinigung der Lehre, das weiße Linnen, womit sie getrocknet wird, die Alba des Priesters, die Räucherung mit Weihrauch die Vertreibung der Dämonen oder alles Unreinen und Gemeinen, die siebenfache Salbung die eben so vielen Gaben des Geistes.

Die Unpopularität der Glockentaufe, wie sie sich z. B. im Jahre 1522 in den Beschwerden beim deutschen Reichstage zu erkennen gab, bezog sich auf die Mißbräuche der Pathengeschenke, aus denen habsüchtige Priester einen Tribut gemacht hatten. Liegt nun auch in der Symbolik der kirchlichen Glockenweihe nichts, was den Glauben an eine Persönlichkeit der Glocken voraussetzen und sich als Superstition bezeichnen ließe, so faßte doch der poetische Volksglaube jenes Persönliche auf. Wahrscheinlich gab die Furcht der Heiden vor den Glocken die erste sehr unschuldige Veranlassung dazu. Wo in altersgrauer Vorzeit die Kirchenglocken durch die fast unwegsamen Wälder Deutschlands, Englands und Scandinaviens ertönten, glaubten die erschrockenen Heiden die Stimme eines neuen unbekannten Gottes zu hören, vor dem alle ihre Heimathsgötter fliehen müßten. Der allgemeine Glaube im nördlichen Europa, daß durch den Ton der Glocken die Teufel und insonderheit auch die Gewitter, Hagel ꝛc. vertrieben würden, stammt ohne Zweifel daher. Der heidnische Donnergott (Thor) war vom Volke am meisten verehrt, als der mächtigste, aber auch er mußte mit seiner Donnerstimme der Glockenstimme des Christenthums oder seiner Engel weichen. Wahrscheinlich wurden die ersten Gewitterglocken geläutet, um die Neubekehrten von der Angst zu befreien, Thor nahe im schrecklichen Gewitter, um sich an ihnen wegen deren Bekehrung zu rächen. In viel späteren Zeiten hegten die heidnischen Indianer in Peru, als sie die ersten Glocken der spanischen Einwanderer hörten, vor denselben die nämliche Furcht.

Auf der großen Glocke zu Erfurt steht geschrieben: Ich heisse Susanna und treibe die Teufel von danna. Auf einer in Stuttgart: „Osanna heiß ich, der böse Feind flieht mich. Fulgura frango — noxia frango — Campana debellat singula vana.“ — Zu Bergfelden bei Wöhringen hängt eine Glocke, welche gleichfalls den Namen Susanna führt. Als man bei Aufhebung des dortigen Klösterleins die Glocke fortschaffen wollte, läutete sie von selbst:

Susanne, Susanne,
Z'Bergfelde will i hange (hängen),
Z'Bergfelde will i bleibe,
Will alle Wetter vertreibe.

Die Glocke blieb dann am alten Platze. Zu Wenray (richtiger Weenrade) in der Provinz Limburg liest man:

Anno domini 1521. Jacob Venraid.
Ave Maria heit ik,
al quaet vertreif ik
(alle Gewitter vertreib ich),
den doden beklaich ik,
den lebenden roep ik.

Auf der neueren großen Glocke ebendaselbst:

Den Naem Jesus is mi gegeven
wie Jesum volckt sal eeuwelik leven
gelyk die apostelen hebben ghedaen
haeren arbeydt altoos mit Jesu bestaen
bliexem haegel donder can Jesus vertryven
alle dyvelen doet hy sidderen ende beven.
Petrus Verberckt pastor in Venray anno 1643.

Das schwäbische Sprichwort: „Kathrein und Susein treiben die Wetter über den Rhein,“ bezieht sich gleichfalls auf die Glocken. Klunzinger in seiner Geschichte des Zabergaues, Seite 61, erwähnt einer Glocke zu Bönigheim, die von den Einwohnern vergraben wurde, damit sie nicht den Raubhorden Melac's in die Hände fal-

len möchte, die man aber, als heftige Gewitter kamen, rasch wieder ausgrub und läutete:

Im Münsterthurme von Schaffhausen hängt eine Glocke, deren Inschrift: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, durch ein Meisterwerk Schiller's Jedermann bekannt ist. Dabei ist noch zu lesen: Miserere domine populi, quem redimisti sanguine tuo. Anno dom. MCCCCLXXXVI.

Zu Linde in der Altmark hat die größere Glocke folgende Inschrift: anno domini MvCXXIIII dar bi goet arndt blome mi. sanctus iorius heite ick dat weder verstur ick dei leiffendingen rope ick dei doden dei boivemde ub. dei gadeshuslüde her peter van dem rine. tue schulte ebbel hilgenvelde acghim bente (im Jahre des Herrn 1524 dabei goß mich Arndt Blume, St. Georg heiße ich, das Wetter verstöre ich, die Lebendigen rufe ich, die Todten wie die Verfehmten. Die Gotteshausleute Herr Peter von dem Rheine, zwei Schulzen Abel Hilgenfeld, Joachim Bente).

In Hamm bei Düsseldorf liest man auf der einen Glocke: Maria heiss ich, got sicht mich. S. Blasius und S. Catharina luden mich. Anno domini MDCCVI. gois iver Wirth, auf der zweiten: Maria heissen ich, zu eren gottes luden ich. Hartmann von Alkter gohs mich. Anno domini 1684. O et A. nos adjuva. Jenes A und Ω findet sich oft auf alten Kirchenbildern am Haupt oder im Nimbus Gottes des Vaters oder auch neben der Chiffre Christi. „Ich bin das A und das O, spricht der Herr. Jesaias 41, 4 bis 44, 6." A ist das Kreuz, O der Kreis. Das Kreuz ist das Princip alles Radialen, Strahlenden, es streckt nach den vier Himmelsgegenden die Speichen des unendlichen Rades aus und ist somit unzertrennlich vom Kreise. (Vergleiche hierüber Wolfgang Menzel's christliche Symbolik.) Die häufigste Inschrift auf baierischen Glocken, speciell der späteren Zeit, ist: O rex gloriae Christe veni cum pace. Wahrscheinlich kommt diese Erscheinung daher, daß dieses die Betglocken waren, d. h. die Glocken, mit welchen zum Gebet um Frieden, besonders in der Zeit der Türkenkriege geläutet wurde. Die Inschrift der großen Glocke der Frauenkirche zu München lautet:

Susanna heiß ich,
In Jesus, und Lucas Marcus Matthäus und Johannes Namen goß man mich.
Der durchlauchtig hochgeborne Fürst und Herr Albrecht bei Rhein
und Herzog in Ober- und Niederbayern war Stifter mein.
Von Regensburg her bracht man mich,
Die bösen Wetter vertreib ich,
Den Tod erwehr ich.
Hans Ernst goß mich,
Als man zahlt von Gottes Gepurt
Tausend vierhundert drei dem neunzigisten Jahr.
Tetragrammaton.

In dieser Inschrift ist Alles zugleich enthalten, was man sonst auf verschiedenen Glocken anzubringen pflegt. Namen, Stifter, Gießer, Wirkung und Zeitangabe der Glocke. Das Tetragrammaton bedeutet den Namen Gottes, das Jehovah der Hebräer ohne Vocalisirung. Dieser heilige Name Gottes sollte zur Verscheuchung der Gewitter und alles Unglücks beitragen.

Eine Glocke des Stiftes St. Florian in Oesterreich ob der Ens gibt auch ihr Gewicht an, was selten vorkommt, indem auf selber steht: Anno. Dni. MCCCXVIII. sub Hainrico. praeposito. de XXVI. centenariis. facta. su †. Excitet. ecclesiae. fratres. campana. Marie . Semper. adorandum. sev. vigilandum. Die größte Glocke der Jetztzeit ist unstreitig das Tsar Kolokol Bolshoi zu Moskau, im Jahre 1734 gegossen von Michael Monterine. Sie hat ein Gewicht von 3962 Centnern und mißt $22^1/_2$ Fuß im Durchmesser. Die im Stephansdome zu Wien hängende große Glocke, von Johann Aichhammer 1711 gegossen, wiegt 324 Centner und hat einen Durchmesser von 10 Fuß. Eine andere unter dem Namen der Pummerin bekannte goß 1558 Urban Weiß; diese wiegt 208 Centner.

Dem Gesagten entgegen, jedoch ganz im Einklang mit der Auffassung der Protestanten, steht auf der großen Glocke der Frauenkirche zu Jüterbogk von 1697:

Mir gilt nicht Weyh noch Tauf, ein antechristlich Zeichen,
Doch soll mein heller Klang zum Gottesdienst gereichen.
Gott laß mich alle Zeit zu deiner Ehre schallen
Und ja nicht wiederum in alten Mißbrauch fallen,
Bis daß der Tag des Herrn erscheinet zum Gericht
Und mit dem letzten Knall die Welt in Stücke bricht.

Wolfgang Menzel sagt im I. Bande seiner christlichen Symbolik: „Wie nun jene

durch die Glocke vertriebenen Donner- und Wettergötter, Götzen und Teufel vom christlichen Volk noch persönlich aufgefaßt wurden, so wurde hinwiederum von den Heiden die Glocke wegen ihrer mächtigen Stimme als ein persönliches Wesen, als der neue Gott selbst oder ein Dämon in seinem Dienste gedacht. — Der Volksglaube, daß den Glocken ein vom Menschen unabhängiger Geist und Wille inwohne, immer aber im Dienste des höchsten göttlichen Willens, kehrt sehr häufig wieder in den schönen Legenden und Volkssagen vom freiwilligen Läuten der Glocken, welches erfolgt, ohne daß ein Mensch sie anrührt. Den größten Ruhm genoß in dieser Beziehung die Glocke zu Villila in Arragonien, die jedesmal von selbst läutete, wenn Spanien ein großes Unglück bevorstand. So zeigte diese 1564 den Ausbruch der Pest zu Saragossa, 1568 den Beginn des Krieges gegen die Morisken, 1578 den Tod Sebastian's von Portugal in der Schlacht bei Alcazar an. Bei der Aufhebung der Gebeine des heiligen Isidor zu Madrid läuteten die dortigen Glocken von selbst, weshalb König Philipp III die Heiligsprechung des Isidorus bei Clemens VIII. beantragte. Als die Hunnen die Nonnen zu Lieu schänden wollten und diese durch den Schutz des heiligen Gommarus wunderbar gerettet wurden, läuteten gleich darauf alle Glocken der Stadt, ohne daß ein Mensch sie anrührte. Zum Andenken läutet man noch alle Jahre am Feste des genannten Heiligen von 5 bis 10 Uhr Abends die Glocken zu Lieu, wie uns Wolf in seinen niederländischen Sagen mittheilt. Eine Glocke zu Roquemador läutete von selbst, so oft Jemand auf dem Meere in Gefahr schwebte. Eine Glocke zu Avignon soll jedesmal geläutet haben, wenn ein Papst sterben sollte. — Weil die Glocken in der geschlossenen Zeit (der Charwoche) vor Ostern verstummen, glaubt das Volk in Frankreich, daß sie nach Rom pilgern, wo alle Glocken einen Tag lang versammelt seien, um den heiligen Vater zu sehen. Diese Sage wurde schon von verschiedenen Künstlern zu Illustrationen benutzt.

Oefters kommen in den Legenden auch Glockentöne vor als Stimmen aus dem Himmel, die von Heiligen gehört werden, wo weit und breit keine Kirche zu finden ist. So pflegten unsichtbare Glocken den heiligen Papst Cölestinus zum Gebet zu wecken. So hörte die Mutter des heiligen Gaucherius himmlische Glocken. Dem stolzen Papste Bonifacius VIII. träumte, er sehe eine die ganze Welt umspannende Glocke, aber ohne Klöppel. Da sagte zu ihm der fromme Mönch Jacoponi: „Die Glocke bist Du selbst, weil Du eine ungeheure Macht hast, aber keinen guten Willen" (Görres, Geschichte der Mystik, II. 165).

Wie dem Reiche Gottes überhaupt ein Reich des Teufels äffisch gegenübersteht, so auch insbesondere eine Teufelsglocke der geweihten Kirchenglocke. So lange eine gegossene Glocke noch nicht getauft war, so galt sie gleich dem ungetauften Kinde als dem Satan zugänglich. Auch kommen Teufelsglocken vor, die von Zauberern durch Bewältigung geheimer Naturkräfte verfertigt wurden. Der Zauberer Virgilius soll eine Glocke von so schrecklichem Ton besessen haben, daß Jeder außer sich gerieth, der sie hörte, weshalb er sich den Spaß zu machen pflegte, allemal wenn eine Buhlerin über eine gewisse Brücke ging, zu läuten, wodurch sie so erschreckt wurde, daß sie in's Wasser stürzte. Theophrastus Paracelsus goß sich aus sieben Metallen, bei einer gewissen günstigen Constellation der sieben Planeten, denen diese Metalle zugeordnet sind, eine Glocke, die dadurch eine solche magische Kraft bekam, daß man, wenn man sie anschlug, durch ihren Ton alle Geister der Metalle zwingen konnte, zu erscheinen. Von dämonischer Art ist auch die Lügenglocke zu Gent in einem Nonnenkloster, die allzeit entweder zu früh oder zu spät läutet.

An die größere Glocke zu Degerloch im Oberamt Stuttgart knüpft sich der Glaube, daß Personen, welche heiser sind oder die Stimme verloren haben, geheilt werden, wenn sie ihre Namen daran schreiben. Zuweilen kommt in den Sagen die Sitte vor, lebendige Nattern in den glühenden Glockenguß zu werfen, dann werden die Ottern in der ganzen Gegend, so weit die Glocke tönt, verbannt. Dies erzählt man sich von der Glocke der Marienkirche in Stargard, wie unter Nr. 269 in Temme's Volkssagen aus Pommern zu ersehen ist. Eben so geht die Sage von einer Glocke zu Bernau in der Altmark.

In Schiller's bekanntem meisterhaften Gedichte ist der Hergang beim Guß einer Glocke mit poetischer Anschaulichkeit geschildert.

Es soll hier nur noch des Schutzpatrones der Glockengießer, sowie einzelner Plätze gedacht werden, wo und auf welche Weise Glocken gefunden wurden. Wie die Schmiede und alle jene Gewerbe, welche in Eisen, Gold und Silber arbeiten, den heiligen Eulogius, der vor seiner Erhebung zum Bischofe selbst Goldschmied gewesen sein soll, zu ihrem Patron erwählt haben, eben so haben auch die Glockengießer sich einen Heiligen zu ihrem Schutzpatrone erkoren. Er heißt Forquernus. Bevor er Priester wurde, soll er ein Glockengießer gewesen sein. Er wird auf den sogenannten Monatheiligenbildern gewöhnlich in dem Costüm eines Römers dargestellt, wie er grade im Begriffe ist, eine aus dem Gusse gekommene große Glocke vollends rein auszuarbeiten. Rechts und links umgeben ihn das Gießhaus und die Schür. Zuletzt führte er mehrere Jahre ein Einsiedlerleben und starb den 17. Februar. Das Todesjahr ist unbekannt.

Das redende Wappen des ehemaligen Klosters Ebrach in Franken zeigt einen Eber, der einen Bischofsstab in seinem Rachen hält, weil nach der Sage ein derartiger Vierfüßler einen Bischofsstab aus der Erde scharrte und hierdurch die Veranlassung zum Bau eines Klosters gab. Und sonderbarer Weise lesen wir in ältern und neuern Aufzeichnungen, wie es diesen unsauberen Thieren da oder dort gelang, Glocken an das Tageslicht zu schaffen, von deren Existenz sich Niemand etwas träumen ließ. Hier nur ein paar Beispiele:

Unweit der Basaltfelsen von Ravenstein bei Gersfeld in der Rhön wühlten die Schweine eine Glocke aus der Erde, die dann nach Schondra gebracht wurde und noch dort hängen soll. Auf den Basaltfelsen stand ein Raubschloß, von dessen Geschicken die Geschichte leider schweigt. Eben so wurde durch die Schweine ein Glocke bei Herlesstein — zwischen Hohen- und Tiefenpölz in Oberfranken — gefunden. Den Herlesstein krönte ehedem ein Schloß, worin drei Fräulein hausten, welche die Kirche von Hohenpölz stifteten. Die Glocken dieser Kirche tönen:

kling, klang,
von Harlesstä
bin i daham;
de Säu, de habn me ausgrab'n,
an Esel hat mi ham tragn.

Das Geläute der Glocken zu deuten, wiederholt sich an vielen Orten. So weiß jeder Münchener, daß der schrille Ton der dortigen Gottesackerglocke mit den Worten gegeben wird: Komm nur 'rein, Du g'hörst schon mein!

Unfern von Neustadt an der Haardt lag ehedem das Wolsberger Schloß. An den Wolsberg grenzt das Nunnenthal, wo ein Eber eine große Glocke auswühlte, die mit Hafer gefüllt war. Diese Glocke hing bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts auf dem Kirchthurme zu Neustadt und war wegen ihres hellen Klanges berühmt. Bekanntlich ruinirten die Franzosen damals dieses Städtchen und ließen die Glocke mitspazieren. Auf der Markung von Theilheim bei Werneck in Unterfranken scharrten einstmals borstige Quadrupeden eine Glocke aus der Erde. Das war die Glocke der von den Heiden (zur Zeit des heiligen Kilian) entweihten Capelle von Ottelshausen. Sie wurde eingeholt und in den Theilheimer Kirchthurm gehängt. Zum Andenken an diesen Fund führt das Dorf Theilheim eine Glocke in seinem Siegel.

Literarisches.

Geschichte der Civilisation in England, von Thomas Buckle. Uebersetzt von Arnold Ruge. Zweiter Band. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.

Wir haben den ersten Band von Buckle's Geschichte der Civilisation im 8. Bd. S. 505 einer eingehenden und ausführlichen Besprechung unterworfen; der inzwischen ausgegebene zweite Band hat auf eine gleiche Würdigung allen Anspruch. Es ist nicht bloß die selten reiche Summe der gewissenhaftesten Forschungen, welche der Autor angestellt hat, nicht bloß die philosophische Ruhe und Tiefe, die kritische Weite und Schärfe des Blicks, es ist vor Allem jener historische Instinkt, um es so zu bezeichnen, der dem Buche das eigenartige Gepräge verleiht. Ohne jenen angebornen Instinkt für die springenden Punkte in den geschichtlichen Erscheinungen und Verhältnissen wird eine wahrhaft epochemachende Leistung auf dem historischen Gebiete nie geliefert werden; für eine solche Leistung sind reiche Kenntnisse und Compositionsgeschick zwar unentbehrliche Vorbedingungen, aber sie allein reichen ohne jenen Instinkt zu einem Werke, von dem das exegi monumen-

tum! gelten kann, nicht aus. Buckle's eigenartiges Verdienst liegt in der skeptischen Genialität dieses Instinktes. Es ist keineswegs immer schlackenfreies Gold, was er bietet, aber selbst bei der Lectüre von derartigen schwächern Partien empfängt der Leser doch stets den Eindruck, er verhandle mit einem geborenen Historiker. Es gilt die Bemerkung sogar für diejenigen Stellen, in denen die Einseitigkeit des nationalen Standpunktes, den Buckle mit zäher Energie festhält, den Verfasser zur Ungerechtigkeit und zum Irrthum verleitet. Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht die lange, übrigens gewaltsam und bei den Haaren herbeigezogene Digression Seite 35, weshalb in England ein Verfall, wie ihn Spanien im siebzehnten Jahrhundert erlebte, unmöglich sei. Wir haben uns über diese britische Selbstüberhebung bereits in der Kritik über den ersten Band tadelnd äußern müssen. Der zweite Theil zerlegt sich in sechs Capitel. Nur das erste beschäftigt sich mit Spanien; in kurzen, immer aber zutreffenden Strichen wird der spanische Volksgeist vom fünften bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geschildert. Das Resultat von Buckle's Untersuchungen faßt sich dahin zusammen: geographische Bedingungen und die geschichtliche Vergangenheit disponiren das Land zum Aberglauben, den nur die Wissenschaft schwächen kann. Daß es zum Fortschritt der Civilisation in Spanien nicht kam, ist um so merkwürdiger, weil das Land große natürliche Vorzüge genießt und große Patrioten und Gesetzgeber besessen hat. Dazu sind die Spanier lange wegen ihrer Ehre, ihres Muths, ihrer Mäßigkeit, ihrer Menschlichkeit und ihrer religiösen Aufrichtigkeit berühmt gewesen. Für den Fortschritt des Volks sind aber diese schönen Eigenschaften unnütz gewesen und bleiben es, so lange die Unwissenheit so groß und allgemein ist. Dies trennt Spanien von der übrigen civilisirten Welt, hält den Geist des Aberglaubens lebendig und ebenso die Ehrfurcht für die Tradition und die blinde und knechtische Unterthänigkeit, welche jede Verbesserung unmöglich machen, so lange sie währen, und welche so lange währen müssen, bis die Unwissenheit aus dem Wege geräumt ist. Die übrigen fünf Capitel gehören der schottischen Geschichte vom Ende des vierzehnten bis hinein in das achtzehnte Jahrhundert an. Die cultur- und literarhistorischen Kenntnisse, zumal die Kenntnisse in der theologischen und philosophischen Literatur seines speciellen Vaterlandes, welche Buckle in diesem Abschnitte entwickelt, sind gradezu staunenerregend. Wir verfügen nicht über den Raum, um in besonderer Analyse dem Gedankengange des Verfassers nachgehen zu können; nur das wollen wir schließlich bemerken, daß die Entwicklung des seltsam und vielfach verschlungenen Verhältnisses, wie es in Schottland während des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zwischen Krone, Adel und Geistlichkeit bestand, zu dem Vorzüglichsten gerechnet werden darf, was überhaupt in der modernen Geschichtschreibung geleistet worden ist. Auch über das Zustandekommen der kirchlichen Reformation in Schottland enthält diese Auseinandersetzung ganz neue und überraschende Aufschlüsse.

Das Leben und staatsmännische Wirken des Demosthenes. Nach den Quellen dargestellt von Dr. O. Haupt. Posen, L. Merzbach.

Die Aufgabe, welche sich O. Haupt gestellt, die Bedeutung des Demosthenes für seine Zeit darzuthun und ihn aus seiner Wirksamkeit heraus, wie uns dieselbe in seinen Reden und in der Geschichte vorliegt, zu schildern, war in sofern keine leichte, weil nicht sowohl große Thaten, wie bei Königen und Eroberern, als vielmehr staatsmännische Gedanken und politische Grundsätze den Inhalt dieser historischen Persönlichkeit bilden. Zweitens aber fehlt es für die Demosthenische Zeit an zeitgemäßen Werken und die Reden sowie spärliche Fragmente sind fast die einzige Quelle für die Geschichte des untergehenden Hellenenthums. Endlich liegt eine große Schwierigkeit für die Charakterzeichnung der hervorragenden Männer in den widersprechenden Angaben der Redner selbst, wo oft die schärfste Prüfung nicht ausreicht, um das Richtige zu ermitteln, und nur aus der Auffassung der Charaktere selbst, wie sich dieselbe nach gewissenhafter Forschung festgestellt hat, eine Entscheidung gezogen werden kann. Erwägt man diese Schwierigkeiten, so muß man gestehen, daß die zehnjährigen Studien, welche Haupt für seinen Zweck gemacht, von den besten Resultaten begleitet gewesen sind. Wackere Männer haben vor ihm auf dem Gebiete der Attischen Redner gearbeitet, Böckh, Böhnecke, Droysen, Flathe, Sauppe, Westermann und Andere; Haupt verdankt deren Forschungen nicht Wenig, im Ganzen aber hat er sich durchgehends mehr an die Quellen, als an die Hilfsmittel gehalten. Es ist dem Verfasser wohl gelungen, durch Zeichnung eines der hervorragendsten Charaktere des Alterthums Begeisterung für ein großes Vorbild und Liebe zum Vaterlande in den Herzen der Leser zu entzünden. Unsere unmittelbare Gegenwart ist eine ernste Zeit und in der Brust des denkenden Lesers werden bei der Lectüre der vorstehenden Schrift nur zu oft trübe Ahnungen aufsteigen, wenn er die gegenwärtigen Zustände in dem Spiegel jener Zeit häufig nur allzu treu wiederfindet.

China und die Chineſen.

Von

W. Reinhold.

(Fortſetzung.)

Nach den verſchiedenen Tempeln und kirchlichen Gebäuden ſind zunächſt die Pagoden in Canton zu erwähnen, von denen drei die Stadt zieren und die ſich als einzige hervorragende Bauwerke über das gleichmäßige Niveau der endloſen Häuſermaſſe erheben. Ihre Namen ſind die mohamedaniſche, die neunſtöckige und die rothe Pagode, letztere auch wohl das rothe Haus genannt. Wie ſchon früher bemerkt, ſind die Pagoden Monumente großer geſchichtlicher Thatſachen und man findet ſie durch das ganze Reich in ziemlich großer Anzahl zerſtreut. In Canton und ſpäter an verſchiedenen Küſtenplätzen habe ich deren etwa fünfzehn geſehen, jedoch ſcheinen ſie ſämmtlich einer frühern Zeitperiode anzugehören, und ich wüßte keine, deren Alter ich unter tauſend Jahre ſchätzen würde. Es iſt deshalb auch ſehr ſchwer, etwas über ihre eigentliche Bedeutung zu erfahren, wenn man nicht der chineſiſchen Sprache mächtig iſt und Zugang zu den Staatsarchiven hat. Sie ſind ſämmtlich nach demſelben Stile gebaut, achteckige Cylinder von größerer oder geringerer Höhe, deren oberſtes Stockwerk ein Holzgerüſt als Spitze krönt. Bei den meiſten fehlt jedoch das letztere. Während die frühern Herrſcher mit großer Pietät dieſe monumentalen Ueberlieferungen ihrer Vorfahren vor den Verwüſtungen der Zeit und Elemente zu bewahren ſuchten, hat die Mandſchudynaſtie ſie ſeit ihrer zweihundertjährigen Herrſchaft verfallen laſſen und man kann die meiſten nur noch mit Lebensgefahr erſteigen. Eine Treppe im Innern führt zur Spitze, jedoch iſt der Aufgang merkwürdig conſtruirt. Es ſcheint, als ob die Chineſen Wendeltreppen damals nicht gekannt und deshalb zu dieſer ſonderbaren Bauart gegriffen haben. Man ſteigt zunächſt von ebener Erde in das erſte Stockwerk, das wie alle übrigen von einer Galerie umgeben iſt. Durch ein Bogenfenſter tritt man alsdann auf die letztere hinaus, geht auf dieſer bis zur Rückſeite der Pagode und dort durch eine ähnliche Oeffnung wieder in das Innere, wo man ſich vor der nächſten Treppe befindet, und ſo fort bis zur Spitze.

Die meiſten Pagoden haben fünf bis ſieben Stockwerke, eine einzige neunſtöckige iſt Ausnahme von der Regel und wird für die höchſte in China gehalten. Vor dem Einſturz ihrer Spitze, der im Jahre 1857 erfolgte, maß dieſe Pagode 170 Fuß, jetzt nicht mehr über 140. An dieſe Pagode knüpft ſich eine uralte Prophezeihung, die in ſo fern von Intereſſe iſt, als ſie bereits in Erfüllung gegangen. Nach ihr ſollte Canton in die Hände der Barbaren fallen, wenn die Spitze der Pagode einſtürzen werde. Dieſer Einſturz erfolgte im Jahre 1857 und im folgenden Jahre beſetzten Engländer und Franzoſen die Stadt.

Die mohamedaniſche Pagode iſt die einzige in China, welche von dem gewöhnlichen Bauſtil abweicht und dadurch ihren

Ursprung verräth. Sie ist nicht achtseitig, sondern rund, ohne Stockwerke und Galerien und auch ohne den zu ihren Füßen erbauten mohamedanischen Tempel als Minaret nicht zu verkennen. Auch sie ist mindestens tausend Jahre alt und muß zu einer Zeit erbaut sein, als die Nachfolger Mohamed's den Islam mit Feuer und Schwert durch ganz Asien und Afrika zu verbreiten suchten. Um sie herum wohnen die mohamedanischen Chinesen Cantons, deren Zahl jedoch kaum fünf- bis sechstausend übersteigen dürfte. Aeußerlich sind sie von den übrigen Chinesen nicht zu unterscheiden, tragen wie diese den Zopf und haben dieselben Gewohnheiten und Sitten. Ebenso ist aber auch ihr ursprünglicher Cultus so degenerirt, mit buddhistischen und andern Formen gemischt und durch Aberglauben so entstellt, daß man den Islam kaum in ihm wiedererkennt. Nach dem, was ich über diese Colonie habe in Erfahrung bringen können, muß sie etwa 160 Jahre nach der Hedschra entstanden sein.

Die rothe Pagode endlich steht eigentlich außerhalb Cantons auf dem Hügel, an den sich die Stadt im Nordosten lehnt. Sie ist ziemlich niedrig, dafür aber von bedeutenderem Umfang und hat nur drei Stockwerke. Eins oder zwei der letztern scheinen vor nicht langer Zeit und zwar zu dem Zweck abgetragen zu sein, die Pagode in eine Art Festung zu verwandeln, in der ein Tatarengeneral wohnte und von wo aus er mit seinen Truppen die unter ihm liegende Stadt beherrschen konnte. Später haben die Alliirten den General dislocirt, die englischen und französischen Fahnen wehten statt des Drachenbanners von der rothen Pagode und ihre Kanonen- und Mörserbatterien drohten die von Millionen bewohnte Stadt in Trümmer zu verwandeln, wenn es ihren Bewohnern einfallen sollte, sich gegen die paar hundert Fan Kwei (ausländische Teufel), wie die Europäer in China allgemein heißen, aufzulehnen. Dies Wort Fan Kwei ist so gang und gäbe, daß es das Beschimpfende seiner Bedeutung fast ganz verloren hat und einfach „Europäer" bedeutet. Auf unserer Fahrt von Hongkong nach Nangasaki passirten wir eine Menge Fischerdschunken und ich ersuchte unsern chinesischen Lotsen, von ihnen Fische für uns zu kaufen, worauf er einer derselben zurief: „Kommt an Bord, die Fan Kwei wollen Fische haben!" ohne daß er im Geringsten uns zu beleidigen beabsichtigte; das gemeine Volk kennt vielmehr nur diese eine Bezeichnung für Europäer.

Canton wird von den Chinesen sehr häufig mit einer großen Dschunke verglichen, mit der es ungefähr so viel Aehnlichkeit hat wie der Bocca Tigris mit einem Tigerrachen. Die Stadt bildet den Körper des Fahrzeuges, die Pagoden sind die Masten und das rothe Haus mit der Anhöhe, auf der es steht, das Hintertheil, das bekanntlich bei den Dschunken ungemein hoch und halsbrecherisch ist.

Von den öffentlichen Gebäuden Cantons sind nun noch die Yamuns zu erwähnen, die Privatwohnungen und zugleich Bureaux der Mandarinen. Ehe ich zu ihrer nähern Beschreibung übergehe, sei es mir gestattet, einige Worte über diese Beamte zu sagen, in deren Händen die Regierung des gewaltigen chinesischen Reiches ruht, von deren Stellung und Thätigkeit man bei uns jedoch wenig kennt. Im Allgemeinen wird von Fremden, die der chinesischen Verhältnisse unkundig sind, angenommen, daß jeder Beamte ein Mandarin sei. Dem ist jedoch nicht so, sondern nur die höhern, von der kaiserlichen Regierung in das sogenannte „rothe Buch" (eine Art officiellen Hof- und Staatskalenders) eingetragenen Staatsdiener sind Mandarinen. Es kann kaum in irgend einem Staat eine bedeutendere, compactere und systematisch organisirtere Bureaukratie geben als in China. Wie bei uns zerfällt sie in höhere und subalterne Carrieren und die Institution der Mandarinen hat am meisten Aehnlichkeit mit der unserer Räthe. Die Räthe erster, zweiter, dritter ꝛc. Classe entsprechen den ebenso classificirten Mandarinen, insofern man bei ihnen eine gewisse Schul- und Universitätsbildung, sowie das Bestehen verschiedener Examen und zeitweilige Beschäftigung im Staatsdienste voraussetzen muß, obwohl sie in den verschiedensten Branchen des letztern gearbeitet haben können.

Die Mandarinen zerfallen in drei große Ordnungen, 1) in die Civil-, 2) in die wissenschaftlichen und 3) in die Militärmandarinen. Die erstern haben die ganze Civilverwaltung des Reiches in Händen, die zweiten überwachen die Examen der

Staatsbeamten und die dritten entsprechen unsern verschiedenen Officiersgraden. Jede dieser drei Ordnungen ist wieder in verschiedene Classen getheilt, deren jede sich von der andern durch besondere Uniform, namentlich aber durch Farbe und Gestalt eines Knopfes unterscheidet, der auf der Spitze des Hutes oder der Mütze angebracht ist. Jede Classe zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, obwohl die Uniform dieselbe bleibt. Die verschiedenen Uniformen hier zu beschreiben, würde eben so ermüdend als uninteressant sein. Sie unterscheiden sich hauptsächlich durch Stickereien auf dem Seidenstoff ihrer Kleidungsstücke. Die Farbe der Kleidung eines Mandarins zweiter Classe, mithin eines der höchsten Staatsbeamten, ist in großer Uniform dunkelblau, die Stickerei darauf roth, weiß und Gold. Ein Paradiesvogel auf dem Brustſtück zeigt an, daß der Träger desſelben ein Civilmandarin ist, da die Militärmandarine vierfüßige Thiere auf der Brust und auf dem Rücken dargestellt tragen. Ebenso bedeutet die Perlenschnur, daß der Mandarin einer der ersten fünf Classen angehöre, da diese Auszeichnung den untern Classen nicht zukommt. Die Kopfbedeckung ist eine mit Pelz besetzte Wintermütze. In kleiner Uniform wird ein conischer Hut aus feinem Strohgeflecht getragen, von dessen Spitze nach allen Seiten Büschel roth-gefärbter Pferdehaare bis an den Rand hinabfallen. Die Pfauenfeder hat mit der Uniform eigentlich nichts zu thun; sie ist nicht ein Attribut der Charge, sondern wird, wie bei uns ein Orden, vom Kaiser dem Einzelnen verliehen. — Dem Europäer dürfte es schwer fallen, den Rang eines Mandarin nach den Stickereien seiner Uniform bestimmen zu wollen, dagegen hat er einen sichern Anhalt dafür an den Mützen- und Hutknöpfen. Es tragen:

die Mandarinen erster Classe einen platten rothen Knopf,

die Mandarinen zweiter Classe einen mit Blumen verzierten Knopf,

die Mandarinen dritter Classe einen transparenten blauen Knopf,

die Mandarinen vierter Classe einen undurchsichtigen blauen Knopf,

die Mandarinen fünfter Classe einen ungefärbten Glasknopf,

die Mandarinen sechster Classe einen weißen Glasknopf,

die Mandarinen siebenter Classe einen glatten vergoldeten Knopf,

die Mandarinen achter Classe einen goldenen Knopf mit Blumen im Hautrelief,

die Mandarinen neunter Classe einen goldenen Knopf mit Blumen im Basrelief.

Hierbei sei noch bemerkt, was wenig bekannt sein dürfte, daß das Wort „Mandarin“ eigentlich gar nicht chinesischen Ursprungs ist, sondern der portugiesischen Sprache angehört. Es kommt von mandar, befehlen, her und wurde von den Portugiesen, die vor dreihundert Jahren zuerst nach China gelangten, als allgemeine Bezeichnung der Beamten eingeführt. Allmälig hat es sich, wie so viele andere Fremdwörter, in China eingebürgert und wird von dessen Bewohnern stets gebraucht.

Es ist sehr schwer, durch Befragen von Chinesen etwas über die Thätigkeit und den Wirkungskreis der Mandarinen zu erfahren. Man erhält stets ausweichende oder unwahre Antworten. Den Fremden zu mystificiren und auf seine Fragen, mögen sie auch die gleichgiltigsten Sachen betreffen, falsche Auskunft zu geben, ist ein hervorragender Charakterzug aller Chinesen. Es scheint, als ob theils die Furcht vor Strafe, theils angeborene Neigung zur Täuschung die Ursachen sind. Fragt man zum Beispiel einen Chinesen: „Was für Geschäfte hat ein Tau Tai?“ so antwortet er gewöhnlich: „Hm! nun, er besorgt die Geschäfte eines Tau Tai.“ „Ja wohl,“ erwiedert man, „aber ich möchte gern wissen, was für einem besondern Fach im Staatsdienst er vorsteht?“ „Ah, ah, ich verstehe,“ lautet die Antwort, „er besorgt alle Arten öffentlicher Geschäfte.“ — Und so dreht man sich mit seinen Fragen beständig im Kreise herum, ohne zum Ziele zu kommen.

Die nachstehenden Notizen über die Beamten der Provinz Kwang tung, deren Hauptstadt Canton ist, verdanke ich dem Engländer Meadows, früherm Dolmetscher der englischen Gesandtschaft und jetzigem Consul in Shangai, der während seiner langjährigen Geschäftsthätigkeit in China Gelegenheit hatte, einen genauern Einblick in chinesische Verhältnisse zu thun, als irgend ein anderer Europäer. Der erste Provinzialbeamte ist der Tsung tu oder Generalgouverneur, von den Fremden bis-

weilen auch Vicekönig titulirt, wie man sich dessen von dem berühmten Yeh her erinnern wird. Die letztere Benennung ist nicht so unrichtig, insofern die Autorität dieses Beamten sich über Leben und Tod erstreckt und eine chinesische Provinz vierzig bis fünfzig Millionen Einwohner zählt. Ein Mann wie Yeh, der in circa drei Jahren 70,000 Menschen hinrichten ließ, konnte schon immer Vicekönig genannt werden. Der Generalgouverneur ist ein Mandarin erster Classe, weil er ex officio Chef des Kriegsdepartements ist und als solcher sämmtliche Provinzialtruppen commandirt. Er ist der Vorgesetzte sämmtlicher Civilmandarinen und in der Provinz die höchste Instanz für Alles.

Ihm zur Seite steht der Fu Tai oder Gouverneur, der ihm mehr coordinirt als untergeben ist. Als Vicepräsident des Kriegsdepartements hat er das selbständige Commando über eine Anzahl Truppen. Ferner hat er in einer ziemlich zahlreichen Menge von Fällen das Recht über Leben und Tod, unabhängig vom Generalgouverneur, der ihn in allen wichtigen Fällen zu Rathe ziehen muß. Wie dieser hat er das Recht, zu jeder Zeit directe Berichte an den Kaiser zu senden, und schon deshalb muß der Generalgouverneur ihn zum Freunde halten, da es so viel zu verheimlichen und anders darzustellen gibt. Wenn daher ein Unterschied zwischen Beiden gemacht werden kann, so ist es höchstens der, daß der Generalgouverneur sich ausschließlich mit dem beschäftigt, was auf den Flüssen und dem Meere vorgeht, während der Gouverneur seine Aufmerksamkeit den Vorfällen auf dem Lande zuwendet.

Der dritte Beamte ist der Fan Tai oder Generalsteuerdirector, dessen Autorität sich wie die seiner beiden Vorgesetzten gleichfalls über die ganze Provinz erstreckt. Er empfängt die in Geld fixirten Steuern aus den Händen der Districtsvorstände. Diese zahlen das Geld direct in seinen Yamun ein und er übt deshalb einen großen Einfluß auf diese Leute aus. Außerdem hat er das Recht, dreimal im Jahre direct an den Kaiser zu berichten, und es ist deshalb seinen Vorgesetzten wünschenswerth, mit ihm auf gutem Fuße zu stehen. Die Normalgewichte und -Maße sind in seinem Yamun aufgestellt; er zahlt die Gehalte für sämmtliche Mandarinen, und die Neuangestellten müssen ihm ihr Patent vorzeigen. Außerdem endlich übt er mit den beiden Gouverneuren eine allgemeine Aufsicht über sämmtliche Vorkommnisse in der Provinz aus.

Nach ihm kommt der Nië Tai oder Provinzialrichter, der in Criminalfällen die höchste richterliche Autorität der Provinz ist; denn obwohl die Gouverneure bei Unterzeichnung von Todesurtheilen den Delinquenten noch einmal verhören, ist dies lediglich Formsache, die weder in der Hoffnung noch mit der Absicht vorgenommen wird, auf den Fall irgend neues Licht zu werfen. Wenn, wie es sehr häufig geschieht, in einer Provinz Aufstände gegen die Mandarinen ausbrechen, so ist der Nië Tai gewöhnlich der Mann, welcher zur Unterdrückung derselben abgeschickt wird. In diesem Falle übernimmt er das Commando der ihn begleitenden Truppen und wird mit dem Recht über Leben und Tod beliehen. Gelingt es ihm, den Aufstand mit Gewalt niederzuschlagen, dann werden die Köpfe wie Halme gemäht. Dies ist jedoch selten der Fall und meistens endet die Sache in einem Compromiß.

Der Nië Tai ist zugleich Inspector der kaiserlichen Post in der Provinz und hat wie der Fan Tai das Recht, dreimal im Jahre dem Kaiser direct zu berichten.

Der fünfte Beamte ist der Yun Tai, der Salzcommissär, der den Verkauf des Salzes und des im Inlande gewonnenen Eisens zu controliren hat, die beide ein Monopol der Regierung bilden.

Ihm folgt der Chu Tau oder Korncommissär, der letzte der Mandarinen, dessen Autorität sich über die ganze Provinz erstreckt. Er hat den in Naturalabgaben fixirten Theil der Steuern einzutreiben und ist zugleich Generalquartiermeister, der für die Verpflegung der Truppen in der ganzen Provinz verantwortlich ist.

Der siebente Beamte ist der Tau Tai. Was der Generalgouverneur für die Provinz, ist der Tau Tai für den Regierungsbezirk, deren Kwang Tung fünf zählt, das heißt er hat nicht wie der Salzcommissär oder Richter eine bestimmte Branche von Geschäften, sondern steht an der Spitze aller Departementsangelegenheiten sowohl der Civil- als Militärbehörden. Im Range steht er dem Korncommissär gleich und ist überhaupt eine wichtige Person.

Der achte Würdenträger ist der Chi Fu

oder Departementschef. Er ist der erste Beamte eines Departements und entspricht am nächsten unsern preußischen Landräthen.

Ihnen folgen die Tung Tschi oder Subpräfecten, deren Stellung sich der unserer höheren Polizeibeamten nähert. Sie sind überall dort stationirt, wo Unruhen zu fürchten sind, in großen Städten, in der Nachbarschaft der unabhängigen Gebirgsvölker, deren Zahl sich auf einige Millionen beläuft und die bis jetzt sowohl gegen Chinesen als Tataren noch ihre Freiheit behauptet haben, sowie an andern Punkten, wo Angriffe „fremder Barbaren" erwartet werden. Ebenso sind sie verpflichtet, Verbrecher in ihren Districten zu verhaften, und können für verschiedene Zwecke Truppen in Bewegung setzen.

Nach dem Tung Tschi kommt der Tschi Tschu, der Districtsmagistrat. Er ist zugleich Richter, Steuereinnehmer und Polizeidirector seines Districts. Sein Yamun ist die erste Instanz in allen Klagesachen, da das chinesische Gesetz bei Strafe von fünfzig Stockstreichen mit dem kleinen Bambus jede Appellation an eine höhere Instanz verbietet, ehe der Tschi Tschu eine Entscheidung getroffen. Der Dienst dieses Beamten ist ziemlich schwer, da er in den meisten Fällen die Untersuchung persönlich zu leiten hat. Es ist ausdrücklich im Gesetz erwähnt, daß weder Entfernung noch Wetter ihn davon abhalten dürfen, und er hat im Unterlassungsfall empfindliche Strafen zu gewärtigen. Alle wichtigeren Fälle muß er seinen Vorgesetzten melden und monatlich ein Verzeichniß aller gerichtlichen Klagesachen einreichen. Er ist so ziemlich für Alles verantwortlich, was in seinem Districte passirt, und schwebt in beständiger Gefahr vor Strafe für die Vergehen Anderer, lediglich, weil er nichts davon weiß. Wenn in diesem Falle sich ernstere Folgen ergeben, so werden auch über seine Vorgesetzten bis zum Generalgouverneur Strafen und zwar in einem Verhältnisse verhängt, das ungefähr so abnimmt, wie der Rang des Betreffenden steigt. Am deutlichsten zeigt sich dies in China einzige Strafverfahren in folgendem Auszug aus dem „Strafcodex für Mandarine."

„Wenn," heißt es in demselben, „durch Nachlässigkeit des Tschi Tschu verbrecherische Zusammenkünfte statthaben, die in offener Rebellion enden, so wird derselbe cassirt, der Departementschef wird zwei Stufen degradirt und von seinem Posten entfernt, der Tau Tai wird eine Stufe degradirt und geht gleichfalls seines Postens verlustig, der Provinzialrichter und Generalsteuerdirector werden zwei Stufen degradirt, behalten aber ihre Stellung, und die beiden Gouverneure werden um eine Stufe degradirt, gleichfalls mit Beibehaltung ihres Postens."

Dies ist ein für unsere Begriffe vollständig ungerechtes Verfahren, gilt aber als System in der ganzen chinesischen Regierungsform und ist eins seiner Hauptübel, da die Mandarine natürlich Alles daransetzen, in solchen Fällen die Sache zu unterdrücken, um selbst der unverdienten Strafe zu entgehen.

Der elfte Provinzialbeamte ist der Ksieng Tscheng oder Bürgermeister, ein Assistent des Tung Tschi und dessen Stellvertreter in Verhinderungsfällen. Er hat das Recht, über geringere Vergehen selbständig zu entscheiden, darf körperliche Züchtigungen verhängen lassen und Arretirungen vornehmen. Bisweilen wird er auch dazu verwandt, Verbrecher zu verhören, wobei ihm jedoch die Anwendung der Tortur zur Entdeckung der Wahrheit untersagt ist. Da aber in China die Gesetze nur gegeben scheinen, um übertreten zu werden, so wird nirgends die Tortur freigebiger angewandt als in den Verhören, wo die Ksien Tscheng präsidiren. Die Letztern haben zugleich die Controle über die Gefängnisse des Districts.

Auf diese Beamte folgen die Tsching Li oder Secretäre, von denen drei dem Generalsteuerdirector, drei dem Provinzialrichter und die übrigen den Tau Tai und Departementschefs als Hilfsarbeiter für Verwaltungsangelegenheiten zugetheilt sind.

Die letzte dieser bureaukratischen Rangstufen bekleidet der Shai Kwan oder Zollinspector. Diesen Posten kann nie ein Eingeborener der Provinz innehaben, sondern der dafür Bestimmte wird stets von Peking direct gesandt, und zwar gehört er unveränderlich dem kaiserlichen Haushalt an. Die Stellung war in frühern Zeiten außerordentlich lucrativ, ist es jetzt jedoch bedeutend weniger, da die inzwischen abgeschlossenen Handelsverträge aller arbiträren Gewalt des Shai Kwan über den ausländischen Handel Einhalt gethan haben.

Die Gehalte sämmtlicher Beamten sind

außerordentlich gering normirt, und es scheint, daß dieselben noch aus einer Zeit stammen, wo der Geldwerth mindestens das Zehnfache des heutigen betrug. So zum Beispiel beläuft sich der Gehalt des Generalgouverneurs auf 180 Taels oder etwas über 400 Thaler, der eines Districtmagistrats auf 60 Taels oder 140 Thaler. Daß mit einer solchen Summe weder der Eine noch der Andere leben kann, ist selbstverständlich, und wie überall rächt sich die schlechte Bezahlung der Beamten in den großartigsten Betrügereien, Unterschlagungen und Erpressungen, und es kann kaum eine demoralisirtere Classe von Beamten geben als die chinesischen Mandarine. Meadows hat berechnet, daß das wirkliche Einkommen des Generalgouverneurs mindestens 24,000 Taels und das eines Tau Tai 8000 Taels beträgt, und man kann daraus abnehmen, daß die Chinesen den Russen bei Weitem überlegen sind. Zu welchen schrecklichen Willkürlichkeiten die Erpressungen und Betrügereien der Mandarine bisweilen führen, davon haben wir hier vor Kurzem ein schlagendes Beispiel erlebt. In der Nähe von Peking lebte ein sehr bedeutender und einflußreicher Kaufmann, ein Abkömmling der durch die Mandschu gestürzten Mingdynastie und Besitzer von mehreren Millionen. Er stand mit dem Hof oder vielmehr mit den Mandarinen, welche den Kaiser umgeben und in seinem Namen regieren, in Geschäftsverbindung und gab häufig bedeutende Vorschüsse zu Staatszwecken, wenn augenblicklich kein Geld flüssig war. So hatte er auch vor zwei Jahren bedeutende Summen zum Bau der den Engländern so gefährlich gewordenen Takuforts vorgestreckt und zu seinem Erstaunen das Geld in kurzer Zeit wieder zurückbezahlt erhalten. Er deponirte die Geldfässer in seinen Gewölben und ließ sie, da die Geschäfte in Folge des Krieges daniederlagen, unberührt stehen. Vor etwa fünf Vierteljahren ging von Seiten des Hofes an den Banquier eine Anfrage wegen einer neuen Anleihe, zu der er sich auch bereitwillig zeigte und die ihm zurückgezahlten Gelder wieder hingab. Kaum ist dies geschehen, als er plötzlich verhaftet, der Falschmünzerei angeklagt, zum Tode verurtheilt und enthauptet wird. Sämmtliches Geld, was er zuletzt zurückempfangen, war falsch; die Mandarinen hatten den Mann auf das Schändlichste betrogen, und da sie jetzt selbst die Dupirten wurden, rächten sie sich auf solche Weise an dem Unschuldigen. Indessen ging die Sache diesmal nicht so ab; die vielen Freunde des unglücklichen Kaufmannes, auf's Aeußerste über solche Scheußlichkeit empört, verbanden sich zu offenem Widerstande, warben Truppen, verjagten und ermordeten die Mandarinen und zogen auf Peking, um den Kaiser zur Entschädigung zu zwingen. Dieser befand sich in einem unangenehmen Dilemma. Auf der einen Seite von den Alliirten, auf der zweiten von den Rebellen und auf der dritten von den schwer beleidigten Mings gedrängt, sah er wohl endlich ein, daß es mit der Herrschaft über das Reich der Mitte zu Ende sei, und zog es vor, sich aller Verantwortung durch eine Flucht nach seinen Erblanden, der Tatarei, zu entziehen.

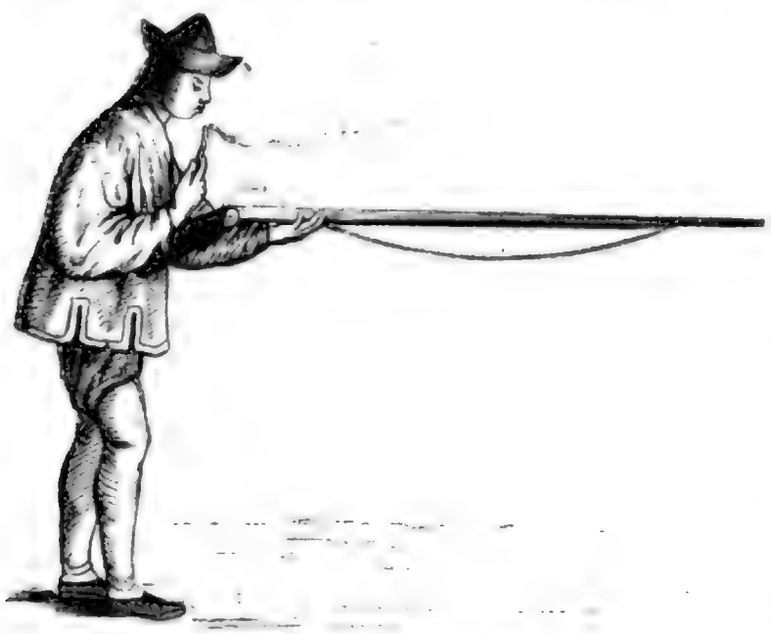
Alles ist in China schematisirt, Alles in genau bestimmte und vorgeschriebene Formen gepreßt, die, durch Jahrtausende sanctionirt, als Gesetze gelten, deren Uebertretung schwer geahndet werden würde. Pagoden, Tempel, Häuser, Straßen, Dschunken, Zöpfe — Alles ist eins wie das andere gebaut und geformt; hat man ein chinesisches Haus, eine Stadt, einen Garten, ein Culturfeld gesehen, so kennt man alle und so ist es auch mit den Yamuns. Sie sind alle in dem ganzen großen Reiche nach demselben Plan aufgeführt und enthalten vier große Abtheilungen. Die äußerste, nach der Straße gelegene schließt die Gefängnisse und Locale für kürzere Haft, sowie die Wohnungen der untern Polizeibeamten, Gefangenwärter, Executoren, Portiers u. s. w. in sich.

Die zweite Abtheilung enthält die verschiedenen Bureaus der dem Mandarin für die einzelnen Branchen seines Amtes zugetheilten Assistenten, ferner die Casse und die große Halle, in der die förmliche Untersuchung der vor den Gerichtshof des Mandarins gezogenen Fälle vorgenommen wird.

In der dritten Abtheilung liegt das Bureau des Mandarins selbst, sowie derjenigen Mandarine, die bei großem Geschäftsdrange ihm zeitweise zur Hilfe beigegeben werden. Ferner befinden sich hier die Empfangszimmer für Besucher des Yamuns, sowie die Räumlichkeiten für Gastmähler ꝛc., die Zimmer des richterlichen Beiraths und

Privatſecretärs des Mandarins und endlich die Küche des Letztern.

Die vierte Abtheilung bildet die eigentliche Privatwohnung des Beſitzers, in der die weiblichen Glieder ſeines Haushaltes, ſowie ſeine nächſten männlichen Verwandten wohnen und die außerdem kein männliches Individuum betreten darf. Die Bedienung geſchieht lediglich durch Mägde und die Verbindung mit der Küche wird durch eine in der Mauer befindliche, ſich horizontal drehende Trommel bewerkſtelligt, eine Einrichtung, wie man ſie ähnlich in europäiſchen Nonnenklöſtern findet.



Ein chineſiſcher Infanteriſt.

In den Yamuns der höhern Mandarine, die oft einen Flächenraum von tauſend Schritt im Geviert einnehmen, ſind die einzelnen Abtheilungen durch große Höfe getrennt und hinter der letztern befindet ſich häufig noch ein parkartiger Garten mit den prachtvollſten Baumgruppen, Pavillons, Teichen, Anlagen von Zwergbäumen und künſtlichen Felspartien, wie ich ſie früher geſchildert habe. Ich beſuchte den Yamun des Tatarengenerals von Canton, in welchen ſich der berüchtigte Yeh flüchtete, nachdem ſein eigener Palaſt durch die Bomben der Alliirten zerſtört war, und wo er gefangen genommen wurde.

Der erſte Eindruck, den das Gebäude auf den Beſucher macht, iſt kein freundlicher. Wie alle andern Staatsbauten iſt es ſehr vernachläſſigt. Die Mauern ſind vom Alter grau, verwittert und hier und dort fallen ſchon Steine heraus; die Höfe ſind mit Gras und Unkraut überwuchert, der Garten vollſtändig im Verfall und nur ein Laubengang war bei der Beſetzung durch die Alliirten ziemlich gut erhalten. Auf der Innenſeite des Eingangsthores ſah man in Waſſerfarben zwei rieſenhafte tatariſche Krieger abgebildet, mit tellergroßen, aufgeriſſenen Augen und grimmig geöffnetem Munde, der mit zollangen Zähnen reichlich verſehen war. Wahrſcheinlich ſollten ſie den haſenherzigen eintretenden Chineſen den Reſpect vor ihren Ueberwindern in's Gedächtniß rufen. Außerdem ſtanden zwei in Stein gehauene Löwen in dem Thorwege Wache. Den Bildhauern haben jedoch wahrſcheinlich die Modelle gefehlt und ſo ſind die Löwen halb Hund halb Katze geworden, grade wie ich ſie ſpäter auch in einer chineſiſchen Naturgeſchichte abgebildet geſehen habe. Dies nebſt den verſchiedenen in Stein gehauenen, aus Porcellan geformten, gemalten, geſchnitzten und eingravirten officiellen Drachen über den Portalen, auf den Dachfirſten, in den Zimmern und an den Wänden bildete den architektoniſchen Schmuck des ſonſt ohne allen Stil aufgeführten und jeder Kunſt baaren Gebäudes.

Zur Zeit der Beſetzung Cantons durch die Alliirten bewohnte das Kriegscommiſſariat den Palaſt, und wenn man eine halbe Stunde durch die ſchmutzigen, ſtinkenden, in vollſtändig chineſiſcher Originalität prangenden Straßen der Stadt gewandert war und ſich ſogar daran gewöhnt hatte, in einem durchaus fremden Lande zu ſein, machte es einen eigenen Eindruck, mitten in der von Millionen bewohnten Stadt auf ein Stück europäiſcher Civiliſation zu ſtoßen, das wie eine kleine Inſel in dieſem Ocean von fremdartigen Eindrücken ſchwamm. Faſt erſcheint es wie Ironie, wenn man ſieht, wie ſich eine Million Menſchen von ein paar hundert der ihnen ſo verhaßten Fan Kwei beherrſchen und maßregeln laſſen, und nichts charakteriſirt die Feigheit der Chineſen beſſer, als daß ſie dieſen Zwang ſo

geduldig und ohne alles Murren ertragen. Das Commissariat ist zugleich die Polizeistation, von der aus die in Constabler verwandelten Matrosen und Marinesoldaten des vor Canton liegenden kleinen Geschwaders die Ordnung in der gewaltigen Stadt aufrecht erhalten. Es ist als ein Wunder angestaunt, daß das große London von 6000 Constablern in Ordnung gehalten wird, und hier in dem chinesischen London, das an Ausdehnung und Bevölkerung dem europäischen nichts nachgibt, bewirken 200 dasselbe. Freilich gehen sie mit den Leuten nicht so höflich um wie dort. Neben einem tüchtigen Stocke hängt ein schwerer Säbel an ihrer Seite und ein sechsläufiger Revolver steckt im Gürtel, mit dessen Gebrauch nicht lange gezögert wird. Ueberdem haben die Chinesen einen heilsamen Schrecken vor dieser improvisirten Marinepolizei bekommen, seitdem die Franzosen vor einem Jahre ein so schreckliches Exempel statuirten. Der Koch und zwei Matrosen der Fregatte Rose waren an's Land gegangen, um Vorräthe einzukaufen. In einer engen Straße wurden sie plötzlich von Chinesen angegriffen, der Koch in ein Haus gezogen und ihm sofort der Hals abgeschnitten. Den beiden Matrosen gelang es, sich durchzuschlagen und den Vorfall an Bord zu rapportiren. Um dergleichen Hinterlist in Zukunft vorzubeugen, griff der französische Befehlshaber zu einem außergewöhnlich energischen Mittel. Er ließ 200 Mann seiner Besatzung mit einigen Geschützen in die Stadt marschieren, besetzte die beiden Eingänge der Straße, wo der Mord geschehen war, ließ von dem Hause, in welches man den Koch geschleppt, hundert Schritt nach jeder Seite abmessen und jeden Einwohner dieser Strecke ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niedermachen. Nach dieser Blutarbeit wurden die verfehmten Häuser der Plünderung preisgegeben und niedergebrannt. Dies Verfahren schmeckte freilich stark nach der Pelissier'schen Ausräucherungsmethode in Afrika, allein über seinen Nutzen für die Zukunft konnte kein Zweifel obwalten, und man weiß nur nicht, worüber man mehr staunen soll, über die maßlose Kühnheit der Franzosen, einen solchen Act mit 200 Mann mitten in einer feindlichen Stadt von über einer Million Bewohnern zu vollführen, oder über die grenzenlose Feigheit dieser Million, die sich ein solches Verfahren gefallen ließ. Wie bemerkt, hat das Mittel aber vollständig seinen Zweck erreicht; seit jener Zeit ist auch nicht der leiseste Angriff auf einen Europäer in Canton wieder versucht, und man kann unbewaffnet und ungefährdet die Straßen der Stadt durchwandern. Alles weicht scheu vor dem Weißen aus, und mir ist es passirt, daß selbst die Träger einer Mandarinensänfte ehrerbietig auf die Seite traten, um uns Raum zu machen. Freilich würde es, da grade zwei Constabler nahe waren, ihren kahlen Schädeln schlecht bekommen sein, wenn sie es nicht gethan hätten. Als wir in einen Laden getreten waren, um einige Sachen zu kaufen, hatte sich ein Haufen Neugieriger vor der Thür versammelt, um die Fan Kwei anzustaunen. Ihr Unglück wollte, daß ein Constabler vorbeiging, der von den meisten nicht bemerkt wurde. Alsbald senkte sich sein schwerer Stock mit einer Kraft auf ihre Köpfe, daß sie schreiend nach allen vier Winden auseinander stoben. Die Leute hatten harmlos ihre Neugierde befriedigt und es schien mir grausam, sie dafür auf diese Weise zu bestrafen, aber eine solche Behandlung ist leider nothwendig, wo sich die wenigen Europäer nur durch Furcht, die sie der Masse einflößen, behaupten können.

Ich besuchte auch den Yamun eines Districtmagistrats, der in den Augen des Volkes der schrecklichste ist, weil er die verschiedenen Gefängnisse enthält, in denen die ihrer Verurtheilung harrenden oder bereits verurtheilten Verbrecher in Haft sind. Als abschreckendes Beispiel für die gegen physischen Schmerz sehr empfindlichen Chinesen sind zu beiden Seiten des ersten Hofes in offenen und nur durch ein niedriges Gitter von dem Beschauer abgeschlossenen Hallen die Strafen für die einzelnen Verbrechen bildlich dargestellt. Da sieht man Enthauptungen, Kreuzigungen und alle denkbaren und undenkbaren Torturen und Todesqualen. Hier wird eine ungetreue Ehefrau in einen Sack genäht und in das Wasser gestürzt, dort der Mörder eines Mandarins zwischen zwei Bretter gebunden und mit einer großen Säge der Länge nach durchgeschnitten, an einem dritten Orte Jemand zu Tode geprügelt, und zwar weder auf den Rücken noch die Fußsohlen, sondern auf die Innenseite der Lenden, und dort werden einem Falschmünzer die Augen-

lider abgeschnitten. Wenn man die aus Holz geschnitzten Figuren der Richter, Henker und Delinquenten betrachtet, ihre Stellungen, ihren Gesichtsausdruck, und dabei bedenkt, daß die chinesischen Bildhauer ohne Modell nichts getreu wiederzugeben vermögen, so gelangt man zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß alle diese Strafen wirklich verhängt werden, und man kann nur mit Abscheu auf eine so raffinirte Grausamkeit, welche die ganze Nation brandmarkt, blicken. Eine gewöhnliche Strafe für Brandstifter ist auch, sie verhungern zu lassen oder sie durch Schlaflosigkeit zu tödten. In letzterem Falle werden in das Gefängniß des Unglücklichen Wächter gesetzt, die ihn auf jede Weise am Schlaf hindern müssen, bis er endlich den grausamsten Qualen erliegt. Man hat Beispiele, daß Menschen neun Tage lang diese Tortur aushielten, ehe sie der Tod erlöste.

Die verschiedenen Gefängnisse des Yamuns trugen nur dazu bei, unsern Abscheu vor dem chinesischen Strafverfahren zu erhöhen. Die Gefangenen, welche noch nicht verurtheilt waren, hatten es bei Weitem schlimmer als die übrigen. Sie saßen zu vierzig bis fünfzig in einem engen dunkeln Raume zusammengepfercht, in den bei uns kaum drei der schwersten Verbrecher gesperrt würden. Der Gestank in der Nähe dieser Höhlen war schrecklich; es ist unbegreiflich, wie Menschen in einer solchen Atmosphäre leben können, und doch befanden sich Viele schon Monate lang in diesen Pestlöchern, vergebens auf ihr Urtheil harrend. Der französische Officier, der uns führte, erzählte uns, mehr als die Hälfte der Gefangenen werde auf bloßen Verdacht eingesteckt, durch Tortur zu einem falschen Bekenntnisse gezwungen und ohne weitern Beweis verurtheilt. Einige hundert Rebellen schmachteten hier schon Jahre lang und in einem andern Raum ihre Mütter, Schwestern und Frauen, Alles in Fesseln. Die Mutter des Rebellenhäuptlings Tai Ping Wang, eine Greisin von nahe an siebzig Jahren, bewohnt schon seit acht Jahren als Gefangene diese schrecklichen Räume. Sie klagte uns ihre Noth unter Jammer und Thränen, und ich konnte mich bei dem Anblick der von Jahren, Kummer und Elend gebeugten Gestalt des tiefsten Mitleids nicht erwehren. Ich fragte unsern Führer, weshalb die Alliirten diese Unglücklichen, denen weiter keine Schuld beizumessen ist, als Anverwandte von Rebellen zu sein, nicht frei ließen. Er zuckte mit den Achseln und erwiederte: „Wir können uns nicht in die innere Verwaltung des Reiches mischen, dazu sind wir zu wenig.“ Er hatte Recht, aber so gut wie ein Constabler mit Stockschlägen jede Versammlung von Chinesen auseinander treibt, könnte der Stadtcommandant der Humanität durch Freilassung der ungerecht gefangen gehaltenen Unglücklichen einen Dienst leisten.

Es gab aber kaum eine in jeder Beziehung traurigere, schlaffere und inconsequentere Politik als die der Alliirten und namentlich der Engländer während des damaligen Krieges. Sie führten mit dem Kaiser von China Krieg wegen einer vermeintlichen Beleidigung, die der englischen Flagge zugefügt sein soll, die aber bei den Haaren herbeigezogen ist. Es wurden Millionen dazu aufgewandt, Tausende von Menschenleben geopfert und zu gleicher Zeit Engländer an die Spitze des Zollwesens gestellt, damit Seine himmlische Majestät auch wirklich die einkommenden Gelder erhalten und den Kampf gegen die rothhaarigen Barbaren fortsetzen könne. Die Rebellen, deren Zweck es ist, die Dynastie der Usurpatoren aus dem Lande zu jagen, ihr Vaterland von dem Drucke fremder Tyrannenherrschaft zu befreien, das Volk von dem physischen und moralischen Verderben des Opiumrauchens zu retten und an die Stelle des jetzt herrschenden Irrglaubens das Christenthum oder doch wenigstens eine Religion zu setzen, die dem letztern die Wege bereitet — führen ebenfalls mit dem Kaiser Krieg, und jeder Vernünftige sollte meinen, daß Lord Elgin nichts Eiligeres zu thun gehabt hätte, als sich mit ihnen zu verbinden! Nein, als es ihnen gelungen ist, Shangai zu nehmen, werden sie mit Feuer und Schwert daraus vertrieben, obwohl sie den Alliirten nie das Mindeste zu Leide gethan. Man bombardirt ihr Lager, mordet Tausende von Unschuldigen, schießt ihre Schiffe in Grund — und weshalb das Alles? O! Ihr sogenannten Pioniere der Civilisation, Ihr humanen und edeln Engländer, die Ihr unter dem Deckmantel christlicher Liebe handelt — Ihr mordet, sengt und brennt, weil Tai Ping Wang auf seine Fahne geschrieben: „Nieder mit dem Opium!“ Was

sollte dann aber aus dem Opiumhandel werden, der Euch jährlich so viel Hunderttausende abwirft? Hinc illae lacrymae! Das ist der einzige Grund, weshalb Ihr die Rebellen bekriegt!

Für kleinere Diebstähle werden ungemein harte Strafen verhängt. So kamen wir in ein Local, wo nur Diebe saßen. Sie hatten sämmtlich ein viereckiges Brett von 3 Fuß Seitenfläche und $1^1/_2$ Zoll Dicke mit einer Oeffnung für den Hals zu

Strafe für Diebe.

tragen, einige für vier, andere für sechs und acht Monate, und zwar bei Tage und bei Nacht. Das Brett wiegt ungefähr 20 bis 25 Pfund, die Kanten des Halsloches sind mit keiner besondern Sorgfalt glatt und rund gemacht und die geschundenen Nacken der Träger gaben hinlänglich Zeugniß von der furchtbaren Qual, die ihnen dies Brett bereiten mußte. Das Schrecklichste muß das Schlafen mit dem Instrumente sein. Wir ließen uns die Lage von einem der Delinquenten vormachen; aber mir bleibt es unbegreiflich, wie ein Mensch in einer solchen Situation ein Auge schließen kann. Der Verbrecher legt sich nämlich mit dem Körper auf eine etwa einen Fuß hohe Pritsche, stellt das Brett perpendiculär auf die Erde und ruht mit dem Hals in dem Ausschnitte, der noch einen halben Fuß höher als die Pritsche liegt. Die beigefügte chinesische Originalzeichnung zeigt einen solchen Unglücklichen. Andere wieder können im Gefängnißhofe frei umhergehen, aber sie müssen einen fünfzig Pfund schweren Stein, der mit einer langen Kette an ihrem Halse befestigt ist, mit sich herumschleppen. Dabei wird jedem Verbrecher der Zopf abgeschnitten, eine Strafe, die der früher bei uns gebräuchlichen Brandmarkung gleichkommt.

Ich verließ vollständig degoutirt diesen Schauplatz menschlichen Elends, das sich hier in seiner scheußlichsten Gestalt zeigte, und nie werde ich diese verthierten, mit dem Stempel des Lasters gezeichneten Gesichter vergessen, die mich durch die Bambusstäbe der Gefängnißwände anglotzten und den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung zeigten.

Wir erwähnen außerdem noch der Shi Ye oder richterlichen Beiräthe und Privatsecretäre der Mandarinen. Diese Leute verdienen einige weitere Bemerkungen. Die Shi Ye sind nämlich in China die einzigen Personen, welche sich lediglich mit dem Studium des Rechts beschäftigen und daher unsern Justizbeamten entsprechen. Trotzdem werden sie fast nie Mandarine (Richter) und eben so wenig Advocaten streitender Parteien, sondern sind lediglich Privatsecretäre des sie beschäftigenden Mandarins, ohne daß sie der Staat als Beamte anerkennt. Ihr alleiniges Geschäft ist, das Interesse des Mandarins wahrzunehmen, ihm zu sagen, wie er die Verhöre anzustellen oder in stricter Uebereinstimmung mit dem Gesetze Entscheidungen zu treffen hat, so daß er nicht in eine der für solche Fälle bestimmten Strafen verfällt. Alle aus dem Yamun hervorgehenden Documente werden deshalb von diesen Leuten revidirt und die wichtigsten von ihnen selbst verfaßt. Der Gehalt dieser Beamten ist ziemlich hoch und beläuft sich auf 3000 Thaler, wozu noch beinahe eben so viel an Geschenken von den subordinirten Mandarinen kommen. Wehe demjenigen, welcher sich weigern sollte, diesen Tribut zu entrichten; jede Appellation an ein höheres Tribunal würde ihn in endlose Schwierigkeiten stürzen.

Außer diesen Shi Ye hat der Mandarin noch einige Yamuns in seinem Privatdienste. Das Geschäft dieser Leute ist die Controle und Vereinnahmung aller illegalen Spesen und Sporteln des Mandarins, wie zum Beispiel der Abgaben von Spielhäusern, die der Mandarin im directen Widerspruch mit dem Gesetz in seinem Districte duldet. Ebenso empfängt der Yamun die Geschenke der untergeordneten Mandarinen und bringt die seines Herrn an dessen Vorgesetzte; mit einem Wort, er besorgt alle derartige Geschäfte für den Mandarin, deren Natur dem

Letztern nicht erlaubt, in eigener Perſon dabei thätig zu ſein. Gewöhnlich iſt der Yamun ein Verwandter des Mandarins, ja oft hat er demſelben die nöthigen Summen vorgeſtreckt, damit er ſich ſeinen Poſten

Hochzeitsproceſſion.

kaufen konnte; denn die alten chineſiſchen Staatsmaximen, denen das große Reich hauptſächlich ſeinen langen Beſtand verdankt und nach denen nur wahres Verdienſt befördert wurde, haben unter der Mandſchudynaſtie ſchon lange dem Handel mit Staatsſtellen weichen müſſen.

Von den ſubalternen Staatsbeamten ſind noch die Schu Pan oder Yamunſecretäre zu erwähnen, die etwa die Geſchäfte unſerer Regiſtratoren oder Actuare verſehen. Geſetzlich dürfen dieſelben nur fünf Jahre lang ihren Poſten bekleiden. Dann ſollen ſie gewechſelt werden, weil — ſo heißt es in der betreffenden Beſtimmung — ſie im Verlauf dieſer Zeit ſo genau mit dem Geſchäftsgange des Yamuns vertraut werden, daß man ſich von ihrer Seite Mißbräuche verſehen könne. Trotzdem iſt es eine bekannte Thatſache, daß der Poſten eines Schu Pan in den größern Yamuns Eigenthum der Inhaber iſt, den ſie nicht nur lebenslänglich behalten, ſondern an ihre Kinder vererben oder verkaufen können. So lange ſie ihn ſelbſt

behalten, sind sie nur verpflichtet, alle fünf Jahre ihre Namen zu wechseln. Das ist ein anschauliches Beispiel, wie man in China versteht, die Gesetze zu umgehen. Der Gehalt, welchen sie vom Staate beziehen, beläuft sich auf 50 bis 60 Thaler jährlich; ihr Antheil von den illegalen Spesen, welche alle Parteien, die vor dem Yamun in irgendwelcher Angelegenheit erscheinen, an dessen verschiedene Beamte zahlen müssen, verzehnfacht jedoch mindestens ihr Einkommen.

Die Tschai Yu, gleichfalls Staatsdiener, sind Häscher, Gefangenwärter, Policisten ꝛc., die ihren Unterhalt wie die Secretäre lediglich auf unredlichem Wege erlangen. Nicht selten stehen sie mit Räuber- oder Diebsbanden in Verbindung, die sie dafür bezahlen, daß sie ein Auge zudrücken.

So stiehlt, betrügt, erpreßt und unterschlägt in China Alles, was mit der Regierung zusammenhängt, und es kann in dieser Beziehung nicht leicht ein demoralisirteres Beamtenthum geben, wie im Reich der Mitte.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über die Beamten will ich noch einige Worte über das Verfahren beifügen, mittelst dessen sich reiche Personen in China von jeder Strafe für ein Vergehen frei machen können. Ich habe bereits weiter oben gesagt, daß für Geld ein Chinese Alles thut, ja daß er sich sogar dafür enthaupten oder kreuzigen läßt. So paradox es auch im ersten Augenblicke klingen mag, daß Jemand für Geld sein Leben hingibt, ist es nichtsdestoweniger der Fall und zwar gar nicht so selten. Betrachtet man jedoch die nähern Verhältnisse des Landes, die Uebervölkerung, in Folge deren viele Millionen Menschen im größten Elend leben, ja viele Tausende aus Hunger und Noth umkommen, so erscheint es weniger wunderbar, daß sich Unglückliche finden, die, um ihre Familie von dem Hungertode zu retten, ihr erbärmliches Dasein für Geld dem Henker überliefern.

In einem der östlichen Districte der Provinz Kwang tung, der ähnlich wie unser Eichsfeld oder ein Theil Schlesiens öfters von Hungersnoth heimgesucht wird, ist die hauptsächliche Recrutirungsstation für solche stellvertretende Todescandidaten, und man kauft sie dort für 50 Taels oder 150 Thaler, eine Summe, die bei uns einem Werthe von ungefähr 500 Thalern entspricht. Dieser billige Preis ist die Ursache, daß in der Nähe jenes Districts so häufig Mandarinen ermordet werden und Aufstände ausbrechen. Wenn nämlich eine Anzahl der reicheren Einwohner mit dem Benehmen des Mandarins unzufrieden ist, so wird nie Furcht vor Strafe sie von der Aufreizung des Pöbels zu Unruhen abhalten, weil sie für eine geringe Summe stets Stellvertreter finden, die im Fall eines Mißlingens die Thäterschaft auf sich nehmen. Das nachfolgende Factum wird dies am besten veranschaulichen.

Im Jahre 1853 wurde in dem erwähnten Departement der Districtsmagistrat bei einem Volksauflaufe ermordet und in Folge dessen der Provinzialrichter mit einer Truppenmacht dahin entsandt, um die Thäter zu verhaften und zu bestrafen. Bei seiner Ankunft jedoch fand er einen Haufen bewaffneter Menschen, die ihm Widerstand leisteten, und da er bei einem Zusammenstoße den Kürzern zu ziehen fürchtete, wurde die Sache, wie es bei solchen Anlässen in China gewöhnlich geschieht, durch einen Compromiß beigelegt. Die reichern Bürger nämlich, welche die Anstifter des Mordes waren, aber gleichzeitig einen Kampf mit den Truppen des Richters scheuten, kauften ungefähr zwanzig Stellvertreter und bewogen den Sohn des ermordeten Mandarins durch ein Geschenk von 100,000 Dollars, stillschweigend zu erlauben, daß diese Menschen sich als Anstifter, Rädelsführer und Theilnehmer ꝛc. angäben.

Der Richter, welcher andererseits durch den Gesetzcodex verpflichtet war, die Strafälligen aufzufinden und zu executiren, wenn er nicht selbst bestraft werden wollte, stand in Anbetracht der Umstände gern von Ergreifung der wirklichen Thäter ab und ließ die zwanzig unschuldigen Substituten hinrichten. Dies ist eins der vielen Beispiele, die täglich die Handhabung der chinesischen Gerechtigkeitspflege illustriren. Leider sind es aber nur nothwendige Consequenzen der Gesetze selbst, die jeden Mandarin mit strenger Strafe bedrohen, wenn er nach Kundwerdung eines Verbrechens die Thäter nicht entdeckt. Entweder wird daher die Sache vertuscht oder ähnlich wie in obigem Falle verfahren; jedenfalls aber durch jenes Gesetz ein System von Falschheit und Corruption erzeugt und genährt,

das der edeldenkende Europäer kaum begreifen kann und das öfter, wie im vorliegenden Falle, zu Greuelthaten führt, die schaudererregend sind.

Wenn daher die Rebellen dem Programm, das sie auf ihre Fahne geschrieben, getreu bleiben und an die Stelle der alles Gefühl empörenden Mandarinenwirthschaft ein neues Staatsgebäude setzen wollen, so liegt es im Interesse der Humanität, sie in diesem Vorhaben auf alle mögliche Weise zu unterstützen, nicht aber, wie die Engländer es gethan, sie ohne Grund zu morden. Freilich fragt es sich, ob Tai Ping Wang der Mann dazu ist, das Programm durchzuführen und der Gründer einer neuen Dynastie zu werden, die über nahe an 400 Millionen Seelen herrschen soll. Man hört die verschiedensten Urtheile über diesen Mann. Einige sprechen ihm alle Fähigkeiten dazu ab, Andere wieder behaupten das Gegentheil und unter diesen der ehemalige Missionär und jetzige Inspector der chinesischen Schulen in den englischen Besitzungen, Herr Lobscheid, der ihn erzogen und jedenfalls ein competentes Urtheil über ihn hat. Immerhin dürfte seine Thronbesteigung für China schon deshalb von großem Werth sein, weil er europäische Bildung genossen, weil er das Land dem fremden Verkehr öffnen und dadurch der Civilisation am meisten Vorschub leisten würde. Der Sturz der Mandschu aber kann dem Lande nur zum Vortheil gereichen. Eine Wirthschaft, wie sie unter dem Tatarenregiment herrschte, mußte das Reich an den Rand des Verderbens und in kürzester Zeit zur Anarchie führen.

Außer den Pagoden, Tempeln und Yamuns gibt es kaum noch in Canton öffentliche Gebäude, die weiterer Aufmerksamkeit werth wären. Nur die Wan-Schau-Kung will ich noch erwähnen, eine geräumige Halle, die in jeder Provinzialhauptstadt dem Kaiser geweiht ist. Ihre Wände und alles Zubehör dieser Halle tragen die gelbe kaiserliche Farbe und sie ist lediglich zu dem Zweck erbaut, um in ihr dem abwesenden „Sohn des Himmels," der auf „des Drachen Sitze" thront, Huldigungen darzubringen. Drei Tage vor und drei Tage nach den kaiserlichen Geburtstagen sind alle Regierungsbeamte, Militär und Civil, sowie die vornehmsten Einwohner der Stadt verbunden, in dieser Halle zu erscheinen und dem Kaiser ihre Verehrung zu Füßen zu legen, und zwar in derselben devoten Weise, als wenn er selbst gegenwärtig wäre. Es gibt keine Sitze in diesem geheiligten Raume, sondern Jeder, der ihn betritt, bringt ein Kissen mit, auf das er sich mit untergeschlagenen Beinen setzt. So weiß der Mandschuherrscher auch in den entferntesten Theilen seines Reiches den Respect vor dem Sohne des Himmels aufrecht zu erhalten.

Die Theater, deren Canton eine zahllose Menge besitzt, können in baulicher Beziehung keine Ansprüche auf Beachtung machen; es sind ziemlich große, aber äußerst roh zusammengeschlagene einstöckige Gebäude, die nach Art unserer Jahrmarktsschaubuden mit sehr klapperiger Bühne und improvisirten Sitzen für das Publicum aufgerichtet sind. Verschiedene Classen von Plätzen scheint es nicht zu geben, nur die Frauen sitzen getrennt von den Männern auf einer etwas erhöhten Tribüne. Der erste Platz scheint auf der Bühne selbst zu sein, wenigstens führte man uns mit großer Devotion stets dorthin, wenn wir ein Theater besuchten und in Ermangelung von 50 Cash chinesischer Scheidemünze, von der 1500 auf einen spanischen Thaler gehen und mit der sich Europäer nie schleppen, einen Vierteldollar Eintritt bezahlten. Leider verstehe ich nicht Chinesisch und bin daher außer Stande, ein Urtheil über den Inhalt und Werth der zur Darstellung gekommenen Pieces abzugeben; aber so viel ich aus der Mimik habe abnehmen können, ist der Inhalt nach unsern Begriffen Unsinn und deshalb ihr Werth Null. Ein Chinese kann sich kein Vergnügen ohne Lärm denken; je größer der Lärm, desto größer das Amusement, und wollen die Theater volle Häuser haben, so müssen die Directoren dafür sorgen, daß das Publicum mit dem gehörigen Geräusch regalirt wird. Da muß man nun allerdings gestehen, daß in dieser Beziehung etwas Ordentliches geleistet wird, und wer nicht sehr gute Nerven hat, muß ein chinesisches Theater nicht besuchen. Zwei Gongs, diese meilenweit schallenden Metallbecken, ohne welche Festlichkeiten in China nicht denkbar sind, ein Paar kleinere Becken, verschiedene Arten Trommeln und eine Mark und Bein durchdringende Blechclarinette bilden das Orchester, das sein schreck-

liches Ensemble nicht nur zur Ouvertüre und in den Zwischenacten, sondern mit unermüdlicher Ausdauer auch während des Spiels auf der Bühne erklingen läßt. Nach jedem Satze, den ein Acteur gesprochen, fällt das Orchester mit einer entsprechenden Sentenz ein, deren Dauer und Stärke sich nach dem mehr oder minder wichtigen Inhalte der betreffenden Phrase zu richten scheint.

Mandarine sind natürlich die Hauptpersonen; sie kommen während des ganzen Abends nicht von den Brettern, und jedenfalls ist die Auswahl der zur Aufführung kommenden Stücke nicht groß. Ich habe chinesische Theater in Singapore zweimal, in Hongkong dreimal und in Canton einmal besucht und dadurch gewiß einen großen Heroismus gezeigt, allein sämmtliche Pieces sahen sich so ähnlich, daß ich mich versucht fühlte, sie für ein und dasselbe Machwerk zu halten. In jedem erschienen ein halbes Dutzend Mandarine in ihren verschiedenen Uniformen und Abzeichen, sodann verschiedene als Frauen verkleidete Männer — Frauen treten nie im Theater auf — die irgend eine Klage vorbrachten, und schließlich Stockprügel, Enthauptung und eine ganze Reihe anderer Strafen. In Singapore fragte ich einen der Schauspieler, welcher etwas Malaiisch verstand, nach den geschriebenen Rollen, erhielt jedoch die Antwort, daß sie keine hätten, sondern Alles aus dem Kopfe hersagten. Souffleure habe ich auch nirgends bemerkt, und ich denke mir, daß die Darstellungen stereotype Volksstücke sind, die sich traditionell, wie bei den alten Griechen die Gesänge ihrer Dichter, im Munde der Schauspielerkaste fortpflanzen, aber schon deshalb nicht sehr mannigfaltig sein können. Merkwürdig contrastirte mit der sonstigen höchst ordinären und ärmlichen Theaterausrüstung die Garderobe durch ihren Reichthum. Das war kein Theaterflitter, sondern, wie wir uns selbst überzeugten, Alles reell. Die Uniformen der Mandarinen waren echt, vom schwersten Seidenstoff und mit den prachtvollsten Stickereien in Gold, Silber und farbiger Seide geschmückt, ja häufig fast buchstäblich bedeckt. Ich überschätze gewiß nicht, wenn ich einzelne dieser Roben nach unserm Geldwerth auf 200 bis 300 Thaler veranschlage, und das ist für eine Bühne, die in sonstiger Beziehung kaum den vagirenden Schauspielertruppen gleich zu achten ist, gewiß etwas Außerordentliches. — Es gibt in den Theatern viel für das Geld. Die Vorstellungen dauern von Abends sieben Uhr bis gegen Mitternacht, ohne wesentliche Unterbrechung, obwohl nur chinesische Nerven so lange ausdauern können. Ein Umstand, der nicht sehr für den Gehalt der Darstellungen spricht, ist mir noch aufgefallen. Nie habe ich bemerkt, daß das Publicum auf irgend eine Weise seinen Antheil an der Handlung kundgab. Nicht das leiseste Zeichen der Billigung oder Mißbilligung, kein Lachen zeigte sich in dem dichtgedrängten Hause, sondern stets thronte derselbe theilnahmslose, stupide Ausdruck auf den Gesichtern, der sich allemal in der Physiognomie des Chinesen zeigt, wenn er sich langweilt.

Wenn in civilisirten Ländern das Theater mit Recht als ein Kriterium für die Bildungsstufe des Volkes gelten darf, so läßt sich dies in China schon deshalb nicht anwenden, weil Schauspieler, wie auch in frühern Zeiten bei uns, hier als eine Kaste angesehen werden, die außer dem Bereich der Gesellschaft steht und nebst Gerbern und Lederarbeitern mit Abdeckern und Henkern rangirt. Sie gehören fast sämmtlich einer Kaste an, die Do Be heißt und deren Entstehung ein politisches Ereigniß zu Grunde liegt. Ihre Voreltern erhoben nämlich vor etwa vierhundert Jahren die Fahne des Aufruhrs gegen ihren Kaiser, wurden aber besiegt und zur Strafe für ihr Verbrechen für ewige Zeiten in den Bann gethan. Sie können nie ein Staatsamt bekleiden, keinen literarischen Grad erlangen und nicht einmal nach eigener Wahl ein Handwerk oder Geschäft betreiben. Nur als Schauspieler, Sänftenträger, Hausierer oder Barbiere dürfen sie ihren Lebensunterhalt suchen.

Während die Männer im Schweiße des Angesichts auf den Brettern ihr Brot erwerben, suchen ihre Frauen auf eine andere Art, und zwar als Freiwerberinnen, Geld zu verdienen. — Es ist eine ziemlich ausgemachte Sache, daß im ganzen chinesischen Reiche kein Mädchen die Chance zu fürchten braucht, als alte Jungfer zu sterben, und eben so sicher ist es, daß mit Ausnahme der buddhistischen und taoutistischen Nonnen, deren Keuschheitsgelübde stets sehr verdächtiger Natur bleibt, jede weibliche Chinesin über zwanzig Jahren Frau oder

Mutter iſt. Gewöhnlich wird ihr Schickſal ſchon entſchieden, nachdem ſie kaum geboren iſt oder während ſie noch in den Kinderſchuhen ſteckt. Die eheliche Verbindung der im Himmel für einander beſtimmten Gatten wird nicht dem glücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden anheimgeſtellt, ſondern zur Vermeidung aller Mißgriffe wohlweislich von den Eltern und Verwandten in die Hand genommen und ſichergeſtellt. Jene ſüße Zeit der erſten aufdämmernden Liebe, ſo reich an ſüßen Empfindungen und heimlichem Glück, blüht in China weder für Jüngling noch Jungfrau. Liebe iſt bei der Heirath nicht vorhanden. Man liebt ſich nicht, um ſich zu heirathen, ſondern heirathet ſich, um ſich vielleicht ſpäter zu lieben. Eine Heirath iſt eine Geſchäftsſache und zwar eine ſehr ernſtliche, die Jahre lang beſprochen, nach allen Seiten hin erwogen und ſorgſam geprüft wird. Alle Präliminarien, als Feſtſetzung der Mitgift ꝛc., werden entweder durch einen gemeinſchaftlichen Freund beider Familien oder durch die Sun Neang, eine privilegirte Claſſe von Leuten, arrangirt, und zwar gehören die Frauen der Schauſpieler zu dieſer Gilde. Sind ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt und geht die Hochzeit vor ſich, ſo bleibt die Freiwerberin einige Tage vor und nach der letztern als Geſellſchafterin und Hilfe der Braut und empfängt dann den Lohn für ihre Bemühungen.

Eine chineſiſche Hochzeit wird als eins der größten Freudenfeſte betrachtet, die das Leben bietet, und je nach der Lebenslage der Betheiligten geht es dabei ungemein hoch her.

Das wichtigſte Geſchäft dabei iſt zunächſt die Beſtimmung des geeigneten Tages durch einen Wahrſager, deren einige Dutzend Arten in China exiſtiren und auf welche ich ſpäter noch zurückkommen werde. Die gewöhnlichen Chineſen ſind ſo abergläubiſch, daß ſie keine Sache von Bedeutung vornehmen, ohne in den Tempeln mit den früher beſchriebenen Holzſcheiben oder Stäbchen Experimente anzuſtellen und, um nichts zu verſäumen, auch noch drei, vier Wahrſager zu befragen. Iſt endlich der glückliche Tag gekommen, ſo geht die Ceremonie vor ſich. Sämmtliche Anverwandte und Freunde der Braut verſammeln ſich vor dem Hauſe der Letztern, um ſie in einer ganz vergoldeten Sänfte abzuholen und ſie dem Bräutigam zuzuführen. Sie hat zu dieſem Zweck die koſtbarſten Kleider angezogen, die verkrüppelten Füße in drei Zoll lange Schuhe gezwängt, bis zur Wade mit farbigen Seidenſtreifen eingewickelt und das lange ſchwarze Haar, zu einer breiten Flechte gewunden, in Neſtform mit goldenen Nadeln befeſtigt. Ehe ſie jedoch das Zimmer verläßt, zieht ihr die Mutter einen dichten Schleier über Kopf und Geſicht, ſo daß ſie vollſtändig verhüllt die Sänfte beſteigt, die außerdem ganz verſchloſſen iſt. Sodann ordnet ſich der Hochzeitszug. Voran ſchreiten einige männliche Verwandte, die an hohen Stangen die Gedächtnißtafeln der Brauteltern tragen. Dies ſind runde Tafeln von ſtarkem Papier, auf denen in goldenen Charakteren die Namen und Geburtstage der Betreffenden, ſowie der Rang oder literariſche Grad des Vaters verzeichnet ſtehen und die in der Gedächtnißhalle der Voreltern, deren es in jedem anſtändigen Hauſe eine gibt, aufbewahrt werden. Ihnen folgt eine Reihe Knaben, wie alle Theilnehmer des Zuges ſehr phantaſtiſch aufgeputzt, die große, buntbemalte Körbe mit den Speiſen und Getränken tragen, welche die Braut zur Herrichtung des Hochzeitsmahles ſendet. Nach ihnen kommen wieder Männer mit Fahnen, Laternen und bunt beflitterten Stöcken, mit denen ſie die Volksmenge abhalten. Alsdann folgt die von vier Kulis getragene Brautſänfte, und der Zug ſchließt ungefähr in derſelben Reihenfolge, wie er angefangen, nur daß noch ein Muſikcorps ihn vermehrt und für den gehörigen ohrenzerreißenden Lärm ſorgt (S. 375). Während das Haus der Braut durch nichts ausgezeichnet wird, hat man das des Bräutigams auf die großartigſte Weiſe ausgeſchmückt, vor der Thür quer über die Straße eine Art Triumphbogen gebaut, der mit Galerien verſehen und wie das Innere der Tempel mit jenen Tauſenden von Schnitzereien, Flittern und Curioſitäten ausſtaffirt iſt, für deren größten Theil wir nicht einmal Namen haben.

Nach Ankunft der Proceſſion vor dem Hauſe des Bräutigams wird die Sänfte im Hausflur niedergeſetzt und die dichtverſchleierte Braut von der Sun Neang in ein dazu beſtimmtes Zimmer geführt, nachdem ſie vom Bräutigam, der vielleicht ſelbſt noch nie ihr Geſicht geſehen, ehrerbietig be-

grüßt ist. In dem Zimmer wird der Schleier abgenommen, und nun beginnt eine trübe Stunde für das arme Mädchen. Sie wird nämlich für die Verwandten des Bräutigams zur Schau gestellt und laut von diesen kritisirt. Wie mir versichert ist, soll dabei kein Blatt vor den Mund genommen werden und namentlich der weibliche Theil der Verwandtschaft auf eine unbarmherzige Weise sein Urtheil abgeben. Wie die Braut diese Glossen und Verunglimpfungen aufnimmt, ist der Prüfstein für ihre Liebenswürdigkeit. Je ruhiger und gleichmüthiger sie dabei bleibt, eine desto höhere Meinung erhalten die versammelten Gäste von ihrem Charakter, und jedenfalls ist diese Ansicht nicht so unrichtig.

Nach dieser Ausstellung wird das Hochzeitsmahl gehalten; jedoch speist die Braut mit den weiblichen Gästen in einem andern Zimmer, getrennt vom Bräutigam und den Männern, und wird ihm erst am Abend durch die Sun Neang zugeführt, um von ihm in das Brautgemach geleitet zu werden. Am andern Morgen erscheint sie zum ersten Male mit den Schmetterlingsflügeln; die einfache Flechte der Jungfrau hat dem Haarputz der Frau Platz gemacht, und sie bekundet dadurch, daß sie verheirathet ist.

Eine kirchliche Feier findet bei chinesischen Hochzeiten nicht statt; die einzige religiöse Ceremonie ist, daß sich die Gatten am Morgen nach der Hochzeitsnacht in die Gedächtnißhalle der beiderseitigen Voreltern begeben und dort beten. Das wird als die letzte Besiegelung des ehelichen Bundes betrachtet.

Mit dem Augenblick, wo die Braut in der Sänfte aus dem Hause ihrer Eltern scheidet, hört sie auf, ein Mitglied ihrer Familie zu sein, tritt aber dafür in das Verhältniß einer wirklichen Tochter zu ihren Schwiegereltern, das heißt, sie steht gänzlich unter dem Commando ihrer Schwiegermutter und hat, so lange diese lebt, im Hause nicht das Geringste zu sagen.

Vielweiberei ist in China nicht nur erlaubt, sondern existirt auch vielfältig; ja oft bewegen Frauen, die unfruchtbar sind, selbst ihre Männer, eine zweite Frau zu nehmen, da eine kinderlose Ehe in China als eine große Strafe der Götter betrachtet wird. Die zweiten und übrigen Frauen werden entweder wie die erste durch Vermittlung geheirathet oder einfach von dem Manne gekauft; jedoch fallen alle Feierlichkeiten fort und die Hochzeit wird ganz geräuschlos vollzogen. Eben so wenig dürfen die Nebenfrauen in demselben Hause mit der ersten Frau wohnen; jedoch stehen sie unter dem Commando der Letztern und nicht der Mann, sondern sie hat über die Art und Weise zu bestimmen, wie die Concubinen leben sollen. Die aus solchen Ehen hervorgehenden Kinder sind sämmtlich legitim und haben gleiche Rechte mit den Kindern der ersten Frau.

(Schluß folgt.)

Von Paris nach Bran.

Briefe von einer Dame.

I.

Der erste Tag des neuen Jahres war angebrochen. Wenn an und für sich schon der Schritt von einem Jahr in's andere ein ernster ist, weil Freuden und Leiden des Vergangenen noch einmal vor der Seele vorüberziehen und der Blick fragend in die Zukunft schweift, so war er es für mich diesmal um so mehr; denn ich sollte ja Freunde, Verwandte, das schöne Paris, ja sogar Europa verlassen, um im fernen unbekannten Afrika mir eine neue Heimath zu gründen. In den Straßen von Paris wogte es bunt durcheinander, lauter fröhliche, lachende Menschen, die, sich beglückwünschend, aneinander vorübereilten, zum Theil bepackt mit Bonbonières und kleinen Angebinden, die sie, der dortigen Sitte gemäß, den Freunden als Neujahrsgruß brachten. Auch bei mir fanden treue Freunde sich ein, wenn auch weniger heiter und vergnügt des nahen Abschieds wegen. Die Koffer standen fertig da, nur wenige Stunden noch, und es war ein neuer Lebensabschnitt für mich angebrochen. Ich übergehe die bittern Augenblicke des Scheidens, derartige Momente des Lebens lassen sich nur nachfühlen, aber nicht beschreiben. Wir saßen in unsere Mäntel eingewickelt, denn der Tag war kalt, im Waggon, die Locomotive zischte und schnaubte, als ob sie das Zeichen nicht erwarten könnte; endlich ward es gegeben und fort brauste sie, das schöne Paris immer weiter hinter uns zurücklassend. Es liegt nicht in meiner

Absicht, eine Beschreibung der Route zwischen Paris und Marseille zu geben, der Weg ist zu bekannt, als daß es der Mühe lohnte, zumal da man bei der rasenden Eile der Eisenbahnen die Gegenden nur wie im Fluge überschaut und wenig Genaues darüber zu sagen vermag. Wir hatten Paris Abends 8 Uhr verlassen und waren am andern Abend wohlbehalten in Marseille, wo wir in einem der schönen Hotels, die den Blick nach dem Meere hin gewähren, auf's Beste logirt waren. Marseille ist schön gebaut und trägt vollkommen den Stempel einer Weltstadt an sich. Schiffe aller Nationen liegen hier vor Anker, hauptsächlich Kauffahrteifahrer, die den überseeischen Handel vermitteln, und Auswandererschiffe. Der Hafen ist groß und schön gebaut, er kann bei 900 Schiffe bergen, nur ist er für Kriegsschiffe nicht tief genug. Die Stadt zieht sich halbmondförmig am Hafen hin, lehnt sich mit der Rückseite an schöngeformte Berge an, auf welchen, in Olivenwäldern und Mandelpflanzungen versteckt, reizende Landhäuser sich befinden, und hat im Angesichte die offene See. Einen hübschen Anblick gewähren die vielen Orangenbäume, die auf den flachen Dächern der Häuser und auf Balconen angebracht sind, wohingegen die große Menge der dicht beieinander stehenden Olivenbäume, mit ihrem dunkeln Laub, der Gegend einen trüben, melancholischen Anstrich gibt. Die Straßen sind breit und schnurgrade, die Hauptstraße aber, die sich fast durch die ganze Stadt hinzieht und zugleich die Verbindung zwischen dem neuen Theil und der Altstadt bildet, ist mit den Boulevards in Paris zu vergleichen; sie ist eine Stunde lang, hat eine doppelte Reihe Alleen, unter welchen Buden angebracht sind, wo alles Mögliche zum Verkauf ausgestellt ist. Man könnte überhaupt Marseille das kleine Paris nennen, wenn man die Pracht der Magazine, das ungeheure Getreibe auf den Straßen und den überall hervortretenden Luxus in Betracht zieht.

Wir waren in grimmiger Kälte von Paris abgegangen, aber hier fühlte man schon die milde Luft des Südens, die Sonne schien so warm, daß man bei offenem Fenster sitzen konnte, die See war spiegelglatt und lud auf's Freundlichste ein, sich ihr zu vertrauen; blieb das Wetter nur wenige Tage so schön, so hatten wir die herrlichste Ueberfahrt und konnten in sechsunddreißig Stunden in Oran sein. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und — das Meer ist ein tückisches Ungeheuer! Der Tag der Abreise kam und der Himmel war trüb, die See ging hoch. Nichtsdestoweniger schifften wir uns ein, ich legte mich sogleich ruhig in meiner Cabine nieder und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mehr und mehr wurde die See ungestüm, waren wir eine Strecke vorwärts gekommen, so wurden wir wieder um doppelt so viel zurückgeworfen, das Schiff wurde umhergeschleudert wie ein Spielball, der Regen goß in Strömen, der Sturm brüllte, das Schiff krachte, als ob es aus den Fugen gehen müßte, der Lärm war entsetzlich. Dabei war ich im höchsten Grade seekrank; mächtige Wellen spritzten ihr Wasser zu den Luken herein und begossen mich von Zeit zu Zeit, daß es zum Erbarmen war, unsere Schuhe und dergleichen schwammen im Seewasser auf dem Boden herum — Alles war mir gleichgiltig, ich glaube, wenn die See mich verschlungen hätte, ich würde es, stumpf für Alles, ruhig hingenommen haben. Vergebens bemühte sich der Capitän, einen schützenden Hafen zu gewinnen, um das Unwetter abzuwarten, entweder kamen wir weit darüber hinaus, oder wurden wir wieder zu weit zurückgeworfen. Sechs Tage waren so vergangen, bis es endlich gelang, an der spanischen Küste, im Hafen von Carthagena, Anker zu werfen. Drei Tage blieben wir da, ich blieb auch hier krank und war unfähig, das Land zu betreten; endlich hatte Gott Neptun seinen Zorn ausgetobt, wir stachen wieder in See, die südliche Sonne sandte ihre warmen Strahlen, die dicken Winterkleider wurden bald unleidlich, wir waren förmlich in den Frühling versetzt. Als man die Küste von Afrika in Sicht bekam, rief uns der Capitän aus unserer Cabine herauf auf's Verdeck. Wie eine dunkle Wolke zog sich der lange Streifen Land am Horizonte hin, so dunkel als das Geschick, das meiner dort wartete! Zum ersten Male wich die Apathie, in welche man durch die häßliche Seekrankheit versetzt wird, von mir und eine mächtige unnennbare Sehnsucht nach Europa, ein Heimweh, das man nur versteht, wenn man es selbst empfunden hat, erwachte in meinem Innern. Immer deutlicher

traten die Formen hervor, schon war der Leuchtthurm von Mers-el-Kebir zu unterscheiden, endlich schimmerten die weißen freundlichen Häuser von Oran uns entgegen und, froh daß alle Mühsal überstanden, langten wir endlich an Ort und Stelle an! Man landet in Mers-el-Kebir, von wo aus man noch fast eine Stunde zu fahren hat bis Oran, welches durch eine Reihe kahler, grauer Felsen von Mers-el-Kebir geschieden ist, auf welchen die Franzosen durch Sprengungen eine prachtvolle Straße angelegt haben, so fest wie Eisen und so glatt wie Asphalt. Vor fünfundzwanzig Jahren noch konnte man nach Mers-el-Kebir nur auf einem steilen Fußwege gelangen, der, mehr geeignet für Ziegen als für Menschen, eben so pittoresk als gefährlich, sich an schroffen Abhängen der Felsen hinanschlängelte, oft unmittelbar über steilen Abgründen, nur mit losem Gerölle bedeckt; jetzt fuhren wir diesen Weg im Galopp und betraten bald darauf die erste afrikanische Stadt.

Oran hat eine wundervolle Lage, ist mit seinen weißgetünchten Häusern und schlanken Minarets terrassenförmig an steilen Abhängen hin gebaut und schaut wie träumend hinab auf das Meer, umsäuselt vom fächelnden Laube der Gebüsche, in welchen die Stadt wie die Taube in ihrem Neste ruht, beschützt von der sie nach allen Seiten umgebenden Citadelle. Die Stadt ist in drei Quartiere getheilt; das erste zur Linken nach der See hinschauend ist neu und wird hauptsächlich von Deutschen bewohnt, weil hier die Chasseurs d'Afrique einquartiert sind, unter denen sich viele Deutsche befinden. Das zweite Quartier oder der alte Theil ist mir der interessanteste, weil man hier ganz in eine maurische Stadt versetzt wird, mit engen schmutzigen Straßen, niedrigen, mit Terrassen versehenen Häusern, Moscheen, Kaufläden der Juden und der Kasbah, ehemaliger Wohnung des Dey. Das dritte Quartier heißt das Seeviertel oder das der alten Kasbah; es erhebt sich amphitheatralisch von dem winzigen Raume eines kleinen, nur für Kaufmannsgüter bestimmten Hafens, empor bis zu den Ruinen eines türkischen Castells, einst Residenz der früheren Herrscher der Provinz. So schön sich nun aber auch von fern betrachtet diese auf Hügeln erbaute Stadt ausnimmt, eben so unbequem ist das ewige bergauf- und bergabsteigen; es gibt so steile Stellen, daß man Treppen machen mußte, wie bei uns in den Weinbergen. Eine große Calamität ist der entsetzliche Schmutz, da die Straßen und Plätze nirgends gepflastert und nur stellenweise Trottoirs angelegt sind, so daß, wenn die afrikanischen Regengüsse fallen, wie gegenwärtig täglich ein paar Mal, fast nicht durchzukommen ist. Freilich trocknet es auch eben so schnell und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ist die Straße wieder gangbar.

Auf der Höhe mitten in der Stadt liegt die katholische Kirche, würdig und einfach mit einem goldenen Kreuz auf der Spitze geschmückt, in kleiner Entfernung von dieser die protestantische Kirche, bestehend in einem kleinen unscheinbaren Häuschen, auf welchem mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben steht: Temple protestant, und gradeüber von diesem die große Moschee, wo täglich viermal den Gläubigen vom Minaret herunter zum Gebet gerufen wird. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf mich, diese drei Kirchen hier so friedlich beieinander zu übersehen und unwillkürlich wurde ich an Nathan's Legende von den drei Ringen erinnert!

Die Bevölkerung ist höchst interessant, zusammengewürfelt aus allen Ecken und Enden der Erde. Vor allen die Franzosen, unter denen wie begreiflich das Militär sehr vorherrschend ist. Die afrikanischen Jäger und Zuaven haben ein recht kriegerisches, imponirendes Aussehen, und es kann Einem schon etwas schaurig zu Muthe werden, wenn man sich diese grimmigen, wild aussehenden Gesichter, mit ihren blitzenden Augen, als Feinde gegenüberstehend denkt. Dann Spanier, Italiener, viele Deutsche, Juden, Araber, Neger, Mulatten, Malaien, alle paar Schritte begegnet man wieder einer andern Menschenrace, oder einem andern eigenthümlichen Costüm; ich kam mir anfangs vor, als ob ich auf einer Redoute wäre, und ein unendliches Vergnügen gewährte es mir, in den Straßen mich herumzutreiben, um die in jeder Hinsicht mir so neuen Dinge in der Nähe zu beschauen.

Hier begegnet man dem Spanier mit seinem runden schwarzen Hütchen, weißen Hemdärmeln, der rothen Leibbinde und dem großen Teppich, den er als Mantel malerisch

um sich drapirt, dort dem Araber mit dem stolzen, würdevollen Gang und dem edlen, ausdrucksvollen braunen Kopf, von welchem der weiße Burnus um so greller absticht; hier kommt ein Neger mit Turban, bunter Weste, kurzen weiten Hosen und bloßen Füßen; dort ein Kamel mit seinem schwerfälligen Gang, auf seinem Rücken eine Art Kasten tragend, in welchem tiefverschleierte arabische Frauen sitzen u. s. f. Am meisten haben mich die Juden frappirt, die sich noch ganz so kleiden, wie man sie auf Bibelbildern abgebildet sieht, mit Turban und langem weitem Rock; ich mußte immer an die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob denken! Die Frauen sind meistens halb verschleiert, mit großem rothem Tuch und sehen, wenn sie den Krug mit Wasser auf der Schulter tragen, aus wie die Rebekka. Am Sabbath tragen sie golddurchwirkte Kleider, hoch am Halse schließend, ohne Taille und darüber bis auf die Fußsohlen herab einen langen weißen Schleier.

Vor einigen Tagen wohnte ich einem Feste bei, das mit seinen fremdartigen und charakteristischen Erscheinungen den tiefsten Eindruck auf mich machte. Alle Jahre nämlich werden in den drei Provinzen Algeriens Rennen abgehalten, zu welchen der Gouverneur der Provinz alle Häuptlinge der den Franzosen unterworfenen Stämme einladet oder vielmehr beruft. Es ist dies ein politischer Act im Gewande der Höflichkeit, theils um diese Stämme von Zeit zu Zeit wieder daran zu mahnen, daß die Franzosen ihre Herren sind, theils auch, um die unter sich selbst verfeindeten Stämme hier in gemeinsamen Spielen sich nahe zu bringen. Schon mehrere Tage vor der bestimmten Frist pilgern nun die verschiedenen Stämme aus allen Gegenden des Landes ihrem Sammelplatz entgegen, und da dies die einzige Veranlassung im Jahre ist, den Europäern ihren Reichthum zur Schau zu tragen, so entwickeln sie an Schmuck, Waffen, Zaum und Sattelzeug der Pferde und an Zelten eine Pracht, die in Wahrheit an die Märchen von tausend und einer Nacht erinnert. Der große, eine Stunde von der Stadt Oran entfernte Exercierplatz ist zu dem Rennen bestimmt; rings um denselben herum schlagen die Araber in malerischer Abwechslung ihre Zelte auf, die theils aus Leinwand, theils aber auch, je nach dem Range und Reichthum des Besitzers, aus Kamelhaaren oder aus Seide bestehen. Die reizenden arabischen Pferde reinster Race, mit ihren zarten Gliedern, den glänzenden, bis zum Boden herabhängenden Mähnen und Schweifen, werden an die Zelte festgebunden, wo sie ruhen dürfen, bis sie am bestimmten Tage alle die Kraft und Grazie entwickeln, die dem arabischen Pferde eigen sind. Auf dem Platze selbst sind Tribünen errichtet für das dem Feste zuschauende Publicum; jeder Stand findet hier seinen Platz, vom Gouverneur, den Officieren und Beamten mit ihren Frauen bis herab zu dem geringsten Arbeiter. Große Buden sind aufgeschlagen, die Getränke und Eßwaaren aller Art enthalten; das prachtvollste Obst der Welt an Größe und Geschmack wird feilgeboten, als Orangen, Melonen, Datteln, Feigen u. s. f. Tribünen für die Musik sind da, kurz Alles, was dazu beitragen kann, ein Volksfest belebt und heiter zu machen, ist hier zu finden.

Schon den Tag vor dem Fest war ein Strömen und Drängen der Menschen nach dem Festplatze, das einer Völkerwanderung glich. Alles wollte die Araber in ihren Zelten aufsuchen, und da sich dieselben davon sehr geschmeichelt fühlen, so wurde man freundschaftlichst von ihnen empfangen. Auch wir wanderten hinaus, um den Sohn der Wüste in nähern Augenschein zu nehmen, und ich gestehe, daß ich nicht nur im höchsten Grade überrascht war von der Würde, dem edlen Anstand und dem tiefen Ernste dieser Männer mit ihren blitzenden Augen in den schönen bräunlichen Gesichtern, sondern auch wahrhaft geblendet von dieser echt orientalischen Pracht, die hier zu sehen war. Die meisten der Araber tragen zwar einfach den weißen, braunen oder feuerfarbenen Burnus, auf dem Kopf den weißen Turban mit einer braunen aus Kamelhaaren geflochtenen Schnur umwunden, und die Füße nackt, oft aber auch mit weichen ledernen Stiefeln bedeckt, an denen lange Sporen wie ungeheure Dornen hervorragen. Gewöhnlich haben sie weiße weite Beinkleider und ein darüberfallendes Hemd unter dem Burnus, oft aber auch sieht man sie, namentlich die Reicheren, in buntfarbigen Jacken, die reich mit Silber und Gold gestickt, vorn offen sind und eine, oft auch zwei eben so reich gestickte Westen hervorblicken lassen. Ihre breiten Säbel

mit prächtiger Klinge sind am Griffe vergoldet und mit flimmernden Edelsteinen besetzt, eben so die Pistolen und die langen Flinten, die sie zu Pferde stets quer über den Sattel gelegt bei sich tragen. Die Sättel ihrer Pferde sind von rothem Sammt mit Gold und Silber überladen, eben so die Scheuleder und Zäume; die breiten Steigbügel meist von blankem Golde. Das flimmert und blitzt in der heißen Sonne Afrika's, daß einem die Augen übergehen. Wir besuchten das Zelt eines der vornehmsten Häuptlinge, welches vom schwersten rothen Seidenzeuge an einem hervorragenden Platze aufgeschlagen war; der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit glitzernden Waffen behangen. Er selbst, ein großer Mann mit edlen schönen Zügen, blitzenden feurigen Augen, schwarzem Barte und kräftigem Körperbau, empfing uns mit großer Freundlichkeit; so ungefähr muß Hassan, der Assassinenfürst, oder der tapfere Saladin selbst ausgesehen haben! Nachdem wir uns überall umgeschaut und unserer Neugierde Genüge geleistet hatten, kehrten wir, erfüllt von all den neuen nie erlebten Eindrücken, zurück in die Stadt, um durch einen gesunden Schlaf uns zu stärken zu dem sehr ermüdenden langen Festtage, der uns bevorstand.

Kaum graute der Morgen, so ging auch das Getöse auf den Straßen schon los, die Ziegen, die jeden Morgen heerdenweise durch die Stadt von Haus zu Haus ziehen, wo sie vor jeder Thür gemolken werden und so in höchst eigener Person den Bedarf an Milch in's Haus liefern, kamen heute schon bei Tagesanbruch und weckten mit ihrem Geklingel die etwa zu hartnäckigen Schläfer. Der Tag war herrlich, und schon traten die Fußgänger ihre Wanderung an, um vor dem Beginne des Festes draußen sich noch etwas ausruhen zu können. Auch das Militär setzte sich in Bewegung und zog mit klingendem Spiel zum Festplatze ab. Die Chasseurs d'Afrique auf ihren muthigen Pferden, in hellblauer Uniform, die Chasseurs de France in dunkelgrün, die Linienregimenter, die Turko's und Zuaven mit ihren martialischen wilden Gesichtern unter dem Turban, Alles, was von Militär sich in Oran befand, mußte sich dort einfinden; denn wie bei dieser Veranlassung der Araber seine Pracht und seinen Reichthum, so will der Franzose seine Macht entwickeln! „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel!"

Nun war die Reihe an der eleganten Welt, sich auf den Weg zu begeben. Glänzende von feurigen Rossen gezogene Equipagen rollten dahin, in welchen schöne Damen in geschmackvollen Pariser Toiletten, mit den reichen von einer Menge Orden schimmernden Uniformen der höheren Officiere und Beamten wetteiferten. Auch wir hatten uns auf den Weg gemacht. Das wogte und strömte von Menschen, Wagen, Reitern; das war ein Lärmen, Jubeln und Schreien ohne Ende. Die Sonne schien zwar etwas warm schon und verkündete einen heißen Tag, aber noch war die Luft herrlich erfrischt vom Seewinde, der auch das Seinige dazu beitragen wollte, den Tag zu verschönern. Der Himmel hatte sein Festgewand angelegt, das tiefste, schönste Blau, wie es nur in heißen Ländern zu sehen ist. Cactus und Lorbeer prangten in glühenden Farben, Rosen, Nelken, Heliotrop spendeten balsamische Düfte auf die eilends vorüberziehende Menschenmenge. Die Stadt mußte fast leer geworden sein; denn was nur immer im Stande war, sich von der Stelle zu bewegen, wurde auf der Straße getroffen.

Auf dem Festplatze angekommen, fanden wir die Tribünen schon gefüllt mit geputzten Menschen; in der Mitte, etwas erhöht, war der Platz, den der Gouverneur mit seiner Familie, der Präfect und der Maire einzunehmen hatten. Die Truppen hatten sich rings um den Platz herum aufgestellt und im Hintergrunde sah man die Zelte der Araber. Unter dem Platze des Gouverneurs waren die Preise zur Schau gestellt, bestehend aus Flinten, Säbeln, Sätteln, goldenen Bechern, Schalen und Geld. Rechts von der mittleren Tribüne hatten sich die zum Rennen bestimmten Araber nach ihrem Range aufgestellt, voran die Aga's, dann die Caïd's u. s. f., flimmernd in Gold und Edelsteinen, auf ihren edlen muthigen Pferden, die in anmuthigem Tänzeln mit dem Publicum zu cokettiren schienen, als ob sie wüßten, daß heute ein Ehrentag für sie sei.

Endlich erschien der Gouverneur zu Pferde, umgeben von seinem Stabe, die Trommeln wirbelten, die Musik begann zu spielen, das Volk schrie Hurrah und nachdem derselbe sich verbindlich mit den Ara-

bern unterhalten hatte, stieg er ab und begab sich auf die Tribüne. Das Rennen begann. Auf ein gegebenes Zeichen jagten fünfzig bis sechzig Beduinen an uns vorüber. Die Flinten und Säbel vorn auf dem Sattel gekreuzt, die langen Mäntel geisterhaft im Winde flatternd, brausten sie dahin wie eine Windsbraut; die zarten Pferde schienen den Boden kaum zu berühren. Ein überwältigender Anblick! Tiefe Stille herrschte, Aller Augen waren auf den einen Punkt gerichtet, welcher in der Ferne nur noch einer Staubwolke glich, aber näher und näher kamen sie wieder, und als sie an dem Platze des Gouverneurs, das ihnen gesteckte Ziel, zurückgekommen waren, parirten sie und salutirten mit einer Ruhe und Würde, als ob nichts vorgefallen wäre. Lauter Jubel tönte ihnen entgegen und die Sieger empfingen ihre verdienten Preise.

Nachdem nun noch die weniger vornehmen Araber ihre Preise errungen und verschiedene Touren aufgeführt hatten, kamen auch noch die Chasseurs d'Afrique und die Chasseurs de France an die Reihe, ihre Kunst im Reiten zu zeigen. Nach ihnen folgte ein Rennen zu Fuß von Allen, die Lust hatten, daran Theil zu nehmen, und zuletzt vereinigten sich noch einmal alle Araber in einem wilden rasenden Rennen auf dem ungeheuren Platze umher, wobei sie ihre Gewehre abschossen, in die Luft warfen und im vollen Laufe des Pferdes wieder auffingen. Es war ein entzückender Anblick, diese Kinder der Natur ihre tollen Spiele aufführen zu sehen. Natürlich fehlte es auch an Unglücksfällen nicht, aber mehr bei den Europäern als bei den Afrikanern; denn bei Letzteren bilden Mann und Pferd ein so fest zusammengehöriges Ganzes, daß es ist, als wären sie aneinandergewachsen.

Nun wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, indem der Gouverneur das Pferd wieder bestieg und den Rennplatz verließ. In derselben Weise wie Alles am Morgen gekommen war, zog man wieder ab, den großen, weiten, eben noch so buntbewegten Platz in tiefer Stille hinter sich lassend. In der Stadt war es indessen um so lauter geworden, Alles lachte, scherzte und rannte durcheinander, und die schöne Welt zog sich zurück, Toilette zu machen, um am Abend beim Ball zu erscheinen, den der Gouverneur zu Ehren des Tages gab.

Es würde mir nicht einfallen, des Balles bei einem Europäer zu erwähnen, da im Wesentlichen einer dem andern gleicht, mit den kleinen Abweichungen, daß auf dem einen mehr Lichter, oder bessere Speisen, oder schönere Toiletten zu finden sind, als auf dem andern. In diesem besonderen Falle aber, wo der Ball aus so fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt war und zugleich den Schlußstein zu den Erlebnissen des Tages bildete, glaube ich eine Ausnahme machen zu dürfen.

Der Gouverneur wohnt in dem sogenannten neuen Schloß, zu welchem man unter den ehemaligen Zugbrücken der alten spanischen Festung hindurch, und nachdem man die großen Höfe der verschiedenen Casernen überschritten hat, gelangt. Schon von fern strahlte uns durch die Fenster und die offenen Thüren ein Lichtermeer entgegen. Im Garten waren die Bäume und Gebüsche mit bunten Lampen erleuchtet, und die Gäste ergingen sich bald in der leicht bewegten Abendluft im Dufte der Blumen des Gartens, bald in den reich geschmückten, von rauschender Musik erfüllten Sälen. Auf den breiten Treppen standen Officiere, die im Auftrage des Festgebers die Gäste empfingen und die Damen in den Ballsaal führten, dessen offene Thüren zum Tanze lockten, und wo der Gouverneur mit Frau und Töchtern in liebenswürdigster Weise der Gesellschaft sich widmeten. Der Garten schien sich bis hierher zu erstrecken, denn zwischen Lichtern und bunten Lampen waren Blumen bis zur Decke hinauf angebracht. Die Kuppel des Saales ist von sechs riesigen monolithen Marmorsäulen getragen, welche noch aus der Zeit stammen, wo Oran den Arabern gehörte und sich gegen die Spanier zu vertheidigen hatte. In der Mitte des Saales, zwischen diesen Säulen, standen eine Menge Herren, wie es schien, in angenehmer Unterhaltung begriffen, das sonderbarste, abenteuerlichste Gemisch, französische Officiere in bunter Uniform, Civilbeamte im schwarzen Frack, Araber im weißen Turban, Israeliten in dunkeln Tuchgewändern und schwarzem Turban u. s. w., und um diesen Kern der Gesellschaft, möchte ich sagen, drehten sich die tanzenden Paare. Längs der Wände hatten die nicht tanzenden Damen Platz genommen. Die Französinnen in leichten Gaze- oder schweren Stoffkleidern

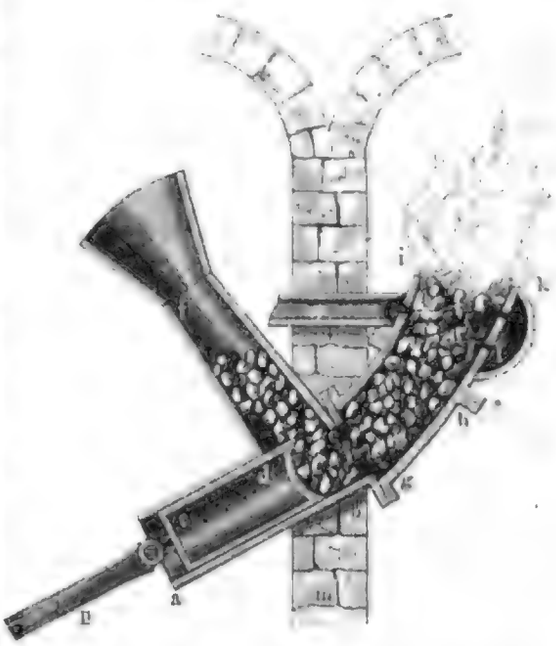
nach dem neuesten Pariser Geschmack, die Jüdinnen in ihren enganschließenden, reich mit Gold gestickten Stoffkleidern, die Brust unter einem wahren Panzer von Gold und Edelsteinen versteckt, den Kopf mit schwarzen Tüchern umwunden und mit weithin in allen Farben strahlenden Brillanten überladen. In den Galerien, die den Tanzsaal umgaben, waren Teppiche ausgebreitet, auf welchen sich viele Araber lagerten, um ihre langen Pfeifen zu rauchen. Im anstoßenden Saale wurden Erfrischungen, Süßigkeiten und Getränke aller Art von den Dienern angeboten. Der Champagner floß in Strömen und obgleich für die Muselmänner, denen der Genuß des Weines verboten ist, Limonade und alle ihnen erlaubten Getränke bereitet waren, so stehe ich doch nicht dafür, ob nicht Einer oder der Andere, harmonirend mit dem Ausspruch jenes Pascha's, „Champagner sei kein Wein," sich darin gütlich gethan habe. Ein anderer von der Musik weiter entfernter Saal versammelte die Spieler, wobei sich hauptsächlich die Araber betheiligten, denn das Spiel ist eine ihrer Leidenschaften, und Haufen Goldes wurden in dieser Nacht verspielt.

Erst der grauende Morgen machte diesem Treiben ein Ende, und so müde und erschöpft wir auch von vierundzwanzig Feststunden waren, so anziehend und nachhaltig sind für mich diese Eindrücke.

„Das ist ja ein herrliches Leben, das man da drüben in Afrika führt!" so höre ich ausrufen. Wenn ich aber nun zum Schluß noch sage, daß am Morgen eben dieses Festes ein einsam stehender Posten auf dem Fort die angenehme Entdeckung machte, daß eine Hyäne sich als Gesellschafterin in seine Nähe geschlichen hatte und er grade noch Zeit fand, das Thier mit seinem Bajonett zu spießen, so wird man einsehen, daß, wie jedes Paradies, so auch unser afrikanisches, seine — Schattenseiten hat.

Universalbrennpumpe.

Der Salinendirector Schwind in Hall hat vor Kurzem ein Privilegium auf die Construction eines Apparates erhalten, der gestattet, Brennmaterial, welches in so feinem Pulver vorkommt, daß es auf den bisher üblichen Vorrichtungen nicht gut zu verbrennen ist, auf das Vortheilhafteste zu verwerthen. Die Idee ist gut und merkwürdig genug, daß sie wohl auch hier einen Platz verdient. Schwind läßt das feine Brennmaterial durch eine Art von Pumpe dem Verbrennungsraume in erforderlichem Maße zuführen und bläst mit einer Luftdruckpumpe die geeignete Menge Luft mitten in das Brennmaterial. Beistehender Holzschnitt wird dies Verfahren



leicht verständlich machen. Der Apparat ist aus gußeisernen Röhrenstücken zusammengesetzt. a b ist ein ausgedrehter Cylinder, in dem der ebenfalls abgedrehte Kolben c d durch die Stange p mittelst Hand- oder Maschinenkraft vor- und rückwärts geschoben wird. Geht der Kolben zurück, so fällt aus dem trichterförmigen Rohre f, welches mit Brennmaterial gefüllt erhalten wird, eine gewisse Menge vor, welche der Kolben dann in das etwas gekrümmte Rohr g h k i bei seinem Vorgange schiebt. Die scharfe Kante des Kolbens schneidet bei c ab und schiebt deshalb nur gegen k, ohne daß man zu befürchten hätte, daß er auch in das Rohr f das vorgefallene Material zurückdrückte. Aus dem gekrümmten Rohre aber fällt das Brennmaterial nicht gegen c zurück, weil es bei g schon etwas weiter als das Pumpenrohr ist und sich gegen k hin schwach trichterförmig erweitert. l l ist ein hohler Ring der um die Mündung des Verbrennungsrohres herumläuft, das Rohr w führt durch ein Gebläse Luft zu, die durch viele Löcher l l in das

Brennmaterial von allen Seiten eintritt. Je nachdem man dem Kolben einen größeren oder kleineren Hub gibt, ihn also mehr oder weniger Brennmaterial auf einmal vorschieben, und je nachdem man ihn langsamer oder schneller arbeiten läßt, kann man, wenn man die Luftzuführung entsprechend regelt, stärkeres oder schwächeres Feuer mit demselben Apparat erhalten, jederzeit die vollständigste Verbrennung erzielen und dabei Brennstoffe wie pulverförmige Stein- und Braunkohle, Schewe, Sägespähne u. s. w. auf's Vortheilhafteste verwenden, die an manchen Orten sehr billig sind, ja häufig sich lästig und bislang unbenutzt anhäufen. Die für die Brennmaterial- und die Luftpumpe erforderliche Kraft kann unter solchen Umständen wohl in der Regel billig genug erzeugt werden, um kein Hinderniß für die Anwendung des Apparates abzugeben.

Eisenplatten für Panzerschiffe.

Die vielgenannten Panzerschiffe, welche den furchtbaren Wirkungen der neuen Kanonen zu widerstehen befähigt sein sollen, sind stark gebaute Dampfschiffe, welche mit dicken schmiedeeisernen Platten belegt sind. Man hat sich sehr bald überzeugt, daß Alles darauf ankommt, die Platten selbst so zäh und widerstandsfähig darzustellen als möglich. Zu dem Zweck müssen dieselben durch Zusammenschweißen und Auswalzen von vielen einzelnen schmiedeeisernen Platten erzeugt werden. Fünf schmiedeeiserne Platten von 30 Zoll Länge, 30 Zoll Breite und 1 Zoll Dicke werden im Schweißofen weißglühend gemacht, aufeinander gelegt und zu einer Platte unter dem Dampfhammer vereinigt, dann zu einer Platte von 4 Fuß Seitenlänge ausgewalzt. Vier solcher Platten werden wieder zusammengeschweißt und zu der passenden Länge und etwa 3 Zoll Dicke ausgewalzt. Noch heiß werden sie auf eine ebene Platte gebracht und durch Darüberrollen von Walzen, welche 180 Centner wiegen, eben gedrückt. Mit mächtigen Kreisscheren werden dann die Ränder beschnitten, Nuth und Feder wie bei unsern gewöhnlichen Fußbodenbielen angehobelt, die Löcher für Nägel, Schrauben u. s. w. gestoßen und zuletzt nach der vorgeschriebenen Form gebogen. Eine solche Platte wiegt circa 100 Centner. Es ist begreiflich, daß dieselben nur an kolossalen Dampfkrahnen hängend, rasch und sicher gewendet, unter die Hämmer und die Walzen gebracht werden können.

Diese kolossalen Platten werden von Brown u. Comp. auf den Atlas Works bei Sheffield gefertigt. Das Werk nimmt 40 Morgen Land ein, von denen 28 mit Gebäuden bedeckt sind. Es sind daselbst 29 Dampfmaschinen von verschiedener Größe in Thätigkeit und 21 Dampfhämmer. Das Gebäude, worin das Puddeln und Walzen vorgenommen wird, ist 360 Fuß lang, 240 Fuß breit, 22 Fuß hoch. Es werden darin wöchentlich aus 12,000 Centner Roheisen 9600 Centner Walzeisen dargestellt, in 10 Puddelöfen, von denen jeder 700 Centner Roheisen auf einmal faßt. Vor 50 Jahren hielt man einen Puddelofen, der 200 bis 240 Centner auf einmal zu bearbeiten gestattete, für groß, und jetzt selbst baut man dieselben meist für höchstens 400 Centner.

Ueber einige Anwendungen

des vegetabilischen Pergaments.

Von

August Vogel.

In unscheinbaren Dingen und Stoffen liegt nicht selten ein größeres Maß von Kräften und besonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnt. Wer hätte es noch vor Kurzem dem gewöhnlichen ungeleimten Zeitungspapiere, dessen Consistenz bekanntlich nur eine sehr geringe ist, zutrauen mögen, daß es durch unbedeutenden chemischen Einfluß seine Natur so weit ändern könne, um das Material zu einem dichten Pergamente zu liefern? Mittelst einer höchst einfachen Manipulation, durch Eintauchen des dünnen Papiers in Schwefelsäure, wird diese sonderbare Metamorphose bewirkt. Wie man weiß, gründet sich auf diese zuerst in England gemachte Beobachtung gegenwärtig die im Großen betriebene Fabrication des sogenannten Pergamentpapieres oder des vegetabilischen Pergamentes. Dieses Product ist in kürzester Zeit

ein höchst nützliches, ja fast unentbehrliches Material der technischen und pharmaceutischen Chemie geworden, indem es einen sehr passenden Ersatz für die thierische Blase bildet und diese sogar durch Reinlichkeit und billigeren Preis übertrifft. Eine würtemberger Fabrik (C. Brandegger in Ellwangen) liefert gegenwärtig das neue Fabricat in tadelloser Güte zu 20 Gulden das Ries in Bogen von 270 Quadratzoll Flächeninhalt. Somit ist dieses vegetabilische Pergament um $^2/_3$ billiger als die Schweinsblase, welche im besten Fall 120 Quadratzoll Flächeninhalt hat und 24 bis 30 Kreuzer per Dutzend kostet.

Unter den werthvollen Eigenschaften dieses Materiales mag nur hervorgehoben werden, daß es durch Eintauchen in Wasser weich und biegsam wird, wie feine Leinwand, ja daß es sogar ohne Nachtheil die Einwirkung des kochenden Wassers verträgt und nach dem Trocknen wieder unverändert seine ursprünglichen Eigenschaften erlangt. Da es vollkommen wasserdicht ist, ja auch vollkommen undurchdringlich für alkoholische Flüssigkeiten, für fette und ätherische Oele, für Benzol und ähnliche Substanzen, so ist natürlich der Kreis seiner Anwendung ein sehr großer und ersetzt namentlich die thierischen Membranen als Verschlußmaterial. Mit großem Vortheil hat man in neuester Zeit auch angefangen, das vegetabilische Pergament für Betteinlagen in Spitälern statt des weit kostspieligeren Gutta Percha oder des Wachstuches in Gebrauch zu ziehen.

Doch nicht die hier erwähnten mechanisch technischen, auch anderwärts schon vielfach besprochenen Anwendungen des Pergamentpapieres sind es, die wir zunächst im Auge haben, sondern wir beabsichtigen vielmehr, von der neuesten Anwendung des Pergamentpapieres zu berichten, welche allerdings auf wissenschaftlicher Basis beruhend, doch in ihren Ausläufern auch eine allgemein technische Bedeutung zu gewinnen verspricht. Dies ist die Anwendung des Pergamentpapieres zur analytischen Trennung einzelner Substanzen aus ihren Gemischen, das ist die in neuester Zeit so merkwürdig gewordene Diffusionsanalyse oder die dialytische Methode. Wir bitten den geneigten Leser, sich durch diese etwas mysteriösen Namen aus dem Gebiete der reinen Wissenschaft nicht gleich von vornherein einschüchtern lassen zu wollen, sie klingen nur so vornehm nach der Schule, ihre Bedeutung erklärt sich aber ganz einfach bei näherer Betrachtung und da uns gütige Beurtheiler ein kleines Stück der Gabe zugesprochen haben, scheinbar verwickelten wissenschaftlichen Fragen eine allgemein verständliche Form zu verleihen, so gelingt es auch vielleicht, diese hohen Begriffe dem Laien dienstbar zu machen.

Die Fundamentalbeobachtung, von welcher die Diffusionsanalyse der neuesten Zeit ausgeht, ist von dem berühmten englischen Chemiker Th. Graham gemacht worden. Sie besteht darin, daß feuchtes Pergamentpapier ein ungleiches Verhalten gegen krystallisirbare und nicht krystallisirbare Substanzen zeigt. Gießt man nämlich auf ein mit Pergamentpapier bekleidetes Sieb eine gemischte Lösung von Zucker und Gummi und läßt dieses Sieb auf einer Schüssel mit Wasser schwimmen, so befindet sich nach ungefähr 24 Stunden in dem Siebe das Gummi allein in Lösung, das Wasser in der Schüssel dagegen enthält den Zucker und ist ganz frei von Gummi. Es ist also der Zucker als krystallisirbarer Körper durch das Pergamentpapier hindurchgegangen, während das Gummi als amorph nicht das Vermögen besitzt, diese Scheidewand zu durchdringen.

Jedermann erkennt auf den ersten Blick, welch' eine Fülle nützlicher und wichtiger Anwendungen in dieser einfachen Beobachtung verborgen liegt. Von jeher ist es eine der größten Schwierigkeiten gewesen, die krystallisirbaren Stoffe des Pflanzenreiches im reinen Zustande herzustellen, indem die sie begleitenden — man darf sagen sie maskirenden — amorphen Bestandtheile, von Graham Colloide im Gegensatz zu den Krystalloiden genannt, die Krystallisation und somit die Abscheidung der erstern hartnäckig verhindern; man mußte eine große Menge von Umwegen einschlagen, um z. B. das Chinin aus der Chinarinde, das Strychnin aus der Nux vomica u. s. w. herzustellen. Alle diese Operationen dürften in der Folge mit Hilfe des Pergamentpapieres sehr vereinfacht werden. Es wird nur nöthig sein, die wässrigen Pflanzenauszüge auf ein Diaphragma von Pergamentpapier zu bringen, wodurch ohne weitere Zuthat das krystallisirbare Chinin oder Strychnin sich von den amorphen Begleitern trennt und man so in der Reindarstellung dieser Producte ohne

Mühe einen großen Vorsprung gewonnen hat. Doch wir wollen der weitern, noch in der Zukunft liegenden Entwicklung der Diffusionsanalyse nicht vorgreifen, sondern zunächst nur einiger von derselben bereits ausgeführten Thatsachen Erwähnung thun.

Die Diffusionsanalyse leistet bei der Abscheidung der arsenigen Säure und überhaupt metallischer Gifte aus organischen Flüssigkeiten zum Zwecke gerichtlicher Untersuchung die wichtigsten Dienste. Um Arsenik in Leichen, in dem Inhalt des Magens, in den Dejectionen u. s. w. aufzufinden, ist es nothwendig, die organischen Begleiter möglichst vollständig zu entfernen, und ihre Zerstörung war eine Schwierigkeit, an der nicht selten die ganze Untersuchung. wenigstens wenn sie von minder Geübten ausgeführt werden mußte, scheiterte. Wie leicht und einfach ist nun diese Untersuchung mit Hilfe des Pergamentpapieres geworden! Man hat nur nöthig, die auf Arsenik zu prüfende organische Flüssigkeit, Blut, Milch und andere, in den Diffusionsapparat zu bringen und wenn nur einige Milligramme arseniger Säure in der ganzen Masse vorhanden sind, werden sie nach Verlauf von 24 Stunden in das äußere Wasser übergegangen sein, worin das Gift nun ohne alle Schwierigkeit mit den gewöhnlichen Mitteln nachgewiesen werden kann. Directe Versuche, wobei man absichtlich Metallgifte mit einer Menge organischer Substanzen wie Eiweiß, Schleim u. s. w. vermischt hatte, haben gezeigt, daß die durch die Pergamentscheidewand hindurchgegangene Flüssigkeit ganz frei von organischer Substanz war, so daß das Metall leicht durch Schwefelwasserstoff gefällt und dessen Menge bestimmt werden konnte.

Es ist ferner mittelst der Diffusionsanalyse gelungen, einen krystallisirbaren Körper, das Alloxan, aus dem bei katarrhalischer Diarrhöe secernirten Darmschleim abzusondern, so wie auch aus der Fleischflüssigkeit oder aus der wässrigen Auflösung des Fleischextractes das krystallisirbare Creatin und die Salze zu isoliren und auf solche Weise von amorphen Extractivstoffen, welche sonst die Darstellung des Creatines so sehr erschweren, zu trennen. Eben so konnte nach derselben Methode das gallensaure Natron vom Gallenschleim aus der Rindsgalle geschieden werden.

In den Eibischwurzeln ist ein krystallisirbarer Körper, das Asparagin, enthalten, dessen Abscheidung bisher mit großen Umständlichkeiten verbunden war. Setzt man aber nun den zähen, dicken, wässrigen Auszug der Eibischwurzel der dialytischen Wirkung des Pergamentpapieres aus, so findet man nach 1 bis 2 Tagen so viel Asparagin durch das Pergamentpapier hindurchgegangen, daß das Wasser nach gehörigem Verdampfen eine reichliche Krystallisation von Asparagin gibt. Ersetzt man das erste Wasser durch neues, so liefert nach hinlänglicher Dauer der Diffusion auch dieses eine nicht unbedeutende Menge schöner Asparaginkrystalle, welche man nur zwischen Fließpapier zu pressen und einmal umzukrystallisiren hat, um sie vollkommen rein zu erhalten.*)

Endlich ist die Diffusionsmethode auch noch zur Analyse des Bieres in Vorschlag gebracht worden und zwar zunächst zur quantitativen Bestimmung des Zuckers in demselben, worüber die bisherigen analytischen Methoden noch keinen sicheren Anhaltspunkt zu gewähren vermochten. Zu dem Ende bringt man eine gewogene Menge des zu untersuchenden Bieres in den Diffusionsapparat und nach wenigen Tagen findet man den Zuckergehalt, getrennt von den amorphen Begleitern, in der äußeren Flüssigkeit, woselbst er nun mit größerer Sicherheit quantitativ bestimmt werden kann. So scheint es, daß auch die Frage über den Zuckergehalt des Bieres durch die Diffusionsanalyse ihrer endlichen Lösung entgegengeführt werden könnte.

Wenn nun die offenbar noch im jugendlichen Alter stehende Diffusionsanalyse jetzt schon interessante Resultate geliefert hat, so ist es kaum zu bezweifeln, daß in Kurzem die Technik sich im ausgedehntesten Sinne dieser wissenschaftlichen Thatsachen bemächtigen werde, weshalb wir es nicht versäumen wollten, die Aufmerksamkeit des größeren Publikums vorläufig auf diese Erstlingsversuche hinzuleiten.

*) Buchner's Repertorium, B. 11, S. 30. 1862.

The Marriage Feast at Cana, from the Gospel Book of Otto III, Reichenau, c. 1000. Bayerische Staatsbibliothek, Munich.

betrachtet. Er hat damit Rothwild in den schottischen Hochlanden, schuppige Krokodile auf den Sandbänken des Nils und dickhäutige Flußpferde in den schilfreichen Strömen Afrika's beschlichen. Er hat durch dasselbe egyptische Inschriften in Theben und Karnak gelesen; er hat durch dasselbe seine Blicke von den Laufgräben der Alliirten nach den drohenden Batterien Sebastopols dahinschweifen lassen. Er hat mit ihm Zuckerrohrfelder von den Bergen von Trinidad und Martinique aus betrachtet, vom Vesuv herab über Neapel hingeschaut, von den Pyramiden Cairo und vom Calvarienberge Jerusalem überblickt. Obgleich ein Mitglied der geologischen Gesellschaft, lehnt Lamont bescheiden allen wissenschaftlichen Ruhm ab; aber er ist hinreichend erfahren in den Naturwissenschaften, um seinen Beobachtungen und Speculationen einen beträchtlichen Werth zu verleihen. Der größte Reiz seines Buches ist jedoch seine lebendige Schilderung der Jagd auf Seehunde, Walrosse, weiße Bären und Rennthiere auf Spitzbergen.

Eine Kreuzeryacht, welche im Jahre 1858 für die norwegische Küste ausgerüstet wurde, brachte ihn auf den Gedanken, eine Reise noch weiter nach Norden zu unternehmen. Seine eigene nette Yacht, die „Ginevra," war nicht geeignet zu einer Schifffahrt zwischen dem Eise; so beauftragte er, nachdem er sich die Mitwirkung seines Freundes, Lord David Kennedy, gesichert hatte, einen Bekannten in Norwegen, ihm ein Schiff zu miethen und die nöthige Mannschaft anzuwerben, um einen Zug gegen das Wild des arktischen Europa's unternehmen zu können. Zu den Ausrüstungsgegenständen gehörten auch Fässer, welche zur Aufbewahrung des Thrans dienen sollten, denn es lag in seiner Absicht, daß Oel und Häute einen Theil der Kosten des Unternehmens decken sollten. Obgleich Lamont ein leidenschaftlicher Jäger ist, so ist er doch kein gewöhnlicher Schlächter. Er tödtet kein Thier aus bloßer Lust es niederzustrecken: um Vergnügen daran zu finden, muß der Tod des Wildes auf irgend eine Weise einen Nutzen gewähren. Mehr als einmal bemerkt er, daß er es unterließ, auf Seehunde, Walrosse und Rennthiere zu schießen, einfach, weil es unmöglich gewesen wäre, die getödtete Beute zu erhalten.

Die beabsichtigte Seefahrt und das ihr folgende Buch wären beinahe in Wegfall gekommen. Eben als Lamont zur Abreise fertig war, wurde er aufgefordert, als Parlamentscandidat aufzutreten, wurde aber durch eine kleine Majorität geschlagen. Dies war, wie er sagt, „ein unglücklicher Ausgang für die Walrosse, aber vielleicht ein glücklicher für meine Wähler." Jedenfalls aber war es ein glücklicher für die Leser seines Buches. Während Lamont seine politische Niederlage mit vieler Gelassenheit hinnahm, betrieb er um so eifriger seine Vorbereitungen und früh im Juni 1859 erreichte seine Yacht, nachdem sie die schottische Küste berührt, die Orkneys.

Zu Lerwick, welches Scott in seinem „Piraten" unsterblich gemacht hat, versuchten die Reisenden, einige frische Vorräthe einzunehmen. Aber in diesem Seehafen von 3000 Einwohnern konnten sie keine einzige Bratenkeule, kein Pfund Butter oder einen einzigen frischen Fisch bekommen. „Es ist jetzt die Jahreszeit," sagte ein Krämer, „welche wir die Hungermonate nennen."

Nachdem sie die Orkneys verlassen, steuerten sie, grade in widrige Winde hinein, der Küste von Norwegen entgegen und erreichte am 23. Juni Hammerfest, „die nördlichste Stadt der Welt." Es liegt 70 Grad 42 Minuten nördlicher Breite. Jedoch friert das Meer hier niemals zu. Die äußerste Grenze des Golfstromes berührt dieses nördliche Ende Europa's. Ein bloßer Theil der heißen Wassermasse, welche dem Kessel des mexikanischen Golfs entströmt, behält, nachdem es einen Weg von 8000 (englischen) Meilen gemacht, Wärme genug, um Hammerfest eine gleich hohe Wintertemperatur zu geben wie die von Boston, welches 2000 Meilen südlicher liegt. Das nördliche Europa verdankt in der That seine Bewohnbarkeit nur dem Golfstrome. Wäre es nicht so, so würde Großbritannien die Temperatur von Labrador besitzen, welches mit ihm in gleicher Breite liegt.

Hammerfest ist nach der Aussage Lamont's „der widerlichste Ort der Welt." Wenn Platz auf Platz voll ungesalzener, auf dem Felsen trocknender Fische und ungeheuere Siedereien von Walroßthran und Haifischleberöl hinreichend sind, einen Gestank hervorzurufen, welcher den von Tunis übertrifft, dann kann vielleicht diese nördliche Stadt einen Vorrang im übeln Geruch beanspruchen. Wo Reisende verschie-

Die Bildwerke, welche Ludwig I. von Bayern für die Ruhmeshalle in München bestellte, wurden in Rom ausgeführt. Das Bild zeigt den Bildhauer Ludwig Schwanthaler (1802–1848) in seinem Atelier in Rom. Er ist gerade damit beschäftigt, die Figur der Bavaria zu modellieren, die heute noch vor der Ruhmeshalle steht. Rechts im Vordergrund ein Gipsmodell der Bavaria, links ein Modell des Löwen, der zu Füßen der Bavaria ruht.

licher Kübel von dreißig Tonnen Gehalt, hoch von Bug und Stern, rund im Kiel, und sah aus, als ob sie dazu bestimmt sei, so viel als möglich unter dem Winde zu segeln und bei der nächsten Gelegenheit umzustürzen. Die Cajüte war 5 Fuß hoch und mit zwei Bettbänken von $5^1/_2$ Fuß Länge versehen. Zog man den Platz ab, welchen Bettbänke und Schubläden einnahmen, so betrug der noch freie Raum der Cajüte grade 4 Quadratfuß. Sie war überdies im vergangenen Sommer auf einer Spitzbergenfahrt gewesen und durch und durch von dem Geruch von fauligem Walroßthran und eklem Kimmwasser durchzogen. Ihre Besatzung bestand aus einem „Skyppar" oder Capitän und elf Mann von verschiedenen Graden.

Seehunde, Walrosse, Bären und Rennthiere waren das Wild, auf welches unsere Jäger ausgingen. Der große spitzbergische Seehund — die Phoca barbata der Naturforscher — ist ein unbehilfliches Geschöpf von etwa 9 oder 10 Fuß Länge und 6 oder 7 Fuß Umfang und hat ein Gewicht von etwa 600 Pfund, wovon Haut und Fett die Hälfte ausmachen. Der Thran gibt die Hölfte seines Gewichts an feinem Oel. Wenn sie sich im Wasser befinden, sind sie frei von aller Furcht und kommen kühn an ein Bot heran, erst an der einen Seite und dann an der andern, als wenn sie mit dem fremdartigen Gegenstande Bekanntschaft zu machen wünschten. Es ist übrigens fast gar nicht Gebrauch, sie im Wasser zu schießen, weil sie sogleich untersinken. Die bewährteste Methode ist, nicht früher zu feuern, als bis die Spitze des Botes gegen den Seehund gerichtet und nur noch dreißig Ellen von ihm entfernt ist. Wenn dann die Leute scharf darauf zu halten, so können sie noch so viel Zeit haben, auf das angeschossene Thier eine Harpune zu werfen und so den Körper desselben zu erbeuten; aber viel wahrscheinlicher haben sie nur noch Zeit zu sehen, wie der Seehund grade außerhalb des Bereichs der Harpune mit nach unten gehaltenem Schwanze untersinkt. Gewöhnlich sind zwei unter drei im Wasser geschossenen Seehunden verloren. Auf dem Eise, wohin er sich zurückzieht, um zu ruhen und zu schlafen, ist derselbe ein ganz anderes Geschöpf. Selbst wenn er schläft, ist er stets auf der Hut vor seinem großen Feinde, dem weißen Bären, indem er alle drei oder vier Minuten seinen kugelrunden Kopf erhebt und in seiner Umgebung umherspäht. Er liegt immer dicht am Rande des Eises und wirft sich bei dem leisesten Geräusche in das Wasser. Er läßt nie ein Bot näher als fünfzig oder sechzig Ellen an sich heran, so daß er nur durch Schießgewehre erlegt werden kann. Er muß durch einen einzigen Schuß getödtet werden; denn wenn er nur verwundet wird, gleichviel ob schwer oder leicht, so ist er plötzlich in dem Wasser, und dann lebe wohl Fell und die zehn Dollar, welche der unter demselben mit fortgehende Thran werth ist. Um einen, Seehund aus solcher Entfernung zu erlegen, muß man ein vorzüglicher Schütze sein, denn das Gehirn ist die einzige Stelle, in welcher eine Verletzung augenblicklich tödtlich wirkt, und dieses ist nicht größer als eine Orange. Sobald der Schuß gefallen ist, rudert die Mannschaft mit aller Macht nach dem Eise hin; wenn sie den Seehund daselbst auffindet, wird ihm ein Spitzhammer in den Kopf geschlagen, um sich zu überzeugen, ob er auch völlig todt sei, und dann wird das Fell abgezogen und der Thran ausgeschnitten, während man den übrigen Cadaver in die See wirft.

Die Jagd auf Walrosse ist mit viel mehr Aufregung verknüpft als die auf Seehunde. Sie werden geschossen oder mit der Harpune erlegt entweder im Wasser oder auf dem Eise, auf welches sie sich bisweilen in großen Heerden begeben, um zu schlafen. Eines Morgens wurden unsre Jäger durch den Ruf geweckt: Hvalruus paa Ysen! (Walrosse auf dem Eise!) Eine sehenswerthe Scene bot sich ihren Blicken dar. Vier große flache Eisberge waren so dicht mit diesen großen Thieren besetzt, daß dieselben compacten, aus Walrossen bestehenden Inseln glichen. Sie hatten die Köpfe auf den Rücken ihrer Nachbarn gelegt, wie fette Schweine in einem Pächterhofe. Es waren etwa achtzig bis hundert Walrosse auf dem Eise und mehrere andere plätscherten grunzend umher, indem sie vergeblich sich bemühten, zu ihren Freunden hinaufzuklimmen. Es war noch eine Menge leerer Eisberge vorhanden, aber die Walrosse scheinen es zu lieben, so eng wie möglich aneinandergedrängt zu liegen. Diesmal hatten die Thiere nicht Zeit, ein bequemes Schläfchen zu machen; ihre ringsum im Wasser befindlichen Freunde alarmirten sie und unsere Jäger

Fig. 1. Rock art in the Old World. Sites mentioned in the text: 1 Tanum; 2 Alta; 3 Kalnacis; 4 Kamyana Mahila; 5 Kamyana Mahila; 6 Kamyana Mahila; 7 Kamyana Mahila; 8 Kamyana Mahila; 9 Kamyana Mahila; 10 Kamyana Mahila; 11 Kamyana Mahila; 12 Kamyana Mahila; 13 Kamyana Mahila; 14 Kamyana Mahila; 15 Kamyana Mahila; 16 Kamyana Mahila; 17 Kamyana Mahila; 18 Kamyana Mahila; 19 Kamyana Mahila; 20 Kamyana Mahila; 21 Kamyana Mahila; 22 Kamyana Mahila; 23 Kamyana Mahila; 24 Kamyana Mahila; 25 Kamyana Mahila; 26 Kamyana Mahila; 27 Kamyana Mahila; 28 Kamyana Mahila; 29 Kamyana Mahila; 30 Kamyana Mahila; 31 Kamyana Mahila; 32 Kamyana Mahila; 33 Kamyana Mahila; 34 Kamyana Mahila; 35 Kamyana Mahila; 36 Kamyana Mahila; 37 Kamyana Mahila; 38 Kamyana Mahila; 39 Kamyana Mahila; 40 Kamyana Mahila; 41 Kamyana Mahila; 42 Kamyana Mahila; 43 Kamyana Mahila; 44 Kamyana Mahila; 45 Kamyana Mahila; 46 Kamyana Mahila; 47 Kamyana Mahila; 48 Kamyana Mahila; 49 Kamyana Mahila; 50 Kamyana Mahila; 51 Kamyana Mahila; 52 Kamyana Mahila; 53 Kamyana Mahila; 54 Kamyana Mahila; 55 Kamyana Mahila; 56 Kamyana Mahila; 57 Kamyana Mahila; 58 Kamyana Mahila; 59 Kamyana Mahila; 60 Kamyana Mahila; 61 Kamyana Mahila; 62 Kamyana Mahila; 63 Kamyana Mahila; 64 Kamyana Mahila; 65 Kamyana Mahila; 66 Kamyana Mahila; 67 Kamyana Mahila; 68 Kamyana Mahila; 69 Kamyana Mahila; 70 Kamyana Mahila; 71 Kamyana Mahila; 72 Kamyana Mahila; 73 Kamyana Mahila; 74 Kamyana Mahila; 75 Kamyana Mahila; 76 Kamyana Mahila; 77 Kamyana Mahila; 78 Kamyana Mahila; 79 Kamyana Mahila; 80 Kamyana Mahila; 81 Kamyana Mahila; 82 Kamyana Mahila; 83 Kamyana Mahila; 84 Kamyana Mahila; 85 Kamyana Mahila; 86 Kamyana Mahila; 87 Kamyana Mahila; 88 Kamyana Mahila; 89 Kamyana Mahila; 90 Kamyana Mahila; 91 Kamyana Mahila; 92 Kamyana Mahila; 93 Kamyana Mahila; 94 Kamyana Mahila; 95 Kamyana Mahila; 96 Kamyana Mahila; 97 Kamyana Mahila; 98 Kamyana Mahila; 99 Kamyana Mahila; 100 Kamyana Mahila; 101 Kamyana Mahila; 102 Kamyana Mahila; 103 Kamyana Mahila; 104 Kamyana Mahila; 105 Kamyana Mahila; 106 Kamyana Mahila; 107 Kamyana Mahila; 108 Kamyana Mahila; 109 Kamyana Mahila; 110 Kamyana Mahila; 111 Kamyana Mahila; 112 Kamyana Mahila; 113 Kamyana Mahila; 114 Kamyana Mahila; 115 Kamyana Mahila; 116 Kamyana Mahila; 117 Kamyana Mahila; 118 Kamyana Mahila; 119 Kamyana Mahila; 120 Kamyana Mahila; 121 Kamyana Mahila; 122 Kamyana Mahila; 123 Kamyana Mahila; 124 Kamyana Mahila; 125 Kamyana Mahila; 126 Kamyana Mahila; 127 Kamyana Mahila; 128 Kamyana Mahila; 129 Kamyana Mahila; 130 Kamyana Mahila; 131 Kamyana Mahila; 132 Kamyana Mahila; 133 Kamyana Mahila; 134 Kamyana Mahila; 135 Kamyana Mahila; 136 Kamyana Mahila; 137 Kamyana Mahila; 138 Kamyana Mahila; 139 Kamyana Mahila; 140 Kamyana Mahila; 141 Kamyana Mahila; 142 Kamyana Mahila; 143 Kamyana Mahila; 144 Kamyana Mahila; 145 Kamyana Mahila; 146 Kamyana Mahila; 147 Kamyana Mahila; 148 Kamyana Mahila; 149 Kamyana Mahila; 150 Kamyana Mahila; 151 Kamyana Mahila; 152 Kamyana Mahila; 153 Kamyana Mahila; 154 Kamyana Mahila; 155 Kamyana Mahila; 156 Kamyana Mahila; 157 Kamyana Mahila; 158 Kamyana Mahila; 159 Kamyana Mahila; 160 Kamyana Mahila; 161 Kamyana Mahila; 162 Kamyana Mahila; 163 Kamyana Mahila; 164 Kamyana Mahila; 165 Kamyana Mahila; 166 Kamyana Mahila; 167 Kamyana Mahila; 168 Kamyana Mahila; 169 Kamyana Mahila; 170 Kamyana Mahila; 171 Kamyana Mahila; 172 Kamyana Mahila; 173 Kamyana Mahila; 174 Kamyana Mahila; 175 Kamyana Mahila; 176 Kamyana Mahila; 177 Kamyana Mahila; 178 Kamyana Mahila; 179 Kamyana Mahila; 180 Kamyana Mahila; 181 Kamyana Mahila; 182 Kamyana Mahila; 183 Kamyana Mahila; 184 Kamyana Mahila; 185 Kamyana Mahila; 186 Kamyana Mahila; 187 Kamyana Mahila; 188 Kamyana Mahila; 189 Kamyana Mahila; 190 Kamyana Mahila; 191 Kamyana Mahila; 192 Kamyana Mahila; 193 Kamyana Mahila; 194 Kamyana Mahila; 195 Kamyana Mahila; 196 Kamyana Mahila; 197 Kamyana Mahila; 198 Kamyana Mahila; 199 Kamyana Mahila; 200 Kamyana Mahila; 201 Kamyana Mahila; 202 Kamyana Mahila; 203 Kamyana Mahila; 204 Kamyana Mahila; 205 Kamyana Mahila; 206 Kamyana Mahila; 207 Kamyana Mahila; 208 Kamyana Mahila; 209 Kamyana Mahila; 210 Kamyana Mahila; 211 Kamyana Mahila; 212 Kamyana Mahila; 213 Kamyana Mahila; 214 Kamyana Mahila; 215 Kamyana Mahila; 216 Kamyana Mahila; 217 Kamyana Mahila; 218 Kamyana Mahila; 219 Kamyana Mahila; 220 Kamyana Mahila; 221 Kamyana Mahila; 222 Kamyana Mahila; 223 Kamyana Mahila; 224 Kamyana Mahila; 225 Kamyana Mahila; 226 Kamyana Mahila; 227 Kamyana Mahila; 228 Kamyana Mahila; 229 Kamyana Mahila; 230 Kamyana Mahila; 231 Kamyana Mahila; 232 Kamyana Mahila; 233 Kamyana Mahila; 234 Kamyana Mahila; 235 Kamyana Mahila; 236 Kamyana Mahila; 237 Kamyana Mahila; 238 Kamyana Mahila; 239 Kamyana Mahila; 240 Kamyana Mahila; 241 Kamyana Mahila; 242 Kamyana Mahila; 243 Kamyana Mahila; 244 Kamyana Mahila; 245 Kamyana Mahila; 246 Kamyana Mahila; 247 Kamyana Mahila; 248 Kamyana Mahila; 249 Kamyana Mahila; 250 Kamyana Mahila; 251 Kamyana Mahila; 252 Kamyana Mahila; 253 Kamyana Mahila; 254 Kamyana Mahila; 255 Kamyana Mahila; 256 Kamyana Mahila; 257 Kamyana Mahila; 258 Kamyana Mahila; 259 Kamyana Mahila; 260 Kamyana Mahila; 261 Kamyana Mahila; 262 Kamyana Mahila; 263 Kamyana Mahila; 264 Kamyana Mahila; 265 Kamyana Mahila; 266 Kamyana Mahila; 267 Kamyana Mahila; 268 Kamyana Mahila; 269 Kamyana Mahila; 270 Kamyana Mahila; 271 Kamyana Mahila; 272 Kamyana Mahila; 273 Kamyana Mahila; 274 Kamyana Mahila; 275 Kamyana Mahila; 276 Kamyana Mahila; 277 Kamyana Mahila; 278 Kamyana Mahila; 279 Kamyana Mahila; 280 Kamyana Mahila; 281 Kamyana Mahila; 282 Kamyana Mahila; 283 Kamyana Mahila; 284 Kamyana Mahila; 285 Kamyana Mahila; 286 Kamyana Mahila; 287 Kamyana Mahila; 288 Kamyana Mahila; 289 Kamyana Mahila; 290 Kamyana Mahila; 291 Kamyana Mahila; 292 Kamyana Mahila; 293 Kamyana Mahila; 294 Kamyana Mahila; 295 Kamyana Mahila; 296 Kamyana Mahila; 297 Kamyana Mahila; 298 Kamyana Mahila; 299 Kamyana Mahila; 300 Kamyana Mahila; 301 Kamyana Mahila; 302 Kamyana Mahila; 303 Kamyana Mahila; 304 Kamyana Mahila; 305 Kamyana Mahila; 306 Kamyana Mahila; 307 Kamyana Mahila; 308 Kamyana Mahila; 309 Kamyana Mahila; 310 Kamyana Mahila; 311 Kamyana Mahila; 312 Kamyana Mahila; 313 Kamyana Mahila; 314 Kamyana Mahila; 315 Kamyana Mahila; 316 Kamyana Mahila; 317 Kamyana Mahila; 318 Kamyana Mahila; 319 Kamyana Mahila; 320 Kamyana Mahila; 321 Kamyana Mahila; 322 Kamyana Mahila; 323 Kamyana Mahila; 324 Kamyana Mahila; 325 Kamyana Mahila; 326 Kamyana Mahila; 327 Kamyana Mahila; 328 Kamyana Mahila; 329 Kamyana Mahila; 330 Kamyana Mahila; 331 Kamyana Mahila; 332 Kamyana Mahila; 333 Kamyana Mahila; 334 Kamyana Mahila; 335 Kamyana Mahila; 336 Kamyana Mahila; 337 Kamyana Mahila; 338 Kamyana Mahila; 339 Kamyana Mahila; 340 Kamyana Mahila; 341 Kamyana Mahila; 342 Kamyana Mahila; 343 Kamyana Mahila; 344 Kamyana Mahila; 345 Kamyana Mahila; 346 Kamyana Mahila; 347 Kamyana Mahila; 348 Kamyana Mahila; 349 Kamyana Mahila; 350 Kamyana Mahila; 351 Kamyana Mahila; 352 Kamyana Mahila; 353 Kamyana Mahila; 354 Kamyana Mahila; 355 Kamyana Mahila; 356 Kamyana Mahila; 357 Kamyana Mahila; 358 Kamyana Mahila; 359 Kamyana Mahila; 360 Kamyana Mahila; 361 Kamyana Mahila; 362 Kamyana Mahila; 363 Kamyana Mahila; 364 Kamyana Mahila; 365 Kamyana Mahila; 366 Kamyana Mahila; 367 Kamyana Mahila; 368 Kamyana Mahila; 369 Kamyana Mahila; 370 Kamyana Mahila; 371 Kamyana Mahila; 372 Kamyana Mahila; 373 Kamyana Mahila; 374 Kamyana Mahila; 375 Kamyana Mahila; 376 Kamyana Mahila; 377 Kamyana Mahila; 378 Kamyana Mahila; 379 Kamyana Mahila; 380 Kamyana Mahila; 381 Kamyana Mahila; 382 Kamyana Mahila; 383 Kamyana Mahila; 384 Kamyana Mahila; 385 Kamyana Mahila; 386 Kamyana Mahila; 387 Kamyana Mahila; 388 Kamyana Mahila; 389 Kamyana Mahila; 390 Kamyana Mahila; 391 Kamyana Mahila; 392 Kamyana Mahila; 393 Kamyana Mahila; 394 Kamyana Mahila; 395 Kamyana Mahila; 396 Kamyana Mahila; 397 Kamyana Mahila; 398 Kamyana Mahila; 399 Kamyana Mahila; 400 Kamyana Mahila; 401 Kamyana Mahila; 402 Kamyana Mahila; 403 Kamyana Mahila; 404 Kamyana Mahila; 405 Kamyana Mahila; 406 Kamyana Mahila; 407 Kamyana Mahila; 408 Kamyana Mahila; 409 Kamyana Mahila; 410 Kamyana Mahila; 411 Kamyana Mahila; 412 Kamyana Mahila; 413 Kamyana Mahila; 414 Kamyana Mahila; 415 Kamyana Mahila; 416 Kamyana Mahila; 417 Kamyana Mahila; 418 Kamyana Mahila; 419 Kamyana Mahila; 420 Kamyana Mahila; 421 Kamyana Mahila; 422 Kamyana Mahila; 423 Kamyana Mahila; 424 Kamyana Mahila; 425 Kamyana Mahila; 426 Kamyana Mahila; 427 Kamyana Mahila; 428 Kamyana Mahila; 429 Kamyana Mahila; 430 Kamyana Mahila; 431 Kamyana Mahila; 432 Kamyana Mahila; 433 Kamyana Mahila; 434 Kamyana Mahila; 435 Kamyana Mahila; 436 Kamyana Mahila; 437 Kamyana Mahila; 438 Kamyana Mahila; 439 Kamyana Mahila; 440 Kamyana Mahila; 441 Kamyana Mahila; 442 Kamyana Mahila; 443 Kamyana Mahila; 444 Kamyana Mahila; 445 Kamyana Mahila; 446 Kamyana Mahila; 447 Kamyana Mahila; 448 Kamyana Mahila; 449 Kamyana Mahila; 450 Kamyana Mahila; 451 Kamyana Mahila; 452 Kamyana Mahila; 453 Kamyana Mahila; 454 Kamyana Mahila; 455 Kamyana Mahila; 456 Kamyana Mahila; 457 Kamyana Mahila; 458 Kamyana Mahila; 459 Kamyana Mahila; 460 Kamyana Mahila; 461 Kamyana Mahila; 462 Kamyana Mahila; 463 Kamyana Mahila; 464 Kamyana Mahila; 465 Kamyana Mahila; 466 Kamyana Mahila; 467 Kamyana Mahila; 468 Kamyana Mahila; 469 Kamyana Mahila; 470 Kamyana Mahila; 471 Kamyana Mahila; 472 Kamyana Mahila; 473 Kamyana Mahila; 474 Kamyana Mahila; 475 Kamyana Mahila; 476 Kamyana Mahila; 477 Kamyana Mahila; 478 Kamyana Mahila; 479 Kamyana Mahila; 480 Kamyana Mahila; 481 Kamyana Mahila; 482 Kamyana Mahila; 483 Kamyana Mahila; 484 Kamyana Mahila; 485 Kamyana Mahila; 486 Kamyana Mahila; 487 Kamyana Mahila; 488 Kamyana Mahila; 489 Kamyana Mahila; 490 Kamyana Mahila; 491 Kamyana Mahila; 492 Kamyana Mahila; 493 Kamyana Mahila; 494 Kamyana Mahila; 495 Kamyana Mahila; 496 Kamyana Mahila; 497 Kamyana Mahila; 498 Kamyana Mahila; 499 Kamyana Mahila; 500 Kamyana Mahila; 501 Kamyana Mahila; 502 Kamyana Mahila; 503 Kamyana Mahila; 504 Kamyana Mahila; 505 Kamyana Mahila; 506 Kamyana Mahila; 507 Kamyana Mahila; 508 Kamyana Mahila; 509 Kamyana Mahila; 510 Kamyana Mahila; 511 Kamyana Mahila; 512 Kamyana Mahila; 513 Kamyana Mahila; 514 Kamyana Mahila; 515 Kamyana Mahila; 516 Kamyana Mahila; 517 Kamyana Mahila; 518 Kamyana Mahila; 519 Kamyana Mahila; 520 Kamyana Mahila; 521 Kamyana Mahila; 522 Kamyana Mahila; 523 Kamyana Mahila; 524 Kamyana Mahila; 525 Kamyana Mahila; 526 Kamyana Mahila; 527 Kamyana Mahila; 528 Kamyana Mahila; 529 Kamyana Mahila; 530 Kamyana Mahila; 531 Kamyana Mahila; 532 Kamyana Mahila; 533 Kamyana Mahila; 534 Kamyana Mahila; 535 Kamyana Mahila; 536 Kamyana Mahila; 537 Kamyana Mahila; 538 Kamyana Mahila; 539 Kamyana Mahila; 540 Kamyana Mahila; 541 Kamyana Mahila; 542 Kamyana Mahila; 543 Kamyana Mahila; 544 Kamyana Mahila; 545 Kamyana Mahila; 546 Kamyana Mahila; 547 Kamyana Mahila; 548 Kamyana Mahila; 549 Kamyana Mahila; 550 Kamyana Mahila; 551 Kamyana Mahila; 552 Kamyana Mahila; 553 Kamyana Mahila; 554 Kamyana Mahila; 555 Kamyana Mahila; 556 Kamyana Mahila; 557 Kamyana Mahila; 558 Kamyana Mahila; 559 Kamyana Mahila; 560 Kamyana Mahila; 561 Kamyana Mahila; 562 Kamyana Mahila; 563 Kamyana Mahila; 564 Kamyana Mahila; 565 Kamyana Mahila; 566 Kamyana Mahila; 567 Kamyana Mahila; 568 Kamyana Mahila; 569 Kamyana Mahila; 570 Kamyana Mahila; 571 Kamyana Mahila; 572 Kamyana Mahila; 573 Kamyana Mahila; 574 Kamyana Mahila; 575 Kamyana Mahila; 576 Kamyana Mahila; 577 Kamyana Mahila; 578 Kamyana Mahila; 579 Kamyana Mahila; 580 Kamyana Mahila; 581 Kamyana Mahila; 582 Kamyana Mahila; 583 Kamyana Mahila; 584 Kamyana Mahila; 585 Kamyana Mahila; 586 Kamyana Mahila; 587 Kamyana Mahila; 588 Kamyana Mahila; 589 Kamyana Mahila; 590 Kamyana Mahila; 591 Kamyana Mahila; 592 Kamyana Mahila; 593 Kamyana Mahila; 594 Kamyana Mahila; 595 Kamyana Mahila; 596 Kamyana Mahila; 597 Kamyana Mahila; 598 Kamyana Mahila; 599 Kamyana Mahila; 600 Kamyana Mahila; 601 Kamyana Mahila; 602 Kamyana Mahila; 603 Kamyana Mahila; 604 Kamyana Mahila; 605 Kamyana Mahila; 606 Kamyana Mahila; 607 Kamyana Mahila; 608 Kamyana Mahila; 609 Kamyana Mahila; 610 Kamyana Mahila; 611 Kamyana Mahila; 612 Kamyana Mahila; 613 Kamyana Mahila; 614 Kamyana Mahila; 615 Kamyana Mahila; 616 Kamyana Mahila; 617 Kamyana Mahila; 618 Kamyana Mahila; 619 Kamyana Mahila; 620 Kamyana Mahila; 621 Kamyana Mahila; 622 Kamyana Mahila; 623 Kamyana Mahila; 624 Kamyana Mahila; 625 Kamyana Mahila; 626 Kamyana Mahila; 627 Kamyana Mahila; 628 Kamyana Mahila; 629 Kamyana Mahila; 630 Kamyana Mahila; 631 Kamyana Mahila; 632 Kamyana Mahila; 633 Kamyana Mahila; 634 Kamyana Mahila; 635 Kamyana Mahila; 636 Kamyana Mahila; 637 Kamyana Mahila; 638 Kamyana Mahila; 639 Kamyana Mahila; 640 Kamyana Mahila; 641 Kamyana Mahila; 642 Kamyana Mahila; 643 Kamyana Mahila; 644 Kamyana Mahila; 645 Kamyana Mahila; 646 Kamyana Mahila; 647 Kamyana Mahila; 648 Kamyana Mahila; 649 Kamyana Mahila; 650 Kamyana Mahila; 651 Kamyana Mahila; 652 Kamyana Mahila; 653 Kamyana Mahila; 654 Kamyana Mahila; 655 Kamyana Mahila; 656 Kamyana Mahila; 657 Kamyana Mahila; 658 Kamyana Mahila; 659 Kamyana Mahila; 660 Kamyana Mahila; 661 Kamyana Mahila; 662 Kamyana Mahila; 663 Kamyana Mahila; 664 Kamyana Mahila; 665 Kamyana Mahila; 666 Kamyana Mahila; 667 Kamyana Mahila; 668 Kamyana Mahila; 669 Kamyana Mahila; 670 Kamyana Mahila; 671 Kamyana Mahila; 672 Kamyana Mahila; 673 Kamyana Mahila; 674 Kamyana Mahila; 675 Kamyana Mahila; 676 Kamyana Mahila; 677 Kamyana Mahila; 678 Kamyana Mahila; 679 Kamyana Mahila; 680 Kamyana Mahila; 681 Kamyana Mahila; 682 Kamyana Mahila; 683 Kamyana Mahila; 684 Kamyana Mahila; 685 Kamyana Mahila; 686 Kamyana Mahila; 687 Kamyana Mahila; 688 Kamyana Mahila; 689 Kamyana Mahila; 690 Kamyana Mahila; 691 Kamyana Mahila; 692 Kamyana Mahila; 693 Kamyana Mahila; 694 Kamyana Mahila; 695 Kamyana Mahila; 696 Kamyana Mahila; 697 Kamyana Mahila; 698 Kamyana Mahila; 699 Kamyana Mahila; 700 Kamyana Mahila; 701 Kamyana Mahila; 702 Kamyana Mahila; 703 Kamyana Mahila; 704 Kamyana Mahila; 705 Kamyana Mahila; 706 Kamyana Mahila; 707 Kamyana Mahila; 708 Kamyana Mahila; 709 Kamyana Mahila; 710 Kamyana Mahila; 711 Kamyana Mahila; 712 Kamyana Mahila; 713 Kamyana Mahila; 714 Kamyana Mahila; 715 Kamyana Mahila; 716 Kamyana Mahila; 717 Kamyana Mahila; 718 Kamyana Mahila; 719 Kamyana Mahila; 720 Kamyana Mahila; 721 Kamyana Mahila; 722 Kamyana Mahila; 723 Kamyana Mahila; 724 Kamyana Mahila; 725 Kamyana Mahila; 726 Kamyana Mahila; 727 Kamyana Mahila; 728 Kamyana Mahila; 729 Kamyana Mahila; 730 Kamyana Mahila; 731 Kamyana Mahila; 732 Kamyana Mahila; 733 Kamyana Mahila; 734 Kamyana Mahila; 735 Kamyana Mahila; 736 Kamyana Mahila; 737 Kamyana Mahila; 738 Kamyana Mahila; 739 Kamyana Mahila; 740 Kamyana Mahila; 741 Kamyana Mahila; 742 Kamyana Mahila; 743 Kamyana Mahila; 744 Kamyana Mahila; 745 Kamyana Mahila; 746 Kamyana Mahila; 747 Kamyana Mahila; 748 Kamyana Mahila; 749 Kamyana Mahila; 750 Kamyana Mahila; 751 Kamyana Mahila; 752 Kamyana Mahila; 753 Kamyana Mahila; 754 Kamyana Mahila; 755 Kamyana Mahila; 756 Kamyana Mahila; 757 Kamyana Mahila; 758 Kamyana Mahila; 759 Kamyana Mahila; 760 Kamyana Mahila; 761 Kamyana Mahila; 762 Kamyana Mahila; 763 Kamyana Mahila; 764 Kamyana Mahila; 765 Kamyana Mahila; 766 Kamyana Mahila; 767 Kamyana Mahila; 768 Kamyana Mahila; 769 Kamyana Mahila; 770 Kamyana Mahila; 771 Kamyana Mahila; 772 Kamyana Mahila; 773 Kamyana Mahila; 774 Kamyana Mahila; 775 Kamyana Mahila; 776 Kamyana Mahila; 777 Kamyana Mahila; 778 Kamyana Mahila; 779 Kamyana Mahila; 780 Kamyana Mahila; 781 Kamyana Mahila; 782 Kamyana Mahila; 783 Kamyana Mahila; 784 Kamyana Mahila; 785 Kamyana Mahila; 786 Kamyana Mahila; 787 Kamyana Mahila; 788 Kamyana Mahila; 789 Kamyana Mahila; 790 Kamyana Mahila; 791 Kamyana Mahila; 792 Kamyana Mahila; 793 Kamyana Mahila; 794 Kamyana Mahila; 795 Kamyana Mahila; 796 Kamyana Mahila; 797 Kamyana Mahila; 798 Kamyana Mahila; 799 Kamyana Mahila; 800 Kamyana Mahila; 801 Kamyana Mahila; 802 Kamyana Mahila; 803 Kamyana Mahila; 804 Kamyana Mahila; 805 Kamyana Mahila; 806 Kamyana Mahila; 807 Kamyana Mahila; 808 Kamyana Mahila; 809 Kamyana Mahila; 810 Kamyana Mahila; 811 Kamyana Mahila; 812 Kamyana Mahila; 813 Kamyana Mahila; 814 Kamyana Mahila; 815 Kamyana Mahila; 816 Kamyana Mahila; 817 Kamyana Mahila; 818 Kamyana Mahila; 819 Kamyana Mahila; 820 Kamyana Mahila; 821 Kamyana Mahila; 822 Kamyana Mahila; 823 Kamyana Mahila; 824 Kamyana Mahila; 825 Kamyana Mahila; 826 Kamyana Mahila; 827 Kamyana Mahila; 828 Kamyana Mahila; 829 Kamyana Mahila; 830 Kamyana Mahila; 831 Kamyana Mahila; 832 Kamyana Mahila; 833 Kamyana Mahila; 834 Kamyana Mahila; 835 Kamyana Mahila; 836 Kamyana Mahila; 837 Kamyana Mahila; 838 Kamyana Mahila; 839 Kamyana Mahila; 840 Kamyana Mahila; 841 Kamyana Mahila; 842 Kamyana Mahila; 843 Kamyana Mahila; 844 Kamyana Mahila; 845 Kamyana Mahila; 846 Kamyana Mahila; 847 Kamyana Mahila; 848 Kamyana Mahila; 849 Kamyana Mahila; 850 Kamyana Mahila; 851 Kamyana Mahila; 852 Kamyana Mahila; 853 Kamyana Mahila; 854 Kamyana Mahila; 855 Kamyana Mahila; 856 Kamyana Mahila; 857 Kamyana Mahila; 858 Kamyana Mahila; 859 Kamyana Mahila; 860 Kamyana Mahila; 861 Kamyana Mahila; 862 Kamyana Mahila; 863 Kamyana Mahila; 864 Kamyana Mahila; 865 Kamyana Mahila; 866 Kamyana Mahila; 867 Kamyana Mahila; 868 Kamyana Mahila; 869 Kamyana Mahila; 870 Kamyana Mahila; 871 Kamyana Mahila; 872 Kamyana Mahila; 873 Kamyana Mahila; 874 Kamyana Mahila; 875 Kamyana Mahila; 876 Kamyana Mahila; 877 Kamyana Mahila; 878 Kamyana Mahila; 879 Kamyana Mahila; 880 Kamyana Mahila; 881 Kamyana Mahila; 882 Kamyana Mahila; 883 Kamyana Mahila; 884 Kamyana Mahila; 885 Kamyana Mahila; 886 Kamyana Mahila; 887 Kamyana Mahila; 888 Kamyana Mahila; 889 Kamyana Mahila; 890 Kamyana Mahila; 891 Kamyana Mahila; 892 Kamyana Mahila; 893 Kamyana Mahila; 894 Kamyana Mahila; 895 Kamyana Mahila; 896 Kamyana Mahila; 897 Kamyana Mahila; 898 Kamyana Mahila; 899 Kamyana Mahila; 900 Kamyana Mahila; 901 Kamyana Mahila; 902 Kamyana Mahila; 903 Kamyana Mahila; 904 Kamyana Mahila; 905 Kamyana Mahila; 906 Kamyana Mahila; 907 Kamyana Mahila; 908 Kamyana Mahila; 909 Kamyana Mahila; 910 Kamyana Mahila; 911 Kamyana Mahila; 912 Kamyana Mahila; 913 Kamyana Mahila; 914 Kamyana Mahila; 915 Kamyana Mahila; 916 Kamyana Mahila; 917 Kamyana Mahila; 918 Kamyana Mahila; 919 Kamyana Mahila; 920 Kamyana Mahila; 921 Kamyana Mahila; 922 Kamyana Mahila; 923 Kamyana Mahila; 924 Kamyana Mahila; 925 Kamyana Mahila; 926 Kamyana Mahila; 927 Kamyana Mahila; 928 Kamyana Mahila; 929 Kamyana Mahila; 930 Kamyana Mahila; 931 Kamyana Mahila; 932 Kamyana Mahila; 933 Kamyana Mahila; 934 Kamyana Mahila; 935 Kamyana Mahila; 936 Kamyana Mahila; 937 Kamyana Mahila; 938 Kamyana Mahila; 939 Kamyana Mahila; 940 Kamyana Mahila; 941 Kamyana Mahila; 942 Kamyana Mahila; 943 Kamyana Mahila; 944 Kamyana Mahila; 945 Kamyana Mahila; 946 Kamyana Mahila; 947 Kamyana Mahila; 948 Kamyana Mahila; 949 Kamyana Mahila; 950 Kamyana Mahila; 951 Kamyana Mahila; 952 Kamyana Mahila; 953 Kamyana Mahila; 954 Kamyana Mahila; 955 Kamyana Mahila; 956 Kamyana Mahila; 957 Kamyana Mahila; 958 Kamyana Mahila; 959 Kamyana Mahila; 960 Kamyana Mahila; 961 Kamyana Mahila; 962 Kamyana Mahila; 963 Kamyana Mahila; 964 Kamyana Mahila; 965 Kamyana Mahila; 966 Kamyana Mahila; 967 Kamyana Mahila; 968 Kamyana Mahila; 969 Kamyana Mahila; 970 Kamyana Mahila; 971 Kamyana Mahila; 972 Kamyana Mahila; 973 Kamyana Mahila; 974 Kamyana Mahila; 975 Kamyana Mahila; 976 Kamyana Mahila; 977 Kamyana Mahila; 978 Kamyana Mahila; 979 Kamyana Mahila; 980 Kamyana Mahila; 981 Kamyana Mahila; 982 Kamyana Mahila; 983 Kamyana Mahila; 984 Kamyana Mahila; 985 Kamyana Mahila; 986 Kamyana Mahila; 987 Kamyana Mahila; 988 Kamyana Mahila; 989 Kamyana Mahila; 990 Kamyana Mahila; 991 Kamyana Mahila; 992 Kamyana Mahila; 993 Kamyana Mahila; 994 Kamyana Mahila; 995 Kamyana Mahila; 996 Kamyana Mahila; 997 Kamyana Mahila; 998 Kamyana Mahila; 999 Kamyana Mahila; 1000 Kamyana Mahila.

Abb. 1. Die Kirche in Ebersdorf, wie sie sich vor dem Umbau im Jahre 1911 darstellte. Der Turm ist ein Rest der alten Kirche, die 1911 abgebrochen wurde. Das Kirchenschiff wurde 1911 neu gebaut. Der Turm wurde 1911 um ein Geschoß erhöht und mit einer neuen Haube versehen. Die Kirche ist 1911 nach Osten gerichtet worden. Vor dem Umbau stand der Altar im Westen. Der Eingang befand sich im Turm. Die Kirche ist 1911 nach Osten gerichtet worden. Vor dem Umbau stand der Altar im Westen. Der Eingang befand sich im Turm.

vorn lagen, wurden getödtet, bis ihre Körper einen Wall bildeten, über welchen die im Hintergrunde ruhenden nicht hinwegkommen konnten. Die Mannschaft arbeitete mit Eifer; jeder gute Lanzenstoß war zwanzig Dollar werth. Sie stießen und stachen die wehrlosen Thiere, bis ihre Speere stumpf und ihre eigenen Kräfte gänzlich erschöpft waren. In wenigen Stunden hatten diese sechzehn Leute neunhundert Walrosse getödtet. Ihre Schiffe konnten nur einen kleinen Theil ihrer Beute bergen. Sie beluden dieselben so stark, als es irgend ausführbar war, und segelten nach Hammerfest ab in der Hoffnung, daß es ihnen möglich sein werde, mit andern Schiffen zurückzukehren und den Ueberrest in Sicherheit zu bringen. Ihre Hoffnung wurde getäuscht. Als sie wieder hinkamen, fanden sie die Insel meilenweit mit Treibeis umgeben, durch welches sie nicht hindurchkommen konnten. Bis zum Frühjahr waren Felle und Thran jedenfalls verdorben, so daß sechs- oder siebenhundert Walrosse vernichtet waren, ohne daß Jemand einen Nutzen davon hatte. Sechs Jahre später besuchte Lamont die Insel. Selbst die Ueberbleibsel der Walrosse lagen noch zu zwei und drei übereinandergehäuft; einige Cadaver waren noch ziemlich unverletzt trotz der Verwüstungen durch Bären, Füchse und Möwen. Der Geruch dieser Massen von verwesendem Fleisch war in einer Entfernung von mehreren Meilen wahrnehmbar. Diese Insel, welche früher als ein vorzüglicher Versammlungsort der Walrosse bekannt war, ist jetzt von ihnen völlig verlassen.

Die Walrosse scheinen sich ihrer Unbehilflichkeit auf dem Lande bewußt zu sein und wenn eine Heerde sich zum Ausruhen auf das Eis begibt, so wird von ihr eine Art Wache ausgestellt. Lamont kam einmal zu einer Gruppe von zehn oder zwölf flachen Eisbergen, welche mit Walrossen bedeckt waren. Viele von ihnen lagen in Schlaf, aber sobald sich die Bote näherten, weckten die Wachen ihre schlummernden Kameraden, indem sie denselben mit ihren Vorderpfoten einen Schlag versetzten, und ein Trupp nach dem andern schlüpfte in das Wasser grade noch zu rechter Zeit, um einem Wurfe mit der Harpune zu entgehen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch nicht ein Einziger erbeutet. Im Wasser ist das Walroß übrigens ein ganz anderes Geschöpf. Wenn man es in Ruhe läßt, so greift es nicht an; wenn es aber angegriffen wird, so läßt es sich auf einen Kampf ein, welcher die Jagd auf diese Thiere durchaus nicht zu einem Kinderspiel macht. Seine Hauer sind fürchterliche Waffen von starkem Elfenbein und sitzen sechs oder sieben Zoll tief in einer Masse von solidem Knochen, welche die Vorderseite seines Schädels bildet, während das Gehirn weiter nach hinten liegt, an einer Stelle, die man für den Nacken halten sollte. Nach der Stellung der Hauer sollte man der Ansicht sein, daß dieselben nur zu einem Stoße nach unten gebraucht werden könnten; allein dieses Thier bewegt seinen Nacken mit ungemeiner Leichtigkeit und kann ebensowohl nach oben und seitwärts hauen als nach unten. Wenn ein Polarbär, von Hunger getrieben, ein junges Walroß im Wasser anzugreifen wagt, so stürzt sich die ganze Heerde auf ihn, zerrt ihn unter das Wasser und reißt ihn in Stücke. Bisweilen wirft sich wohl ein altes Walroß gegen ein Bot und stürzt dasselbe um. Lamont sah, wie ein Bot auf diese Weise umgeworfen wurde, und während die Mannschaft mit dem Wasser kämpfte, stürzte sich das Walroß auf den Harpunier, welchen es mit einem einzigen Schlage seiner Hauzähne fast in zwei Hälften riß.

Im Wasser werden die Walrosse auf die Weise gefangen, daß man eine Heerde in der Richtung jagt, welche dieselbe beim Untertauchen vermuthlich einhalten wird. Ein ausgewachsenes Walroß kann schneller schwimmen als ein Bot, aber sie passen ihre Geschwindigkeit den Kräften der jungen an. Wenn ein junges Walroß getroffen wird, so stößt es ein klagendes Grunzen aus, welches die ganze Heerde um das Bot versammelt. Die Liebe der Mütter zu ihren Jungen ist wirklich rührend. Lamont's Harpunier hatte einmal ein altes Walroßweibchen gespießt, als er bemerkte, daß es ein Junges unter ihrer rechten Finne hielt. Der Harpunier zielte wiederholt, um das Junge zu erlegen, aber die Alte schien die Richtung des Wurfes zu beobachten und gern verschiedene Harpunen aufzufangen, welche für ihr Junges bestimmt waren. „Ich werde niemals," sagt er, „die Gesichter des alten Walrosses und seines Jungen vergessen, mit denen sie nach dem Bote umsahen. Das des jungen drückte so sprechend die äußerste Furcht und doch auch wieder

Vertrauen auf die Macht seiner Mutter, es in Schutz zu nehmen, aus, als es unter ihrer Fürsorge an ihrer Seite dahinschwamm, und dasjenige der Alten zeigte eine so heldenhafte Verachtung alles dessen, was wir ihr anhaben könnten und doch auch wieder die schrecklichste Angst für die Sicherheit ihres Jungen." Es thut Einem fast leid zu erzählen, daß die Alte geschossen und das Junge harpunirt wurde, worauf die Mannschaft das letztere mit dem stumpfen Ende einer Lanze sanft zu stoßen begann, um es zum Schreien zu bringen und dadurch die Heerde zurückzurufen — diesmal jedoch ohne Erfolg, denn diese hatte sich bereits aus der Hörweite entfernt, als das Junge gefangen wurde. Walrosse zu jagen, muß eine aufregende Arbeit sein. Lamont beschreibt eine solche Scene folgendermaßen:

„Fünf Paar Ruder, mit aller Kraft eingesetzt, schienen das Bot wie mit Flügeln durch das Wasser dahinschießen zu lassen, während ungefähr hundert Walrosse brüllend, bellend, schnaubend, schnarchend und spritzend eine weite Fläche des Meeres um sie her in Schaum verwandelten. Der Harpunier steht im fester Stellung vorn im Bot, mit der zusammengelegten Leine in der Rechten und hält mit beiden Händen die lange Lanze zum Wurf in Bereitschaft, während er der Mannschaft zuruft, welche Richtung sie einhalten soll. Die Heerde hält gewöhnlich enge zusammen. Einen Augenblick lang sieht man ein Hundert gräßlicher Köpfe und lange glänzendweiße Hauzähne über den Wellen; sie stoßen einen Strahl aus ihren Blaselöchern aus, thun einen frischen Athemzug und im nächsten Augenblick sieht man ein Hundert halbkugelförmige braune Rücken, im folgenden ein Hundert Paare von spielenden Schwanzflossen, und dann sind alle unter Wasser. Vorwärts, vorwärts geht das Bot, so scharf als wir auf den Rudern liegen können, auf tauchen die Walrosse wieder, diesmal ganz nahe vor uns, und bevor sie Athem holen können, schießt das Bot in ihre Mitte; husch! geht die Harpune, brrr! geht die Leine über das Schanddeck — und ein unglückliches Junges, welches Christian auf's Korn genommen, ist „fest;" seine beraubte Mutter schießt fortwährend flammende Blicke auf das Bot und röchelt vor Wuth; sie erhält eiligst eine Harpune in den Rücken und eine Kugel in's Gehirn und hängt leblos an der Leine; nun beginnt das Junge seine klagenden grunzenden Töne auszustoßen und in wenigen Secunden drängen sich fünfzig Walrosse rund um das Bot, indem sie bis an die Brust emportauchen, und schnarchen und schnauben, als ob sie uns Alle in Stücke reißen wollten. Zwei von diesen Hilfstruppen werden nun ihrerseits schleunigst harpunirt, und die übrigen zaudern ein wenig, da gibt, weil es ein böses Geschick so wollte, das Junge seinen Geist auf, indem die Harpune es mit ungemeiner Kraft getroffen hatte, und die andern, welche nicht mehr durch sein Geschrei herbeigezogen werden, begeben sich in eine sicherere Entfernung zurück. Aber ohne den „eigensinnigen" und vorzeitigen Tod des Jungen, sagten mir die Leute, würden wir mehr Walrosse erbeutet haben, als wir hätten fortbringen können. Wir richteten unsere Aufmerksamkeit jetzt auf die beiden noch lebenden Walrosse, zwei ziemlich große junge Männchen, welche das schwere Bot sammt den zwei todten Kameraden dahinzogen, als ob sich dasselbe hinter einem Schleppdampfer befände, und sich wüthend bemühten, uns unter die Eisberge zu ziehen; ein kräftiger Wurf mit der Lanze machte diesen Anstrengungen ein Ende und nun brachten wir unsere vier todten Opfer mit einiger Mühe nach dem nächsten flachen Eisberge und warfen den Eisanker aus, an welchem wir ein Walroß nach dem andern mit der wirksamen Hilfe von Seil und Kloben auf das Eis zogen, um sie auszubeuten.

Während wir mit dem Zerlegen dieser Walrosse beschäftigt waren, umgaben nach und nach über fünfzig andere den Eisberg, grunzend und bellend und aus dem Wasser emportauchend, als ob sie das Blut ihrer geschlachteten Freunde witterten und neugierig wären zu sehen, was wir nun mit denselben anfingen. Sie waren so dicht gedrängt, daß ich leicht ein Dutzend von ihnen hätte schießen können; aber da sie untergesunken sein würden, bevor das Bot sie erreichen konnte, so war ich nicht so grausam, ihnen ohne allen Nutzen das Leben zu rauben. Als die Walrosse sämmtlich abgehäutet waren, zogen wir wieder mit Erfolg der Heerde nach, und als wir von derselben abließen, weil plötzlich ein dichter Nebel sich ausbreitete, hatten wir neun Stück beisammen, eine ganz hübsche Ausbeute an einem Morgen, wie uns schien."

Die Kunstgeschichte Bayerns, Bd. II, Taf. 80 (1911) über und wieder auf dem Rücken liegend, mit dem Kopf nach links, Taf. 81 (1911) über und wieder auf dem Rücken liegend, mit dem Kopf nach rechts, Taf. 82 (1911) über und wieder auf dem Rücken liegend, mit dem Kopf nach rechts, Taf. 83 (1911) über und wieder auf dem Rücken liegend, mit dem Kopf nach rechts, Taf.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19. Fig. 20. Fig.

Pferdegeschirren und Sohlenleder verarbeitet oder in Seile geflochten wird. Ehemals war das ganze Takelwerk an russischen oder norwegischen Schiffen von Walroßfell gemacht. Wenn der Markt überfüllt ist, so wird der nicht abgesetzte Rest zu Leim versotten.

Von den Walrossen gehen wir zu den Bären über. Lamont glaubt, daß der Polarbär — der Ursus maritimus der Zoologen — im Naturzustande das größte und stärkste aller fleischfressenden Thiere der Welt ist. Sei dem wie ihm wolle, das erste von ihm gesehene Exemplar, dasselbe, das er durch den Operngucker, von dem wir gesprochen haben, beobachtete, war ein wahres Ungeheuer. Sein Körper maß acht Fuß in der Länge und beinahe eben so viel im Umfange. Seine Höhe bis zur Schulter war vier und ein halber Fuß. Seine Vorderpfoten maßen vierunddreißig Zoll im Umfange. Sein Gewicht betrug mindestens 1200 Pfund, davon kommen 400 Pfund auf das Fett und 100 auf das Fell. Als er abgehäutet war, glichen sein Nacken und seine Schultern denjenigen eines Ochsen. Die Jäger sagen, daß er den größten Seehund zu erlegen im Stande sei, der doch fast dreimal so viel wiegt wie er selbst, indem er von hinten auf ihn springt und ihm wiederholt Schläge auf den Schädel versetzt. Lamont glaubt dies, dagegen zweifelt er an der Wahrheit der Erzählungen über die Art und Weise, auf welche er von den Jägern erlegt wird. Ein Mann, welcher alles hierauf Bezügliche zu wissen behauptete, sagte, daß die Jäger sich eines Spießes bedienten, welcher ein paar Fuß von der Spitze ein Querholz habe. Der Jäger hält dem Bären die Spitze entgegen, der Bär ergreift den Spieß am Querholze und indem er versucht, denselben dem Jäger zu entreißen, stößt er sich die Schneide in die Brust und tödtet sich auf diese Weise selbst.

Verschiedene Geschichten werden über die Liebe der Bärin zu ihren Jungen erzählt. Lamont's eigene Erfahrung bestätigt die Wahrheit derselben, dagegen muß man bedauern, daß sie auch beweist, wie wenig die Jungen ihrerseits eine gleichgroße kindliche Liebe besitzen. Am Tage nach der Erlegung des alten Patriarchen, von welchem wir eben gesprochen haben, wurde eine Bärin mit drei Jungen entdeckt, mit denen sie über das Eis wanderte. Sofort begann die Jagd. Die Bärin richtete sich auf, sah sich um und gewann offenbar die Ueberzeugung, daß ihr Heil nur in der Flucht zu finden sei. Sie machte sich also mit ihren Jungen über das holprige, von Canälen und Gruben durchschnittene Eis davon. Sie vermochte über diese leicht hinwegzuspringen und hätte den Jägern wohl entwischen können. Nicht so ihre Jungen. Sie konnten nur klettern und durchschwimmen. Die Mutter ließ sie aber nicht im Stiche; sondern wartete auf sie und half ihnen auf den steilen Seiten hinauf. Dies hielt ihre Flucht so bedeutend auf, daß die Jäger in Schußweite herankamen. Ein Schuß von Lord David zerschmetterte ihr den Rücken und lähmte sie gänzlich. Als ihre Verfolger näher kamen, wurden sie leicht mit ihr fertig und banden die Jungen zusammen. Während sie abgehäutet wurde, begann die junge Brut einen heftigen Kampf miteinander. Nachdem das Fell abgezogen war, ward ihnen gestattet, nach dem Cadaver zu gehen, und sie machten sich sogleich daran, einen tüchtigen Schmaus von den rauchenden Eingeweiden ihrer Mutter zu halten, welche so eben ihr eigenes Leben für sie aufgeopfert hatte. Dann ließen sie sich auf dem Felle nieder und waren nicht wieder herunterzubringen; man benutzte dasselbe daher als Schlitten, auf welchem die Jungen nach dem Bote gezogen wurden. Als sie die Schaluppe erreicht hatten, fanden die kleinen Bären das Fell des am vorhergehenden Tage erlegten Bären auf dem Verdecke ausgebreitet. Es schien ihnen bekannt zu sein. Sehr wahrscheinlich mag es ihrem Vater angehört haben; auf alle Fälle ließen sie sich auf demselben nieder und begannen zu schlafen. Wahrscheinlich dachten sie, nachdem sie von dem Körper ihrer Mutter zu Abend gespeist, sei das Fell ihres Vaters der geeignetste Gegenstand zu ihrem Nachtlager. Diese zwei jungen Bären wurden das Ach und Weh der Schaluppe. Der eine derselben, eine Bärin, war noch friedfertig genug; aber ihr Bruder belästigte und plagte sie dermaßen, daß es nöthig wurde, sie voneinander zu trennen. Er war ein ganz unbändiger kleiner Teufel, der nach jedem Dinge biß, das ihm in den Weg kam. Mehr als einmal, wenn er freigelassen wurde, um sich Bewegung zu machen, sprang er über

Bord und versuchte nach dem Lande zu schwimmen, welches zehn Meilen entfernt war, und konnte nur nach vielem Kratzen und Beißen wieder zum Schiffe zurückgebracht werden.

So stark wie er auch ist, so muß der Seebär doch List gebrauchen, wenn er sich eines lebenden Wesens bemächtigen will. Er hat es hauptsächlich auf Walrosse und Seehunde abgesehen. Doch wenn er auch vollkommen im Stande ist, mit dem größten einzelnen Seehunde fertig zu werden, wird er durch eine Heerde derselben doch überwältigt; und zum Unglück für ihn haben die Walrosse die Gewohnheit, in Heerden zusammenzuhalten. Er kann kein Junges angreifen, ohne sich eine Schaar von mit Hauzähnen bewaffneten Onkeln und Vettern desselben auf den Hals zu ziehen. Dann sind die Seehunde so verschlagen! Im Wasser fürchten sie sich nicht vor ihm; sie können schneller schwimmen und länger tauchen als er und sind im Stande, auf eine Art und Weise um ihn herumzuschwimmen, welche seine Gefühle auf's Tiefste verletzen muß. Lamont meint, daß ein Seebär hin und wieder einen Seehund im Wasser erbeutet, aber er kann nicht begreifen, wie er das anfängt. Auf dem Eise ist der Vortheil auf Seiten des Bären. Aber der Seehund weiß dies und schläft mit zwei offenen Ohren und einem offenen Auge. Aber des Bären Auge und Nase sind von der schärfsten Art. Wenn diese ihm anzeigen, daß Seehunde auf einer Eisscholle im Meere schwimmen, schlüpft er in das Wasser ungefähr eine halbe Meile leewärts und rudert geräuschlos weiter, wobei nur seine Nase über das Wasser emporragt, bis er unter der Eisscholle an demselben Rande ist, wo der Seehund sich niedergelegt hat. Dann ein Sprung und ein Schlag mit seiner mächtigen Tatze, und die Arbeit ist gethan. Mit List und Gewalt weiß sich der Bär einen ganz vortrefflichen Lebensunterhalt zu verschaffen und wird stark und fett. Drei Bären, die Lamont erlegte, lieferten 600 Pfund Fett. „Wie jammerschade ist es," ruft er aus, „daß es nicht 3 Schilling 6 Pence per Topf werth ist, wie in der Burlington-Arcade!"

Gewiß haben Viele von des guten Bischofs Pontoppidan berühmtem „Capitel 24. Ueber die Schlangen auf Island," gehört, welches aus folgenden sechs Worten besteht: „In Island gibt es keine Schlangen." Lamont sagt, daß er oft über die Bewohner von Spitzbergen befragt worden sei. Seine Antwort war grade so wie das Capitel des Bischofs: „Es gibt keine Bewohner von Spitzbergen." Es ist wahr, daß zu der Zeit, wo die Gewässer um Spitzbergen Ueberfluß an Walfischen besaßen, die Holländer eine Niederlassung an der Küste gegründet hatten, Namens Schmeerenburg, wo man, wie berichtet wird, warme Semmeln zu Frühstück erhalten und des Abends sich an weiblicher Gesellschaft erfreuen konnte. Aber das war nur eine Sommerniederlassung, welche mit Eintritt des Winters wieder verlassen wurde. Später versuchte eine englische Handelsgesellschaft, dort eine bleibende Colonie zu gründen. Die Regierung versprach einigen Verbrechern Begnadigung, wenn sie einen Winter auf Spitzbergen zubringen wollten. Sie wurden zu diesem Zwecke in einem Walfischfahrer dorthin geführt; als sie aber einen Blick auf das Land geworfen hatten, entschlossen sie sich, daß sie lieber in London gehangen werden wollten als auf Spitzbergen leben. Sie wurden wieder zurückgebracht, aber endlich doch nicht gehangen, so sehr sie es auch verdient hatten. Es gibt Berichte über einige schiffbrüchige Mannschaften, welche einen oder mehrere Winter dort wirklich zugebracht hätten. Es wird auch erzählt, daß einmal die Russen eine Art Jagdcolonie an der Küste unterhalten hätten, in welcher die Leute einen Winter in Spitzbergen und den andern in der Heimath zubrachten. Das war übrigens lange her. Man erzählte Lamont, daß im Jahre 1858 ein alter Russe zu Kola in Lappland lebte, welcher vor fünfundreißig Jahren abwechselnd einen Winter auf Spitzbergen zugebracht habe. Wenn das wahr ist, so ist der alte Moskowite wahrscheinlich der einzige lebende Mensch, welcher auf Spitzbergen überwintert hat.

Am 17. August 1859 befand sich die Anna Louisa im 78. Grade nördlicher Breite. Andere Fischerschiffe waren von Spitzbergen nach Süden gegangen; damals waren keine Nordpolexpeditionen unterwegs, und so beglückwünschte sich Lamont darüber, daß er dem Nordpole näher sei als irgend ein anderes menschliches Wesen. Bald darauf war das Schiff noch höher im Norden, der Punkt lag noch weiter nordwärts als der Renssе-

Die Kapelle, von der Terrasse Monte Pincio aus gesehen. Rechts die Villa Medici, jetzt Akademie der Künste. Links die Villa Malta, jetzt Eigentum des Fürsten Demidoff. Im Hintergrund die Kuppel von St. Peter.

Die päpstliche Kapelle, welche täglich an verschiedenen Kirchen zelebriert, während Sixtus V. sie an seine Residenz, den Lateran, verlegte. Rechts Kardinal Hohenlohe, Bischof von Albano, Dekan des Heiligen Kollegiums. Links Kardinal Bilio, Bischof von Frascati, Vizedekan des Heiligen Kollegiums. Hinter ihm Kardinal Mertel, Bischof von Porto, Kardinal Pitra, Bischof von Ostia und Velletri, Kardinal Oreglia di Santo Stefano, Bischof von Sabina.

Abb. 10 Wetterkarte vom 15. Januar 1907, 8 Uhr morgens. Die Isobaren sind in Abständen von 5 mm gezeichnet. Die Isothermen sind in Abständen von 5° C gezeichnet. Die Isothermen sind gestrichelt, wenn sie Temperaturen unter 0° C bedeuten. Die Isobaren sind gestrichelt, wenn sie Luftdrucke unter 760 mm bedeuten. Die Pfeile geben die Richtung des Windes an. Die Zahlen bedeuten die Windstärke nach der Beaufortskala. Die Zahlen bedeuten die Temperatur in Celsiusgraden. Die Zahlen bedeuten den Luftdruck in Millimetern. Die Zahlen bedeuten die Niederschlagsmenge in Millimetern. Die Zahlen bedeuten die Bewölkung in Zehnteln. Die Zahlen bedeuten die Sichtweite in Kilometern. Die Zahlen bedeuten die Windstärke nach der Beaufortskala. Die Zahlen bedeuten die Temperatur in Celsiusgraden. Die Zahlen bedeuten den Luftdruck in Millimetern. Die Zahlen bedeuten die Niederschlagsmenge in Millimetern. Die Zahlen bedeuten die Bewölkung in Zehnteln. Die Zahlen bedeuten die Sichtweite in Kilometern.

geschossen wurden, waren mager genug. Einen Monat später waren sie so fett, daß sie bei einer Thierschau einen Preis hätten erhalten können. Die milchenden Hindinnen und ihre Kälber waren ungemein fett, während die alten Böcke wahre Wunder von Wohlbeleibtheit waren. Ueber ihren ganzen Körper war eine Hülle von Fett von zwei oder drei Zoll Dicke gezogen: sie waren „seehundfett," wie Lamont emphatisch sich ausdrückt. Diese so schnell erworbene Fettlage scheint die Bestimmung zu haben, die Thiere in Stand zu setzen, den langen arktischen Winter, wo sich wenig Futter vorfindet, überdauern zu können. Sie müssen den langen Winter hindurch von dem Fette leben, welches sie während des kurzen Sommers angesammelt haben.

Lamont hält das Rennthierfleisch für das wohlschmeckendste Gericht, das er jemals kostete. Um vollkommen befriedigt zu werden, muß man von dem Thiere unmittelbar nach seiner Erlegung essen, da das Fett in kurzer Zeit einen ranzigen Geschmack und unangenehmen Geruch annimmt. Die beste Art es zuzubereiten lernte Lamont schon Jahre vorher in Palästina von Hadschi Mohamed, einem einäugigen arabischen Koche. Folgendes ist das Recept. „Zuerst erlege ein fettes Thier, dann schneide eine Anzahl hölzerner Speiler, reihe darauf abwechselnd Stücke von Fleisch, Herz und Fett, alles ungefähr in der Größe und Dicke eines Dollars geschnitten, brate dies auf glühender Asche, würze es in Ermangelung an Salz und Pfeffer mit Holzasche, und iß es auf, während es noch warm ist. Wenn man hungrig ist," fügt er erklärend hinzu, „so hält man dies für das köstlichste Ding, was man jemals gegessen hat."

Die Jagd auf Rennthiere ist eigentlich kaum eine Jagd zu nennen. Nicht selten kommen sie von freien Stücken in die bequemste Schußweite, wenn der Jäger nicht nur vollkommen in Sicht ist, sondern auch auf der Windseite steht. Das Abfeuern eines Gewehres erschreckt sie nicht; sehr wahrscheinlich halten sie es für den Knall, an den sie gewöhnt sind, wenn Felsen und Eis vor Kälte bersten. Wenn zwei oder drei beisammen waren, wurden bisweilen alle durch aufeinanderfolgende Schüsse erlegt. Lord David traf einmal auf fünf Stück; er streckte vier davon mit vier Schüssen aus seiner vierläufigen Büchse nieder und das fünfte blieb schnuppernd bei seinen getödteten Genossen stehen, bis der Jäger Zeit hatte, seine Büchse wieder zu laden, so daß es gleichfalls erlegt wurde. Ein andermal wurde ein altes Rennthier am Schenkel von einer Kugel getroffen; es lief eine kurze Strecke, blieb dann stehen, blickte um sich, und begann, da es nichts wahrnahm, wieder zu grasen, als ob nichts vorgefallen sei, das wichtig genug wäre, es bei seiner Mahlzeit zu stören. Ihre außerordentliche Dreistigkeit scheint sich davon herzuschreiben, daß sie in dem Innern der Insel, wo sie den größten Theil ihres Lebens verbringen, niemals ein menschliches Wesen oder irgend etwas, was ihnen ein Leid zufügen könnte, gesehen haben; denn auf Spitzbergen gibt es keine Wölfe und der Bär hat wahrscheinlich niemals Gelegenheit, sich mit ihm zu schaffen zu machen, er müßte denn vielleicht ein verwundetes oder krankes Thier an der Küste antreffen.

Der September kam heran. Das Eis begann die Baien und Fjorde zu schließen, wo die Walrosse sich aufhalten, und es war keine Aussicht mehr auf Erbeutung von Thran. Rennthiere hatte man in wenigen Tagen so viele geschossen, als man brauchen konnte. Drei Wildpretttonnen hingen an der Schaluppe, in welchen die Viertel derselben aufbewahrt wurden. So begnügte man sich, noch einige wenige alte Böcke zu schießen, deren Geweihe besonders schön waren, und ihre Zungen für Freunde einzusalzen. Als die Expedition nach Hammerfest zurückgekehrt war, lohnten die Unternehmer ihre Mannschaft ab und verkauften ihren Thran. „Der Preis," sagt Lamont, „war sehr niedrig — wie es immer zu gehen scheint, wenn Jemand etwas verkaufen will. Aber dennoch realisirten wir eine Summe, welche unsern Kosten ziemlich nahe kam; außerdem nahmen wir die jungen Bären mit uns, sechs Bärenfelle und alle Walroßzähne." Sie verließen nun den Kübel von einer Schaluppe, nachdem Lord David in einen Balken der Cajüte eine kurze Uebersicht über ihre Kreuzfahrt eingeschnitten hatte, welche folgendermaßen lautete:

Lord David Kennedy und Jakob Lamont mietheten diese Schaluppe, nicht von der besten Sorte, im Sommer des Jahres 1859 und erlegten auf Spitzbergen 46 Walrosse, 88 Seehunde, 8 Polarbären, 1 Weißwal, 61 Rennthiere.

Zusammen 204 Köpfe. NB. Außerdem verloren wir durch Untersinken ungefähr 20 Walrosse und Seehunde.

Sie hatten sich mit vorzüglichen Exemplaren von allen spitzbergischen Thieren versehen, welche der Aufmerksamkeit eines Jägers werth sind, mit Ausnahme des Narwals und des weißen Fuchses. Ihrer Sammlung fehlt das lange gewundene Horn des ersteren und das prächtige Fell des letzteren, das seltenste und kostbarste Pelzwerk in der Welt. Aber diese Thiere sind ungemein selten. Sie wurden keines Narwals ansichtig. Einmal kam ein weißer Fuchs nach dem Cadaver eines Thieres, welches sie erlegt hatten, herangeschlichen, aber er hielt sich immer außerhalb der Schußweite und überlegte offenbar, daß seine Zobelpelzjacke viel zu werthvoll sei, um sie für ein Mittagbrot auf's Spiel zu setzen.

Sie verließen Hammerfest am 15. September. Da sie beim Auslaufen den Wind grade gegen sich gehabt hatten, so vermutheten sie, daß er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sich so umsetzen werde, daß sie ihn auch auf der Rückfahrt entgegen haben würden. So war es auch und dazu kamen auch noch kräftige Aequinoctialstürme. Sie vermieden Lerwick auf ihrer Rückreise, weil sie gehört hatten, daß die „Hungermonate" noch nicht vorüber seien und die hungrige Bevölkerung daher die Yacht stürmen könnte, um von der Wildpretladung Besitz zu ergreifen.

Lamont hatte einige Schwierigkeiten, seine beiden jungen Bären loszuwerden. Er bot sie fast einer jeden Menagerie im Königreiche an; aber die britischen Barnums waren mit Bären überhäuft. Nicht ein Gebot konnte er erhalten. Endlich fand sich ein Käufer in dem Director des Jardin des Plantes in Paris und es scheint hart um sie gehandelt worden zu sein. Einige Monate später sah Lamont sie in ihrer neuen Heimath. Sie waren beträchtlich gewachsen; aber ihre natürlichen unliebenswürdigen Eigenschaften hatten sich durch ihren Aufenthalt in einem warmen trockenen Käfig, welcher für tropische Thiere gepaßt hätte, nicht verbessert. Unähnlich dem Löwen in der bekannten Erzählung, bewillkommneten sie ihren Schiffsgefährten nicht, noch zeigten sie die geringste Dankbarkeit gegen den Mann, dessen Hand sie großgezogen hatte.

Literarisches.

Geschichte der Musik von A. W. Ambros. Erster Band. Breslau. Leuckart.

Das Werk scheint nach Art und Weise derjenigen Geschichten der Tonkunst angelegt zu sein, welche wir aus dem vorigen Jahrhundert von Hawkins, Martini, Burney, La Borde und Forkel, zum Theil unvollendet, besitzen. Denn der Verfasser widmet wie seine Vorgänger den ersten Anfängen und Daseinsäußerungen der Musik bei den Naturvölkern, und im Ferneren bei den Chinesen, Indern, Arabern, Phönikern, Ebräern, Griechen und Römern den ganzen gegenwärtig vorliegenden Band von 547 Seiten. Ausgedehnte Literaturkenntniß, großer Sammelfleiß und recht unterhaltende, wenn auch vom Anekdotenhaften nicht immer freie Darstellung sind Herrn Ambros zuzuerkennen; daß es diesen ganzen Band hindurch eigentlich gar nicht um Geschichte der Tonkunst sich handelt, liegt in der Sache. Aber die Sache selbst ist in Frage zu ziehen. Die Arbeit des Historikers wird, wie der Herr Verfasser selbst mit zweifelloser Richtigkeit sagt, auch für die neuschaffende Kunst ein Segen; doch haben wir diesen Segen nicht von einer Darstellung zu erwarten, welche noch ganz in dem alten Vorurtheil befangen scheint, daß die Musik der Völker des Morgenlandes und Alterthums eine derartig ausführliche Darlegung verdiene. Auch der allgemein wissenschaftliche Werth solcher Arbeiten, welche in alle möglichen Fernen sich verlieren, während der heimische Boden größtentheils noch unbebaut liegt, ist durchaus nicht unzweifelhaft, denn die Quellen sind größtentheils ziemlich trübe, eine kritische Sichtung ist hier aber von vornherein unmöglich. Und selbst wo etwas Zuverlässiges über chinesische und arabische Musik sich geben ließe, würde dieses doch immer nur ein ethnographisches Interesse darbieten, nicht aber ein eigentlich musikalisches oder musikgeschichtliches — eine solche Betrachtung ist längst veraltet, was doch diejenigen am ersten begreifen sollten, welche so oft ihres Fortschritts und Abwerfens alter Vorurtheile sich rühmen. Deshalb könnte man doch wohl im Sinne des ersterwähnten Ausspruchs des Herrn Verfassers wünschen, er wäre, bevor er an ein so weitschichtiges Unternehmen sich wagte, seines Gegenstandes und Zweckes etwas klarer sich bewußt geworden: denn je größer ein Unternehmen an sich ist, desto mehr ist ein Mißlingen zu bedauern.

Wie aber Herr Ambros zu seinem Gegenstande sich verhalten wird, wenn es wirklich um Musik sich handelt — also von Ambro-

sius und Gregor an — ist aus diesem Bande wenigstens nicht mit Gewißheit vorauszusehen. Daß er seinen philologischen Sammelfleiß und seine geschickte Darstellung auch hierauf ausdehnen wird, ist anzunehmen. Will man über seine Stellung zu wirklichen Kunstfragen aus seinen Artikeln in der Neuen Zeitschrift für Musik, oder aus seinen „Culturhistorischen Bildern“ schließen, so erscheint sie als die eines im modernen Sinne viel belesenen und gewandten Mannes; aber keineswegs als die eines Geschichtschreibers, wie wir dessen bedürfen. Denn sie zeigt sich überhaupt schwankend, nähert sich dem Zukünftlerthum bedeutend, aber ohne Entschiedenheit und anscheinend mehr aus Unsicherheit als aus Ueberzeugung. Dies ist aber nicht die Haltung eines Historikers. Brendel's Geschichte der Musik bezeichnet Herr Ambros (Vorrede) als ein „mit allgemeinem und verdientem Beifall aufgenommenes, brillantes, ungemein geistvolles Werk.“ Jeder Verständige weiß aber, daß es nichts weiter ist, als eine mit allgemeinen philosophischen und oft nichts weniger als brillant klingenden Redensarten übergossene Compilation aus den zugänglichsten Büchern ohne jede Quellenkunde. Wenn also auch hier nach dem alten Spruch von den Freunden und Lieblingen eines Menschen auf ihn selber geschlossen werden darf, so ist allen Ernstes zu befürchten, daß hier eine neue Brendel'sche, aber auf ein halb Dutzend Bände angeschwemmte Geschichte der Musik im Anzuge ist.

Die Sache weiter anlangend, kommt überhaupt die Frage in Betracht, ob es denn an der Zeit sei, eine so ausführliche Geschichte der Musik zu schreiben, oder ob man nicht besser thue, den geschichtlichen Gang, so weit wir ihn jetzt zu übersehen vermögen, möglichst kurz und gedrängt zusammenzufassen, und daneben die Verarbeitung einzelner Perioden in Monographien zu versuchen. Nicht allein unendlich viele Einzelheiten, sondern auch ganze Perioden liegen zu tief im Dunkel, um deren gesammte Erhellung den Kräften eines Mannes allein zuzumuthen. Ist aber das Einzelne nicht bewältigt, so erhalten wir im Großen wieder die alten Irrthümer. Jahn und Chrysander haben hierin erkannt, was uns noththut, haben sich in einen Mittelpunkt gestellt, und sind von diesem aus in die angrenzenden Zeiten eingedrungen. Und dies erscheint als das richtige Mittel, der Musikgeschichte auf den Grund zu kommen, denn so allein kann Wahrheit geboten werden. Und wenn man meint, eine ausführliche Geschichte der Musik helfe einem „tiefgefühlten Bedürfniß“ des Publicums ab, so darf man wohl bemerken, daß das Publicum, in so fern es nicht irregeleitet ist, vernünftigerweise nicht nach dem leeren Namen „Geschichte,“ sondern nur nach der Wahrheit der Geschichte Verlangen tragen kann, und sich deshalb über den Mangel einer ausführlich in's Einzelne gehenden und doch abgerundeten Darstellung so lange beruhigen wird, bis eine solche überhaupt möglich geworden ist. Einen einzigen der vielen vergessenen großen Tonmeister wieder kennen und liebgewinnen lernen, ist zur Zeit viel ersprießlicher und genußreicher, als alles Blättern und Raschen in der sogenannten Geschichte der Musik.

Die theologisirende Rechts- und Staatslehre. Von Ch. Albert Thiele. Leipzig. L. Pernitzsch.

Die Tendenz dieser gleich interessanten, gleich gehaltvollen Schrift richtet sich mit Entschiedenheit gegen den absoluten Idealismus, wie er namentlich durch und seit Schelling ausgebildet worden ist. Die moderne conservative Rechtsphilosophie hat ein ähnliches Schicksal gehabt, wie die moderne speculative Theologie. Beide kämpfen gegen den Pantheismus und Atheismus, den revolutionären Liberalismus und Communismus; beide aber haben sich unvorsichtiger Weise verleiten lassen, solche Principien aufzunehmen, deren consequente Durchführung sie ihren Feinden in die Hände liefern würde. Die Ursache davon liegt nach Thiele in dem absoluten Idealismus. Der Verfasser will der conservativen Rechtsphilosophie nachweisen, daß sie von ihren gegenwärtigen wissenschaftlichen Principien umkehren muß, wenn es ihr gelingen soll, die Wahrheit über das Recht und dessen Heiligkeit und richtige Gestaltung zu lehren. In dem ersten, in drei Abschnitte zerfallenden Buche werden allgemeine philosophische Vorfragen der Rechtsphilosophie abgehandelt; das zweite, welches aus vier Abschnitten besteht, gibt eine historisch-kritische Darstellung der Principien der Rechtsphilosophie von Grotius bis auf Stahl; im dritten endlich, das sich aus sieben Capiteln zusammensetzt, tragen sich positive Untersuchungen über die Grundlage der Rechtsphilosophie vor. Für den Inhalt des Buches haben wir auch da, wo wir mit dem entwickelten Gedankengange nicht übereinstimmen, volle Anerkennung; die Darstellung hingegen ist meistens überladen und schwerfällig.

Das letzte Recht.

Novelle von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

I.

Als das heilige römische Reich noch aufrecht stand, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, waren, wie der geschichtskundige, großgünstige Leser weiß, im Südwesten des armen, blutenden, knochenkranken Deutschlands die freien Städte so häufig wie die Pilze, und die unmittelbare Reichsritterschaft war noch häufiger. Mit letzterer beschäftigen wir uns vielleicht später einmal, wenn uns Gott das Leben schenkt; heute wollen wir eine Geschichte erzählen, welche in einer jener Städte vorging, die der arggerupfte kaiserliche Adler mit seinen kraftlosen Flügeln überschattete, in einem winzigen, lieblich gelegenen Ding mit uralten moosigen Mauern, Thürmen und Thoren, zwei alten Kirchen, wenig Nahrung und Verkehr, aber viel schwarzbemäntelten, gravitätischen, perrückentragenden Rathsherren und Patriziern und einem Bürgermeister, der an gravitas natürlich Geschlechter und Plebejer weit und hoch übertraf.

Rothenburg im Thal wollen wir das Städtlein nennen, obgleich es nicht so hieß; Hindernisse, die wir nicht aus dem Wege räumen können, versperren uns den Pfad zu dem wahren Namen desselben. So mußten wir uns bescheiden, nur leise den Schauplatz, auf welchem unsere Tragödie spielt, anzudeuten, ehe wir dramatis personae, die Figuren unserer Geschichte einführen und agiren lassen.

Klein ist unser Schauplatz im Vergleich zu dem des großen Trauerspieles, welches zur selbigen Zeit die Weltgeschichte aufführt. Der spanische Erbfolgekrieg ist im vollen Gange; zu Frankreich stehen Baiern und Köln; aber das Reich hält zu Oesterreich, und am dreißigsten November Siebenzehnhundertzwei ist auch zu Rothenburg im Thal unter Trommelschlag der Krieg gegen Ludwig den Vierzehnten bekannt gemacht worden.

Nun ritt vor acht Tagen ein Bote in die Stadt, dem Rath den Sieg des Prinzen Eugenius und des Herzogs von Marlborough bei Höchstedt und Blenheim zu notificiren. Unabsehbare Züge unglücklicher, verwundeter, halbverhungerter gefangener Franzosen wurden durch die Stadt geschleppt, und die gutmüthigen barmherzigen Seelen, die deutschen Reichsstädter und Reichsstädterinnen, hatten tausendfach Gelegenheit, ihre mitleidigen Herzen zu zeigen. Durch die Stadt wurde auch der Marschall Tallard in einer wohlverwahrten, von Dragonern und Musquetirern umringten Kutsche geführt, und Bürgermeister und Rath mochten mit Recht frohlocken, daß sie nicht zu Baiern und Köln sich geschlagen hatten.

Wenn man die kleine Stadt so im Sonnenschein des Augusts 1704 in ihrem Thal am Ausgange der Berge liegen sah, halbversteckt durch Weinranken und Obstbäume, so hätte man es wirklich nicht für möglich halten sollen, daß es so viel Unglück, Haß, Zwietracht und tollen, blindwüthigen Ehrgeiz und Geiz in der Welt

geben konnte. Es war leider aber doch damit also bestellt, und Eigennutz, Haß, Streit und Neid gab es nicht nur zwischen den grausam hohen Potentaten, zwischen Kaiser und Reich, der Königin von England, den hochmögenden Generalstaaten und dem allerchristlichsten König: auch in den engen morschen Mauern der kleinen Reichsstadt gingen dieselben bösen Geister um und schufen Wirrsal und Trübsal.

Zwischen zwei Bergen, die ziemlich schroff gegen die Ebene hin abfielen, lag, wie gesagt, die kaiserliche freie Reichsstadt Rothenburg. Auf der äußersten Bergspitze zur Linken, auf der Römerhöhe, stand ein alter Wartthurm, der „Lug in's Land," höchst wahrscheinlich auf römischem Fundament; gegenüber auf dem Vorsprung des Herrenberges lag die Scharfrichterei, und zwischen dieser und dem Wartthurm lief im Thal unten die Stadt gegen das Römerthor zu aus. Dicht neben dem Römerthor an einem kleinen freien Platz stand ein altes, dunkles, einst jedenfalls sehr stattliches Gebäude, welches sich jetzt aber im höchsten Verfall befand. „Zur Silberburg" wurde es genannt, und um die Silberburg, die Scharfrichterei und den Lug in's Land streift auf Eulenflügeln unsere Geschichte.

In der Silberburg wohnte im Jahre 1704 Christian Jakob Heyliger, einstiger Zinsmeister der Stadt, mit seiner Tochter Laurentia nun schon lange Jahre in tiefster Zurückgezogenheit. Auf dem Lug in's Land hauste als Wächter Friedrich Martin Kindler, dessen Sohn Georg, genannt der schwarze Jürg, vor einem Jahre mit wundem Arm und wunder Brust aus dem Franzosenkriege heimgekehrt war. Auf der Scharfrichterei saß, ebenfalls seit einem Jahre, der neue Henker der Stadt, Wolf Scheffer.

Da in jener Zeit, welche einige Leute ihres Glaubens, ihrer deutschen Biederkeit, Einfachheit, Treue und Gottesfurcht wegen willens sind, für die „gute alte" zu nehmen und sie uns Kindern des Tages solchergestalt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vor die Nase zu halten, das Amt eines Scharfrichters keine Sinecure war und da Uebung den Meister macht; so gab es damals die vortrefflichsten Meister in der schrecklichen Kunst, die Mitbürger dieser Welt auf die schmerzhafteste Weise zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, und vor Allem konnte die freie Stadt Rothenburg stolz sein auf ihren Henker und war es auch. Wolf Scheffer war ein Schatz, ein Künstler in seinem Fach. Stets wurden Galgen und Rad auf das Kunstgerechteste versorgt, und wahrhaft meisterlich die blinde Göttin Themis und ein hochweiser Rath in dem Peinigkeller unter dem Rathhause unterstützt. Wie aber die Stadt in den Besitz dieses Schatzes kam, wie der vorige Scharfrichter mit Tode abging und Wolf Scheffer sein Nachfolger wurde, muß jetzt erzählt werden.

Vor ungefähr einem Jahre waren die Herren Scabini von Rothenburg in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden, dem eigenen Nachrichter wegen eines nicht von Amtswegen geschehenen Todtschlags im hochnothpeinlichen Blutgericht das Urtheil sprechen zu müssen, und nur ein Postreiter vom Kriegsschauplatze her konnte die Stadt in eine ähnliche Aufregung bringen, wie dieser unerhörte Fall. Man konnte doch unmöglich von dem armen Sünder verlangen, daß er sich selbst eigenhändig an den vorhandenen eben so schönen als dauerhaften Galgen hänge! In vollkommener Rathlosigkeit rathschlagte man über dies Unicum; Briefe wurden an alle benachbarten Städte, welche sich des Blutbannes rühmten, um freundnachbarliche Aushilfe geschrieben; aber das Unheil und der Zufall wollten, daß dem Bitten des Rathes von Rothenburg aus dem einen oder andern Grunde nirgends Folge gegeben werden konnte. Da gab es viel Kopfschütteln, und mehrere Tage hindurch war das Städtlein von dem aus den Perrücken aufsteigenden Puderstaub in einen leichten Duftschleier gehüllt. Da gab es viel Raisonniren und Schwadroniren zu Haus und in den Schenken, und zuletzt mußte ein hochedler Rath in den letztern ein Mandat anschlagen lassen, durch welches den witzigen Köpfen verboten wurde, die „Fatalität" zum Thema ihrer Untersuchungen zu machen.

Seinen Bürgern konnte der Rath nun wohl das Spotten und Lachen verbieten; was aber den armen Sünder selbst betraf, so ging das doch nicht an. In seinem Gefängniß über dem Römerthor lachte und spottete der Meister Hämmerling nach Herzenslust und brachte seine letzten Lebenstage so heiter und vergnügt als möglich zu. Die Durchpassirenden konnten bis tief in

die Nacht hinein vernehmen, wie er Hohnlieder sang auf eine gute Stadt und einen hochweisen und hochverlegenen Rath. Kein Schöffe mochte zuletzt mehr durch das Römerthor gehen; denn jedesmal, wenn solches geschah, zwängte sich durch das enge Gitterfenster des Kerkers ein wildes, grinsendes, rothhaariges Menschenhaupt, und eine gefesselte Hand drehte dem Herrn eine höhnische lange Nase. Nicht zu ertragen war das Aergerniß, und das Schlimmste war, daß zu allem Andern der Kerl auch sehr schwer auf dem Stadtseckel lag. Ein altes Gesetz verordnete, daß, wenn ein Urtheil Jemandem zuerkannt war, bis zur Ausführung des Richterspruches dem Verurtheilten an Speise und Trank gegeben werden solle, was er verlange, und zwar auf Stadtkosten. Nun war der jetzige Delinquent in seiner unschuldigen Jugend Küchenjunge bei einem dicken, nahrhaften holländischen Gesandten am Hofe zu Wien gewesen, wußte, was das Herz erfreute, und war gar nicht blöde, das Erfreuliche zu fordern. So herrschte denn zu jeder Tageszeit ein sehr leckerer Duft von Gesottenem, Geschmortem und Gebratenem um das Römerthor. Selbst die Mauergewächse schienen in dieser Atmosphäre ein gedeihlicheres Ansehen zu gewinnen und frischer zu grünen; der Stadtkoch aber kam nicht aus dem Schweiß, der Rathskellermeister nicht aus dem Trab, und der Stadtkämmerer hätte blutige Thränen weinen mögen.

So standen die Sachen, und im Geheimen war man bereits halb einig im Rath, dem Kerl im Thurm ein Loch zu öffnen und ihn entwischen zu lassen, um so endlich dem Elend und Aergerniß ein Ende zu machen. Da verlangte eines Abends, als der regierende Bürgermeister sich eben zu einem Nachtessen, welches lange nicht so gut war, als das des Gefangenen im Thurm, seufzend niederlassen wollte, ein Fremder, den ehrbaren Herrn zu sprechen, und ward vorgelassen. Er erschien als ein Mann von gar absonderlichem Ansehen; hager, sehnig, gelb, mit einem spanischen Bart und einem großen schwarzen Pflaster über dem linken Auge. Nicht sehr groß, war er doch mit ungemein langen Armen begabt, bewegte sich gar nicht unzierlich, verbeugte sich sehr höflich, rückte mit seinem Anliegen so strack hervor wie ein Reiterangriff und that an Seine Gnaden die Frage: Hier in löblicher Stadt sei man ja wohl, dem Gerede nach, eines Scharfrichters bedürftig? — Und ehe der Bürgermeister zur Antwort kam, fuhr der Fremdling fort:

„Will ich mich in Bescheidenheit hiermit präsentiret haben zu diesem Amt und verhoff', mit Rath und Bürgerschaft auf's Trefflichste auszukommen und Jedermann im Nothfall auf's Beste zu bedienen, kunstgerecht, wie man's von einem wackern gelernten Meister verlangt."

Wäre dem regierenden Bürgermeister von Rothenburg ein Engel erschienen, er hätte nicht einen größern Eindruck hervorgebracht. Wenig fehlte, daß der würdige Herr in seinem Jubel dem Fremden um den Hals gefallen wäre. Aus seinem Lehnsessel flog er in die Höhe und jauchzte:

„Der Himmel sei gepriesen! Endlich! Endlich! Victoria!"

Noch an dem nämlichen Abend wurde eine außerordentliche Rathssitzung abgehalten und in derselben in der Hast der freudigen Aufregung und Erleichterung das Document unterzeichnet und untersiegelt, durch welches Wolf Scheffer zum wohlbestallten Scharfrichter kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal mit allen Rechten und Pflichten gemacht wurde. In der Freude ging man über den Umstand, daß der fremde Mann sich durch keinerlei Papiere über sein vergangenes Leben ausweisen konnte, leicht hinweg. Auf Treu und Glauben nahm man seine Auskunft an: seine Schriften habe er in der Gegend von Wertingen an dem Zusamfluß durch einen Trupp marodirender Franzosen von Tallard's Heer verloren.

Am folgenden Morgen bereits, so früh als möglich, baumelte der Gutschmecker und Antecessor. Er starb mit kauenden Backen und vollem Magen, und die feinfühlende Leserin hat durchaus nicht nöthig, ihn zu bedauern; er hatte redlich das Seinige genossen und sein Schicksal reichlich verdient.

Wolf Scheffer bezog das Haus auf dem Herrenberge und schritt einher im rothen Mantel; eine wichtige Person in dem winzigen Gemeinwesen. Er war ein Freimann, an Person, Haus und Hof sacrosanctus. In der Kirche hatte er seinen Platz dicht neben dem hochehrbaren Rath, wenn auch in einem eigenen und etwas niedrigern Stuhl. Mancherlei nützliche und angenehme Accidenzien waren mit seinem

Amte verbunden: Bei jeder Hochzeit einer Jungfer erhielt der Nachrichter eine Maß Wein und ein Viertel Brot. Fiel ein Pferd unter dem Reiter, so ward es Eigenthum des Meisters vom Schwert mitSattel und Zaum. Wurde ein gefallenes Viehstück aus Eigennutz und Geiz dem Scharfrichter entzogen und es erfuhr der Letztere, so erschien er vor der Thür des Hehlers und stieß sein Messer in den Pfosten, zum Zeichen, daß der Bewohner des Hauses in des Henkers Recht eingegriffen und es nunmehr mit dem Henker zu thun habe. Nicht eher wurde von dem Rothmantel das Messer herausgezogen, bis Abbitte geleistet und eine Vergütung vereinbart war, und ein übler Ding gab es in der guten, ehrbaren Stadt nicht.

Noch ein anderes wichtiges Recht stand dem Scharfrichter zu; davon wird leider später bei trauriger Gelegenheit die Rede sein müssen.

Sehr romantisch lag, wie schon erzählt wurde, die ganze Reichsstadt zwischen ihren Weinbergen und Waldbergen; aber am allerromantischsten war doch die Scharfrichterei gelegen; nur der Lug in's Land mochte ihr in dieser Hinsicht den Rang streitig machen. Natürlich befand sich des Henkers Heimwesen nicht zwischen der Ehrbarkeit, wir haben seine Lage schon angedeutet. Auf der Bank vor der Thür sitzend, hatte man unter sich die Straßen, Thürme, Mauern, Plätze der Stadt, gegenüber Berge und Wälder und zur Seite einen fast unbeschränkten Blick weit hinaus in's freie Land, über manch eine Kirchthurmspitze, manch einen Höhenrücken, manch ein aufblitzendes Gewässer bis in die blaueste Ferne. Das war eine Aussicht, schön im Sommer wie im Winter, schön bei Mondenlicht wie bei Sonnenschein, und außerdem auch sehr interessant; denn ehe die Schlacht bei Höchstedt geschlagen war, ging fast kein Tag vorüber, an welchem man nicht von der Ebene her dumpfes Rollen und Krachen und Sturmgeläut bald näher, bald ferner vernahm und Rauchwolken aufsteigen sah, zum Zeichen, daß Kaiserliche und Franzosen unausgesetzt in voller Arbeit gegeneinander sich befanden. Nach der großen Schlacht wurde es freilich stiller über der Ebene.

In aller philosophischen Ruhe konnte Wolf Scheffer, der Henker, vor seiner Thür seine Pfeife rauchen und Idylle und Epos zu gleicher Zeit im Auge behalten. Unsere Altvordern gaben wenig oder gar nichts auf schöne Aussichten, so hatten sie auch hier bei Erbauung der Scharfrichterei weniger sich daran als an den Bergwind gehalten, der sehr scharf und schneidend grade über den Vorsprung strich, wo sie errichtet war. Da Niemand sonst auf dem Herrenberge wohnen wollte, so setzte man den Scharfrichter dahin.

Bald hatte sich der Meister Scheffer auf's Beste in seiner Wohnung und in seinem Amt eingerichtet. In der Dämmerung oder in dunkler Nacht erhielt er die gewöhnlichen Besuche von Leuten, die bei Krankheiten von Mensch und Vieh, Liebes- und andern Sachen die Geheimmittel nöthig hatten, welche seit undenklichen Zeiten der Volksglaube in die Hand des Herrn vom Schwert legt. Der „neue Mann" erlangte bald die größte Kundschaft in dieser Hinsicht und wußte den geheimnißvollen Schrecken, der ihn umgab, viel besser zu benutzen als sein seliger Vorgänger, welcher Alles in Allem genommen doch ein Tölpel und Einfaltspinsel war, und welcher mit den Menschen anders als auf dem Schaffot durchaus nicht umzugehen wußte. Wolf Scheffer, den öffentlich natürlich Niemand kennen und grüßen wollte, hatte im Geheimen eine so große Bekanntschaft und ehrfurchtsvolle Freundschaft, wie kein Anderer im ganzen Gemeinwesen, der regierende Bürgermeister nicht ausgenommen.

Er hielt aber auch die Augen offen bei Tag und Nacht, und was er vermochte, das zeigte sich an dem Tage recht, an welchem er in seinem rothen Mantel das blanke Schwert über der Schulter durch die Hauptstraße von Rothenburg schritt, um sein Messer in den Thürpfosten des Rathsbäckermeisters Gretzler, eines sehr wohlhabenden, feisten und angesehenen Mannes zu stoßen. Die Ehefrau des Unglücklichen, ein wahrer Geizdrache, hatte eine gefallene Ziege für den eigenen Hausstand zum Seifekochen benutzt und der Mann vom Herrenberge die Unterschlagung fast zur nämlichen Stunde erfahren.

Es entstand schier ein Aufruhr gegen den Rath daraus, dem armen Bäcker wurde das halbe Haus demolirt; er mußte sein Amt als „Getraidtmeister" niederlegen, erholte sich niemals von diesem Schlag, fiel

in die Schwindsucht und starb. Seines Weibes Name blieb aber für immer ein Gaudium in den Mäulern der Gevatterinnen von Rothenburg im Thal.

II.

Wenn der Scharfrichter auf seiner Bank vor der Thür seine Pfeife rauchte und gradaus in das Thal und in die Stadt hinunterblickte, so war der hervorragendste Punkt, der ihm in's Auge fiel, die Silberburg mit ihrem verblichenen Farbenschmuck, alterschwarzen Balkenwerk, ihren erblindeten, grünangelaufenen Fenstern, ihren geneigten Giebeln. Hinter diesem Hause lief ein über alle Maßen verwilderter Garten die Römerhöhe entlang bis zu dem Wartthurm, auf welchem dem alten, strumpfstrickenden Kindler der Lugaus auf Feuer und Franzosen anvertraut war. Neben der Silberburg widmete der Scharfrichter diesem Wartthurm seine ganze Aufmerksamkeit, und weshalb er dies that, wird später klar genug werden.

Der Garten des reichen Mannes in der Silberburg war aber deshalb so verwildert, weil Christian Heyliger niemals aus den Hinterfenstern seines Hauses blickte. Ein solches Ausschauen hätte ihm auch den Lug in's Land gezeigt und den Anblick desselben konnte er nicht ertragen. Das hatte folgenden Grund. Der alte, strumpfstrickende Stadtsoldat auf der Römerhöhe war nicht immer ein armer Kerl im Gnadenbrot der Stadt gewesen, hatte nicht immer Strümpfe gestrickt, am Hungertuche genagt und Trübsal geblasen.

Einst hatte er selbst in der Silberburg gewohnt und manch ein schöner Acker und Weinberg auf der städtischen Feldmark war sein Eigenthum gewesen. Daß solches nicht mehr so war, daran war der Zinsmeister Christian Jakob Heyliger und das Reichskammergericht zu Regensburg Schuld. Ersterer hatte den Proceß, welcher den armen Kindler zum Bettler und strumpfstrickenden Stadtsoldaten machte, angezettelt und mit Kunst eingeleitet; letzteres hatte ihn — ausnahmsweise einmal unbegreiflich schnell — entschieden zu Gunsten des Zinsmeisters. So mußte Friedrich Martin Kindler aus seinem Hause zur Silberburg, welches im Jahre 1675 noch keine schiefen Giebel und geborstenen Mauern, keine erblindeten Fenster und wurmzerfressene Balken hatte, heraus in's Elend, und hätte sich der Rath und das ziemlich hart angegriffene Rechtsgefühl der Stadt seiner nicht erbarmt, er wäre dem bittersten Mangel preisgegeben gewesen. Friedrich Kindler erhielt einen kleinen Posten im Weg- und Stegamt; aber sein armer Kopf war durch das Unglück so wirr gemacht, daß er diese einfache Stelle im Gemeinwesen nicht auszufüllen vermochte. Man gab ihm ein noch bescheideneres Amt, aber auch diesem zeigte er sich nicht gewachsen, und wie die Erinnerung an sein ziemlich unverdientes Schicksal bei seinen Mitbürgern immer mehr und mehr verblaßte, ließ man ihn immer mehr fallen; allmälig kam er immer tiefer herab, bis er beim Strumpfstricken auf der Römerhöhe angelangt war. Auf der Römerhöhe genaß seine arme Frau, die aus einem sehr angesehenen Hause war, eines Knäbleins, starb aber bald am gebrochenen Herzen im tiefsten Jammer. Begraben wurde sie für den Erlös aus dem letzten Stück ihrer Aussteuer, einer leeren Spinde, in welcher ihre selige Mutter viele Reichthümer und Kostbarkeiten aufbewahrt hatte.

Während Wilhelm Kindler auf diese Weise die Leiter menschlicher Größe hinabstieg, stieg der Zinsmeister in der Liebe und Achtung seiner Mitbürger nicht empor. Obgleich der Reichthum ein gewaltiger Herr ist, welcher mit den andern Großmächten dieser Welt, der Liebe, dem Hunger, der Sorge und dem Tode, in Ansehen der Macht wohl Schritt zu halten vermag, so kann es doch geschehen, daß auch seine Kraft und Herrlichkeit schwach wie ein Strohhalm zerbricht, und so war es in diesem Fall.

Das gleichalterige Geschlecht der Mitbürger, welches den Anfang und Verlauf des großen Processes Heyliger contra Kindler vor Augen gehabt hatte, that in den Gassen der Stadt, wenn der Zinsmeister vorbeischritt, als ob es ihn nicht sehe, und rückte, wenn er sich irgendwo auf einer Bank niederlassen wollte, so weit als möglich von ihm weg, und zwar sogar in der Kirche, wo Christian Heyliger bald so allein saß wie der Scharfrichter.

Schritt vor Schritt wich der Zinsmeister vor der öffentlichen Mißachtung zurück, zuerst in den wilden, zähneknirschenden Hohn und Trotz, dann in die finstere Einsamkeit,

zuletzt in den grimmigen Menschenhaß. Sein Ehegemahl litt dabei fast noch mehr als die arme Frau Friedrich Kindler's; sie war eine sanfte, geduldige, milde Seele und die beste Jugendfreundin der Kindlerin. Auch die Heyligerin starb an dem großen Proceß, doch nicht aus Kummer über den Verlust weltlicher Güter, sondern vielmehr aus Schmerz über das Gewinnen derselben. Sie ging zu Grunde an den Worten und Blicken der Nachbarinnen und verschied, nachdem sie einige dunkle Jahre hindurch in einem Winkel der Silberburg gesessen hatte. Ihre Seele war nur angelegt, Liebe zu geben und zu nehmen, der Haß und die Verachtung tödteten sie, und so ließ sie ihren Mann und ihr halbjährig Kindlein, ein ganz winziges, durchsichtiges, kränkliches Wesen, allein in der Einsamkeit und Verlassenheit zurück, und der Gedanke an ihr Kind füllte das Maß ihrer Angst und Noth in der Todesstunde. Aber diese letzte Sorge sollte zu den vielen unnöthigen gehören, welche sich das arme Herz hier auf Erden macht. Nimmer wuchs eine lieblichere Blume in der Dunkelheit auf als Laurentia Heyligerin. Wie eine Pflanze, die in der feuchten, kalten Wohnung des Armen sich windet und ihre Ranken streckt, bis sie die Stelle erreicht, die der einzige eindringende Sonnenstrahl trifft, so rang diese junge, eingeschlossene Seele zum Licht, und als sie es gefunden hatte, entfaltete sie sich zu einer Blüthe, welche der harte Kampf mit der Finsterniß und der Verlorenheit um so köstlicher, duftender, strahlender machte.

Ein jüngeres Geschlecht, welches geboren wurde um die Zeit, als das Erkenntniß des Reichskammergerichtes in Sachen Heyliger contra Kindler von Regensburg kam, nahm die verfallende, täglich mehr zur Ruine werdende Silberburg und den finstern alten Mann, der in ihr hauste, als etwas Gegebenes, an welches sich irgend eine seltsame Geschichte hing. Dieser Geschichte in alle dunkeln Gänge nachzugehen, war das Leben viel zu kurz und köstlich; so hielt sich denn das junge Geschlecht weniger an den menschenfeindlichen Greis als an die Wunderblume, die hinter den grauen Mauern in so tiefer Verborgenheit blühte. Bald kam die Zeit, wo die jungen Gesellen von Rothenburg, die müßigen Söhne der Geschlechter, alles Mögliche aufwandten, sich der verzauberten Schönheit zur Silberburg zu nähern, die Zeit, wo Viele sich rühmten, die verwünschte Prinzessin geschaut und gesprochen zu haben, ohne es im Geringsten glaubwürdig beweisen zu können. Da stolzierte man im besten Putz unter den Fenstern des alten Hauses einher, da ließ man die muthigen Rößlein traben und lustige Sprünge machen, da stellte man nächtlicher Weile Musikanten mit Zinken, Flöten, Geigen und Dulcinen, oder sich selbst mit der Laute auf, das Lob der Schönen durch die holdselige Frau Musica zu verkünden und das Herz der holden Verborgenen durch selbiger Göttin mächtige Hilfe zu gewinnen.

Wer mochte aber sagen, ob der Schatten, der hinter den altersdunkeln Scheiben bemerkt sein sollte, eins sei mit dem lieblichen gepriesenen Kinde? Nimmer öffneten sich die blinden Fenster; nur selten, selten überschritt, in dichte, dunkle Schleier gehüllt, die Heyligerin ihres Vaters Schwelle, um zur Kirche zu gehen. Die übrigen hübschen und häßlichen Jungfern der Stadt haßten die Verborgene fast eben so sehr, wie die Väter den Zinsmeister einst haßten. Da sie nichts Uebles von der Armen wissen konnten, so erfanden sie Mancherlei. In halben Worten und Andeutungen waren sie groß, und von Neuem ward das alte Wort wahr, daß die tiefste Abgeschlossenheit Dem keinen Schutz geben kann, der keinen haben soll. Wie aber das Gute, was die Welt zu bieten vermag, nicht zu Laurentia Heyligerin Einlaß fand, so drang auch das Böse nicht zu ihr, und darum mochten die kaiserlich freien Gevatterinnen, Klatschbasen und Neider reden, was und wieviel sie wollten.

Die halb blinde und ganz taube Magd, welche den Verkehr der Silberburg mit der Außenwelt vermittelte, beschränkte diesen Verkehr auf den Einkauf von Lebensmitteln und dergleichen Geschäfte, ohne den Fragen, Ausforschungen und Insinuationen der Außenwelt etwas Anderes als ein mürrisches Gebelfer entgegenzusetzen. Manch ein stutzerhaftes Muttersöhnlein hatte versucht, die Alte mit den Sparpfennigen der Mutter zu bestechen und zur Treulosigkeit an der Abgeschlossenheit des Hauses ihres Dienstherrn zu verleiten; aber eben so gut hätte der junge, nach Liebesabenteuern begierige Patricier versuchen können, den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus durch Vorwerfung

einer leckern Bratwurst aus Pflicht und Treue zu verlocken. Selbst der Erzähler kann in das Innere der Silberburg nur bei dem wichtigsten Momente seiner Relation dringen; für's Erste hat er sich wie die Bürger von Rothenburg an das Aeußere zu halten. In das Innere des Wartthurmes auf der Römerhöhe darf er aber ungehindert zu jeder Zeit einen Blick werfen, und das wird er jetzt thun und dabei seine Leser mit den beiden invaliden Bewohnern näher bekannt machen und in Berührung bringen.

III.

Auch ein Uhu richtet sich in seiner Felsenspalte, in seinem Gemäuerloch, in seinem hohlen Baume seine Wohnung nach Neigung und Geschmack, so behaglich als möglich ein; der Vater Kindler hatte dasselbe ebenso mit dem Winkel gemacht, in welchen ihn die Wellen des Lebens geworfen hatten. Ein Dichter und Philosoph hätte ihn um diesen Winkel beneiden können; die Aussicht auf Himmel und Erde, die freie Reichsstadt und die sehr unfreien Menschen in ihr war fast noch weiterreichend und umfassender als die von der Scharfrichterei. Die Einrichtung des Thurmes war die aller ähnlichen Warten. Der Eingang zu dem einzigen Gemach befand sich so hoch von der Erde, daß man nur vermittelst einer Leiter zu ihm gelangen konnte, einer Leiter, welche jeden Abend in die Höhe gezogen und in einem Winkel des Gemaches aufbewahrt wurde. Da der alte Kindler sich nicht recht mehr auf seine Beine verlassen konnte, so vergingen wohl Monden, ohne daß er den Fuß auf den Erdboden setzte; er war dazu auch viel zu sehr beschäftigt mit dem Studium einer Prudentia oeconomica, einer „Haushaltungsklugheit" in Schweinsleder, welches Werk seit seinem Lebensbankerott schier seine einzige Lectüre war, und welches seinen armen wirren Kopf noch immer verwirrter und confuser machte.

Vier Fenster oder vielmehr Schießscharten hatte das Wachtgemach, nach jeder Weltgegend eine Oeffnung zum Auslug. Eine kürzere Leiter führte aus dem Gemach auf die Plattform des Thurmes zu der verrosteten Carthaune, durch deren Losbrennen der Wächter anzeigte, daß etwas Verdächtiges am Horizont der Stadt aufsteige. Die viereckige Oeffnung, durch welche man auf die Plattform gelangte, konnte durch eine Klappe verschlossen werden.

In dem Wohn- und Wachtgemach befand sich eine Bettstatt für den Alten und jetzt auch noch ein Strohsack sammt einem österreichischen Soldatenmantel für den schwarzen Jürg. Eine Flinte hing an der Wand, eine Pike lehnte in der Ecke. Ein Wachtmantel von gelbem Tuch mit grünem Kragen — grün und gelb waren die Farben der Stadt — hing am Nagel, ein Bauer mit einem bunten, klugen Zeisig von der Decke. Auf einem Brette nahe dem Ofen befanden sich einige zerfetzte Bände des Theatrum europaeum, eine Kosmographie, eine Chronik der Stadt, eine Bilderbibel, eine Postille und ein Kalender. Haushaltsgeräth jeder Art war überall auf Brettern ziemlich ordentlich aufgestellt; auf einem schweren Eichentisch stand eine Lampe und lag das Strickzeug des Stadtwächters. Einige dreibeinige Schemel vollendeten die Ausstattung, und in einem Lederstuhl neben der Fensteröffnung, von welcher aus man in die Ebene blickte, saß Friedrich Kindler, zahnlos, mit weißem Haar, einer Brille auf den blöden Augen, seine ökonomische Prudenz im Schooß. Bekleidet war der Greis mit einem gelben, grünbekragten, rothgefütterten Rock, schwarzen Kniehosen, Gamaschen und schweren Schuhen; somit glich er dem lustigen Zeisig im Bauer so sehr, als es einem alten bankerotten Herrn und Reichsstädter, der in seiner Jugend auch ein lustiger Zeisig gewesen war, im hohen Alter möglich war.

Ueber die Kunst, hauszuhalten und ein wohlhabender Mann zu werden, hielt er dem Sohn soeben eine sehr theoretische Vorlesung, welcher der schwarze Georg denn auch leider nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zuhörte. Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, lehnte er neben der Fensteröffnung, aus welcher man in den verwilderten Heyliger'schen Garten hinabblicken konnte. Den verwundeten Arm trug er immer noch in der Binde, doch war die Heilung so weit vorgeschritten, daß er dieses Verbandes in nicht zu langer Zeit ledig zu sein hoffte.

Er war von einer stattlichen Gestalt, dieser schwarze Jürg; vielsagendes Feuer leuchtete aus den dunkeln Augen. Trotzdem, daß die Wunden und die lange Krank-

heit dem Körper eine gewisse unbeholfene Schwäche gegeben hatten, ging es aus jeder Bewegung des jungen Mannes hervor, daß die Genesung eine große Kraft und Gelenkigkeit zurückbringen würde. Verhaltener Zorn um die jetzige Thatlosigkeit lauerte zwischen den zusammengezogenen pechschwarzen Brauen, während auf der hohen freien Stirn etwas Anderes noch zu erkennen war, ein melancholisches Sinnen, ein träumerisches Denken, ein ruheloses Hin- und Herbewegen der verschiedenartigsten Gefühle.

Es war kein Wunder, daß der Sohn des strumpfstrickenden Stadtsoldaten von der Römerhöhe mit den gemischtesten Empfindungen auf den Garten und das Haus des Zinsmeisters Heyliger niederblickte. Da drunten lebte der Mann, welcher Schuld hatte an dem Tode der armen Mutter, der Mann, welcher das Glück des Vaters, das eigene Glück kalten Herzens zerstört hatte; — da drunten saß aber auch die Tochter des Todfeindes, das unschuldige, süßeste Bild, — von da drunten blickte bittend und klagend Laurentia Heyligerin zur Römerhöhe hinauf, und gezwungen wurde durch ihr thränenvolles Auge der schwarze Georg, alles Andere zu vergessen und zu vergeben.

„Georg," sagte der Alte von seinem Lehnstuhle her, „Du gibst nicht Acht, Georg! Und was der Autor allhier vom Interusurio saget, muß Jedermann doch sehr wichtig sein. Und wie er den Carpzov'schen und Leibnitzischen Calculus widerleget, hat Hand und Fuß und lässet sich wohl hören. Knöpf' auf die Ohren, Jürgen, auf daß Du klüger werdest als Dein alter Vater; hier fahren wir fort, Pagina —"

„Ach, Vater, gebet mir Urlaub," sprach der Sohn mit einem tiefen Seufzer; „mein Kopf schmerzet mehr, als es zu sagen ist, und mein Herz ist so bedrängt, daß ich mit dem besten Willen den Worten Eures gelehrten Buches nicht folgen kann."

Betrübt das Haupt schüttelnd sah der Alte den Jungen an; dann murmelte er: „Ist's mir nicht immer grad so gegangen?! O, ein grausam gelehrt Buch, oh, oh, oh! Aber ich krieg's doch noch klein und Georg soll's auch. Daß Dich das Mäusle, laßt's mich nur gefaßt haben, dann soll's bald zu End' sein mit dem Hocken hier auf dem Thurm."

Aus dem Nachdenken über die Schwierigkeiten seines Buches erlöste den guten Greis bald ein tiefer Schlaf, und dieser Schlaf war der eigentliche Verderber Friedrich Kindler's, denn seit frühesten Jahren kam er jedesmal, wenn irgend eine Theorie in die Praxis überzusetzen war. So verschlief der arme Friedrich jede günstige Gelegenheit, jede Gunst, welche ihm das Glück und Geschick unter die Nase hielt.

Bald rutschte die Prudentia oeconomica von den Knien des Greises und fiel zu Boden. Der Sohn hob das zerlesene Buch auf und beugte sich dabei einen Augenblick hindurch über das ehrliche, gutmüthige Gesicht seines Vaters.

In Liebe und Betrübniß seufzte er: „Armer, alter Mann!" dann das Buch betrachtend: „Du abscheulicher Plagegeist, jetzt wäre die Gelegenheit günstig, Dich über die Seite zu schaffen auf Nimmerwiederfinden." Nun wieder mit einem Blick auf den schlummernden Alten: „Nein, nein und abermals nein. Es wäre zu grausam! Alter Vater, steckt nicht in diesem jämmerlichen Tröster Alles, was Dir das Leben noch fröhlich ausputzt? Wie er lächelt im Schlaf! Aus diesem Teufelsbuch stammt auch das Lächeln, nun baut er im Schlaf die Träume weiter, die er wachend von diesen Seiten liest. Da liege Du, ich würde Dich mit meinem letzten Lebensblut vertheidigen, Du leidiger Quälgeist."

Sorgsam legte der Soldat das Buch auf den Tisch, dann stieg er, nach einem letzten Blick auf den Vater, leise und vorsichtig die Leiter hinab, die zur Erde niederführte.

Schön war der Sommerabend, und lange wollte der feurigrothe Widerschein im Westen dem weißen Licht des Mondes das Reich über die Welt streitig machen.

Der schwarze Georg ging nur, wenn die Dämmerung kam, aus seiner Klause hervor. Er scheute den hellen Tag und die Begegnungen, welche derselbe mit sich brachte. Gehofft hatte er, aus dem Franzosenkriege heimzukehren, sieghaft, reich und bewundert, um den alten Vater aus seinem Hunger- und Kummerthurm zu erlösen und mit ihm die Stelle in dem reichsstädtischen Gemeinwesen wieder einzunehmen, welche der vordem so angesehenen Familie der Kindler von rechtswegen gebührte.

Das war nun Alles nichts. Geknickt waren die siegesfrohen Hoffnungen, gelähmt die hochfliegenden Gedanken ersten Jugendmuthes; krank, mit gelähmten Flügeln mußte der junge Falke den kümmerlichen väterlichen Horst wieder aufsuchen. Georg Kindler war ein armer Invalide, der Hilfe noch mehr bedürftig als selbst der alte Vater.

So schämte er sich nun nach seiner Heimkehr, wie sich ein edler Geist in solchem Fall zu schämen pflegt. In der Dunkelheit verbarg er sich und sein Mißgeschick den Augen der Menge und wich den Menschen ängstlicher aus, als das böseste Gewissen es thut.

Diese nächtlichen Wanderungen die Bergwände entlang zwischen den Weinbergen und den Gartenhecken sollten und konnten aber doch nicht verlaufen ohne einige solcher Begegnungen, welche Georg so sehr fürchtete. Denn wo ist vollkommene Einsamkeit in dieser Welt des Lärms und des Durcheinanders? Immer von Neuem drängt sich das Leben dem verwundeten Gemüth auf, und selten gelingt es dem scheuen Geist, diese Einmischungen von sich zu weisen.

Auf flüsternde Liebespaare, die aus anderm Grunde als er die Einsamkeit suchten, traf Georg. Es begegneten ihm die jungen Herren, welche das Haus und den Garten des Zinsmeisters Heyliger umstrichen; diesen lächelnden und seufzenden Gesellen blickte der schwarze Jürg mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach, wenn er zur Seite trat, um sie vorüber zu lassen.

Es begegnete dem schwarzen Jürg auch Wolf Scheffer, der Scharfrichter von Rothenburg, und da diese letztere Begegnung die wichtigste von allen war, so wollen wir hier das Nähere darüber mittheilen. Sie fand statt an einem Tage, wo ein zwischen Regenschauern, Windstößen und grauer Stille wechselndes Wetter die Wege an den Bergen einsamer als gewöhnlich machte. Aus diesem Grunde hatte Georg seinen Thurm früher als gewöhnlich verlassen und traf auch auf Niemand zwischen den Hecken, bis er an die Ecke des Berghanges gelangte, wo der Wald begann und sich in die Ebene hinabsenkte.

Unter den ersten Bäumen des Waldes sah Georg Kindler eine Gestalt im rothen Mantel emporsteigen, und da der Weg kein Ausweichen zuließ, so sahen sich die zwei Männer im Begegnen grade in die Gesichter und jeder stand die Stirn runzelnd und die Zähne zusammenbeißend still.

„Da hab' ich Euch ja!" rief der Scharfrichter.

„Euch bin ich nirgends und niemals ausgewichen!" sagte Georg Kindler.

„Bigott, hab' ich's nicht gesagt, wir Zwei hätten uns noch lange nicht zum letzten Mal gesehen?!"

„Bigott," rief auch Georg, „ich wär' doch lieber Profoß im Regiment Deutschmeister blieben."

„Meinet Ihr? Basolamano! Man wird alt und fängt an, die Bequemlichkeit zu lieben; — gefällt mir recht wohl hie zu Rothenburg im Thal. — Freut mich, Euch zu sehen, und hoff' Euch nunmehro bei Gelegenheit dies verkleisterte Auge heimzahlen zu können. Thut mir die Liebe an, Weibel! 'S wär' mir ein' Seelenlust, Euch so — von Amtswegen vorzunehmen."

Der schwarze Jürg schnitt eine Grimasse und seine Hand zuckte nach der linken Hüfte, von der sonst der Degen herabhing. Der Scharfrichter lachte:

„Laßt nur, Camarado, wir sind hier nicht im Feldlager, und meine günstigen und gnädigen Herren vom Rath dulden keinen Friedensbruch innerhalb der Bannmeile."

Mit höhnischer Devotion zog der Henker von Rothenburg den breitkrämpigen Hut ab, verneigte sich tief vor seinem Widersacher und schloß seine Rede:

„Wünsch' Euch den schönsten guten Abend, Herr Weibel vom Regiment Montecuculi, ich will Euch nicht länger aufhalten, Ihr habet Euere Gänge allhier in Rothenburg und ich habe die meinigen. Grüßet doch Euer Liebchen da unten in der Silberburg; hoff' auch bei Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wir kommen wohl einmal auf die eine oder die andere Art zusammen, 's trifft sich wunderlich in der Welt."

Sprachlos vor Wuth blickte der schwarze Georg dem Freimann nach; die Thränen traten ihm vor machtlosem Zorn in die Augen; eine Waffe hatte er nicht, ein unnützes Glied hing der Schwertarm in der Schlinge; so mußte Georg Kindler den Feind spotten und lachen lassen.

Aneinander gerathen waren die beiden Männer vor zwei Jahren in einem baierischen Dorf, wo der Weibel vom Regiment

Montecuculi ein armes Weiblein vor dem Profoß von Deutschmeister erretten wollte. Es kam darüber zum Kampf und in demselben verlor Wolf Scheffer das Auge. Das arme baierische Mädel aber wurde glücklicherweise durch eine barmherzige Kugel getödtet, ehe die Croaten in das Dorf einritten.

IV.

Wir ließen nach Untergang der Sonne den schwarzen Jürgen nach seiner Expectoration über des Vaters Kunst hauszuhalten, von dem Lug in's Land zur Erde niedersteigen. Zuletzt überwand das Mondenlicht doch den rothen Glanz im Westen und silbern überfluthete es Berg und Thal, Stadt und Ebene. Roth flimmerten in der Tiefe die Lichter aus den Fenstern von Rothenburg; die Frösche quakten, die Grillen zirpten, Nachtschmetterlinge und Nachtvögel begannen ihren Flug. Die Fledermaus zog ihre irren Kreise; junges Volk sang einzeln oder in Chören. Es war, als seien alle Plagen, welche die Menschheit bedrängen, wieder zurückgescheucht in die Büchse der Pandora, als sei der Deckel niedergefallen und siebenfältig versiegelt.

Aus seiner Dienstwohnung unter den Bogen des Rathhauses trat der Rathsnachtwächter mit Horn, Spieß und Hund. Der Hund ging zum nächsten Eckstein; seinen Spieß stieß der Wächter auf den Boden, sein Horn setzte er an den Mund, blies dreimal hinein, dumpfes Getön hervorlockend, dann sang er mit rauher Stimme:

„Seine Noth und seine Plag'
Hat der liebe lange Tag;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
In und um Euch sollt Ihr schau'n
In der Nacht."

Zum Beschluß verkündete Joachim Schaufele kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal die neunte Abendstunde.

Gegen zehn Uhr knarrte die Hinterthür der Silberburg, eine Gestalt trat vorsichtig hinaus und glitt unhörbaren Schrittes in den Garten. In dem verworrenen Gebüsch saß eine Nachtigall, der im Frühling das Liebchen vom Weih getödtet worden war. Nun sang sie lieblicher und länger als alle die Genossen; aber sie sang ihren Schmerz und zog auch nicht von dannen mit den Freunden; ein Aederlein zersprang ihr in der armen kleinen, klagenden Brust, und so mußte sie sterben, ehe der Herbst und die Zeit der großen Reise in die weite Welt kam. Ueber alle Maßen verwildert war der Garten der Silberburg; Gezweig der Bäume und Gerank der Büsche verschlangen sich ineinander; überwuchert waren alle Beete und Wege. Die Rosen, welche in ihren glücklichen, stolzen Jugendtagen die Mutter des schwarzen Georg gepflanzt und gepflegt hatte, hatten nun aus einem großen Theil des Gartens eine dornige, gefahrvolle Wildniß gemacht, kaum zu durchdringen ohne Messer und Handbeil.

Die Gestalt, welche aus dem Hause Christian Heyliger's schlüpfte, wagte sich aber doch hinein in diese duftige Wildniß. Sie wendete und neigte sich zwischen dem Gezweig und verschwand in dem dunkelsten Schatten, welchen der Mond an diesem Abend im Garten der Silberburg duldete.

Da war eine alte Steinbank, umschlungen und umrankt wie alles Andere, darauf saß Laurentia Heyligerin nieder, die wonnige Kühle des Abends athmend, die Hände im Schooß faltend — still wartend.

Mehr einer Bildsäule des Nachsinnens als einem Menschenwesen glich so die Jungfrau. Ihr schönes Gesicht war nicht nur im Mondenschein bleich, es war so auch im Licht des Tages; der Glanz der Nacht verklärte die Bleiche, daß sie dem reinsten Marmor gleich wurde.

Mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen saß Laurentia, bis der Wächter vor der Silberburg die zehnte Stunde verkündete und sang:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
Gut Gewissen wird nicht grau'n
In der Nacht."

Da hob sich das schöne Gesicht dem Monde zu mit ganz verändertem Ausdruck. An die Stelle träumerischer Mattigkeit war das aufmerksamste Lauschen in den Zügen zu lesen. Seitwärts neigte sich das Köpfchen, der Römerhöhe zu; immer lauter sang die Nachtigall, und Niemand konnte wissen, daß es nicht das Lob der Nacht war, was sie sang. Es rauschte in den Büschen; aber nicht der Wind brachte dieses Rauschen hervor. Die Jungfrau erhob sich halb von

ihrem Sitze; eine Hand bog dicht neben der mooſigen Steinbank die Zweige zurück, aus dem Dunkel hervor trat Georg, der ſchwarze Georg.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ ſprach er.

„In Ewigkeit, Amen!“ flüſterte die Jungfrau, und dann küßten ſie ſich, und Georg umſchlang den Leib des Mädchens mit ſeinem geſunden Arm, und feſt klammerte ſich Laurentia an die treue Bruſt.

„Lieb—“ flüſterte Georg, doch die Jungfrau unterbrach ihn ſogleich im Drang ihres übervollen, überſtrömenden Herzens.

„Da biſt Du endlich, mein Troſt, meine einzige Hoffnung! O, welch ein Tag, welch ein ſchrecklicher Tag iſt heut wieder vorübergegangen.“

Der ſchwarze Jürg ſtreichelte ſanft das blonde Haupthaar der Geliebten.

„Iſt's heut ſchlimmer geweſen als ſonſt?“

„Viel ſchlimmer, viel ſchrecklicher! Ach, ahnteſt Du, was ich dulde; — es iſt ſo ſchrecklich, nimmer aus der Angſt, dem Zittern und Herzklopfen herauszukommen; — heut iſt mir recht wieder geweſen, als ſei nun alle meine Kraft aus und zu Ende. Wärſt Du nicht mein Lieb, ſo möcht' ich am liebſten bei meiner Mutter ſein, im Grab, wo es ſtill und ruhig iſt! Weh, und er iſt doch mein Vater!“

„Er iſt Dein Vater, dem ich, das Maß voll zu machen, Todfeind ſein ſollte bis zum Meſſer.“

Laurentia faßte den Geliebten feſter; ſie zitterte am ganzen Körper.

„Still, ſtill,“ flüſterte Georg, „ſtill, ſüßes Herz; in Dir geht alles Uebrige unter; was kümmert uns Beide das, was vergangen iſt? wir müſſen eben das Leben von vorn anfangen und uns nur ein gut Beiſpiel nehmen an dem Geſchehenen!“

„Dank Gott und Dir!“ ſagte Laurentia einfach und rührend.

„Was hat er denn heut wieder angeſtellt?“ fragte Georg. „Schütt' aus Dein Herzlein. Du weißt, Du mußt mir Alles ſagen, das iſt Dein und mein Recht.“

„Dank Gott, daß es ſo iſt, 's iſt mein einziger Halt in dieſem wilden Leben,“ ſchluchzte das Mädchen und erzählte, nachdem es ſich ein wenig gefaßt hatte: „Er hat einen der allerſchlimmſten Tage gehabt, und gehet das ſchon mitten in der Nacht an. Da hat er keine Ruh' im Bett, und ich hör' ihn immerfort im Gemach auf und abgehen und hör' ihn ſprechen mit ſich ſelbſt und mit den Schatten, die er ſiehet. Da murmelt er Stunden lang wilde Worte und dann ſchreit er hell auf und glaubt, das Haus ſei überfallen von Mördern und Dieben. Nun gehet er überall um und rüttelt an allen Schlöſſern und Thüren, und ein geladen Feuerrohr trägt er in der Hand. Dann — ſpricht er von Deinem Vater — Deiner armen Mutter und meiner armen Mutter. O, es iſt zu ſchrecklich! Ich hör' ihn ſchleichen und ſchlurfen auf dem Gang und iſt mir, als ging ein Geſpenſt um im Haus, und iſt doch mein eigener Vater, den ich lieben ſoll nach Gottes Gebot. Vortreten aus meiner Kammer darf ich nicht; denn als ich das einmal that, weil's mich drinnen der grauſamen Angſt halber nicht länger duldete, da hat er laut aufgeſchrien und iſt niedergeſtürzt zur Erde und hat ſich darauf den halben Tag lang nicht beſinnen können. So über alle Maßen grauſig liegt Gottes Hand auf ihm, daß er oft ſein eigenes Kind nicht mehr kennt.“

„Aber das iſt ja heller Wahnſinn,“ rief der Jüngling. „Laurentia, das gehet ſo nicht länger an. Du kannſt nicht bleiben bei ihm; die Stadt, der Rath ſoll und muß da einſchreiten und ſein Wort ſprechen. Wer weiß, was Dir geſchehen mag in Deiner armen Hilfloſigkeit. Morgen früh geh' ich zum Rathhaus —“

„Nein, nein, um Gotteswillen, nein!“ rief Laurentia Heyligerin. „Nicht das! Thu' um Gotteswillen nicht das, Georg! Er iſt mein Vater, wie er auch iſt. Sollen ſie ihn aus ſeinem Hauſe ſchleppen, hinaus in das Licht, unter das erbarmungsloſe Volk, das keine Gnade für ihn hat; unter die Menſchen, die er ſo ſehr fürchtet, daß er nicht wagt, aus dem Fenſter zu ſchauen? Ich weiß, was gewißlich die Folge davon ſein würde. Soll ich die Schuld tragen an dem alleräußerſten Verderben meines Vaters? Georg, Alles will ich thun, was Du verlangſt; aber Solches vermag ich nicht.“

„Dann ſei uns Gott gnädig; ich ſehe keinen Ausweg aus dieſen Schrecken. So müſſen wir tragen, was uns auferlegt iſt; ſo müſſen wir in Grauen abwarten, was kommt, und dürfen die Hände nicht regen. Hör', Laurentia, von jetzt an ſchlaf' ich nicht mehr auf der Römerhöhe im Thurm;

auf Deiner Schwelle will ich sitzen und Wacht halten zu Deinem Schutz; nimm mein Wort, ich will bei Dir stehen im Augenblick der Gefahr!"

„O, Georg, thu' auch das nicht!" bat die Jungfrau, flehentlich die Hände faltend. „Glaub' mir fest, mir wird nichts Arges geschehen. Dahin gehet meine Angst nicht. Wenn er in seinem armen wirren Geist nur nicht einmal die Hand an —"

„Die Hand an sich selber legt," schloß Georg den Satz, welchen Laurentia schaudernd nicht zu Ende brachte.

Und heftiger sprach der Jüngling: „Deshalb auch gestatte mir, daß ich des Rathes Hilfe aufrufe; — für Euch Beide will ich sie! Sieh, allen Haß und Zorn habe ich ja niedergelegt zu Deinen Füßen."

Die Jungfrau antwortete nicht, sie schüttelte nur das Haupt, und so stand rathlos und wortlos das junge Paar eine geraume Weile. Endlich sagte die Jungfrau:

„Wie gut doch Gott ist, daß er Dich so früh schon, daß er Dich als Knaben schon zu mir geführt hat. O, Georg, da Solches zugelassen wurde, mein' ich, hat's der Höchste gut mit uns im Sinne. Laß uns still sein und abwarten, was über uns beschlossen ist, wir vermögen nicht, einzugreifen. Als wir noch klein und Kinder waren, haben wir uns bescheiden müssen; nun sind wir zwar recht alt und klug worden, aber vermögen doch nicht mehr. O, Du lieber Georg, versprich mir, daß wir warten wollen!"

Georg Kindler seufzte tief und schüttelte das Haupt; aber er versprach der Geliebten doch, was sie verlangte. Eine Wolke ging über den Mond, und dunkel wurde es im Garten der Silberburg. Der Mond kam in dieser Nacht nicht wieder hervor; Wolke auf Wolke wälzte sich herauf über den Herrenberg, über des Scharfrichters Haus; wie ein gieriges Ungeheuer verschlang die Finsterniß das weiße Licht, welches das Sonnenroth besiegt hatte.

Nach einem letzten heißen Kuß nahmen die Liebenden Abschied voneinander, und mit schwerem Herzen ließ Georg sein Mädchen aus den Armen. Als die Thür der Silberburg knarrte, die vorfallenden Riegel kreischten, und die holde Gestalt verschwunden war, überfiel den Jüngling eine so heftige Angst, daß er nur durch die allergrößte Kraft des Willens sich enthalten konnte, der Jungfrau gegen das Haus nachzueilen, gegen die Thür zu schlagen, Einlaß zu begehren und um Hilfe zu rufen für die arme Laurentia Heyligerin.

Mit klopfendem Herzen lauschte er noch lange Zeit; aber drinnen blieb Alles still. Nichts regte sich, was Anlaß zu dieser Angst hätte geben können; nur eine schwarze Katze stieg aus einem zerbrochenen Fenster, sprang auf einen Holzhaufen und schlich von dort an dem invaliden Weibel des Regiments Montecuculi vorüber, um einen schlafenden Vogel im Nest zu überfallen.

Widerstrebend, immerfort rückwärts blickend, stieg Georg zur Römerhöhe, zum Lug in's Land empor. Im tiefen und sanften Schlaf fand er den alten Vater. Das böse ökonomische Buch lag immer noch aufgeschlagen auf dem Tisch; aber im Schlaf hatten die ärgerlichen Zahlenreihen, die guten Lehren und Rathschläge nicht mehr ihre verwirrende, betäubende Macht über den Greis. Des Buches magische Kraft war mit dem Tageslicht zu Ende, und der Schlaf des armen Mannes auf der Römerhöhe war ein ganz anderer, als der des reichen Mannes in der Silberburg. Georg aber brachte die Nacht eben so unruhig zu wie Christian Heyliger. Seltsamerweise führte ihm der Traum immerfort die Geliebte in Verbindung mit dem Henker Wolf Scheffer vor die Seele; immerfort sah er, geduckt wie einen Tiger, den Scharfrichter von Rothenburg um die Silberburg schleichen, und Wahrheit war in diesen wirren Bildern: Wolf Scheffer umschlich die Silberburg, nachdem die Liebenden sich getrennt hatten. Still lachte er in sich hinein, rieb die Hände. Sein gesundes Auge leuchtete in der Dunkelheit wie das jener schwarzen Katze, die nun ihren Raub und Mord vollführt hatte und gegen das Haus zurückschlich.

V.

Somit haben wir eine der vielen nächtlichen Zusammenkünfte der beiden jungen Leute, zwischen denen das Schicksal eine so feste eiserne Wand aufgerichtet zu haben schien, geschildert. Viel hilfsbedürftiger und ärmer als der Sohn des armen Mannes war die Tochter des reichen Mannes geworden; aber auch jener war unglücklich und

verlassen, und darum ward wieder einmal wahr, daß zwei Unglückliche sich viel leichter zusammenfinden und viel fester sich binden als zwei Glückliche. Wie Georg und Laurentia sich zuerst zusammengefunden hatten, darüber hätten sie kaum Rechenschaft geben können. Es waren zwei arme Kinder, und jedes saß für sich allein auf dem kalten Stein; da kam das Schicksal, diesmal gütig und lächelnd gleich einer guten, klugen und vorschauenden Mutter und führte die beiden jungen Herzen zusammen, Trost und Lust zum Leben gegenseitig zu geben und zu empfangen. Einst, als der Weißdorn in der Gartenhecke der Silberburg in der Blüthe stand, hatten sich die beiden Kinder die Hände unter dem Busch durchgereicht, da sie zu klein waren, um darüber wegzublicken. Nun hatte seit dem glücklichen Frühlingstage der Weißdorn wohl zwölf Mal in seinem lustigen Kleide den abziehenden Winterschnee verspottet; aus den Kindern waren „Leute" geworden, die sich recht gut die Hände *über* die Hecke reichen konnten. Das Reichskammergericht war von Regensburg nach Wetzlar verlegt, der Friede zu Ryswick geschlossen, der Kurfürst von Brandenburg war König in Preußen geworden; der spanische Erbfolgekrieg hatte seinen Anfang genommen, die Stadt Sanct Petersburg war gegründet; der Blitz hatte den Brunnenritter auf dem Markt zu Rothenburg zertrümmert, der alte Scharfrichter war gehängt worden von dem neuen, Georg Kindler war mit einer Brustwunde und mit einer Wunde im Arm heimgekehrt aus dem Feldzuge des Prinzen Eugenius am Rhein.

Nun ging auch dieser Sommer des Jahres 1704 seinem Ende entgegen, und das enge Leben der kleinen Reichsstadt nahm seinen gewohnten Verlauf. Es wurde mit Pomp das Freischießen gehalten, und der Arm Georg's war um diese Zeit so weit hergestellt, daß der Weibel des Regiments Montecuculi die Pürschbüchse halten konnte. Den Vogel schoß er ab und gewann den besten Preis, durch dessen gute Verwendung das Innere des alten Thurmes auf der Römerhöhe ein behaglicheres Ansehen bekam. An diesem Freischießen durfte der einstige Profoß des Regiments Deutschmeister als Ehrloser natürlich nicht theilnehmen; dafür aber durfte er einem Diebe das rechte Ohr abschneiden, ein Pasquill auf den Herrn Bürgermeister und dessen lebenslustige Gemahlin unter dem Galgen verbrennen und eine Hexe im Gnadenwege mit dem Schwert vom Leben zum Tode bringen.

Immer tiefer las sich Friedrich Kindler auf dem Lug in's Land in die Prudentia oeconomica, die Kunst, ein reicher Mann zu werden, hinein, doch blieben die guten Lehren des Allongeperrückenträgers auf dem Titelblatt stets von derselben verwirrenden Wirkung auf den alten Mann, und das war eigentlich nur für ein Glück zu halten.

Dagegen schien die Gemüthsstimmung des unglücklichen Mannes in dem verfallenden Hause unter der Römerhöhe immer hoffnungsloser zu werden. Laurentia hatte dem Geliebten darüber immer schrecklichere Einzelheiten mitzutheilen; aber immerfort wehrte sie sich hartnäckig gegen den Rath des Freundes, die Hilfe der städtischen Beamten anzurufen.

Gegen Anfang des Octobers begegnete Georg wieder einmal dem Scharfrichter, und mit der gewohnten spöttischen Miene sagte der Letztere:

„Monsieur, Unsereins ist ein halber Doctor; soll ich Euerm Schätzchen einen Trank eingeben gegen die bleichen Wänglein?"

Und als Georg Kindler wild auffahren wollte, lachte der Andere:

„Hoho, thut doch nicht so, Weibel. Unser Einer gehet auch in der Nacht umher und merkt Mancherlei. Hoho, wünsch' Euch in Wahrheit viel Vergnügen mit dem holden Kind. Zu Euerer Hochzeit werdet Ihr mich wohl nicht laden?!"

„Was redet Ihr mich an? Was spionirt Ihr? Wer gibt Euch das Recht, nächtlicher Weile die Silberburg zu umschleichen?" rief Georg außer sich vor Grimm.

„Hoho, Camarado, kalt' Blut. Euch möcht' ich fragen, was Ihr zu suchen habt in der Nacht dort im Garten? Kümmert Euch ja nicht um *mein* Recht, das soll Euch schon klar genug werden in der rechten Stunde."

Georg Kindler streckte beide Hände aus, als wolle er den Scharfrichter ergreifen, um ihm die Seele aus dem Leibe zu schütteln. Wolf Scheffer aber sagte:

„Was? Den Henker, den Freimann wollt Ihr angreifen? Zurück, oder ich

schlage Euch wie einen Hund zu Boden, und ich möcht' Euch doch einen ärgern Tort anthun, als Euch durch einen lumpigen Stockschlag geschehen könnt'. Platz! Gebt Raum! Raum, sag' ich, dem Scharfrichter von Rothenburg und seinem Recht!"

Fort schritt der Rothmantel; Georg aber stieß wieder einmal einen seiner wilden Soldatenflüche, deren er in der Zeit sich so ziemlich entwöhnt hatte, hervor und murrte:

„Was mag er meinen, der Hund. Hätt' ich ihm doch damals das Hirn ausgeschlagen anstatt des falschen, heimtückischen Auges."

Um sein heißes Blut zur Ruhe zu bringen, rannte der vormalige Weibel so weit als möglich in die Nacht und in die Berge hinaus; die Geliebte konnte er doch in dieser Nacht nicht sehen. Sie war bereits seit acht Tagen nicht im Garten erschienen und hatte dem verlobten Freunde durch die alte Magd Nachricht zugehen lassen: der Vater lasse sie nicht von seiner Seite, er sei nun wie ein Kind mit Weinen und großer Angst; sie müsse ihm vorsingen, er fürchte sich sehr vor dem Herbstwinde in den Bäumen und in den Schornsteinen und Kaminen; Gott allein wisse, wie das enden werde.

So überließ nun an diesem Abend Georg Kindler dem bösen Wolf den Garten zur Silberburg, und in seinen rothen Mantel gehüllt, saß der Freimann auf der Schwelle der Hinterthür und reihete Zahlen aneinander, rechnete wie der alte Strumpfstricker auf der Römerhöhe. Er hatte soeben den Werth des wüsten Gartengrundstückes berechnet, und nun daran, den Werth des Hauses in seiner Verfallenheit annähernd aufzustellen, lachte er nach seiner Art still in sich hinein und murmelte:

„Heraus sollen sie wie die Füchse aus dem Bau. Wundern werden sie sich über den Scharfrichter und sein Recht. Ho, wie sie die Perrücken schütteln werden im Rath. Nach dreißig Jahren soll's mir noch ein Gaudium sein. Du alter Schlaukopf von Vater in Deinem Grabe zu Wetzlar sollst Deine Freud' an Deinem Söhnlein haben. Hui, und dieser Narr und Satan, dem ich dieses schwarze Pflaster zu danken hab', wird er das Maul aufsperren! Eine fröhliche Stund' sollst Du feiern, Wolf Scheffer, so wahr Du Deines klugen Vaters Sohn bist."

Sein Selbstgespräch unterbrechend, hob der Scharfrichter plötzlich den Kopf und lauschte, und dann kletterte er vorsichtig auf den hohen Holzhaufen, über den der Kater niederzusteigen pflegte; auf diesem Platz konnte seinem Ohr nichts entgehen, was im Innern des Hauses vorging. Eine weiche volle Stimme klang aus dem obern Stockwerk der Silberburg; aber die Fenster blieben dunkel wie gewöhnlich.

Laurentia Heyligerin sang:

„Wenn über stiller Heide
Des Mondes Sichel schwebt,
Mag lösen sich vom Leide
Herz, das im Leiden bebt.

Tritt vor aus Deiner Kammer
Und trage Deinen Schmerz.
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit an's Herz.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Ueber den Erdenstreit.

In Deinen Schmerzen schweige,
Tritt in die stille Nacht;
Das Haupt in Demuth neige,
Bald ist der Kampf vollbracht

Schweige in Deinem Schmerze,
Geh vor aus Deinem Haus,
Und trag' Dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.

Weil' nicht im dunkeln Walde,
Zwischen den Tannen nicht;
Ueber die Blumenhalde
Trag' Deinen Schmerz in's Licht.

Wenn hinter Dir versunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umspannt.

Wie aus dem Nebelkleide
Der Mond sich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz sich schwingt.

O Heide, stille Heide,
Wie sehnet sich hinaus
Zu Dir das Herz im Leide,
Gefangen Herz im Haus!"

So klagte im Gesange das schmerzhafte „gefangene Herz" in der Silberburg; dem Lauscher unter dem Fenster war ernst zu Muth geworden; aber die Stimmung dauerte nicht lange. Bald war das höhnische Zucken um den Mund wieder da; Wolf Scheffer flüsterte:

„Wie sich das Vögelchen hinaussehnt! Wie es nach der goldenen Freiheit verlangt. Wart', Liebchen, bald sollst Du mehr davon haben, als Du gebrauchen

kannſt; die ganze weite Welt ſoll Dir offen ſtehen; ich will Dich nicht halten in der Silberburg."

Von ſeinem Platz auf dem Holzhaufen vernahm der Scharfrichter noch im Innern des Gemaches die heiſere, weinerliche Stimme des alten Heyliger, dann noch einmal die ſanften, überredenden Laute der Jungfrau, dann ward Alles ſtill. Eben wollte Wolf Scheffer leiſe zur Erde niederſteigen, als er noch einmal anhielt; im Innern der Silberburg ließ ſich ein knarrender Ton vernehmen und das alte Gebäude zitterte in ſeinen Grundveſten. Es war, als ob ein ſtarker Balken unter zu großer Laſt gebrochen ſei.

„Teufel," murmelte der Scharfrichter, „der alte Kaſten ſcheint doch die Gicht in den Knochen zu haben. Bah, was thut's, ich werd' mich nicht lang damit plagen. Es wird ſich ſchon Einer finden, der ihn mir abnimmt für gut Geld; mag ihm das alte Gebäude dabei auf den Kopf fallen, was ſchiert's mich. Geld und Geld und Geld und zu Ende der Spaß hier! Zu Pferd und fort nach dem luſtigen Frankreich. Vive le roi! Vive la joie! Vive Paris!"

Auf dem Erdboden angekommen, ſchüttelte ſich der Lauſcher und verſchwand in der Dunkelheit. Eine Viertelſtunde ſpäter erhellten ſich zwei Fenſter in der Scharfrichterei auf dem Herrenberge, Wolf Scheffer ſaß daſelbſt am Tiſch, hatte einen Kalender vor ſich, ſtarrte unverwandt auf dieſen Kalender des Jahres 1705, welcher dieſer Tage erſt beim Bücherverkäufer am Fenſter erſchienen war. Es war ein Datum darin roth unterſtrichen, und Wolf hielt den Finger darauf, rechnete die Tage aus, die noch verſtreichen mußten bis zu dieſem Datum, und ſummte leiſe vor ſich hin:

„Marlb'rough zieht in den Krieg.
Miroton, Miroton, Mirotaine;
Marlb'rough zieht in den Krieg.
Weiß nicht, wann heim er kehrt."

VI.

Auf den Herbſt folgte der Winter, und dann kam ein anderer Frühling, der des Jahres Siebenzehnhundertfünf. In dieſem neuen Frühling ſollte ſich das Geſchick der Leute, welche wir im Laufe dieſer Erzählung kennen gelernt haben, erfüllen.

Sehr ſtreng und hartnäckig war der Winter geweſen, aber in einer einzigen Nacht wurde er durch einen gewaltigen Sturm vom Thron geworfen, wie das ſo manchem andern überſtrengen und gewaltthätigen Herrſcher begegnet iſt. Für die Welt brachte jedoch dieſe Thronentſetzung eine Nacht der Furcht und des Schreckens. Was anfangs ein ſanftes Wehen war, gleich dem Athem eines Kindes, das wurde zum donnernden Heulen; die ſtärkſten Bäume mußten ſich der Windsbraut neigen, und wie ſie durch die Berge und Wälder in die Ebene hinausfuhr, verſtreute ſie eine wahre Saat zerſplitterter Aeſte über das Land. Unzählige Fenſterſcheiben wurden zerſchmettert, von den Dächern die Ziegel geriſſen. Mit Gekrach brach der Thurmknopf der Hauptkirche zu Rothenburg hernieder, und die Documente, die durch hundert Jahre in ſeiner Höhlung unberührt gelegen hatten, wurden nunmehr in alle Welt zerſtreut. Auf der Römerhöhe in der Warte vermeinten Vater und Sohn alle Augenblicke, nun trage es das morſche Gemäuer nicht länger, nun müſſe es niedergehen ohne Gnade. Gegenüber auf dem Herrenberge hob ſich Wolf Scheffer von ſeinem Lager und warf ſich in die Kleider. Das Dach riß ihm der Orcan über dem Haupte weg, und ſo verließ der Scharfrichter das Haus, klammerte ſich am Bergeshang an einen Baum und blickte wilden Herzens nieder auf die zagende Stadt und fühlte ſich von allen ihren Bewohnern vielleicht am wohlſten in dieſem Aufruhr der Elemente. Nur um die Silberburg bekümmerte er ſich.

„Hoho, ſie wird's ja wohl überdauern!" wollte er rufen; aber die Gewalt des Sturmes trieb ihm den Athem tief in die Bruſt zurück, ſo daß er feſt den Mund ſchließen mußte, um nicht zu erſticken.

Manche zagende Seele glaubte in dieſer grauenvollen Nacht, nun komme der jüngſte Tag, und der Engel des Gerichts ſetze ſchon die Poſaune an den Mund, um den Todten den Weckauf zu blaſen und allen Staub aus den Gräbern vor den Thron des höchſten Richters zu rufen.

Jetzt iſt auch der Augenblick gekommen, wo wir das Innere der Silberburg betreten dürfen. Mehr als alle andern Gebäude in Rothenburg zitterte das alte Haus in ſeinen Grundfeſten. Wie ein lebendiges Weſen, das ſich in großer Noth und Qual

befindet, ächzte und stöhnte und wehrte es sich vergeblich. Schon waren mehrere verwitterte Fensterflügel losgerissen aus ihren Angeln und in die Gasse, den Hof und den Garten hinabgestürzt. Ungehinderten Eingang fand der sausende Wind in die Silberburg; scharf und schrill strich er durch die Gänge und Gemächer und trieb den Staub, den die Jahre ungehindert aufgehäuft hatten, wolkenhaft hin und wieder. Mäuse und Ratten trieb das Krachen in Gebälk und Gemäuer in Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln, und der Herr des Hauses, wie er ruheloser als je nach seiner Art durch die Corridore schlich, sah ihr Laufen und Wimmeln zu seinen Füßen und hörte ihr ängstlich Pfeifen durch das Brausen und Zischen des Sturmes. Alle Ratten und Mäuse verließen in dieser Nacht die Silberburg und warfen sich in die benachbarten Häuser und in das Römerthor, wo sie den erstaunten Geschlechtsgenossen gewiß viel zu berichten hatten aus dem eben verlassenen Aufenthaltsort.

Wiederum mußte Laurentia Heyligerin die ganze Nacht hindurch die wohlbekannten Tritte, das geisterhafte Schlurfen, das irrende Tasten an den Thüren und Schlössern hören. Als die tastende Hand auch zu ihrem Thürschloß kam und das Mädchen emporsprang, ihre Kleider zusammenraffte und in die Dunkelheit des Vorplatzes hinausleuchtete, sah sie die gebückte, hagere Gestalt des Vaters, eine Kiste unter dem Arm tragend, eine Laterne in der Hand, die Bodentreppe hinaufsteigen. In demselben Augenblick blies ihr der Wind die Lampe aus, und ein neues, gewaltiges Aufwüthen der Windsbraut trieb das zitternde Mädchen zurück zu ihrem Bett. Die Decke zog Laurentia über den Kopf, die Augen schloß sie fest und versuchte es, andere helfende Geister gegen die namenlose Angst ihrer Seele heraufzurufen. Sie rief die erste Begegnung mit Georg nach dessen Rückkehr aus dem Franzosenkriege vor die erregte Phantasie zurück. Sie dachte an alle die süßen Sommerabende, welche sie mit dem Geliebten Arm in Arm in dem wilden Garten auf der bemoosten Steinbank unter der Rosenwildniß zugebracht hatte, während das Mondlicht wie aus einer silbernen Schale über die stille Welt ausgegossen wurde. Auf den kleinsten Einzelheiten dieser Augenblicke des Aufathmens zwang die Jungfrau ihren Geist, zu verweilen, und dadurch überwand sie zuletzt alle Schrecken der Finsterniß. Der Sturm mochte sein Aergstes an der Silberburg versuchen; Laurentia Heyligerin schlief ein mit einem Lächeln auf den Lippen, und als sie erwachte, war es heller Tag; die Sonne schien glänzend in das Fenster, und die Langschläferin mochte den Orcan der Nacht für einen der bösen Träume nehmen, von denen sie so oft geängstigt wurde. Die Welt stand noch und das alte Haus stand ebenfalls noch. War all das Getöse der Nacht wirklich nur ein Traum gewesen? War es nur ein Spiel der Phantasie gewesen? Es konnte nicht sein, und bald trat der Jungfrau, wie sie noch einige Zeit wachend und sinnend auf ihrem Lager lag, das Wirkliche klar vor die Seele: der Sturm, das ächzende Haus, die kümmerliche Gestalt mit der Laterne und der Truhe, welche die Bodentreppe erstieg.

„Was ihn nur wieder getrieben hat?!“ sagte Laurentia; aber dann verschwand dieser Gedanke schnell, und die Erinnerung ihrer Träume stieg von Neuem fröhlich auf. In diesen Träumen war nichts von solchem Geheul, Klirren und Krachen, nichts von Verwüstung und Tod vorgekommen. Und nun schien die Sonne so hell und hoffnungsreich; vorbei war der Orcan und mit ihm der böse Winter, welcher den Garten so grausam versperrte.

Schnell kleidete sich die Jungfrau an, dem Vater das Frühstück zu bereiten und zu bringen. Als sie aber aus ihrem Gemach vortrat, blieb sie überrascht auf der Schwelle stehen. Der Duft von Moder und Staub, welchen sie sonst auf dem Gang einzuathmen hatte, war verschwunden, eine reine, kalte, herzerfrischende Luft erfüllte das Haus. Da hing dem Fenster des Corridors ganz nahe ein Bild, welches Alter und Vernachlässigung gänzlich unkenntlich gemacht hatten: nun waren der Regen und der Sturmwind durch das zertrümmerte Fenster gekommen und hatten von diesem Gemälde die Staubkruste abgefegt und abgewaschen, daß die Farben fast wie neu glänzten. Laurentia hatte sonst wenig auf dieses Bild geachtet; jetzt stand sie still davor und betrachtete es nachdenklich und gerührt. Zwischen Blumen und Früchten saß ein lächelnder Knabe mit Flügeln, Köcher, Bogen und Pfeil und zielte aus

der altersdunkeln Leinwand auf die Beſchauerin. Vor langen, langen Jahren hatte nach Art der Zeit der Stadtmaler Aloyſius Murkele auf Beſtellung der Großmutter Laurentia's den Vater Laurentia's als Amor abconterfeit; — zuſammen fuhr die Enkelin und Tochter, als ſie ſich endlich von dieſem jetzt ſo geſpenſtiſchen Bild abwandte.

Sie ſtieg die Treppe hinab in das Erdgeſchoß, wo in der Küche die alte Magd bereits wirthſchaftete und die Jungfrau mit vielen und erregten Ausrufungen und Schilderungen des vom Sturm in der Stadt und in der Umgegend angerichteten Schadens empfing. Der Bronn vor des Schöffen Marklinger Haus war umgeriſſen, in Sanct Agathenvorſtadt waren eine Kuh und ein Pferd von einem einſtürzenden Stall erſchlagen, und ſo weiter, und ſo weiter.

„So, Jungfer," rief die Alte, die Hände zuſammenſchlagend, „ſo grauſam hat der böſe Feind gewüthet, daß es nicht zu glauben iſt. Stimmen hat man im Wind gehört, Kreiſchen und Jauchzen; Weiber hat man reiten ſehen auf Beſen und Gabeln in den Wolken; es iſt nicht auszuſagen. Die große Linde vor der Rathsapotheke lieget auch darnieder, und nun ſchauet nur, wie's in unſerm eigenen Garten ausſiehet. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß der Thurm dort oben auf der Römerhöhe noch aufrecht ſtehet; der grauſe Wind hat dort doch am meiſten freie Bahn gehabt. Des Scharfrichters Haus drüben iſt faſt ganz ruiniret."

Durch das niedere Küchenfenſter warf Laurentia einen ſchnellen, ſcheuen, ängſtlichen Blick über den Garten, in welchem die meiſten Bäume zu Boden lagen, nach dem alten Wachtthurm, dem Aufenthalt des Geliebten. Thurm und Höhe lagen im ſchönſten Sonnenſchein, und blauer Rauch kräuſelte aus der Kaminröhre des Lug in's Land. Aus voller Bruſt holte Laurentia Athem, und freudig bewegte ſich ihr Herz; ſie wußte, daß dem Liebſten kein Unheil geſchehen war in der böſen Nacht.

Die Seele des Mädchens war ſo frei und leicht, daß ſie ſich ſelbſt darüber verwunderte; ſolche fröhliche Laune kam der Armen ſo ſelten, daß ſie ihr als etwas unbeſchreiblich Unbekanntes und Fremdes erſchien. In dieſer Stimmung trug ſie nach des Hauſes Gewohnheit die Morgenſuppe in des Vaters Stube, wunderte ſich auch nicht allzu ſehr, als ſie dieſelbe leer fand. Das kam öfters vor. Manches feſtverſchloſſene Gemach hatte der alte Heyliger in ſeinem zerrütteten Geiſte zu bewachen; ſo konnte er auch jetzt irgendwo nachſchauen in einem Winkel, ob nach dem nächtlichen Getöſe noch alle verborgenen Schätze und Heimlichkeiten an ihren rechten Orten ſich befanden; ob da nicht ähnliche und ſchlimmere Verwüſtungen angerichtet ſeien wie ſonſt im Hauſe.

Nieder ſaß Laurentia Heyligerin und wartete auf den Vater, und im Warten ſpann ſie von Neuem an den Traumbildern, welche ihr der Schlaf gebracht hatte. Immer leichter, immer wohler ward ihr zu Muthe, immer weiter und lichtvoller ward ihre Seele. Es war ihr, als ſei ſie die langen dunkeln Jahre hindurch nur ein thörichtes Kind geweſen, welches in grundloſer Furcht ſich quälte und harmloſe Schatten für die drohendſten Geſpenſter nahm. Es war ihr, als habe dieſer großmächtige Sturm in der Nacht vom letzten März auf den erſten April nicht nur die Welt und das Haus zur Silberburg, ſondern auch ihre innerſte Seele von allem Böſen, von allem Grauen gereinigt und befreit. In dieſem Augenblick ſah Laurentia Heyligerin in die Zukunft wie in eine ſonnige, grüngoldene Landſchaft, wo reiche Ernten von Glück und Seligkeit ihr entgegenreiften. Da — fiel ein Schatten auf ſie; erſchreckt blickte ſie empor und ſtreckte mit einem Schrei abwehrend die Hände aus. Vor ihr ſtand in ſeinem rothen Mantel, das ſchreckliche Schwert unter dem Arm tragend, finſter und drohend Wolf Scheffer, der Henker.

VII.

„Wo iſt Euer Vater, Jungfer?" fragte der Scharfrichter von Rothenburg das zitternde Mädchen, welches ſprachlos ihn anſtarrte.

„Hat Euch der luſtige Wind das Gehör oder die Sprache genommen, Jüngferlein?"

„O, was wollet Ihr?" ſtöhnte kaum vernehmlich die zum Tod erſchrockene Jungfrau; der Scharfrichter aber hob das Haupt, horchte nach der Gaſſe zu und lachte kurz. In die Gaſſe hinaus war die alte Magd geſtürzt, außer ſich über das Eindringen

des Freimannes in die Silberburg. Das Volk, das da in Haufen stand und die Aengste der vergangenen Nacht besprach, rief sie auf, und alle Augen richteten sich in starrer Verwunderung auf die Silberburg. Vom Marktplatz herunter kam in diesem Moment der regierende Bürgermeister mit einigen Rathsherren und Schöffen, den durch den Sturm angerichteten Schaden in und um der Stadt zu beschauen. Auch sie erhielten Bericht, daß Wolf Scheffer, der Henker, ein ehrlich Haus beschritten habe, schüttelten die Häupter, besprachen sich einen Augenblick untereinander, und dann schritt der Bürgermeister gegen die Silberburg und trat in die dunkle Thür. Ihm folgten die Rathsherren und die Schöffen und ein großer Theil der Menge; ein noch größerer Haufe wurde freilich durch den Rathsdiener an der Pforte zurückgewiesen.

Durch den verwilderten Garten schlich der schwarze Jürg um Kundschaft nach der Geliebten. Offen fand er die Hinterthür der Silberburg, und eine unerklärliche Macht trieb ihn zu dieser Stunde, in die Wohnung des alten Familienfeindes, dessen Kind er so sehr liebte, einzutreten. Mit geheimen Schauder setzte er den Fuß in das Haus, das einst den Kindlern geeignet hatte, wo so viele Geschlechter seines Namens geboren und gestorben waren. Schon waren die untern Räume voll von den Bürgern und Bürgerinnen von Rothenburg; kaum vermochte Georg sich einen Weg zu bahnen zur Treppe. Mit dem Bürgermeister und den Schöffen stieg er empor und trat mit ihnen in das Gemach des alten Heyliger, und Alle überkam eine ähnliche Stimmung wie den Sohn des Stadtsoldaten auf der Römerhöhe; aber keiner von den Herren stieß solch einen Wuthschrei aus als Georg Kindler, da er den Scharfrichter mit seinem abscheulichen Grinsen vor der halbohnmächtigen Geliebten stehen sah.

Mit einem Sprunge wollte er sich auf den Henker stürzen; aber dieser erhob drohend die Hand und schrie mit donnernder Stimme:

„Zurück! Wer legt die Hand an mich?“

Und zurück wichen die Herren vom Rath, zurück wich das Volk; Laurentia Heyligerin warf sich an die Brust Georg's:

„Schütze mich! Um Jesu Willen, schütze mich, Georg!“

„Treibt den Mann aus diesem Haus, welches sein Fuß besudelt; befehlt ihm, zu gehen, Euer Gnaden!“ rief Georg Kindler dem Bürgermeister zu; aber ehe dieser antworten konnte, lachte Wolf Scheffer und rief:

„Wer will den Scharfrichter von Rothenburg aus seinem Eigenthum treiben? Herr Bürgermeister, zu dieser Stell' fordere ich den Bürger dieser Stadt Christian Jakob Heyliger, im Jahre Sechzehnhundertfünfundsiebenzig Zinsmeister allhier zu Rothenburg.“

„Wer gibt Euch das Recht, solches Verlangen zu stellen? Wer gibt Euch das Recht, in dieses Haus einzudringen? Wisset Ihr nicht, daß —“

Der Scharfrichter zog unter seinem rothen Mantel einen beschriebenen und besiegelten Papierbogen hervor und hielt ihn hoch über die Häupter des Volkes.

„Hier mein Recht! Hat der Teufelswind über Nacht das Dach mir über dem Kopf weggenommen, so muß ich schauen, daß ich ein ander krieg. Hier mein Recht! Und nun zum letzten Mal: Wo ist Euer Vater, Jungfer Heyligerin?“

„Ich weiß es nicht — o käme er! — Georg, Georg, was ist das? Was ist geschehen? Was soll geschehen?“

„Still, Lieb', ich bin Dein Schutz hier und überall.“

„Herr Bürgermeister von Rothenburg, nehmt und leſt,“ sagte der Scharfrichter, dem Herrn das Papier reichend. Derweilen will ich selbsten Umschau halten nach Christian Jakob Heyliger und ihn herschaffen, daß er mir mein Recht gebe.“

Auseinander wich die Menge, und der Scharfrichter schritt aus der Thür, das vergilbte Papierblatt in der Hand des Bürgermeisters zurücklassend. Dem kaiserlichen Notarius Cyprian Schnäubele reichte der regierende Herr das inhaltschwere Document.

„Leſet Ihr, Gevatter. Meine Augen sind zu blöde, und meine Brille lieget zu Hause.“

Einen fliegenden Blick warf der Notarius über das Papier, die Unterschriften und Siegel, dann zuckte er die Achseln, wie sie nur ein Advocat zucken kann, und schnitt eine Grimasse, wie sie ebenfalls nur ein Advocat schneiden kann.

„Traget vor, Herr Doctor!“ riefen in

athemloſer Neugier die Rathsherren, und der Notarius las:

„Ich Johann Gottlieb Riecher J. U. Licent. Notarius caesareus publicus bezeuge und beſcheinige durch meine Unterſchrift und Beiſetzung meines Notariatsſigills wie folget:

Am erſten Aprilen in dieſem Jahr, nach Chriſti Geburt 1675, iſt ein Pact aufgerichtet und rechtskräftig gemachet zwiſchen den Herren, Herrn Chriſtian Jakob Heyliger, Bürger und Zinsmeiſter in kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal einerſeits und Traugott Gottlieb Scheffer, kaiſerlichem Kammergerichtsſecretarius zu Regensburg, andererſeits.

Sintemalen obenbenanntem Herrn Chriſtian Jakob Heyliger obenbenannter Herr Traugott Gottlieb Scheffer, Secretarius, in einem allhier geführten Prozeß Heyliger contra Kindler mit Rath und That ſo hilfreich zur Hand gegangen iſt, daß beſagter Chr. J. Heyliger beſagtem T. G. Scheffer nimmer genug danken und lohnen kann: ſo iſt zwiſchen beſagtem Chr. J. Heyliger und beſagten T. G. Scheffer verbrieft und beſiegelt, wie folgt:

I. Zahlt am heutigen Datum Herr Chr. J. Heyliger dem Reichskammergerichtsſecretarius Herrn T. G. Scheffer fünfhundert Gulden in guter Müntz.

II. Zahlt derſelbe Chr. J. Heyliger demſelben T. G. Scheffer fünfhundert Gulden an dem Tag, an welchem beſagter Chr. J. Heyliger Beſitz nimmt von dem Haus benannt zur Silberburg in kaiſerlicher freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal.

III. Dieweilen aber des Menſchen Fleiſch iſt wie Heu und ſeine Güter nicht haften in Einer Hand, ſo iſt ausgemachet und beſchloſſen, daß am erſten Aprilen Siebenzehnhundertfünf als nach einem Menſchenalter, vom heutigen Tag an gerechnet dreißig Jahre, dem obenbenannten Reichskammerſecretarius Traugott Gottlieb Scheffer oder deſſen dann lebenden Erben und Rechtsnachfolgern obenerwähntes Haus zur Silberburg in kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal mit allem Zubehör, Laſten und Rechten von obenbenanntem Chriſtian Jakob Heyliger oder deſſen Erben gutwillig und ohne Widerrede übergeben werden ſoll. Wird aber Terminus verpaßt, iſt's Recht verpaßt.

Iſt dieſer Pact in aller Güte, ohne Widerſpruch von einer Seite aufgeſetzet und doppelt ausgefertiget worden, wonach zu achten.

Regensburg am erſten April 1675.

(L. S.) Johann Gottlieb Riecher,
Notarius publicus caesar.

(L. S.) Chriſtian Jakob Heyliger,
Zinsmeiſter zu Rothenburg im Thal.

(L. S.) Traugott Gottlieb Scheffer,
Kaiſerl. Reichskammerſecretarius
zu Regensburg.

Die Blicke und Bewegungen der Hände, Schultern und Köpfe, welche dieſe Vorleſung begleiteten und ihr folgten, zu ſchildern, geht über unſere Kraft. Während Alles in Wunder und Staunen ſteht und Laurentia leiſe über die Schmach des Vaters weint, das Geſicht an der Bruſt des Geliebten verbergend, wollen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen.

Anno 1675 war der Zinsmeiſter Chriſtian Jakob Heyliger ein Mann in ſeinen beſten Jahren, und der Reichskammergerichtsſecretarius Scheffer, obgleich bedeutend jünger als der Zinsmeiſter, war doch nur ein kümmerliches Männlein gegen den ſtattlichen Bürger von Rothenburg. Nicht im mindeſten wahrſcheinlich erſchien es von damals, daß der Secretarius für ſich ſelbſt einen angenehmen Gebrauch von dem eben vorgetragenen Schriftſtück werde machen können. Der Mann hüſtelte und ſpie auch von Zeit zu Zeit ein wenig Blut aus, und nicht die mindeſte Ausſicht war vorhanden, daß er nach dreißig Jahren mit dieſem Pact werde hervortreten können. Freilich hatte er ein damals fünfjährig Söhnlein, welchem der Vertrag hätte zu gut kommen können; aber damit war es ein eigen Ding. Dieſes Söhnlein war die einzige Frucht einer für den Secretarius ungemein ſtürmiſchen Ehe, und der Vater hatte längſt den ohnmächtigen Zorn und Grimm, den er täglich ſeiner beſſern Hälfte gegenüber verſchlucken mußte, auch auf den kleinen Wolf, welchem die Frau Schefferin mit der Muttermilch die allergrößeſte Verachtung der väterlichen Autorität eingeflößt hatte, übertragen. Der Papa kümmerte ſich den Teufel um die Zukunft ſeines Sohnes.

Im Hauſe war der Secretarius Scheffer der erbarmungswürdigſte Knecht und Sün-

denbock, den man sich vorstellen kann; aber er gehörte leider zu den Naturen, welche das Gift, das sie gegen die eigene Umgebung nicht verspritzen dürfen, nach Außen tragen, — vielleicht die gefährlichsten Menschen! Für das Unglück des eigenen Herdes rächte sich Traugott Gottlieb Scheffer an der Außenwelt, und seine Stellung in der Maschinerie der Gerechtigkeitspflege des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gab ihm die Gelegenheit dazu in Hülle und Fülle.

Zwischen den bergehohen Actenhaufen zu Regensburg, durch den Staub und Schmutz aller jener ewigen, sprichwörtlich gewordenen Rechtshändel kroch der kleine Mann in der ungeheuern Perrücke, mit den langen hagern Armen und den dünnen Beinchen wie eine heimtückische schwarze Spinne, und betrachtete es als den Inhalt seines armseligen Lebens, so viel Menschen als möglich mit Leib und Seele von sich abhängig zu machen. Hier auf diesem Felde wurde der Sclav zum Tyrannen; dreimal Wehe Allen, die sich in das Netz dieser Spinne verwickelten, ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch mochten sie sich abzappeln darin; denn es gehörte zu des Mannes grausamer Lust am Schaden, daß er nicht jedes unglückliche Opfer auf der Stelle aussog und als leere Hülse hängen ließ. Solches that er nur den armen, einfältigen Teufeln, die ihm in keiner Weise gewachsen waren; mit ihnen gab er sich nur des Gewinnes wegen ab. Anders aber gestaltete sich die Sache, wenn ihm ein an List und Schlauheit ebenbürtiger Geist entgegentrat. In solchem Falle zeigte sich der Reichskammergerichtssecretarius in seiner ganzen giftigen Glorie, und unübertrefflich war die Kunst, mit welcher er leise, leise dem Gegner die ersten feinen Fäden, die zu unlöslichen Ketten werden sollten, um Hände und Füße legte. Fast unmöglich war es, der Subtilität, mit welcher diese Fäden verstärkt und vermehrt wurden, sich zu erwehren. Hilflos bis zum Aeußersten hing zuletzt das Opfer im Netz, und Satan konnte vor Rührung über den trefflichen Schüler die Augen mit dem Schwanz wischen.

Zu den Leuten, welche dem Secretarius nahezu gewachsen waren, gehörte der Zinsmeister von Rothenburg, als er im Jahre 1673 seinen Proceß gegen Friedrich Martin Kindler begann und Anno 1675 selbst nach Regensburg ging, seinem Interesse nahe zu sein. Dunkle Wege beschritt er; aber sie führten gewissermaßen zum Ziel, denn Traugott Scheffer trug seine schwefelicht leuchtende Laterne dem Zinsmeister voran. Besitzer der Silberburg mit Gärten, Ackerfeldern, Wiesen und Weinbergen ward Christian Jakob Heyliger; aber durch sein ganzes Leben hatte er alljährlich bedeutende Geldsummen gen Regensburg an den Secretär Scheffer zu schicken, ungerechnet die in dem Vertrag erwähnten Gelder. An dem Blatt, welches am 1. April 1705 in der Silberburg vorgelesen wurde, hielt der Secretär seinen Clienten. Es war kein Glück, was der Zinsmeister von Rothenburg mit der Silberburg erlangt hatte!

Im Jahre 1695 starb Traugott Scheffer weniger an der Abzehrung als an dem Schmerz und Verdruß über die Verlegung des Reichskammergerichts von Regensburg nach Wetzlar. Auch auf seinem Besitz haftete kein Glück; das Vermögen, welches der Eheherr zusammengescharrt hatte, zerfloß und zerging der trauernden Wittwe; Niemand wußte recht, auf welche Weise. Schlecht schlug das Söhnlein aus, that nach Kräften das Seinige zum Ruin der Mutter und lief zuletzt unter die Soldaten. Verlumpt und verludert kam es im Jahre 1703 heim aus dem Kriege, grade zur rechten Zeit, um dem Sarge der Mutter aus dem Hospital nach dem Kirchhof zu folgen.

Als Wolf Scheffer dann die wenigen Habseligkeiten der verschiedenen Frau durchstöberte, fand er das Blatt, welches ihn zum reichen Mann in Rothenburg im Thal machen konnte. Es war eine zerbrochene silberne Haarnadel, ein dito Löffelstiel und eine Kette von Bernsteinperlen hineingewickelt. Wolf that einen Pfiff über den Fund, machte die drei Werthgegenstände zu Geld und zog gen Rothenburg, wo er grade recht kam, den bedrängten Rath von dem fressenden Delinquenten im Thurm zu erlösen. Mit einer gewissen wilden Ironie und um nicht zu verhungern bis zum 1. April 1705, übernahm der einstige Profoß vom Regiment Deutschmeister-Infanteria das Scharfrichteramt der kleinen Reichsstadt. Er hatte durchaus nicht die Absicht, sein Leben in Rothenburg hinzubringen, so kam es ihm nicht darauf an, sich daselbst auf kurze Zeit anrüchig und ehrlos zu machen.

Wir haben gesehen, wie er seinem Feinde Georg Kindler begegnete und die Liebe desselben zu Laurentia Heyligerin entdeckte; wir haben gesehen, wie er die Silberburg, sein baldiges Eigenthum, Tag und Nacht nicht aus dem Auge ließ. Mit der Besitznahme der Silberburg glaubte der Rachsüchtige zugleich sich rächen zu können an Dem, welchem er seine Verstümmelung zu danken hatte, und so frohlockte er doppelt.

VIII.

Von Hand zu Hand ging im Kreise der Rothenburger Herren in der Silberburg das ominöse Papierblatt.

„O Vater! Vater!“ schluchzte die Jungfrau.

„Wo er nur sein mag, daß er bei solchem Aufruhr im Hause nicht hervorkommt?!“ rief Georg.

„Heyliger! Wo ist er? Wo ist der Meister Heyliger?“ ging's im Kreise.

Währenddem kam das Document zurück zu Herrn Cyprian Schnäubele, dem kaiserlichen Notarius, und von Neuem unterwarf dieser es der sorgfältigsten Prüfung, beaugte es von allen Seiten, von vorn und von hinten. Plötzlich stieß er einen Ausruf hervor, sah auf, umher in der Gruppe und auf die bleiche Laurentia. Er lächelte, schlug auf das Papier, hielt es in die Höhe und rief:

„Ihr Herren und Ihr, Jungfer Heyligerin, das Recht, so dieses Blatt gibt, will ich wohl anfechten und hoff' meine Sach' zu gewinnen; während der Proceß aber schwebt — beati possidentes!“

„Weshalb wollt Ihr dieses Recht anfechten?“ fragte die scharfe Stimme Wolf Scheffer's des Scharfrichters, der von seinem Gang durch's Haus zurückkehrte und vor dem die Gruppe sich eben wieder öffnete. „Weshalb soll dieser besiegelte und manu propria von den Parteien unterschriebene Pact ungiltig sein?“

„Will's Euch sagen Meister,“ sprach der Rechtsgelehrte. Hier stehet freilich geschrieben, daß die Silberburg übergeben werden soll am ersten April 1705; aber hier steht auch geschrieben: gerechnet vom ersten April 1675 an dreißig Jahre. Merkt's wohl, dreißig Jahre. Wird der Termin verpaßt, so ist der Vertrag null und nichtig.“

„Was weiter?“ fragte der Scharfrichter, sich auf sein Schwert stützend.

„Zehen Tage zu spät ist dieses Schriftstück vorgewiesen, Meister!“ rief der Doctor Schnäubele. Im Jahr nach unseres Herrn und Erlösers Geburt Siebenzehnhundert ist auf das Edict glorreicher kaiserlicher Majestät Leopoldi Primi der verbesserte Gregorianische Kalender eingeführet worden und die Einführung von allen Canzeln abgelesen, auf allen Wegen und Kreuzwegen des Reiches verkündiget. Wer kann dawider sprechen? Null und nichtig! Null und nichtig!“

„Null und nichtig!“ riefen Bürgermeister, Rathsherren, Schöffen und Volk, und der Scharfrichter nahm ruhig das Schriftstück aus der Hand des Notars.

„So höret, Ihr Herren von Rothenburg!“ rief er, und eine Todtenstille trat vor seinem Worte ein. Im Kreise blickte er umher, hob das Papier und sagte:

„Aufgebe ich hiermit dieses Recht — da!“

Zerrissen fiel das Document zu Boden und ein Ruf des Erstaunens brach aus unter den Theilnehmern dieser Scene; dieser Ruf erstarb aber auf den Lippen, denn in demselben Moment warf der Scharfrichter den Mantel zurück, das breite, blitzende Schwert funkelte über den Häuptern des Volkes:

„Ein Recht verloren, gewonnen das andere! Mein die Silberburg und mehr als die Silberburg! Raum dem Scharfrichter und seinem Recht! Folgt und seht, Ihr Herren von Rothenburg!“

Aus dem Gemach schritt der Henker, das Schwert über der Schulter; ihm nach drängten alle Anwesenden die Treppe hinauf, die in die obersten Räume des Hauses führte. Georg legte sachte die Geliebte in die Arme der alten Magd. Auch er eilte den Andern nach und von dem Geschrei, welches von oben, von dem Bodenraum hinabdrang, erstarrte ihm das Blut in den Adern.

Durch das verwahrloste Hausdach schien überall ungehindert die Sonne, der Fußboden war immer noch überschwemmt von dem in der Sturmnacht eingedrungenen Regenwasser. Kisten und Kasten, alter Hausrath, Bretter und Plunder versperrten überall den Weg; in einem Winkel stand Wolf Scheffer und um ihn das erstarrte Volk. Von einem Balken herab hing die

Leiche Christian Jakob Heyliger's, und um sie standen Truhen voll Geldsäcken und Pergament, goldenen und silbernen Kostbarkeiten aller Art — ein gewaltiger Reichthum.

Und zu dem Leichnam sprang der Scharfrichter, umfaßte ihn mit dem linken Arm und rief:

„Raum für des Henkers Recht!"

Mit dem Richtschwert beschrieb er auf dem Boden einen weiten Kreis um die Leiche, und in den Kreis fielen die Kisten und Truhen, die Pergamente, die silbernen Schüsseln und Becher, die goldenen Ringe, Ketten und Spangen.

„Kennt Ihr des Scharfrichters Recht, Ihr Herren von Rothenburg?" rief er mit wildem Frohlocken. „Was an des Selbstmörders Leiche in den Kreis fällt, den des Scharfrichters Schwert zieht, ist des Scharfrichters! Herr Notarius, wollt Ihr gegen dieses Recht auch Euer Wörtlein sagen? Hoho, gebt dem Scharfrichter sein Recht — hier! hier!"

Neben dem Erhängten niederkniend fing der Mann im rothen Mantel an, in den Truhen, welche sein Eigenthum geworden waren, zu wühlen. Triumphirend hielt er dem Bürgermeister, den Rathsherren, dem Doctor Schnäubele ein Document mit klappernden Silbercapseln nach dem andern unter die Nase.

„Hier die Silberburg, mein, mein! Hier die Aecker am Gretchenskopfe, mein, mein! Hier der Weinberg zur wilden Hütte, mein! Hier die Wiesen im Hasenthal, Alles, Alles mein!"

Keiner der Zuschauer konnte ein Wort hervorbringen; nur der kaiserliche Notarius sagte:

„Schneidet die Leiche ab, Meister Scheffer. Ihr seid der reichste Mann zu Rothenburg im Thal! Dieses Recht ist nicht anzugreifen. Fiat justitia!"

Damit wandte sich der Rechtsgelehrte und ging. Mit dem Richtschwert durchsägte der Henker den Strick, welcher den Erhängten in der Luft hielt. Schwer fiel der Körper zu Boden, und in dem Gemach darunter fuhr die Tochter über den dumpfen Ton zusammen und sank in eine neue wohlthätige Ohnmacht.

Seit Menschengedenken war kein Selbstmord in kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg vorgefallen, deshalb machte der jetzige, der noch dazu unter so seltsamen Umständen stattgefunden hatte, den allergrößesten Eindruck auf das Volk.

Zurück wichen Alle. Niemand hielt es aus in dem unheimlichen Hause, Niemand glaubte darin länger Athem holen zu können. Leer ward die Silberburg und todtenstill ward es drin. Auf dem Boden blieb der Scharfrichter mit der Leiche und den Schätzen allein zurück. Wolf Scheffer war der Einzige, welcher von dem Gefühl, als ob Wände und Decken des alten Gebäudes zusammenbrechen müßten, nichts wußte.

An der Brust des schwarzen Jürgen lag die arme Laurentia, und der Geliebte duldete nicht, daß die Tochter noch einmal die entstellte Leiche des unglücklichen Vaters zu Gesicht bekam. Wie ein Kind trug Georg die Braut durch den wilden Garten, die Römerhöhe hinan zu dem alten Thurm, wo der nichtsahnende Vater in glücklichem Frieden saß, in die blitzende Ebene hinausblickte und das belehrende Haushaltungsbuch auf seinen Knien fast ganz vergessen hatte. Es kostete viel Mühe, ihm das Geschehene klar zu machen, und im nächsten Augenblick hatte er es doch wieder vergessen und umschlich verwundert-zärtlich die weinende schöne Jungfrau, die so plötzlich sich in seinem Thurmgemach eingefunden hatte.

Nachdem Georg und Laurentia die Silberburg verlassen hatten, ging auch die alte Magd daraus weg, und mit dem Leichnam hatte von da an Wolf Scheffer das Reich allein darin. In das Gemach Christian Heyliger's trug er Geld, Documente und Kostbarkeiten; die Leiche ließ er an ihrer Stelle bis der Sarg und die Grube im Winkel der Selbstmörder an der Kirchhofsmauer fertig waren. Im Triumph schritt er hin und her und baute die phantastischen Luftschlösser künftigen Glanzes, während seine Tritte dumpf wiederhallten in den öden Räumen. Nach Frankreich wollte er mit seinen Schätzen ziehen, der König Louis brauchte solche Männer wie er; der Krieg konnte ihn noch zum großen Herrn machen — der Träumende malte sich aus, wie er einstens mit der Maison du Roi einrücken werde in die Stadt Rothenburg im Thal. Unter seinen Fußtritten erzitterte der Boden, den rothen Mantel und das breite Schwert schleuderte Wolf Scheffer weit von sich in einen Winkel und lachte:

„Diese Komödia ist aus, dieser Spaß ist

bald zu einem guten Ende gekommen. Palsambleu, wir wollen in Kurzem einen andern Degen an die Hüfte stecken —

Marlbrouck s'en va-t-en guerre,
Miroton, Miroton, Mirotaine!
Ne sais quand reviendra,
Miroton, tonton, mirotaine!"

Stunde auf Stunde verfloß. Den jetzigen Eigenthümer der Silberburg überkam der Hunger; aber er begnügte sich mit einer Brotrinde und holte sich selbst einen Trunk Wasser dazu aus dem Brunnen im Hofe; dann setzte er seine Gänge durch das hallende Haus fort. Er blickte aus den Hinterfenstern, blickte aus den Fenstern, die auf die Gasse gingen, und zog eine spöttische Miene über die Haufen, die den ganzen Tag über vor der Silberburg lungerten und nach dem alten Gebäude starrten. Das Volk sah ihn am Fenster und flüsterte und steckte die Köpfe zusammen; aber er lachte. Er lachte noch toller, wenn er an den schwarzen Georg vom Regiment Montecuculi dachte. Dem hatte er es nun heimgegeben.

Und es ward Abend, dann dunkle, warme, stille Nacht.

Im Lug in's Land auf der Römerhöhe lag der Vater Kindler längst im festen Schlaf; auf der Plattform neben der alten Karthaune standen Georg und Laurentia, hielten sich fest umschlungen und blickten in die Nacht hinaus. Im tiefen Dunkel lag die Stadt, die Silberburg und der todte Vater. Kein Lüftchen regte sich, still, ganz still lag die Natur, wie erschöpft nach dem Aufruhr der vergangenen Nacht. Leise Trostesworte flüsterte Georg der Geliebten in's Ohr, in's Herz, und immer fester klammerte sich das Mädchen an den starken Mann und schluchzte krampfhaft:

„Verlaß mich nicht, o verlaß mich nicht!"

„Nimmer, nimmer!" rief Georg Kindler, und auch ihm traten die Thränen in die Augen.

Wieder hatte der Nachtwächter im Thal seinen Vers für die zehnte Stunde gesungen:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
Gut Gewissen wird nicht grau'n
In der Nacht."

„Ich habe nur Dich! Liebe mich, liebe mich, halte mich, daß ich nicht vergehe!" stöhnte Laurentia, und Georg streichelte mit zitternder Hand das Haupt der Jungfrau und faßte sie fester:

„Ich liebe Dich, ich lasse Dich nimmer, im Leben nicht, im Tode nicht. Still, still, Arme, Süße; merke auf den Trost der Nacht. O, wie sie still ist und Ruhe gibt."

„Liebe mich ewig, ewig!" rief Laurentia.

„In alle Ewigkeit!" sprach Georg.

Da ging ein dumpfer Ton durch die Nacht, ein donnerndes Schallen und Schmettern, ein Brechen und Krachen. Ein Schreien erhob sich im Thal und schwoll immer mehr an und pflanzte sich fort über die ganze Stadt. Das Krachen und Schmettern weckte nur einmal das Echo zwischen den Bergen; aber das Geschrei rief es immer von Neuem hervor. Lichter und Fackeln irrten in der Tiefe, und immer wilder ward das Rufen des Volkes.

„Um Gotteswillen, was war das?" schrie Georg. „Komm, komm hinab zum Vater."

In das Thurmgemach herunter führte der junge Mann die Braut; der Greis saß aufrecht im Bett und rief:

„Es ist geschehen! Recht ist gesprochen, — das letzte Recht! Hinab, Georg Kindler, hinab zur Silberburg, sieh, ob das, was ich eben geträumt, Wahrheit ist! Das letzte Recht, o das letzte Recht!"

Neben dem Bette des Alten sank Laurentia Heyligerin nieder, und der Greis zog sie zu sich und küßte sie auf die Stirn:

„Gesegnet sei Dein Eingang hier unter meinem Dach, Du Kind meines Feindes. Der Segen eines ungerecht Gekränkten hat groß Gewicht; viel Glück sollst Du haben in Deinem Leben, eine gute Frau sollst Du werden wie Deine arme Mutter, wie — mein armes Weib."

Die Römerhöhe hinunter stürzte Georg. Der Garten der Silberburg war bereits voll entsetzter, durcheinanderschreiender Menschen; wo die Silberburg selbst sich erhoben hatte, befand sich jetzt ein hoher Trümmerhaufen, ein wüstes Durcheinander von Balken, Pfosten und Mauern, über das die Fackeln und Laternen einen blutigrothen Schein warfen.

„Gottes Gericht! Gottes Gericht!" rief das zitternde, zum Tod erschrockene Volk von Rothenburg.

„Das letzte Recht! O Vater, Vater — das letzte Recht!" schrie Georg Kindler in namenlosem Schauder. — —

Den Eindruck eines Gottesurtheils hatte dieses schreckliche Ereigniß, welches so kühne und stolze Hoffnungen und Pläne im Augenblick der Erfüllung zu nichte machte, auf die ganze Stadt Rothenburg, Geistlichkeit, Rath und Bürgerschaft — Patricier und Plebejer gemacht, und unter diesem Eindruck erkannte man dem alten Friedrich Martin Kindler den Besitz des Trümmerhaufens, welcher einst ein so stolzes Haus gewesen war, einstimmig zu. Während die arme Laurentia auf der Römerhöhe langsam sich erholte und sich zurechtfand in dem Geschehenen, wurden die Trümmer aufgeräumt, die Leichen des Scharfrichters Wolf Scheffer und des weiland Zinsmeisters Christian Jakob Heyliger gefunden und mit ihnen die zertrümmerten Truhen mit den Geldsäcken, Kostbarkeiten und Documenten, wie sie Scheffer zuletzt darin geordnet hatte. In aller Stille wurden die Leichen begraben und dicht nebeneinander fanden sie ihre Stelle an der Kirchhofsmauer.

Friedrich Martin Kindler entschlief nicht lange nach dem Einsturz der Silberburg und ganz sanft erlöste ihn der Tod von den Schwierigkeiten der bösen Prudentia oeconomica, die ihm im Leben so viel vergebliches Kopfzerbrechen gemacht hatte. Fast die ganze Stadt gab dem Greis ein ehrenvolles Geleit zu seiner letzten Ruhestätte; aber dessenungeachtet war für Laurentia Heyligerin, die Tochter des Selbstmörders, und Georg Kindler, den Erben des Scharfrichters, keine bleibende Stätte in der kaiserlich freien Reichsstadt Rothenburg im Thal. Man flüsterte zu viel in den Gassen, wenn sie vorübergingen, und so zogen sie von dannen als ziemlich begüterte Leute, nachdem sie in der Stille Hochzeit gemacht hatten. Hinaus zogen sie, „weit in's Oesterreich," in eine Stadt an der Donau, Linz genannt; dort hat nach Jahren noch manch wandernd Bürgerskind aus Rothenburg in ihrem stattlichen Hause herzlich Entgegenkommen, fröhliche Gesichter und gut Quartier gefunden und nach seiner Heimkehr nicht genug zu erzählen gewußt von dem angesehenen Herrn Georg Kindler, der schönen Frau Laurentia und den Bübeln und Mädeln derselben.

Die Silberburg wurde nicht wieder aufgebaut. Während Georg die Aecker, Wiesen und Weinberge zu guten Preisen an die Liebhaber losschlagen konnte, wollte diesen Platz Niemand kaufen, bis ihn der Rath für einen Pfifferling übernahm. Bei den schweren Zeitläuften war wenig Nahrung in der Welt. Der hispanische Erbfolgekrieg, in den auch die freie Stadt Rothenburg verwickelt war, obgleich es ihr im Grunde ganz gleichgiltig sein konnte, wer als König zu Madrid saß, jagte allen Verdienst weg; — es kam nicht darauf an, ob es einen wüsten Fleck mehr in Rothenburg gab.

So wuchsen Gras und Brennnesseln auf der Stelle der Silberburg, und bis in die neueste Zeit hieß die Stelle: das letzte Recht. Heute hat ein Speculant eine Strumpffabrik daselbst gebaut, und der Name ist verschwunden.

Zu merken ist, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in welchen ihnen das letzte Recht gegeben wird.

Rafaeliana.

Gesammelt von Wilhelm Kühne.

Die Asyle und Wohnstätten menschlicher Größen, die mit dem Dichter zu reden „auf der Menschheit Höhen wandeln," waren von je her der Nachwelt Gegenstand inniger Verehrung und Bewunderung, welche zunahm mit der Ausbreitung jener herrlichen Gedanken und Werke hervorragender Geister, einer Saat gleich, die aus einem reichen Geistesfüllhorn in die Menschheit gestreut, durch Jahrhunderte wachsend von Geschlecht zu Geschlecht Früchte zeugt in neuen Menschen und frischen Verhältnissen. Wie gern weilt nicht der denkende Mensch an irgend einer Stätte, wo ein Künstler oder Dichter seine unsterblichen Werke geschaffen, und ein erhöhteres Interesse knüpft sich an solche Orte, die zufällig nach Jahrhunderten aus der Vergessenheit emportauchen und Erinnerungen an Leben und Lieben geistiger Größen in uns wachrufen. Wer von Künstlern und Kunstfreunden nach Rom und Urbino gewallfahrtet, kennt nicht das berühmte Schloß von Urbino und jenes einsame Haus, worin der „göttliche" Rafael geboren. Täglich treten neue Bewunderer in diese Heiligthümer und vor die herrlichen Werke des Meisters im Vatican,

und neue Auffaſſungen, neue Ideen werden geſchaffen durch neue Begeiſterung. Den Wenigſten iſt indeß jenes bis jetzt noch nicht im Bilde verewigte Haus bekannt, das Rafael's Geliebte Fornarina bewohnte und das für Kunſt und Wiſſenſchaft ewig denkwürdig ſein wird.

Haus der Fornarina zu Rom.

Hart an der Lungara in Traſtevere in Rom ſteht die berühmte Villa Farneſina, bekannt durch zierliche Bauart als ein Meiſterwerk Balduin Peruzzi's, noch bekannter durch die in derſelben in der ſogenannten Pſychenhalle befindlichen Fresken Rafael's, in welchen die Geſchichte und Hochzeit der Pſyche von ihm begonnen und nach ſeinem Entwurfe von Giulio Romano u. A. dargeſtellt iſt und wo Rafael ſich durch die Darſtellung ſeiner weltberühmten Galathea verewigt hat. In der Nähe dieſer von keinem Kunſtfreunde unbeſucht gelaſſenen Villa, nahe der Porta Settimiana, ſteht noch ein anſcheinend unbedeutendes, aber recht freundlich gelegenes, von Epheu und Wein umranktes Haus, das unter dem Namen „casa della Fornarina, amica di Raffaello d'Urbino“ den Eingeweihten bekannt iſt, aber von Beſuchern wohl wenig aufgeſucht wird, weil es bewohnt und der Zutritt umſtändlich iſt. In dieſem merkwürdigen Gebäude lebte nicht nur die Geliebte Rafael's, die ſchöne Fornarina, deren Bildniß, angeblich von Rafael's Pinſel herrührend, heute noch in römiſchen und

florentinischen Palästen prangt — es war auch ein Musensitz, indem lange Zeit hindurch unter dem Vorsitz des gelehrten Herzogs Guidobaldo von Montefeltre die ersten Geister Italiens, Bembo, Castiglione, Bibiena, Cesar Gonzaga, Julian von Medicis, Herzog von Nemours, Graf Lodovico Canossa, Peter Aretino, Antonio Tebaldeo und viele andere geistreiche Dichter und kunstsinnige Edelleute Italiens sich hier versammelten, worüber der Graf Balthasar Castiglione in seinem trefflich geschriebenen „Cortegiano“ (Venet. 1528) das Andenken an manche hier stattgefundenen Unterredungen aufbewahrt hat. Von hier aus sind mit Rafael und seinen Freunden viele der schönsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts in Kunst und Literatur ausgegangen.

In dem Freundesbunde, der hier häufig seine Zusammenkünfte hielt, glänzen namentlich als leuchtende Sterne am Dichterhimmel Italiens und als intime Freunde Rafael's Pietro Bembo (1470 bis 1547), der sich um italienische Sprache und Literatur große Verdienste erworben, Graf Balthasar Castiglione († 1529), vortrefflicher Dichter und Prosaiker, und Bernardo Davizio von Bibiena, dessen Nichte Maria Antonia später Rafael's Braut wurde. Auch zahlreiche, dem Meister bekannte und unbekannte Maler suchten die Casa Fornarina auf, um hier von Rafael sich Raths zu erholen oder um ihn um eine Zeichnung von seiner Hand zu bitten, woher es denn auch kam, daß er, wenn er zu Hofe ging, nicht anders das Haus verließ, als in Begleitung von mehr als fünfzig Malern, welche ihm zu Ehren sein Gefolge bildeten. Es wurde, wenn Rafael in Rom weilte, nie leer in diesen Räumen der Casa Fornarina, die gastlich Jedem offen standen, dem Begabten, wie dem Belehrung suchenden Schriftsteller und Künstler.

Damit sind jene Erscheinungen, die längst vorübergerauscht und in blasser Ferne stehen, in ihren äußern Umrissen skizzirt. Nie erlöschen wird aber das Andenken an jene classische Zeit italienischer Kunst und Poesie, an jene denkwürdigen Räume von Erinnerungen voll und Lorbeerkränzen. Wie es in den Zeiten des Verfalls des Ritterthums wohl noch einzelne Kämpen gab, die auf ihren einsamen Schlössern oder an den Höfen der Fürsten noch die ganze Fülle der chevaleresken Tugenden in sich wahrten und Kunst und Wissenschaften protegirten und pflegten, so erscheint hier, talentvoll wie Keiner, Rafael, der Maler und Dichter, als Repräsentant des ehemaligen künstlerischen Italiens, als Kenner der geistigen Arbeiten jener Zeit, als Leiter ihrer Erfolge und Geschicke, der Liebeshändel, als Kopf und Hauptstütze der Berühmtheiten jenes Kreises. Mit seinem Hingang begann die Sonne italienischen Glanzes mehr und mehr zu bleichen, übertroffen ist Rafael von Keinem, nachgeahmt von allen seinen Nachfolgern, denn Nachahmung ist das Wesen auch des Treibens fast aller seit einem Jahrhundert berühmt gewordenen Künstler, Mengs, Angelica Kaufmann, Battoni, Camuccini, Cornelius, Overbeck, Veit u. A., überall Nachahmung des classischen Alterthums und Rafael's; in allen diesen Werken ist unverkennbar der Vortrag der Künstler früherer Jahrhunderte. Vor Rafael ward auch jeder Schüler größer als sein Lehrer, nach ihm ist die Kraft der Lehrer in den Schülern erloschen.

Ein wenn auch dürftiges, doch immerhin getreues Bild von dem damaligen Künstlerleben geben die bis jetzt noch ungedruckten Briefe Bembo's, der damals noch nicht dem geistlichen Stande angehörte, an den Cardinal Bernardo Davizio von Bibiena, sie liefern auch einiges Material zu einer wahren Biographie Rafael's, an welcher es immer noch fehlt, da alle betreffenden Autoren von Vasari bis auf Quatremère de Quinci, Kugler, Passavant u. A. eigentlich nur Beschreiber seiner Werke sind. Es mögen hier in der Uebersetzung diejenigen Briefe Bembo's folgen, welche auf Rafael bezügliche Stellen enthalten:

An den Cardinal von Santa Maria in Portico zu Fiesole.

Rom, 3. April 1516.

Morgen werde ich mit Navagiero, Beazzano,*) Balthasar Castiglione und mit Rafael nach Tivoli gehen, das ich schon einmal — vor siebzehn Jahren — besucht habe, und noch einmal wiederzusehen wünsche. Wir werden Altes und Neues schauen, wie

*) Andreä Navagiero († 1529) war ein Venetianer und Gesandter der Republik Venedig in Spanien; Antonio Beazzano, Bembo's Secretär; Beide bekannt als Dichter.

überhaupt Alles, was in jener Gegend Schönes ist. Ich gehe aber auch dahin auf Bitten Rafael's, um dem Msgr. Andrea Navagiero als Cicerone zu dienen, da derselbe nach dem Tage des Pasquino nach Venedig abzureisen gedenkt. — Ew. Herrlichkeit küsse ich die Hand und empfehle mich ehrfurchtsvoll Ihrer Gnade.

Rom, 19. April 1516.

Rafael, welcher sich Euch ehrfurchtsvoll empfiehlt, hat unsern Freund Antonio Tebaldeo*) so natürlich abgebildet, daß er sich selbst nicht so ähnlich, als es ihm jene Malerei ist. Das, was Antonio davon spricht und hält, können Ew. Hochedlen wohl nach sich selbst ermessen, und in Wahrheit, er hat großes Recht dazu. Das Bildniß Balthasar Castiglione's oder jenes, welches mir zum ewigen guten Andenken unser Herr Herzog von Urbino, dem Gott Seligkeit verleihen möge, verehrt, scheinen, was die Aehnlichkeit betrifft, von der Hand eines der Schüler Rafael's zu sein, im Vergleich derselben mit dem des Antonio Tebaldeo. Ich bin sehr neidisch auf ihn, denke aber auch mich eines Tages von Rafael malen zu lassen.**)

Eben, da ich bis hierher geschrieben, überrascht mich Rafael; wie ich glaube, errieth er, daß ich seiner in diesem Briefe gedachte, und er bittet mich, noch Folgendes hinzuzufügen: daß Ihr ihm nämlich noch die andern Historien schicken möchtet, die noch in Eurem Badestübchen (stufetta)***) zu malen sind, da die Skizzen, welche nach Eurem Entwurf ausgeführt worden, noch in dieser Woche werden erledigt sein.

Bei Gott, es ist kein Scherz, aber jetzt überrascht mich ebenfalls Balthasar (Castiglione), der mich bittet, Euch zu schreiben, daß er sich entschlossen habe, diesen Sommer in Rom zu weilen, um seiner guten Gewohnheit getreu zu bleiben, hauptsächlich aber, weil es Rafael und Antonio Tebaldeo so wollen.

Ew. Hochedlen küße ich verehrungsvoll die Hand und empfehle mich Ihrer Gunst.

Rom, 29. April 1516.

Die Frau Herzogin von Urbino,*) die ich gestern besuchte, obgleich ich dieser Pflicht selten genug nachkomme, empfiehlt sich Euch, eben so Signora Emilia Pia.**) Den hohen Herrschaften wird oft von dem Herrn „Unico"***) aufgewartet, und er ist heißer in seiner alten Gluth, die er ein Feuer von drei Lustri nennt als je, und mehr als sonst hofft er zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, besonders aber, da er von der Frau Herzogin aufgefordert ist, zu improvisiren; in solchen Improvisaden hofft er denn jenes Herz von Stein so zu rühren, daß er sie, wenn nicht anders, weinen machen wird. In zwei oder drei Tagen wird er die Improvisaden sprechen und sobald er sie gehalten hat, werde ich Euch Nachricht davon geben. Wohl möchte ich, daß Ihr dabei sein könntet, da ich gewiß bin, daß er vortrefflich sprechen wird.

An den Cardinal von Santa Maria in Portico zu Modena.

Rom, 15. April 1517.

Mein lieber und gütiger gnädiger Herr! Wie habe ich es anzufangen? Ich möchte Euch um eine Gnade bitten und fürchte vermessen zu sein. Ich erinnere mich aber, daß Euch die Vermessenheit meines Msgr. Giulio†) zuweilen viel Vergnügen machte, und bekomme wieder Muth, sie von Euch zu fordern. Dennoch schien mir diese Kühnheit gewagt, und obwohl ich schon Monate lang die Begierde nährte, konnte ich mich nicht entschließen, bis ich mich heute dazu gedrängt fühle, da Vermessenheit Furcht überwindet.

---

*) Antonio Tebaldeo, geboren 1457, Dichter und Rechtsgelehrter. Das angeführte Porträt ist jetzt in Pavia, auch hat ihn Rafael im Parnaß verewigt.

**) Das Bildniß des Grafen Castiglione befindet sich in Paris, und das Bembo's in der „Schule von Athen."

***) Das neue Badestübchen (stufetta) auch Lo spogliatojo di Giulio secondo genannt, war im dritten Stockwerke der Loggien für den Cardinalstaatssecretär Bibiena als Bad eingerichtet und von Rafael's Schülern verziert und gemalt. Dieses Zimmerchen existirt noch, sehr ruinirt, im Vatican und ist Wenigen bekannt. Wer der Entdecker dieses interessanten, lange vermauert gewesenen Raumes im Vatican war, ist unbestimmt, die Entstehung desselben ist durch Auffindung und obige Veröffentlichung der Briefe Bembo's aufgeklärt und nachgewiesen.

*) Die Herzogin von Urbino war damals Wittwe, Johanna della Rovere.

**) Dame und Freundin der Herzogin.

***) Signor l'Unico, so nannten die Freunde den famosen Peter Aretino, der auch im Parnaß abgebildet ist.

†) Msgr. Giulio von Medicis, Cardinal, nachheriger Papst Clemens VII. († 1534).

Die Gnade also, um die ich Euch anspreche, ist diese: Da Rafael von Urbino der kleinen marmornen Venus („venerina marmorea"), die Euch Giangiorgio Cesarini gegeben, in dem neuen Badestübchen, welche Stelle Ihr derselben angewiesen, keinen Platz hat geben können, so willigt darein, sie mir zu geben, der ich sie auf's Liebste halten und in meinem kleinen Kämmerchen zwischen den Jupiter und den Mercur, ihrem Vater und ihrem Bruder, setzen würde, damit sie jeden Tag anmuthiger mit mir liebäugele als mit Euch, der Ihr durch fortdauernde Beschäftigungen davon abgehalten seid. Ich werde sie Euch auf's Treueste bewahren und so oft und so bald Ihr wollt, könnt Ihr sie mir wieder abnehmen, was wohl nicht der Fall ist, wenn sie in die Hände eines Andern geräth, bestimmt aber geschieht, wenn sie in meinen Besitz kommt.

Ach, mein lieber, gnädiger Herr, verweigert mir diese Gunst nicht und beginnt jetzt nicht jene königliche, der Größe Eures Gemüthes würdige Freigebigkeit und Güte abzulegen, wohl würde ich sagen, daß ich unglücklich wäre, wenn Ihr mir dieses kostbare Kunstwerk vorenthieltet. Wenn ich Euch in dieser Forderung zu kühn erscheinen sollte, so wird Rafael, *den Ihr so sehr liebt*, ein Wort für mich einlegen, er hat mich bereits mit der Hoffnung getröstet, daß in jedem Falle die Bitte gewährt werden würde, die ich hier ausspreche. Ich glaube, daß Ihr Euren Rafael nicht beschämen werdet.

Ich erwarte von Ew. Hochedlen gute Antwort und habe schon jene Seite und Ecke meines Kämmerchens eingerichtet und verziert, wo ich die kleine Venus hinsetzen werde. Auch Msgr. Giulio, Msgr. Camillo, Msgr. Latino Juvenale würden meine Bitte bei Euch unterstützen, aber ich will die Gunst so vieler Eurer Diener, meiner Freunde und Brüder, nicht in Anspruch nehmen, sondern für einen andern Fall aufbewahren.

Ew. Hochedeln küsse ich tausendmal die Hand und empfehle mich Ihrer Gnade.

An den Cardinal von Santa Maria in Portico zu Frankreich.

Rom, 19. Julius 1517.

. . . Von Neuem ist man beschäftigt, Ew. Hochedeln Loggia zu bauen und sie geräth vortrefflich; auch die Zimmer unseres Herrn,*) welche Rafael gemalt hat, sind sowohl durch die seltene und treffliche Malerei, wie auch durch die Ausschmückung mit Bildnissen von Kirchenfürsten sehr schön . . .

Rafael's verliebtes Wesen gab sich entschieden in seinem Talente kund, mit dem er schöne Frauenbilder auf die Leinwand zu zaubern wußte, viele der noch vorhandenen und allgemein bewunderten haben die Fornarina zum Vorwurf und sind sämmtlich unter ihrem Namen bekannt, wenn auch nicht alle von Rafael's Pinsel herrühren mögen. Einen charakteristischen Zug dieser Rafaelischen Neigung und Liebe zur Fornarina hat uns sein Schüler Vasari in der von ihm 1550 bis 1567 geschriebenen Künstlerbibel aufbewahrt, er sagt: Rafael war eine sehr verliebte, den Damen zugethane Persönlichkeit, fortwährend zum Dienste schöner Damen und der Minne bereit. Als Agostino Chigi, sein theurer Freund, den ersten Bogengang seines Palastes (die nahe der Casa Fornarina gelegene, oben erwähnte Villa Farnesina) von Rafael malen ließ, konnte sich Rafael, von Liebe und Sehnsucht nach der in der Nähe weilenden Geliebten (Fornarina) erfüllt, nicht zu regem Schaffen befleißigen, es fehlte ihm alle Begeisterung. Agostino verzweifelte darob, bewirkte aber durch dritte Personen mit Mühe, daß Rafael's Geliebte zu ihm fortwährend in's Haus kommen und unter irgend einem Vorwande in jenem Theile, wo Rafael arbeitete, verweilen mußte. Dies war Ursache — sagt Vasari wörtlich — daß die Arbeiten ihren raschen Fortgang nahmen, daß viele Cartons und Figuren, welche Rafael mit eigener Hand al fresco malte, so herrlich ausfielen, namentlich die Psyche mit den Gehilfen, welche Jupiter bedienen, und die Grazien, welche Blumen streuen und im Wagen der Venus die Psyche gen Himmel ziehen.

Das intime freundschaftliche Verhältniß Rafael's zu Bernardo Davizio Bibiena trug wesentlich dazu bei, daß Rafael später eine Verlobung mit dessen Nichte einging

*) Leo X., bekannt als Förderer der classischen Bildung, namentlich der Malerei, Bildhauer- und Baukunst († 1523).

und das Verhältniß mit der Fornarina, aber nur scheinbar, aufgab. Schon früher hatte ihn Bibiena zu einer Vermählung gedrängt, Rafael vertröstete ihn indeß, indem er sagte, daß er damit noch drei bis vier Jahre warten wolle. So hielt er ihn hin. Nach Verlauf dieses Zeitraums erinnerte ihn der Cardinal wiederholt an sein Versprechen, Rafael sah sich als Mann von Ehre an sein Wort gebunden und verlobte sich mit der Nichte des Cardinals. Wieder vergingen Monate, ohne daß die Vermählung vollzogen wurde. Da er viele Jahre lang dem Hofe gedient hatte und Papst Leo ihm große Summen schuldete, so gab er vor, daß er die Hoffnung nähre, der Papst werde ihn nach Beendigung des Saales, den er für denselben malte, als Belohnung seiner Mühen und Fähigkeiten in den geistlichen Stand erheben und ihm den Cardinalshut verleihen.

Unterdessen währte das Verhältniß mit Fornarina fort, die ihm freilich nicht ebenbürtig, sondern nur eine bürgerliche Bäckertochter war, doch hatte es eine nur sehr kurze Dauer. Rafael wurde von einem hitzigen Fieber auf das Krankenbett geworfen, und sein Zustand, wie es heißt, durch einen Mißgriff der Aerzte, einen unrichtig angewandten Aderlaß, nur noch verschlimmert. Um christlich zu sterben, trennte er sich jetzt von seiner Geliebten, und als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, machte er sein Testament, worin er derselben namentlich gedachte und ihr ein anständiges Jahrgehalt bis an ihr Lebensende aussetzte. Bald darauf verschied er und zwar am Tage seiner Geburt, am heiligen Charfreitag 1520, 37 Jahre alt.

Nochmals die Goldfunde in Irland.

Von

Jakob Röggerath.

J. Runge's Nachrichten im Januarheft 1862 von Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften über den reichen alterthümlichen Goldschmuck, welcher so sehr häufig in Irland gefunden worden ist und noch heute zu Tage gefunden wird, und wovon namentlich das Dubliner Museum große Schätze enthält, sind recht interessant: die Thatsache selbst bedarf aber einer schärfern Begrenzung, als sie dort gegeben ist. J. Runge hat nämlich die in Irland gefundenen alterthümlichen Goldsachen mit dem nicht verarbeiteten gediegenen Golde des Landes zusammengefaßt und in eine und dieselbe Kategorie und Betrachtung gezogen. Das Gold aus der Grafschaft Wicklow, wovon nach Runge innerhalb sechs Wochen für einen Werth von 13,000 Friedrichsd'or zum Vorschein gekommen sein soll, bestand nicht in Schmucksachen, wie derselbe angibt, sondern in rohem gediegenem Golde, in der Form von Pepiten, Blättchen, Körnern und Sand. Es liegen darüber vielfache authentische Nachrichten vor, und abgesehen von der Bedeutung, welche diese Sache an und für sich darbietet, so dürfte sie auch die Frage näher lösen können: woher am wahrscheinlichsten das viele Gold gekommen sei, welches die alten Einwohner Irlands zu ihren zahlreichen Schmucksachen verarbeitet haben, da die Annahme, daß dasselbe aus fremden Ländern, etwa aus Phönizien, Griechenland, Italien, Spanien, Afrika oder sonst woher eingeführt wäre, wie Runge selbst bemerkt, wenig für sich hat. Das edle Metall, welches der Boden des Landes selbst lieferte, ist gewiß nicht aus der Ferne hergeholt worden.

Die ältesten schriftstellerischen Notizen über die Goldfunde in der Grafschaft Wicklow werden in den Philosophical Transactions of the Royal Society vom Jahre 1796 veröffentlicht. Nach dieser Quelle war aber die Goldführung dieser Gegend schon früher bekannt gewesen. Ein Weber in der Nachbarschaft der Fundstelle hatte sich eines Stückes Gold schon seit dreizehn Jahren als eines Zweipfundgewichts bedient und mehrere Stücke davon abgeschlagen. In derselben Zeit hatte ebenfalls eine Familie das Vorkommen des Goldes gekannt und beträchtliche Quantitäten desselben verkauft, aber das Geheimniß sorgfältig bewahrt, bis über die Theilung eines großen Stücks ein heftiger Streit ausbrach. Das Bekanntwerden der Fundstelle brachte im Jahr 1796 eine große Aufregung in der Gegend hervor. Alle Bewohner wollten Gold suchen; man grub in ganzen Gesellschaften mit Beilen, Spaten, Schaufeln, Taschenmessern, eisernen Löffeln u. s. w. Es arbeiteten an

300 Menschen, man schlug bei der Arbeitsstelle in californischer Weise Restaurationen auf, in welchen Wein und Ale verkauft wurden. Die Bauern ließen die Ernte auf dem Felde verfaulen, die Dienstmägde der Pächter verließen ihre Herrschaften. Das Waschen des Goldes wurde sehr unordentlich in hölzernen Schüsseln betrieben. Die ersten Funde waren, wie Runge richtig angibt, sehr werthvoll. Die meisten gefundenen Stücke Gold waren von belangvoller Größe, das größte aber hatte 22 Unzen Gewicht und wurde für 68 Guineen verkauft. Diese Goldpepite, so wie die mehr als zweipfündige, welche jener Weber früher gefunden hatte, kann man allerdings schon groß nennen, obgleich dieselben sehr zurückstehen müssen gegen den riesigen Goldklumpen, welcher im Jahr 1851 in Australien gewonnen wurde, 184 Pfund und 9 Unzen wog und im Jahr 1859 in London verschmolzen wurde, wobei er für etwa 55,840 Thaler Gold lieferte. Man gibt den Werth der Goldfunde in der Grafschaft Wicklow in den ersten 14 Tagen zu 460 Pfund Sterling an, nach Andern zu 1000 Pfund Sterling, in wenigen Wochen soll man für 12,000 bis 15,000 Pfund Sterling gewonnen haben. Die Angaben über die Quantitäten stimmen in den verschiedenen Quellen nicht genau überein, welches durch das Geheimhalten erklärbar ist, in jedem Falle sind die Funde bedeutend gewesen. Die Regierung nahm damals die Fundstelle in Besitz und sogar wurden Soldaten hingesandt, um die Aufregung zu dämpfen. Es ist mir nicht bekannt, ob und wie lange und mit welchem Erfolge die englische Regierung die Goldwäscherei betrieben hat. Jetzt scheint kein Betrieb mehr darauf stattzufinden. Wahrscheinlich ist die beschränkte Oertlichkeit ausgewonnen oder der Betrieb auf derselben nicht mehr lohnend genug, denn es kommt auch kein Gold in den neuern großbritannischen Productionstabellen der Metalle vor.

Die geognostischen und mineralogischen Nachrichten über diese Fundstelle beweisen klar, daß es sich bei demselben von keinem verarbeiteten Golde, von keinen goldenen Schmucksachen gehandelt hat. Im Ballinvalley findet sich an dem aus Granit bestehenden Croghan-Kinshela-Berge eine 20 bis 30 Fuß mächtige Ablagerung von Thon, Sand und Gerölle, welche Blättchen, Körner und größere Stücken, zuweilen auch Krystalle von gediegenem Golde enthält, zusammen mit Quarz, Magneteisenstein, Eisenglanz, Schwefelkies, Eisenocker, Zinnerz, Wolfram, Graubraunsteinerz und Chlorit; das Gold war zuweilen verwachsen mit Quarz, Magneteisenstein, Wolfram und Eisenocker. Das Gold hatte einen geringen Silbergehalt, wie dieses bei dem meisten gediegenen Golde der Fall ist. Nur in einer Längenausdehnung von 1800 Ellen fand man das aufgeschwemmte Gebirge goldhaltig. Auch einige benachbarten Thäler zeigten einen kleinen Goldgehalt, aber die Versuche, die ursprünglichen Goldlagerstätten in den benachbarten Bergen zu entdecken, waren vergeblich. Die Quarzgänge der Gegend enthalten weder Gold, noch Zinnerz und Wolfram, und doch können die losen Stücke dieser Mineralien wohl nur aus solchen Gängen herrühren. Vielleicht wird die Zukunft sie noch zur Entdeckung bringen.

Es ist gewiß die mögliche Voraussetzung nicht aus der Luft gegriffen, daß das erwähnte aufgeschwemmte goldhaltige Lager, das Goldseifengebirge, wie man es in Deutschland nennt, vormals reicher an Gold gewesen sein könne, als es sich heutzutage noch vorfindet, oder daß deren noch andere früher in der Gegend bekannt gewesen sind, oder endlich, daß man dort die ursprünglichen Goldlagerstätten gekannt hat, aus welchen das Seifengold herrührt. Hier also mögen die alten Bewohner Irlands das viele Gold gewonnen haben, welches zu den zahlreich aufgefundenen antiken Schmucksachen von ihnen verarbeitet worden ist.

Während nun Runge grade jenes Gold aus der Grafschaft Wicklow als zu Schmucksachen verarbeitet angibt, welches in einer Ungenauigkeit oder Unbestimmtheit der von ihm benutzten Quellen beruhen mag, weist er doch zuletzt auf die Möglichkeit hin, daß das Gold, welches zu dem vielen antiken Goldschmuck in Irland verwendet worden ist, ursprünglich in derselben Grafschaft als rohes Metall gefunden sein könne, und spricht sogar von einem Goldbergwerke, welches in alten Zeiten bestanden haben soll. Für diese letztere Annahme dürfte allerdings die Wahrscheinlichkeit durch die von mir gemachten Mittheilungen belangvoll gesteigert werden.

Meteorologiſches und Aſtronomiſches.

Von Z. Ellner.

VII. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

Daß die Erdrinde im Laufe der Jahrtauſende ihre anfänglich hohe Temperatur verloren hat, iſt mit Sicherheit anzunehmen, wenn auch über die Temperatur des Erdkernes noch nichts Verläſſiges gewonnen werden konnte. Die Hypotheſe Mairan's über ein Centralfeuer im Erdkerne iſt ſo bekannt, daß es unnöthig erſcheint, ihrer hier Erwähnung zu thun. Buffon entwickelte dieſe Hypotheſe ausführlicher, obgleich durch die Anſicht Werner's die Idee eines Centralfeuers ungemein verlor, bis Fourier und Laplace durch analytiſche Unterſuchungen und durch die Geſetze über die Wärmevertheilung nachwieſen, daß Feuer im Erdinnern vorhanden ſein müſſe. Erſt von Humboldt's und Buch's Unterſuchungen erörterten die Geſetze über die Wärmevertheilung durch ihre genauen Beobachtungen und Aufzeichnungen auf allen Punkten ihrer weitverbreiteten Reiſen. Uns intereſſirt zunächſt für Zwecke der Meteorologie die Vertheilung der Wärme an und einige Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ſoweit hierdurch Klima, Bodencultur und Niederſchläge berührt werden.

Die Abhängigkeit der Wärmeſtrahlung von der Beſchaffenheit des Bodens durch Abſorption, Reflexion und Diffuſion der Wärmeſtrahlen und über das Wärmeſtrahlungsvermögen der Körper iſt Gegenſtand der Phyſik und kann füglich hier unberührt gelaſſen werden.

Neben allen ſonſtigen Factoren, welche auf die Erwärmung des Bodens einwirken, wollen wir bloß auf die Urquelle aller Erwärmung, die Sonne, Rückſicht nehmen.

Indem nach Kämtz die Strahlen der Sonne die Erdoberfläche erwärmen, dringt ein Theil der Wärme durch Leitung in's Innere, ein anderer dafür gegen den freien Himmelsraum. Das Verhältniß zwiſchen beiden Theilen hängt von der Wärmecapacität und dem Leitungsvermögen ab. Nach dem Untergange der Sonne verliert die äußere Rinde des Bodens einen Theil ihrer Wärme durch Strahlung; von derjenigen Menge, welche in's Innere gedrungen war, kehrt ein Theil gegen die Oberfläche zurück, während ein anderer fortfährt, ſich in die Tiefe zu bewegen. Es kommt nun außer den bereits erwähnten Umſtänden noch auf das Verhältniß zwiſchen der Länge der Tage und der Nächte an. Im Sommer empfängt die Erde mehr Wärme als im Winter. Außerdem hat neben dem Hauptfactor, der Sonne, auch der Niederſchlag von Regen und Schnee einen großen Einfluß auf den Gang der Wärme. Je nachdem das Waſſer als warmes oder kaltes, zur Sommers- oder Winterszeit in den Boden dringt, je nachdem Schnee lange Zeit den Boden bedeckt oder geſchmolzenes Eis und Schnee den Boden ſchwängert, wird derſelbe je nach der Temperatur des Waſſers erwärmt oder erkältet.

Dadurch und im Zuſammenhalte mit der größern oder geringern Wärmecapacität des vorhandenen Bodens wird ein Theil desſelben mehr oder weniger erwärmt, und Erdwärmeſtoff, ſoweit hierdurch Klima, Bodencultur, Niederſchläge und heiteres oder trübes Wetter bedingt werden, vorhanden ſein. Freilich machen Gegenden, welche feuchte oder ſteinige oder vulcaniſche Unterlage haben, hiervon wieder große und vielſeitige Ausnahmen, weshalb die Löſung des Problems der Bodenwärme im Allgemeinen ſchwierig iſt.

Wenn man Thermometer in den Boden verſenkt, ſo werden ſie ſtets von den äußern Einflüſſen mit berührt und dieſe Inſtrumente ſind bezüglich ihres Ganges von der Erdwärme und Außenwärme bedingt.

Um die Wärme des Bodens zu beſtimmen, iſt es am zweckmäßigſten, wenn man die Meßinſtrumente bis zu gewiſſen Tiefen einſenkt, wie z. B. in Paris und andern Orten Thermometer in Kellern aufgehängt wurden; oder man verſenkte täglich oder doch öfters im Jahre Thermometer in Quellen, Brunnen und unterirdiſchen, von dem freien Zugange der Luft abgeſperrten Vertiefungen, weil die eindringende Wärme der Oberfläche, bis ſie in eine gewiſſe Tiefe gelangt, meiſtentheils viel oder bis auf ein Minimum von ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit verloren hat. Unſtreitig bleibt

die Untersuchung der Quellen zur Ermittlung der Bodentemperatur die verlässigste, zumal wenn man Quellen aufsucht, welche nicht sehr tief unter der Oberfläche gespeist werden.

Will man die Temperatur des Bodens durch wenige Beobachtungen kennen lernen, so sind dazu wirklich fließende Quellen, welche in der Nähe der Oberfläche entspringen, am geeignetsten. Im Monat Juli 1860 habe ich in kürzester Zeit die Bodenwärme eines Haines an verschiedenen Stellen kennen gelernt, dadurch daß zufällig am östlichen Ende dieses eine Stunde im Umfang habenden Haines eine Quelle auftauchte, welche ein viel erfrischenderes Trinkwasser lieferte, als der Brunnen, welcher 47 Fuß tief in diesem Haine zunächst des Wirthschaftsgebäudes angelegt ist. Die Quelle zeigte an dem Orte, wo sie zu Tage trat, eine Temperatur von 6,75 Grad Reaumur und ward das Labsal aller Dürstenden, welche in diesem Haine lustwandelten. Alsbald entdeckte ich, daß diese Quelle ihren Ursprung aus dem an der westlichen Seite des Haines vorüberfließenden Flusse nahm und es war von Interesse, da im Monat Juli 1860 das Flußwasser zwischen 16 bis 19 Grad Reaumur hatte, der Ursache nachzuspüren, warum das Quellwasser eine solche Temperaturerniedrigung zeigte. Oder sollte dasselbe aus der Tiefe hervorsprudeln? Das waren die beiden Fragen. Im Auftrage der Verschönerungsbehörde dieses Haines sollte die Quelle gefaßt werden und man grub ungefähr 10 Fuß von ihrem Ausgangspunkte in die Tiefe, wobei man sich überzeugte, daß die Quelle nicht aus der Tiefe der Erde, sondern, wie meine aufgestellte Vermuthung sich bewahrheitete, vom Flußgebiete ihren Ausgangspunkt herleitete. Man grub noch einige Stellen auf und als die Sache zur Gewißheit gebracht war, daß der Entstehungspunkt der höhergelegene Flußarm sei, unterbrach man die Nachgrabungen und gab die Fassung der Quelle auf.

Vom Flußgebiete bis zum Ausgangspunkte hatte das Wasser 466 Schritte zu durchlaufen und da man an vier Stellen den Boden aufgegraben hatte, ergaben meine Messungen an den vier Stellen nachstehende Resultate:

	Schritte vom Flusse	
Stelle a	100	+ 13,45° R.
„ b	250	+ 11,37
„ c	300	+ 12,15
„ d	450	+ 9,45

Die Stelle a war Dammerde, Röthelboden, die Stelle b desgleichen mit Gerölle, die Stelle c Sand und die Stelle d Letten mit Sand, diejenige 16 Fuß von der Stelle d bis zum Ausgangspunkte der Quelle war weiße Töpfererde, welche ganz allein das Wasser bis auf + 6,75 Grad Reaumur abkühlte.

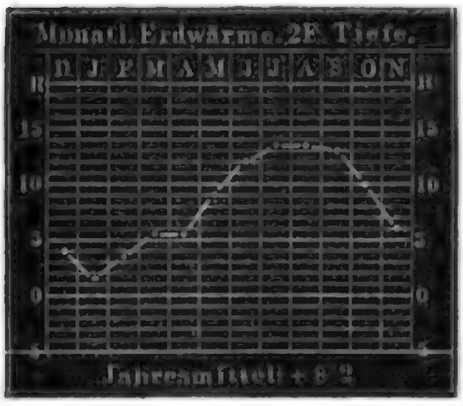
Durch diese am Ausgangspunkte der Quelle vorgenommene Aufgrabung wurde die Töpfererde hinweggenommen und die Grube mit Sand ausgefüllt.

Nachdem die Grube mit Sand fest zugestampft und das Flußwasser wieder durchgesickert war, maß ich am 16. September 1860 bei einer Lufttemperatur von 20,5 Grad und Flußwassertemperatur von 17,5 Grad am Ausgangspunkte das durchgesickerte und abermals quellenartig sprudelnde Wasser mit + 14,58 Grad Reaumur, woraus deutlich ersichtlich ist, daß nur allein die letzte Partie Töpfererde (weißer Letten) es war, welche dem Wasser die erquickende Frische gab. Hieraus läßt sich klar entnehmen, daß Bodenunterlage die Temperatur des quellenden Wassers auffallend verändert. Selbst unter reichlich fließenden Quellen gibt es sehr wenige, welche während des ganzen Jahres genau dieselbe Temperatur haben. Es fehlt leider bis jetzt noch sehr an umfassenden regelmäßigen Temperaturangaben über die Wärme des Bodens, nur steht das Grubentemperaturergebniß fest. Alle Messungen der Gruben ergaben ein Zunehmen der Wärme mit der Tiefe und es kann demnach die Zunahme der Wärme mit der Tiefe nicht bezweifelt werden, da hierfür die Erfahrung spricht. Ob diese Zunahme sich bis zum Erdinnern stetig zeigt, ist eine noch unermittelte Sache. Nehmen wir an, daß die Wärme für jede 20 Toisen um 1 Grad zunehme, so würde sie unter Deutschland in einer Tiefe von 4000 Toisen, also etwas mehr als 1 Meile, 210 Grad betragen; in einer Tiefe von 1800 Toisen würde bereits Wasser sieden; am Mittelpunkte der Erde wäre die Temperatur

163,313 Grad Celſius oder 130,650 Grad Reaumur.

Soweit nun für gegenwärtigen Zweck die Erdwärme an ihrer und einige Fuß unter ihrer Oberfläche uns intereſſirt, dürfte das Vorhergeſagte zur Evidenz einleuchten, daß außer der Sonne noch manche Factoren auftreten, welche die Bodenwärme alteriren, dennoch aber wird für Zwecke der Beobachtung mit Thermometern ſich eine Curve innerhalb eines Jahres bilden, deren Culminationspunkt in die heißeſten Monate Juli und Auguſt fällt, von da an aber wieder in Abnahme begriffen iſt, wie die beifolgende Abbildung (Figur 1) zeigt.

Fig. 1.



Die Lufttemperatur am Beobachtungsorte in Deutſchland, woſelbſt die graphiſche Darſtellung aufgenommen wurde, war im Jahresmittel + 8,5 Grad Reaumur, die des Bodens in 2 Fuß Tiefe + 8,2 Grad Reaumur.

Wir begegnen hier neben der Luft- und Bodentemperatur noch einem weitern Factor, welcher einflußreich bei Temperaturbeſtimmungen iſt und zwar der Höhe des Aufhängungsortes des Thermometers, nicht allein im Allgemeinen nach der geographiſchen Lage über der Meeresfläche, ſondern hauptſächlich über dem Boden an jedem Beobachtungsorte. Dr. Preſtel weiſt in einer ſeiner neuſten Schriften nach, welchen erheblichen Moment bei Temperaturbeobachtungen der Aufhängepunkt des Thermometers für die Temperaturbeſtimmung eines größern Länderumfangs, in dem vielſeitig beobachtet wird, hat.

Drei über dem Boden aufgehängte Thermometer zeigten nachſtehende Temperaturunterſchiede:

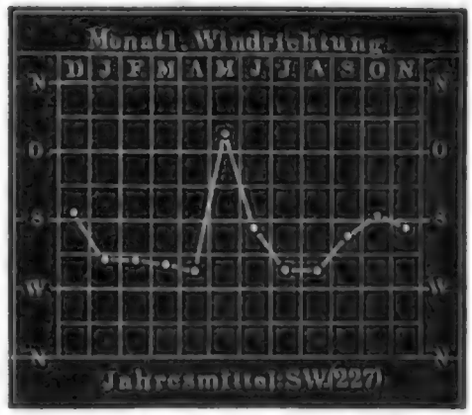
Temperatur der Luft in einer Höhe von

Monate	1 Zoll Grad	17 Fuß 8 Zoll Grad	28 Fuß 4 Zoll Grad
Januar	— 1,04	— 0,43	— 0,35
Februar	— 0,10	+ 0,55	+ 0,79
März	+ 1,09	1,84	2,12
April	4,96	5,56	5,88
Mai	7,94	8,85	9,25
Juni	10,87	12,02	12,72
Juli	12,47	13,40	13,84
Auguſt	12,23	13,31	13,86
September	9,74	10,74	11,17
October	6,71	7,52	7,85
November	2,79	3,34	3,44
December	0,11	0,66	0,57

Nach dieſen thatſächlichen Erhebungen unterliegt es keinem Bedenken, daß die Atmoſphäre den bedeutendſten Theil ihrer Erwärmung *von unten* her erhält. Wie weit nun dieſe Zunahme geht, iſt vorzugsweiſe Gegenſtand meiner Unterſuchungen und es muß ein Punkt gefunden werden, wo plötzlich die Erkaltung der Luft beginnt, weil ſich die warmen Schichten bei ihrem Aufſteigen ausdehnen und durch die Ausdehnung Wärme gebunden wird, und auch die Temperatur allmälig ſinken muß, je höher die Luftſchichten im Raume ſteigen.

Wenn auch durch vielfache Beobachtungen conſtatirt iſt, daß die Windrichtung für das mittlere Deutſchland vorherrſchend im Jahresmittel eine ſüdweſtliche oder weſtliche iſt (Figur 2), ſo unterliegt es keinem

Fig. 2



Bedenken, daß im Laufe eines Jahres öfters andere als die vorbezeichneten Windrichtungen vorherrſchen oder doch längere Zeit andauern. Unter unſerm Himmelsſtriche kühlen die Nord- und Nordoſtwinde ab, die Süd- und Südweſtwinde erwärmen; jene wehen vom kalten, dieſe vom heißen Erdgürtel her. Daß dieſe Winde auf die

Mit $\mathbf{v}_{\text{rel}} = \mathbf{v}_2 - \mathbf{v}_1$ und $\mathbf{r}_{\text{rel}} = \mathbf{r}_2 - \mathbf{r}_1$ folgt

$$\frac{d}{dt}\mathbf{v}_{\text{rel}} = \frac{1}{m_2}\mathbf{F}_{12} - \frac{1}{m_1}\mathbf{F}_{21} = \left(\frac{1}{m_1} + \frac{1}{m_2}\right)\mathbf{F}_{12} = \frac{1}{\mu}\mathbf{F}_{12}$$

mit der reduzierten Masse $\mu = \frac{m_1 m_2}{m_1 + m_2}$.

Für die Bewegung der Relativkoordinate $\mathbf{r}_{\text{rel}}$ gilt also

$$\mu \ddot{\mathbf{r}}_{\text{rel}} = \mathbf{F}_{12}(\mathbf{r}_{\text{rel}}) \quad \text{mit} \quad \mathbf{F}_{12}(\mathbf{r}_{\text{rel}}) = -\frac{\partial}{\partial \mathbf{r}_{\text{rel}}} V(\mathbf{r}_{\text{rel}})$$

Die Bewegung der Relativkoordinate $\mathbf{r}_{\text{rel}}$ ist also die Bewegung eines Teilchens der Masse μ im Potential $V(\mathbf{r}_{\text{rel}})$.

Die Bewegung des Schwerpunktes ist eine gleichförmige Bewegung:

$$\mathbf{R} = \frac{m_1 \mathbf{r}_1 + m_2 \mathbf{r}_2}{m_1 + m_2}$$

$$\dot{\mathbf{R}} = \frac{m_1 \mathbf{v}_1 + m_2 \mathbf{v}_2}{m_1 + m_2} = \frac{\mathbf{p}_1 + \mathbf{p}_2}{m_1 + m_2} = \frac{\mathbf{p}_{\text{ges}}}{m_1 + m_2} = \text{const.}$$

Die Bewegung der Einzelteilchen ergibt sich aus

$$\mathbf{r}_1 = \mathbf{R} + \frac{m_2}{m_1 + m_2}\mathbf{r}_{\text{rel}}$$

$$\mathbf{r}_2 = \mathbf{R} - \frac{m_1}{m_1 + m_2}\mathbf{r}_{\text{rel}}$$

Es genügt nicht allein, die mittlere Jahrestemperatur eines Landes zu kennen, sondern man muß auch wissen, wie die Wärme auf verschiedene Jahreszeiten vertheilt ist. Diese Vertheilung lernt man durch Isothermenkarten kennen. Eine klare Uebersicht der Vertheilung der Wärme auf der Erde hat von Humboldt zuerst gegeben, indem er durch seine isothermischen Linien es ermöglichte, alle die Orte kennen zu lernen, welche derselben Hemisphäre angehörend, gleiche mittlere Jahreswärme haben. Seine Abhandlung über Isothermen erschien im 3. Bande der Mémoires de la société d'Arcueil 1817.

Wenn nun diese Temperaturbestimmungen dem Botaniker die Grenze gewisser Pflanzengebiete bezeichnen, dem Oekonomen die Zeit der Saat und der Ernte bestimmen, dem Weinbauer die geographischen Ortslagen an die Hand geben, wo die mittlere Jahrestemperatur nie so tief sinkt, daß die edle Traube nicht mehr gedeiht, und überhaupt hierdurch die vielseitigen Gegensätze der Durchsichtigkeit des Himmels, die Anzahl der heitern, theilweis heitern und trüben Tage, die Wärmestrahlung des Bodens, die Kühle der Nächte kennen gelernt werden, so fließt hieraus für die richtige Erkenntniß der Vorausbestimmung der künftigen Witterung ein eben so großer Anhaltspunkt, als die angedeuteten Verhältnisse für Vegetation, Ackerbau und Gefühl klimatischen Wohlbefindens wichtig sind.

Neben dem Barometer und Thermometer ist es unabweisbare Bedingung, auch das Psychrometer täglich zu beobachten, wenn man Schlüsse für künftige Gestaltung des Wetters wagen will. Dieses Instrument werden wir in der Fortsetzung besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Witterungsnotizen für Juli, August, September 1862.

(Fortsetzung.)

Juli.

Wetterleuchten ist im Monate Juli stets ein Zeichen ferner Gewitter. Gewitter stehen bevor, wenn das Wetter längere Zeit hindurch trübe war und sich schnell aufheitert; die Stärke der Elektricität nimmt schnell und heftig zu, die Wolken, welche sich zu Gewittern ausbilden, sind anfänglich klein und vergrößern sich sehr oft schnell, indem sie scheinbar aus sich selbst durch immer fortgehende Niederschläge der Dämpfe in den umgebenden Regionen an Stärke gewinnen. In kurzer Zeit bedecken sie oft den vorher meistens blaßblauen Himmel. Es bilden sich gleichzeitig an mehreren Orten über dem Horizonte solche Wolken, welche sich schnell vereinigen, bald einzeln umherstehen. Sie charakterisiren sich dadurch, daß sie schnell als Federwolken in Haufund gethürmte Haufwolken übergehen und starke Contraste in der Beleuchtung bilden. An einigen Stellen ist ihre Farbe dunkelgrau und gleich daneben zeigen sich glänzende in's Gelbe spielende Farben. Zuweilen sieht man unter denselben mehr in die Länge gedehnte in's Aschgraue spielende Streifen. Zu anderen Zeiten, zumal dann, wenn die Sonne dem Untergange nahe ist, sehen diese Wolken an der westlichen Seite verwaschen gelb aus und dies Gelb geht allmälig in Grau und Blau über; die ganze Landschaft hat dann das Ansehen, als ob man sie durch ein gelb gefärbtes Glas betrachten würde.

August.

Wenn sich gethürmte Haufwolken am Horizonte bilden, oder die Haufwolken sich allmälig zerstreuen, von Osten her gezogen kommen, und sich, immer höher steigend, zusammenziehen, ist alsbald die Regenwolke am Himmel und der Regen fällt in Strömen, welcher zwar momentan nachläßt, aber dann mehrere Tage Regen nach sich zieht. Ist es an solchen Tagen sehr heiß, so sind schwere Gewitter die Begleiter des Regens. Wenn mit dem Winde schwarze Wolken aufsteigen und fortziehen, wenn sie wasserfarbig oder roth nach einem feurigen Sonnenuntergange erscheinen, wenn solche Wolken tief am Horizonte lagern, grünliche Farben nach dem Sonnenuntergange bekommen, ist Regen zu hoffen. Die Gewitter im August sind öfters mit starker Elektricität begleitet, wenn die Wolken bleifarben aussehend sind, vor Sonnenuntergang nebelartig in Osten stehen und hohen Stand das Thermometer zeigt. Die Haufwolken (Schäfchen) treten im August mit nachfolgendem Regen auf; zeigt sich das Elmsfeuer im August, dann bleibt es lange schön und heiß. Zeigen sich solche Erscheinungen bei Sonnenaufgang schon, so kommen unter Tags schwere Gewitter.

September.

Bei vorherrschenden nördlichen oder östlichen Winden wird der September der zweite Mai im Jahre. Wenn Nebel Abends aufsteigen, die Nächte kühl sind und der Ostwind anhält, ist der September heiter; wenn aber südöstliche oder südwestliche Winde Nebel bringen und diese Nebel früh bei Sonnenaufgang wolkenartig vor der Sonne stehen, folgt bald trübes Wetter, auch Regen. Stehen die Herbstnebel in Thälern, über Flüssen und Seen, verbreiten sie üblen Geruch, auch wenn die Sonne schon hoch steht, dann umflort sich bald der Himmel für lange Zeit und es ist das eigenthümliche Herbstwetter zu erwarten, das auf Wochen lang oft trüben Himmel schafft. Soll es nach solchen Tagen sich aufheitern, muß Regen folgen und allmälig die Windrose Nordwest und Nord zeigen. Wenn bei Herbstnebeln die Luft sehr rauscht, ist stets schlechtes Wetter im Anzuge.

(Wird fortgesetzt.)

Literarisches.

Das Buch der Natur, die Lehren der Physik, Astronomie, Chemie, Mineralogie, Botanik, Physiologie und Zoologie umfassend. Von Dr. Friedrich Schoedler. Elfte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Es gilt hier einem vortrefflichen Werke das Wort zu reden. Dies kann ganz kurz geschehen, da dasselbe schon lange genau gekannt ist und hoch geschätzt wird. Es hat in rascher Folge zehn neue Auflagen erlebt und ist während dem wiederholt in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Eine so hervorragende durchweg günstige Aufnahme bei dem gebildeten großen Publicum spricht für den inneren gediegenen Gehalt und für die Zweckmäßigkeit des Ganzen. Und in der That gibt es wenig Bücher, welche einem tiefgefühlten Bedürfnisse so gründlich zu genügen verstanden haben als das vorliegende. Wenn unser großer Alexander von Humboldt gleich nach dem ersten Erscheinen des Werkes an den Verfasser schrieb: „Sie haben das Rechte getroffen," so hat er mit seinem Scharfblicke nicht bloß den Werth des Buches richtig erkannt und gewürdigt, sondern auch zugleich die glänzende Zukunft desselben vorausbestimmt und Verfasser und Verleger angespornt, zu dem guten Anfange eine immer verbesserte Fortsetzung zu liefern. Das Buch hat wirklich Glück gemacht, aber es hatte auch volle Berechtigung dazu.

Dies „Buch der Natur" besitzt in der „Schule der Chemie" von Stöckhardt einen gleich glücklichen Schicksalsgefährten. Beide traten fast um dieselbe Zeit in's Leben, beide haben beinahe dieselbe Wiederholung in den neuen Auflagen erlebt, sie haben dieselbe Epoche gemacht und sind ganz gleich zu Lieblingen des gebildeten großen Publicums geworden. Und fragt man nach der Ursache dieses merkwürdigen Zusammentreffens, so ergibt sich sogleich, daß beide ihre Zeit richtig erkannt und grade Das in befriedigender Weise gebracht haben, was am lebhaftesten gewünscht wurde.

Das vorliegende Buch gibt eine zweckmäßige erste Begründung der Gesammtnaturwissenschaften für Schule und Haus. Es enthält grade das, was jetzt Keinem fehlen darf, der sich zu den Gebildeten zählen will. Seine Haupttugenden sind aber: erstens, ein vernünftiges Maßhalten in der Auswahl des Stoffes, damit des Guten nie zu viel geschieht; zweitens, eine allgemein ansprechende klare Darstellung, damit das Interesse an der Sache erweckt und rege erhalten wird, und drittens das Festhalten einer planmäßigen Uebersichtlichkeit, damit dem Leser das Beherrschen des Einzelnen nicht fehlt.

Dies war nur zu erreichen möglich, wenn Alles aus einer Feder floß, wenn das Ganze einem einzigen allseitig gründlich gebildeten und praktisch erfahrenen Manne anvertraut werden konnte. Daß nun grade der Verfasser der rechte Mann zur befriedigenden Lösung der eben so umfangreichen als schwierigen Aufgabe war, hat die That auf das Herrlichste bewahrheitet. Das Buch ist das, was es sein will, ganz und ausschließlich. Und wenn es sich in seinen neuen Bearbeitungen immer mehr und mehr erweitert hat, so daß es jetzt in seiner elften Auflage sogar zu zwei solchen Bänden herangewachsen ist, wie es ursprünglich nur in einem auftrat, so hat es dabei doch nie den ersten Plan aus dem Auge verloren und nichts weiter gethan, als wozu das allmälig immer lebendiger gewordene Interesse für die Naturwissenschaften dringend aufgefordert hat. Der Verfasser hat die Lösung seiner Aufgabe den gesteigerten Anforderungen der Zeit richtig anzupassen verstanden. Das verdient eben so rühmlich anerkannt zu werden, als daß er im Anfange sogleich „das Rechte" traf.

Neueſtes aus der Ferne.

Der Maroni.

In Guiana ſtrömt ein Fluß, der Maroni, der als Grenze zwiſchen dem franzöſiſchen und dem holländiſchen Landestheile angenommen worden iſt. Er unterſcheidet ſich von den übrigen Strömen ſehr merklich. Die von der Meeresfluth überſchwemmten Niederungen der letztern fehlen ihm, ſeine ſandigen Ufer erheben ſich ſchon nahe am Meer zu einer gewiſſen Höhe, und auch die Fluth kann nicht weit in ihn eindringen, da ſeine Mündung faſt ganz von Sandbänken geſchloſſen iſt. Seine Ufer ſind üppig mit Wald bewachſen, und ſelbſt die dürren Felſen, die an manchen Stellen aus ſeinem Waſſer hervorragen, ſind mit einem Teppich kleiner weißer Blumen bekleidet. Die dünne Schlammſchicht, welche nach der Regenzeit auf der Oberfläche der Steine zurückbleibt, genügt zur Entwicklung dieſer Vegetation. Das häufigſte Thier iſt am Maroni der Leguan, eine große Eidechſe, deren Weibchen jährlich vierzig bis fünfzig Eier legt und ſie im Sande der Strominſeln von der Sonne ausbrüten läßt. Jung nährt ſich aber der Leguan von Inſecten, ausgewachſen bloß noch von Knospen und Blättern. Die Indianer jagen den Leguan wegen ſeines ſehr wohlſchmeckenden Fleiſches, ſeine Eier gelten für Leckerbiſſen. Unter Felsblöcken niſtet der Ziegenmelker, in den Spalten der Klippen die gewöhnliche Fledermaus. In Felſenlöchern und Becken lebt der eigenthümliche Panzerwels, der etwa einen Fuß lang iſt, einen Stachelpanzer trägt und beim geringſten Geräuſch wie der Blitz verſchwindet. Die Ufer der beiden Quellflüſſe des Maroni werden von Negern bewohnt. Am Tapanahoni haben ſich Aukaner angeſiedelt, an der Lava Bonnis. Beide ſind Nachkommen von Sclaven, die im 18. Jahrhundert von den Pflanzungen in der Wildniß entflohen ſind. Mit den Aukanern ſtehen die Holländer in Verbindung und benutzen ſie als Arbeiter auf ihren Pflanzungen. Die Bonnis leben abgeſchloſſen, aber keineswegs unabhängig, da ſie für die ſtärkern Aukaner frohnden müſſen.

Im Jahre 1667 war der Maroni als franzöſiſch-holländiſcher Grenzfluß feſtgeſtellt worden. Unterſucht wurde er nie und man wußte nicht einmal, daß er ſich in die beiden genannten Quellflüſſe theilt. Die holländiſche Regierung ließ ihre Seite des Fluſſes bis in die neueſte Zeit ganz unbenutzt, die franzöſiſche hatte auf ihrem Ufer neuerdings zwei Strafcolonien angelegt, deren gebeſſerte Mitglieder Ländereien erhielten, auf denen ſie Viehzucht treiben und Kaffee, Zucker und Reis bauen. Nach dieſen Erfolgen ſuchte ſie auch die wilden Neger an ſich zu ziehen und als Fäller und Flößer von Bau- und Möbelholz zu beſchäftigen. Der Maroni erhielt dadurch eine größere Bedeutung und beide Regierungen beſchloſſen, die Grenze endgiltig feſtzuſetzen. Zu dieſem Behuf wurde eine franzöſiſch-holländiſche Expedition ausgerüſtet und war vom September bis November 1861 thätig. Ueber den Erfolg hat ein Mitreiſender, Herr A. Kugler, der als einziger holländiſcher Anſiedler am Maroni mit den dortigen Verhältniſſen ſehr vertraut iſt, in den Petermann'ſchen Mittheilungen zu berichten begonnen.

Untergang eines Königreichs.

Im vorigen Jahre wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß ein Franzose, Tonneins aus Chourgnac, in der Nähe von Perigueux ein Königreich Auracanien gegründet habe. Wie die französischen Zeitungen mittheilten, hatte er sich unter die unabhängigen Indianer an der Westküste zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen von Chile begeben, sich unter ihnen heimisch gemacht, ihre Sprache erlernt und durch Freundschaften mit Häuptlingen, wie durch die Heirath mit einer Kazikentochter, ein solches Ansehen gewonnen, daß er sich unter dem Namen Aurelius Anton I. zum König hatte machen können. Er hatte seine Monarchie für eine erbliche und constitutionelle erklärt, in einer Verfassung die königlichen und die Volksrechte, die letztern auf dem Fuße völliger Gleichheit vor dem Gesetz, genau normirt, die französischen Verwaltungsformen, das französische Recht eingeführt und dem jungen Staat eine dreifarbige Fahne, dunkelgrün, weiß und blau, verliehen. Die Weise, wie die französische Presse diesen Schwindel auffaßte, gibt uns einen Aufschluß über das Hauptmotiv der jetzigen mexikanischen Expedition. Sie beglückwünschte Aurelius Anton I., „den französischen Einfluß jenseits des Meeres wiederbelebt, dem französischen Namen in den fernsten Gegenden Einfluß verschafft und abermals bewiesen zu haben, welche große Zukunft Frankreich in Bezug auf Seemacht und Colonien vor sich habe." Die araucanische Königskomödie ist aber bald ausgespielt gewesen. Am 4. Januar 1862 ist Aurelius Anton I. von den Chilenen bei Los Parales unter einem Baume aufgehoben worden und befindet sich seitdem, wieder Tonneins schlechtweg geworden, in sicherm Gewahrsam.

Wie wir aus Notizen Karl Andree's in der neuen Zeitschrift Globus ersehen, hat man die Bedeutung der Araucaner sehr überschätzt. Ihr Gebiet umfaßt gegenwärtig keinen größern Raum als anderthalb Breitengrade und ist schwach bevölkert. Längs der Meeresküste ist es beinahe unbewohnt, das nächste Hinterland enthält an den Flüssen und Waldrändern zerstreut einige Weiler mit wenigen Familien und im Centralthal längs der Anden, wo der Kern des Volks vereinigt ist, zählt man höchstens 16,000 Köpfe. Die Kraft der Araucaner ist bei weitem nicht mehr die alte und äußert sich theils in Räubereien auf den benachbarten chilenischen Gebieten, theils in Kriegen zwischen Horde und Horde. In friedlichen Zeiten beschäftigen sich diese Indianer mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Industrie beschränkt sich auf das Weben grober wollener Zeuge und das Fertigen von Lasso's und Zäumen. Gegen diese Erzeugnisse tauschen sie von den Chilenen Silbermünzen, eiserne Geräthschaften und insbesondere geistige Getränke ein. Die Regierung der Republik übt auf sie einen gewissen Einfluß. Im Araucanergebiet finden sich mehrere chilenische Agenten, welche Einfälle der Horden in die anliegenden Provinzen und Streitigkeiten unter ihnen selbst verhindern sollen. Mehreren Häuptlingen zahlt man Jahrgelder aus, damit sie ihrerseits für Erhaltung der Ruhe sorgen. Die an der Grenze bestehenden siebzehn Missionen haben bisher wenig gewirkt. Die Glaubensboten sind verhaßt, weil sie auf die Abschaffung der Vielweiberei hinwirken. Wenn die Indianer ihre Kinder trotzdem in die Missionsschulen schicken, so wird das durch die Politik der Regierung bewirkt, jedem Häuptling für je zwölf Kinder seines Stammes, welche bei den Geistlichen lesen und schreiben lernen, vierzig Piaster zu zahlen.

Das englische Columbia.

Die englischen Besitzungen auf der amerikanischen Westküste haben bis auf die neueste Zeit wenig Bedeutung gehabt. Im factischen Besitz der Jäger und Pelzhändler der Hudsonsgesellschaft, wurde dieses Gebiet zwischen Washington und dem russischen Amerika den Ansiedlern so gut wie verschlossen gehalten und konnte sich in Folge dessen so wenig entwickeln, daß man nicht begriff, wie England im Jahre 1859 um des Besitzes einer dortigen Inselgruppe, des Juanarchipels, willen, es zu einem ernsten Streit mit der Union kommen lassen konnte. In demselben Jahre, in dem dieser Streit spielte, wurden in Columbia aber Goldfelder entdeckt. Anfangs schien der Reichthum derselben nicht nachhaltig zu sein, und die meisten der californischen Goldgräber, die sich durch die Erzählungen von den ersten Funden hatten anlocken lassen, kehrten enttäuscht zurück. Erst im nächsten Jahre entdeckte man die goldhaltigsten Gebiete und

ſeitdem hat ſich ein Reichthum gezeigt, der dem californiſchen mindeſtens gleichzuſtellen iſt. Goldgräber bekümmern ſich nicht um Geographie, doch verdanken wir den columbiſchen wenigſtens einige Aufſchlüſſe über die hervortretendſten Züge des Landes. Sein Hauptgebirge iſt ein Höhenzug, der parallel mit den Felſengebirgen läuft und eine ſehr bedeutende Erhebung hat. Er bildet eine zuſammenhängende Kette, wenn auch drei ſeiner Theile iſolirt zu ſein ſcheinen und deßhalb beſondere Namen: Schneegebirge, Spitzberge und Kahlberge, erhalten haben. Dieſer Gebirgszug bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Fraſer und dem Columbia. Der Fraſer entſteht durch die Vereinigung zweier Quellenflüſſe, die beide in den Felſengebirgen entſpringen, der Südarm unter 53 Grad nördlicher Breite und 118 Grad 14 Minuten weſtlicher Länge, der Nordarm zwiſchen 54 und 55 Grad der Breite und 124 Grad 50 Minuten der Länge. Beide Arme, wie die meiſten der in ſie einmündenden Flüſſe, ſtrömen durch ein goldhaltiges Gebiet. Das Gold wird nicht bloß in dem angeſchwemmten Boden der Ufer, ſondern auch in den zu beiden Seiten ſtufenartig anſteigenden Hügeln gefunden. In der Regel liegt es der Oberfläche nahe, in einem Bett von Kies und blauem Thon, in der Form von Körnern oder Stücken. Es iſt an vielen Stellen außerordentlich fein und gibt vielfach eine faſt fabelhafte Ausbeute. Summen von 40- — 100,000 Dollars, von kleinen Geſellſchaften im Laufe weniger Wochen erworben, werden in den amtlichen Berichten des Statthalter Douglas nicht ſelten erwähnt. Man nimmt an, daß die Urquelle dieſes Reichthums in den Felſengebirgen liege. Gewiß iſt, daß man bisher nur an den von Oſten kommenden Flüſſen Goldlager aufgefunden hat. Auch die mit den Felſengebirgen parallel ſtreichende Kette führt auf weite Strecken Gold, und die an die Berge grenzenden Bezirke ſind am reichſten daran. Von andern Metallen hat man bisher bloß Kupfer gefunden.

Labuan und Sarawak.

Seit 1846 beſitzt England in der kleinen Inſel Labuan eine Colonie, die für das gegenüberliegende Borneo bereits von großer Wichtigkeit geworden iſt. Labuan hat reiche Kohlenlager und iſt von Sir James Brooke, dem merkwürdigen Radſcha von Sarawak, zur Ausrottung der Seeräuberei erfolgreich benutzt worden. Auch die Sclaverei auf Borneo iſt durch die engliſche Beſitznahme von Labuan gemildert worden, denn die Sclaven entfliehen nach der Inſel, wenn ſie von ihren Herren ſchlecht behandelt werden. Was den Handel von Labuan betrifft, ſo iſt er noch immer klein, wenn auch in Zunahme begriffen. Labuan beſitzt wohl Kohlen und ſchöne Wälder, aber wenig Boden, auf dem der Pflug geht. Solchen Boden findet man in der Statthalterſchaft Sarawak weit mehr, namentlich längs der Flüſſe, an denen ſich meilenweit Ländereien hinziehen, die zum Anbau des Zuckerrohres vorzüglich geeignet ſind. Auch hier finden ſich Steinkohlen und Anzeichen des Vorhandenſeins werthvoller Metalle. Die Kopfzahl der verſchiedenen im Gebiet wohnenden Stämme wird gegenwärtig auf 240,000 Menſchen geſchätzt. In der Hauptſtadt Kotſching, wo früher nur einige Häuptlinge mit einem geringen Gefolge wohnten, iſt die Bevölkerung unter Brooke's Herrſchaft auf 15,000 Seelen geſtiegen. Indeſſen wird ſich nicht mehr thun laſſen, als bis jetzt geſchehen iſt. Auf die Dayaks iſt bei der Urbarmachung des Bodens, der zu neun Zehnteln mit Wald bedeckt iſt, nicht zu rechnen. Die Ureinwohner ſind träg, unwiſſend und der Cultur unzugänglich. Um ſo beſſer laſſen ſich Chineſen benutzen, denen man alle bis jetzt gemachten friedlichen Fortſchritte verdankt. Sie betreiben Handel, Bergbau und Landwirthſchaft mit gleichem Eifer und ſind die einzigen Aſiaten, bei denen eine europäiſche Regierung ein Eingehen auf ihre Pläne zu gewärtigen hat, die einzigen, denen man angemeſſene Steuern auflegen kann. In Sarawak iſt noch Raum für eine halbe Million Chineſen, und es iſt neuerdings der Vorſchlag gemacht worden, in Hongkong, Shangai ꝛc. zur Auswanderung dahin zu ermuntern.

Der Sungari.

In einem längern Aufſatze der Monatshefte (B. 10 S. 185) wurde über den Sungari, den bedeutendſten Zufluß des Amurs, kurz berichtet. Man kannte von dieſem Strome bisher weiter nichts als die Mündung und die kurze Strecke ſeines Laufes, die ſich von ruſſiſchem Gebiet aus überſehen läßt. Jetzt iſt der Sungari durch

den Artikel des chinesisch-russischen Vertrags, der die freie Schifffahrt auf seinen Gewässern gestattet, zugänglich geworden, und Maximowicz hat diese Bestimmung zu einer Erforschung benutzt. Wie er mittheilt (Bericht der k. Akademie der Wissenschaften und Petermann's Mittheilungen), konnte er bloß den untern Stromlauf befahren. Hier hat der Sungari ein breites, gegen den Amur hin inselreiches Bett und ein weißlich-braunes Wasser, welches Massen eines weichen lehmigen Niederschlages mit sich führt. Der Charakter seiner Ufer ist ein großartig-einförmiger. Dreißig deutsche Meilen weit fährt man durch eine niedrige Ebene, die fast durchgehends mit mannshohem Grase bedeckt ist. An trockenen Stellen zeigen sich hier und da Espenwäldchen, an nassen Weidengebüsche oder Wälder von zehn Fuß hohem Schilf. Die Bewohner dieser untersten Strecke leben theils vom Fischfang im Sungari und Amur, theils von der Jagd in den fernen Gebirgen. Diese Bevölkerung ist äußerst dünn gesäet, und Tage lang sieht man nicht ein einziges ihrer Dörfer. Nach dreißig Meilen treten Wälder und Höhenzüge näher an den Strom heran, wenn auch bis Sansin der Charakter der Prairie vorherrschend bleibt. Es treten nun Wäldchen von Eichen und Ulmen auf, Apfelbäume und häufiger noch Aprikosenbäume mit mehr als fußdicken Stämmen, breiten Kronen und zahlreichen gelbrothen Früchten schmücken die Landschaft. Der Wein bildet natürliche Lauben, Schlingpflanzen spannen sich in Gewinden von Wipfel zu Wipfel und verschiedene Sträucher wachsen bis zu zwanzig Fuß. Auf der Prairie wird die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses lästig, denn das Gebüsch, von Schlingpflanzen ineinander verstrickt, schlägt nach wenigen Schritten über dem Kopf des Menschen zusammen und läßt ihn nicht weiter vorwärts. Die Thierwelt ist höchst einförmig. Bremsen, Mücken und Heuschrecken gibt es in großer Menge, Vögel sind selten, von Säugethieren lassen sich bloß Rehe aus der Ferne hören. In diesem höher gelegenen Theil des Flusses ist die Bevölkerung dicht und Dorf folgt auf Dorf. Es wohnen hier Mandschu und Chinesen in ansehnlichen, von großen Höfen und Küchengärten umgebenen Häusern. Sansin ist keine schöne, aber vom Handel belebte Stadt. Sie empfängt von den Bewohnern des Amurlandes Pelzwerk und Felle, für die sie ihnen Branntwein, Taback, Zeuge, Thon- und Glasgeschirre, Möbeln und Bote gibt. Die Bevölkerung wurde vor dieser Stadt gegen Maximowicz so feindlich, daß er sie nicht erreichen konnte und das weitere Vordringen überhaupt aufgeben mußte. Wie er hörte, werden die Berge von Sansin an höher und der Sungari ist jenseits der Stadt ein Gebirgsstrom.

Neue Dampferlinien.

Aus Amerika erhalten wir zu gleicher Zeit Nachricht von zwei neuen Weltverbindungen. Die eine ist eine Dampferlinie, die von Holt, einem der reichsten Rheder Liverpools, zwischen diesem Platze und Aspinwall eingerichtet wird. Die Landenge von Panama wird also künftig von den Dampfern zweier Linien direct besucht werden. Die Veranlassung zu dem Unternehmen hat die häufiger gewordene Benutzung der Panamabahn für Baumwolle gegeben. Seit dem nordamerikanischen Bürgerkriege haben Peru und Ecuador viel Baumwolle geliefert. Wie, vermuthlich mit Uebertreibung, versichert wird, liefert die Staude in jenen Ländern einen vierfach höhern Ertrag als in Alabama und Südcarolina und übertrifft die amerikanische zugleich an Feinheit, Länge und Weiße des Fadens. Jedenfalls ist der südamerikanischen Baumwollencultur durch die Ereignisse in Nordamerika plötzlich ein unermeßlicher Impuls gegeben worden. Nicht bloß Peru und Ecuador, sondern auch Westmexiko, Guatemala, San Salvador, Nicaragua und Chirigui wollen Baumwolle pflanzen. Die zweite Dampferlinie richtet Chile ein. Sie soll den Verkehr von Valparaiso mit Buenos-Ayres durch die Magellanstraße vermitteln. Wir erfahren durch dieses Unternehmen, daß der Plan einer Eisenbahn über die Anden nach einem der südlichsten argentinischen Häfen aufgegeben ist.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 71. August 1862.

Die Mühle am Hellbach.

Novelle von

Wolfgang Müller von Königswinter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Viertes Capitel.

Endlich wurde Heinrich durch das Schnurren des Spinnrades, das die alte Gudula rastlos drehte, erweckt. Er wandte sich um und fragte kleinmüthig: „Gudula, sage mir, wie ist es mit unsern Nachbarn?“

Die Alte zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf, indem sie nach der Thür blickte.

Heinrich rückte seinen Stuhl in ihre Nähe und flüsterte ihr zu: „Ich beschwöre Dich, erzähle, was geschehen ist. Ich bin voller Unruhe — —“

„Das ist eine traurige Geschichte,“ sagte die Alte zögernd, indem sie sich wiederum nach der Thür wandte.

„Um Gottes Willen, laß mich nicht länger in Ungewißheit,“ bat der junge Mann auf's Neue. „Sind die Leute noch in der Mühle oder sind sie fortgezogen?“

„Sie sind noch dort, aber sie sollen sich in schlimmen Verhältnissen befinden,“ lautete die Antwort.

„Also sind sie noch dort,“ athmete Heinrich auf. „So erzähle mir doch von ihren Verhältnissen.“

„Es geht allerlei Gerede unter den Leuten,“ lispelte Gudula. „Gott weiß, ob man es glauben kann, es ist so viel Bosheit und Verleumdung in der Welt.“

„Du sprichst in Räthseln; wenn Du mir nur reinen Wein einschenken wolltest,“ sagte der Müllerssohn.

Die Alte besann sich, dann nahm sie das Wort, indem sie noch immer die verhängnißvolle Thür, durch welche der Müller verschwunden war, im Auge behielt: „Ob es so gekommen ist, wie man allerwärts munkelt, weiß ich nicht, aber es heißt, Dein Vater habe den Aumüller allmälig in's Verderben gebracht.“

„Wie ist das möglich?“ fuhr Heinrich auf.

„Ich maße mir freilich kein Urtheil an,“ besänftigte ihn die Alte, „man spricht ja auch nur so.“

„Und was spricht man?“

„Durch die neue Wiesenanlage im Steinthal werde alles Wasser des Hellbachs un-

terhalb unserer Mühle verschluckt," sprach Gudula, „es käme kein überflüssiger Tropfen mehr an die Räder des Nachbarn. Was das Gras nicht zu seinem Wachsthume gebrauche, das sauge das Gestein unter den Wiesen weg. Seitdem sei das Werk da unten trocken gelegt, der Teich stehe immer leer und die Räder entbehrten des Wassers, um fürder getrieben zu werden."

„Das hab' ich gefürchtet," seufzte der Sohn.

„So sei denn dem Aumüller das Geschäft verdorben und der Lebensunterhalt genommen," flüsterte die Alte. „Alles das mögen freilich nur müßige und unbewiesene Behauptungen sein, denn Dein Vater ist doch ein rechtlicher Mann, so sehr er auch auf den Pfennig hält und so arg er bestrebt gewesen ist, reich zu werden."

„Reich zu werden!" rief der Junge, indem er sich ungeduldig durch die Haare fuhr. „Ja, ja, in solchem Bestreben geht oft Recht und Billigkeit um die Ecke. Doch, was redet man noch mehr?"

„Allerdings heißt es auch, daß der Steinthalmüller einen alten Haß auf den Nachbar habe," entgegnete Gudula, „und das mag wahr sein."

„Einen alten Haß? O sage mir mehr davon," bat sie jetzt der aufgeregte Jüngling.

„Da muß ich mich auf vergangene Zeit besinnen," sprach die Wirthschafterin. „Aber das läßt sich so kurz nicht fassen, es ist eine lange Geschichte."

„Wir haben ja Zeit, drum erzähle, ich will Alles wissen," rief Heinrich. „Wer weiß, ob sich die Dinge nicht zum Guten wenden lassen?"

Draußen ging eine Thür. Die Alte lauschte, ob der Müller nicht eintrete, aber man hörte, wie er mit dem Juden das Haus verließ. Sie sahen ihn mit demselben aus dem Hofe gehen.

„Der Vater ist aus," sprach der Sohn. „Da gibt es Muße und Zeit. Also vergiß nichts."

„Es ist schon lange, lange her," begann nun Gudula, „und es war noch die alte gute Zeit, wo die Menschen nicht gierig dem Gewinn und Verdienst nachliefen, wie heutzutage, und ich selber war noch jung und frisch und wohnte unten im Dorfe, da rühmte man die Aumühle als eines der wohlstehendsten Häuser weit das Land aus und ein. Daß der Besitzer ein überaus fleißiger Mann war, konnte Jeder sehen. Er betrieb nicht allein seine Geschäfte in der Mühle, er hatte auch einen weitreichenden Getreidehandel, der ihn oft zu großen Reisen veranlaßte, denn es hieß bald, daß er nach Süddeutschland, und bald, daß er nach den Niederlanden gegangen sei. Aber man nannte ihn zugleich einen reichen Mann, der wahre Schätze besitze. Einige wollten wissen, er habe ganze Säcke voll Geld von seinen Fahrten in die Heimath gebracht, Andere behaupteten, man hätte ihn an Winterabenden durch das Fenster hinter großen Haufen Gold gesehen. Das ist nun freilich unnützes Gerede gewesen. Jedenfalls aber war er ein guter braver Mann, der ein offenes Herz für die Leiden seiner Mitmenschen hatte und im Stillen handelte und Thränen trocknete, und nicht leicht einen Unglücklichen ungetröstet und unbeschenkt von seiner Schwelle ließ."

„Ich habe nie anders von ihm gehört," unterbrach Heinrich ihre Erzählung.

„So ging es denn in dem Hause nicht allein menschenfreundlich her, es war dort auch ein fröhliches Leben, denn der Alte liebte nach gethaner Arbeit einen lustigen Spaß," fuhr Gudula fort. „Als nun die Tochter, des jetzigen Müller Justus Frau, aufwuchs, da fehlte es in der Mühle erst recht nicht an Zuspruch. Es war fast kein junger Bursche in der Gegend, der sie sich nicht zur Ehe gewünscht hätte, denn sie galt nicht allein für reich, man kannte sie auch überall als ein herzensgutes Geschöpf. Und so muß ich sie noch heute rühmen. Ich bin das Kind armer Eltern und darf schon ihr Lob singen. Ich wüßte mich keines Mädchens in der Gegend zu erinnern, das freundlicher und gemüthlicher mit Arm und Reich, und das ihrem Vater nicht allein aus den Augen, sondern auch aus dem Herzen geschnitten war."

„So habe ich sie auch noch als Frau gekannt," rief Heinrich. „Wie freut es mich, daß Du so gut von ihr sprichst."

„Das war nun die Zeit," nahm die Alte wieder das Wort, indem ihre Erzählung stets lebendiger wurde, „wo Dein Vater aus dem Gebirge in das Thal kam und sich als Knecht bei dem Aumüller verdingte. Man nannte ihn damals schlecht und recht den Müller Jakob. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber man sagte, er sei ein unbe-

mittelter Burſche geweſen. Was er ſuchte, das fand er in der Aumühle und that ſich nun als ein rühriger und anſtelliger Geſelle hervor, dem alle Arbeit rüſtig von der Hand ging, ſo daß der Müller ihn wohl leiden mochte. So rühmte dieſer ihn denn auch und äußerte ſich, er habe nie einen beſſern Knecht gehabt. Das merkte Dein Vater und hielt etwas auf ſich und warf auch ein Auge auf die Tochter des Hauſes. Die Einen meinten damals zwar, es ſei ihm hauptſächlich um die Goldſtücke zu thun geweſen, denn er hatte ſtets eine enge Taſche und ſpielte klug und ſchlau. Ich glaube aber, daß es ihm um das ſchöne und gute Mädchen ging."

„Da erzählſt Du mir ja Sachen, von denen ich nie ein Wort gehört habe," ſagte der junge Mann, indem er mit geſpannten Zügen vor ihr ſaß.

„Wirklich glaubte man auch wegen der Gewogenheit, die der Aumüller Deinem Vater zeigte, er werde das Glück haben und die Braut heimführen," erzählte Gudula immer emſiger, indem ſie das Spinnrad zuweilen ſtill ſtehen ließ. „Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Als der Jakob ſchon glaubte, er wäre Hahn im Korbe, da kam im Frühjahr, als die Wanderſchaft der Handwerksburſchen begann, ein Fremder in's Dorf, der hieß Juſtus und war Zimmergeſelle. Seine Heimath lag, wie man auch an der Sprache hörte, weit den Fluß hinauf. Der hatte nun ein ganz beſonderes Weſen und konnte erzählen und ſingen, daß er dem jungen Volk die Nächte verſchwatzte, als wäre es ein ewiger Tag. Und dabei ſang und ſprang er und erſchien ſtets von ausnehmender Luſtigkeit. Als der die Aumüllertochter ſah, da hatte er ſich gleich in ſie verſchoſſen und ſie verſchoß ſich in ihn, und ſie trafen ſich beim Tanz, in der Kirche und auf Spaziergängen. Dein Vater verlor das Spiel, das der Juſtus gewann. Mochte es nun dem Aumüller gefallen oder nicht, er liebte doch ſein Kind, daß er ihr keinen Wunſch abſchlagen konnte. So willigte er endlich in die Verlobung. Und dann richtete man auch bald die Hochzeit zu. Kurz der Juſtus wurde ihr Mann und hing das Zimmerhandwerk an den Nagel, zog in die Mühle und half dem Alten in ſeinen Geſchäften."

„Alſo, mein Vater und der Aumüller waren Rivalen?" ſagte Heinrich bedenklich.

„So ganz leicht ſoll es nun doch nicht abgegangen ſein zwiſchen dem Juſtus und dem Jakob," warf die Alte ein, „aber darüber will ich lieber ſchweigen."

„Nein, erzähle, ich bitte Dich," bat Heinrich, „ich muß Alles wiſſen, damit ich klar in dieſen verwickelten Dingen ſehe."

„Nun, wenn es einmal nicht anders iſt, ſo höre!" nahm Gudula ihre Erzählung auf. „Dein Vater und der Juſtus waren zuerſt gute Freunde und gingen und hielten allezeit zuſammen. Als er aber merkte, daß der Zimmergeſelle ihm den Rang bei dem Mädchen ablief, da wurde er ihm fremd und bald trug er ihm einen heimlichen Groll. Der zeigte ſich zuerſt in allerlei ſcharfen und ſpitzen Reden. Wo die Burſchen zuſammenkamen, da ſuchte er den luſtigen Oberländer zu necken und mit Spott zu verfolgen. Aber der Juſtus gab ihm jedes Wort noch derber zurück, und da er es gewöhnlich mit guter Laune that, ſo hatte er meiſtens die Lacher auf ſeiner Seite, was Deinen Vater natürlich noch mehr verdroß und wurmte, und ihm das Gemüth reizte, daß er in eine bittere Stimmung gerieth. Einmal aber, als ſie den Sonntag auf der Kegelbahn zuſammen waren, da ſchlug der verhaltene Grimm in hellen Zorn auf. Sie forderten ſich zum Ringen heraus und nun entſtand ein Kampf, wie man ihn hier im Dorfe noch nicht erlebt und von dem man noch lange Jahre geredet hat. Beide Gegner waren ein Paar ſo kräftige Geſellen, daß es nicht leicht ein Anderer mit ihnen aufgenommen hätte. Während die übrigen jungen Leute einen Kreis um ſie bildeten, griffen ſie ſich mit ihren ſtraffen Armen an. Da war Bruſt an Bruſt gedrängt, als wären ſie zuſammengewachſen. Nur die Beine bewegten ſich und ſtampften den Boden, indem das Paar bald hier, bald dorthin flog. Oft meinte man, ſie müßten ſich überſtürzen. Aber die Füße griffen immer wieder krampfhaft in den Grund. Und dabei wurden ihnen die Augen immer röther und flammender, und die Haare ſträubten ſich an den Köpfen. Es war als ob ſie nimmer voneinander laſſen würden. Der Kampf dauerte eine halbe Stunde. Unter den Zuſchauern war kein Laut zu hören. Man vernahm nur die raſchen zornigen Athemzüge der Kämpfer und das Knirſchen des Grundes unter ihren Tritten. Einmal meinte man, der Jakob, ein anderes Mal, der Juſtus

würde den Sieg davontragen. Aber wenn Dein Vater auch wie ein Tiger dahinfuhr, er vermochte doch den Gegner nicht klein zu kriegen, denn schließlich warf dieser ihn, daß die Erde zitterte und lag über ihm und die Jugend umher erhob ein Jubelgeschrei."

„Denn der Justus hatte bessere Freunde als mein Vater," murmelte Heinrich vor sich hin.

„Da Du es selber sagst," sprach Gudula, „so will ich es Dir zugeben. Ja, der Justus hatte den meisten Anhang und man gönnte ihm die Braut, die er nun auch kurz nach diesem Vorfall an den Altar führte und mit der er nunmehr ein so glückliches Leben genoß, wie es je einem Ehemann gelungen ist."

„Und mein Vater?" fragte der Sohn.

„Dein Vater," antwortete die Wirthschafterin, „verließ die Mühle sofort und machte Anstalt, sich ein eigenes Hauswesen zu gründen. Da er ein sparsamer Mensch war, so hatte er schon damals ein hübsches Geld zusammen. Nun kam aber in jener Zeit die Steinthalmühle zum Verkauf, die er um eine mäßige Summe erstand, denn der frühere Besitzer, der das Gehöft nicht in die Höhe zu bringen wußte, war darauf verdorben. Der alte Aumüller, der den Jakob wegen seiner Regsamkeit und Arbeitslust nach wie vor schätzte, soll ihm dabei sehr unter die Arme gegriffen haben, indem er ihm leiheweise zuschoß, was ihm fehlte. Damals sah es hier im Gehöft freilich noch anders aus wie heute. Wo sich jetzt das Haus und die Scheune und die Ställe in weiter Ausbreitung dehnen, stand nur eine kleine unscheinbare Mühle, die Dein Vater mit seiner Thätigkeit allmälig zu dem schönen Besitzthum umgeschaffen hat, das jetzt allen Leuten in die Augen sticht."

„Allerdings hat er sich auf den Erwerb verstanden," fiel Heinrich ein.

„Sobald er nun in der Mühle saß," fuhr Gudula fort, „ging er für eine kurze Zeit nach seiner Heimath im Gebirge und als er wiederkam, da hatte er eine junge, hübsche und gute Frau bei sich. Es war Deine Mutter."

„Wohl war es eine gute, liebe Frau," sagte der Sohn mit schmerzlichem Ausdrucke.

Beide schwiegen eine Weile. Sie schienen in traurige Erinnerungen versunken. Dann fragte Heinrich: „Und wie gestaltete sich nun das Verhältniß zu den Leuten in der Aumühle?"

„Es machte sich, wie es konnte," lautete die Antwort. „Mit dem Justus und seiner Frau kam Dein Vater nicht wieder auf einen guten Stand. Man merkte ihm in ihrer Gegenwart stets an, daß er die frühern Vorfälle nicht vergessen hatte. So gut und lustig der Justus sich ihm auch erwies, so behielt Dein Vater doch einen Stachel in der Seele. Dagegen setzte er mit dem alten Aumüller die alte Freundschaft fort. Er fragte den erfahrenen Mann bei allen Unternehmungen um Rath und erhielt von ihm auch oft Beihilfe zu seinen Geschäften, die wie Du weißt, einen trefflichen Fortgang nahmen, so daß er bald als ein wohlhabender Mann galt."

„Das muß schon lange her sein," sprach der Sohn, „ich erinnere mich nicht, daß meine Eltern mit den Leuten in der Aumühle zusammenkamen."

„Du bist damals allerdings noch ein kleiner Knabe gewesen," sagte Gudula. „Wenn ich mich recht entsinne, so waren sie zum letzten Male zusammen, als die kleine Regine getauft wurde. Der Justus und seine Frau blieben nämlich volle fünf Jahr ohne Kinder. Du mochtest wohl schon drei Jahre alt sein, als das Mädchen auf die Welt kam. Das war aber eine Freude in der Aumühle, als das lang und froh erwartete Geschöpf sich blicken ließ. Die Eltern schienen außer sich, der Großvater stand in seiner höchsten Glorie und es gab eine Kindtaufe, wie man nimmer eine erlebt hatte. Damals ging wenigstens äußerlich noch Alles ganz glatt ab."

„Nun wirst Du mir aber sagen, wie denn die Veränderung herbeigeführt wurde," forschte Heinrich. „Ist denn ein offenkundiger Bruch vor sich gegangen?"

„Das kann man grade nicht sagen," war die Antwort. „In jene Zeit fällt die sonderbare Geschichte mit dem alten Müller, welche in der ganzen Gegend das größte Aufsehen machte. Du weißt ja, wie er stumm und lahm geworden ist."

„Erzähl' es mir noch einmal," rief Heinrich. „Vielleicht kannst Du mir die Thatsachen noch umständlicher mittheilen, wie sie mir berichtet worden sind."

„Meinetwegen," sprach Gudula, die jetzt selber Freude an ihren Plaudereien hatte.

„So höre. Der alte Aumüller kam eines Tages in das Dorf zu dem Schreiner und bestellte sich einen Sarg für seine eigene Person; der Meister lachte laut auf und meinte, der Alte wolle sich einen Scherz mit ihm machen, worauf der Besteller ihm aber mit todernstem Gesichte erklärte, es sei ihm nicht zum Spaßen, denn er habe die bestimmte Ahnung, daß ihm bald ein großes Unheil zustoßen werde und daß er bereits auf sein Ende vorbereitet sei. Was half es, daß der Schreiner ihm diese Gedanken zu vertreiben suchte. So mußte er denn das Maß an der Länge des Müllers nehmen, und es wurde ausgemacht, daß der Sarg aus dicken Eichenbohlen bestehen und mit einem Schloß versehen sein sollte. Zugleich wurde die Frist der Ablieferung bestimmt und diese war kurz genug gemessen. Als der Schreiner Umstände machte, auf eine Bestellung einzugehen, zu der er noch eines Gesellen bedurft hätte, um sie so rasch zu fördern, erklärte der Alte rundweg, daß er sich dann nach einem andern Meister umsehen müsse; wenn die Arbeit aber richtig in der besprochenen Frist zu Stande käme, würde er ihm ein Drittel mehr geben als den bedungenen Preis. So war die Sache abgemacht, aber der Müller ließ es dabei nicht bewenden, er kam alle Tage in die Werkstatt, um sich zu überzeugen, daß der Sarg fertig würde. Und als ihn nun der Schreiner zur großen Verwunderung der Dorfbewohner und zum Schrecken des Justus und seiner Frau in die Mühle brachte, da zahlte der alte Müller nicht allein das Geld, sondern er soll auch noch absonderlich vergnügt gewesen sein. Er ließ sogar die Todtenlade in seine Schlafstube neben dem Bett aufstellen und es ging die Rede, die von der Magd kam, er habe ihn die folgende Nacht unzählige Male geöffnet und wieder geschlossen."

„Wahrlich, das ist eine sonderbare Begebenheit," sprach Heinrich.

„Aber noch sonderbarer ist es," unterbrach ihn die Alte, „daß die Ahnung des Aumüllers zur Wahrheit wurde. Rüstig und kräftig, wie er war, denn er stand in seinen besten Jahren, ging er eines Nachmittags nach dem Städtchen am Fluß, um ein Geschäft abzuschließen. Bei Tische war er noch überaus munter gewesen und hatte gut gegessen und getrunken. Auch im Städtchen beim Schiffer, mit dem er wegen einer Ladung Korn verhandelte, hatte er rüstig und vergnügt geschienen. Indeß brach er gegen Abend die Verhandlung kurz ab, denn es zeigten sich Gewitterwolken am Himmel und er eilte fort, um noch vor dem Ausbruch des Wetters in die Heimath zu kommen. In der That begann es auch bald zu donnern und zu blitzen. Man erwartete den Vater vergebens in der Mühle und dachte, er werde heimkehren, wenn es ausgetobt habe. Da kam aber, als das Gewitter sich verzogen, im Dunkel plötzlich athemlos ein Bauer in die Mühle gelaufen und verkündete, daß der Alte leblos unter einem Baume an der Heerstraße liege. Der Justus rannte hinaus, fand den Schwiegervater steif und bewußtlos und trug ihn auf seinen starken Schultern heim. Du weißt, in welchem Zustande er sich befindet. Die Einen sagen, er sei vom Blitz getroffen worden, die Andern behaupten, der Schlag habe ihn gerührt."

„Welch' schweres Loos für den guten Mann!" rief Heinrich.

„Seit jenem Vorfall kam Dein Vater mit den Leuten in der Aumühle ganz auseinander," fuhr Gudula nun fort. „Ich glaube nicht, daß ein besonderer Anlaß dagewesen ist. Mit dem stummen und lahmen alten Müller hörte jede Unterhaltung auf. Also mußten auch die Geschäfte eingestellt werden. Zu dem Justus und seiner Frau fühlte sich aber Dein Vater nicht hingezogen. Der Verkehr stockte. Justus trieb jetzt die Sache unten in der Au, Dein Vater die seinige hier oben im Steinthal. Und da sollen denn mitunter allerlei Reibungen vorgekommen sein, wie sie oft zwischen Nachbarn entstehen, die kein fröhliches Herz für einander haben. Zumeist waren es Streitigkeiten wegen der Grenzen und wegen des Wassers. Bald sahen sie sich nicht mehr an, wenn sie sich begegneten. Und dazu ist in den letzten Jahren noch die Angelegenheit mit den Wiesenanlagen gekommen. Nun weißt Du Alles."

„Nein, ich weiß noch nicht Alles," rief der junge Mann, „ich weiß noch nicht, wie es um die Verhältnisse der Familie dort unten steht. Das sollst Du mir jetzt berichten. Ich hatte sonst doch immer gehört, daß der Aumüller sich eines guten Wohlstandes erfreute."

„Das war so in alten Zeiten," sagte Gudula. „Die Sagen von den Schätzen

dort unten haben sich alle bald als falsch erwiesen. Freilich glauben noch hier und da ein paar Leute daran, Dein Vater meint aber, der Alte sei ein Fuchs gewesen und habe solche Gerüchte ausgestreut, um seiner Tochter einen reichen Mann zu verschaffen. Der Justus möge sich stark verrechnet haben, was ich aber, unter uns gesagt, nicht glaube, denn Euer Nachbar und seine Frau führen nach wie vor noch das glücklichste Leben als christliche Eheleute, und sie pflegen den kranken Vater, als wenn sie Millionen von ihm erbten. Was man sonst von dem jetzigen Aumüller sagt, mag aber seine Richtigkeit haben, denn auch andere Leute behaupten, der Justus sei kein rechter Geschäftsmann und so trefflich er als Zimmerer gearbeitet habe, so wenig verstehe er sich darauf, seine Mühle in Ordnung zu halten."

„Und Du glaubst wirklich, daß sie unten in Noth sind?"

„Das glaube ich," meinte Gudula, „denn hätte sich sonst wohl der Justus, der über zwanzig Jahre den Müller gespielt hat, dazu entschlossen, wieder zu Axt und Richtmaß zu greifen und wieder Zimmergeselle zu werden?"

„Das hat er gethan?" rief Heinrich. „Der arme Mann!"

„So brauchst Du ihn nicht grade zu nennen," fiel die Alte ein. „Ich weiß nicht, ob man ihn nicht im Gegentheil reich heißen muß. Um für Frau und Kind zu sorgen, hat er diesen Schritt so fröhlich und muthig gethan, wie fast nur ein junger Mann dazu im Stande ist. Auch darfst Du nicht glauben, daß sie da unten die Köpfe hängen lassen. In der Aumühle herrscht nach wie vor die alte Lebensregel der Heiterkeit. Wenn dort auch nicht mehr die Fleischtöpfe Egyptens zu finden sind, so lebt dem Hause doch noch der alte Gott, der seine Creaturen nicht vergißt."

„Amen," sagte Heinrich, „Du hast Recht, Gudula. Was ist besser als der Frieden der Herzen."

„Du mußt übrigens auch noch wissen," sprach Gudula, „daß der Justus Deinen Vater wegen des Wassers, das er ihm genommen, verklagt hat, und daß der Proceß, wie ich höre, in diesen Tagen entschieden wird. Vielleicht ist Dein Vater deshalb nicht in guter Laune, wenn die Rede auf die Aumühle kommt."

„Also auch ein Proceß!" sprach der junge Mann. „O weh, ein Proceß ist der schlimmste Störenfried zwischen Nachbarn."

Dann erhob er sich, trat an's Fenster, legte seine heiße Stirn an die kühlen Scheiben und starrte ohne zu sehen hinaus. Was sollte er auch draußen suchen? Er hatte seine eignen Gesichte. Die alte Gudula aber setzte ihr Spinnrad in die Ecke und ging in die Küche, um für den Mittag zu sorgen.

So hatte Heinrich lange in tiefe Gedanken versenkt gestanden, da sah er seinen Vater vorbeigehen und in das Haus treten. Die Thür öffnete sich, der Alte schritt in die Stube. Niemals hatte der Sohn ihm mit unbehaglichern Gefühlen gegenübergestanden.

„Ich habe gute Nachrichten erhalten, Heinrich," sprach der Steinthalmüller mit freundlichem Gesichte. „Draußen ist mir der Briefträger begegnet und hat mir ein Schreiben gebracht. Ich und einige meiner Freunde aus der Umgegend haben im Gebirge auf Eisen graben lassen. Es hat uns viel Geld gekostet, aber wir scheinen in allen unsern Unternehmungen Glück zu haben. Der Wirth aus dem Dorfe, in dessen Nachbarschaft wir das Werk anlegen wollen, berichtet mir, daß gestern das Metall gefunden worden ist. Ich will selbst diesen Nachmittag hinüber. Herr Wambach ist auch bei der Sache betheiligt, es wäre mir lieb, wenn Du Dich zu Pferde setztest und ihm die Nachricht überbrächtest."

„Ich werde Dir die Sache besorgen," antwortete Heinrich, „nur wünsche ich den Weg zu Fuß zu machen. Bin ich doch auch sonst immer durch die Gegend gewandert."

„Das kannst Du halten, wie Du willst," lautete die Antwort, „ich wünsche nur, daß die Botschaft nach Tisch ausgerichtet wäre, da mag es Dir aber heiß werden."

„Als Soldat ist es mir auch oft heiß geworden."

„Thu' nach Belieben."

Und so wanderte denn der junge Mann den Nachmittag nach der Burg zu Schleißberg.

Fünftes Capitel.

Als die Sonne sich zum Untergang neigte, hatte Heinrich seine Fahrt nach der Besitzung des Herrn Wambach hinter sich und

befand sich wieder an derselben Stelle, an der er am frühen Morgen gestanden hatte. Die Straße und die großen Wege vermeidend, auf welchen er seinem Vater vielleicht begegnen konnte, war er auf Seitenpfaden, die durch Feld und Wald führten, zu dem Orte gelangt, der ihm neue Aufklärungen über den Zustand der Müllersleute verschaffen sollte, und er lag nun wieder in das Gebüsch gekauert über dem Abhange, der ihm den Blick in das Gehöfte gestattete.

Als er sich so leis, wie es ihm möglich war, einen Weg durch das Gesträuch bahnte, klang es ihm entgegen, als wenn zwei Frauenstimmen sängen. In der That tönten ihm nun auch verständlich die Worte des schönen alten Liedes entgegen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Es sind ja Gott geringe Sachen
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei Dir werden neu!
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Und als nun sein Auge in die Tiefe ging, da sah er wirklich die Müllerin und ihre Tochter an dem bekannten Orte. Sein Herz pochte ihm laut bei dem Anblicke Reginens. Die Frauen saßen unter dem breiten Gezweige des dichtbelaubten Nußbaums, der die Bank an der Hofthür beschattete, und waren mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Neben ihnen aber stand der alte Sessel, in dem der Großvater seinen Platz noch grade so hatte, wie in vergangenen Zeiten. Der Greis schien sich an den Klängen zu erfreuen, die still und friedlich in den schönen Abend hinausklangen. Als das Lied beendet war, trat eine Pause ein.

Dann wurde der alte Mann plötzlich unruhig, er stieß einige unarticulirte Laute aus. Tochter und Enkelin schauten mit theilnehmenden Blicken nach ihm hin. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er das Drehen der Mühlräder nachahmen, und blickte ängstlich zur Seite.

„Ich verstehe Euch schon," sprach nun die Müllerin, „Vater, Ihr fragt nach der Mühle. Nun, das wird schon bald wieder werden. Der Justus ist zum Mühlenbauer, bei dem er jetzt ganze Tage zubringt, um das neue Werk einrichten zu helfen. Freilich kann es noch eine Weile anstehen. Bald aber werden sich die Räder wieder lustig drehen, und wir arbeiten dann wie früher."

Der Alte machte eine neue Bewegung, als wollte er in die Ferne deuten.

„Für die alten Kunden braucht Ihr nicht zu fürchten, Vater," nahm die Tochter auf's Neue das Wort. „Die Leute im Dorfe haben uns gern und wenn sie auch jetzt in der Steinthalmühle mahlen lassen, so kommen sie doch Alle wieder zu uns. Das sagen sie täglich und fragen auch stets, wann wir denn endlich wieder das Geschäft anfangen. Nein, sie haben uns nicht vergessen. Im Gegentheil, sie wissen noch recht gut, daß Ihr und wir ihnen manchen Gefallen gethan. Ich bitte, macht Euch keine Sorgen. In kurzer Zeit geht Alles, wie es gegangen."

Und dann schaute auch Regine, die still auf ihre Arbeit gesehen hatte, plötzlich muthig den Großvater an und rief:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten!"

Der Alte schien sich zu beruhigen. Da trat plötzlich um die Ecke des Hauses der Justus. Er hatte eine Axt auf der Schulter, die er seitwärts an die Thür stellte, indem er dem Greise, seiner Frau und Tochter einen freundlichen guten Abend mit voller tiefer Stimme bot. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf die Schwelle.

„Nun, geht's gut mit dem Mühlenwerk?" fragte die Müllerin ihren Mann mit einem Seitenblick auf den Vater.

„Es könnte nicht besser gehen," antwortete Justus. Und dann erzählte er, zu dem aufmerksam lauschenden alten Müller hingewendet, wie schön und stattlich die neuen großen Wasserräder und das innere Mühlwerk würden, wie er überall altes Kernholz und die schönsten und festesten Mühlsteine ausgewählt habe, so daß die Mühle gewiß zu den stattlichsten im ganzen Lande gehören werde.

„Wenn aber Alles fertig ist," sprach er zu dem Schwiegervater, „dann nehme ich Euch auf meinen Arm und trage Euch hinaus, und da sollt Ihr die Räder sich lustig drehen und das Wasser in lauter Diamanten stäuben sehen. Und auch in die Mühle bringe ich Euch hinein und das Herz soll Euch aufgehen über die neue Pracht und Herrlichkeit. Ja, das wird ein Festtag für uns Alle."

Der Alte nickte ihm mit dankenden Augen zu und begleitete diese Bewegung mit unverständlichem Gemurmel. Auch die Müllerin betrachtete den Mann mit stiller Zufriedenheit, daß er seine Sache nach ihrem Sinne gemacht hatte.

„Aber jetzt haben wir genug von den Geschäften gesprochen," nahm Justus auf's Neue das Wort. „Den Tag muß man fröhlich schließen, wie es hier in der Mühle immer die gute Sitte gewesen ist. Regine, hol' mir die Zither, denn ich will Euch ein neues Lied singen, das ich dieser Tage gelernt habe."

Die Tochter legte ihre Arbeit auf den Stuhl und ging in das Haus, aus dem sie bald mit dem verlangten Instrumente zurückkam. Justus nahm es in Empfang, legte es auf den Tisch, gab den Saiten die richtige Stimmung und sprach: „Nun hört die schöne Mär' von der Kaiserkrönung."

Dann griff er in die Saiten und sang folgenden Schwank:

Es waren drei Gesellen
Im alten heil'gen Köllen,
Die hörten, daß zu Frankfurt
Die Kaiserkrönung sei.
Der Kaspar, Görg und Drickes,
Die machten sich herbei.

Und als sie angekommen
Und gut Quartier genommen,
Da stachen sie mitsammen
Ein Dutzend Flaschen aus
Und klangen mit den Gläsern:
Es galt dem Kaiserhaus!

Sie schliefen ohne Sorgen
Bis in den hohen Morgen.
Wie fuhr das in die Kleider,
Als draus der Lärm erscholl,
Es rannt' für sich ein Jeder,
Er rannt', als wär' er toll.

Der Kaspar war der Lange,
Er glich der Hopfenstange,
Er sah mit dünnem Halse
Ob allen Häuptern hin,
Ihm konnte nichts entgehen,
Das war ihm nach dem Sinn.

Der Görg, der kleine Dicke,
Ihm gehn nicht weit die Blicke —
Er denket auf Erhöhung
Und miethet sich ein Faß.
So putzig stand er oben,
Nun aber schaut er baß.

Und in der Straßen Mitten
Kam nun der Zug geschritten,
Das Volk fing an zu rufen,
Musik erklang mit Macht;
Wie reckten sie die Köpfe!
O welche Kaiserpracht!

Der Görg strahlt wie die Sonne;
Pardautz, da bricht die Tonne!
Der kugelrunde Bursche
Liegt in des Fasses Bauch,
Nichts sah er mehr. Was half ihm
Das Schrei'n und Fluchen auch?

Dem Kaspar schlug voll Hohne
Den Hut man in die Krone,
Das that ein Sachsenhäuser,
Dem er gesperrt die Schau;
Geklemmt an Arm' und Beinen
Sah er nur Schwarz und Grau.

Der Zug thät lange scheiden,
Da fanden sich die Beiden,
Doch Keiner sagt dem Andern
Was Wunder er geschaut,
Dieweil er nichts gesehen;
Sie waren sehr erbaut.

Wie wird ob des Geschickes
Verlachen sie der Drickes! —
Sie kehrten erst am Abend,
In ihre Herberg' ein.
Und suchten den Genossen:
Wo mag der Drickes sein?

Sie steigen in sein Zimmer,
Das Licht wirft hellen Schimmer.
Es faßt sie jäher Schrecken,
Sie sehen klar und hell,
Es thut im Bett sich strecken
Der dritte Spießgesell.

Ist bald die Nacht zu Ende?
Ich tastet' lang die Wände
Und legt' mich in das Fenster;
So oft ich aufgewacht,
Lag draußen in der Straße
Pechrabenschwarze Nacht.

Da thäten wohl die Herren
So Mund wie Nase sperren:
Das Zimmer hat kein Fenster,
Der Drickes sah in den Schrank.
Auch er schaut nicht die Krönung,
Sie riefen: Gott sei Dank!

So nahm ein End' gar leise
Die laute Krönungsreise.
Der Kaspar, Görg und Drickes,
Die hielten wohl den Mund.
Nun gibt ein loser Sänger
Das Abenteuer kund.

Als der Gesang verklang, lächelte der Alte vergnügt in sich hinein. Man sah ihm an, daß die Lust an einer heitern Fröhlichkeit noch nicht in ihm erloschen war. Auch die Müllerin und Regina hatten der lustigen Geschichte mit offenbarer Theilnahme gelauscht.

„Nun ist es aber Zeit," rief die Müllerin, die sich erhob, „daß wir den Vater in's Haus bringen. Die Luft wird feucht und kühl und da könnte er sich verderben."

Der Alte nickte.

Justus stand auf und sagte: „So trag' ich Euch hinein."

Dann nahm er den gebrechlichen Greis vorsichtig und sorgfältig auf seinen Arm und hob ihn federleicht durch die Thür. Regina trug den Stuhl hinterdrein. Auch die Müllerin folgte.

Eine Weile war es still in dem Hofe.

Heinrich, der in seinem Verstecke jedes Wort vernommen hatte, dachte bei sich: Nun, so gar schlimm steht es denn doch nicht in der Aumühle. Ich sehe überall die alte Heiterkeit. Sie wollen die Mühle wieder aufbauen. — — Aber was soll eine Mühle, die kein Wasser hat? Ist es doch nicht am Ende ein frommer Betrug, der hier mit dem Alten getrieben wird?

Er hatte indeß nicht lange Zeit nachzusinnen, denn schon nach wenigen Augenblicken trat Justus wieder aus dem Hause und setzte sich auf die Bank unter den Nußbaum, indem er mit auffallend ernstem Gesichte vor sich hinstarrte.

Dann erschien auch die Müllerin und stellte sich an seine Seite, ohne daß der Mann sie zu sehen schien. „Nun, wie ist es, Justus?" fragte die Frau.

Er fuhr wie aus tiefem Traume auf und antwortete: „Ach, Du bist es. Nun, nicht besonders."

„Du schienst mir heute grade auffallend vergnügt," sagte die Frau.

„Was thut man nicht, um dem alten Manne die letzten Lebenstage zu versüßen," antwortete er mit bewegtem Tone. „Die Lüge wurde mir schwer genug."

„Gott wird sie nicht allein verzeihen, er wird sie Dir lohnen," meinte die Müllerin und reichte ihm die Hand, die er herzlich nahm und schüttelte. „Wenn ihm auch die Sprache genommen ist," fuhr sie nach einer Weile fort, „so redet es doch recht lebendig in seinem Herzen, und sein Herz hängt mit hundert Fäden an dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickt und alle Zeit seines Lebens gewohnt und gearbeitet hat. Wir wollen deshalb so lange wie möglich den Schein vor ihm wahren. Vielleicht geschieht es, daß ihn Gott zu sich nimmt, bevor unsere Verhältnisse — —" sie stockte.

„Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht," — fiel Justus ein. „Aber ich sollte eigentlich nicht so verzweifelt sprechen, ja in einer Beziehung habe ich sogar alle Ursache, mit frohem Blicke in's Leben zu sehen, was ich auch thun würde, wenn mir der Vater und die Mühle nicht immer in den Gedanken lägen."

„Wie meinst Du das?" fragte die Müllerin.

„Nun, ich meine," erwiederte der Mann, „daß ich wegen der Aufnahme meines alten Handwerks und zumal wenn ich so mitten in der Arbeit die Axt handhabe, eine außerordentliche Befriedigung fühle. Es war ein recht dummer Streich von mir, daß ich es überhaupt jemals verlassen habe, denn es wäre mir sicherlich gelungen, ein tüchtiger Meister zu werden und etwas Ordentliches vor mich zu bringen. Statt nach dem Sprichwort: Schuster, bleib' bei Deinem Leisten! zu handeln, bin ich aber in ein Geschäft gegangen, das mir fremd und dem ich nicht gewachsen war. So kam ich in eine verfehlte Laufbahn."

„Justus, Du wirst doch nicht unzufrieden mit Deinem Loose sein?" fragte die Frau in einem traurigen Tone.

„Gott soll mich behüten," rief er, „nicht mit Dir, meinem Kinde und dem alten Vater. Ihr seid die besten Menschen von der Welt. Ich ginge ja für Euch durch's Feuer. Nicht Euch, ich klage mich an, denn ich bin damals zu gedankenlos in's Leben geschritten. Du weißt doch, daß ich nicht mein Auge auf Dich geworfen habe, weil Du für ein reiches Mädchen galtest —"

„Das weiß ich," sprach die Frau.

„Ich hätte aber denken sollen: Selbst ist der Mann. Statt mich auf eigene Füße zu stellen, nahm ich das Leben zu leicht- und frohsinnig. In meinem Gemüthe war das Wetter zu heiter. Ich dachte, da mir alle Welt so froh und fröhlich entgegenkam, nicht darüber nach, daß auch ernste Zeiten kommen könnten. So ging es denn, nachdem der Vater krank geworden, mit

unseren Verhältnissen bergab, bis wir zerrüttete Leute geworden sind."

„Aber Du bist ja auf dem besten Wege, unsere Zukunft zu sichern," tröstete ihn die Müllerin.

„Ja, das bin ich," rief er und schlug trotzig mit der Faust auf den Tisch. „Hei, wie habe ich heute geschafft. Meine Arbeit galt auch in allen Augen für drei Mann. Die Späne flogen unter dem Eisen davon, daß es eine Freude war. Und dann wurden die Balken aufgerichtet. Heute ist das Dach von dem neuen Hause fertig geworden. Ich stand aber oben auf der höchsten Spitze in der blauen hellen Luft und dünkte mich wie ein König. Da pflanzte ich den Strauß auf und hielt eine Rede an die Leute, und die anderen Gesellen sagten mir, als ich herabstieg, ich wäre der Meister von allen. Da war das Herz mir froh und ich fühlte mit Stolz, daß ich selbst für Frau und Kind sorgen könnte und nicht mehr nöthig hätte, mich ernähren zu lassen, wie es bis jetzt geschehen ist."

„Justus, Justus," rief die Frau, „welche Gedanken!"

„Die Gedanken sind richtig," entgegnete der Mann, „man kann sie nicht mit einem Mäntelchen behängen, daß das Ding anders aussieht."

„Du thätest besser, frisch in die Zukunft zu wirken, als über die Vergangenheit grübeln."

„Da werde Einer los, was er verschuldet hat," sprach er schmerzlich. „Ja, könnte ich Deinem Vater vergelten, was er an mir gethan hat, aber der Tag kommt jeden Augenblick näher, wo hier Alles zusammenbricht. Was sollen wir dem alten gebrechlichen Greise sagen, wenn wir ausgetrieben werden?"

„Du thust ja Dein Bestes," tröstete die Frau in innigem Tone, „aber laß mir die Grübelei."

„Dazu ist Niemand weniger angethan als ich," lautete die Antwort, „aber wenn die Thatsachen greiflich an den Menschen herantreten, dann kann man nicht entfliehen."

„Wie meinst Du das?" fragte die Müllerin.

„Nun, Du weißt ja," sprach Justus, „daß der Jude Aaron uns in der Noth all' das Geld vorgeschossen hat. Die Schuldscheine laufen in der nächsten Woche ab. Er ist mir heute im Dorfe begegnet und hat mir verkündigt, daß er diesen Abend kommen und mit mir sprechen werde."

Die Frau erschrak. Es folgte eine längere Pause, in welcher Beide vor sich hinstarrten.

„Und was soll werden?" fragte sie dann kleinlaut.

„Wenn die Summe nicht erlegt wird, dann müssen wir aus der Mühle," sagte Justus leise, „denn der Jude ist hartherzig und noch dazu in seinem Recht. Er wird kein Federlesens machen."

„Schrecklich!" seufzte die Frau.

„Ja, es ist schrecklich," sagte der Müller, „wenn auch nicht für uns, so doch für den Vater. Es heißt jetzt, daß wir uns zusammenthun und ihm ein Märchen auftischen, warum wir die alte Heimath verlassen."

„Du bist ein guter Mensch, Justus!" sprach die Frau mit Thränen in den Augen und reichte ihm die Hand. „Ein Sohn kann nicht frommer für seine eigenen leiblichen Eltern besorgt sein."

Es entstand eine neue Pause, dann fuhr der Müller fort: „Aber ich hab' auch noch eine andere böse Nachricht."

„Und was ist das?" fragte die Frau.

„Der Heinrich aus der Steinthalmühle ist zurückgekehrt," sagte Justus mit unbestimmtem Tone. „Du weißt, unsere Regine hat ihn immer im Sinne gehabt und uns nie ein Geheimniß daraus gemacht."

Heinrich hielt in seinem Versteck den Athem an, um kein Wort zu verlieren.

„Wir haben auch schier geglaubt, die Kinder hätten sich verlobt," fuhr Justus fort, „und ich habe den Jungen stets für einen wackern und wahrhaftigen Menschen gehalten. Es scheint aber, daß er das Mädchen vergessen hat. Vorgestern ist er mit dem Alten heimgekehrt und gestern waren sie den ganzen Tag zu Schleißberg bei dem reichen Wambach. In der ganzen Gegend geht das Gerede, daß er eine von den Töchtern aus der Burg heirathen wird."

„O Gott," seufzte die Frau. „Das wird dem armen Kinde einen Stich in's Herz geben."

„Und alle Hoffnungen auf den gütlichen Ausgang unseres Streites vereiteln," setzte Justus hinzu.

In demselben Augenblicke trat Regine

aus der Hausthür. Ihre Eltern ſchauten ernſt und traurig vor ſich hin.

„Wie ſeid Ihr nur ſo ſtill geworden?“ fragte das Mädchen.

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete der Vater mit ſcheinbarer Gelaſſenheit.

Aber Regine rief: „Das iſt nicht recht, daß Ihr ſo geheim thut. Der Zufall hat es gewollt, daß ich Euer Geſpräch hörte. Nun bin ich aber ſicher, daß Ihr dem Heinrich Uebles nachſagt. Er iſt nicht der Mann, der leere Worte in den Wind ſpricht. Ich kenne ihn und ich traue ihm. Mögt Ihr auch ſagen, was Ihr wollt, er kommt doch zurück. Vorläufig mag ihn der Vater zwingen! Das ändert aber nichts in ſeinen Geſinnungen. Vielleicht zwingt der Steinthalmüller ihn auch, auf mich zu verzichten und dann darf er freilich nicht an eine Heirath denken, denn die Kinder ſollen dem Willen der Eltern gehorchen. In ſeinem Herzen bleibt er mir dennoch treu. So will ich denn auch froh bleiben wie die Amſel, die dort im Walde ihr letztes Lied ſingt. Und jetzt geh' ich in das Dorf, um ein Stündchen an der Linde zu plaudern.“

Damit verließ ſie den Hof und eilte rüſtigen Schrittes hinaus. Die Alten blieben nachdenklich in ihren ſinnenden Stellungen.

„Das gute Kind!“ murmelte die Mutter.

„Sie hat kein Arg in die böſe Welt,“ ſetzte der Vater hinzu.

Nach einer Weile ſchaute mit einem Male ein ſchwarzer Kopf mit lockigem Haar und dunkeln Augen um die Ecke des Thorweges, durch den Regine verſchwunden war. Seine Blicke gingen unruhig durch den Hof und ruhten dann auf den ſtill vor ſich hinbrütenden Müllerleuten. Ein hämiſches Grinſen ging über die ſcharfen Züge, die er dann in ein freundliches Lächeln zu fügen ſuchte.

„Kann ich haben das Vergnügen, ein Wörtchen zu reden mit Euch, Juſtus?“ ſprach er dann mit näſelnder Stimme in echtem israelitiſchen Dialekte.

„Ihr ſeid es, Aaron,“ ſagte der Müller, „tretet näher.“

Zugleich winkte er ſeiner Frau mit den Augen, die ſofort in das Haus ging.

Der Jude kam nun raſch hervor.

„Was bringt Ihr?“ fragte Juſtus.

„Hab' ich's Euch doch ſchon dieſen Morgen geſagt,“ rief Aaron mit möglichſter Geſchmeidigkeit, „daß ich Euch dachte zu beſuchen dieſen Abend, um zu fragen, wie Ihr es wollt halten mit der Zahlung, ſo fällig iſt von heute in acht Tagen zahlbar in blanken Thalern.“

Der Müller zuckte mit den Achſeln.

„Lieber möchte ich haben eine Antwort mit dem Munde,“ ſprach der Jude, „als mit den Schultern.“

„Ich kann Euch das Geld nicht ſchaffen,“ ſprach Juſtus kurz und trocken.

„Und warum könnt Ihr nicht ſchaffen das Geld,“ rief nun Aaron, „wenn Ihr konntet leihen das Geld, ſo müßt Ihr auch wiedergeben das Geld.“

„Ich habe gehofft, daß bis zu dieſer Friſt der Proceß mit dem Steinthalmüller zu Ende ſei. Ich muß ihn gewinnen. Iſt er aber gewonnen, ſo habe ich wieder Credit und es wird mir ein Kleines ſein, Euch zu befriedigen. Lange kann es nicht mehr mit dem Urtheilsſpruch währen. Ich denke, Ihr geduldet Euch bis er geſprochen iſt.“

„Gott der Gerechte!“ jammerte nun auf einmal der Jude. „Gedulden, als wenn ein armer Mann wie ich, der ſein bischen Verdienſt überall feſtliegen hat, ſich könne gedulden. Geld kann ich nur machen mit Geld. Und wenn ich habe kein Geld in der Hand, ſo kann ich auch machen keins. Ich bin ein ruinirter Mann, denn ich ſelber muß auch machen Zahlungen am Ende der nächſten Woche.“

„Jude, mach' mir kein Geſchrei,“ rief der Müller jetzt dem immer lauter ſchreienden Handelsmanne zu, der vor dem aufſtehenden und düſter ausſehenden Juſtus plötzlich einen Schritt zurückwich. „Bin ich Dir nicht ein guter Kunde geweſen? Vor einem Jahre haſt Du mir tauſend Thaler geliehen und mit den Procenten und mit der Proviſion und all' den andern Plackereien hat ſich die Schuld um das Doppelte gemehrt. Aber Du ſollſt ſie haben ohne Widerrede, nur mußt Du Geduld haben.“

„Und wieder Geduld und wieder Geduld,“ winſelte der Israelit. „Wenn ich Euch aber ſage, daß ich benöthigt bin um das Geld. Könnt Ihr's nicht ſchaffen, Gott ſei's geklagt, ſo ſehe ich nicht einen andern Ausgang, als daß ich verkaufe die Schuldſcheine, denn Geld muß ich haben um jeden Preis heut' in acht Tagen.“

„Thu' was Du willſt,“ rief Juſtus zornig.

„Wohl, ein Mann ein Wort,“ ſprach der Jude, „ſo gehe ich direct zu dem Steinthalmüller.“

Justus schien bei dem Namen wie vom Schlag getroffen. Er stand starr wie eine Säule.

Der Jude aber entfernte sich so schnell, wie er konnte, aus dem Thore.

Der Müller blieb noch einen Augenblick in seiner Stellung. Dann ballte er die Fäuste, griff sich mit wilden Blicken in das Haar und lief dem Juden nach, indem er rief: „Aaron! Aaron!“

Im Hofe der Mühle war es plötzlich still geworden. Heinrich erhob sich langsam und schlich in den Wald.

Sechstes Capitel.

Welche ergreifenden Scenen hatte der junge Mann erlebt! Was war aus dem Orte geworden, der ihm stets wie ein Paradies des Friedens, der Ruhe, der Fröhlichkeit und der Liebe im Gedächtniß stand, wenn er auf seinen Wanderungen an die Heimath dachte? Allerdings bestand die Liebe unverändert fort, denn auch heute hatte er wieder Blicke in die guten, freundlichen, wohlwollenden Menschenherzen der Bewohner gethan, die mit allen Kräften ihrer Seelen trachteten, sich mit Worten und Werken zu erfreuen, zu erheben und zu stärken. Aber wie war es mit der alten unbefangenen Fröhlichkeit, die hier einst so laut und harmlos gelacht und gejauchzt hatte? Sie erschien nur noch wie ein gemachtes Gespenst. Um dem alten Greis mitunter eine frohe Stunde zu bereiten, trat sie in buntem Scheine auf, der nur ein erborgtes Kleid war. Man trieb sie aus frommem Betrug. Und der Friede und die Ruhe? Wie können sie auch wohnen, wo die Sorge und Noth eingezogen sind! Ja, Sorge und Noth waren eingezogen in diesen kleinen Kreis der besten und trefflichsten Menschen. Heinrich fühlte die entsetzliche Lage mit tiefer Betrübniß.

Aber noch mehr, er schauerte fröstelnd zusammen, wenn er an die Ursachen dieser peinigenden Lage dachte. Die Verarmung der Aumühle hielt mit der Bereicherung der Steinthalmühle gleichen Schritt. Sein elterliches Gut war von Tag zu Tag mehr in die Höhe gekommen, das Gut der Nachbarn von Tag zu Tag mehr im Werthe gesunken. Und das lag nicht eben in natürlichen Ursachen. Mochte sein Vater auch von Haus aus ein strebsamer arbeitsfrischer Mann sein, so konnte man den Aumüller doch keineswegs einen Faullenzer oder gar einen Nichtsnutz nennen. Nein, es hatte mehr eingewirkt, als das Bestreben, Haus und Gut zu mehren. Der junge Mann trug in seinem Herzen die Ueberzeugung mit sich, daß hier nicht allein die Begier der Bereicherung geherrscht hatte, es lag auch ein alter Haß vor, der den Nachbar beschädigen und verderben wollte. Was Wunder, daß der Sohn einen scharfen Stachel in seiner Seele fühlte, als er auf dämmerndem Pfade der Heimath zuschritt.

Tief in Gedanken an diese unglückseligen Verhältnisse versunken, wanderte er langsamen Schrittes auf dem Wege dahin, den er auch schon am frühen Morgen gegangen war, und beschäftigte sich mit dem Plane, wie er seinen Vater zu anderen Ansichten und einer bessern Handlungsweise führen könne. So gelangte er an die Bank, an welcher die Buche stand, die er am Morgen geküßt hatte. Diesmal dachte er nicht an die theuren Namenszüge, denn sein Haupt wirbelte von anderen Dingen. Als aber seine Blicke an der Stelle hinstreiften, sah er dort eine dunkle Gestalt sitzen. Seine Seele zuckte auf, denn er hatte sofort an den Umrissen erkannt, wer es war.

„Regine, Regine,“ rief er aus, sprang auf das Mädchen zu, und hielt die zitternde Gestalt in den Armen.

„Heinrich, Heinrich,“ sprach sie mit abgerissenen Worten, „bist Du denn der Alte — —“

„Warum sollte ich mich geändert haben,“ antwortete er, indem er ihr herzlich in die Augen blickte und ihr beide Hände schüttelte.

Da konnte sie sich nicht mehr halten. Sie fing laut an zu schluchzen, ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen und sie rang nach Worten, die sie nicht finden konnte.

„Was hast Du, Regine?“ sprach Heinrich. „Sage mir doch, was Dir das Herz bewegt? Ich dachte, Du würdest Dich freuen, wenn Du mich wiedersähest, und jetzt zeigst Du mir lauter tiefe Traurigkeit.“

„Verzeih mir,“ sprach sie endlich in abgebrochenen Lauten. „Es hat so schwer auf mir gelastet. Sie wollten mir einreden, Du habest mich vergessen und all' die

schönen hellen Tage, die wir in unserer Jugend miteinander gehabt haben."

„Wie kannst Du nur so schlimm von mir denken!" warf ihr der Jüngling ein.

„Mir wäre der Gedanke nicht gekommen," fuhr Regine fort. „Aber Du bist schon vorgestern zurückgekehrt und ich habe Dich noch nicht gesehen. Du warst stets in anderer Gesellschaft und hast Dich mit Leuten vergnügt, die Dir gewiß nicht so gut sind wie ich."

„Das ist nicht meine, sondern meines Vaters Schuld," sprach Heinrich. „Er hat mir keinen Augenblick für mich gelassen. Ich mußte ihn als gehorsamer Sohn begleiten. Gott weiß, wie ich mich stets nach Dir gesehnt habe. Jetzt ist Alles gut. Es hat sich nichts zwischen uns geändert."

Er wollte das weinende Mädchen in seine Arme schließen und sie küssen, aber sie wehrte ihn ab.

„Hoffentlich wird Alles gut," sprach sie, indem sie sich mit Gewalt zusammenfaßte, „aber geändert hat sich Vieles zwischen uns, seitdem Du weggingest. Wenn wir nur wieder gute Freunde werden, wie wir es stets waren."

„Und was hat sich denn geändert," rief Heinrich bewegt. „Bist Du nicht mein, und bin ich nicht Dein, wie wir es uns beim Abschiede versprochen?"

„In der Freundschaft," antwortete sie entschieden, „wollen wir es wieder sein, aber sonst nicht."

„Auch in der Liebe!" flüsterte der junge Mann.

„Nein, das geht nicht mehr," sagte sie ernst und entschieden und löste ihre Hand aus der seinigen. „Grade in dieser Beziehung hat sich Alles geändert. Wir waren damals glückliche Kinder voll Glauben und Hoffnung, das sind wir nicht mehr."

„Ich verstehe Dich nicht, Regine, ich verstehe Dich nicht."

„Du bist der Sohn eines reichen Mannes," sprach das Mädchen, „und ich, ich bin die Tochter eines Bettlers."

„Was kümmert uns Arm und Reich," fuhr der Jüngling heftig hervor. „Mir geht es um Dein Herz, und Dir sollte es gleicherweise nur um mein Herz gehen."

„O könnte und dürfte es so sein!" rief Regine, und eine große Thräne trat ihr in die schönen blauen Augen. „Wie wollte ich jubeln und mich freuen! Aber wir dürfen uns keinen irrigen Vorstellungen hingeben. Ich habe Zeit gehabt, mir in stillen traurigen Stunden unsere Verhältnisse klar zu machen. Deine Augen werden sich auch öffnen, Du kannst sie vor der Wirklichkeit, die an Dich herantreten wird, nicht verschließen."

„Aber Du sprichst in lauter Räthseln, meine Regine," rief der junge Mann. „Erkläre Dich näher."

„Wohl denn," erwiederte das Mädchen, „ich will Dir Alles sagen. Dein Vater wird Dir nie und nimmer erlauben, daß Du mit mir an den Altar trittst. Und Du darfst seinen Willen nicht mißachten, denn es heißt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lang' lebest auf Erden."

Heinrich stand erschüttert vor dem hohen Ernste, mit dem das Mädchen diese Worte aussprach. Er starrte eine Weile vor sich hin, dann sprach er: „Vertraue mir, vertraue der Zeit, vertraue Gott! Es wird sich Alles besser lösen, wie Du denkst."

„Wozu sollen wir uns mit eiteln Vorspiegelungen trösten?" sprach Regine. „Wir müssen klar in die Dinge sehen. Wenn wir gedankenlos in den Nebel hineinwandern, dann kommen wir nimmer an's Ziel. Vielleicht weißt Du nicht, wie die Verhältnisse zwischen der Aumühle und der Steinthalmühle liegen."

„Leider weiß ich sie zu gut," sprach Heinrich, indem er düster vor sich schaute. „Ich war diesen Morgen vor Tagesanbruch hier an dieser Stelle, um mich an alten schönen Erinnerungen zu erfreuen, dann ging ich an den Abhang über Eurer Wohnung, wo mich ein trauriges Bild mit traurigen Gedanken erfüllte. Darauf hat mir zu Hause die alte Gudula Alles erzählt, was in meiner Abwesenheit vorgegangen ist. Und diesen Abend war ich wieder an Eurem Hause. Verzeih' mir, Regine, ich habe Euch belauscht. O, es hat mir das Herz zerrissen, ihr guten, guten Menschen!"

Eine tiefe Rührung zitterte in seiner Stimme. Er hielt sich die Hand vor die Augen und setzte sich auf die Bank. Regine nahm in einiger Entfernung von ihm Platz. Es entstand eine peinliche Pause.

„O mein Vater, mein Vater," brach dann Heinrich in schmerzlichem Tone hervor.

„Ich will ihn nicht anklagen," sagte

Regine ernst und gehalten, „aber wie die Dinge einmal liegen, ist hier an keine Lösung zu denken. Gott müßte ein Wunder thun, wenn wir jemals zusammenkämen. So schmerzlich es mir ist, dies einzusehen, so trage ich doch heute einen fröhlichen Trost mit nach Hause. Und dieser Trost ist, daß Du derselbe geblieben bist. Dein Gemüth hat sich nicht verhärtet, Heinrich. Auch wenn unsere Wege auseinanderweichen, denn Du gehst in den Reichthum, wir gehen in die Armuth, so bleiben wir doch im Herzen die Alten und bewahren innerlich gute treue Freundschaft. Und nun, leb' wohl, auf immer!"

Sie stand auf und wollte gehen. Heinrich erhob sich heftig und ergriff auf's Neue ihre Hand.

„Nein, nein," rief er, „so wollen und dürfen wir nicht scheiden."

„Weißt Du einen Ausweg?" fragte Regine.

„Ich weiß ihn noch nicht," rief er in höchster Erregung, „aber ich will und muß ihn finden. Gott soll mich strafen, wenn ich Dir jemals die Treue breche. Der Liebe gelingt Alles. Ich werde das feste Gemüth des Vaters erweichen. Vertraue mir!"

„Wenn es an Dir läge, so würde ich nicht zweifeln," sprach das Mädchen. „Glaube mir, ich habe auch allen Möglichkeiten nachgedacht, aber ich habe keine gefunden. Es ist aus mit uns, laß uns scheiden."

„Wie grausam Du bist," rief der junge Mann.

„Ich bin mir nur klar," lautete die Antwort. „Aber ich muß gehen, die Dunkelheit wird immer dichter. Sie werden daheim in Sorgen um mich sein."

Sie ging, er schritt an ihrer Seite dahin und beschwor sie mit heißen Worten, ihm zu trauen und auf die Zukunft zu hoffen. Er wollte sie auf's Neue an sich drücken. Sie gestattete es nicht. Als sie in der Nähe des Hauses waren, konnte er ihr nur mit Mühe das Versprechen abpressen, daß sie nach drei Tagen zu derselben Zeit an der Bank bei der Buche erscheinen werde, um zu erfahren, wie er sich mit seinem Vater erklärt habe. Dann schied sie, indem sie ihm die Hand gab und rief: „Auf gute Freundschaft!"

Sie verschwand im nächtlichen Dunkel. Es wirbelte ihm im Kopfe. Sollte er sie wirklich verlieren? Er fühlte es tief und brennend, daß er dann den herrlichsten Schatz verloren hätte. Mit keinem Gedanken dachte er an ihre körperlichen Vorzüge, obgleich sie ihm auch größer und schöner und ernster vorgekommen, er war ganz voll von ihrem edeln, reinen menschlichen Wesen, von ihrem klaren Verstande, von ihren tüchtigen ungeschminkten Einsichten. Er hatte sich ihrer reifen Ueberlegung gegenüber fast wie ein unsicherer Knabe empfunden. Sie war weit über ihn hinausgewachsen an voller geistiger Entwicklung. Was hatte er davon gehabt, daß er die Welt durchstreifte und sich in fernen Ländern bei fremden Leuten umsah! Die Noth, der Ernst, die Nüchternheit des Lebens waren für Regine weit bessere Erzieher gewesen. In seiner Seele flammte eine wahre Verehrung für das Mädchen auf und er schwur sich, Alles anzuwenden, daß er die geliebte Freundin seiner Jugend nicht verliere, daß er alle Unebenheiten ausgleiche, daß er Frieden und Versöhnung stifte.

In solche wechselnde Empfindungen und allerlei Plänen versunken, erreichte er nach einiger Zeit, indem er jetzt den Weg durch die Wiese nahm, das elterliche Haus. Schon von fern gewahrte er Licht in der Arbeitsstube seines Vaters, die nach dieser Seite lag. Als er näher kam, sah er, daß das Fenster geöffnet war und daß sein Vater mit dem Juden Aaron dort an einem Tische saß. Nichts hätte ihn grade in dieser Stunde unangenehmer berühren können, als die Anwesenheit des luchsäugigen Händlers. — Was konnte hier auch Gutes gebraut werden? Offenbar war der Israelit graden Weges von Justus nach der Steinthalmühle gerannt. Weshalb es geschehen war, konnte er ahnen. So schlich er leise an das Fenster hinan und war bald im Stande, jedes Wort zu verstehen.

„Also er lief Dir nach," sagte der Alte zu dem Juden, „und was sagte er?"

„Gebeten hat er mich um Gotteswillen," erwiederte Aaron, „daß ich Euch nicht sollte verkaufen die Schuldforderung. Tausend Thaler wollte er mir geben mehr, wenn ich ihm zusagte Geduld, denn Ihr wäret sein Todfeind, hat er gesagt, und wenn Ihr ihn könntet verderben hundertmal, so thätet ihr es hundertmal."

„So reden die Bankerottirer immer," sprach der Müller. „Aber weiter!"

„Nun, was weiter, wer kann behalten all' die Bitten," fuhr der Jude fort. „Ich aber habe ihm erklärt, entweder Geld zu der bestimmten Frist oder ich thue, was ich thue, denn ich habe nöthig mein Capital. Und ich bin gegangen weiter und ich trage Euch an den Verkauf des Scheines."

„Und Deine Forderung?" fragte der Alte.

„Zweitausend Thaler, worauf der Schein lautet."

„Und wie viel gewinnst Du dabei?"

„Gerechter Gott, ein armer Geschäftsmann will auch etwas verdienen."

„Aber hundert Procent in einem Jahr zu verdienen, das ist nun doch etwas zu grob. Ich will Dir was sagen, Jude, ich kaufe Dir den Schein für baare fünfzehnhundert Thaler ab, nichts mehr und nichts weniger."

„Gott soll mich strafen, das kann ich nicht. Da hätte ich ja gar keinen Profit."

„Gott soll mich strafen, Du hast noch viel zu viel Profit," entgegnete der Alte. „Mir liegt bloß an dem alten Rumpel der Aumühle, weil sie an mein Eigenthum stößt und weil ich auf diese Weise dazu kommen kann. Nimmst Du das Anerbieten nicht an, so geh' hin und sieh, wo Du die zweitausend Thaler erhältst. Wenn Du alle Taschen des Justus auspressest, so sind noch keine zweitausend Pfennige drin. Dann mußt Du an's Gericht. Das kostet wieder Geld. Endlich wird die Mühle zu Deinen Gunsten verkauft. Man bietet im besten Falle tausend Thaler für den Rappel. Geh' hin, Du machst ein gutes Geschäft. Schäme Dich, Du schlauer Aaron."

„Ihr werdet mir aber doch geben die zweitausend Thaler," sagte der Jude blinzelnd.

„Ich werde kein Narr sein," lachte der Müller, „guten Abend, Aaron, mach' Dich auf, ich habe keine Zeit, länger zu verhandeln."

„Nun, so gebt mir siebenzehnhundertfünfzig Thaler und der Schein ist Euer."

„Keinen Groschen mehr als fünfzehnhundert, die schon gezählt in der Kiste liegen. Doch genug, ich sehe, wir werden des Handels nicht einig."

Er stand auf und nahm das Licht, um dem Juden hinauszuleuchten und rief: „Gute Nacht, Aaron!"

„Also nichts zu handeln, auch gut," rief Aaron trotzig und nahm seinen abgeschabten Hut.

„Nichts zu handeln," lachte der Steinthalmüller.

Die Sache schien sich zu zerschlagen. Heinrich sah Beide verschwinden. Er freute sich schon, daß nichts aus diesem schnöden Handel würde. Da erschien das Licht wieder. Sein Vater kehrte mit dem Juden zurück.

„Setz' Dich, Aaron," rief der Alte mit schmunzelnder Miene. „Es freut mich, daß wir doch einig geworden sind."

„Ihr habt gemacht ein gutes Geschäft," sprach der Jude.

Der Müller ging an einen Schrank, den er erschloß und aus dem er einige Packete Papiergeld nahm, mit denen er an den Tisch trat und sagte: „Da zähl', es müssen auf den Kopf fünfzehnhundert Thaler sein. Vorerst aber gib mir den quittirten Schein."

Er gab ihm eine Feder. Aaron unterschrieb. Der Müller prüfte das Papier.

Dann nahm der Jude das Geld, das er sofort zu zählen begann.

Heinrich hatte genug gesehen, es überlief ihn kalt, er schritt leise in das Haus und setzte sich ohne bemerkt zu werden in die dunkle Wohnstube. In seiner Seele war es über alle Maßen traurig.

Er mochte eine halbe Stunde in dumpfen Träumereien gesessen und vor sich hingestarrt haben, da hörte er draußen seinen Vater, welcher den Juden verabschiedete und dann mit dem Lichte in die Stube trat. Auf seinen Zügen stand die offenkundigste Befriedigung geschrieben. Der Sohn erhob sich und wünschte ihm einen guten Abend.

„Sieh, Heinrich," rief der Alte, „da bist Du ja zurück. Wie ist es gegangen?"

„Ich habe die Botschaft an Herrn Wambach ausgerichtet," lautete die Antwort.

„Und bist dort geblieben," fuhr der Alte fort, „und hast geplaudert und mit den Mädchen gespielt und gesungen? So ist es recht. Das seh' ich gern, daß Du gleich mit den besten Leuten der Gegend in Verbindung trittst. Ich habe es mir wohl gedacht, daß es Dir auf der Burg gefallen würde. Nun, ich hoffe, wir kommen uns immer näher."

„Du irrst Dich in Deinen Vermuthungen," erwiederte der Sohn. „Ich habe nicht mehr und nicht weniger gethan, als Du mir auftrugest."

„Wie, war denn der Alte vielleicht nicht freundlich?“ fragte der Müller mit enttäuschtem Gesichte.

„Im Gegentheil,“ sagte Heinrich, „er zeigte mir dieselbe Artigkeit, wie am gestrigen Tage. Er lud mich auch ein zu bleiben und wollte mich zu seinen Töchtern führen.“

„Und das hast Du nicht angenommen?“

„Nein!“

„Nun, mir scheint, daß Du nicht höflich gehandelt hast.“

„Ich mochte nicht aufdringlich erscheinen.“

„Wie kann da von Aufdringlichkeit die Rede sein, wenn man eine herzliche Aufforderung erhält?“

„Mein Gefühl sagte mir, ich möchte ablehnen. Es schien mir bescheidener, zu gehen als zu bleiben.“

„Junge, Junge,“ rief der Alte mit dem Finger drohend, „wenn Du Dir nur nicht mit einer falschen Bescheidenheit im Wege stehst. Ich habe grade auf diese Bekanntschaft einen Plan für Deine Zukunft gebaut.“

Heinrich erröthete. Dann sprach er nach einer Pause: „Wir wollen nicht eher Pläne bauen, bis etwas recht Tüchtiges aus mir geworden ist. Ich habe mich in den Tagen, die ich nun wieder daheim bin, so neu und unerfahren in allen Verhältnissen gefühlt, daß es mir ganz unbehaglich zu Muthe ist. Ich muß vor allen Dingen daran denken, mich in die Geschäfte einzuschießen und Dir als ein nützlicher Mensch zur Seite zu stehen. Schon heute empfand ich mich dem Herrn Wambach gegenüber, der mir von allerlei Unternehmungen sprach, die ihn und Dich betreffen und von denen ich nichts wußte, so befangen, daß ich mich so schnell wie möglich davonmachte, damit er in mir nicht etwa einen oberflächlichen und ununterrichteten Menschen ahnte.“

„Den Grund lasse ich schon eher gelten,“ meinte der Alte. „Es freut mich, daß Du Dich nach praktischer Beschäftigung sehnst. Aber wo bist Du denn die ganze Zeit gewesen? Wenn Du Dich nicht in Schleißberg aufgehalten hast, so konntest Du schon längst zurück sein.“

Heinrich wurde verlegen, aber er faßte sich und fand bald eine Ausflucht, indem er sagte: „Nun, ich habe die Gegend durchstreift und bin auf den Höhen, durch die Felder und Wälder gewandert. Ich wollte mich auf's Neue mit der alten Heimath, die ich Jahre lang nicht gesehen und an die ich täglich gedacht habe, bekannt machen.“

„Das verräth mir grade keinen besondern Eifer für die gewünschte Geschäftigkeit,“ sprach der Alte mit einer Beimischung von Tadel. „Ich bin kein großer Freund des zwecklosen Umherschlenderns, wozu auch der Gang diesen Morgen gehörte. Bist Du vielleicht auch im Dorfe gewesen?“

„Dort war ich nicht,“ erwiederte Heinrich.

„Und hast Du sonst Niemand gesprochen?“ forschte der Müller mit scharfem Blicke.

„Ob ich Niemand gesprochen habe“ — wiederholte der Sohn stockend. — „Ich bin nur wenigen Arbeitern begegnet und habe mit Keinem ein Wort gewechselt, außer daß ich ihnen einen guten Tag wünschte.“

Der Alte schien beruhigt, der Sohn aber bat nun den Vater, daß er gleich morgen beginnen möge, ihn in seine Verhältnisse einzuweihen und ihm eine tägliche Arbeit zu überweisen, was der Müller auch versprach. Nach einiger Zeit brachte die alte Gudula das Essen und sie setzten sich an den Tisch. Als sie aber die Mahlzeit zu sich genommen, an der Heinrich nur geringen Antheil nahm, holte der Alte verschiedene Erzstücke hervor, die er von seiner heutigen Expedition mitgebracht hatte, indem er sich eines Weitern über die Hoffnung erging, welche das neuanzulegende Bergwerk verwirklichen sollte. Auf sein Lieblingsthema gebracht, wurde der Alte immer gesprächiger. Heinrich hörte ihm nur zerstreut zu und war froh, als endlich zu Bett gegangen wurde.

Siebentes Capitel.

Am andern Morgen beim Frühstück begannen nun wirklich die Unterhaltungen über die verschiedenen Geschäfte, welche der Vater trieb, und wurden dann nachher in dessen Arbeitszimmer fortgesetzt. Es handelte sich zunächst um diejenigen Zweige, die, über die Landwirthschaft und Mühle hinausgehend, an verschiedenen Orten angelegt waren. Und jetzt hatte der Sohn in der That alle Ursache, die Rührigkeit und Thätigkeit, welche der speculative Müller nach allen Seiten entwickelte, zu bewundern.

Hier war der Alte bei einem Steinbruche, dort bei einem Kalkofen und an anderen Stellen wieder an andern Unternehmungen betheiligt. Was Heinrich indeß nicht recht gefallen wollte, das war die große Zerstückelung in den verschiedenartigsten Erwerbsquellen, die meistens nicht durch eigenes Zusehen, sondern durch fernstehende Menschen überwacht und besorgt wurden. Offenbar mußte es schwer sein, hier eine gehörige Controle zu üben. Selbst als die Beiden sich des Nachmittags in den Wagen setzten, um die betreffenden Anlagen zu besuchen, wurde es Heinrich schwer, eine Uebersicht zu erlangen. Noch größeres Mißfallen aber erregte ihm diese Art der Geschäfte, als er mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Vater gewissermaßen an einer Monomanie für neue Handels- und Gewerbseinrichtungen litt und seinem Glücke trauend, blind und ohne die gehörigen Prüfungen anzustellen, in allerlei Beziehungen eingetreten war, deren genauere Kenntniß ihm abging. Der Sohn ließ es denn auch nicht an bedenklichen Bemerkungen fehlen, worauf der Alte ihm aber erwiederte: „Ei was, wer wagt, der winnt! Man muß nur dem Glücke vertrauen. Das Glück aber hat mich noch nie im Stich gelassen!“ Es war eben bemerklich, daß der Steinthalmüller in der größten Eile ein reicher Mann werden wollte.

Am folgenden Tage wurden die Studien des Geschäftes fortgesetzt. Es handelte sich nunmehr darum, die Absatzquellen für die Steine, den Kalk, die Metalle und das Getreide kennen zu lernen. Dies geschah zunächst, indem sie ein paar Stunden über den Büchern saßen und die Kunden im Ober- und Niederlande durchnahmen. Am Nachmittage aber wurde eine Fahrt in die kleine Stadt am Flusse bewerkstelligt, wo der Alte den Sohn mit den Schiffern und ein paar Spediteuren bekannt machte, welche seine Producte weiterbeförderten. Auch bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß die Handelsbeziehungen des Müllers einen bedeutenden Umfang gewonnen hatten. Eine weitere Fahrt in die große Stadt aufwärts am Strome, wo der Alte in Beziehung zu einigen größern Häusern und zu einem bedeutenden Banquier stand, bei denen er den Sohn einführen wollte, wurde für die nächsten Tage in Aussicht genommen.

Als sie am dritten Tage des Morgens wiederum in der Arbeitsstube des Müllers saßen, drang Heinrich darauf, nunmehr auch den Besitz, der um die Mühle lag, näher kennen zu lernen. Der Alte holte mit zufriedenem Stolze auf seinen Mienen das Inventar der Liegenschaften hervor, aus dem der Sohn mit Genugthuung ersah, daß das Gut in der letzten Zeit beträchtlich gemehrt worden war. Noch größer aber wurde sein Erstaunen, als er vernahm, daß dasselbe auch nicht die kleinste Belastung aufwies. Offenbar hatte der Steinthalmüller diesen Besitz stets als seine Lieblingssache betrachtet, denn es herrschte hier überall die schönste Ordnung.

Heinrich fand nunmehr die gewünschte Gelegenheit, eine Sache zu besprechen, mit welcher er sich in Gedanken unablässig beschäftigt und zu welcher er nun den Vater auf natürlichem Wege geführt hatte. Es galt ihm deshalb, ihn in guter Laune zu erhalten. Und das that er auch, indem er offen und herzlich die Bewunderung für die Umsicht und Thätigkeit des Alten an den Tag legte.

„Allerdings,“ rief der Alte bei diesen Lobeserhebungen aus, „ich habe es nicht an Schweiß und Fleiß fehlen lassen, um Dir ein schönes Vermögen zu hinterlassen und Dich als einen der besten Männer im Lande hinzustellen. Nichts aber verleiht mir eine größere Zufriedenheit, als die Wiesenanlagen im Steinthal, durch die ich den Werth des Gutes in kurzer Zeit um das Doppelte vergrößert habe.“

„Gewißlich,“ unterbrach ihn Heinrich, „gilt hier das alte Sprichwort, daß das Werk den Meister lobt. Dennoch kann ich nicht verhehlen, daß grade diese Anlage, jemehr ich sie mit Bewunderung angesehen habe, mir große Zweifel und Bedenken erregt.“

„Wie ist das möglich,“ rief der Müller, indem sich eine düstere Falte über seine Stirn zog. „Ich bin neugierig, ob Du mir einen Fehler nachweisen kannst?“

„Das nicht,“ sprach der Sohn mit mildem Tone. „Es ist gewiß alle Kunst aufgewendet worden, aber ich meine, daß Du durch den Verbrauch des Wassers Deinen Nachbar in dem Betrieb seines Mühlwerks geschädigt hast.“

„Dummes Zeug,“ fuhr nun der Alte hitzig auf. „Willst Du Dich auch an solche

Albernheiten klemmen, mit denen mich das Geschwätz einsichtsloser Leute schon genug verfolgt. Bin ich nicht Herr auf meinem Eigenthum? Kann ich nicht daraus machen, was ich will, möge es mir nun zum Schaden oder zum Nutzen gereichen? Hätte der Aumüller, wenn ihm die gehörige Grütze im Kopfe säße und wenn er der Besitzer des Gutes wäre, nicht dasselbe gethan?"

„Laß uns die Sache ruhig betrachten und bereden," wandte der Sohn ein, „und da mußt Du doch zugestehen, daß durch die Berieselung Deiner Wiesen der Aumühle die Nahrung abgeschnitten worden ist."

„Was geht mich die Aumühle an," rief der Alte wieder in demselben erzürnten Tone. „Das Wasser an der Steinthalmühle gehört mir, und ich gebrauche es, wie ich es gebrauchen kann. So handelt jeder verständige Mann. Später mag Gottes Wasser über Gottes Land laufen."

„Ja, wenn es nur noch da wäre," entgegnete Heinrich. „Es fällt mir ja nicht ein, Deine Handlungsweise unverständig zu nennen. Wie die Sachen sich aber entwickelt haben, meine ich, wäre es wenigstens in der Ordnung gewesen, daß Du Dich mit dem Aumüller abgefunden und ihm eine entsprechende Entschädigung gegeben hättest, was Du übrigens, den Rücksichten der Billigkeit folgend, auch wohl gethan hast."

„Entschädigung!" schrie nun der Müller zornig. „Ich soll den Justus entschädigen, der mir nimmer grün gewesen ist. Sollte er mich deshalb lächerlich gemacht, mich einen gierigen Geizhals genannt und meinen Namen gehässig durch's Land getragen haben? Der und Entschädigung! Kann er mir beweisen, daß ich ihm das Wasser liefern muß? Nein, er kann es nicht, sonst hätte er in dem Processe, den er mit mir führt, längst die Papiere beigebracht."

„Du stehst also in einem Processe mit ihm?" fragte der Sohn, als wenn er nichts von der Angelegenheit wüßte.

„Freilich," rief der Alte, „er hat mich verklagt. Die Sache liegt vor dem Richter und kommt nächstens zur Entscheidung. Dann wird sich zeigen, wer Recht hat. Gewinnt er, nun wohl, so ist meine Mühe verloren und die Kosten liegen im Dreck. Aber so steht es nicht. Du wirst doch nicht glauben, daß ich ein Thor bin und blind in's Geschirr gehe und Geld über Geld zu einer solchen umfangreichen Anlage verwende, wenn ich nicht meiner Sache sicher bin. Dort in der Kiste liegt ein Papier, das meine Ansprüche sichert und mich das Urtheil ruhig erwarten läßt."

„Ich zweifle ja gar nicht daran," besänftigte der Sohn den aufgebrachten Mann, „daß Du in Deinem Rechte bist. Aber außer dem verbrieften Rechte gibt es auch ein Recht, das in der Volksmeinung seinen Grund hat. Und nach meinem Gefühl ist diese Meinung Dir nicht gewogen."

„Soll ich mich um die Fraubasereien von Hans und Kunz kümmern?" fuhr nun der Alte noch heftiger auf. „Werden Eigenthumsbriefe geschrieben, um nichts zu gelten? Ich habe einen solchen Eigenthumsbrief, der mir mein gutes Recht gibt."

Heinrich wollte trotz des Zornes, in welchen sein Vater gerieth, die Sache zur Erledigung bringen. So ließ er denn auch jetzt nicht nach, um wo möglich eine Versöhnung anzubahnen. Da er aber nicht gegen die Thatsachen reden konnte, so trug er die Frage auf das Gebiet der Sittlichkeit.

„Es mag geschrieben stehen, was da will," rief er mit warmer Empfindung, „es heißt aber in dem höchsten Gebote: Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das sollst Du auch keinem Andern thun. Gottes Wort heischt uns, daß wir den Nächsten lieben sollen. Wenn wir ihm Schaden zufügen, so schaden wir unserer Seele am meisten."

Nun aber sprang der Alte mit zornglühendem Gesichte auf und donnerte und tobte:

„Willst Du wohl das ungewaschene Maul halten, Du Gelbschnabel! Bist Du hierher gekommen, um den Sonntagsprediger zu spielen? Zeigt man so den Respect, den man seinem Vater schuldig ist? Einmal für allemal sage ich Dir jetzt," schnob er, indem er die Faust gegen Heinrich ballte, „so lange ich die Augen aufhabe, gilt hier mein Wille und nicht der Deinige. Und daß Du es mir nicht fürder wagst, die Rede auf diese Angelegenheit zu bringen. Mit dem Justus und seiner Sippschaft stehe ich in ewiger Fehde. Er hat mich beleidigt, ehe Du auf der Welt warst. Und diese Beleidigung wird ihm hier in diesem Herzen nun und nimmer vergessen. Haß um Haß, Zorn um Zorn, Zahn um

Zahn. Daß Du Dir nie beigehen läßt, Dich dieſer Brut zu nähern! Zumal bleib mir von dem Mädchen! Ich weiß recht gut, daß Du früher mit ihr angebandelt haſt. Ich habe Dich ſchon bei Deiner Ankunft gewarnt. Jetzt zum letzten Male, verſteh mich recht, damit der Vater nicht vergeſſe, daß er einen Sohn hat. Und nun bin ich zu Ende. Du aber gehſt mir heute aus den Augen und bedenkſt, was ich Dir geſagt habe. Keine Widerrede, kein Wort! Vor die Thür, vor die Thür!"

Heinrich ſchwieg, erhob ſich ernſt und ſtolz und ſchritt ruhig aus der Stube. In ſeinem Leben hatte er niemals ein ſo bitteres Gefühl gehabt. Je mehr er ſich bewußt war, in reinſter und edelſter menſchlicher Regung Streit und Haß auszugleichen, deſto mehr empfand er ſich durch das ſchroffe unzugängliche Weſen ſeines Vaters zurückgeſtoßen. In ſeiner Seele klaffte ein tiefer Zwieſpalt. So konnte er es im Hauſe nicht aushalten, nahm Hut und Stock und rüſtete ſich zu einer längern Wanderung, indem er vorher der alten Gudula noch ſagte, daß er in einem Dorfe über dem Strome zu thun habe und erſt gegen Abend zurückkehren werde. In der That wanderte er auch bald hinaus, indeß ohne Zweck und Ziel.

Als ſich der Sturm ſeiner wogenden Gefühle mehr und mehr legte, begann er einzuſehen, daß Regine recht gehabt hatte, als ſie ihm die Unmöglichkeit einer Verſöhnung hinſtellte. Der alte Haß, den ſein Vater im Herzen trug, kannte weder Ziel noch Grenzen und war nun in einer Weiſe an den Tag getreten, daß er unvertilgbar ſchien. Außerdem aber hatte ſich ſein Charakter durch den Lebensgang, auf dem er einhergeſchritten, verhärtet und erſtarrt. Der Steinthalmüller war ſtets der abſolute Herrſcher in ſeinem Hauſe geweſen. Von ſeiner verſtorbenen Frau erfuhr er niemals den geringſten Widerſpruch. Ueber das Geſinde regierte er mit unerbittlicher Strenge. Und da auch ſeine Vermögensverhältniſſe in außerordentlicher Weiſe gediehen und alle Welt ihn als einen mächtigen Mann betrachtete, ſo erhielt ſeine ſtraffe Gemüthsrichtung dadurch nur allſeitige Nahrung. Er war in ſeiner Stellung, wie denn ſeine Natur ſchon darauf angelegt ſchien, zu einem entſchiedenen Despoten geworden.

Was war da zu thun? Sollte Heinrich ſich ſchlechtweg in die Umſtände fügen und dem Mädchen entſagen? Nein, daran dachte er nicht. So ſchlimm ſich auch Alles anließ, ſo wollte er doch auf beſſere Zeiten hoffen und warten. Ja, Regine mit ihrer ſtillen ernſten Ruhe, mit ihrer weichen und doch ſtarken Seele ſchien ihm mit einem Male doppelt wünſchenswerth. Sie ſtieg in ſeinen Augen mehr und mehr, wenn er an das rauhe eigenſüchtige Weſen des Vaters dachte. Und welch eine andere Erſcheinung war auch der treffliche Müller Juſtus, deſſen Sinnen und Trachten dahin ging, ſeiner Familie und den Nebenmenſchen Freude zu bereiten. Heinrich hätte es als eine Schmach und Schande angeſehen, wenn er ſich zurückgezogen. Er durfte dies noch weniger, da ſich Regine und ihre Angehörigen in der Noth und Erniedrigung befanden. Aber noch mehr, ſeine Liebe ſchlug mit jedem Augenblicke zu höhern Flammen auf.

Indeß es war eine andere Frage, ob und wie er am heutigen Tage der Geliebten entgegentreten ſollte? Und hier befand er ſich in der tödtlichſten Verlegenheit. Sein Vater hatte ihm unter fürchterlichen Androhungen jede Begegnung mit den Leuten aus der Aumühle verboten. Durfte er als braver Sohn dieſes Gebot übertreten? Was konnte die Folge davon ſein? Er mußte die ſchlimmſten Scenen fürchten, wenn der Vater ſeinen Ungehorſam erfuhr. Und noch trauriger konnten die Rückwirkungen auf Regine und die Ihrigen fallen. War es daher nicht gerathener, heute das verſprochene Stelldichein zu meiden und eine gelegenere Zeit abzuwarten? Und doch, was ſollte Regine denken, wenn er ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß nicht erſchien?

Mit ſolchen Erwägungen beſchäftigt, ſchritt er weiter und weiter, ohne der Begegnenden zu achten. Da hörte er plötzlich die Wechſelrede zweier Fuhrleute, die einander entgegenfuhren. Der Eine führte einen Wagen mit Kalk dem Fluſſe zu, der Andere trieb ſeine Pferde landein. „Was haſt Du?" rief der Letztere. „Kalk," entgegnete der Andere, „aus dem Ofen des Steinthalmüllers." „Wie, biſt Du denn noch bei dem geizigen Leuteſchinder in Dienſten?" höhnte der Erſte. „Das ſollte mir auch einfallen, bei einem ſolchen Fuchſe zu dienen!" Mochten es immerhin rohe

Gesellen sein, die sich hier Red' und Antwort gaben, so schnitt ihm doch dieses Volksurtheil tief in die Seele.

Als er nach einer Weile in dem alten Städtchen, das wir bereits kennen, angekommen war und an dem Ufer des Stromes hinwandelte, sah er mehrere Kähne, die mit Basalt- und Tuffsteinen beladen wurden. Er stellte sich hin und betrachtete die Arbeit der Stromleute. In seiner Nähe pflanzten sich bald ein paar Bauern aus dem Gebirge auf. „Wer mag die Steine verladen?" fragte der Eine. „Die sind aus den Brüchen des Steinthalmüllers," sprach der Andere. „Ja, der Kerl ist steinreich, rief ein Dritter, „aber ich möchte am jüngsten Tage nicht in seiner Haut stecken. Wer so unbarmherzig dem Verdienst nachläuft und die Leute hetzt und jagt und ihnen nicht den Bissen gönnt, dem dient sein Gut zu nichts Anderm, als daß es ihn in die Klauen des Teufels führt." — Welch ein neues böses Urtheil hörte Heinrich über den Vater!?

Die Leute riefen nach einem Schiffer, um überzufahren. Der junge Mann besann sich nicht lange, er stieg gleichfalls in den Kahn und setzte sich auf eine Bank. „Ob es denn wahr ist," fragte jetzt Einer von den Bauern, „daß der Müller Justus wieder Zimmermann geworden ist?" „Freilich," sprach ein Anderer, „ich habe ihn selbst bei der Arbeit gesehen." „Dann muß es ihm doch wirklich an den Kragen gehen," meinte ein Dritter. „Allerdings," erwiederte der Erste, „dem hat der Steinthaler das Messer an die Kehle gesetzt. Die neuen Wiesen, die den Einen reich machen, bringen dem Andern die Armuth." „Sein Sohn soll auch jetzt aus der Fremde zurückgekehrt sein," fiel nun ein Vierter ein. „Früher wurde er als ein guter Junge gepriesen." „Ei was," höhnte nun wieder der Erste, „er wird es nicht anders machen wie der Alte. Man hat ihn am letzten Sonntag in der Kirche auf dem Berge gesehen. Da war er mit dem Wambach und später hat er mit den Töchtern zu Schleißberg scharmutzirt. Man weiß, worauf es abgesehen ist. Der alte Schleißberger ist von derselben Sorte, die auch den geringen Mann verderben, um sich selbst in die Höhe zu bringen. Gebt Acht, bald läutet es von einer Hochzeit, denn was des Müllers Sohn angeht, so wird es auch da heißen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." — Der Kahn landete am andern Ufer. Heinrich gab dem Fuhrmanne den Lohn, sprang aus dem Nachen und stieg so rasch wie möglich das Ufer hinan.

„Also der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!" sprach der junge Mann. „Nun, das wollen wir doch einmal sehen." In diesem Augenblicke setzte sich in seiner Seele der Entschluß fest, daß er noch diesen Abend Regine begegnen und mit ihr reden wolle. Mochte sein Vater sein, wie er war, sein Entschluß stand fest, der Welt zu zeigen, daß ihn nicht die Selbstsucht und der Eigennutz treibe, sondern daß er die Grundsätze der Bravheit, der Gradheit, der Menschenfreundlichkeit hege und pflege. Und immer lauter verkündete ihm die Stimme seines Gewissens, daß er den rechten Weg gehe. So entschwanden in seinem Gemüthe die Zweifel und Bedenklichkeiten mehr und mehr. Er war sich bewußt, daß er den Sieg in einer edeln Sache davontrage.

Und so saß er denn nach einer langen, langen Irrfahrt, als die Dämmerung eintrat, unter dem Buchenbaume auf der Bank, um Regine zu erwarten. Welche traurigen Empfindungen zogen an dieser geliebten Stelle auf's Neue durch seine Seele! Hier war er einst unendlich glücklich gewesen, bevor er die Heimath verließ; hier hatte er auf ein neues Glück gehofft. Und als er nun wieder mit der tausendfach ersehnten Braut zusammengetroffen, da geschah es unter dem tiefsten bittersten Ernste einer Lage, die ihm das Mädchen klar und deutlich vor Augen führte, an die er aber nicht glauben wollte. Leider sollte er ihr heute sagen, daß sie wahr geredet hatte. Ach, wie vermochte er das rechte Wort zu finden, um sie nicht zu verletzen? Er wünschte sich hundert Meilen fort, denn die Heimath bot ihm statt Freundlichkeit und Fröhlichkeit, auf die seine Sinne gestanden hatten, nichts als Leid und Pein. Es war in der That kein Wunder, daß er mit beklemmtem Gemüthe das Haupt in die Hand legte und nur dann und wann aufschaute durch das stille Revier, dessen Frieden einen so schreienden Gegensatz gegen die Unruhe seines Gemüthes bildete.

Ja, er erschrak, als er plötzlich Reginens Gestalt durch die Bäume schreiten sah. Dann erhob er sich und ging ihr mit schlaffen Gliedern entgegen.

„Guten Abend, Heinrich," ſagte ſie mit feſter Stimme und gab ihm die Hand.

„Sprich lieber böſen Abend," rief er erregten und bekümmerten Tones. „Ich habe einen böſen Tag gehabt, der mit einem böſen Abend ſchließt. Mein Vater, ach mein Vater! Ich war hart mit ihm zuſammen."

„So wirſt Du einſehen, daß ich recht hatte."

„Es iſt Alles ſo gekommen, wie Du ſagteſt," ſprach der Jüngling. „Sein Herz iſt härter wie Eiſen."

Und nun erzählte er ihr frei und offen die ganze Unterhaltung mit dem Alten. Dann ſchloß er: „Du ſiehſt, ich habe nun Alles geſagt, denn mein Handeln ſoll hell vor Dir ſein, wie die Sonne am Himmel."

„Ich habe Dir nie eine andere Art zugetraut," ſagte das Mädchen.

„Gott ſei gelobt," ſprach der Jüngling.

„Und Du haſt Deinem Vater nichts davon geſagt, daß wir uns lieb hatten?" fragte Regine.

„So weit ließ er mich nicht kommen."

„Deſto beſſer," rief ſie aus. „Es weiß ja auch außer meinen Eltern, denen ich Alles ſage, Niemand etwas davon. So wollen wir die Sache als einen ſchönen Traum der ſchönen Jugendzeit betrachten. Heinrich, ich gebe Dich frei und Du gibſt mich frei. Und nun leb' wohl für immer."

Sie reichte ihm, indem ſie mit ihren großen blauen Augen feierlich aufſchaute, nochmals die Hand.

Er ergriff ſie mit Leidenſchaft und preßte ſie heftig. „Nein, nein," rief er, „ſo dürfen wir nicht auseinandergehen. Nicht in der Freude, jetzt im Leid ſehe ich erſt, was für ein Schatz in Deinem Gemüthe liegt. Du mußt mir die alte Liebe und Treue halten. Und ſollten wir noch Jahre lang warten und harren müſſen, wir haben uns einander zugeſchworen. Und ich gebe Dich nicht los, heute nicht, und morgen nicht und in Ewigkeit nicht."

Er riß ſie an ſich, er küßte ſie auf Stirn und Mund. Sie konnte ſich ſeiner nicht wehren. Er war von wahnſinniger Leidenſchaft durchbebt.

„Laß mich, laß mich," rief ſie, „damit kein Unglück geſchieht."

„Ich ſchwöre Dir, ich ſchwöre Dir und ewig will ich es halten —"

Da faßte ihn eine kräftige Männerfauſt an der Schulter. Es tönte ein Donnerwort: „Auseinander, auseinander, leichtſinniges junges Volk!"

Heinrich ließ Regine los. Das Mädchen fuhr weit zurück. Der alte Steinthalmüller ſtand zwiſchen ihnen.

„So komme ich Euch alſo hinter die Schliche," rief Heinrich's Vater mit zornbebender Stimme. „Liebeleien, Liebeleien! Und Du ſaubere Dirne verführſt mir den Jungen, daß er aufſäſſig wird gegen ſeinen Vater. Hier iſt mein Grund und Boden, daß Du es nicht mehr wagſt, Dich hier an dieſer Stelle oder ſonſt ſehen zu laſſen, damit ich nicht meine Hunde gegen Dich hetze. Fort, Du Buhlerin, fort, Du Dirne!"

„Vater, Vater, halt ein," rief Heinrich, „ſie iſt unſchuldig und rein, wie das Licht Gottes. Wenn hier Jemand etwas verbrochen hat, ſo bin ich es. Beleidige das gute brave Mädchen nicht."

Aber Regine hatte ſich raſch gefaßt, ſchritt mit ſchnellen Schritten den Waldweg hinab und verſchwand im Dunkel der Bäume.

Der Vater wandte ſich an den Sohn und rief: „Läßt Du Dich wieder hören, Du Sonntagsprediger? Willſt Du mir wieder den Text leſen? Nun, ſo werde ich Dir vorher einläuten. Ich ſehe jetzt ein, woher Deine ſchlaue Moral ſtammt, die ſo herrlich von der Nächſtenliebe handelte. Deine Nächſtenliebe rührt von der Dirne her."

„Vater," wollte ihn der Sohn unterbrechen.

„Schweig ſtill," ſchrie der Alte noch lauter. „Ich bin an der Reihe und ich denke, wenn wir Zwei uns gegenüberſtehen, ſo bleibe ich auch an der Reihe. Du ſollſt mir nicht den großen Herrn ſpielen und Dein Schätzchen nach Belieben haben. Freilich, große Herren thun für ihre Schätzchen Alles; Du möchteſt es auch wohl thun und mich um einer Laune wegen überreden, daß ich all' die ſchönen Wieſen eingehen laſſe, damit der Vater Deines Liebchens Waſſer auf die Mühle bekommt. Ja, das wäre ihm Waſſer auf die Mühle. Prächtiger Plan! Und ich ſoll mich trocken legen. Du biſt ja ein überaus kluger Junge mit Deinem Schätzchen."

„Vater," brach nun Heinrich hervor, „es handelt ſich hier nicht um eine Dirne

und um ein Schätzchen. Ich habe die reinsten Absichten auf Regine."

Hatte der Alte bis jetzt seinen Worten eine ironische Beimischung gegeben, so schnob er auf einmal im höchsten Zorne. „Was redest Du da, Du Schlingel? Du bist nicht allein ein Dummkopf, Du bist ein ungerathener Bösewicht. Also es ist noch mehr wie eine vorübergehende Tändelei? Du hast auf die Tochter meines Todfeindes reine Absichten? Du verschwörst Dich mit meinem Gegner? Krieg des Sohnes gegen seinen Vater! Wahrlich, für so schlecht habe ich Dich nicht gehalten. Es ist gut, daß Dir Alles das so leicht vom Munde geflossen ist. Ich werde Dich hüten und bewachen. Keinen Schritt thust Du mir mehr allein, damit Dir die Gelegenheit fehlt, Verschwörungen anzuzetteln. Und ich will Dir zeigen, wer der Herr ist in unsern Angelegenheiten. In dieser Stunde sollst Du es erfahren, was ich über Dich beschlossen habe, denn meine Andeutungen hast Du bis jetzt aus Gründen, die mir plötzlich begreiflich geworden sind, nicht verstehen wollen. Du läßt die Kinder des Landes in Ruhe und heirathest, wie ich es mit dem Vater verabredet habe, eine der Töchter des Herrn Wambach. Abgemacht, und nun komm!"

Heinrich überschauerte es kalt bei dieser Nachricht. Der Alte setzte sich in Bewegung; der Sohn folgte stillschweigend.

Achtes Capitel.

Sowohl am Abend beim Essen wie am andern Morgen beim Frühstück war es schlechtes Wetter in der Steinthalmühle und die alte Gudula sah kopfschüttelnd nach den beiden Männern, denen die Bissen nicht munden wollten. Als sie vom Kaffee aufstanden, begab sich der Alte in sein Arbeitszimmer, wohin Heinrich ihm auf dem Fuße folgte und den Vater bat, ihm die Geschäftsbücher zu übergeben, damit er sich näher mit diesen Angelegenheiten bekannt mache. Er that dies in so ruhigem Tone, daß der Müller gleichfalls mildere Saiten aufzog und ihm ein kleines Lob spendete, denn so streng er auch aufgetreten war, so hatte er doch für sein Kind im tiefsten Herzen eine leidenschaftliche Liebe. „Es freut mich," sprach er, „daß Du Dir Arbeit forderst. Die Arbeit wird Dir überhaupt die Flausen aus dem Kopfe vertreiben. Wenn Du nur einsehen wolltest, wie gut ich es mit Dir meine. Was ich erarbeitet habe, das habe ich ja nur für Dich gethan. Dabei fehlt es mir nicht an Lebenserfahrung. Junges Volk betrachtet die Dinge niemals ohne Vorurtheile, das Alter sieht weiter und schärfer. Für Dich handelt es sich nun aber darum, daß Du eine recht respectable Stellung in der Welt einnimmst. Folge mir und Du sollst stets einen gütigen Vater in mir besitzen."

Dann verließ er das Zimmer und Heinrich setzte sich über die Bücher. Er sah ein, daß er nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen und eine bessere Wendung der Verhältnisse nur von der Zeit erwarten könne. Daß die Arbeit eine gedeihliche Zerstreuung biete, darin konnte er seinem Vater nur beistimmen. Ueberdies aber hoffte er grade durch die Arbeit eine angenehmere Stellung zu gewinnen. Vielleicht gelang es ihm, auf diesem Gebiete sich mit der Zeit dem Alten unentbehrlich zu machen. Und geschah dies, so bot sich auch wohl die Gelegenheit, in glücklicherer Weise mit seinen Ansichten aufzutreten, als es bis jetzt der Fall gewesen war.

So oft ihm nun auch die Gedanken zu Reginen und in die Aumühle abschweiften, so begannen doch allmälig die Geschäftsbücher seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er machte sich immer mehr mit dem Verkauf des Kalks, der Steine und des Getreides bekannt. Bei näherm Zusehen gewann er indeß die Ueberzeugung, daß der Nutzen, der sich nach den Schilderungen des Vaters herausstellen sollte, oft sehr zweifelhafter Natur war. Es wurden allerdings bedeutende Summen eingenommen, indeß standen auch beträchtliche Posten bei den Banquiers, so daß sich die Einnahmen und Ausgaben bei demselben Geschäfte nicht selten deckten. Manche Lieferungen schienen ihm sogar gefährlich, weil die Empfänger sich mitunter nicht als die gewissenhaftesten Leute bewiesen. Blieben einmal größere Zahlungen aus, auf die mit Sicherheit gerechnet wurde, so konnten sich plötzliche und gefährliche Verlegenheiten ergeben. Es wurde Heinrich überhaupt klar, daß viele Geschäfte nur gemacht wurden, um überhaupt Geschäfte zu machen.

Heinrich arbeitete unverdrossen, bis ihn Gudula zum Mittagsessen rief. Sein Va-

ter saß bereits am Tische und sah wieder vergnüglich drein.

„Ich habe einen Brief aus der Stadt erhalten," sagte er zu Heinrich, „und muß noch heute in Geschäften dahin. Mach' Dich nach Tisch fertig und zieh Deine besten Kleider an, um mich zu begleiten, denn ich will Dich bei dieser Gelegenheit bei unsern Freunden einführen, damit Du später, wenn es Noth thut, die Fahrt allein unternehmen kannst."

Heinrich erklärte sich bereit und der Alte erzählte nun von den verschiedenen Häusern, in denen sie einkehren würden, indem er zugleich eine Schilderung der Personen, mit denen er in besonderer Verbindung stand, entwarf. Nach Tische brachte der Wagen sie nach dem Städtchen, wo sie den Dampfer bestiegen und den Strom hinauffuhren. Als sie nach einigen Stunden angekommen waren, stiegen sie im ersten Gasthofe ab und besuchten dann noch verschiedene Handelshäuser.

Als Vater und Sohn am andern Morgen den Gasthof verlassen hatten, hielt der Erstere plötzlich vor einem großen stattlichen Gebäude von alterthümlichem und ernstem Ansehen und sagte: „Hier treten wir ein."

„Was ist das für ein Haus?" fragte der Sohn.

„Das wirst Du schon sehen!" lautete die Antwort.

Sie begaben sich durch das Thor, unter dem verschiedene mit Drahtgitter versehene schwarze Kasten hingen, welche mit beschriebenen Papieren angefüllt waren, die von einzelnen Leuten gelesen wurden. Dann schritten sie durch einen breiten Corridor und erstiegen eine Treppe. Oben angelangt, öffnete der Steinthalmüller eine große Thür, die in einen Saal führte. Heinrich war nun seiner Sache sicher. Als er oben auf einer Tribüne einige Männer in schwarzen Talaren sitzen sah und rechts und links gleichfalls erhabene Plätze gewahrte, auf denen ähnlich gekleidete Personen standen, während unten im Raume viele Leute in verschiedenen Costümen sichtbar wurden, gewann er die Ueberzeugung, daß er sich in einem Gerichtssaale befinde. Es durchzuckte ihn eine unangenehme Ahnung.

„Nimm hier unten Platz," sprach jetzt sein Vater zu ihm, „und spitz' die Ohren, denn es gibt an diesem Orte immer lehrreiche Dinge zu hören. Ich habe für eine Weile dort oben zu thun."

Bevor Heinrich sich näher erkundigen konnte, drängte der Alte sich durch die Menschen, denn sein Name wurde eben von dem Gerichtsschreiber aufgerufen.

Und dann tönte auch auf einmal der Name des Müllers Justus, den Heinrich gleichfalls in der Menge bemerkte und der nun, der Aufforderung folgend, vor die Richter trat.

Der junge Mann fühlte einen scharfen Stich im Herzen. Sein Vater wollte ihn zum Zeugen des Processes um das Wasser im Hellbache machen und hatte ihm doch kein Wort davon gesagt. Er wünschte sich tausend Meilen weit und mußte doch bleiben. Freilich konnte er sich hier auch am besten unterrichten, wo das Recht und wo das Unrecht war.

In der That wurde seine Aufmerksamkeit sofort durch den Gang der Verhandlungen in Anspruch genommen. Die Zeugen mußten erscheinen, die Klageschrift wurde verlesen und das Verhör begann. Aus den Aussagen des Justus und derjenigen, die er zu seinem Schutze geladen, ergab sich auf das Klarste, daß die Aumühle seit Menschengedenken durch das Wasser des Hellbachs getrieben und daß durch die Anlagen der Wiesen im Steinthale das treibende Element des Geschäftes abgeschnitten worden war, dabei bekundeten verschiedene Personen auf Befragen des Vorsitzenden, daß der Steinthalmüller seit langen Jahren einen offenbaren Haß auf Justus in Worten und Thaten an den Tag gelegt hatte. Es wurden verschiedene Reden angeführt, welche die Gehässigkeit, mit denen er den Nachbar in öffentlichen Gesellschaften verfolgte, außer Zweifel setzten. Auch fehlte es nicht an Beweisen, daß er bemüht gewesen war, die Kunden der Aumühle durch geringere Preise und andere vortheilhafte Anerbietungen für sein eigenes Geschäft zu gewinnen. In Betreff des Gegners lauteten alle Aussagen dahin, daß er der unbescholtenste, bravste und wohlwollendste Mann der ganzen Gegend sei.

So zeigte sich denn im Verlaufe des Verhörs im Publicum eine sehr günstige Stimmung für den armen in seinen Rechten gekränkten Aumüller. Dieselbe äußerte sich mitunter sogar durch Murmeln oder Beifallsrufe, gegen welche der Richter eine

laute Mahnung ergehen ließ. Noch mehr aber steigerte sich die gute Meinung für den Geschädigten, als Heinrich's Vater erklärte, daß er gar keine Schutzzeugen geladen habe. Allerwärts gab sich die Ueberzeugung kund, daß derselbe in diesem gehässigen Processe unterliegen müsse.

Nachdem das Verhör geschlossen war, erhielten die Advocaten das Wort. Zuerst erhob sich der Vertheidiger des Justus. Derselbe war ein junger Mann mit lebendigem leidenschaftlichen Gesichtsausdruck und einer frischen Redegabe, die er mit Geschick und mit dem Scheine der Wahrheit und Ueberzeugung handhabte. Auch ließ er die gegebenen Thatsachen nicht unbenutzt, indem er hervorhob, wie hier Schlauheit und Eigennutz der schlichten Gradheit und dem harmlosen Vertrauen gegenübergestanden und wie der Reichthum eine bescheidene Lebenslage vernichtet habe. Es fehlte dabei nicht an beißenden Bemerkungen über den eigensüchtigen und erbarmungslosen Charakter des Steinthalmüllers, die dem Sohne, dessen Blick am Boden haftete, das Blut in die Wangen trieben. Nach einer alle Einzelheiten wiedergebenden längern Rede trug endlich der feurige Vertheidiger darauf an, seinen Clienten wieder in Besitz des Wassers zu setzen und ihm eine entsprechende Entschädigungssumme für die Verluste der letzten Jahre, die sich auf mehrere Tausend Thaler belief, zuzuerkennen.

Im Publicum erhob sich ein lauter Beifall. Alle Anwesenden nahmen offenbar Partei für den armen Justus, der mit verklärten Zügen an der Tribüne stand. Heinrich hörte rings die Worte: „Er kann den Proceß nicht verlieren. Es ist gut, daß dem Blutsauger sein Recht wird. Möchte es also allen Schurken geschehen, die das arme Volk zu vernichten streben!"

Der Vorsitzende ließ die Klingel ertönen und gebot neue Stille, indem er jeden Störer der Verhandlungen hinauszuweisen drohte.

Und nun erhob sich der Advocat des Steinthalmüllers, ein schon bejahrter Mann mit scharfen eckigen Zügen und schlankem Körperbau.

„Meine Partei," so lautete ungefähr seine Rede, „hat zum Glück andere Vertheidigungsmittel, als Böses mit Bösem zu vergelten. Wenn man auf meinen Clienten den Schein der Schlauheit, Verschmitztheit und der Eigensucht geworfen hat, so denke ich nicht daran, seinen Gegner als einen leichtsinnigen, unvorsichtigen Mann zu schildern, der wahrlich nicht benöthigt wäre, hier einen nutzlosen Proceß zu beginnen, wenn er besser und schärfer zugesehen und nicht blind in den Tag hineingelebt hätte. Wir haben von den Zeugen vernommen, daß der Müller Justus ein braver unbescholtener Mann ist. Wohlan, wir halten ihn auch dafür. Und deshalb sehen wir denn auch von allen auf uns geschleuderten Persönlichkeiten ab. Wir kämpfen überhaupt nicht mit Vermuthungen, sondern mit Thatsachen. Diese Thatsachen liegen aber sonnenklar zu Tage. Deshalb können wir uns in der Vertheidigung auch durchaus kurz fassen."

Zugleich nahm er ein Papier, das vor ihm auf dem Tische lag, in die Hand und fuhr fort: „Wie sehr mein Client in seinem Rechte ist, wird Ihnen, meine Herren Richter, eine Urkunde beweisen, die ich Ihnen nunmehr vorzutragen die Ehre habe. Zur nähern Erklärung des Schriftstückes theile ich Ihnen noch Folgendes mit: Vor hundert Jahren befand sich die Aumühle und das Steinthal im Besitze ein und desselben Mannes. Die Steinthalmühle bestand damals noch gar nicht. Dieser Besitzer aber war der Urahn von des Müllers Justus Schwiegervater, der damals, die Unfruchtbarkeit des oberhalb seiner Mühle liegenden Heide- und Steinlandes einsehend, diese unnützen Liegenschaften veräußerte. Der neue Ankäufer legte nun in jener Zeit die kleine Steinthalmühle an. Wie es sich aber nachweisen läßt, so gerieth ihm die Speculation schlecht. Das neue Werk konnte zu keiner Blüthe gedeihen. Der Unternehmer verdarb, das Unternehmen ging in andere Hände über. So hat es auch in späterer Zeit noch dreimal seine Eigenthümer gewechselt, bis es in den Besitz meines Clienten überging. In ihm erst fand sich der Mann, die Sache beim rechten Ende anzufassen. Er hatte zuerst die Einsicht, daß sich trotz der Verrufenheit des Ortes, an dem Einer nach dem Andern verkümmert war, etwas aus dem Gute machen ließ. Er errichtete die Mühle nach neuer Art, er verbesserte die Verbindungswege, und dann ging er daran, die Wiesen anzulegen, um die es sich in dieser Streitsache handelt.

Meine Herren, es wird ihm jetzt übel genommen, daß er die Aufgabe löste, die mit der Geschichte vom Ei des Columbus große Aehnlichkeit hat. Aber nur der Unverstand und die Böswilligkeit kann ihn tadeln, denn er hat Leben und Bewegung in diese ganze Gegend gebracht. Hunderte von Menschen erhielten ihren Nutzen von seiner Thätigkeit, die es jetzt nicht mehr wahr haben wollen. Ich denke indeß nicht, daß es heißen soll: Unsinn, Du siegst! — Zum Zeichen aber, daß er mit seiner Wiesenanlage im vollsten Rechte ist, hören Sie diese alte Urkunde."

Er machte eine Pause, dann las er mit scharfer Stimme: „Es sei hiermit kund zu wissen, daß ich unterzeichneter Jakob, genannt Aumüller, das Steinthal oberhalb meiner Aumühle dem Andreas Ockenfels als mein freies Eigenthum, bestehend aus hundert Morgen, für tausend Thaler verkaufe mit dem Rechte, daß besagter Andreas Ockenfels dort eine andere Mühle anlegen, das Wasser des Hellbaches zu dem Betrieb seines Werkes, so wie auch zu allen andern Zwecken verwenden darf, um Land, Wiesen, Gärten, so er zu bauen gedenkt, zu bewässern, und daß dies Recht für ewige Zeit an den Besitz des genannten Steinthals gebunden sein soll."

„Meine Herren," schloß er darauf, „da haben Sie in der unzweifelhaftesten Weise das Recht festgestellt. Der Besitzer des Steinthals ist nach diesem wahrhaftigen und unverfälschten Acte befugt, das Wasser nicht allein zum Betrieb seiner Mühle, sondern auch zur Bewässerung von Land, Wiesen und Gärten zu verwenden, so er zu bauen gedenkt. Es handelt sich hier also nicht um Schliche und Kniffe, es handelt sich um geschriebene und verbriefte Rechte. Wie aber will man den Mann tadeln, der für sich und sein Haus sorgt? Ich übergebe Ihnen hiermit die Urkunde und trage darauf an, daß Sie die Klage zurückweisen."

Tiefe Stille herrschte im Saale. Der Richter nahm das inhaltsschwere Papier und entfernte sich mit seinen Collegen durch eine Thür im Hintergrunde. Auch dann ließ die Ruhe nicht nach. Alles war gespannt auf den Ausgang des eigenthümlichen Falles. Die Nachbarn flüsterten nur leise miteinander. Heinrich sah, wie sein Vater mit seinem Vertheidiger sprach, der ihm hoffnungsvoll zulächelte, während Justus von seinem Advocaten ein schweigendes Achselzucken erhielt.

Nach einer Viertelstunde kehrten die Richter zurück. Sie nahmen Platz, und der Vorsitzende verkündete den Wahrspruch, der in Erwägung des unzweifelhaften Besitztitels von Seiten des Steinthalmüllers in Betreff des Wassers die Wiesen desselben bestehen ließ und die Klage des Justus nicht allein zurückwies, sondern ihn auch in die Kosten verurtheilte.

Die Anwesenden nahmen diese Mittheilung ruhig entgegen. Man sah ihren Gesichtern an, daß sie nach den Auseinandersetzungen des letzten Advocaten nichts Anderes erwartet hatten. Gleichwohl schienen alle Sympathien auf der Seite des Justus zu sein. Man betrachtete ihn allerwärts mit theilnehmenden Blicken. Auch Heinrich's Aufmerksamkeit war ganz und gar auf den armen Mann gerichtet, dessen Existenz hier den Todesstoß erhielt.

Der Verurtheilte nahm den Spruch so ruhig hin wie er konnte. Sein sonst so heiteres Antlitz war aber ernst und starr. Eine eigenthümliche Bläße lag auf seinem Gesichte. So verließ er seinen Platz und ging ruhig durch die Menge nach dem Ausgange des Saales. Seine Schutzzeugen folgten ihm. Die meisten Menschen verließen den Raum. Auch Heinrich stand auf und folgte dem Zuge.

Vor der Thür erreichte er den Nachbar und reichte ihm die Hand. „Justus," sagte er mit bewegter Stimme, „Ihr habt den Proceß verloren. Ich hoffe, Ihr rechnet den Ausgang mir nicht an. Bewahrt mir Eure Freundschaft, wie Ihr die meinige immer besessen habt. Ich werde es nie vergessen, wie gut Ihr mir gewesen seid. Wir wollen Beide auf bessere Zeiten hoffen."

Diese herzlichen Worte thaten dem gepreßten und bedrängten Herzen wohl. Justus nahm die Hand des jungen Mannes und antwortete mit einem bittern Lächeln: „Gott schickt uns schwere Prüfungen. Was mich angeht, so wollte ich sie mit Freuden tragen. Wäre nur nicht der alte Mann, dem dieser Spruch den Tod geben wird. Doch, wie Gott will!"

„Seid versichert," nahm Heinrich wieder das Wort, „daß ich in dieser Sache thun werde, was ich kann. Leider aber ist meine Macht sehr gering."

„Ich weiß es," erwiederte der Müller, „das Herz Deines Vaters ist wie Stein. Aber das Deinige ist gut und weich, und das gibt mir wenigstens einen Trost auf den Weg."

Eine Thräne stand in Heinrich's Auge. Er schüttelte dem unglücklichen Manne nochmals die Hand und ging in den Saal zurück. Dort stand sein Vater, umgeben von einigen Bekannten, die ihm zu dem errungenen Erfolge Glück wünschten. Auch Herr Wambach war bei ihm und ließ sich in nicht ebenen Reden über die Anmaßungen der kleinen Leute los, die von Recht und Gesetz keine Ahnung hätten und dennoch überall unbefugte Ansprüche erhöben.

Heinrich blieb scheu in der Ferne. Als sein Vater ihn sah, trat er zu ihm und sprach einigermaßen verletzt: „Nun, mein Sohn ist der Letzte, der mir gratulirt. Ich denke indeß, Du hast eingesehen, wie richtig ich in dieser Angelegenheit gehandelt habe. Jeder ist sich selbst der Nächste. Das ist kein eitler, grausamer, sondern ein guter Spruch, wenn er nach dem Recht angewendet wird. Und hier war ich in meinem guten Recht. Das Urtheil unbestechlicher und tüchtiger Richter wird Dir über diese Sache, von der Du ganz falsche Begriffe hattest, die Augen geöffnet haben."

„Möge Alles zum Guten ausschlagen," sprach Heinrich. Er vermochte nur mit einer allgemeinen Redensart zu antworten.

Der Alte verabschiedete sich von seinen Freunden. Der Advocat und Herr Wambach schlossen sich an. Heinrich folgte. Sie gingen gemeinsam in den Gasthof. Es war schon gegen Mittag, als sie dort einkehrten. Der Kellner führte sie in ein Zimmer, wo eine besondere Tafel mit sechs Gedecken hergerichtet war. Der Steinthalmüller hatte das Mahl bestellt, um seine Freunde zu bewirthen. Zunächst befanden sich der Advocat und Vater und Sohn in dem Zimmer. Herr Wambach sagte an der Thür, daß er sich gleich einfinden werde. Aber für wen mochten die andern Gedecke sein? Heinrich zerbrach sich den Kopf.

Da öffnete sich die Thür und Herr Wambach trat mit seinen Töchtern Bertha und Emma ein. Der Steinthalmüller ging ihnen freudestrahlend entgegen. Für Heinrich war diese neue Begegnung entschieden unangenehm. Er wußte, worauf es abgesehen war. So fand er sich kaum im Stande, die gewöhnliche Artigkeit gegen die Damen zu üben.

Man setzte sich zu Tische. Das aufgetragene Mahl war untadelhaft und die trefflichen Weine, deren Güte sich mit jeder Flasche steigerte, brachten bald eine heitere Stimmung in die Gesellschaft, die nur Heinrich nicht theilte, obgleich es die Mädchen, die immer aufgeregter wurden, nicht an herausfordernden Blicken und Worten fehlen ließen. Der alte Advocat hatte auch bald ein ganz anderes Gesicht aufgesetzt, wie die Amtsmiene aus dem Gerichtssaale. Er erzählte heitere Anekdoten, die bei den Alten ein unwiderstehliches Gelächter hervorriefen, während er wie ein Fuchs lächelte und mit den feinen Lippen an dem Glase schlürfte. Als endlich zum Schluß der Mahlzeit Champagner in Eis gebracht wurde, begannen Herr Wambach und der Müller bereits zu lallen, sie stimmten mit rauher Stimme laute Lieder an und endigten damit, daß sie sich in ihrer Extase in die Arme fielen und Brüderschaft tranken.

„Donner und Doria," rief dann der alte Wambach, „die heutige Sache hat den Ausschlag gegeben. Ich sehe jetzt ein, daß Du ein famoser Kerl bist und Dich auf den Rummel verstehst. Die Wiesenanlage ist das beste Geschäft, von dem ich zeitlebens hörte. Nimm mir nicht übel, bis jetzt habe ich noch immer an Dir gezweifelt und Dich für einen Bauer, wie die Andern gehalten. Heut schwöre ich aber zu Deiner Fahne, denn Du bist nicht allein ein Schlaukopf, Du bist auch ein Glücksvogel. Wir wollen gute Brüder sein für alle Zeit."

„Das wollen wir," lallte der Müller, „und das beste Geschäft wollen wir noch miteinander machen."

„Heidi, das soll ein Wort sein," fiel Wambach ein. „Aber wie weit ist es denn?" fragte er, indem er seine glotzenden Blicke auf Heinrich warf.

Der junge Mann erschrak in der tiefsten Seele. Er fürchtete, es möchte zu Erklärungen kommen, die ihm jetzt höchst unangenehm gewesen wären. Sein Vater aber rief: „Kommt Zeit, kommt Rath, das ist eine Sache, um sie unter vier Augen zu bereden."

„Ja, unter vier Augen," stotterte Wambach, „unter vier Augen, aber bald."

Heinrich erhob sich in seiner peinlichen Stimmung und sagte, er wollte einen Gang in die Stadt machen.

Die Mädchen äußerten den Wunsch, gleichfalls in die Luft zu gehen, weil es zu warm im Zimmer sei.

„So wird Heinrich Sie begleiten," rief der Müller.

„Ja, geht zusammen, geht zusammen," stotterte Herr Wambach, „meinetwegen für das ganze Leben," indem er ein neues Gelächter erhob.

Die jungen Damen standen auf, um Hüte und Tücher zu holen, und versprachen, sofort zurückzukommen. Heinrich stellte sich an das Fenster. Was hätte er drum gegeben, weit weg aus dieser unbehaglichen Lage zu sein.

Die Alten aber blieben mit dem Anwalt am Tische und tranken ein Glas um das andere.

Herr Wambach meinte in seinem trunkenen Zustande zu flüstern, als er seinen Mund an das Ohr des Müllers legte und so laut wie möglich sprach: „Nun, auf welche hat er es denn abgesehen? Auf die Bertha oder auf die Emma, denn es können doch nicht Beide sein, da wir keine Türken sind."

„Ich habe ihn noch nicht recht erforscht," antwortete der Müller zwar etwas leiser, aber doch noch laut genug für das Verständniß.

„Na, mir soll's egal sein," rief Herr Wambach nur noch lauter. „Fort mit Schaden! Das aber nimm mir nicht übel, der Junge scheint mir doch etwas tölpelhaft. Freilich die Wiese, die Wiese, ein gutes Geschäft."

Heinrich stand wie auf heißen Kohlen. Welche gemeinen Gesinnungen traten hier an's Licht. Es sollte mit seinem Dasein gehandelt und gemarktet werden. Dasselbe geschah mit dem einen oder dem andern Mädchen. Und die es thaten, das waren die Väter. Er fühlte einen entsetzlichen Ekel und war froh, als die Damen hereintraten und er sich mit ihnen entfernen konnte. Schließlich erschien es ihm doch noch besser, den freilich nicht lockenden Spaziergang in ihrer Gesellschaft anzutreten, als mit zwei Eigensüchtlingen zusammenzusein, deren innerste Geheimnisse der Wein auf Zungen und Lippen brachte.

Neuntes Capitel.

Am andern Morgen saßen der Steinthalmüller mit seinem Sohn und Herr Wambach mit seiner Familie gemeinsam beim Frühstück. Die Alten hatten die Folgen ihres gestrigen Rausches so ziemlich verschlafen. Man unterhielt sich von der bevorstehenden Trennung und von einem baldigen glücklichen Wiedersehen beim Schützenfest im Hellbachdorfe, das in acht Tagen stattfinden sollte. Herr Wambach hegte nämlich die Absicht, mit seinen Töchtern eine kleine Reise den Strom hinauf zu machen, die theilweise eingeleiteten Geschäften, theilweise dem Vergnügen galt, und von welcher er in der genannten Frist zurückzukehren versprach. Der Steinthalmüller hatte dagegen vor, am heutigen Tage die Heimath wieder aufzusuchen. Das Gepäck war bereits besorgt und stand im Vorhause des Gasthofes. Beide Parteien aber rüsteten sich, an den Fluß zu gehen, um dort stromauf- und abwärts zu fahren. Während Heinrich am Tische bei den Mädchen saß, setzten sich die Alten noch für eine Weile in die Ecke des Zimmers, und der Steinthalmüller sprach die Hoffnung gegen seinen neuen Dutzbruder aus, daß bei dem bevorstehenden Schützenfeste die Verlobung gefeiert werde.

Als allmälig die Zeit heranrückte, wo man die Bote erwarten durfte, erhoben sich Alle zum Aufbruch. Sie standen auch bereits an dem Thor, als der Steinthalmüller plötzlich seinen Banquier, den er schon vorgestern mit Heinrich besucht hatte, vor sich stehen sah.

„Das ist ja ein Glück, daß ich Sie noch finde," sprach derselbe. „Ich wünsche Sie für einige Augenblicke in einer wichtigen Geschäftssache zu sprechen."

„Wir sind eben im Begriff, in die Heimath zu kehren," entgegnete der Müller.

„So muß ich Sie bitten, ein späteres Bot zu benutzen, die Angelegenheit drängt. Sie können immer noch diesen Abend zu Hause sein."

„Das ist richtig," lautete die Antwort und zu Herrn Wambach und seinen Töchtern gewendet, sprach der Müller: „So müssen wir denn hier schon Abschied nehmen. Heinrich wird es sich nicht nehmen lassen, Sie an den Strom zu begleiten." Und dann rief er dem Sohne noch zu: „Du findest mich hier."

Man schüttelte sich die Hände und trennte sich.

Der Banquier ging dem Müller vorauf in den Gasthof und forderte ein Zimmer.

Als Beide eingetreten waren, wandte derselbe sich mit einem äußerst ernsten Gesicht an den Müller und sprach: „Ich bringe Ihnen eine verdrießliche Nachricht."

„Wie so?" fragte der Müller, der sehr erstaunt aussah, als wäre es gar nicht möglich, daß ihm in dieser Welt jemals etwas Unangenehmes begegnen könnte.

„Sie haben vor einem Monate bei uns 15,000 Thaler entnommen," hob der Kaufherr an.

„Und ich gab ihnen dafür Wechsel."

„Das ist richtig, aber die Wechsel, die gestern zahlbar waren, sind nicht acceptirt worden."

„Nicht acceptirt?" fragte der Bauer mit erschreckten Zügen.

„Nein," sprach der Banquier. „Wir haben diese Nacht eine Depesche erhalten, die uns meldet, daß das Haus, auf welches Sie zogen, seine Zahlungen eingestellt hat."

„Das wird doch bei Gott nicht wahr sein," rief der erstarrte Mann. „Ich kann es nicht glauben."

„Und doch verhält es sich so."

„Das wäre ja ein entsetzlicher Schlag, ich habe den Leuten Basalt und andere Steine geliefert. Sie schulden mir überdies für spätere Sendungen noch 10,000 Thaler darüber hinaus."

„So werden Sie sich auf einen großen Verlust gefaßt machen müssen," sprach der Handelsherr. „Erinnern Sie sich aber, daß wir Sie zur Zeit gewarnt und Ihnen diese Verbindung abgerathen haben. Die Leute gelten im Niederland als Schwindler. Unsere Bedenken blieben Ihnen nicht vorenthalten."

Der alte Müller lief unruhig im Zimmer auf und ab und griff sich rathlos in die Haare. Dann stellte er sich vor den Banquier und sprach: „Rathen Sie mir, rathen Sie mir, was soll ich machen?"

„In ähnlichen Fällen," antwortete dieser, „pflegen wir einen tüchtigen Mann mit der nöthigen Vollmacht an Ort und Stelle zu schicken, um durch Hypotheken oder auf anderm Wege Deckung zu erhalten. Freilich scheint mir bei dieser Gelegenheit der Erfolg äußerst zweifelhaft."

„Ich will meinen Heinrich senden," rief der Andere, „er soll sogleich hinunter."

Damit wollte er seinen Hut nehmen und an den Fluß eilen.

Aber der Banquier vertrat ihm die Thür und sprach: „Sie werden erlauben. Mein Geschäft endigt durchaus nicht mit dieser Mittheilung. Sie wissen, daß Sie uns jetzt diese 15,000 Thaler schuldig sind."

„Nun das Geld wird Ihnen nicht entgehen, denk' ich," entgegnete der Müller nicht ohne Bitterkeit.

„Das will ich hoffen," lautete die Antwort. „Aber ein solides Geschäft, wie das unsrige, muß sich unter solchen Umständen sicher stellen."

„Sie wollen mir keinen Credit mehr geben?" rief jetzt der Müller, der von einem neuen Schrecken gepackt wurde.

„Alles zu seiner Zeit. Aber ich muß Sie bitten, daß Sie mir die besagte Summe sofort zukommen lassen, denn von neuen Wechseln kann nicht die Rede sein."

„Ja, aber wo soll ich das Geld hernehmen?"

„Das ist Ihre Sache."

„Ich weiß in der That augenblicklich keine Aushilfe."

„So muß ich selber darauf sinnen. Es gibt hier zwei Wege, entweder ich suche mich sofort auf dem Rechtsweg an Ihr Vermögen zu halten, oder Sie geben mir eine sichere Hypothek auf Ihre Besitzungen. Der erstere Weg würde Lärm machen und Ihren guten Ruf beeinträchtigen. Ich stelle Ihnen deshalb anheim, den letztern zu wählen."

„Hypotheken auf meine Güter!" sprach der Bauer verzweifelt.

„Dieselben sind, wie ich weiß, unverschuldet, ich will mich also, wenn ich auch das Geld entbehren muß, mit einer Hypothek begnügen. Sie werden einsehen, daß ich damit ein Opfer bringe, aber ich bin dazu entschlossen, um Sie zu schützen. Auch verspreche ich Ihnen, daß nichts von dieser Sache verlauten soll."

„Jawohl, verlauten darf beim Himmel nichts, es muß Alles geheim bleiben. So geschehe es denn."

Der sonst so sichere Mann sprach diese Worte in einem Ton, als hätte er den Kopf verloren.

Darüber trat Heinrich in das Zimmer und fand den Vater so erschüttert und bewegt, daß er ihm nicht Rede und Antwort stehen konnte. Der Banquier mußte das

Wort führen und dem Sohn Alles auseinandersetzen. Derselbe sah die Sache sofort ein, ohne in gleicher Weise wie sein Vater ergriffen zu sein, und verstand sich dazu, die vernünftigen Vorschläge des Geschäftsmannes zur Ausführung zu bringen.

„Ist das nicht ein schreckliches Unglück?“ rief der Alte einmal über das andere Mal.

„Es ist eine Sache, die im Handel leicht vorkommen kann,“ beruhigte ihn der Sohn. „Ich muß Dir übrigens gestehen, daß ich schon meine Bedenken gehabt habe, als ich in den vergangenen Tagen die Bücher durchsah.“

„Und warum hast Du mir nichts davon gesagt?“ fuhr der Müller heftig auf.

„Weil es nicht angemessen ist, daß der Sohn andere Ansichten hat, wie der Vater,“ lautete die Antwort, deren Beziehung der Alte zu verstehen schien, denn er mischte sich ferner nicht mehr in das Gespräch.

Heinrich überlegte nun in ruhiger und klarer Weise mit dem Kaufmann die nächsten Schritte, die zu thun waren. So stand es bald fest, daß er sofort das Schiff stromab und weiterhin die Eisenbahn benutzen sollte. Es konnte ihm dann wenigstens gelingen, die noch nicht verkauften Steine zu retten und einige Schiffsladungen, die sich unterwegs befinden mußten, mit Beschlag zu belegen.

Die Ausführung erlitt nun auch keine Säumniß. Die nöthigen Vollmachten wurden geschrieben. Heinrich ruhte und rastete nicht, bis Alles in Ordnung war, und entwickelte dabei eine Thatkraft, die gegen die völlige Erschlaffung des Alten erfreulich abstach. Der Kaufmann entließ ihn mit dem Geständniß, daß er in ihm einen wackern Sohn gefunden habe und daß er hoffe, es möge sich Alles so gestalten, um später in freundliche und nützliche Verbindungen miteinander zu treten. Dann verließ der junge Mann die Beiden, um sich direct einzuschiffen, indem er dem geknickten Vater Muth machte und ihm rasche Nachrichten versprach.

Als Heinrich geschieden war, begab sich der Müller mit dem Banquier zu einem Notar, um den Act anfertigen zu lassen, welcher die Güter der Steinthalmühle mit einer Hypothek von 15,000 Thaler belastete. So war auch diese Angelegenheit erledigt. Der Kaufherr steckte das Schriftstück zu sich. Die Beiden nahmen Abschied. In seinem ganzen Leben hatte der stolze Bauer sich nicht so gedemüthigt gefunden. Erschlafft und vernichtet holte er im Gasthofe seine Sachen. Still und verdrossen bestieg er das Schiff. Mürrisch und unmuthig kehrte er, als es Nacht wurde, in sein Haus zurück. Die alte Gudula hatte ihn nimmer in einer solchen Stimmung gesehen. Zuweilen murmelte er vor sich hin: „Wenn der Wambach nur keinen Wind von diesen Angelegenheiten erhält, sonst ist es nichts mit der Heirath.“

Nach einer schlaflosen Nacht nahm er am andern Morgen seine Bücher vor, um sich von dem Ausspruch Heinrich's zu überzeugen. Freilich flatterten ihm die Gedanken oft weit von der Arbeit weg. Aber er erkannte doch, daß seine industriellen Unternehmungen ziemlich zweifelhafter Natur waren. Seine Kalköfen hatten ihm fast gar nichts eingebracht. Durch die Steinbrüche aber war bis jetzt ein außerordentliches Betriebscapital erfordert gewesen. Erst die letzten großen Bestellungen des fallirten Hauses hatten bessere Aussichten eröffnet. Gingen die erwarteten Summen verloren, so stellte sich eine sehr große Einbuße heraus. Und wo sollte er das Geld für die Fortsetzung der Arbeiten hernehmen? Fehlte es ihm an Credit, so lag das Werk im Argen.

Gleichwohl sollte dieser Unfall nicht für sich allein stehen. Während er noch düster brütend an seinem Tische saß, meldete Gudula den Juden Aaron, welcher der Alten auch auf dem Fuße folgte.

„Gott's Wunder,“ rief der Jude, „da sind Sie wieder daheim. Haben Sie denn noch nicht gehört die große Neuigkeit. Es ist doch ein schreckliches Ungemach.“

Der Müller fuhr zusammen. Er dachte, der Jude wisse schon um sein Unglück. Gleichwohl faßte er sich und rief: „Was gibt's?“

„Nun, der Bergmeister, der für Sie sucht das Eisenerz im Gebirg — Wissen Sie denn noch nicht?“

Dem Alten fiel ein Stein vom Herzen. „Ist ihm ein Unglück geschehen?“ fragte er rasch.

„Nein, wissen Sie denn noch nicht, er ist auf und davon. Es war Alles Lug und Trug. Die Steine, die er Ihnen hat gegeben, waren gar nicht gefunden an der Stelle, wo er sagte. Sie kamen aus einer andern Gegend. Es ist Dunst mit der

Grube, die er wollte herstellen. Und als man ihm ist gekommen auf die Schliche, da hat er sich durchgemacht zu nächtiger Zeit und hat noch hinterlassen eine Menge von Schulden. Gott's Wunder!"

Der Müller schlug mit der Faust auf den Tisch und sprang auf: „Teufel und Hölle! Ist denn lauter Schwindel in diese Welt gekommen?"

„Gott der Gerechte," rief der Jude, indem er eine recht erbärmliche Miene machte, „lauter Schwindel außer bei uns ehrlichen Leuten."

„Kommst Du in das Städtchen, Aaron?" fragte jetzt der Müller, nachdem er einige Mal in der Stube auf- und abgegangen war.

„Zu dienen," sprach dieser, „noch diesen Morgen."

„Da hast Du fünf Groschen," rief der Andere und gab ihm die Münze, „bestelle mir den Gerichtsvollzieher."

Der Jude besah das Geldstück vorsichtig, dankte und hatte die Absicht, ein neues Gespräch anzufangen, aber der Hausherr öffnete ihm die Thür und rief: „Mach, daß Du fortkommst und vergiß mir meinen Auftrag nicht."

Aaron ging. Der Müller murmelte: „Eine solche Nachricht fehlte noch. Der Wambach, der Wambach, was wird er sagen?"

Der Gerichtsvollzieher traf nach Tisch richtig ein. Der Müller holte die von Aaron erhandelte Schuldverschreibung des Justus hervor und ersuchte ihn, die Summe einzucassiren, im Fall aber, daß der Aumüller nicht zu Hause sei, dessen Frau in die Steinthalmühle zu bestellen, weil er mit ihr zu sprechen habe.

Als er wieder allein war, duldete es ihn nicht länger in der Stube. Er schritt hinaus und ging durch die Mühle, den Hof und die Ställe und ließ seine schlechte Laune an den Knechten und Mägden aus, die sich nicht erinnerten, ihn jemals so unzufrieden und zornig gesehen zu haben. Warf er dem Müllerburschen vor, daß er das Mehl zu sehr verstauben ließ, so schalt er mit der Stallmagd, daß sie das Futter verstreue und verderbe. Am schlimmsten aber fuhr er den Knecht an, daß er die Pferde nicht gehörig putze. So machte er allerwärts einen Heidenlärm.

Schließlich stand er brummend, polternd und tobend auf der Schwelle des Hauses, indem er noch ein Donnerwetter nach dem andern losließ, als die Aumüllerin mit rothgeweinten Augen vor ihn trat und ihn schüchtern begrüßte. Er hielt mit seinen rauhen Worten ein und suchte sein Gemüth zur Ruhe zu bringen.

„Tretet her," sprach er, und führte die arme Frau in sein Arbeitszimmer. Dort bot er ihr mit unverhoffter Freundlichkeit einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

Das arme Weib konnte keine Worte finden und hielt die Schürze vor die Augen.

„Euer Mann," sprach jetzt der Müller zu ihr, „schuldete dem Aaron 2000 Thaler. Der arme Jude war in der größten Verlegenheit und bat mich, ihm das Papier abzukaufen. Ich habe ihm aus Mitleid diesen Gefallen erzeigt, obgleich ich weiß, daß ich unter Euren heutigen Verhältnissen schwer zu meinem Gelde kommen kann."

„Leider Gottes," schluchzte die Frau, „wir sind nicht im Stande, die Summe zu bezahlen."

„Und ich will auch nicht so grausam sein, Euch deswegen scharf anzugehen. Euer Mann und ich sind keine guten Freunde. Weshalb dies der Fall ist, nun, Ihr werdet es nicht vergessen haben. Mir will es noch heute nicht aus dem Gemüthe. Da ich Euch aber vor Zeiten gut war, und es auch heute noch bin, so habe ich absichtlich in der Abwesenheit Eures Mannes zu Euch geschickt, damit wir uns, wie ich hoffe, gütlich vertragen. Mit dem Justus geriethe ich vielleicht in neuen Streit."

„Aber der Justus ist wirklich gut," meinte die Frau, „Ihr verkennt ihn."

„Für Euch," sprach der Müller, „aber nicht für mich. So mögt Ihr denn mit ihm über diese Angelegenheit reden. Ich habe vernommen, daß er wieder das Zimmerhandwerk angefangen hat. Das ist wacker von ihm. Wie wäre es nun, wenn Ihr mir für die schuldige Summe die Mühle abtreten wolltet! Da das Werk doch stille steht und da ich, wie Euch bekannt ist, mit vollem Rechte den Proceß gewonnen habe, weshalb Ihr also auf das Wasser verzichten müßt, so kann es Euch am Ende gleichgiltig sein, wo Ihr wohnt."

„Ach Gott," jammerte das arme Weib, „so schwer es auch ist, das Haus, in dem man froh und friedlich sein Lebenlang gewohnt hat, zu verlassen, so würden sich doch

der Juſtus, ich und Regine gern in die Nothwendigkeit fügen, aber der alte Vater" — Hier ſtockte ihr die Stimme.

„Nun, was iſt mit ihm?" fragte der Müller.

„Er würde den Tod davon haben. Bis jetzt weiß er nicht anders, als daß die Mühle nur vorübergehend ſtille ſteht. Wir haben ihm geſagt, daß das Werk erneuert werden müſſe. — Ach, Ihr ſolltet ſehen, wie oft er ungeduldig mit den ſtummen Augen fragt und mit den Armen, die er noch bewegen kann, nach dem Bache und nach den Rädern deutet. Es wäre zu ſchmerzlich, wenn er jetzt, wo er doch dem Tode ſo nahe iſt, noch von der gewohnten Stelle ſcheiden müßte."

Neue Thränen erſtickten ihre Stimme. Selbſt das harte Herz des Steinthalmüllers ſchien bewegt.

Nach einer Weile ſagte er mit weichem Tone: „Nun, das ließe ſich Alles machen."

Die Frau ſchaute ihn mit großen Augen an.

„Ja wohl, es ließe ſich machen," verſicherte er ſie, „das heißt, wenn Ihr auf einige Bedingungen einginget."

„Und welche Bedingungen ſind das?"

„Die eine betrifft den Juſtus und die andere betrifft Euch," ſagte der Müller.

„So nennt ſie mir."

„Der Juſtus unterſchreibt mir einen Act, nach dem ich in den Beſitz der Aumühle gelange, ſobald Euer Vater die Augen zuthut."

„Er wird ſich keinen Augenblick bedenken," rief die Müllerin, die erſtaunt über die unerwartete Milde des ſonſt ſo gehäſſigen Nachbarn war.

„Ihr aber," fuhr der Müller fort, „verſchafft mir einen Brief von Eurer Regine, daß ſie meinem Heinrich für die Ewigkeit entſagt. Ihr wißt, daß die beiden ſich gern haben. Ich weiß es auch, denn ich ſah es mit eignen Augen, wie ſie ſich herzten und küßten. Nun müßt Ihr aber nicht meinen, daß ich Etwas gegen das Mädchen habe. Im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß ſie gut und brav iſt. Gleichwohl hege ich gegen dieſe Verbindung den entſchiedenſten Widerwillen. Das liegt daran, daß wir, der Juſtus und ich, ſo lange Todfeinde waren. Meinetwegen mögt Ihr es einen Aberglauben nennen, es ſitzt mir im Blute. Ich kann nie und nimmer darüber hinaus, daß Kinder von ſolchen Vätern jemals glücklich miteinander werden. Nun, wißt Ihr es, das ſind meine Bedingungen."

„Was das Letztere angeht," ſprach die Müllerin, „ſo mögt Ihr nicht ſo Unrecht haben, denn grade die Regine wird von demſelben Gefühle beherrſcht. Sie hat deshalb auch dem Heinrich, ſo ſehr ſie ihn liebt, aus freien Stücken entſagt."

„Sie hat ihm entſagt?" fragte der Müller erſtaunt.

„Und es ihm ſelber mitgetheilt," fügte die Frau hinzu. „Freilich gab ſie die Gründe nicht ſo ſcharf und heftig von ſich, wie Ihr, denn ſie iſt ein ſanftes mildes Kind."

„Nun," ſprach der Müller, „dann laßt das Mädchen ihm die Gründe ſo ſcharf und heftig ſchreiben, wie ſie mir aus dem Munde gefahren ſind. Bringt mir den Brief und den Verzicht des Juſtus und Ihr bleibt ungeſtört in der Aumühle bis zu der beſprochenen Friſt."

Nachdem die Beiden dieſe zwiſchen ihnen ſchwebende Angelegenheit nochmals gründlich beſprochen hatten, brachte die Aumüllerin am nächſten Tage die gewünſchten Papiere, nämlich die Verzichtleiſtung des Juſtus auf die Mühle nach dem Tode ſeines Schwiegervaters und den Abſagebrief Reginens an Heinrich. Und dann ſchieden ſie mit freundlichern Geſinnungen gegeneinander, als ſie ſeit langen Jahren gehegt hatten.

So verdrießlich auch die letzten Ereigniſſe auf den Steinthalmüller eingeſtürmt waren, ſo fand er doch, als er dieſes Geſchäft hinter ſich hatte, eine Art von Befriedigung. Nach bittern Niederlagen war ihm auch wieder ein Sieg gelungen. Vor ſeinem Dutzbruder Wambach konnte er ſich einer neuen Erwerbung rühmen, die ſeinem Gute einen nicht zu verachtenden Zuwachs ſicherte und die ihn noch höher in deſſen Achtung ſteigen ließ. Was aber Heinrich anging, ſo bekam er ein ſicheres Mittel in die Hand, um ihn einestheils von einer thörichten Jugendleidenſchaft zu heilen und ihm andererſeits den Beweis zu liefern, daß ſeine Feindſchaft gegen den Aumüller doch nicht ſo ſchlimmer Natur ſei, wie der Sohn anzunehmen bereit ſchien. Hatte er doch im Gegentheil thatſächlich dargethan, daß er den verhaßten Gegner, der eben erſt einen Proceß gegen ihn geführt, zu ſchonen trachtete. So mußte es ihm denn auch gelin-

gen, die gewünschte Verbindung zwischen seinem Sohn und einer Tochter des Geschäftsfreundes zu bewerkstelligen.

Unter solchen Gedanken begann sein Gemüth sich zu beruhigen, obgleich er erwartete, daß Heinrich nicht die gewünschten Resultate von seiner Fahrt in das Niederland zurückbringen würde. Und so verhielt es sich denn auch, als der Sohn nach einigen Tagen heimkehrte. Die 15,000 Thaler waren so gut wie verloren, denn die Passiva des bankerotten Hauses hatten sich fast ebenso groß wie die Activa herausgestellt. Die gelieferten Steine waren meistens in andere Hände übergegangen. Die Ladungen, die sich noch unterwegs befanden, hatte Heinrich allerdings gerettet. In Beziehung auf diese Angelegenheit brachte der junge Mann aber die Nachricht mit, daß sie wahrscheinlich mit großem Nachtheil veräußert werden müßten, weil überhaupt große Vorräthe in den Niederlanden vorhanden wären.

Der Alte schüttelte traurig den Kopf, er dankte dem Sohne mit ungewohnter Herzlichkeit, daß er seine Aufgabe nach besten Kräften gelöst habe, dann aber brach er in die Klage aus: „Ich fürchte, ich fürchte, daß wir ruinirte Leute sind. Unsere Güter sind jetzt mit Schulden belastet. Dazu fehlt es an Credit, um die Geschäfte weiter zu betreiben. Gott weiß, wo es hinaus soll.“

Heinrich erschrak über die Muthlosigkeit, mit welcher der Alte diese Aeußerungen that.

Dann übergab der Vater ihm den Brief Reginens, als ob er nichts von dem Inhalt wisse.

Der Sohn nahm und las das Schreiben. Dasselbe lautete:

Lieber Heinrich!

Mein Herz und mein Gewissen drängen mich, Dir noch einmal schriftlich zu sagen, was ich Dir schon mündlich mitgetheilt habe. Ich bitte Dich, unser altes Verhältniß als abgebrochen zu betrachten. Wir dürfen einander nie und nimmer angehören. Kinder feindlicher Eltern können nicht auf den Segen des Himmels rechnen. Im Leben werden die Gestalten unserer Väter zwischen uns stehen, nach ihrem Tode würden ihre Schatten uns schrecken. So müssen wir uns für das Leben scheiden. Entsage Du mir, wie ich Dir entsage. Spare alle ferneren Versuche, mich zu andern Ansichten zu bekehren. Ich bleibe diesen Grundsätzen treu bis an das Grab, aber meine Freundschaft soll Dir nie entgehen. Regine.

Das Papier entfiel seiner Hand. Er wurde blaß vor Schrecken und zitterte am ganzen Leibe.

„Was hast Du?“ rief der Alte theilnehmend.

Der Sohn antwortete nicht. Er hielt seine Hand vor die Augen. Dann begann er heftig zu weinen.

„Aber, was hast Du, lieber Heinrich?“ klang die erneuerte besorgte Frage des Vaters.

Dann hob er den Brief vom Boden auf, las ihn mit Aufmerksamkeit und sprach: „Welch ein braves und wackres Mädchen! Eigentlich hab' ich sie immer für das gehalten, was sie an den Tag legt. Und doch, wie sehr muß ich ihr Recht geben. Sieh, Heinrich, das sind ganz und gar meine eigenen Gedanken. Auch ich habe denselben Glauben, daß sich die Kinder feindlicher Eltern nicht verbinden sollen, weil nur Unheil aus einer solchen Ehe hervorgehen kann. Leider schämte ich mich, diese Meinung so klar und deutlich auszusprechen, um nicht für abergläubisch zu gelten. Heute muß ich mich vor dem graden Muth eines Mädchens beugen. Ja, ich bin um so mehr dazu gezwungen, als ich nach unsern letzten Zwistigkeiten mein Herz erweicht und eine Art von Versöhnung mit den Leuten in der Aumühle angebahnt habe.“

„Wie, Du hast Dich mit ihnen versöhnt?“ fragte Heinrich erstaunt.

„Es ist eine Art von Vergleich zu Stande gekommen, den ich indeß keine Versöhnung nennen kann,“ erwiederte der Alte und erzählte dem Sohne die Angelegenheit mit dem Scheine. Dann fuhr er fort: „Darnach konnte Regine allerdings auf andere Gedanken kommen. Aber ich sehe, bei ihr wie bei mir besteht dieselbe Abneigung gegen einen Bund, der Euch kein Glück bringen kann.“

„So ist denn dieser Traum ausgeträumt,“ sagte Heinrich mit einem tiefen Seufzer.

„Hin ist hin,“ schloß der Alte.

Eine lange Pause folgte. Sie sahen Beide gedankenvoll auf den Boden.

Dann begann der Steinthalmüller auf's Neue mit bewegter zitternder Stimme in abgerissenen Worten: Heinrich, lieber Sohn, wie glücklich könntest Du mich jetzt machen!"

„Was hast Du?" fragte der junge Mann aus seiner Verdüsterung auffahrend.

„Wir befinden uns in einer mißlichen Lage, Du weißt es selbst. Freilich Du müßtest ein großes Opfer bringen. Aber wer ist nicht zu ähnlichen Opfern gezwungen. Jeder kämpft für das Leben. Doch ich will lieber schweigen. Du kannst und willst nicht."

„So rede doch," bat jetzt Heinrich, den die gemüthliche Ergriffenheit in der Rede des Vaters packte.

„Nein, laß mich, laß mich," rief dieser, und Thränen traten in seine Augen.

„Wenn ich Dich aber bitte?"

„Nun, denn grad' heraus," faßte sich der Steinthalmüller. „Wenn Du Dich entschließen könntest, eine Tochter Wambach's heimzuführen, so wäre uns allen geholfen. Mein Ruf, mein guter Name, der auf dem Spiele steht, ginge nimmer verloren."

„Allerdings ist es ein Opfer," brach Heinrich leidenschaftlich hervor, „es ist doch Alles dahin und Du bist heute so gut und mild, ich will es bringen, vorausgesetzt," fügte er hinzu, „daß Du Deinem Freunde die Verluste nicht verheimlichst."

„Nun," sagte der Vater zögernd, „die wird er schon von selbst erfahren, sonst hört er sie von mir."

„Es ist abgemacht!" stieß Heinrich mit verzweifelter, wilder Stimme hervor, indem er sich rasch erhob und krampfhaft an dem Tische hielt. Es war ihm im Haupte, als würde er von einem Wirbel erfaßt.

Der Alte stand auf und drückte den Sohn an seine Brust. „Gottlob, es fällt mir ein Stein vom Herzen. Der gute Leumund ist doch das Beste, was der ehrliche Mann hat. Jetzt wollen wir zusammen schaffen und ringen und der ganzen Welt trotzen. Heinrich, dieser Entschluß wird Dir Segen bringen."

Der arme Jüngling saß zitternd an allen Gliedern da, als der Vater ihn belobte. Wer wußte, was in ihm vorging? Bereute er nicht schon in demselben Augenblicke das gegebene Wort, das ihm in der Aufregung des Gemüthes und in der Verwirrung seiner Gedanken von den Lippen geflogen war?

Zehntes Capitel.

Am andern Morgen, der in wunderbarer Sommerfülle über der Erde aufstieg, tönte das helle Geläute aller Glocken vom Ostwinde getragen aus dem nahen Dorfe in das offene Fenster der Steinthalmühle. Heute war nämlich der Sonntag, an dem das Schützenfest stattfand. Vater und Sohn saßen vor dem Frühstücktische. Wenn man auch dem Alten anmerkte, daß es ihm nicht behaglich zu Muthe war, was hauptsächlich seinen Grund in dem Umstande hatte, daß er heute mit Herrn Wambach zusammentreffen sollte und daß er trotz seines Versprechens um Alles in der Welt nicht wünschte, derselbe werde mit seinem mißlungenen Steingeschäft bekannt, bevor die Verlobung abgeschlossen sei, so richtete sich doch sein ganzes Bestreben dahin, den dunkeln Ernst seines Sohnes zu zerstreuen und ihn für die Ereignisse zu ermuthigen, die der Tag zu bringen bestimmt war. Freilich waren seine Bemühungen bei dem armen Jüngling ohne allen Erfolg. Heinrich hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Das war nun allerdings auch in früheren Zeiten oft genug geschehen. Aber es fehlten dann doch die tiefen und gewaltigen Erschütterungen der Seele, die ihn in einer Weise geknickt und erschlafft hatten, daß seine schönen Züge bleich und verfallen und daß seine Gestalt ohne alle Spannkraft erschien.

Von einem festen Willen und entschiedenen Entschlusse war vollends keine Rede. In mattem Hinbrüten versunken ergab er sich in alle Vorschläge seines Vaters. Auf die Frage desselben, ob er sich mehr zu Bertha oder zu Emma hingezogen fühlte, gab er die Antwort, der Steinthalmüller möge nur für ihn wählen, wie es ihm gefalle, ihm selber sei Alles gleich, worauf ihm denn der Alte zu der ältern Bertha rieth, weil sie kräftiger und tüchtiger im Hauswesen wäre. Daß die Verlobung schon auf dem Schützenfeste verkündet werden solle, entsprach indeß nicht seinem Sinne. Er wollte kein Wesen von diesem Ereignisse gemacht wissen, da es ihm nicht heiter zu Muthe sei. Dagegen erklärte er sich damit einverstanden, daß beim Abendessen, zu dem der Müller den Freund mit seinen Töchtern nach der Festlichkeit in die Mühle geladen, der Antrag erfolge und im Falle eines guten Einverständnisses die Verbindung geschlossen werde.

Als Vater und Sohn sich gleich nach dem Mittagsessen auf den Weg nach dem Dorfe begaben, den sie diesmal durch den Wald nahmen, weil eine drückende Hitze herrschte, ging Heinrich nebenher wie Einer, der zum Richtplatz geführt wird. Der Ausdruck seiner Züge war müde, seine Glieder schlotterten ihm am Körper; wie weit seine Gedanken hinausstreiften, bemerkte man an den zerstreuten Antworten. Gleichwohl enthielt sich der Alte jeden Tadels. Er durfte heute den Jungen nicht reizen, da es sich um die endliche Erfüllung seines Lieblingswunsches handelte. Auch konnte er ahnen, was der Sohn durchgemacht hatte, denn er selber stand ja auch vor Zeiten einmal zerknirscht vor den vereitelten Hoffnungen einer getäuschten Leidenschaft. Auch war es ihm selber nicht recht zu Muthe. Er schob aber die schlechte Stimmung besonders auf die stille schwere Schwüle, die über der Erde lag und in der sich kein Lüftchen regte. Allerdings zogen auch hier und dort am Horizonte große dicke Wolken langsam herauf und über dem Gebirge leuchtete dann und wann ein ferner Blitz. Es war, als wollte sich ein mächtiges Gewitter bilden.

Die Leute der Umgegend hatten sich indeß so lange Zeit auf das Schützenfest im Dorfe, welches sich eines besondern Rufes erfreute, gespitzt, daß sie sich von einem Wetter, welches allerdings drohte, aber noch nicht ausgebrochen war, nicht abhalten ließen. Auf allen Wegen gewahrte man lange Züge, die hier aus den Bergen, dort aus der Ebene herankommend, durch die grünen Felder wanderten und bunt und lustig genug aussehend nach dem bekannten Kirchweihplatze strömten. Bald waren es Gruppen von Schützen in grünen Röcken, das Birkenreis am Hute und die Büchse über der Schulter, bald waren es Bauern in den Trachten der Landschaft mit Frauen und Mädchen, deren farbige Kleider und weiße Kopftücher hell und heiter leuchteten. Hier ertönte ein Aufschrei der Freude, dort der Knall eines Gewehres, welche das Echo an den Hügelwänden weckten. So fehlte es denn an dem heißen Tage doch nicht an Aeußerungen der Freude und des Lebens.

Was nun allerdings das heutige Schützenfest besonders lockend erscheinen ließ, das war der Umstand, daß die Gemeinde eine alte Stiftung besaß, die von einem lustigen Bewohner des Dorfes, der ohne Erben gestorben, schon vor Jahrhunderten errichtet worden war. Dieser wackere Mann hatte nämlich seine sämmtlichen Weinberge, auf denen in guten Jahren ein trefflicher Wein wuchs, mit der Bestimmung an die Gemeinde vererbt, daß man den Ertrag derselben zu einem großen Schützenfeste verwende, welches bei Gelegenheit der Kirchweih abgehalten werden sollte. Vor allen Dingen mußte darauf gesehen werden, daß Getränk in reichlicher Fülle für einheimische und auswärtige Schützen vorhanden sei. War aber so viel Wein gewachsen, daß aus dem Erlös auch noch ein tüchtiges Mahl bereitet werden konnte, so stand es dem Schulzen und seinen Beigeordneten frei, dafür ein derbes Schinken- und Bratenessen herzurichten. In der Regel sollte aber das Wachsthum des einen Jahres in dem nächsten verzehrt werden und alle Theilnehmer hatten die Verpflichtung, sich des Stifters, dem nun die Zähne nicht mehr wehthaten, in Liebe und Fröhlichkeit zu erinnern. So kamen denn bald reiche und bald karge Jahre, je nachdem der Himmel die dürstende und hungernde Menschheit mit größern und geringern Ernten beschenkte.

Da nun im vergangenen Herbste die Lese überaus günstig ausgefallen war, so konnte es nicht fehlen, daß es heuer hoch hergehen werde. Man hatte schon lange von den großen Fässern gesprochen, die zum Ausstechen bereit lagen. Der Verkauf einiger andern stellte ferner ein üppiges Festmahl in Aussicht, so daß diesmal nicht allein die Männer, sondern auch ihre Frauen und Kinder einer vergnüglichen Theilnahme an Essen und Trinken sicher sein konnten. Und so erklärte sich denn in natürlicher Weise der von allen Seiten kommende Zuzug, welcher noch dadurch verstärkt wurde, daß der Himmel am frühen Morgen sein hellstes blaues Kleid angezogen und ein beständiges Wetter für den fröhlichen Tag versprochen hatte.

Der Platz, wo die Feier stattfand, lag vor dem Dorfe rechts an der Straße nach dem Hellbache hin, nicht gar weit von der Stelle, wo die Aumühle in der Thalhöhle ihre Dächer aus den Nuß- und Fruchtbäumen erhob. Es erstreckte sich dort eine Wiese den Abhang hinan, auf welcher Obstbäume standen und die sonst als gemeinschaftlicher Bleichplatz der Gemeinde benutzt wurde. Hier ragte auch die Vogelstange

empor, seitwärts aber lagen Zelte, die mit weißen Tüchern gedeckt erschienen und weite Tische mit kalter Küche aufwiesen. Weiter waren die verhängnißvollen Fässer aufgefahren, an denen ein stämmiger Faßbinder mit seinem besten Schurzfell stand, um die Krahnen einzuschlagen und das Getränk in große Krüge zu füllen. Im Hintergrunde aber lag das Wirthshaus des Dorfes, dessen Besitzer es sich zur Ehre rechnete, das Mahl zu leiten. Ueberdies hatten sich an der Heerstraße, die in unmittelbarer Nähe vorüberführte, verschiedene Kramladen hingestellt, die sich mit Pfeifen und Pfefferkuchen, Porcellan und allerlei andern Dingen Concurrenz machten.

Man kann sich denken, wie bunt und lustig es ringsum auf- und abwogte. Während am Tanzplatz zunächst den Zelten eine schmetternde Musik erscholl, nach deren Klängen sich die Jugend der Gegend drehte, knallten die Männer an der Vogelstange ihr Meistes und Bestes. Allerwärts lagerten die Alten und Jungen am Grunde und ließen sich den willkommenen guten Wein schmecken. Zwischenher aber tummelte die Jugend, die sich gleichfalls in reichlicher Masse eingefunden hatte, hier betrachtend und bewundernd, dort ihre wilden Spiele treibend, und an den Drehbrettern, wo die schrillen Stimmen der Verkäufer reichen Gewinn versprachen, von den Neckereien der Fortuna in Anspruch genommen.

So traurig und verdrossen Heinrich auch mit seinem Vater auf diesen Schauplatz trat, so wurde er doch bald einigermaßen aus seiner Verdüsterung gerüttelt, weil er hier zum ersten Male seit der Heimkehr in den Kreis seiner alten Spielkameraden trat. Er fühlte, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht stolz und hochmüthig zu erscheinen, was ihm höchst unangenehm gewesen wäre. In der That schauten ihn auch einige Altersgenossen, die er sofort erkannte, mißtrauisch genug an. Er ging aber freundlich auf sie zu, schüttelte ihnen die Hände und redete in der alten vertraulichen Weise, so daß der Eine ihm zurief: „So ist's recht! Du bist doch derselbe geblieben.“ Der Zweite sprach: „Es ist also nicht wahr, daß es Dir auch in den Kopf gestiegen ist,“ während ein Dritter herausplatzte: „Ich habe es Euch ja eben gesagt, der Heinrich allein ist die Ursache, daß der Aumüller in seinem alten Neste bleibt.“ Darauf hin reichte dieser ihm das Glas, ein Anderer holte Essen, wieder Andere boten ihm ihre Büchsen zum Schießen an, so daß er sich kaum aller Freundlichkeit erwehren konnte.

Auch der alte Steinthalmüller, der wegen seines abgeschlossenen und vornehmthuerischen Wesens in den letzten Jahren nicht besonders gut angekreidet war, hatte sich heute eines ungleich freundlichern Empfanges zu rühmen. Da aber die Bauern nicht gern ein Blatt vor den Mund nehmen und selbst dasjenige, was die Menschen oft nicht gern hören, ungestört heraussprudeln, so konnte ihm der Grund dieser Umwandlung nicht entgehen. Verschiedene Leute sagten ihm grade heraus ihre Meinung, daß er, der doch eigentlich ein zäher, habsüchtiger und stolzer Mensch sei, endlich doch einmal eine gute That gethan habe, indem er den alten stummen Müller mit seiner Familie nicht aus dem Hause jage.

Diesen theilweise durchaus nicht schmeichelhaften Auseinandersetzungen konnte der Alte erst entgehen, als er auf der Landstraße den Wagen des Herrn Wambach anfahren sah und den Leuten sagte, er müsse dort seine Gäste empfangen. So rief er Heinrich, der ihm stillschweigend folgte. Beide eilten an die Stelle, wo die Ankommenden ausstiegen. Der Steinthalmüller warf zunächst einen prüfenden Blick auf das Gesicht seines Dutzfreundes. Derselbe nickte ihm aber so freundlich entgegen, daß er sicherlich nichts von den Geschäftsverlusten wußte. Eben so herzlich wurden die Hände geschüttelt. Auch die Mädchen schienen heiter und vergnügt. Und Heinrich? Ihm schnürte es fast die Kehle zu, daß er Bitterkeit im Herzen fröhliche Worte auf die Lippen nehmen sollte.

Die kleine Gesellschaft begann alsbald einen Gang zu den verschiedenen Vergnügungen, die der Ort bot. Während die beiden Mädchen Heinrich erzählten, daß sie erst vor kurzer Zeit mit dem Dampfschiffe von ihrer hübschen Vergnügungsreise eingetroffen und im Städtchen den Wagen bestiegen hätten, um versprochenermaßen zu rechter Zeit einzutreffen, nahm der Steinthalmüller seinen Freund bei Seite, um mit ihm über mancherlei Dinge zu reden. Zunächst machte er ihm mit großer Entrüstung Mittheilungen über den schwindelhaften Bergmann, der sie Beide belogen und um

eine nicht geringe Summe betrogen hatte, was aber Herr Wambach mit ziemlicher Gleichgiltigkeit aufnahm, indem er behauptete, daß der Verlust grade jetzt nicht bedeutend wäre, und daß sie sich Glück wünschen müßten, weil der Kerl sich noch zu rechter Zeit aus dem Staube gemacht und sie nicht noch längere Zeit an der Nase herumgezogen hätte. Dann folgten die Nachrichten über die Entschlüsse Heinrich's, die dem Dutzbruder ein freundliches Schmunzeln zu entlocken schienen. In der That führte er die auserlesene Bertha bei der ersten günstigen Gelegenheit zur Seite, um ihr einige Worte zuzuflüstern, worauf sie den jungen Mann mit erhöhter Neugierde betrachtete und sich nur zu wundern schien, daß er so scheu und zurückhaltend erschien. Sie erklärte sich indeß sein blödes Wesen durch die Spannung, in der er sich befinden müsse und sah mit offenbarer Befriedigung dem Abend entgegen, wo die Entscheidung in der Steinthalmühle vor sich gehen würde. Ihrem strahlenden Wesen gemäß fühlte sie sich schon von diesem Augenblicke an als Braut.

Allmälig hatten sich nun auch die andern Honoratiorenfamilien der Gegend eingefunden und dem Müller und Herrn Wambach angeschlossen. Man wanderte an den Schießstand, wo die Männer einiges Pulver nutzlos verschossen und wo nur Heinrich so glücklich war, trotz seiner zitternden Glieder den Kopf des Vogels herabzuschießen. Dann besuchte man die Kramläden, wo die Hausirer sich über die Gesellschaft, die ihr Geld auf die Drehbretter warf, zu erfreuen alle Ursache hatten. Schließlich aber ging es zum Tanzplatz, wo die jungen Leute sich bald in die Wogen der Walzer und Galoppaden mischten, obschon der Himmel sich mehr und mehr umwölkte und die Blitze in der Ferne immer kräftiger wurden.

Heinrich schien keine Lust zu verspüren, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen, bis sein Vater an ihn herantrat und ihm zuraunte: „Frisch hinein, sei doch kein Kopfhänger; tanze mit Bertha. Wir müssen ohnehin bald fort, denn es gibt ein Gewitter."

Der junge Mann erwachte aus seinen Träumereien und lud die ihm bestimmte Braut zu einem Walzer. Das Mädchen schien sich mit Vergnügen in seinen Armen zu wiegen. Ihm wirbelte es vor den Augen.

Als er wieder an dem Platz ankam, wo er seinen Vater und die übrige Gesellschaft fand, erblickte er den Justus, seine Frau und Regine. So wie der Blitz, der eben mächtig seine feurigen Flügel schlug, zuckte es ihm durch die Seele, als er die Geliebte seiner Jugend sah. Und jetzt konnte er auch einen Vergleich ziehen zwischen dem, was er verloren hatte und was er dafür eintauschen sollte. Bertha war ein Bild der Alltäglichkeit, Regine stand vor ihm rein, hell, licht, wie eine Erscheinung des holdesten Lebens. Kaum verstand er die Worte, die der Aumüller zu seinem Vater sprach.

Dieser aber sagte, in dem schweigenden Kreise stehend, mit feierlicher Stimme: „Steinthalmüller, ich bin nicht gekommen, um hier an dem Feste theilzunehmen, denn dazu sind unsere Herzen nicht angethan. Da wir aber wußten, daß wir Euch hier treffen würden, so habe ich mich entschlossen, Euch im Angesichte der Leute Abbitte zu thun. Und so will ich es denn laut bekennen, daß mein Proceß mit Unrecht geführt wurde. Auch habe ich Euch für härter gehalten, als Ihr seid. Daß Ihr mir nicht jene Feindschaft tragt, die ich mir einbildete, ist dadurch an den Tag getreten, daß Ihr uns in der Aumühle laßt, auf die Ihr ein Recht besitzt. Ich danke Euch für uns Alle, aber namentlich wegen des alten, lahmen und stummen Vaters, der jetzt seine Tage in Ruhe beschließen kann. Und ich danke auch Eurem Sohne, der ein guter und braver Mensch ist."

Damit reichte er dem Steinthalmüller die Hand, eben so dem Heinrich. Seine Frau und Regine thaten desgleichen. Ringsum aber drängten sich die Leute, welche dieser Versöhnungsscene gelauscht hatten, und sich in lauten Beifallsbezeugungen ergingen.

Vom Himmel zuckte in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitz, dem ein weithallender Donnerschlag folgte. Es war als wollte der Himmel sein Jawort dazu geben.

Heinrich aber hielt grade die Hand Reginens in der seinigen. Es durchbebte ihn elektrisch. In heller, blasser Schönheit stand das Mädchen vor ihm. Er flüsterte ihr zu: „Schenk' mir einen Tanz, Regine!"

Und ohne eine Antwort zu erwarten, umfaßte er die weiche schlanke Gestalt und raste hinaus, indem er ihr leidenschaftlich zurief:

„Du haſt mir einen böſen Brief geſchrieben, Regine. Ich bin ſeitdem ein verlorener Menſch. Ohne Dich wird mir alle Zukunft öd' und traurig ſein. Möge es denn geſchehen, ich will mich Deinen und meines Vaters Wünſchen fügen. Aber mein Lebensglück iſt dahin. Ich ſehe nichts mehr wie dunkle düſtere Schatten."

„Heinrich, Heinrich," rief das Mädchen, und wollte ihn ſtille zu ſtehen zwingen.

Aber er raſte nur noch toller und ſprach, indem es ihm wie Feuer durch die Glieder rann und ſeine ganze jugendliche Kraft erwachte: „Nur fort, nur fort, das ſoll mein letzter ſeliger Augenblick ſein, wo ich Dich in meinen Armen halte und Dich zum letzten Male an mich drücke und Dich im Geiſte küſſe."

Regine machte erneute Anſtrengungen, ihn zu halten und bat: „Hör' auf, hör' auf, Heinrich!"

„Sprich nicht davon," rief er noch leidenſchaftlicher, „fort, fort, es wäre jetzt mein größtes Glück, wenn ich nach dieſem Tanze todt neben Dir dahinſänke. Da Du mich nicht willſt, iſt doch mein Leben verödet. Jetzt iſt noch Licht um mich, lauter blendendes, funkelndes Licht, bald wird es dunkel ſein."

Und wahrlich, war lauter wildes, blendendes Licht um ihn, der Himmel regnete Blitze, die ganze Luft ſchien ein Meer von Flammen.

Plötzlich merkte er, daß er als der einzige Tänzer mit ſeiner Regine dahinflog. Die Töne der Muſik waren verſtummt. Ein unendlicher Regen fiel herab. Ueber ihrem Haupte lag mitunter eine Dunkelheit, wie mitten in der Nacht. Die Blitze erleuchteten dickgeballte und hochgethürmte Wolkenmaſſen, ein Donnerſchlag folgte dem andern. Ringsum aber hatten die Leute die Flucht nach dem Wirthshauſe und dem Dorfe zu genommen.

Da ſtand er mit dem Mädchen ſtill. Der Platz ringsum erſchien leer.

„O Gott, welches Wetter!" rief Regine.

„Das iſt Sturm, wie in meiner Seele," jauchzte der Jüngling. „Jetzt noch eine Umarmung!"

Er drückte ſie heftig an ſein pochendes Herz: „O käme doch jetzt ein mitleidiger Blitz über uns!"

Da brach der Orcan das Zelt und warf Stangen und Tücher weit in die Luft. Ringsum legte er große Bäume zu Boden. Der Regen goß in volleren Strömen. Es war ein Wolkenbruch. Sie ſtanden bis über die Füße im Waſſer.

„Himmel, meine Eltern, mein Großvater!" ſchrie Regine plötzlich und machte ſich mit einer heftigen Bewegung los.

Sie lief dem elterlichen Hauſe zu, das in der Tiefe ragte. Ueberall lag halbe unheimliche Finſterniß, die nur durch die Blitze erhellt wurde, es war, als ſollte die Welt vergehen.

Heinrich ſtürzte ihr nach.

„Meine Eltern, mein Großvater!" jammerte ſie auf's Neue, die Heerſtraße hinabeilend und ſich nach der Aumühle wendend.

Aber plötzlich ſtand ſie ſtill. Heinrich hielt gleichfalls an. Ihren Sinnen bot ſich eine fürchterliche Erſcheinung. Hoch oben im Hellbachthale ließ ſich mit einem Mal ein gewaltiges Rauſchen und Brauſen vernehmen, das immer näher kam.

Sie ſchauten hinauf an dem Abhang über der Aumühle und dort wälzte ſich jetzt donnernd eine hohe Waſſerwoge heran, wie ein rieſiges Geſpenſt. Sie rollte dahin wie eine eherne Wand. Dann fiel ſie mit gräßlicher Gewalt in den Keſſel der Mühle, deckte Haus, Garten, Bäume in einem Augenblicke, ſo daß ſich das ganze Bild den Blicken entzog und ſtürzte dann weiter das Thal hinunter, Feld und Wieſen nach dem Strom hin bedeckend, als wenn ſich dort jetzt ein Meer bildete.

Die beiden jungen Leute waren erſtarrt ob dem koloſſalen Schauſpiele.

„Alles iſt verloren," rief Regine wie vernichtet, „Gott ſei uns gnädig!"

„Das iſt der jüngſte Tag," fügte Heinrich hinzu.

Aber in demſelben Augenblicke brauſte es hinter ihnen. Auf der Straße, wo ſie ſtanden, wälzte ſich gleichfalls ein Bach heran.

„Rette Dich, rette Dich," ſchrie der junge Mann und wollte nach Regine greifen.

Aber dieſe wurde ſchon fortgeriſſen. Mit Noth gelang es ihm, ſie noch eben zu ergreifen. Zum Glück war er ein Schwimmer, dem es zugleich nicht an Geiſtesgegenwart fehlte. Mit der geliebten Laſt beladen, erreichte er, bald ſchwimmend, bald watend eine ſeichte Stelle. Er faßte ſich dort an einem Stamm. Wären ſie in den

Strom geschleudert worden, der in der Tiefe rollte, sie hätten unrettbar ihr Leben eingebüßt. Mit äußerster Kraft gelang es ihm, sich mit dem einen Arm an den Baum zu klammern und mit dem andern Regine zu halten. Glücklicherweise ließ der Zufluß der Wasser, die aus allen Rinnen des Gebirges der Ebene zuströmten, nach einiger Zeit nach. Das Gewitter brauste immer weiter fort. Er hielt das gerettete aber halb ohnmächtige Mädchen auf's Neue in seinen Armen und sandte ein heißes Dankgebet zum Himmel.

Als Regine aus halber Ohnmacht erwachte, sah sie mit stieren Blicken um sich und rief: „Du bist hier, Heinrich, aber wo bin ich? Großer Gott, meine Eltern, mein Großvater!“ fügte sie hinzu, als sie sich besann.

„Beruhige Dich, tröstete sie der junge Mann, „es wird Alles besser, wie wir denken.“

Aber was galt hier der Trost, wo sich das Unglück, das diese entsetzliche Naturerscheinung angerichtet hatte, nicht übersehen ließ! Und brauste nicht dort in der Tiefe noch immer die Fluth, die aus dem Hellbachthale kam? Ja, sie brachte mit jedem Augenblicke größere Zeugnisse der gewaltigsten Zerstörung. Trümmer von Häusern, Tische, Bänke, Stühle, Wiegen, Fässer, Geräthschaften, Mühlräder, ertrunkenes Vieh, Schafe, Pferde schwammen hinab. Je heller die Luft wurde, je fürchterlicher erschien der Anblick. Regine weinte und schluchzte laut auf. Heinrich sah mit entsetzter Seele auf all die Reste gestörten menschlichen Lebens.

Als Sturm und Regen nachließen und das Wasser auf der Straße sich verlief, wagten sich einzelne Leute, die im Dorfe Schutz gesucht hatten, wieder heraus. Zu den Ersten gehörte Justus und seine Frau. Als sie die Tochter wiederfanden, fielen sie sich starr vor Freude und Leid in die Arme. Dann kam der Steinthalmüller. Er weinte wie ein Kind, als er Heinrich fand.

„Wie mag es daheim aussehen?“ fragte Einer den Andern mit glanzlosen Augen.

„Das ganze Thal muß eine Wüstenei sein,“ rief Heinrich. „Gottlob, wir, seine Bewohner, sind gerettet.“

Alle stiegen den Hügel hinauf, wo man sonst die beiden Mühlen und die Wiesen überschauen konnte. Man sah nichts mehr von dem Gehöft des Steinthalmüllers. Wo die Aumühle gestanden hatte, war ein tiefes ausgehöhltes Loch mit hohen Felsenwänden, in dem nur hier und da noch Balken, Gestein und Geröll lagen. Kein Haus, kein Stall, keine Scheune, kein Baum, kein Garten war mehr zu sehen.

„Ach, der arme Vater,“ riefen Justus und die Seinigen.

„Ich bin ein verlorener Mann,“ schrie der Steinthalmüller und griff sich wie wahnsinnig in die Haare.

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen,“ sprach Heinrich.

Von Augenblick zu Augenblick fanden sich mehr und mehr Neugierige ein. Allerwärts zeigte sich der bleiche Schrecken über dies Vernichtungswerk der Natur, die hier in einem Augenblick einen blühenden Landstrich in eine Oede verwandelt und Tausende unglücklich gemacht hatte. Die Meisten wollten ihren Sinnen nicht trauen. Als das Wasser sich verlief, rannten einzelne Männer das Thal hinauf, um sich von ihrer Täuschung zu überzeugen. Leider aber erwies sich überall die nüchterne nackte Wahrheit des größten Unglücks.

Was war da zu thun? Der Steinthalmüller und sein Sohn und der Justus mit den Seinigen konnten heute nicht heimkehren. Sie hatten nicht, wo sie das Haupt hinlegten. Viele Gäste, die aus dem Hellbachthale zu dem Schützenfeste gekommen, waren in demselben Falle. Da nun auch der Abend mit Gewalt hereinbrach, wurden durch die Dunkelheit alle fernern Nachforschungen abgeschnitten. Die Unglücklichen, die betroffen waren, fanden bei den Bewohnern des Dorfes, das durch seine hohe Lage geschützt wurde und deshalb verhältnißmäßig wenig gelitten hatte, freundliche Aufnahme. Aber welche schreckliche Nacht folgte dem schrecklichen Tage! Man hörte nichts wie lautes und leises Weinen und jammernde, schmerzvolle Worte.

Der anbrechende Tag ließ erst die ganze Größe des jammervollen Geschicks erkennen. Schon in der Dämmerung eilten die Leute wieder hinaus. Da begegneten sie einzelnen Gruppen, die aus dem verödeten Thal gekommen und von ihrem Geschick erzählten, und die, wie der Steinthal- und der Aumüller, Alles eingebüßt hatten, denn die Wohnungen und Gehöfte, welche in der Nähe des Baches gelegen, waren in derselben Stunde fort-

gerissen worden. Alle wurden in wenigen Augenblicken zu Bettlern. Viele trauerten nicht allein um Hab' und Gut, Manche vermißten ihre Eltern und Kinder, die das Wasser fortgerissen, und suchten nun nach den Geschiedenen. Wie oft erklang da ein lautes Schreien und Heulen, wenn sie hier und dort eine Leiche fanden und in ihr ein geliebtes Glied der Familie erkannten, das ihnen unerwartet und allzufrüh entrissen wurde.

Der Steinthalmüller begab sich mit Heinrich nach der Stätte, wo noch gestern sein Haus in stolzer Fülle stand. Es wurde dem Sohne schwer, den schlotternden Mann hinauszuführen, dessen Haar in dieser Nacht fast weiß geworden war und der sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Der Alte begann laut zu weinen, als er das Werk zerstört sah, an dem er sein ganzes Leben lang gebaut, und setzte sich auf einen Mühlstein, den die Fluth weit weggetrieben hatte von der Stelle, wo er sich einst in dem Werke drehte. Dort erschienen auch die Knechte und Mägde, die theilweise beim Feste im Dorfe gewesen waren und sich theilweise noch zeitig in den höher gelegenen Wald gerettet hatten. Von der alten Gudula wußte Keiner zu erzählen. Das Wasser hatte die treue Hüterin des Hauses begraben. Und so waren auch die Pferde und die stattliche Heerde verschwunden.

Nach einiger Zeit traf auch Herr Wambach ein. Dem alten Steinthalmüller ging ein neuer Hoffnungsstrahl auf. Aber mit dem eingebrochenen Unglück zeigte sich der Dutzbruder mit einmal von einer andern Seite. An die Stelle seiner Vertraulichkeit war ein ernstes, fremdes Wesen getreten. Freilich bot er sich auch zu allerlei Hilfsleistungen an, denn wer hätte all das Unheil gesehen und sein Herz verhärtet? Hier erwies sich ja der ärmste Taglöhner gütig und theilnehmend gegen den Leidenden. Aber wie stand es mit der alten Genossenschaft in den Geschäften? Wie war es mit der Verlobung? Herr Wambach erklärte rundweg, daß er zwar alles Mögliche thun werde, um die Lage des Müllers zu erleichtern, daß indeß von den besprochenen Plänen um so weniger die Rede sein könne, als ihm bei seiner Heimkehr ein Brief eingehändigt worden sei, der ihn von dem schlechten Steingeschäft und von den Lasten, die in Folge desselben auf das Gut gefallen, in Kenntniß gesetzt hätte. Nun sei auch noch das Unglück hinzugetreten, wodurch Wiesen und Felder in den Grund verdorben wären. Er wünsche deshalb, daß von den frühern Dingen nicht mehr geredet werde.

Dann wandte er sich zum Gehen. Der Steinthalmüller aber sprach zerknirscht: „Ja, ich bin ein Bettler."

„Und er ist der Wolf, der das Lammfell abgelegt hat," sagte Heinrich, dem trotz allem Unglück, das über sie gekommen war, ein Stein vom Herzen fiel. Ja, es leuchtete ihm plötzlich wieder ein Lichtblick in die Seele: „Danke Gott," rief er seinem Vater zu, „daß sich hier Verhältnisse lösen, die nicht auf dem Grunde des Herzens, sondern auf äußere Dinge gebaut waren. Hier bricht eine Lüge entzwei. Du hast bis jetzt gearbeitet, nun kommt die Reihe an mich, ich bin jung und habe trotz allem Elend guten Muth. So will ich denn das Werk beginnen und ich denke, Du sollst zufrieden sein. Vertraue meinem Willen und meiner Kraft. Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht verlassen."

Gegen Mittag gingen Vater und Sohn, der Erstere in derselben gebrochenen Weise, der Andere tröstend und ermuthigend, das Steinthal hinunter. Und das Steinthal bot wieder denselben Anblick, den es vor Jahren geboten. Es war wieder eine Wüste von Geröll, Kieseln und Gestein, die sich heute noch viel trauriger ausnahm, weil hier in der Weite weder ein Grashalm noch ein Heidekraut wuchs. Von dem kostbaren Grund, der zum Wiesenbau verwandt worden war, sah man keine Spur mehr. All das schwere Geld, das man auf die theure Anlage geworfen hatte, war umsonst ausgelegt. So erklärte sich denn das Gerede, das aus uralter Zeit stammend und ohne Zweifel an eine ähnliche Naturerscheinung anknüpfend, die Behauptung aufstellte, es sei ein gewagtes Werk mit dem Unternehmen des Steinthalmüllers, wie es denn auch die Erfahrung lehrt, daß dieselben Spiele der Natur sich gern an denselben Orten wiederholen, da sie die Bedingungen zu solchen Wiederholungen in sich tragen.

Als sie an den Kessel gelangten, in dem die Aumühle gestanden hatte, sahen sie unten in der leeren Höhlung den Justus, seine Frau und Regine mit mehreren Leuten, welche die Trümmer durchsuchten. Der

Steinthalmüller und Heinrich stiegen hinab und begrüßten die Nachbarn.

Der Alte ging auf den Justus zu, drückte ihm die Hand und sprach: „Verzeih mir, Justus! Ich bin in mich gegangen, denn Gott hat mich schwer gestraft."

Auch der Frau und Reginen drückte er die Hand.

„Reden wir kein Wort mehr von der schweren alten Zeit," lautete die Antwort. „Wir haben Alles vergessen um der Wohlthat, die dem alten Vater werden sollte. Jetzt ist es freilich nicht mehr nöthig, denn wir haben ihn verloren. Wir sind eben beschäftigt, nach der Leiche zu suchen. Allerdings ist das Meiste von den Gebäuden weggetrieben, aber es wäre doch möglich, daß wir den Todten noch unter den Balken und Steinen fänden, die sich hier zwischen die Felsen geklemmt haben und die das Wasser nicht überwältigen konnte."

Während der Steinthalmüller sich mit den Frauen auf einen Stein setzte und leise traurige Reden mit ihnen wechselte, griff Justus mit seiner unverwüstlichen Arbeitskraft zu Brecheisen und Axt und warf unter dem Beistand der übrigen Bauern Balken und Steine auseinander. Heinrich half ihm nach seinen besten Kräften. So gelang es ihnen, des Chaos mehr und mehr Herr zu werden. Aber die Hoffnung, den vermißten Alten zu finden, schwand in dem Verhältniß, wie der Schutthaufen kleiner wurde. Endlich waren nur noch die Trümmer einer umgestürzten Steinwand, so sich nach seitwärts lehnte, zu untersuchen. Hinter derselben hatte das Untergeschoß des Hauses sich unmittelbar an die Felsen gelehnt. Hier war das Schlafzimmer des alten Aumüllers gewesen. Man schaffte mit neuem Feuer, um diese letzten Reste zu entfernen. Justus hatte endlich ein Stück der Wand ausgebrochen. Dann schaute er durch die Spalte, welche das Licht in den dunkeln Raum ließ.

„Gott hat ein Wunder gethan," rief er aus. „Dort liegt der arme todte Mann und neben ihm steht sein Sarg, an den er schon so früh gedacht hat."

Alle eilten hinzu und sahen mit Schaudern in das kleine Todtengemach. Justus' Frau und Tochter weinten und schluchzten leise hin.

„Ihm ist wohl," sprach der Steinthalmüller, „er braucht nicht wie wir die Qualen des Unglücks zu tragen."

Das harte Gestein wich nach und nach der vereinten Arbeit. Dann hob man die Leiche heraus, auf deren Zügen ein friedliches Lächeln lag. Die Tochter und Enkelin nahten sich und drückten die kalten Hände und küßten die bleichen Wangen. Man sah auf jedem Antlitz die Trauer, die einem wirklich guten und geliebten Todten galt. Justus sagte mit bewegter Stimme: „Er ruhe in Frieden."

Nach einer Weile begann er auf's Neue: „Da wir den Sarg bei der Hand haben, so wollen wir den Vater auch gleich zum letzten Schlafe betten und dann auf den Friedhof bringen."

Zugleich bat er Heinrich, ihm behilflich zu sein. Sie schritten nach der Ecke am Felsen und schickten sich an, die Todtenlade herauszuheben. Aber dieses Geschäft war nicht so leicht, wie sie dachten. Als die beiden Männer oben und unten an den Griffen faßten, gelang es ihnen nicht, den Kasten auch nur im Geringsten von der Stelle zu rücken. Da eine nähere Untersuchung ergab, daß keine Einklemmung stattfand, so mußten denn auch die Andern helfen. Endlich gerieth es, mit vereinten Kräften den Sarg neben die Leiche zu stellen, wobei es von allen Seiten nicht an Bemerkungen über das seltsame Gewicht der Kiste fehlte.

Um den Alten in sein letztes Häuslein zu bringen, galt es nun, das Hängschloß zu öffnen, das an einer Seite des Sarges angebracht war. Justus wußte, daß der Schwiegervater den Schlüssel immer in der Tasche getragen und ihn trotz seines gelähmten Zustandes mit der größten Vorsicht überwacht und bewahrt hatte. Man suchte in den Kleidern und fand ihn sofort. So wurde denn das Schloß geöffnet.

Welches Staunen zeigte sich aber bei den Anwesenden, als der Deckel zurückgeschlagen wurde! Auf dem Boden der Kiste stand ein Sack neben dem andern. Eine oberflächliche Untersuchung ergab sofort, daß sie alle voller Münze waren. Obenauf aber lag das Testament des Aumüllers, in dem den Erben, nämlich dem Justus und seiner Frau, ein Vermögen von 50,000 Thaler überwiesen war. Stille Laute des Staunens erhoben sich bei den Anwesenden. So war die Kunde von dem Schatze in der Aumühle doch kein Märchen gewesen!

Und doch nahmen der Justus und die

Queen's Counsel in 1859, and in the following year was returned to the House of Commons for Wellington, which he represented until 1865. He was Solicitor-General in the Ministry of Mr. Fox Maule Evans, from 1862 to 1863, and Attorney-General in the Ministry of Mr. Fox Maule Evans, from 1863 to 1865. He was appointed Judge of the Court of Common Pleas in 1865, and was knighted in the same year. He died in 1875.

Wellington, Duke Arthur. — Duke of Wellington, Marquis of Douro, Marquis Wellington, Marquis of Torres Vedras, Earl of Wellington, Viscount Wellington of Talavera, Baron Douro of Wellesley, Baron Wellington of Mornington, Knight of the Garter, Knight of the Bath, Knight of the Golden Fleece, Knight of the Tower and Sword, Knight of St. Ferdinand and of Merit, Knight of St. George of Russia, Knight of the Black Eagle of Prussia, Knight of the Elephant and Castle of Portugal, Knight of the Red Eagle of Prussia, Knight of the Annunciation of Sardinia, Knight of the Seraphim of Sweden, Knight of the Golden Eagle of Russia, Knight of the Holy Ghost of Naples, Knight of the Golden Eagle of Austria, Knight of the Tower and Sword of Portugal, Knight of the Golden Eagle of Prussia, Knight of the Golden Eagle of Saxony, Knight of the Golden Eagle of Bavaria, Knight of the Golden Eagle of Wurtemberg, Knight of the Golden Eagle of Baden, Knight of the Golden Eagle of Hesse-Darmstadt, Knight of the Golden Eagle of Hesse-Cassel, Knight of the Golden Eagle of Nassau, Knight of the Golden Eagle of Brunswick, Knight of the Golden Eagle of Oldenburg, Knight of the Golden Eagle of Anhalt, Knight of the Golden Eagle of Schwarzburg-Sondershausen, Knight of the Golden Eagle of Schwarzburg-Rudolstadt, Knight of the Golden Eagle of Reuss-Greiz, Knight of the Golden Eagle of Reuss-Gera, Knight of the Golden Eagle of Schaumburg-Lippe, Knight of the Golden Eagle of Lippe-Detmold, Knight of the Golden Eagle of Waldeck, Knight of the Golden Eagle of Hesse-Homburg, Knight of the Golden Eagle of Lippe-Schaumburg, Knight of the Golden Eagle of Reuss-Ebersdorf, Knight of the Golden Eagle of Reuss-Lobenstein, Knight of the Golden Eagle of Reuss-Schleiz

das Studium der Kunst, das er bis dahin neben seinen philologischen Studien mit dem größten Eifer betrieben, ihn bewog, den bisher eingeschlagenen Lebensweg zu verlassen und sich ausschließlich dem Studium der Kunst zu widmen.

Nun begann für den jungen unbemittelten Kunstforscher eine Zeit rastloser Arbeit und unablässigen Ringens mit den Verhältnissen, welche in Deutschland noch weniger als anderswo das Studium der Kunstgeschichte begünstigen, sobald es aufhört, Nebenbeschäftigung zu sein und Lebensberuf wird. Mit einer niemals ermüdenden Energie überwand er alle äußern Schwierigkeiten, die einzige Beruhigung, den einzigen Genuß im Studium der Kunst findend. Bald lenkten einige seiner Aufsätze im „Deutschen Kunstblatt," das 1850 gegründet wurde und 1858 einging, die Aufmerksamkeit der älteren Kunstforscher auf ihn und brachten ihn in nähere Beziehungen zu Schnaase, Kugler und Waagen, die ihn mannigfach förderten. Vorwiegend beschäftigte sich W. Lübke in jener Zeit mit dem Studium der Architektur und versuchte die Hauptbauwerke Nord- und Mitteldeutschlands durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Sein erstes Werk war die „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters," ein dem Umfang nach sehr kleines Werk, das indessen einige der Haupteigenschaften des jungen Kunsthistorikers: Klarheit, edlen Ausdruck und dem Zweck entsprechende Systematisirung deutlich erkennen läßt und in wenigen Jahren vier — später noch wesentlich vermehrte und verbesserte — Auflagen erlebte. Den Grund zu seinem Rufe legte jedoch das im Jahre 1853 in Leipzig bei T. O. Weigel erschienene Werk: „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen" mit einem Atlas von 29 Tafeln in Folio, welches Schnaase, der berühmte Verfasser der „Geschichte der bildenden Künste," eine Mustermonographie nannte. Es war die Frucht einer Sommerreise in Westfalen (1851). Innerhalb weniger Monate unterzog W. Lübke die mittelalterlichen Bauwerke seines engeren Vaterlandes nicht nur einer strengen Prüfung, sondern entwarf auch selbst eine große Menge von Zeichnungen, Grundrissen, Durchschnitten und Details der betreffenden Bauwerke, welche er später in jenem Atlas zusammenstellte. Selten mag ein so gründliches Werk mit einem Aufwande von so weniger Zeit geschaffen worden sein. Er war auch der Erste, welcher in Deutschland eine „Karte der mittelalterlichen Architektur in Deutschland" entwarf und herausgab.

Weiteren Kreisen machte ihn dann seine „Geschichte der Architektur, Leipzig, 1855" bekannt, die schon nach kurzer Zeit in zweiter verbesserter Auflage erschien und die Veranlassung ward, daß man ihm die durch den Tod des Professors Wilhelm Stier erledigte Professur an der Berliner Bauakademie übertrug. Sein rastlos thätiger Geist gönnte ihm jedoch keine Erholung, sondern benutzte die ihm gewordene Sicherheit der äußern Stellung zu umfassenderen Plänen. Nur durch eine seltene Energie, die von der glücklichsten Elasticität des Geistes unterstützt wird, läßt es sich erklären, daß W. Lübke, während er theils durch seine Professur, theils durch seine kleinen und großen Reisen (1858 — 1859 in Italien, 1860 in Belgien und Frankreich), theils durch seine Mitwirkung an den bedeutendsten Kunstjournalen Deutschlands und durch Kritiken in einer Berliner Zeitung in Anspruch genommen wurde, es möglich machen konnte, nicht nur den vierten Band der „Denkmäler der Kunst" (Atlas zu Kugler's Kunstgeschichte, Folio, Stuttgart), welcher die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts behandelt, herauszugeben, die zweite Auflage desselben Werkes zu revidiren, nach Kugler's Tode dessen „Handbuch der Kunstgeschichte" in vierter Auflage zu erneuern und zu erweitern, sondern außerdem ein selbständiges Werk zu liefern, das nicht verfehlen wird, sich mehr und mehr die allgemeinste Anerkennung zu erwerben: seinen „Grundriß der Kunstgeschichte" (Stuttgart, 1861), ein Werk, welches den vollständig beherrschten und fast bis zur Quintessenz zusammengedrängten Stoff in der klarsten, faßlichsten und edelsten Weise zur Anschauung bringt. Kleinere Arbeiten der letzten Zeit sind eine Broschüre über „Schinkel's Verhältniß zum modernen Kirchenbau," und eine in der Wiener Zeitschrift der Centralcommission u. s. w. erschienene Monographie: „Zur Geschichte der mittelalterlichen Architektur in Italien," welche einen bisher in gründlicher

Weise noch wenig behandelten Gegenstand der allgemeinen Beurtheilung vorlegt. Daneben entstand eine Publication über den Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin (Berlin 1861) und gleichzeitig der Text zu zweien der von G. Schauer in Berlin herausgegebenen kunstgeschichtlichen Albums, zum Madonnenalbum mit einer Abhandlung „über das Madonnenbild in der Kunstgeschichte" und zum Tizianalbum mit einer Lebensskizze des Meisters. Auch vollendet er, wenn wir nicht irren, Kugler's „Geschichte der Baukunst," die durch den Tod des Verfassers unterbrochen wurde.

Es ist hier nicht der Ort, die Werke W. Lübke's vom wissenschaftlichen Standpunkte zu beleuchten. Denjenigen, welchen dieselben noch unbekannt sind, möge die Andeutung genügen, daß er, nachdem er mannigfach zur Erkenntniß der mittelalterlichen Kunst in Deutschland beigetragen, sich bemüht, in seinen Werken die Principien der Antike und der von ihr abzuleitenden Formen zur Geltung zu bringen, und die Kunst stets in ihrem Zusammenhange mit dem Geiste jeder einzelnen Culturperiode aufzufassen. Sachkenntniß, zum großen Theil auf Autopsie gegründet, wird ihm Niemand absprechen, und ein Stil, der die beengenden Formen des Gelehrtenthums durchbrochen hat, den Gedanken in der klarsten, anziehendsten Weise ausspricht und am geeigneten Orte sich zur wohlthuenden Wärme, ja bis zur blühenden Schilderung erhebt, verleiht seinen Werken einen Reiz, der mehr und mehr dazu beitragen wird, mit diesen Werken auch das Studium der Kunst in Deutschland zu populariſiren.

Wer ihm je im Leben begegnet ist, weiß, daß in ihm der Gelehrte sich mit dem liebenswürdigen Menschen vereinigt. Seine Humanität, seine liberale Auffassung aller Verhältnisse, das Wohlwollen und Verständniß, das er jedem künstlerischen Bestreben auch auf den seiner Beschäftigung ferner liegenden Gebieten entgegenbringt, haben ihm mit Recht zahlreiche persönliche Freunde und Verehrer erworben. Sein Scheiden aus Berlin (Ostern 1861) wird deshalb von Vielen tief bedauert. Jetzt bekleidet er die Professur der Archäologie und Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich] und vertritt dort im Verein mit anderen hochberühmten Männern deutschen Geist und deutsche Wissenschaft in würdigster Weise. Hat ihn also auch das eigentliche Deutschland verloren, so wirkt er doch inmitten einer Jugend, deren innigste Verbindung mit dem großen deutschen Volk wir grade jetzt nicht lebhaft genug wünschen und nicht hoch genug anschlagen können.

Ueber die Bauwerke der Urvölker
in
Centralamerika, Yucatan und Chiapas.

Von C. G. Carus.

Wie es unsern Kindern und Kindeskindern in ein paar Jahrzehnten kaum mehr möglich sein wird, eine Zeit zu denken, wo es noch keine Dampfschiffe, Eisenbahnen und Dampfwagen gab, so ist es jetzt schon uns selbst fast zur Unmöglichkeit geworden, uns in Gedanken zurückzuversetzen in die Zeit, wo Amerika noch nicht für den gebildeten Theil der Menschheit existirte; Amerika, welches gegenwärtig mit Tausenden von Fasern in das alte Europa hineingewachsen ist, und mit seinen Thaten und Leiden, seinen Producten und Consumenten, seinem Reichthum und seinen Bedürfnissen auf unser tägliches Leben und Treiben von größtem und ausdauerndstem Einflusse geworden ist.

Es lag offenbar hierin, daß, wenn man nun einmal die Thatsache anerkennen mußte, Amerika sei für uns erst 1492 entdeckt worden, sich vielfach der Gedanke einschlich, es sei dafür auch dieser ganze Welttheil wohl derjenige, welcher am spätesten aus ursprünglicher Wasserbedeckung heraufgestiegen und irgend welcher menschlichen Cultur zugänglich geworden sei. Allerdings haben nun spätere wissenschaftliche Untersuchungen dergleichen Annahmen oder Voraussetzungen in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit nachgewiesen, ja es ist aus den Arbeiten von Agassiz, Bennet Dowler, Dickson und Brown, namentlich über das Mississippidelta, hervorgegangen, daß z. B. in Louisiana allein der Flora vielleicht ein Alter von 100,000 Jahren und der dortigen Menschheit mindestens ein Alter von 57,000 Jahren zugestanden werden müsse;

nichtsdestoweniger aber ist, wenn wir somit auch nicht Ursache haben, dem gesammten Welttheil das Prädicat der Neuheit zuzulegen, doch seit einer langen Reihe von Jahren um so mehr des unerwartet Neuen dort aufgetaucht und hat bald die Neugier, bald die kaufmännische Speculation, bald die ernste Forschung auf das Mannigfaltigste in Anspruch genommen. Wir dürfen nur an die ungeheuren Goldgräbereien Californiens und an seine Riesenbäume, an die unerschöpflichen Oelquellen und Leuchtgasausströmungen der Vereinigten Staaten, so wie an die höchst merkwürdigen paläontologischen Entdeckungen in Süd- und Nordamerika, endlich aber an seine Vulcanenketten und deren einzelne ungeheure Zerstörungen erinnern, um darzuthun, daß, wenn die alten Römer zu sagen pflegten, es komme aus Afrika immer etwas Neues, wir jetzt wenigstens mit eben so viel Recht dasselbe von Amerika zu behaupten berechtigt sind.

Denken wir nun so die Menge des Unerwarteten und Seltsamen näher durch, die jener Welttheil schon seit mehr als viertehalb Jahrhunderten nach und nach uns enthüllte, so darf wohl zu den auffallendsten von dort uns kommenden Sonderbarkeiten die Thatsache gerechnet werden, daß eben eine der größten Neuheiten Amerika's immer grade seine Alterthümer für uns bisher blieben und bleiben mußten, weil alle Versuche zu deren vollständiger Aufklärung scheiterten. Wohl nämlich gilt es ja auch von andern Ländern, daß ihre in sagenhafte Vorzeit hinaufreichenden Alterthümer stets viel des Unerklärlichen, Unverständlichen und somit auch für uns Neuen enthalten, allein von keinem gilt dies doch in dem Maße wie von Amerika; auch ist das ganz selbstverständlich, denn wie vielfach untereinander verbunden bleiben nicht zuletzt alle und jede Reiche der sogenannten alten Welt! Die Geschichte Indiens z. B., eben so wie die Egyptens, in welche undenkliche Zeiten verliert sie sich nicht, und doch bietet sie immer Anknüpfungspunkte an die anderer Länder, ja an unsere eigene, während noch andere und mehr isolirte Reiche, wie etwa China und Japan, doch wieder wenigstens an Indien sich anschließen, so daß nie unsere Phantasie den Faden ganz verliert, vielmehr immer mittelbare oder unmittelbare Berührungspunkte übrigbleiben, welche da zuletzt noch lichtgebend wirken, wo anfänglich allerdings ein Uebergang völlig abgeschnitten erschien. — Anders dagegen stets in Amerika, wo bei einer von Anfang her bestehenden Absonderung von aller Geschichte der alten Welt, und bei der so eigenthümlichen Culturentwicklung einer Menschheit, deren Fortschreiten sich nicht auf das Ziel einer vollkommnern Schriftsprache und das Entstehen bleibender geschichtlicher Documente richtete, dem Forscher die auf uns gekommenen Alterthümer dergestalt neu und fremd entgegentreten, daß er dabei am Ende eher der vom Himmel gefallenen Meteorsteine gedenken möchte, über deren Zustandekommen wir zuletzt auch nur an Hypothesen gewiesen bleiben, als daß er sie mit den von der alten Welt dargebotenen Antiquitäten auf eine oder die andere Weise in Beziehung zu bringen im Stande wäre.

Dabei waren nun leider die ersten Entdecker und Eroberer des mittlern Amerika, in welchem grade das Meiste von dergleichen Ueberresten sich findet, gar wenig geeignet, denjenigen Verkehr mit den damaligen Einwohnern herzustellen, welcher aus dem Volke selbst zur Lösung all dieser Räthsel hätte führen können; denn so wie es bei Columbus selbst eigentlich auf einem Irrthume beruhte, daß er, der zunächst nur eine kürzere Wasserstraße nach Indien suchte, diesen ganzen Welttheil entdeckte, so waren die ihm nachfolgenden Anführer theils nur durch Goldhunger angespornt und theils überall, wo sie die zahlreichen heidnischen Völker vorfanden, von einem rohen Bekehrungseifer getrieben, welcher sich zuvörderst immer mit einer Zerstörungswuth verband, die eben gegen jene Tempel, Idole und sämmtliche bildnerische Ueberreste sich richtete, deren Geschichte und Bedeutung vor Allem hätte entziffert werden sollen. Die eingeborenen Völker aber selbst wurden von da an auf das Grausamste decimirt; was der Krieg nicht tödtete, richteten Hungersnoth und Krankheiten zu Grunde, eine ungeheuer wuchernde Vegetation überdeckte bald die verlassenen und größtentheils zerstörten Wohnstätten, und so lagen denn auf Jahrhunderte begraben in dem Dickicht der Urwälder zahlreiche Ruinen ehemals viel bewohnter Städte, welche nun erst seit vier bis fünf Jahrzehnten anfangen, wenigstens

zum Theil wieder von Neuem entdeckt und an's Licht gebracht zu werden, natürlich also zu einer Zeit, wo in dem armen Ueberreste des eingeborenen Volkes alles Verständniß von irgend einer und namentlich ihrer eigenen Geschichte längst gänzlich untergegangen ist. Der hinzutretende Forscher träumt dann anfänglich wohl von gewissen Analogien mit Architektur, Plastik und Geschichte der alten Welt, aber bald muß er sich sagen, daß alle diese Analogien hier als trügerisch sich beweisen, sobald man damit wirklich die Entstehung und Ausführung jener Alterthümer selbst zu erleuchten gedenkt, und es kann dann zuletzt nur der Standpunkt als der ergiebigste anerkannt werden, welcher auf das der Menschheit überhaupt eingeborene und unter jedem Himmelsstriche sich geltend machende Kunstbestreben unmittelbare Rücksicht nimmt.

Und gewiß! grade in dieser Beziehung bieten die in amerikanischen Urwäldern tief verborgen liegenden Bauwerke ein ganz eigenthümliches Interesse dar, ein Interesse, welches zu diesen hier darzulegenden Betrachtungen uns veranlaßt*) und dessen Object nun offenbar mit größerer Nachhaltigkeit verfolgt werden kann, nachdem Männer wie Dupaix, von Waldeck, Nebel, Stephens und Catherwood mit zum Theil großen Opfern, Mühen und Gefahren es erreicht haben, durch sorgfältige Zeichnungen und Messungen die anschaulichsten Darstellungen und klarsten Begriffe davon zu verbreiten, während früher noch selbst ein Robertson in seiner Geschichte davon ausgehen konnte zu glauben, daß die dortigen Urvölker irgend welche beträchtliche architektonische Kunstwerke überhaupt nicht hinterlassen hätten, eine Meinung, welche übrigens schon aus den Aufzeichnungen der spanischen Conquistadores hätte berichtigt werden können, im Fall Robertson sich ausführlicher darin umgethan und ihnen mehr Vertrauen geschenkt hätte. In der That ist aber wirklich großentheils die Angabe dieser alten Schriftsteller über jene Oertlichkeiten so genau, daß Stephens z. B. in der Erzählung einer in einem gebrechlichen Schifferbote ausgeführten Küstenfahrt um Yucatan in der Nähe der Insel Cozumel, eben da ausgedehnte, nur großentheils im Urwalde unerreichbar vergrabene Bauwerke von zum Theil sehr reicher Ausführung beschreibt, wo einer jener Spanier, Grijalva, auf einer gleichen Küstenfahrt, nachdem er ebenfalls Cozumel berührt hat, fortfährt: „Wir segelten Tag und Nacht und am nächsten Tage gegen Sonnenaufgang erblickten wir eine Burg oder Flecken, daß Sevilla nicht größer oder besser sich hätte ausnehmen können. Wir sahen dort einen sehr hohen Thurm und am Ufer eine große Volksmenge der Indianer, welche zwei Standarten führten und sie erhoben, als Zeichen, daß wir zu ihnen kommen möchten.“*) Eben so gedenkt Stephens bei Schilderung einer großen terrassirten, thurmartigen und noch sehr gut erhaltenen alten Baulichkeit auf der Punta de las Mugeres, der Angaben des Bernard Dias, von der Expedition des Cortez und Gomarra, daß an dieser Stelle Mannschaft an's Land gestiegen sei, wobei sie vier Tempel erblickt hätten, deren Idole eine Aehnlichkeit mit Frauengestalten (Mugeres) gehabt, weshalb sie denn dieser Landspitze den erwähnten Namen beigelegt hätten.

Indem wir nun allerdings für die Kenntniß dieser merkwürdigen Werke altamerikanischer Architektur im Einzelnen auf die darüber erschienenen Werke und insbesondere auf die trefflichen Tafeln von

*) Es ist Jedem, der den Zusammenhang jener merkwürdigen Alterthümer mit der Urbevölkerung Amerika's sich deutlich machen will, unerläßlich, zunächst von der Eigenthümlichkeit dieser Völker sich zu unterrichten. Ich empfehle hierzu theils meine „Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Göthe's über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwicklung,“ Leipzig, 1849, von Seite 35 an, theils den Aufsatz von mir: „Die Frage nach Entstehung und Gliederung der Menschheit vom Standpunkte gegenwärtiger Forschung“ (abgedruckt im 2. Bande des bei Brockhaus erschienenen Sammelwerkes „Unsere Zeit“), in welchem namentlich die neuern Untersuchungen von Morton, Patterson, Nott und Andern über amerikanische Urvölker ausführlich besprochen werden. Nächstdem geben über die amerikanischen Stämme besonders das große Werk Morton's: „Crania americana,“ dann auch die Werke von Prichard und das von Gobineau (Essai sur l'Inégalité des Raçes humaines) weitern Aufschluß.

*) S. Incidents of Travel in Yucatan by John L. Stephens, Vol. II, p. 404. Auch finden sich in seiner ersten Reise (s. d. Uebersetzung S. 540 u. f.) eine Menge Stellen aus den Schriften der Conquistadores ausgehoben, wo sie große Gebäude und Tempel beiläufig, aber ganz genau, erwähnend beschreiben.

Nebel, so wie die von Catherwood*) verweisen müssen, gehen wir jetzt daran, die sie insbesondere auszeichnenden Momente einer etwas ausführlichern Besprechung zu unterwerfen, und werden versuchen, dabei, so viel es uns ohne Autopsie möglich war, hervorzuheben, inwiefern dieselben mit der Eigenthümlichkeit grade dieses Landes, dieser Vegetation und dieses ganzen Menschheitstammes im Verhältniß stehen, ja zum Theil nur hieraus erklärlich werden.

Als das erste und wesentlichste Verhältniß dieses ganzen Baustils ist jedenfalls das überall sichtbare Anstreben zu pyramidalen Bauten zu betrachten.

Stephens selbst hat über fünfundvierzig Ueberreste zerstörter und verfallener Städte allein in der Provinz Yucatan nachgewiesen, und Honduras, Tabasco, Chipas und Mexiko liefern hierzu noch vielfache Nachträge, durchgängig aber, wo irgend reichere und weit ausgebreitete Ueberreste von dergleichen gefunden werden, sieht man stets als die auffallendsten Bauten sich sogenannte Mounds oder terrassirte Pyramiden, oder Teocallis nach dem Volksnamen, erheben, dere Höhe, Umfang und regelrechte Structur zunächst die Verwunderung aller der Reisenden auf sich gezogen hat, welche Gelegenheit hatten, sie an Ort und Stelle zu untersuchen. Von den Pyramiden Egyptens, mit denen man sie natürlich am vielfältigsten verglich, unterscheiden sie sich am vollkommensten theils dadurch, daß sie nie unmittelbar in einer Spitze sich endigen, sondern aufwärts mit einer platten, dann wieder überbauten Terrasse aufhören, theils dadurch, daß sie in ihrer Grundfläche, welche bei wahren Pyramiden stets ein regelrechtes Quadrat ausmacht, im Ganzen häufiger ein oblonges Viereck darstellen. Verwandt sind sie dagegen wieder mit den egyptischen Pyramiden durch die Construction ihrer Stufen, welche meist wie bei jenen in gleichförmigen Linien um alle vier Seiten des Teocalli herumlaufen, obwohl es auch nicht an Beispielen fehlt, wo nur an einer oder an zwei oder auch in der Mitte der vier Seiten von der obersten Terrasse eine breite Haupttreppe sich herabsenkt.*) Die einzelnen Stufen sind dabei meist nur einen oder ein paar Fuß hoch, und die Höhe der ganzen Treppen bis zur Terrasse scheint meistens zwischen 30 bis 50, ja 100 Fuß betragen zu haben, während die Länge der Grundfläche des Ganzen sich oft auf 2- bis 300, ja mitunter zu 400 Fuß**) ausdehnt. Den deutlichen Begriff eines solchen Baues wird die nachstehende Figur 1 (S. 494) geben.

Eine fernere Aehnlichkeit mit den Pyramiden Egyptens liegt darin, daß sehr häufig mehrere Teocallis in nächster Nähe zusammengefunden werden, allein dafür tritt freilich sogleich wieder die gänzliche Unähnlichkeit gegen jene insofern hervor, daß sie, soweit bekannt, nirgends einen besondern Innenbau zeigen, sondern überall nur als Grundlagen für Tempel oder Paläste dienen, während in Egypten kein Zweifel obwalten kann, daß sie an und für sich stets Grabkammern in sich fassen, über denen dann auch die oft weit höhern Gipfel (so die Pyramide des Cheops von 480 Fuß Höhe) nur um so mehr als Zeichen besonderer Macht und Herrschaft des darin Begrabenen gelten mußten. Vielfach sind daher höchst wahrscheinlich für diese Terrassenpyramiden Amerika's auch einzelne schon vorhandene Hügel benutzt, oft dann nur vergrößert und mit steinernen Stufenreihen versehen worden, obwohl gewiß doch die meisten derselben (zumal wo mehrere nebeneinander gefunden werden) als durchaus künstlich betrachtet werden müssen, was denn natürlich bei den egyptischen allemal an sich vorauszusetzen ist und aus deren innern Structur vollständig sich ergibt.

Frage man nun, nachdem man sich ein anschauliches Bild dieser sonderbaren und eigenthümlichen Stufenhügel verschafft hat: inwiefern könnte vielleicht aus der Besonderheit mittelamerikanischer Natur und Menschheit grade diese merkwürdige Bauform einst hervorgegangen sein? — so möchten wir hier folgende Gedanken zu weiterer Prüfung anheimgeben, welche uns nicht ungeeignet scheinen, eine Lösung dieser Frage mindestens vorzubereiten.

*) Namentlich auf diesen Letztern in seinen höchst genau und zugleich malerisch ausgeführten Views of ancients monuments in Centralamerica, fol. London 1844.

*) So z. B. am Palast von Tuloom bei Stephens a. a. O., Thl. 2 bei S. 390 abgebildet.

**) So der Mount von Silan. Stephens a. a. O. Thl. 2 bei S. 428.

Zunächst hat man hier wohl auf die ungeheure Ueppigkeit der dort herrschenden Vegetation einen verweilenden Blick zu werfen und Schilderungen des dortigen Urwaldes sich zu vergegenwärtigen, einer Waldesnatur, von welcher wir noch unlängst durch Gerstäcker ein lebensvolles Gemälde erhielten, als zu welchem man sich dann wieder in den Reiseberichten von Stephens selbst vielfältige lehrreiche Nachträge aufsuchen kann, da, obwohl dieser Verfasser der eigentlichen Botanik fremd war, doch die mühsamen Arbeiten, um durch Wegschaffen eines übermäßigen Pflanzenwuchses von den Ruinen sich den Weg zu deren Untersuchung zu bahnen, so wie manche einzelne Beispiele von außerordentlicher Schnelligkeit der Entwicklung der Vegetation überhaupt, treffliche Beiträge geben, um zum recht anschaulichen Erfassen einer solchen tropischen Pflanzenwelt*) zu gelangen. Versetzen wir uns nun aber in Gedanken ganz inmitten eines derartigen über ganze Provinzen sich ausdehnenden Urwaldes, so kommt uns jetzt gleichsam von selbst die Sehnsucht, aus solcher weiten und breiten Pflanzengruft sich, dem Vogel ähnlich, hinauf unter das freie Himmelsgewölbe zu erheben, um erst da wo möglich zu einer ordentlichen Uebersicht der Gegend zu gelangen, einer Gegend, in welcher man sich sonst befindet, ohne in Wahrheit etwas davon wirklich zu erblicken. Geht man nun weiter und gedenkt an Wohnungen oder gar an Gebäude, einem höhern ideellen Zwecke bestimmt, so tritt das Gefühl hervor, als müsse man für sie zuerst nach Luft suchen und ein Erheben wünschen über diese wasserdunstgeschwängerte, dumpfe und eingeschlossene heiße Atmosphäre zwischen den unzähligen Baumstämmen, Lianen und Farrenkrautwedeln, und es wird dies endlich ein so natürliches Verlangen, daß man kaum anders kann als denken, daß die Völker, welche eigentlich fortwährend im Kampfe lebten mit dieser Alles überwuchernden Vegetation, ein solches Bedürfniß nothwendig ebenfalls empfunden haben müssen, ein Bedürfniß, welchem nun sicher nicht besser entsprochen werden mochte als dadurch, daß man möglichst hohe Hügel aufthürmte und, da einmal nicht alle Wohnungen auf solche Terrassen versetzt werden konnten, daß man wenigstens die Gebäude einer jeden höhern Bedeutung, also Tempel und Paläste, soweit als möglich über den gewöhnlichen Boden heraufhob. Für Anlage von Dörfern, Städten und Feldern half man sich dann natürlich, wie noch jetzt, durch Niederbrennen und Lichten der Wälder, war dabei aber weniger dagegen gesichert, daß nicht bei wieder sinkender Cultur Alles in gleicher Ebene Liegende in wenig Jahren wieder ganz mit Urwald überwachse. Fand man doch neuerlich selbst die meisten dieser Teocallis wieder bereits so dick mit Büschen und Bäumen überwuchert, daß oft 30 bis 40 Indianer Tage lang daran zu arbeiten und aufzuräumen hatten, bis Catherwood eins jener Bauwerke nur in den Hauptlinien zu zeichnen und auszumessen im Stande war, so daß selbst in diesem Falle bei weiten Uebersichten (wie deren in den angeführten Werken mehrere wiedergegeben sind) diese Pyramidalbauten meistens großartig aus allgemeiner Wildniß sich hervorheben und dadurch stets selbst erst wieder angemessene Aussichtspunkte gewähren.

Bei all diesen Betrachtungen wird man nicht umhin können, eines fernern merkwürdigen Gegensatzes zu Egypten zu gedenken, welcher sogleich wieder durch und durch als von der so ganz verschiedenen Natur des Landes bedingt erkannt werden darf. Indem nämlich auch die weiten Ebenen des öden und baumlosen egyptischen Landes überall von einer heißen Sonne getroffen werden, konnte doch dort gewiß niemals und nirgends das Bedürfniß entstehen, sich selbst in seinen Wohnstätten oder geheiligten Stellen noch außerdem besonders vom Boden zu erheben und à jour zu setzen, vielmehr grade umgekehrt muß alsdann ein Bestreben nach Kühlung und Schatten sich geltend machen, womit denn in Wahrheit die mannigfaltigen unterirdischen Tempelbauten und Höhlenwohnungen des alten Egyptens so durchaus und vollkommen übereinstimmen, daß wir auch in diesem Gegensatze eine schlagende Bestätigung dessen zu sehen glauben, was wir oben von der nächsten Bedeutung der Teocallis der amerikanischen Urvölker gesagt haben und was man jetzt vielleicht immer

*) So fand Stephens Exemplare vom Seybobaume nur 20 Jahre alt und bereits einen Umfang des Stammes über 17 Fuß zeigend.

noch besser würdigen wird, wenn man zuvor sich diesen merkwürdigen Contrast nach seiner Bedingung durch Bodenbeschaffenheit und Vegetation so ganz deutlich gemacht hat, wie er es bisher den Gelehrten, die über diese Gegenstände geschrieben haben (man sehe z. B. selbst Kugler,*) in dessen Kunstgeschichte den amerikanischen Bauten ein ausführliches Capitel gewidmet ist), allerdings keineswegs gewesen zu sein scheint. Es dürfte übrigens (um dies beiläufig noch zu bemerken) hierin abermals recht einleuchtend erkannt werden, daß überhaupt alle und so auch die culturhistorischen Erscheinungen niemals vollkommen verstanden werden können, so lange man sie nur allein für sich betrachtet, während sie dagegen oft genug sogleich zu genügenden Erklärungen gelangen werden, sobald man sie im Zusammenhange mit andern und der gesammten Natur, so wie ihrem besondern Entstehen nach, d. h. genetisch, zu erwägen im Stande war. So möchte demnach z. B. schon hier das, was wir von der Entstehung der Teocallis im Allgemeinen ausgesprochen haben, es gleichzeitig wohl sehr erklären können, warum auch unter andern Himmelsstrichen, sobald nur ähnliche klimatische und Vegetationsverhältnisse sich finden, und zwar selbst dann, wenn von irgend einer gegenseitigen Berührung der Bevölkerung gar keine Spur existirte, aus demselben dunkeln Drange der Menschen nach Licht und Luft zuweilen auch ganz gleiche stufenweise sich erhebende Bauten hervorgegangen sind.*) — Vielleicht aber dürfte man endlich, für die Aequatorialregionen Amerika's, auch noch an die dort in der Andes- und Cordillerenkette und in deren Nähe so häufig vorkommenden und eben so auch auf den Inseln des Stillen Oceans so oft sich wiederholenden, bald kleinern, bald größern kegelförmigen Erhebungen des Bodens sich erinnern, deren bekanntlich viele schon von Alexander von Humboldt als Reihenvulcane beschrieben wurden und seitdem auch sonst noch vielfältig untersucht worden sind, und zwar würde ihrer insbesondere deshalb hier zu gedenken sein, weil durch deren so mannigfach wiederkehrende Gestalt das der dortigen Menschheit überhaupt eingeborene Kunstbestreben nothwendig an und für sich mit dem Phantasiebilde mehr oder weniger schroffer pyramidaler Erhebungen erfüllt sein mußte, was denn nun auch gar wohl mitunter in solchen und ähnlichen Bauwerken sich abspiegeln und verwirklichen konnte. Und gewiß! es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man einige der großen Tafeln von Catherwood ansieht, wo weite mit Teocallis verschiedener Größe besetzte Landstriche sich dargestellt finden, und damit nun etwa eine gute Abbildung der vielen größern und

Fig. 1.

Teocalli in Chichen Itza.

*) Handbuch der Kunstgeschichte. 4. Auflage von Lübke. Stuttgart, 1861. I. Bd., S. 17 u. f.

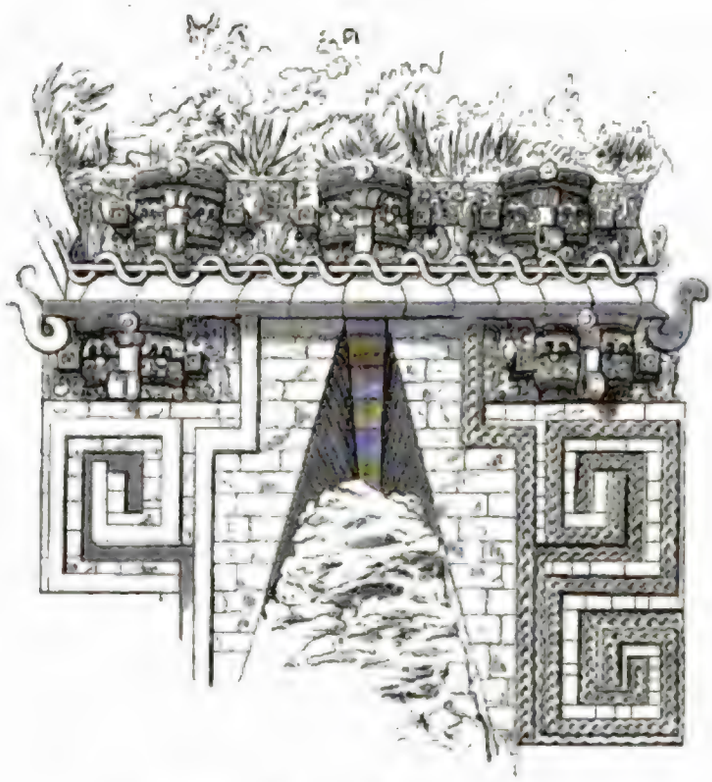
*) So ist z. B. in dem angeführten Werke von Kugler, I. Bd., S. 7, nach J. Wilson ein ganz gleicher Stufenbau von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite bei 56 Fuß Höhe auf Otaheiti abgebildet, welche Bauten dort als Morais bezeichnet werden.

Digitized by Google

kleinern vulcanischen Kegelberge um Mexiko vergleicht,*) so wird man die sehr auffallende Aehnlichkeit jener künstlichen und dieser natürlichen Formationen unmöglich verkennen dürfen, und man fragt sich dann sogar wohl unwillkürlich, ob nicht vielleicht anfänglich hier und da selbst bloß gehobene und dann wieder beruhigte vulcanische Kegel zu solchen heiligen Stätten gewählt wurden, andere künstliche Erhebungen aber dann als Nachahmung der natürlichen entstanden sein könnten? —

nischen Bauten durchgängig charakteristisch, trotz beträchtlicher Größe des Ganzen stets nur enge innere Räume (Gänge und Zimmer) zu zeigen, und wenn einestheils hier für ein heißes Klima dasselbe wieder hervortritt, was im Alterthume schon in Europa zwischen Norden und Süden einen wichtigen Unterschied abgab, daß nämlich im warmen Klima, wo der Mensch mehr im Freien lebt, man die Räume des Hauses klein machte, während im kältern Klima sogleich das Verlangen entstand, mit

Fig. 2.



Thor von der Casa del Gobernador in Uxmal.

Doch wir verlassen nun die Betrachtung dieser pyramidalen Stufenberge, um noch einige andere ebenfalls sehr merkwürdige Momente all dieser Bauten in Erwägung zu ziehen. Sie werden zunächst von den auf jenen terrassirten Erhebungen ausgeführten Gebäuden entlehnt sein, und theils die Eigenthümlichkeit der Innenräume derselben, theils die Verzierung ihres Aeußern betreffen. Was das Erstere anbelangt, so ist diesen amerika-

Andern in geräumigen, gegen äußere Temperatur geschützten Wohnstätten sich sammeln zu können, dergestalt, daß nun auch hier wieder das Eigene des Baues als von dem Eigenen der Natur bestimmt scheint, so fehlt es anderntheils auch nicht an weitern mehr materiellen Bedingungen, welche diese Engigkeit altamerikanischer Bauten sonst noch erklären. Zuvörderst ist es nämlich merkwürdig, daß den alten Amerikanern, ganz gleich wie den alten Egyptern, Assyrern und Griechen, die Kunst des Gewölbebaues unzugänglich blieb, trotzdem, daß sonst eine außerordentliche Pracht der Ausführung bei ihren Tempeln und großen Palästen verwendet wurde.

*) Bei Baron Gros in Paris sah ich einst ein von ihm selbst sehr brav ausgeführtes großes Oelgemälde von Mexiko, auf dem die Kette kleiner Kegelberge unterhalb der ungeheuren Vulcane der Umgegend merkwürdig hervortrat.

Digitized by Google

Wie bei jenen kommen auch hier zwar wirklich einzelne Wölbungen vor, sie sind aber nur durch horizontal übereinandergelegte, allmälig immer weiter gegeneinander vortretende und dann immer schief abgehauene Steine bewirkt (man sehe die vorstehende Figur 2 (S. 495), konnten jedoch darum nun auch nie große Spannung haben, was denn schon an und für sich die Engigkeit all dieser gewölbten Räume unerläßlich machte. Als einen noch andern solchen materiellen Grund führt Stephens aber auch noch die wegen Mangel eiserner Instrumente und passender Holzarten ihnen unthunliche Beschaffung genugsam großer Balken zum Ueberdecken weiter Gemächer auf; und so finden wir denn wirklich, wenn wir z. B. den von Catherwood sehr genau gezeichneten Grundriß des prächtigen und großen Palastes von Palenque*) betrachten, daß Zimmer und Gänge hier fast immer nur 10 bis 12 Fuß Breite hatten, welches denn ungefähr auch sonst von allen architektonisch untersuchten Bauten gelten kann. — Fragt man nun: „Wie kam es, daß ein Volk, welches so weit es trieb mit Größe und Pracht seiner Architektur, wie hier die vorhandenen Ruinen zeigen, nicht auch noch das Wölbungsprincip erfand, und mitten in ungeheuren Wäldern nicht lernte, sich die nöthigen großen Balken zu verschaffen?“ so betrachtet man vielleicht zuvor am besten ihre ganz eigenthümliche Ornamentik, um schon aus deren besonderm kindlichen, ja oft kindischen Charakter, nun eben so über jene Unbehilflichkeit im Ganzen genügenden Aufschluß zu erlangen.

Zuvor erlauben wir uns indeß, um des richtigen Standpunktes auch für das Folgende gewiß zu werden, hier noch eine kleine Abschweifung über das Bedürfniß der Kunstbethätigung im Menschen überhaupt. — Keinem Zweifel nämlich ist es unterworfen, der Mensch, von dem man mit Recht sagt, er unterscheide sich unter Andern auch dadurch von dem Thiere, daß die eigentlich sogenannten Kunsttriebe ihm fehlen, hat allerdings tief in seinem Innern einen Drang, welcher zwar jenen Trieben entschieden verglichen werden darf, welcher indeß hier am besten als allgemeine Kunstanlage oder als eingeborene Kunstbestrebung bezeichnet werden mag. Diesem Drange nun wird jedoch nach den verschiedenen übrigen Verhältnissen, insbesondere auch stets nach Höhe oder Niedrigkeit gesammter Organisation und nach Gunst oder Ungunst äußerer Einflüsse, in ungeheuer verschiedenem Maße Genüge gethan, woraus denn freilich Unterschiede in den Ergebnissen dieses Dranges folgen müssen, bei denen etwa an einem Ende der rohe Fetisch eines Kaffern und am andern der vatikanische Apollo, — hier das sogenannte Buch der Wilden*) und dort eine Rafaelische Madonna oder die Divina Commedia zu stehen kommt; von denen Allen aber doch immer die erste und tiefste Wurzel eine und dieselbe bleibt. Wer sonach irgend hier zu sichten und zu ordnen anfangen wollte, wird stets jedesmal zunächst fragen müssen: „Wer ist der Mensch, wessen Stammes ist er, wie ist sein Bau, sein Kopf, sein Herz und vor Allem sein Geist?“ dann aber: „Wo und wann lebte er, wie ist sein Land, seine Mitwelt, seine Umgebung und Stellung und wie die äußere Begünstigung oder Ungunst seiner Anlage?“ — Schon hier werden nun freilich insgemein große Mißgriffe gethan; man macht sich entweder in den üblichen Compendien der Kunstgeschichte allgemeine Formeln für geleistete Resultate solcher Kunstbestrebung, ohne zu fragen: „Wie und bei wem kamen diese Kunstwerke zu Stande?“ oder man kommt gar zu der Vorstellung: „die Vortrefflichkeit der Dicht- oder Kunstwerke an sich selbst ließe sich dergestalt lehren und mittheilen, daß Jeder, der nur sattsam geschult und gefördert und zum Fleiße angehalten würde, nöthigenfalls ein guter Dichter, Bildner, Maler oder deß etwas werden müsse,“ wobei man dann allerdings ganz übersieht, was sich überhaupt erziehen und lernen läßt, und was dagegen erzeugt werden und frei wachsen muß; und so bleibt es denn auch stets zu fürchten, daß, sobald eine solche Ansicht die allgemeine wird, theils wirklich große Begabung oft da, wo sie etwa noch in der That vorkommt, durch falsche Führung bedeutende Störung erleidet, theils hinwie-

*) Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan von Stephens, übersetzt von Höpfner, Tafel 25.

*) Bekanntlich nichts als ein liederliches Schreibebuch eines amerikanischen Colonistenknaben.

derum, daß sie behufs eines geistlosen Luxus bloß eine Menge wenn auch regelrechter, doch innerlich leerer Dicht- oder Kunstwerke erzeugen müsse, welche dann freilich zur echten Dichtung und Kunst sich verhalten werden, wie das Mechanische zum Organischen, wie die grade zur Wellenlinie, wie das Todte zum Lebendigen.

Wenn wir nun zunächst hier überall vom Individuum selbst, seiner eigensten Organisation, Abstammung und Wesenheit nach, auszugehen haben, so dürfen wir nach solchen Vorbegriffen jetzt auch sogleich mit einem großen allgemeinen Satze hervortreten und es aussprechen: „Wahre und hohe Schönheit, als letztes Ziel aller Poesie und Kunst, wird überall und immer nur vom wahren und höhern Menschen erreicht werden, und ist deshalb zunächst nur aus dem vollkommensten Menschheitstamme, d. h. aus den Tagvölkern hervorgehend zu erwarten." Daß dieser Satz unbedingt durch die Erfahrung bestätigt wird, wer, der nur einigen Begriff von der Geschichte hat, könnte dies leugnen? Die höhere Organisation der Tagvölker, ihre edlere Bildung, ihre vollkommenere Hirn- und Schädelform, sie sind stets die erste Bedingung wie vollkommenern Wissens so auch vollkommenerer Kunstwerke, und wie bei einem Shakspeare, Goethe oder Schiller stets nur ihre eigenste Individualität der Schlüssel zu ihren Werken bleibt, so erklärt es auch zuletzt immer nur die Stammeseigenthümlichkeit selbst, warum nirgends widerwärtigere und abscheulichere Kunstgebilde gefunden werden, als grade in den niedrigsten afrikanischen, australischen und mongolischen Stämmen, als welche eben allein die vollkommensten Contraste darstellen jenes ersten und reinsten Stammes der Menschheit, welche wir als wahre Tagvölker zu betrachten haben.

Lassen wir indeß jetzt bei Seite, was sich an wichtigem Material hier von allen Seiten sogleich uns zudrängt, ein Material, welches eigentlich eine weit strengere Berücksichtigung bei jeder gründlichen Kunstgeschichte forderte, als ihm bisher gemeinhin gewährt worden ist, gehen wir auch sonst nicht weiter in die allgemeinen äußern Bedingungen für Entwicklung von wahrer Poesie und Kunst ein, so stellt es sich doch nichtsdestoweniger schon an sich um so deutlicher heraus, welche Anwendung von jenem ersten Satze wir hier auch für die Betrachtung des vorliegenden Gegenstandes zu machen haben.

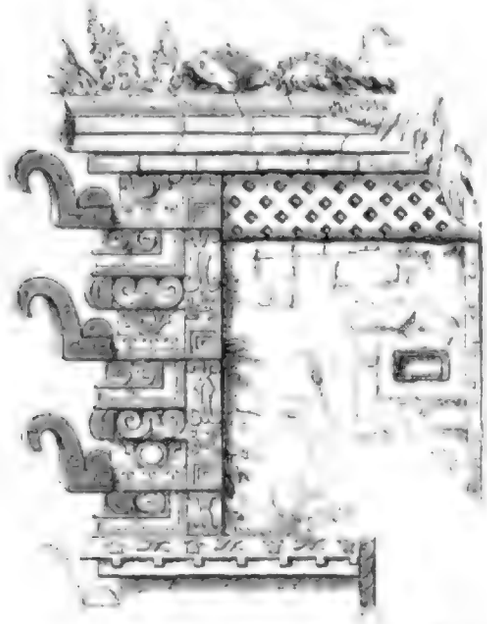
Wir sind hier bei dem amerikanischen Stamme der Menschheit, bei dem, welchen wir*) als westliche Dämmerungsvölker bezeichnet haben und von dem durch viele und namentlich Morton's **) Untersuchungen es längst dargethan ist, daß er sich zwar bedeutend in seiner gesammten Organisation, namentlich in seiner Kopfbildung, über den Typus der afrikanischen Stämme oder Nachtvölker erhebt, jedoch durchaus nicht die Vollkommenheit kaukasischer Stämme, d. i. der Tagvölker, erreicht. Die Geschichte dieses großen, jetzt immer mehr und mehr erlöschenden Menschheitstammes liegt aber nach allen Seiten in ein tiefes Dunkel gehüllt und wird nur hier und da von wenigen Lichtstrahlen erhellt. Daß alle seine mannigfachen Verzweigungen im Wesentlichen auf einen ursprünglich eigenthümlichen Typus zurückgeführt werden können, geht namentlich aus den Forschungen von Morton hervor, und eben so unverkennbar hat Stephens an vielen Orten seiner beiden Reisewerke die Wahrheit des Satzes nachgewiesen, daß die heutigen Indianer, welche noch jetzt in verkümmerten einzelnen Tribus, zwar zum größten Theile getauft, aber dabei doch in größter Unwissenheit und Armuth, Centralamerika, neben den Nachkommen eingedrungener oder eingewanderter Spanier bewohnen, nothwendig als die Abkömmlinge von eben den Urvölkern angesehen werden müssen, welche, einst wahrscheinlich selbst allmälig aus etwas nördlichern Wohnsitzen herab gegen den Süden gedrängt, Mittelamerika mit den oben geschilderten Bauwerken verziert haben. Der Charakter dieser Indianer, wo sie noch nicht zu sehr von Trunksucht und den auch dort immer weiter verbreiteten Parteikämpfen und Krankheiten verdorben sind, wird im Ganzen als sanft und kindlich geschildert, und der Ty-

*) S. hierüber meine obengenannte Denkschrift über ungleiche Befähigung für höhere geistige Entwicklung.

**) S. dessen großes Werk Crania americana.

pus jener Bauwerke, zumal hinsichtlich ihrer Verzierungen, stimmt denn auch gewiß sehr zu solcher Individualität. Allein, um die unendliche Arbeit und Mühsamkeit ihrer Ornamentik der Vorzeit ganz zu erklären, muß man nun zunächst immer noch darauf besonders achten, daß es aus den Nachrichten bei den Conquistadoren überall hervorgehe, wie diese von Klima und Fruchtbarkeit des Bodens so unsäglich begünstigten Gegenden vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht bloß überhaupt bewohnt, sondern daß sie mit einer ungeheuer zahlreichen Bevölkerung bedeckt waren; denn ohne dieses fiele hier, eben so wie für die Tempel- und Pyramidenbauten Egyptens oder die Höhlentempel Indiens, gradezu alle Möglichkeit solch reicher Ausführung an sich weg. — Nur wo ungeheure, aber bequem ernährte und leicht regierte Menschenmengen Länder erfüllen, Menschen, bei deren flüchtiger Existenz die Arbeit und die darauf gewendete Zeit fast allen Werth verliert, ja im Gegentheil, die Gelegenheit, eine Arbeit auszuführen, welche durch Zierlichkeit die Menge unterhält, beinah zum Feste werden muß, da ist es allein, wo eine Ornamentik reif werden kann (siehe die obenstehende Figur 3), welche zwar selbst das Auge höher ausgebildeter Individualitäten momentan einigermaßen erfreuen kann (Fig. 2), welcher aber doch jedwede Tiefe der Idee fehlt und die in ihrem Grunde nie ermangeln wird, einen gewissen ungeheuerlichen und kindischen Charakter nur zu sehr durchblicken zu lassen. Gewiß, es ist merkwürdig, wie in dieser Weise noch jetzt sich selbst überlassene Kinder eben so wie kindische Völker, sogenannte Wilde, buntfarbige Figuren, Aufputz aus zusammengelegten Steinen und wunderliche Flecht- und Schnitzwerke fast kaleidoskopisch produciren, Künsteleien, welchen man, eben als ersten halb unbewußten Bethätigungen jenes ursprünglichen menschlichen Kunstdranges, zwar eine eigene Zierlichkeit nicht absprechen kann, denen aber nothwendig doch stets das Beste fehlen wird, d. i. die geistige Bedeutung, die Idee.

Fig. 3.

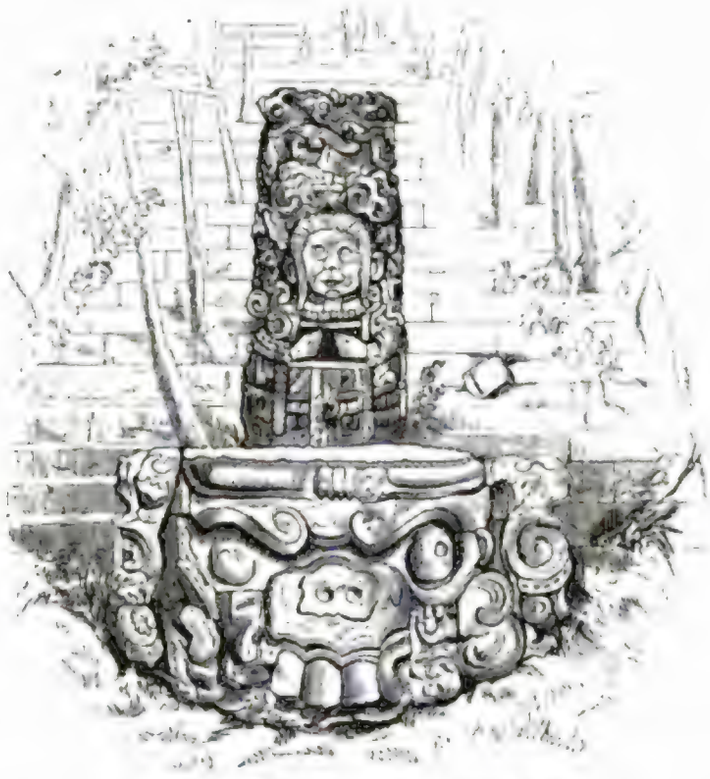


Ornamente von einem Thore des großen Teocalli in Uxmal.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß in diesen Worten nun auch der charakteristische Ornamentenstil dieser amerikanischen Bauwerke ziemlich vollständig ausgesprochen sei, denn wirklich, so fein und symmetrisch, so geschickt und reich auch die Verzierungen an den meisten dieser Tempel und Paläste, wie an ihren kleinen Obelisken und Stelen erscheinen, so daß sie auf den ersten mehr oberflächlichen Blick fast immer das Auge blenden (siehe die nebenstehende Figur 4), so geht doch eine eigene Unbeholfenheit und Unschönheit in der Tiefe durch alle diese Figuren hindurch, und besonders hat, abgesehen noch von der stümperhaften Behandlung aller eigentlich organischen Formen, z. B. der Schlangengewinde oder Köpfe (Fig. 5), oder gar ganzer menschlicher Gestalten (Fig. 6 a), schon die fratzenhafte Andeutung menschlicher Gesichter, welche in kindischer Weise mitten in sehr geschickt ausgeführten Zierrathen so vielfach wiederkehrt, etwas so Ideenloses und Abgeschmacktes, daß die ganze Unfertigkeit der Kunstanschauung jener Völker sofort darin schlagend hervortritt und nun auch das oben erwähnte Ungeschick im Bauen überhaupt begreiflicher wird. Man muß, um diese Eigenthümlichkeiten alle recht vollständig zu erkennen, damit namentlich den Uranfang plastischer Kunst bei den Tagvölkern — also etwa in den ältesten Perioden Egyptens — vergleichen, um zu erkennen, wie bei den Letztern, trotz aller Strenge und Härte der Form, doch schon stets eine gewisse Gedankenschwere durchwirkt, welche auf das Entschiedenste die

Kinderspiele des Geistes dieser Amerikaner weit hinter sich läßt. Braucht man doch neben der Großheit und mathematischen Einfachheit der Pyramide, nur der sinnweise bei den assyrischen Stämmen), dieser große Ernst sogleich verloren geht und Absurdes und Unnatürliches oder Kindisches mindestens wieder mit unterläuft.

Fig. 4.



Idol und Altar am Teocalli von Copan.

und stilvollen Verbindung des Löwenleibes mit dem Menschenhaupte in der Sphinx zu gedenken, um sogleich diesen ganzen Contrast volltönend gegenwärtig zu haben, und sehr merkwürdig ist es dann auch da

Fig. 5.

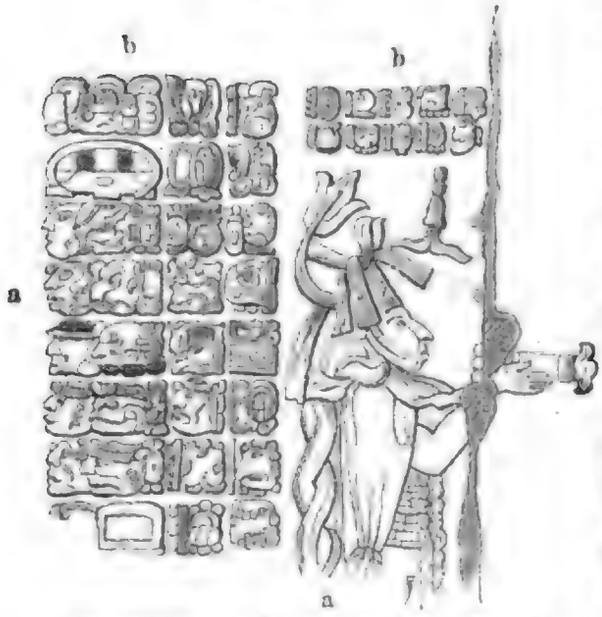
Teocalli in Chichen Itza.

wieder zu beobachten, wie überall, wo die eigentlichen Tagvölker wieder den östlichen Dämmerungsvölkern sich nähern und mit ihnen sich vermischen (so namentlich in Ostindien und auch bereits andeutungs-

Man darf übrigens nun hier sogar noch etwas weiter gehen und neben der Form der Werke auch deren Stoff in Erwägung ziehen, als in welcher Hinsicht denn die Festigkeit, für Alles, was Architektur und Plastik heißt, wieder stets eine wichtige Bedeutung erlangt. — Daß nun aber grade die ältesten uns bekannten Werke der Tagvölker auch in dieser Beziehung in einer höchst vornehmen Weise auftreten, wem wäre dies nicht bekannt? Die Granit- oder Syenitbauten und Bildwerke Egyptens sprechen hier sogleich laut für sich selbst, und die alten Griechentempel, wennschon großentheils aus weniger unvergänglichem Material erbaut, wie haben diese oft gegen drei Jahrtausende gestanden und wie würden sie noch jetzt stehen, wenn nicht rohe Zerstörungswuth die meisten derselben vielfach geschädigt, ja oft ganz verwüstet hätte. Diese amerikanischen Bauten hingegen, wenigstens was ihre Ornamentik betrifft, sind dafür ganz das

Gegentheil von jener Solidität, denn wie eben Stephens und der Zeichner und Architekt Catherwood überall bestimmt hervorheben, so finden sich alle äußern Zierrathen derselben nur in Stucco ausgeführt, während die Darstellung menschlicher Figuren entweder durch eine rohe Art von Malerei bewirkt wird, oder ebenfalls als Relief dem Stucco seine Ausführung verdankt, nur selten aber kommen wirklich in

Fig. 6.



Hieroglyphen und Bildwerk von Casa No. 3 in Palenque.

Stein ausgehauene Köpfe oder Figuren vor. Allerdings mag nun zwar die nächste Bedingung für dies Vorziehen des Stucco wohl im Mangel an Eisen und eiserner Werkzeuge gegeben sein, da bei dieser Kunstart es ja nur hölzerner Griffel für Ausführung alles jenes à la Greeque, jener Rosetten und jener vielfachen Simse, Vorsprünge und Lineamente (siehe Fig. 2) bedurfte. Aber auch über fünf-, sechs- bis achthundert Jahre mag es nun nach allen darüber bis jetzt möglichen Forschungen kaum sein, daß diese Bauwerke gestanden haben — und in welchem zerstörten Zustande sie sich doch großentheils bereits befinden, dies zeigen schon die hier genannten Bücher auf vielen Blättern; ja man darf sagen, daß, wenn man der Einwirkung tropischer Regen, der Wucherung dortiger Vegetation und des Umstandes gedenkt, daß gegenwärtig von umwohnenden Indianern und Spaniern diese Werke vielfach als willkommene Steinbrüche für ihre eigenen Bauten benutzt werden, es sogar immer noch wunderbar genug zu nennen sei, daß noch so viel davon sich erhalten findet. Jedenfalls gewährt indeß auch für dies Alles nur Aufschluß das eigene oft genug an die Kunsttriebe der Thiere erinnernde Geschick aller wilden Völker, das was sie grade für ihre Existenz brauchen, seien es Flechtwerke, Netze, Federschmuck oder Hütten u. s. w., mit einer Künstlichkeit und Dauerhaftigkeit herzustellen, gegen welche wieder unsere Maschinenproductionen oft in Wahrheit nicht ankommen können. In dieser Hinsicht fand daher z. B. auch der Architekt Catherwood den Cement, womit der Stuck dieser Ornamente ausgeführt wurde, ganz vortrefflich und sehr dem von den Römern gebrauchten Cement verwandt, und es könnte somit wohl sein, daß einst grade dieser Festigkeit, wodurch hier und da auch ganze Reihen von Zeichen erhalten wurden, welche man für nichts Anderes, als eine Art von Hieroglyphen ansprechen kann, noch ein Einblick in sonstige Culturzustände dieser Völker verdankt würde. Freilich mag immerhin die Hoffnung sehr gering genannt werden, einmal irgend etwas über die wahre Bedeutung der Zeichen zu erfahren, von welchen man namentlich in dem Werke von Stephens sehr genaue Abbildungen*) vorfindet. Was uns betrifft, so haben wir nicht umhin gekonnt, bei den fast kuglicht dicht aneinandergepreßten Zeichen (siehe Figur 6 b b), welche mitunter Formen von grotesken Thierköpfen und dergleichen darstellen, an die Knotenschnüre zu gedenken, über welche Prescot Ausführlicheres gesammelt hat**) und welche namentlich in Peru, wo sie „Quipus" genannt wurden, sich so vervollkommnet fanden, daß man damit eine Art von Staatsarchiv führte, welches Einkünfte, Producte und dergleichen genau registrirte. Wirklich nehmen sich diese amerikanischen sogenannten Hieroglyphen daher grade so aus, als dächte man sich eine Anzahl jener Schnüre mit eingeschürzten verschiedenartigen aber ziemlich gleich großen Knoten mehrfach dicht aneinandergelegt. Ob sie in Wahrheit diese oder eine andere Deutung zulassen, ver-

*) So z. B. in den bereits angeführten „Reiseerlebnissen in Centralamerika, Chiapas und Yucatan," Tafel 38, 41 und 44.

**) Histor. of Peru, I. Vol., p. 71.

mochte allerdings bisher Niemand zu bestimmen, als gewiß möchte es indeß jedenfalls angenommen werden, daß, wenn auch in diesen Völkern sonach irgend eine Art von schriftlicher Zeichensprache sich entwickelt hätte, diese in keiner Art viel weiter ging als bis zu dem, was etwa jene Quipus der Peruaner leisteten, keineswegs aber darin diejenige höhere Bedeutung angenommen werden könne, welche wir mittelst einer, geistigen Zwecken dienenden, geschriebenen Sprache bei wahrhaft cultivirten Nationen erreicht finden.

Sei es aber hiermit genug dieser Betrachtungen über Bauwerke und deren Verzierungen, welche noch für lange ein interessanter Gegenstand der Forschung bleiben dürften. Wir erfahren, daß neuerlich ein junger Franzose die Photographie in Anwendung gebracht hat, um zunächst ähnliche alte mexikanische Tempeltrümmer uns vollständiger zur Anschauung zu bringen, auch hatten schon Herr Stephens und Catherwood auf ihrer zweiten Reise die Daguerreotypie zu Hilfe genommen, und so ist denn allerdings wohl bestimmte Hoffnung vorhanden, daß, wenn auch jene Ruinen allmälig mehr und mehr verschwinden, die Formen derselben uns vollständig gerettet und erhalten bleiben werden, immerhin und für alle Zeit ein merkwürdiges Document darbietend, was der Geist des Menschen oft auch schon in Zuständen einer halben Kindheit für überraschende und merkwürdige Kunstwerke hervorzurufen im Stande war.

Literarisches.

H. Berlepsch. Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Hildburghausen. Bibliographisches Institut.

Das neue Werk des bekannten Schweizerreisenden, auf dessen Zuverlässigkeit bei den umfassenden Studien, welche der Verfasser über das interessante Alpenland aus eigener Anschauung bereits gemacht und veröffentlicht hat, man wohl rechnen kann, empfiehlt sich in jeder Hinsicht als ein praktisches Hilfsmittel für Reisende. — Die beigegebenen Illustrationen, Uebersichtskarten, Städtepläne und Gebirgspanoramen, welche sehr sauber ausgeführt sind, werden den praktischen Gebrauch des Buches wesentlich erleichtern, um so mehr, als bei denselben die größtmöglichste Genauigkeit beobachtet ist. — Auch in dem beschreibenden Theile ist alles Unwichtige bei Seite gelassen und nur der wirklich praktischen Verwendbarkeit Rechnung getragen worden; bei einem großen Theile der alpinen Fußtouren ist eine gedrängte Alpenflora eingeschaltet. Mit diesen Vorzügen ausgestattet, wird dieser neue Schweizerführer sich selbst die Anerkennung der Touristen verschaffen.

Das erste Heft der von Wilhelm Wolfsohn in Dresden, dem bekannten Verfasser des Schauspiels „Nur eine Seele," herausgegebenen Zeitschrift „Russische Revue," welche sich die Aufgabe stellt, die Kunde des geistigen Lebens in Rußland zu verbreiten, enthält mehrere größere und kleinere Aufsätze, wodurch dem Leser interessante Einblicke in die socialen Verhältnisse Rußlands gewährt werden. Sehr belehrend über die Zustände der dortigen Presse ist namentlich der Anfang eines Artikels über „Die russischen Zeitblätter," in welchem vorläufig die in Petersburg erscheinenden Journale kurz charakterisirt werden. Auch die Artikel über „Die Studentenbewegung" und „Die Reform des Unterrichtswesens" sind zeitgemäß wichtig und von allgemeinem Interesse. Der belletristische Theil des Heftes bringt eine anziehende Novelle „Faust" von Turgenew, übersetzt von Bodenstedt. Auch die Schilderungen einiger südrussischen Städte und die kurzen Notizen sind gut gewählt. Wenn die Zeitschrift in dieser Weise fortgeführt wird, muß sie wesentlich zur richtigen Auffassung der russischen Zustände in der Gegenwart beitragen.

Eine neue Zeitschrift für Photographie ist unter dem Titel Photographische Monatshefte, herausgegeben von Fr. Vollmann, im Verlage von H. Neuhoff und Comp. in Braunschweig erschienen. Das erste Heft bringt einige interessante Artikel über Gegenstände der Chemie und über die künstlerische Composition photographischer Bilder. Auch eine Revue der neuesten Journalartikel über Photographie, ferner Kritiken neuer dahin einschlagender Werke, Nachweisungen und eine große Menge Anzeigen sind in dem Hefte enthalten. Die Ausstattung ist sehr gut und die Anordnung des Inhalts mit Umsicht getroffen.

Ueber die Bildung des Hagels und des Gewitters.

Von

Friedrich Mohr.

Der Hagel hat immer die Verwunderung der Menschen erregt, auch als man sich noch keine Mühe gab, über seine Entstehung nachzudenken. Mit den Fortschritten der Naturwissenschaften trat das Bedürfniß näher, davon einen wissenschaftlichen und natürlichen Grund zu finden. Die seltsame Erscheinung, daß in heißen Gegenden in der wärmsten Jahreszeit plötzlich pfundschwere Eismassen neben warmem Regen aus der Luft fielen, stand so vereinzelt, daß man sie an nichts Bekanntes anlehnen konnte. Mit der genaueren Kenntniß der physischen Kräfte vermehrten sich auch die Mittel, eine Erklärung zu finden, und so versuchte es schon Volta, die Entstehung der Kälte durch Verdunstung und die Vergrößerung der Massen durch elektrische Anziehungen deutlich zu machen. Seine Ansicht ist, auf den Namen ihres berühmten Erfinders gestützt, längere Zeit in den Lehrbüchern der Wissenschaft fortgeerbt worden, allein ohne Anerkennung zu finden, bis man sie zuletzt als mit feststehenden Thatsachen im Widerspruch stehend aufgab.

Wenn Sonnenstrahlen in den obern Schichten der Wolken vollständig verschluckt werden sollten, so mußte doch die Temperatur der untern Schichten ungeändert bleiben, und ein Hinzutreten von Wärme konnte niemals Kälte erzeugen. Eben so konnte das wechselseitige Anziehen elektrischer Wolken nicht dazu gebraucht werden, um die Bildung so schwerer Massen zu erklären, da diese Anziehungen äußerst schwach im mechanischen Effect sind und solche Lasten nicht tragen können.

Somit besteht keine nur annähernd wahrscheinliche Erklärung des Hagels und die im Jahre 1861 erschienene vortreffliche kosmische Physik von Prof. Müller in Freiburg gibt außer einigen andern eben so unhaltbaren Hypothesen anderer Forscher über die Erscheinung nicht den geringsten Aufschluß.

Alle bisher versuchten Hageltheorien hatten den gemeinschaftlichen Fehler, daß sie die Entstehung der Kälte, welche das Gefrieren bewirkt, erklären wollten. Alle beim Gewitter und dem Hagel vorkommenden Erscheinungen, wie Bewegung, Reibung, Blitz, Wasserverdichtung erzeugen Wärme, aber nicht Kälte; da aber dennoch Kälte auftritt, so muß sie außer diesen Erscheinungen und nicht mit ihnen in einem ursächlichen Zusammenhang stehend vorhanden sein. Diese Kälte ist vorhanden, sie liegt in den höhern Schichten der Atmosphäre und sobald man den Satz in dieser Art umkehrt, folgt die Erklärung des Hagels und Gewitters wie von selbst.

Bei der am 27. Juli 1850 von Barral und Bixio zu Paris unternommenen Luftfahrt wurden folgende Beobachtungen gemacht.

Höhe des Ballons. Pariser Fuß	Beobachtete Temperatur. Grad Cent.
2300	+ 16
6000	+ 9
11,250	— 0,5

Höhe des Ballons. Pariſer Fuß	Beobachtete Temperatur. Grad Cent.
15,360	— 7
18,990	—10,5
19,530	—35
21,060	—39

Hier war alſo mitten im Sommer in einer Höhe von nicht ganz einer deutſchen Meile, etwa anderthalbmal ſo hoch wie der Montblanc, eine Kälte von —39 Grad Cent., wobei das Queckſilber gefriert. Allerdings iſt dieſe Zahlenreihe höchſt auffallend wegen der ungeheuer raſchen Abnahme der Wärme, allein es iſt kein Grund vorhanden, an der Richtigkeit der Beobachtungen zu zweifeln, da die Feſtſtellung des Standes eines Thermometers und eines Barometers zu den einfachſten und ſicherſten Meſſungen des Phyſikers gehört. Gay-Luſſac fand am 10. September 1805 auf einer Höhe von 21,480 Pariſer Fuß eine Temperatur von nur —7,6 Grad Cent., alſo ungefähr ſo, wie Barral und Bixio ſie bei 15,500 Fuß Höhe gefunden haben. Thatſache iſt, daß die Temperatur nach der Höhe zu raſch abnimmt und daß das Geſetz der Abnahme ſchwankend iſt. Da nun die Kälte gegeben iſt, ſo haben wir nur die Veranlaſſung zu ermitteln, wodurch ſie herangezogen und bis in die unteren Schichten der Atmoſphäre wirkſam gemacht wird. Dieſe Veranlaſſung finden wir ſehr leicht und einfach in der ungeheuren Raumverminderung, die durch Verdichtung von Waſſerdampf zu Waſſer ſtattfindet. Die Atmoſphäre iſt ganz allein nach dem ſpecifiſchen Gewichte geſchichtet. Jede höhere Schicht iſt ſpecifiſch leichter als eine tiefere, weil ſie mit ihrem Gewichte auf der tieferen laſtet und dieſe desbalb zuſammendrückt. Beim Aufſteigen auf hohe Berge und im Ballon fällt das Barometer ununterbrochen. Der Ausdruck dieſer Erſcheinung wird in der Phyſik unter dem Namen des Mariotte'ſchen Geſetzes aufgeführt, welches beſagt, daß der Raum der Luft in demſelben Verhältniß kleiner wird, als der Druck zunimmt. So wie aber der Raum abnimmt, wird das ſpecifiſche Gewicht größer, weil dieſelbe Menge ſchwerer Lufttheile in einen kleinern Raum zuſammengedrängt worden. Wenn auf einem Berge das Barometer auf 14 Zoll ſteht, ſo iſt in einem gleichen Raum, Kubikfuß oder Kubikmeile, nur halb ſo viel Luft vorhanden, als unten an der Erde, wo das Barometer auf 28 Zoll ſtand. Dagegen iſt die Zuſammenſetzung der Atmoſphäre in Betreff ihres Waſſergehaltes und in Betreff ihrer Temperatur dieſem Geſetz nicht unterworfen. Die Sonnenſtrahlen durchdringen die klare Luft, ohne ſie merklich zu wärmen; die Wärme wird erſt frei, wenn die Sonnenſtrahlen auf einen feſten Körper ſtoßen, alſo die Erde berühren. Aus dieſem Grunde iſt die Quelle der Luftwärme am Erdboden. Eben ſo iſt die Quelle der Feuchtigkeit am Boden, weil das Waſſer ſeiner größeren Dichtigkeit wegen in der Luft die unterſte Stelle und auf der Erde die oberſte Stelle einnimmt, da es weniger dicht als Erde und Stein iſt. Da die Wärme zugleich die Urſache iſt, welche das flüſſige Waſſer in durchſichtigen unſichtbaren Waſſerdampf verwandelt, ſo muß die Atmoſphäre in den unteren Schichten am wärmſten und feuchteſten, in der oberen am kälteſten und trockenſten ſein. Alles zuſammengenommen, kann die Atmoſphäre in dieſer Art geſchichtet ſein und eine Zeit lang in Ruhe verharren. Allein dieſer Zuſtand der Ruhe kann nicht immer dauern.

Die warmen und feuchten Luftſchichten ſteigen auf und gelangen in kältere, wo der gelöſte Waſſerdampf nicht gelöſt bleiben kann. Die Luft geht durch den Sättigungspunkt mit Waſſer in den Zuſtand über, wo ſie bei fernerer Erkältung Waſſer in Tropfenform ausſcheiden muß. Das iſt die Urſache der Wolkenbildung. So lange die Wärme der Luft noch hinreicht, das Waſſer gelöſt zu halten, ſo lange bleibt die Luft durchſichtig und klar. Die Stelle der Wolkenbildung iſt alſo diejenige, wo der Sättigungspunkt der Luft mit Waſſer an eine kältere Luftſchicht grenzt, welche Waſſer in Bläschenform niederzuſchlagen vermag. Die Höhe der Schicht der Wolkenbildung iſt zwar im Allgemeinen eine ziemlich gleichbleibende, ſie hat aber nach Umſtänden eine ſo große Ausdehnung, daß wir zuweilen die Wolken an den Spitzen der Kirchthürme vorüberziehen ſehen. Jede Störung der Ruhe der Luft, das Begegnen und Kreuzen verſchiedener Winde kann die Luftſchichten ſo durcheinander treiben, daß nun eine ausgedehnte Bläschen- und Tropfenbildung ſtattfindet.

Wir müſſen uns nun anſchaulich machen,

wie groß die Raumverminderung ist, wenn dies stattfindet.

Wenn Wasser durch Erhitzung in Dampfform übergeführt wird, so nimmt es bei dem gewöhnlichen Siedepunkt von 100 Grad Cent. und dem entsprechenden Barometerstand von 760 Millimeter Quecksilberhöhe (was gleichbedeutend ist mit 28 Zoll 1 Linie Pariser Maß) einen 1700fach größeren Raum ein. 1 Kubikzoll Wasser gibt einen Kubikfuß Dampf. Wird dieser Dampf unter 100 Grad Cent. abgekühlt, so schlägt sich Wasser nieder, und zwar um so mehr, je niedriger die Temperatur wird. Daraus folgt, daß der übrigbleibende Dampf viel lockerer und leichter wird. Vermindert man den Raum des Wasserdampfes, so schlägt sich ebenfalls Wasser nieder, aber der übrigbleibende Dampf behält seine Dichtigkeit. Vergrößert man den Raum des Wasserdampfes, so dehnt er sich aus, füllt den ganzen Raum aus und wird lockerer. Es muß also in höheren Luftschichten, wo große Kälte und geringer Druck (Barometerstand) herrscht, der Wasserdampf ein viel größeres Volum haben, als unten an der Erde beim Siedepunkt des Wassers. Nach ganz zuverlässigen Versuchen nimmt der Wasserdampf bei 0 Grad Cent. (Schmelzpunkt des Eises) und bei gewöhnlichem Barometerstand den 182,323fachen Raum ein, als den das Wasser vorher im flüssigen Zustande eingenommen hatte; bei 20 Grad Cent. ist das Volum noch 58,224fach. Bei einer Höhe, wobei der Barometerstand nur mehr die Hälfte des normalen, also 380 Millimeter beträgt, sind obige Volumina nach dem Mariotte'schen Gesetze verdoppelt; also für 100 Grad Cent. das 3400fache, für 20 Grad Cent. das 116,448fache, für 0 Grad Cent. das 364,646fache. Die absolute Höhe, wo der Barometerstand nur mehr 380 Millimeter beträgt, beträgt 18,626 Pariser Fuß, also noch nicht die Höhe des Chimborazo, der nach Humboldt 20,148 Pariser Fuß hoch ist, oder etwa 4000 Fuß höher als der Montblanc. Dies trifft schon in die Wolkenregion. Da aber hier nach den Erfahrungen der Luftfahrer eine Temperatur unter Null herrscht, so ist der Wasserdampf noch ausgedehnter, als obige Zahlen angeben. Halten wir aber nur 0 Grad Cent. fest, so beträgt die Raumverminderung des Wasserdampfes bei seiner Verdichtung zu Wasser das 200,000- bis 300,000fache, ist also ganz ungeheuer. Jeder Kubikzoll herabgefallenen Regens hat einen leeren Raum von 300,000 Kubikzoll veranlaßt. Diese Raumverminderung ist nun die eigentliche Ursache aller hier auftretenden Erscheinungen. Der leere Raum muß nothwendig ausgefüllt werden, dies kann nur von den Seiten und von oben geschehen. Ist die Verdichtung sehr plötzlich, so kann die seitliche Luft nicht schnell genug nachrücken, und es senkt sich die darüber liegende kalte Luft in das Vacuum. Diese ist nun wieder durch ihre Kälte Veranlassung zu neuer Wasserverdichtung und Vacuumbildung und zum Nachstürzen neuer kalter Luft, so daß Ursache und Wirkung sich wechselseitig verstärken. Wenn aber Luft aus höheren Schichten in niedere tritt, so wird sie comprimirt. Ein Kubikfuß höhere verdünnte Luft füllt nicht einmal einen Kubikfuß Vacuum in den unteren Schichten aus, und dies ist der zweite Grund zu der ungeheuren Gleichgewichtsstörung und Bewegung. Der über der Verdunstungsstelle liegende leere oder luftverdünnte Trichter ist größer, als das von ihm ausgefüllte Vacuum, und es muß auch in ihn höhere und seitliche Luft nachrücken. Zwar wird die herabgezogene kalte Luft durch die Zusammendrückung etwas erwärmt und der verdichtete Wasserdampf muß seine latente Wärme abgeben; aber alle diese Wärmewirkungen werden von der Kälte der oberen Luftschichten aufgenommen und der einzige Erfolg ist der, daß der Hagel nicht ganz so kalt ist als die Luft, welche ihn gebildet.

Es ist einleuchtend, daß jede Hagelbildung mit Wasserverdichtung beginnen müsse; denn im Anfang werden die nächsten wenig kalten Luftschichten eingeschlürft und diese werden den Wasserdampf zu abgekühltem Wasser verdichten. Indem dies herunterfällt und in den untern wasserreichen Luftschichten neue Wasserbildung und Raumverminderung erzeugt, werden die kältern höher gelegenen Schichten herangezogen, die das bereits flüssige Wasser zum Gefrieren bringen. Die Größe der Hagelkörner macht nun keine Schwierigkeit mehr, da sie zuerst ein reichlicher Regen sind, der durch das Hinzutreten einer kalten Luftschicht von —35 Grad Cent., wie sie schon bei 19,000 Fuß Höhe stattfinden kann, gefriert. Es frieren aber nicht nur die einzelnen Tropfen,

ſondern viele frieren aneinander, wodurch die unregelmäßige Geſtalt der Hagelkörner ſich erklärt. Eine Luftkälte von —35 bis —40 Grad Cent. muß aber Eis erzeugen, welches noch unter den Gefrierpunkt des Waſſers erkaltet iſt, und indem dies durch andere waſſerhaltige Luftſchichten zugleich mit dem kalten Luftſtrom durchfällt, muß es Waſſer auf ſich verdichten. Dieſes erklärt die concentriſchen Schichten der durchgeſchnittenen Hagelkörner, worin ſich die umhüllenden Hagelſchalen an einen bereits unregelmäßigen Kern anſchließen. Der Hagel iſt hier einfach der feſte Körper, welcher den Uebergang der Wärme aus den waſſerhaltigen Luftſchichten an die kalten waſſerarmen vermittelt. Das gefrierende Waſſer wird ſich am leichteſten an einen bereits beſtehenden feſten Kern ſeiner eigenen Art anſchließen: Hagelbildung kann alſo nur dann ſtattfinden, wenn die plötzliche Vacuumbildung ſo bedeutend iſt, daß die daneben liegenden Luftſchichten nicht Zeit haben nachzurücken, und die ſenkrecht darüber liegenden hineingezogen werden müſſen. Nur in dieſem Falle ſind ſie ſo kalt, daß trotz der frei werdenden Wärme des Waſſerdampfes die Temperatur unter Null ſinkt, womit dann die Eisbildung folgen muß. Es entſteht in der hagelnden Wolke ein trichterförmiger Strudel von eiskalter Luft, gefrornem Waſſer und daneben noch flüſſigem, der ſchraubenförmig wirbelnd niederbrauſt. Daher die nothwendige Bedingung, daß der eigentliche Hagel nur eine ſehr geringe Ausdehnung hat und daß der mittlere Theil des Hagelwirbels die größten Schloſſen und die größte Kälte zeigt. Dicht neben dem Hagel fällt warmer Regen, ja ſelbſt die Luft zeigt noch 12 bis 15 Grad Cent. über Null. Wird die eingeſaugte Luft mit viel waſſerdampfhaltiger vermiſcht, ſo ſteigt die Temperatur des Gemenges über Null. Nur in dem ſchlauchartigen Einſchlürfen iſt die Bedingung der örtlichen Erkältung gegeben und nur in der ſturmartigen Geſchwindigkeit können ſo ſcharfe Gegenſätze wie Eis und warmes Regenwaſſer ſo nahe aneinander gerathen, ohne ſich ſogleich aufzuheben.

Geſchieht die Vermiſchung auf einer größeren Ausdehnung, ſo entſteht das Gewitter, von dem der Hagel nur diejenige einzelne Form iſt, wobei das Gemenge ſtellenweiſe unter Null kommt.

Wenn dieſe Anſicht über die Bildung des Hagels die richtige iſt, ſo muß ſie nicht nur die ſicher beobachteten Erſcheinungen, wie ſie es ſchon gethan hat, ungezwungen erklären, ſondern ſie muß unaufgefordert Fragen beantworten, die noch gar nicht geſtellt worden ſind.

So iſt es eine nothwendige Folge meiner Theorie, daß ein Hagelwetter nicht lange ſtille ſtehen kann. Die Hagelbildung muß aufhören, wenn unten keine Vacuumbildung mehr ſtattfindet, und dies wird eintreten, wenn die unteren Luftſchichten abgekühlt und ihres Waſſerdampfes beraubt ſind. Schreitet aber das Hagelwetter fort, ſo tritt es über neue noch warme waſſerbeladene Luftmengen, in denen es neue Nahrung ſeiner Thätigkeit findet, und neue Mengen kalter Luft ſtrömen von oben ein, grade dort, wo es ſich befindet. Das Fortſchreiten eines Hagelwetters, wie z. B. jenes vom 13. Juli 1788, welches ganz Frankreich und Holland durchzog, iſt mit dem Fortſchreiten einer Waſſerwelle zu vergleichen: nur die Form der Welle bewegt ſich, das Waſſer bleibt ruhig an ſeiner Stelle. Bei einem Hagelwetter ſchreitet nur die Thätigkeit fort, der Hagel ſtürzt dort nieder, wo er auch als Waſſer vorhanden war.

Die Urſache der eigenen Bewegung des Hagels in einer ruhigen Luft werden wir unten bei dem Gewitter beſprechen, da ſie dieſelbe, wie bei dieſem iſt.

Der Hagel gehört vorzugsweiſe den gemäßigten Klimaten an. Weder im hohen Norden, noch unter den Tropen findet man ihn. Die Gründe dazu laſſen ſich unter Anleitung der neuen Theorie leicht finden. Im Norden iſt die Luft auch auf der Erde weniger warm und mit Waſſerdampf beladen. Weder durch Abkühlung, noch durch Waſſerbildung kann plötzlich ein bedeutendes Vacuum entſtehen. Der geringe Gehalt der Luft an Waſſer bedingt kleinere Hagelkörner. Nach Süden zu nimmt die Häufigkeit und zerſtörende Wuth des Hagels zu. Der größere Gehalt der Luft an Waſſer und die hohe Temperatur machen eine Raumverminderung durch Waſſerbildung und Abkühlung bedeutender, und damit hängt das örtliche Einſchlürfen der kalten Luft zuſammen. In Europa ſind die Hagelwetter in Sicilien, in Südfrankreich, überhaupt um das Mittelmeer herum, obwohl ſeltener, doch die furchtbarſten in ihren

Erscheinungen. Schlossen von 18 bis 30 Loth kommen dabei vor. Noch weiter nach Süden nimmt die Wärme der Luft bis zu bedeutenden Höhen zu, und entsprechend der Wassergehalt. Auch nach der Vermischung und Durchdringung wird der Gefrierpunkt nicht erreicht, sondern die Temperatur bleibt noch hoch darüber. Nur eine Abkühlung wird wahrgenommen.

Es hagelt öfter am Nachmittag als am Vormittag, weil die Luft Nachmittags wärmer und wasserreicher ist, öfters am Tage als in der Nacht, theils aus demselben Grunde, theils auch, weil mit dem Aufhören der Wärmeentwicklung auf dem Boden die untern Schichten sich abkühlen und dann keine so große Zusammenziehung durch Erkaltung gestatten. Da überhaupt die Hagelbildung auf einer Wechselwirkung zwischen warmer feuchter und kalter trockener Luft beruht, so müssen alle Umstände die Hagelbildung begünstigen, welche diesen Unterschied groß werden lassen, und Alles wird sie vermindern, was von selbst eine allmälige Ausgleichung bewirkt.

Ruhige schwüle Luft begünstigt, beständiges Windwehen vermindert die Bedingungen. Die furchtbarsten Hagelschläge sind nach anhaltend heißem Wetter ohne Wind eingetreten. Aus Mangel an Einsicht in die Erscheinung hat man auf die Umstände nicht geachtet, von denen man keinen Einfluß erwartete. Man wird jetzt die Beobachtungen vervollständigen können. Die beim Hagel auftretenden elektrischen Erscheinungen sind bloß Folgen und nicht Ursachen der Erscheinung und werden gemeinschaftlich mit denen des Gewitters betrachtet werden.

Das Gewitter.

Diese herrlichste Erscheinung in der Natur steht mit der Hagelbildung im nächsten Zusammenhang; beide sind Erscheinungen derselben Art und nur im Grade verschieden. Es gibt Gewitter mit und ohne Hagelschlag, und dies hängt nur von der Kleinigkeit ab, ob bei der Durchmischung der Nullpunkt erreicht wird oder nicht. Der Hagel ist immer ein Gewitter, aber nicht umgekehrt. Dieselben Umstände begünstigen und erschweren die Bildung beider. Wegen der weiteren Verbreitung auf der Erde und dem häufigen Vorkommen widmen wir ihm eine besondere Betrachtung.

Das Gewitter lernen wir unter zwei Formen kennen; wir sehen es in unserer Nähe entstehen, oder wir sehen es bereits ausgebrochen. Die Bildung des Gewitters kann nur bei ruhiger Luft stattfinden; ein arbeitendes Gewitter kann nicht stille stehen: es muß sich bewegen. Es ist deshalb auch die Ansicht, daß vom Horizont aufsteigende Gewitter stärker seien als die im Zenith gebildeten, dahin zu verbessern, daß überhaupt das Gewitter stärker sei, wenn es ausgebrochen, als wenn es sich bildet. Denn das vom Horizont aufsteigende Gewitter war auch irgendwo ein im Zenith gebildetes und es werden durch obigen Satz zwei verschiedene Zeitpunkte desselben Gewitters und nicht zwei verschiedene Gewitter verglichen. Daß das ausgebrochene Gewitter stärker sei als das sich bildende, findet darin seine Erklärung, daß beim ersteren die Vacuumbildung bis auf die Erde in die wärmsten und feuchtesten Schichten reicht, beim sich bildenden aber nur auf die Wolkenregion beschränkt ist.

Wenn nach langer schwüler Sommerwärme die Luft mit Feuchtigkeit beladen und stark erwärmt ist, treten die ersten Anzeichen eines sich bildenden Gewitters als ein weißer dünner Flor auf, der einen Theil des Himmels überzieht.

Die Veranlassung dazu dürfte im Aufsteigen der feuchten Luft über die Sättigungsgrenze und im Begegnen von Winden gefunden werden. Dieser Flor wird dichter und dunkler und nimmt stellenweise die Gestalt einer Wolke an. Die ganze Erscheinung ist so eigenthümlich, daß Jeder sie als das erkennt, was sie ist. Nicht immer kommen die so begonnenen Anfänge bis zum Ausbruch, sondern werden häufig durch Winde verweht. Ohne diese wird die Wolke immer dichter und schwärzer und man erwartet jeden Augenblick den Ausbruch des Gewitters, obgleich man deutlich sehen kann, daß er noch nicht stattgefunden hat. Der Ausdruck, Zusammenziehen des Gewitters, bezeichnet den Vorgang sehr genau, denn in der That strömt von allen Seiten warme feuchte Luft und von oben kalte an dieselbe Stelle und scheiden hier den Wassergehalt aus, der im verdichteten Zustande nunmehr den 300,000sten Theil seines früheren Raumes einnimmt. Die tiefe Schwärze der Gewitterwolke zeigt, daß sie eine bedeutende Höhe habe, und daß die

Verdichtung von Wasserdampf in einem großen kubischen Raume stattfindet. Zuströmen von kalter Luft von oben und Verdichtung von Wasser steigern sich in ähnlicher Weise, wie Oxydation und Wärme in feuchtem Heu oder in fetter Wolle. Die Entwicklung des Gewitters geht deshalb anfangs am langsamsten, dann immer rascher vor sich. Der innere Theil der Gewitterwolke zeigt ein ganz gleichmäßiges Grau oder Schwarz und nur am Rande hängen eine Reihe zerrissener Wolken wie Locken herunter. Nun zuckt plötzlich ein Blitz durch die Wolke und man sieht alsbald Streifen von Regen nach der Erde hinabziehen. Von diesem Augenblick an setzt sich das Gewitter in Bewegung und nimmt eine bestimmte Richtung an. Indem von allen Seiten warme und wasserhaltige Luft und von oben sehr kalte zusammentreffen, der gebildete Regen seiner Schwere nach zur Erde eilt, entsteht eine von oben nach unten gerichtete Trombe von niederstürzendem Wasser und mitgerissener Luft, die an der Erde nach allen Seiten aus dem Gewitter stürzt. Man erkennt diesen absteigenden Luftstrom an der Gestalt der etwa betroffenen Gegenstände: die Pappeln beugen ihre Wipfel nieder, daß die Spitzen nach dem Erdboden gerichtet sind, oft bis zum Zerbrechen der Aeste; starkbelaubte Obstbäume erscheinen oben abgeplattet wie ein Tisch, dürre Blätter fliegen vom Boden in die Höhe, die Wimpel der Schiffsmasten streben glatt am Stamme hinab.

Die eigene Bewegung des Gewitters.

Es war eine der räthselhaftesten Erscheinungen, jene rasche Fortbewegung des Gewitters bei ruhiger Luft. Vor dem Gewitter schwüle Windstille, fast sprichwörtlich geworden, nach dem Gewitter sogleich wieder Windstille, daß sich kein Blatt an den Bäumen regt. Es kann also nicht der Sturm das Gewitter gebracht haben, sondern umgekehrt, das Gewitter muß den Sturm erzeugen und bringen. Unsere Theorie erklärt diese Erscheinung auf das Vollständigste.

Es ist nichts leichter beweglich, als was schwimmend in der Luft schwebt. Ein Gewitter kann sich nur bei ruhiger Luft bilden, weil nur dadurch eine reichliche Verdichtung von Wasser in einem begrenzten Raum stattfinden kann. So lange das Zusammenziehen stattfindet, ist die Bewegung auf die Wolkenschicht begrenzt. Durch den Regen wird sie in die unteren Schichten gebracht. Die kleinste Ungleichheit in den Bedingungen der Umgebung muß eine Bewegung der so leicht schwebenden Wolke hervorbringen. Eine solche Ungleichheit findet zunächst durch den immer schwärzer werdenden Schatten der wachsenden Wolke statt. Wir wissen, daß mehr Gewitter am Nachmittage als am Vormittage entstehen. Die Sonne steht im Süden oder Südwesten. Der Schatten der Wolke fällt nach Norden oder Nordosten. Die Abkühlung der Luft und die dadurch bewirkte Raumverminderung ist hinreichend, der Wolke eine leichte Bewegung nach der Schattenseite zu geben. Sobald die Wolke über noch eben von der Sonne beschienene Stellen ihren Schatten wirft, wiederholt sich dieser Vorgang. Hat aber einmal der Regen begonnen, so wird derselbe ebenfalls nach der Vacuumseite hingezogen und er muß dieses noch vermehren. Hiermit tritt stärkere Bewegung ein und wegen des dauernden Ueberschreitens des warmen, eben noch sonnenbeleuchteten Ortes erhält die Bewegung Kräfte durch sich selbst. Damit ist ihre Richtung entschieden. Sie ist immer nach der Seite gewendet, wo die größte Vacuumbildung stattfindet. Hat das Gewitter andere bereits beregnete und abgekühlte Gegenden verlassen, so wird dadurch der Unterschied noch größer. Vor dem Gewitter warme und feuchte Luft, hinter dem Gewitter abgekühlte, ihres Wasserdampfes zum großen Theil beraubte. Die Vacuumbildung kann nur mehr an einer Seite stattfinden, und das Gewitter nimmt diese ihm eigene Bewegung, die es selbst erzeugt, an. Es ist nun klar, daß der Wind nicht das Gewitter bringt, wie man gegen die Aussage der Thatsachen glaubte. Daraus wird es ersichtlich, wie ein Gewitter Länderstrecken wie halb Europa durchlaufen könne, weil es überall vor sich die Bedingungen neuer Vacuumbildung vorfindet und oben ihm neue kalte Luft zuströmt. Also auch das Gewitter bewegt sich, wie die Hagelwolke, nach der Art einer Welle. Nur die Erscheinung schreitet fort, das Wasser fällt überall, wo es verdunstet war.

Nicht selten mögen auch noch andere Umstände, als der Schatten der Wolke, die Richtung des Gewitters bedingen, obgleich

bei Weitem die größte Mehrzahl der Gewitter aus Süden und Südwesten heranzieht, womit es denn zusammenhängt, daß selten Regenbogen am Vormittage erscheinen. Da die Gewitter meistens aus Süden und Südwesten kommen, so ist am Nachmittage die Bedingung gegeben, daß die Sonne in Südwesten und der vorübergezogene Regen in Nordosten, der Zuschauer aber in der Mitte steht. Am Vormittage müßten die Gewitter aus Osten oder Südosten kommen, um Regenbogen zu erzeugen, welcher Fall äußerst selten ist.

Aus der eigenen Bewegung der Gewitter erklärt sich die Erscheinung, daß dieselben in verschiedenen Richtungen ziehen, daß sich ihre Bahnen schneiden, durchkreuzen, was unmöglich wäre, wenn die Bewegung der Luft das Gewitter brächte. Ist einmal die Richtung der Bewegung entschieden, so zieht das Gewitter in der ruhigen Luft darin fort und wird durch ein daneben ausgebrochenes Gewitter nicht gestört. Schneiden sich zwei Bahnen unter spitzen Winkeln, so ziehen sie häufig rascher gemeinschaftlich weiter, die Thatsache ist oft beobachtet worden, daß sich zwei Gewitter vereinigen. Die aus Norden und Osten kommenden Gewitter machen nicht kälter als die aus Süden anziehenden, weil sie nicht von Nord- und Ostwind gebracht werden, sondern diesen selbst erzeugen und bringen.

Im Sommer 1861 beobachtete ich ein Gewitter von folgendem Verlaufe. Im Süden zog sich das Gewitter von Nachmittags zwei Uhr an zusammen und ballte sich immer höher und schwärzer. Die Vorwärtsbewegung war so langsam, daß es in mehreren Stunden nur etwa um 6 bis 8 Grad am Himmel stieg. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte das Gewitter erst spät in der Nacht meinen Ort erreichen. Um neun Uhr Abends stand der vordere lockige Saum etwa 30 Grad hoch. Um halb zehn Uhr bemerkte man den ersten Blitz und um zehn Uhr hatte es mit furchtbarem Regenguß, Blitz und Donner meinen Ort erreicht. Es hatte vom Augenblicke des Ausbruches in einer halben Stunde einen größeren Weg zurückgelegt als vorher in 5 bis 6 Stunden. Um halb elf Uhr war Alles vorüber, vollkommene Windstille und eine schöne sternenhelle Nacht mit ziemlicher Abkühlung der Luft folgte. Ich habe genau beobachtet, daß der Wind aus dem Gewitter blies und nicht in dasselbe. Die senkrecht herabstürzende, mit Regentropfen durchsetzte Luft zerstäubte am Boden nach allen Richtungen radial aus dem Gewitter.

Am 10. Mai dieses Jahres beobachtete ich ein fernes Gewitter im Westen, was über die Gegend des Laacher Sees und die Ahr ziehen mochte. Die untergehende Sonne erleuchtete den Hintergrund und man konnte genau die Regenstrahlen sehen. Sie hatten die Gestalt des Fußes eines Leuchters, was so viel sagen will, als daß sie vor und hinter dem Gewitter auseinandergingen. Hätte der Wind das Gewitter gebracht, so mußten die hintern Regenstrahlen untergeschlagen erscheinen, etwa wie ein schief auf dem Boden gedrückter Besen. Man sieht immer die an der vordern Seite befindlichen Regenstrahlen dem Gewitter vorauseilen, weil die Vacuumbildung in der noch warmen Luft am stärksten ist. Eben so wird man von den ersten Regentropfen überrascht, ehe die Wolke den Scheitelpunkt des Beobachters erreicht hat.

Am 4. Juni dieses Jahres zog ein leichtes Gewitter ohne Blitz und Donner an meinem Ort vorüber. Ueber mir war bereits reiner blauer Himmel und dennoch regnete es noch eine Zeit lang. Es waren dies die zurückgebliebenen Regentropfen, die vom herabgehenden Luftstrom auch nach hinten hinaus getrieben wurden. Den Charakter eines Gewitters hatte dieser von keinem Blitz begleitete Regen einzig durch seine örtliche Beschränkung und die ihm inwohnende eigene Bewegung.

Wie gefällig und zuvorkommend ist eine richtige Theorie und wie widerstrebend eine falsche? Die erste kommt freiwillig entgegen, gibt ungeahnte Aufschlüsse, spricht, wenn sie nicht gefragt wird und überläßt uns nur die Mühe, die Resultate zu sammeln. Die falsche macht überall Schwierigkeiten, jede neue Beobachtung setzt sie in Verlegenheit, sie gibt keine Antwort, wenn man sie inständigst bittet, und greint, wenn man gar nichts sagt. Diese Zuvorkommenheit der neuen Ansicht gibt einige Gewißheit, daß sie die richtige ist.

Wir haben noch eine Anzahl Resultate aufzulesen.

Ein Gewitter kann so wenig stille stehen, wie ein Hagelwetter. Es findet seine Nahrung und die Kraft der Bewegung in der

Wärme und dem Waſſergehalt der neuen Luftſchichten, die es noch nicht berührt hat. Je größer die verdichtete Waſſermenge, deſto ſtärker nothwendig die Vorwärtsbewegung; daher die Furchtbarkeit der tropiſchen Gewitter. Die Mittheilungen über ſolche auf Martinique und Guadeloupe, welche Kanonen von den Lafetten und Bretter durch Bäume bliesen, ſind uns faſt unverſtändlich. Es iſt uns aber klar, daß die mechaniſchen Wirkungen mit der Menge des in einer beſtimmten Zeit verdichteten Waſſers im naheſten Zuſammenhange ſteht. Die Bildung eines tropiſchen Gewitters findet oft in einer Stunde ſtatt. Der ganze Himmel iſt noch klar, ſchwül und ruhig. Nur an einer Stelle bemerkt man ein leichtes Wölkchen. Nun werden ſogleich alle Segel eingereſft, denn das Wölkchen wächſt raſch und hat in einer halben Stunde den ganzen Horizont überzogen. Es zeigen ſich die erſten Blitze, wenn bereits in der Wolke Verdichtung zu Tropfen ſtattgefunden hat, und nun beginnt ein Guß von Waſſerfäden, wovon unſere nordiſche Erfahrung keine Anſchauung haben kann. Das kleine Wölkchen war diejenige Stelle, wo zuerſt durch Aufſteigen der heißen feuchten Luft der Sättigungspunkt überſchritten wurde. Die damit verbundene Leere zog kalte Luft herbei. Es entſtanden nicht gleichzeitig mehrere Wölkchen, ſondern die eine vorhandene genügte, die ganze Atmoſphäre in die Thätigkeit hineinzuziehen.

Die Waſſerverdichtung findet bei ſtarkem Gewitter auf einer ſehr bedeutenden Ausdehnung nach oben ſtatt. Beobachtet man am Abend ein ſtark blitzendes Gewitter, ſo ſieht man bei jedem Blitz in der ſcheinbar gleichartig gemengten Wolke deutliche Wolkenbildungen mit beſtimmten Umriſſen. Niemals zeigen zwei Blitze dicht hintereinander dieſelbe Wolkenform. Die entladene Wolke blitzt ſogleich nicht wieder, ein neuer Blitz iſt an einer andern Stelle der Wolke.

Am 13. Mai dieſes Jahres zog ein Gewitter ſpät Abends über unſere Gegend. Die Zeit des Donners nach dem Blitze an gleicher Stelle der Wolke wurde 6, 8 und 15 Secunden gemeſſen. Dieſer Unterſchied von 9 Secunden gibt allein eine Dicke von 9270 Fuß, und gewiß waren die Blitze nicht an den äußerſten Grenzen der Wolke. Man kann ſich daraus die ungeheure Menge verdichteten Waſſers erklären, wenn der Verdichtungsherd eine ſenkrechte Höhe von 10,000 bis 12,000 Fuß und eine Längenausdehnung von nur einer Meile im Durchmeſſer hat, in welchen von allen Seiten zugleich feuchte und kalte Luft einſtrömt. Die auf einem Ort gefallene Waſſermenge kann deshalb die in der Luft darüber befindliche übertreffen, weil der Waſſerdampf aus weiter Ferne heranzieht.

Die elektriſchen Erſcheinungen.

Seit Armſtrong's Entdeckung und Faraday's Unterſuchung wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß die elektriſchen Erſcheinungen des Gewitters nur von der Reibung der Waſſertheilchen aneinander herrühren. Der experimentale Beweis liegt in der Dampfelektrirſirmaſchine, die einen Theil unſerer phyſikaliſchen Apparate ausmacht; ein anderer Beweis liegt in den elektriſchen Entladungen, die ſich bei Ausbrüchen des Veſuvs in den aus dem Waſſerdampfe des Feuerberges gebildeten Wolken zeigen. Bei der Dampfelektriſirmaſchine leitet Faraday die Elektricität aus der Reibung der Waſſertheilchen an den feſten Wänden der Ausſtrömungsmündungen ab. In den Wolken kann es nur die Reibung von Waſſer gegen Waſſer thun. Alle andern Erklärungen, wie die vom Wachſen der Pflanzen oder von der Verdunſtung hergenommenen, ſind thatſächlich widerlegt und in's Fabelbuch geſchrieben. Die Elektricität der Wolken ſtammt alſo von der mechaniſchen Kraft her, wie die in der Reibungselektriſirmaſchine durch die Kraft des Armes entwickelte. Unter gewiſſen Umſtänden nimmt ein Theil der mechaniſchen Kraft diejenige Form einer andern Kraft an, die wir Elektricität nennen. Mit Ermittlung der Umſtände befaßt ſich die Phyſik. Die Kraft ſelbſt kennen wir lediglich aus ihren Erſcheinungen. Es iſt eine ſchwingende Kraft, welche zwei Arten der Fortpflanzung hat. Sie eilt entweder nach den Geſetzen der Wellenbewegung an dem Stoff von Theilchen zu Theilchen hin, Leitung, oder ſie wirkt in die Ferne durch Einfluß (Induction) nach Art der Schwere, Strahlung. Immer iſt ſie an den Körpern verhaftet. Von dem Gegenſatz der beiden Elektricitäten einen Begriff zu geben, iſt der Wiſſenſchaft noch nicht gelungen. Nothwendig ſind die Men-

gen der beiden Arten der jedesmal entwickelten Elektricität gleichwerthig. Durch den Blitz vereinigen sie sich wieder, und verschwinden, indem eine entsprechende Menge Licht und Wärme an ihre Stelle tritt. Durch die heftige Bewegung der in das Vacuum hineinstürzenden Luftschichten werden die Wassertropfen elektrisch erregt, und beide Elektricitäten haften getrennt auf Wolkenschichten. Auf diesen üben sie strahlende Wirkung aufeinander aus, bis sie stark genug sind, das trennende Hinderniß zu durchbrechen und sich durch den Blitz wieder zu vernichten. So lange die Wolke blitzt, ist heftige Bewegung in ihr vorhanden. Daß die Elektricitäten getrennt auf den Wolken haften, geht aus dem Blitze hervor, der von Wolke zu Wolke fährt. Es kann keine ausschließlich positive oder negative Wolken geben. Die Wirkung auf unsere Elektroskope ist nur die der uns zunächst gelegenen Wolkenschicht. Die Bewegung in den Wolken ist nicht Folge des Blitzschlages, sondern umgekehrt. Es müßte sonst ein Gewitter mit einigen Blitzen entladen sein und wir hätten nach einer andern Ursache des Blitzes zu forschen, während wir sie bereits kennen. Warum grade die eine Wolke die positive, die andere die negative Elektricität hält, läßt sich so wenig erklären, als warum bei unseren Reibungsversuchen mit gleichartigen Körpern die Natur der Elektricität so oft wechselt. Wenn trockenes Papier an trockenem Papier gerieben wird, so müssen sich die beiden Papiere auch freundlich über die Elektricität verständigen. Es ist Thatsache, daß die von der heißen, mit Papier überzogenen Kalanderwalze ablaufenden Papierblätter halb Zoll lange Funken schlagen.

Die elektrischen Erscheinungen im Gewitter sind bloß zweiten Ranges, nothwendige Folge der unter bestimmten Umständen stattfindenden Reibung; die Menge der in Elektricität übergegangenen mechanischen Kraft ist ein undenkbar kleiner Antheil von der ganzen zur Thätigkeit gekommenen Sonnenkraft. Blitz und Donner erregen Schrecken durch ihre Wirkung auf die Sinne und haben dadurch zu einer falschen Schätzung geführt. Die bewegende Kraft im niederstürzenden Regen und kalten Luftstrom ist eine unendlich größere als die des Blitzschlages, der wirkungslos an einer zolldicken Eisenstange verlaufen kann.

In einem Gewitter bemerkt man sehr oft die Erscheinung, daß nach einem starken Blitz und Schlag im Zenith heftiger Regen eintritt. Es sind Fälle bekannt, wo die einzelnen Entladungen durch Aufhören des Regens getrennt waren. Auch hier war die Tropfenbildung und Bewegung vor dem Blitz da und seine Ursache. In der Wirklichkeit sieht man aber den Blitz sogleich, hört den Donner bald darauf und am spätesten kommen die Wassertropfen an. Diese nothwendige Reihenfolge führte zu dem falschen Schlusse, daß der Blitz den Regen gebildet habe.

Die Gefährlichkeit der Gewitter im Winter ist allbekannt. Im Februar 1861 durchzog ein Gewitter die untere Rheingegend, wobei der Blitz in 15 Kirchen einschlug und mehrere davon niederbrannte. In der kalten Jahreszeit ist die Menge des in der Luft aufgelösten Wassers kleiner und nur nahe an der Erde bedeutend genug, um eine Verdichtung mit Vacuumbildung zu gestatten. Es kann also das Gewitter auch nur sehr niedrig streichen und die elektrische Spannung wird zwischen Wolken und Erde fast gleich stark, wie zwischen Wolke und Wolke sein. Kommt das Gewitter über einen sehr hohen, gut leitenden Gegenstand, wie einen Kirchthurm, der in der Regel mit einer Metallspitze endigt, so kann das Hinderniß zwischen Wolke und Erde kleiner werden, als zwischen Wolke und Wolke, und die Richtung der Entladung ist dadurch entschieden. In südlichen Gegenden und im hohen Sommer liegen die Gewitter höher und sind dadurch weniger gefährlich, weil der trennende Raum bis zur Erde zu groß ist.

Auch kann man jetzt leicht die Zweckmäßigkeit der Blitz- und Hagelableiter beurtheilen. Der Blitzableiter will nur die Wirkung des Blitzes unschädlich machen, beansprucht aber nicht, das Gewitter zu verhindern; er ist berechtigt. Der Hagelableiter will durch Ausgleichung von Elektricität die Bildung des Hagels verhindern. Nun wissen wir aber, daß, wenn Elektricität eintritt, der Hagel schon gebildet ist, wodurch der Hagelableiter zu spät kommt. Er beruht also auf einem Irrthum, weil er die Elektricität als die Ursache des Hagels ansieht, während sie nur die Folge ist.

Die Abkühlung nach Gewittern.

Auch dieſe Erſcheinung erregte ſtets die Verwunderung der Menſchen. Der Phyſiker war noch ſchlimmer daran, weil er wußte, daß Bewegung, Blitz, Waſſerverdichtung Wärme erzeugen.

Die Abkühlung der Luft nach Gewittern iſt einzig der Durchmengung und Herabziehung der obern kalten Luft zuzuſchreiben. Vor dem Gewitter war die kalte Luft über der warmen geſchichtet. Nachher ſind ſie durcheinandergepeitſcht, und die neue Temperatur muß an der Erde als Abkühlung, in den Wolken als Erwärmung auftreten. Wenn nach einem Gewitter, was nicht immer geſchieht, ſtarke Abkühlung eintritt, ſo iſt damit die Gewitterbildung für eine Zeit lang beendigt. Die hohen Luftſchichten ſind zu warm, und die niedern zu waſſerarm geworden. Erſt nach einiger Zeit können wieder Gewitter entſtehen. Wenn aber keine merkbare Abkühlung eintritt und der gefallene Regen wieder im Sonnenſchein verdampft, ſo kann faſt Tag für Tag ein Gewitter auftreten, wie 1811 und 1862 bis zum heutigen Tage. Die diesjährigen Gewitter ſind in meiner Gegend leicht, ſchnell vorüberziehend, die Wolken nicht ſehr ſchwarz, kurze Zeit nach dem Gewitter wieder warmer Sonnenſchein. Warum nicht immer ſtarke und unangenehme Abkühlung erfolgt, kann zum Theil in der wechſelnden Höhe der Gewitterwolke liegen, zum Theil aber auch in der Temperatur der obern Luftſchichten, die nach den Meſſungen von Barral und Bixio und den frühern von Gay-Luſſac auf derſelben Höhe einen Unterſchied von —30 Grad Cent. zeigten. Am Tage der Gay-Luſſac'ſchen Auffahrt würde ein Gewitter ſicherlich eine mindere Erkältung bewirkt haben, als an jenem Tage von Barral und Bixio. Meſſungen können wir nun gar nicht, als in Luftballons anſtellen, weshalb wir von den einzelnen Vorkommniſſen niemals den genauen Zuſammenhang erfahren werden.

Die barometriſchen Erſcheinungen.

Ein über einem Barometer ſchwebender Luftballon drückt auf daſſelbe, als wenn ſein körperlicher Raum mit Luft von der Dichtigkeit der umgebenden erfüllt wäre. Ein über einem Barometer ſchwebender Waſſertropfen drückt mit dem Gewicht eines gleich großen Volums Luft. Wenn alſo Waſſer aus der Dampfform in die flüſſige übergeht, ſo verliert es beinahe ganz ſeine Wirkung auf das Barometer. Ein Kubikmeter Waſſerdampf von 0 Grad Cent. auf der angenommenen Höhe des halben Barometerſtandes drückt mit ſeinem ganzen Gewicht von 3 bis $3^1/_2$ Gramm. Nach der Verdichtung zu Waſſer bildet er 3 bis $3^1/_2$ Kubikcentimeter Waſſer, und drückt nunmehr mit dem Gewicht von 3 bis $3^1/_2$ Kubikcentimeter Luft, dies iſt, mit weniger als dem 300,000ſten Theil ſeines früheren Druckes. Daher iſt jede Verdichtung von Waſſerdampf mit einer Entlaſtung des Barometers verbunden und dies muß nothwendig fallen. Während der Bildung des Gewitters findet dieſe Entlaſtung ununterbrochen ſtatt, und das Barometer ſinkt, ehe noch Regen gefallen iſt. Sobald das Gewitter ausgebrochen iſt und von allen Seiten Luft in das gebildete Vacuum einſtrömt, muß das Barometer in der ganzen Umgebung fallen, ſoweit noch Luft herangezogen wird, um das Vacuum auszufüllen. Das Barometer zeigt ein in weiter Ferne ſich bildendes, oder außerhalb des Geſichtskreiſes vorüberziehendes Gewitter und Regen an, ja man kann ſagen, daß jedes Fallen des Barometers irgendwo einen Waſſerniederſchlag zur Urſache hatte. Wir bemerken bei dauernd ſchönem Wetter immer Bewegungen des Barometers, die ihre Urſachen vielleicht am Mittelmeer oder unter den Tropen hatten. In der heißen Erdzone iſt ein Fallen des Barometers ein untrügliches Zeichen eines nahenden Sturmes.

Somit ſtimmen alle beim Hagel und Gewitter beobachteten Erſcheinungen auf die ungezwungenſte Weiſe mit anerkannt feſtſtehenden Thatſachen der Phyſik, und jetzt, wo die Sache ſo klar vorliegt, iſt es faſt unbegreiflich, wie man die Mitwirkung der obern kalten Luftſchichten ſo lange unbeachtet liegen laſſen konnte, während man mit den Gedanken ſich in jenen Regionen bewegte, wo dieſe kalte Luft der Nachbar iſt. Es war das Ereigniß des Zufalls und eines Augenblicks, daß ich bei einem Hagelſchlage die Kälte der obern Luftſchichten als die Urſache des Hagels anredete:

„Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden."

China und die Chinesen.

Von

W. Reinhold.

(Schluß.)

Die europäischen Factoreien, früher die großartigsten und schönsten Gebäude Cantons, existiren bekanntlich nicht mehr. Sie wurden vor drei Jahren bis auf den Grund niedergebrannt, wie man damals behaupten wollte, durch die Chinesen, wie sich aber später ergeben, auf Befehl des englischen Admirals Seymour, der sich mit seinen Leuten nicht mehr darin halten konnte. In Folge dieser Maßregel, deren Gewißheit sich erst kürzlich herausgestellt, haben die ehemaligen Bewohner der Factoreien jetzt Entschädigungsklagen bei der englischen Regierung erhoben, und wie ich in Canton vernahm, soll sich die letztere auch nicht abgeneigt zeigen, eine commissarisch festzustellende Quote zu bewilligen.

Von den alten Factoreien existirten dreizehn, die den verschiedenen Nationalitäten angehörten und auf einen sehr kleinen Raum an der Nordseite des Tschu Kiang beschränkt waren. Mit Ausnahme von zwei oder drei engen Straßen bildeten sie einen soliden Häuserblock, der nur durch einen schmalen Graben von den chinesischen Gebäuden getrennt war. Bis zum Wiederaufbau der neuen Factoreien, der jetzt und zwar im großartigsten Stile in Angriff genommen ist, wohnen die europäischen Kaufleute in ziemlich nothdürftig hergestellten Wohnungen in Speichern auf der Insel Honan, unmittelbar am Flusse und Canton gegenüber. Diese Beschränktheit übt auf ihr sociales Leben einen störenden Einfluß aus. Wegen des Mangels an geeigneten Localitäten sind die Kaufleute gezwungen, ihre Frauen und Familien entweder in Macao oder Hongkong wohnen zu lassen, die beide selbst mit den schnellen Dampfschiffen nur in acht bis zehn Stunden zu erreichen sind. Wenn man in Canton seine Neugierde befriedigt hat, so bietet es allerdings fast nichts von den Genüssen, die Europäer von dem Leben zu fordern gewohnt sind, und wenn man dann noch von seiner Familie getrennt sein muß, so ist ein mehrjähriger Aufenthalt wirklich schrecklich. Die einzige Zerstreuung und Erholung bilden dann noch Spaziergänge oder Ritte nach einem circa $1^1/_2$ Meilen südlich von der Stadt gelegenen Gehölze oder nach den Bergen auf der Nordseite, wohin öfter Picknickpartien veranstaltet werden und wo man eine prachtvolle Aussicht auf ganz Canton und mindestens zehn Meilen seiner reichen, blühenden Umgegend genießt. Leider sind jedoch auch diese Vergnügungen auf die kälteren Wintermonate beschränkt. Bei meiner Anwesenheit in der Mitte October wurde eine solche Partie nach dem erwähnten Gehölze gemacht, allein, obwohl wir uns schon mit Sonnenaufgang auf den Weg machten, hatten wir sehr viel von der brennenden Sonne zu leiden.

Mit Bezug auf das Leben der europäischen Kaufleute in Canton und überhaupt in China muß ich noch einer besondern Classe von Leuten erwähnen, die in den Kaufmannshäusern eine Hauptrolle spielen und ohne welche die letztern gar nicht existiren können. Dies sind die Compradore oder Cassirer, Chinesen, welche alle Geschäfte zwischen ihren Herren und ihren Landsleuten vermitteln und durch deren Hände alle Zahlungen gehen. Das Wort kommt aus dem Spanischen oder Portugiesischen von comprar, kaufen, her und bedeutet eigentlich „Käufer“ oder „Aufkäufer.“

Die große Schwierigkeit für Fremde, die chinesische Sprache zu erlernen, machte es von jeher für diese nothwendig, sich bei ihren Ankäufen eines eingeborenen Zwischenhändlers zu bedienen, der sowohl die Bezugsquellen als den Werth der gewünschten Gegenstände kannte und durch gewisse Procente bewogen wurde, das Interesse seiner temporären Herren den Betrügereien der Chinesen gegenüber zu vertreten. Diese Nothwendigkeit rief bald eine bestimmte Classe von Leuten in's Leben, die neben Geschäftskenntniß mit der englischen Sprache in so weit vertraut waren, um sich Europäern gegenüber verständlich zu machen. Als später in China permanente Factoreien errichtet wurden, fanden es die Kaufleute bequem, diese bereits vorhandenen Compradores als Aufseher des Dienstpersonals und Hausmeister zu engagiren und nach und nach sie zu ihren praktischen Geschäftsführern zu machen, durch deren Vermittlung alle Verbindung mit den Chinesen

ſtattfand. Wenn ſie auch ſich der Ueberzeugung nicht verſchließen konnten, daß der Comprador von jedem einzigen Geſchäfte einen beſtimmten und nicht unerheblichen Procentſatz nahm, ſo zogen ſie es trotzdem vor, lieber ſich dieſen Verluſt gefallen zu laſſen, als jahrelanges Studium auf die Erlernung der Landesſprache zu verwenden und dann in perſönlicher Beziehung mit den Chineſen dennoch um das Doppelte und Dreifache betrogen zu werden. Je mehr der europäiſche Handel in China feſten Fuß faßte und je großartiger die Geſchäfte der einzelnen Handlungshäuſer ſich ausdehnten, deſto lucrativer wurde die Stellung ihrer Compradore, die ſich nach zehn- bis fünfzehnjähriger Dienſtzeit nicht ſelten als reiche Leute zurückzogen. Dadurch hob ſich aber zugleich die Stellung. Die Chineſen ſahen ein, daß hier für ihre Söhne eine Carriere eröffnet ſei und ſehr anſtändige und wohlhabende Bürger ſuchten ihre Kinder dadurch hineinzubringen, daß ſie dieſelben ſchon ganz jung als Diener in die Häuſer der Europäer gaben, um dort deren Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen und ſich allmälig zum Comprador heranzubilden.

Daß die Letzteren ihren Hauptverdienſt durch Betrug gewinnen, konnte ſelbſt in den Augen eines als durchaus rechtlich bekannten Chineſen keinen Anſtoß erregen, da die chineſiſchen Anſichten über Ehre und Ehrenhaftigkeit von den unſern abweichen. Eben ſo wenig wie es der Chineſe für unerlaubt hält, jeden Fremden zu belügen, ſieht er es für unrecht an, ihn zu betrügen, nur muß der Betrug honett ſein. Wollte ein Comprador mit dem ihm anvertrauten Gelde durchgehen oder auch nur die Hälfte auf irgend eine Weiſe unterſchlagen, ſo würde ihn ſofort die allgemeine Verachtung ſeiner Mitbürger treffen und er als gemeiner Verbrecher gebrandmarkt ſein. Nimmt er jedoch den anerkannten Satz von zehn Procent für ſich, ſo betrügt er nach chineſiſchen Begriffen anſtändig und gilt in den Augen ſeiner Landsleute als ein ehrenwerther Mann, beſonders da die Europäer ſelbſt das Verfahren durch Stillſchweigen ſanctioniren.

Die Compradore in den größeren engliſchen, amerikaniſchen und deutſchen Häuſern China's ſind häufig ſehr gewandte und ſelbſt nach unſern Begriffen wohlerzogene Leute, von denen die meiſten fertig engliſch leſen und ſchreiben und nicht ſelten auch einen literariſchen Grad erworben haben. Je bedeutender das Handlungshaus, deſto weniger Gehalt bekommen ſie, oft nicht mehr als 50 bis 60 Dollars jährlich, weil ihre Procente in Betracht gezogen werden. Sie müſſen im Verhältniß zu den Summen, die durch ihre Hände gehen, eine betreffende Caution ſtellen und bei dem großen Hauſe Jardine u. Comp. in Hongkong beträgt dieſelbe nicht weniger als 100,000 Dollars. Man hört jedoch faſt nie, daß ſie unanſtändig betrügen und ſelbſt wenn ſie es einmal thun, ſuchen ſie ihren Principal möglichſt wenig zu benachtheiligen, wie folgendes Beiſpiel zeigt. Der Comprador eines engliſchen Hauſes in Hongkong wurde vor einigen Monaten von ſeinem Principale über Fow Tſcha Fow in das Innere geſchickt, um bedeutende Theeeinkäufe zu machen. Da ein Wechſelverkehr in China nicht ſtattfindet und der Chineſe ſeine Waare ſelten aus der Hand gibt, ehe er das baare Geld dafür empfängt, wurden dem Manne 40,000 Dollars mitgegeben und ein Schiff nach Fow Tſcha Fow entſandt. Nach einiger Zeit kommt der Thee auch richtig an und wird an Bord genommen. Während aber einerſeits der Comprador nichts von ſich hören läßt, verlangen die Ablieferer von dem Conſignateur des Schiffes Bezahlung des Thees, den der Letztere allerdings für das Haus gekauft, aber nicht bezahlt habe. Obwohl der Comprador verſchwunden blieb und ſomit die Wahrheit der Angaben außer Zweifel geſtellt wurde, gab der Conſignateur den Thee nicht heraus, die Sache kam zur Klage, wurde vom Conſulargericht in Shangai zu Gunſten der Chineſen, in zweiter und oberſter Inſtanz aber zu Gunſten des engliſchen Hauſes entſchieden. Die armen Theelieferanten waren die Geprellten, der Comprador hatte die 40,000 Dollars ſeines Principals eingeſteckt, ohne dieſem jedoch Schaden zugefügt zu haben.

Solche Fälle ſtehen jedoch ſehr vereinzelt da und faſt immer rechtfertigen die Compradore das in ſie geſetzte Vertrauen. Wie bedeutend übrigens in großen Häuſern ihre Speſen ſind, mag daraus erhellen, daß der Comprador des erwähnten Hauſes Jardine u. Comp., der ſich vor zwölf Jahren die Caution von Freunden leihen mußte, heute alleiniger Beſitzer von drei großen

Dampfschiffen ist, die mindestens einen Gesammtwerth von einer halben Million Dollars haben, und daß er außerdem ein eigenes bedeutendes Engrosgeschäft hat.

Außer den Geschäften eines Cassirers hat der Comprador noch die specielle Aufsicht über die Dienerschaft, die in China lediglich aus männlichen Individuen besteht, zu führen und ist seinem Principal dafür verantwortlich. Ihm wird aller Hausrath und alles Silberzeug übergeben und er muß dafür haften, daß nichts fortkommt. Aus diesem Grunde nimmt er nur ihm wohlbekannte Diener und gewöhnlich Verwandte in das Haus, ja zuweilen sind sämmtliche Bediente Glieder seiner Familie. Dies Bedientenwesen ist in China auch eigenthümlich. Ein Mädchen oder einen Diener für Alles — wie so oft in öffentlichen Blättern verlangt oder ausgeboten wird, gibt es hier nicht; für jede specielle Leistung ist ein Individuum erforderlich, so daß dadurch ein Hausstand ungemein kostspielig wird. Da ist Einer, der nur die Stuben ausfegt, ein Anderer, der die Lampen besorgt, ein Dritter ist der Waschmann — in China waschen nur Männer — ein Vierter Koch, ein Fünfter Marktgänger und so zählt man in großen Häusern oft dreißig bis vierzig Bediente, die außer freier Station einen Lohn von 6 bis 10 Dollars monatlich beziehen. Unter solchen Umständen bleibt es denn nicht mehr zu verwundern, wenn die Kosten des Hausstandes sich bei den erwähnten Jardine u. Comp. jährlich auf 50,000 Pfund Sterling, also über 300,000 Thaler belaufen. Bei Leuten, welche sich jedoch wie diese für 80,000 Pfund Sterling ein schnellsegelndes Dampfschiff bauen lassen, nur um ihre mit der Ueberlandpost in Singapore ankommenden Briefe einen oder zwei Tage früher zu haben, als der Postdampfer sie bringt, sind 50,000 Pfund Sterling für den Hausstand freilich nur eine Bagatelle.

Die in der Provinz Kwang tung stationirte Militärmacht beläuft sich nominell auf 100,000 Mann, über welche innerhalb gewisser Grenzen der Generalgouverneur den Befehl hat. Ein unbeschränktes und selbständiges Commando steht ihm jedoch nur über 5000 Mann zu. Die Mandschuherrscher haben es zuträglich gefunden, zur Befestigung ihres usurpirten Thrones zwei Gewalten im Staate zu schaffen, die sich gegenseitig in Schach halten. Als sie vor 200 Jahren mit ihren damaligen kriegerisch geschulten Truppen das friedliche China von Provinz zu Provinz eroberten, fanden sie eine dieser Gewalten bereits vor. Dies waren die literarischen Institutionen des Landes, die seit mehreren Tausend Jahren die Basis der ganzen Regierung gebildet hatten. Sie waren klug genug, an diesen Institutionen, welche dem gebildeten und kenntnißreichen Manne, mochte er noch so niedrig geboren sein, den Weg zu den höchsten Staatsämtern und Ehrenstellen eröffneten, nicht zu rütteln. Zugleich sahen sie aber auch ein, daß diese geistige Macht ihrer Herrschaft einst gefährlich werden könne, und sie schufen deshalb noch eine physische, die Militärmacht, die den Einfluß der ersteren paralysiren sollte. Der altbewährte Grundsatz divide et impera war der leitende Gedanke ihrer Politik und man kann ihn in allen relativen Stellungen der Beamten deutlich verfolgen. So führt der Generalgouverneur nominell den Oberbefehl über sämmtliche Truppen der Provinz, hat aber wirklich nur 5000 Mann zur Disposition. Seine eigentliche Residenz ist Schau-king-foo, einige Meilen westwärts von Canton, wo auch jene 5000 Mann stationirt sind. Es ist ihm nachgegeben, in der Stadt zu wohnen, jedoch darf er seine Truppen nicht bei sich haben. Der Gouverneur hat 2000 Mann zu seiner ausschließlichen Verfügung; diese sind in der neuen Stadt garnisonirt, welche von der alten durch eine Mauer getrennt ist. In der Altstadt dagegen stationiren 5000 Mann unter dem Commando eines Tatarengenerals. Man sieht, wie klug dies Arrangement getroffen. Dem Generalgouverneur stehen eben so viel Truppen zur Disposition wie dem General, damit er sich aber nicht mit dem Gouverneur verbinde und dem General die Stadt entreißen könne, ist ihm untersagt, seine Soldaten in der letztern zu haben.

Was nun den Werth dieser Truppen anbetrifft, so haben die letzten Kriege der Chinesen mit Europäern hinlänglich dargethan, wie es damit bestellt ist. Die Chinesen sind ein durchaus unkriegerisches Volk und zweihundert Jahre des Wohllebens haben auch die Tatarentruppen so verweichlicht, daß noch kurz vor der Einnahme von Peking sich 25,000 Mann von 5000 Engländern und Franzosen gänzlich

schlagen ließen. Es gibt aber kaum einen komischeren Anblick, als eine chinesische Heeresabtheilung. Abgesehen von der schlechten Disciplin, Verpflegung und Bekleidung genügt ein Blick auf ihre Bewaffnung und kriegerische Ausrüstung, um die ungeheuren Verluste zu erklären, die sie bei jedem feindlichen Zusammenstoße mit europäischem Militär erleiden. Bogen, Pfeile, Spieße, Lanzen, kurze Schwerter und Luntenflinten sind keine ebenbürtigen Gegner unserer modernen Feuerwaffen und wenn man den chinesischen Soldaten auch nachrühmen muß, daß sie mit einer Art stoischen Muthes den Verheerungen der Letzteren gegenüber merkwürdig Stand halten, entscheidet ein Bajonettangriff regelmäßig den Ausgang des Gefechts. Sobald die Colonnen mit gefälltem Bajonett anrücken, ergreift Alles in panischem Schrecken die Flucht; der moralischen Gewalt einer andringenden geschlossenen Eisenmasse können Chinesen nicht widerstehen.

Am besten equipirt ist noch immer die Cavallerie, die hauptsächlich aus Tataren recrutirt wird und namentlich schöne Pferde besitzt. Merkwürdigerweise tragen die Reiter aber sämmtlich lange bis auf die Fersen hinabreichende Röcke mit weiten fliegenden Aermeln, die die Leichtigkeit ihrer Bewegungen nothwendigerweise sehr beeinträchtigen müssen. Der Stoff der Röcke und Beinkleider ist starke graue Serge mit blauen Aufschlägen und gleichfarbigem umgeschlagenen Kragen. Augenblicklich ist die in Canton garnisonirte Cavallerie in Fußvolk verwandelt. Die Alliirten fanden die Pferde für ihren Feldzug am Petschili sehr brauchbar und haben durch gehörig motivirte Vorstellungen den Tatarengeneral bewogen, ihnen dieselben für die Dauer des Krieges zu leihen.

Wie mit den Truppen, so steht es auch mit den verschiedenen Festungswerken, die zum Schutze und zur Vertheidigung der Stadt in deren Nähe aufgeführt sind. Die meisten sind vollständig unbrauchbar und werden nur durch die schrecklichen Tigerköpfe furchtbar, die auf den hölzernen Verschlüssen der Schießscharten und Kanonenpforten abgemalt sind.

Es ist schwer, das Wesen der chinesischen Heilkunde zu analysiren, da ihr ein ganz anderes System zu Grunde liegt als der unsern, aber jedenfalls ist ein System vorhanden und zwar in seinen Grundzügen folgendes. Der menschliche Körper besteht aus fünf Elementen: Erde, Feuer, Wasser, Holz und Gold, die im gesunden Menschen sich das Gleichgewicht halten. Der Ausbruch einer Krankheit ist das Zeichen der Störung dieses Gleichgewichtes und die Kunst des chinesischen Arztes besteht lediglich darin, durch seine Dosen dem zu viel oder zu wenig des einen oder andern abzuhelfen. Die Aeußerung eines solchen Hippokrates gegen einen Engländer verdeutlicht dies System am besten. „Ich ängstigte mich oft Ihretwegen," sagte er, „wenn ich Sie so viel Braten essen sah. Jetzt bemerke ich jedoch, daß Sie ebenso bedeutende Quantitäten kaltes Wasser trinken, und wundere mich nicht mehr, daß Sie gesund bleiben, da Sie damit das vom Braten erzeugte Feuer löschen." Die Arzneien bestehen daher hauptsächlich aus jenen Elementen und werden in Gaben verabreicht, die selbst unsere Allopathen, geschweige denn Homöopathen erschrecken würden. So zum Beispiel wird von einem halben Pfund Zucker, vier bis fünf verschiedenen Sorten Baumrinde, etwas Apfelsinenschale, einigen Wallnüssen und sechs bis acht Wurzelarten ein Decoct gemacht und dem Kranken davon ein halbes Maß auf einmal und zwar so heiß als möglich zu nehmen verordnet. Oder er bekommt 200 Pillen, von denen er stündlich 50 zu verschlucken hat. Diese sind bisweilen aus sonderbaren Stoffen zusammengesetzt, in denen wir keine Heilkraft vermuthen würden. So zum Beispiel werden Pillen aus ungeborenen Rehen, die getrocknet und pulvrisirt sind, sehr häufig gegeben, oder Pulver von getrockneten und zerriebenen Schlangen. Von Anatomie oder Chirurgie kennt man in China sehr wenig und wie der Mensch inwendig aussieht, ist den Aerzten eben so fremd. In ihren anatomischen Zeichnungen liegt das Herz in der Mitte des Körpers und die übrigen Organe in regelmäßiger Ordnung um dasselbe gruppirt.

Die chinesischen Namen der fünf Elemente des menschlichen Körpers sind: King, Ho, To, Mu und Schwui, und zugleich sind dies die Namen der fünf Gottheiten, welche jene personificiren. In jedem vierten Monat des chinesischen Jahres werden diesen Göttern zu Ehren große Feierlichkeiten veranstaltet. Alle diejenigen Personen,

welche während des verflossenen Jahres von einer schweren Krankheit heimgesucht wurden, kleiden sich um diese Zeit in ziegelrothe Gewänder und ziehen mit gefesselten Händen in Procession durch die Straßen zu den Tempeln der fünf Götter, um ihnen in der demüthigen Kleidung von Gefangenen für die Hilfe zu ihrer Genesung zu danken.

Wie bei unsern Aerzten ist eine gravitätische Miene und der betreffende Faltenwurf der Stirn auch bei ihren chinesischen Collegen hoch geschätzt. Consultirt man einen solchen Heilkundigen, so legt er die Hand des Patienten auf ein weiches Kissen, fühlt den Puls an beiden Händen, fragt nach dem Alter und den Symptomen der Krankheit, blickt dem Kranken aufmerksam in das Gesicht, streicht nachdenklich seinen Schnurrbart, stellt die Diagnose und schreibt ein Recept, das man dann in irgend einer Apotheke machen läßt. Das Honorar ist nicht zu theuer; der gewöhnliche Besuch kostet 60 Cash oder circa 18 Pfennige, exclusive des Lohnes für die Sänftenträger, die 1 Groschen erhalten. Mit dem Renommee des Arztes steigt jedoch auch die Bezahlung und zwar stets um 60 Cash, sehr selten jedoch wird ein Besuch höher als 180 Cash oder 5 Silbergroschen gerechnet. Bisweilen wird auch von der Familie des Kranken mit dem Arzt ein Contract gemacht, das heißt stirbt der Kranke, so wird nur die Medicin bezahlt. Dies ist jedenfalls eine praktische Methode.

Wie viel Quacksalberei und Firlefanz aber auch mit der chinesischen Heilkunde verbunden sein mag, so ist es eben so gewiß, daß die Aerzte überraschend glückliche Curen machen und eine Menge Leiden in kürzester Zeit heilen. Sie sind im Besitz vieler Mittel, die von ihnen geheim gehalten werden, aber so wirksam sind, daß die Europäer in China bei gewissen Krankheiten nur chinesische Aerzte zu Rathe ziehen. So zum Beispiel ist der Ginseng ein Mittel, das in vielen Krankheiten gegeben wird, und der gewöhnliche Chinese traut keiner Arznei eine heilende Wirkung zu, wenn nicht Ginseng einen Theil ihrer Zusammensetzung bildet. Wenngleich diese Ansicht übertrieben ist, läßt sich nicht leugnen, daß der Ginseng namentlich bei Brust- und Lungenleiden eine außerordentlich heilende Wirkung besitzt und von sämmtlichen in China und Japan lebenden Europäern in dieser Beziehung hoch geschätzt wird. Für unsere Aerzte wäre es daher gewiß von lebhaftem Interesse, diesem einfachen Mittel Aufmerksamkeit zu schenken und zu untersuchen, in wie weit der Ruhm desselben begründet ist. Der Ginseng ist die getrocknete Wurzel von Panax quinquefolia und kommt am besten aus der Tatarei. Die Pflanze wächst auch in Amerika, jedoch soll ihre Wurzel von bedeutend geringerm medicinischen Werthe sein. Die Wurzeln haben ungefähr die Länge und Stärke eines Fingers; sie schmecken süßlich, sind weißlich und werden durch Kochen und Abschaben der äußern Schale fast transparent. In dieser Gestalt werden sie als Arzneimittel verwendet. Ihr Verkauf ist Monopol des Kaisers, der einen Theil des tatarischen Ginseng besonders treuen Unterthanen überläßt, die das Privilegium haben, ihn ihrem erhabenen Gönner gegen das äquivalente Gewicht von Gold abzukaufen. Ich habe den Ginseng später in Japan gesehen, wo er ebenfalls sehr viel als Medicin gebraucht wird, und dort kostet das Pfund ungefähr einen Thaler.

Den Aerzten sehr nahe stehen die verschiedenen Wahrsager, die eine sehr zahlreiche Gilde bilden und nicht nur als Zukunftsseher, sondern von dem gemeinen Volke auch in Krankheitsfällen zu Rathe gezogen werden. Sie leben gleichfalls ausschließlich auf den Straßen und man geht kaum zweihundert Schritt, ohne auf eine Bude zu stoßen, in der ein solcher Gauner haust und für einige Cash seinen abergläubischen Landsleuten etwas vorlügt. Ueber die halbmondförmigen Scheiben und die Becher mit Stäbchen in den Tempeln, die von den Gläubigen zur Befragung der Zukunft geworfen oder geschüttelt werden, habe ich bereits gesprochen. Ihre Benutzung kostet nichts, aber deshalb wird auch ihre Entscheidung weniger werth gehalten und nur von der niedrigsten Classe in Anspruch genommen. Wer einige Cash übrig hat, geht zu einem Wahrsager, die wie die Aerzte sich nach ihrem Renommee bezahlen lassen.

Der niedrigste im Rang von diesen Leuten scheint der Werfer des Ziegenhornes zu sein. Sein ganzer Apparat besteht aus einem der Länge nach in zwei Theile gespaltenen Ziegenhorn. Unter Hermurmeln

unverständlicher Worte wirft er die Theile in die Luft und entscheidet, je nachdem die Spitzen der Hörner liegen, die an ihn gerichtete Frage. Nach ihm kommt der blinde Seher. Blindheit ist ein in China sehr verbreitetes Leiden, jedoch weniger localen Ursachen als der Unkenntniß der chinesischen Aerzte in der Behandlung von Augenleiden zuzuschreiben. Bei uns sind Blindeninstitute ziemlich neuen Datums und mit Ausnahme des vom heiligen Ludwig 1260 in Paris für seine in Egypten erblindeten Krieger gestifteten kaum hundert Jahre alt. In China existiren sie schon seit Jahrtausenden und da der Verlust des Augenlichtes die Entwicklung körperlicher Fähigkeiten hinderte, ist dort die Ausbildung der geistigen Anlagen besonders in Betracht gezogen. Scharfe Urtheilskraft, überlegene Kenntnisse, Uebung des Gedächtnisses und Combinationsgabe sind die in jenen Anstalten angestrebten Ziele und mit ihrer Hilfe behaupten sich die Blinden in China, weil sie geistig über dem Niveau der großen Masse stehen, in dem seit Jahrtausenden begründeten Ruf von Sehern. Die weniger berühmten Leute dieser Classe ziehen von einem Kinde geleitet durch die Straßen und entlocken einer Guitarre melancholische Töne, um sich den Umstehenden bemerklich zu machen und zur Ausübung dieser Kunst in dieses oder jenes Haus gerufen zu werden. Dort hört der Seher schweigend die an ihn gestellten Fragen an, erkundigt sich nach einigen nähern Umständen und nimmt die Guitarre zur Hand. Anfänglich ruhig und langsam, fliegen allmälig immer rascher die Finger über die Saiten, bis die wild und grell durcheinander klingenden Töne auch sein Inneres zu durchzucken scheinen. Die lichtlosen Augen starren in die Ferne, die Muskeln seines Gesichts zittern und ein Glanz von Begeisterung überstrahlt sein ganzes Gesicht. Die bis dahin geschlossenen Lippen öffnen sich und in wilden Rhapsodien eigener Composition oder in Passagen aus den seiner Kunst geweihten Büchern theilt er den lauschenden Hörern die Antwort mit. Allmälig wird er ruhiger, seine Miene nimmt ihren gewöhnlichen Ausdruck an, die Guitarre schweigt und der Seher zieht mit seinem Führer weiter, um in andern Häusern Hoffnung zu wecken oder Besorgniß zu beschwichtigen und zur Belohnung einige Kupfermünzen zu erhalten, die grade ausreichend sind, um sein und seines Führers Dasein kümmerlich zu fristen. Ist der Name des blinden Sehers jedoch berühmt geworden, so wählt er sich einen festen Wohnsitz, bestimmt die Preise für Ausübung seiner Kunst und sammelt oft großes Vermögen.

Eine dritte Classe von Wahrsagern beschäftigt sich mit den Configurationen dreier Kupfermünzen, aus denen sie die Antworten der gestellten Fragen lesen. Wieder andere symbolisiren Worte und ihre Tische findet man am häufigsten auf den Straßen. Eine Anzahl bedeutungsvoller Worte wird vorher ausgewählt, auf Papierstreifen geschrieben und diese zusammengerollt. Einige hundert dieser kleinen Rollen werden in einen Becher gethan, geschüttelt und der Frager zieht eine derselben heraus. Der Wahrsager nimmt das Wort, schreibt es auf ein weißes Brett, das er neben sich liegen hat, und sucht zunächst nach Wurzel und Abstammung; dann zeigt er die Theile, aus denen es zusammengesetzt, erklärt, worin seine Hauptbedeutung liegt, was für einen Sinn es durch die Zusammensetzung erhält und deducirt endlich daraus Einzelheiten, die auf den vorliegenden Fall Bezug haben. Keine Sprache läßt sich für Wahrsagekünste leichter ausbeuten als die chinesische, und wenn der Künstler nur einigermaßen seine Sache kennt, so kann er leicht aus dem gewählten Wort ein Anagramm bilden, das seinem Zweck entspricht.

Eben so häufig als die Wortsymboliker findet man die Physiognomiker. Lavater beschenkte die Welt mit keiner neuen Theorie, in China besteht Theorie und Praxis bereits seit undenklichen Zeiten; die Physiognomik ist hier zur Wissenschaft erhoben, ihr Studium bestimmten Regeln unterworfen und der in der beigefügten Skizze docirende Professor scheint keine geringe Meinung von sich und der Wichtigkeit seiner Kunst zu haben. Die größere einzelne Zeichnung an der Wand stellt eine vollkommene Species des menschlichen Antlitzes dar und bildet die Grundlage der Wissenschaft. Nach der Vergleichung mit ihm wird der um Rath oder Auskunft fragende Besucher beurtheilt und ihm sein Prognostikon gestellt. Als Hilfsmittel dienen noch die vier andern nebeneinander hängenden Gemälde, deren erstes den armen Mann

darstellt. Die runden Conturen und das behäbige Aussehen des zweiten Kopfes verrathen den wohlhabenden Mann, dessen Geld theilweise zum Ankauf und Genuß von fettem Schweinefleisch ꝛc. angewandt ist und jenen zufriedenen Ausdruck des Gesichtes geschaffen hat. Die dritte Figur ist der Mann von Gelehrsamkeit und adliger Gesinnung, die jedoch wohl am meisten durch die Pfauenfeder, das Zeichen

Der Physiognomiker.

kaiserlicher Gunst, repräsentirt wird, während der vierte Kopf sich unverkennbar als der Typus niederer Gemeinheit und des Lasters charakterisirt. Diese fünf Gesichter als Maßstab festhaltend, fällt der Physiognomiker seine Urtheile, hütet sich aber wohl, seine Besucher vor den Kopf zu stoßen, um nicht ihre Kundschaft zu verlieren.

Eine fünfte Art der Wahrsagerei wird durch die Vermittlung kleiner Vögel betrieben. Auf einem Tische sind einige hundert Blätter starken Papiers etwa in der Gestalt unserer Spielkarten mit mystischen und vieldeutigen Sentenzen beschrieben. Sie werden gemischt und mit der Schrift nach unten etwas schräge übereinander fallend in zwei Reihen nebeneinander gelegt. Zwei abgerichtete Reisvögel sitzen in einem Bauer an dem einen Ende dieser Reihen. Sobald der Auskunftsuchende seine drei Cash (Wahrsagerei ist in China sehr billig) auf den Tisch gelegt, öffnet der Besitzer der Bude eins der Bauer, das Vögelchen hüpft heraus, zieht mit dem Schnabel eine Karte aus der Reihe hervor, bekommt ein Reiskorn als Belohnung und spaziert wieder in seinen Käfig zurück. Die herausgezogene Karte gibt die Antwort auf die gethane Frage und wird von dem Wahrsager näher ausgelegt.

Aehnliche Zukunftseher, Astrologen und Chiromanten existiren noch in großen Mengen. Selten sind ihre Buden leer von Besuchern und nach ihrer Zahl in Canton zu urtheilen, gewinnen in China gewiß Millionen Menschen durch solche Täuschungen und Betrügereien ihren Unterhalt.

Man darf jedoch nicht glauben, daß ein solcher Spaziergang durch die Straßen einer chinesischen Stadt und namentlich Cantons leicht oder angenehm sei. Im Gegentheil erkauft man die interessanten

Erfahrungen durch so viel Unannehmlichkeiten, daß man kaum weiß, ob Eines das Andere aufwiegt. Die Enge der Straßen, die uns einerseits das chinesische Leben so greifbar vor Augen führt, ist andererseits für den Europäer im höchsten Grade unbequem und störend. Wenn man an das Gewühl auf den Straßen von London, Paris und Berlin denkt, so kann man sich leicht einen Begriff von dem Menschengedränge in dem

Chinesen, Einladungskarten überreichend.

über eine Million Einwohner zählenden Canton machen, dessen breiteste Straßen nur sechs Fuß messen, wo jede Last durch Menschen fortgeschafft wird, fast alle Handwerker vor den Thüren arbeiten und die halbe Bevölkerung so zu sagen auf der Straße lebt. Sich ungefährdet einen Weg durch diese Massen zu bahnen, ist nicht so leicht. In einer Sänfte geht es noch, weil sich Jeder aus Furcht vor einem Stoße Platz zu machen bestrebt, aber wenn man etwas sehen will, kann man nur zu Fuß gehen, und ich habe daher fast alle meine Touren zu Fuß gemacht, da Pferde nicht zu haben waren.

Zunächst ist es rathsam, sich mit kräftigem Stiefelwerk zu versehen, theils um die Füße vor Verletzungen durch unvermeidliche Tritte und Stöße zu bewahren, theils um mit trockenen Füßen durch den Koth zu waten, der auch während der trockensten Witterung in den Straßen angehäuft liegt, bei Regenwetter aber fußtief ist. Gossen existiren nicht und wenn auch der Schmutz und Abfall jeder Art sorgfältig in Gefäßen gesammelt wird, gießen die Chinesen ihr schmutziges Wasser doch vor die Thür. Die Sonne dringt nicht in die engen Gassen und man wandelt daher stets in Morastboden, da das Pflaster bis auf Fließen, die in der Mitte einer jeden Straße liegen, Vieles zu wünschen übrig läßt. Steht man einen Augenblick still, um dies oder jenes zu betrachten, so wird man gewiß sehr bald aus seinen Betrachtungen durch den Stoß irgend eines Lastträgers aufgeschreckt, weil man sein warnendes Hoi! hoi! überhörte. Glücklich kann man sich noch schätzen, wenn man nur von einem Korbe oder Sacke oder sonstigen reinlichen Gegenstande carambolirt wurde, aber unsere Unachtsamkeit wird oft auf eine weit empfindlichere Weise bestraft, und diese Rücksichtslosigkeit, welcher man in Canton in den Straßen ausgesetzt ist, contrastirt grell gegen die übertrieben ceremoniöse Artigkeit, welche die Chinesen bei Besuchen, bei Einladungen oder derartigen Begegnungen in den Häusern auszuüben pflegen.

Eine andere störende Zugabe des chinesischen Straßenlebens sind die Bettler, deren es Millionen gibt und die, wie dies auch in unsern großen Städten öfters der Fall, eine regelmäßig organisirte Brüderschaft unter einem eigenen Oberhaupte bilden, bei den ungeregelten Zuständen in China aber eine bedeutend größere Macht als ihre europäischen Collegen besitzen. Bisweilen, wenn Ueberschwemmungen oder Mißernten einige Provinzen heimgesucht und Tausende von Familien ihres Obdachs oder ihrer Existenzmittel beraubt haben, nehmen diese Bettlerbanden eine furchtbare Gestalt an. Halb wahnsinnig vor Hunger und Elend stürzen sie sich zu vielen Tausenden auf die bemittelten Districte, rauben, sengen und plündern ganze Städte und Dörfer, und nur durch schleunige Zufuhr von Lebensmitteln vermag die Regierung ihrem verheerenden Strom Einhalt zu thun. Solche

Fälle sind jedoch glücklicherweise seltener und die städtischen Gildebettler üben zur Erpressung von Gaben eine mildere, obwohl sehr wirksame Praxis. Jedes Haus wird von ihnen nach der Wohlhabenheit seines Besitzers mit einer Steuer belegt, die zwar gering ist, aber mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wird. Die höchste Taxe eines Hauses beträgt einen Cash täglich, also jährlich etwa zehn Silbergroschen. Die Bettler beginnen in den ihnen zugetheilten Revieren Morgens früh ihren Rundgang, gewöhnlich zu zweien, ein Ober- und ein Unterbettler. Der Letztere ist mit einem Instrument ausgerüstet, dessen Construction verschieden, dessen steter Zweck es aber ist, so viel Lärm wie möglich zu machen. Am beliebtesten sind große Schnarren, wie unsere Nachtwächter sie haben. Mit diesen verkündet das wandernde Paar seine Ankunft. Wehe dem Hausbesitzer, der den Tribut verweigert. Die schreckliche Schnarre wird unmittelbar vor seiner Schwelle so lange geschwungen, bis er bezahlt. Ihre Töne sind so laut, daß der Ladenbesitzer sich mit keinem seiner Kunden verständlich machen kann, und die Ausdauer der Bettler ist ohne Grenzen. Gewöhnlich liegt deshalb der Cash schon bereit, sobald sich die Schnarre in der Ferne hören läßt. Höflich dankend streicht dann der Oberbettler die Contribution ein, zieht einen rothen Zettel hervor und überreicht ihn eben so höflich dem Steuerpflichtigen. Dieser Zettel ist eine Freimarke, signirt mit dem Datum und dem Namen des Bettlerkönigs, die als Ausweis für die gezahlte Taxe dient, im Fall ein anderes Brüderpaar im Laufe des Tages erscheint.

Neben diesen Bettlern par excellence existirt noch eine große Zahl von wirklich hilflosen Armen, Wittwen, Waisen und Krüppeln, die nicht der Gilde angehören, sondern an den Brücken oder Ecken der Querstraßen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und unter den kläglichsten Jammertönen das Mitleid des Publicums zu erregen suchen. Gewöhnlich haben sie neben sich eine Tafel stehen, auf der die Geschichte ihres Elends in großen Charakteren niedergeschrieben ist, während sie selbst unter convulsivischem Händeringen mit der Stirn gegen den Boden schlagen. Außer Blinden, die meistens ihr Brot mit Wahrsagen verdienen, sieht man jedoch im Verhältniß zur Bevölkerung sehr wenig Krüppel. Nur Aussätzige, von der Lepra befallen, trifft man häufig, und das Aussehen dieser Unglücklichen, deren Krankheit unheilbar und eine Folge schlechter Nahrung, namentlich verdorbener Fische, sein soll, ist schrecklich und so ekelerregend, daß einem ganz wehe wird.

In dem Vorstehenden habe ich nur die auffallendsten Typen des chinesischen Straßenlebens kurz zu schildern versucht, da der Raum dieser Blätter nicht gestattet, die Masse des Uebrigen näher zu besprechen. Sie sind jedoch deswegen nicht ohne Interesse und die Straßensängerinnen, die Blumenhändler, Wasserträger, die herumziehenden Flickschneider und Schuster, die Sammler von Papierschnitzeln und abgeschnittenem Haar, sowie die unzähligen Hausirer, welche mit allen erdenklichen Lebensbedürfnissen durch die Straßen wogen, während Jeder durch einen eigenthümlichen Ruf seine Anwesenheit verkündet, tragen nur dazu bei, dem von uns aufgerollten Bilde eine eben so verschiedene als originelle Färbung zu geben. Vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht dauert das Getümmel in den Straßen ununterbrochen fort und mit Eintritt der Dunkelheit geben Hunderttausende von Papierlaternen von allen möglichen Farben und Formen der fremdartigen Scenerie eine magische Beleuchtung, die ihre Originalität unendlich erhöht. Weder Sonnenschein noch Regen hat Einfluß auf das Leben in den Straßen. Zum Vergnügen wandelt hier Niemand auf und ab. Spaziergänge stehen nicht im Wörterbuche des Chinesen; Geschäfte und Geldmachen treiben ihn aus dem Hause und das hastige Ausschreiten der Fußgänger verkündet wie in Amerika, daß der Wahlspruch eines Jeden lautet: „Zeit ist Geld.“ Gegen die brennende Sonne schützt der Fächer, den Jeder bei sich trägt, und gegen den Regen der eben so stereotype Schirm aus buntbemaltem Oelpapier mit Bambusgriff oder der breite, zeltartige Hut, wasserdicht aus Bambus geflochten, und der eben so künstlich aus Schilf und Stroh verfertigte Regenmantel. Hohe Holzgaloschen, das heißt ein Brett mit zwei darunter genagelten Klötzen und mit Bändern am Fuße befestigt, helfen den beschuhten Männern und Frauen durch den Schmutz, und der Kuli schützt sich gegen das herunter-

strömende Naß durch ein Stück alter Strohmatte, die er mit dem Zopfe festmacht.

Wir aber nehmen für heute Abschied von dem bunten Gedränge und während wir so lange den lebenden Chinesen nachschauten, folgen wir noch eine kurze Zeit jenem Zuge, der uns entgegenkommt und die Leiche eines Bewohners des Himmlischen Reiches zur letzten Ruhestätte geleitet. Es muß ein großer Mann gewesen sein, dem man die letzte Ehre erweist. Davon zeugen die vielen Leidträger, die sämmtlich zur Familie gehören, und der Pomp, mit der die Procession umgeben ist. Groß heißt hier nämlich reich sein und eine Masse Kinder und Kindeskinder hinterlassen.

Ein chinesisches Begräbniß ist stets eine Sache von größter Wichtigkeit für die Hinterbliebenen. Wie „ein anständiges Begräbniß“ für unsere niedern Classen eine Art Trost ist und auch die höhern Volksschichten durch möglichst viel Schaugepränge ihre Anhänglichkeit an den Verstorbenen der ungläubigen Mitwelt kundzumachen suchen, so ist es auch in China, nur daß hier wirkliche Pietät und wahres Streben, den Todten auf das Möglichste zu ehren, die leitenden Gedanken sind.

Ein Chinese, mag er auch noch so arm oder reich sein, wird zweimal bestattet, einmal unmittelbar nach seinem Tode in der Wohnung seiner Angehörigen und das zweite Mal öffentlich auf dem Kirchhofe. Der Grund dieser doppelten Ceremonien scheint vom ärmern Volk auf die reichern Classen übertragen zu sein. Man hielt es für eine Sünde gegen die Kindespflichten, den Verstorbenen ohne Gepränge dem Grabe zu übergeben; sehr häufig fehlte aber das Geld zu dem Begräbniß und man wartete mit letzterm, bis jenes auf irgend eine Weise beschafft war, was öfter Monate lang dauerte.

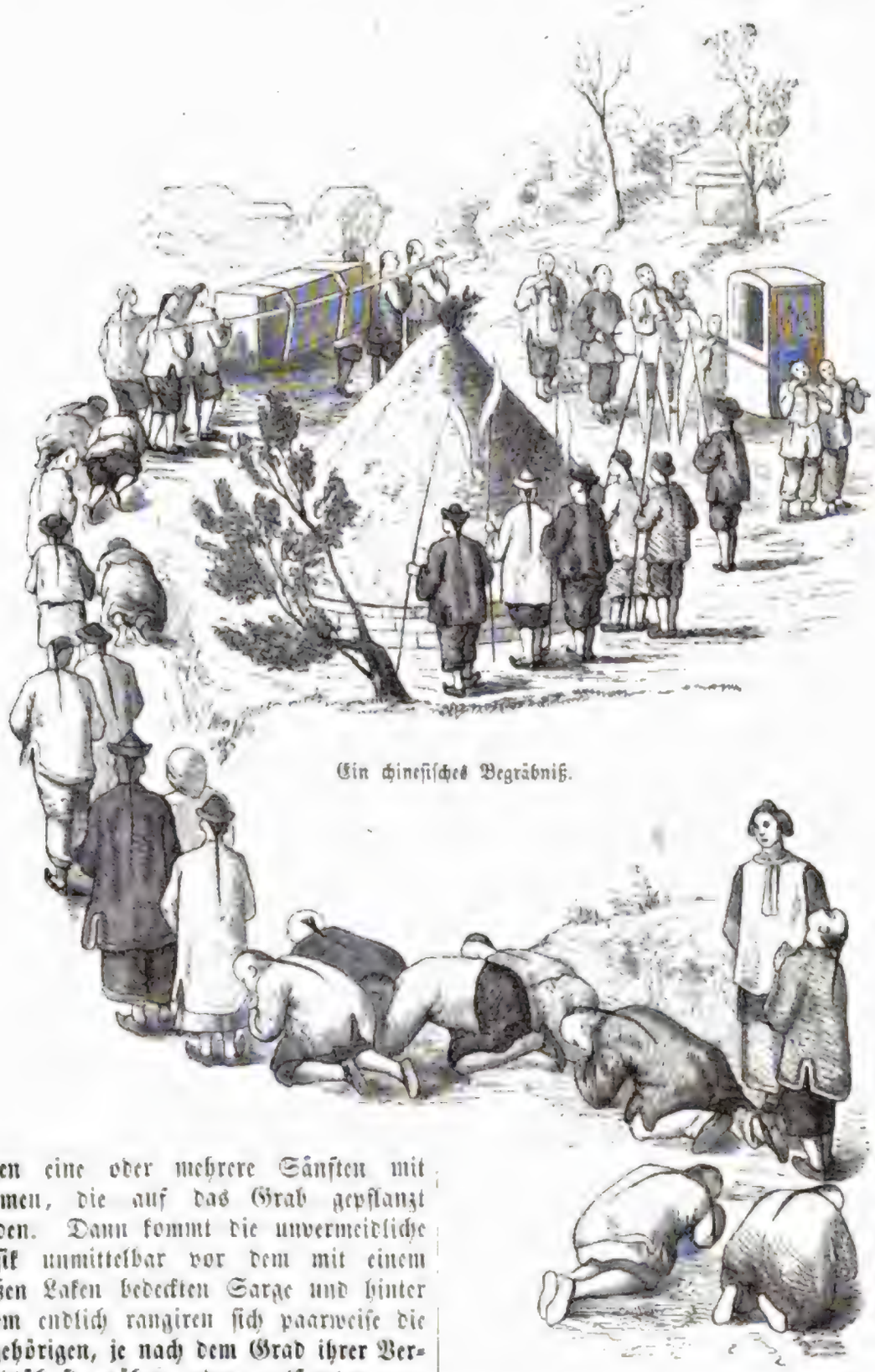
Eine drei- bis viermonatliche Wartezeit hat sich nun überall eingebürgert und was früher Nothwendigkeit gebot, ist Usus geworden.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode wird die Einsargung der Leiche vorgenommen und zwar in Gegenwart aller Familienmitglieder und Freunde des Verblichenen. Der Bonze mit seinen Assistenten exorcirt durch Gebete und Ceremonien zwei oder drei jedem Chinesen innewohnenden Geister. Um ihnen den Auszug zu erleichtern, werden allerlei fette Speisen im Zimmer aufgestellt, mit denen der Bonze sie herauszulocken sucht. Ist der günstige Moment gekommen, so beginnen auf ein Zeichen des Priesters sämmtliche gegenwärtige Frauen ein Schmerzensgeschrei, so daß die bereits mürbe gewordenen Geister vor Schreck eiligst entfliehen; der eine schwingt sich zum Himmel empor, der andere fährt zur Unterwelt; es werden schnell verschiedene bereitgehaltene Briefe an die Götter zur Post gegeben, das heißt auf dem Hausaltare verbrannt, und der Bonze erklärt mit befriedigter Miene den Anwesenden, daß die beiden Geister von den Göttern jetzt zurückgehalten werden. Bei ärmern Leuten setzt sich, weil sie einen solchen Exorcismus nicht bezahlen können, der böse Geist bisweilen in einem Kleidungsstücke fest und dann tritt ein Austreiben desselben im Tempel ein, wie ich es weiter oben beschrieben und das bedeutend billiger ist. Der dritte Geist bleibt bei dem Todten und bewahrt ihn vor Mißgeschick.

Alsdann wird die Leiche in dem übrigens ziemlich schmucklos als weißer achteckiger Kasten zusammengezimmerten Sarge ganz mit Kalk bedeckt. Alle Fugen werden sorgsam mit Cement verkittet, damit durchaus kein Geruch herausdringen kann, und der Sarg in der Halle der Voreltern oder, wo eine solche nicht vorhanden, in irgend einer Räumlichkeit des Hauses niedergesetzt.

Ist endlich nach mehreren Monaten durch ein halbes Dutzend Wahrsager der günstige Tag für das öffentliche Begräbniß gefunden, so werden an sämmtliche Mitglieder der Familie, mit Ausnahme der verheiratheten Töchter, Einladungskarten zu der bevorstehenden Feierlichkeit geschickt. Den Töchtern steht das Erscheinen frei, jedoch werden sie nicht eingeladen, weil sie mit ihrer Verheirathung aus dem Familienverbande scheiden. Die Gäste erscheinen sämmtlich in Weiß, der chinesischen Trauerfarbe, und die männlichen Individuen mit unrasirtem Kopfe. Es werden Thee und andere Erfrischungen umhergereicht und danach der Leichenzug geordnet.

Voran ziehen die Träger der Gedächtnißtafeln des Verstorbenen sowohl als seiner Vorfahren, auf denen Stand, Rang und Name der Betreffenden sowie ihre erhaltenen Auszeichnungen und was sie sonst im Leben gethan, verzeichnet steht. Ihnen



Ein chineſiſches Begräbniß.

folgen eine oder mehrere Sänften mit Blumen, die auf das Grab gepflanzt werden. Dann kommt die unvermeidliche Muſik unmittelbar vor dem mit einem weißen Laken bedeckten Sarge und hinter dieſem endlich rangiren ſich paarweiſe die Angehörigen, je nach dem Grad ihrer Verwandtſchaft näher oder entfernter von jenem.

Am Grab angelangt, wird der Sarg noch einmal durch den Bonzen von allen anhaftenden böſen Geiſtern gereinigt, zu dieſem Zweck eine Maſſe von Räucherſtäbchen und Feuerwerkskörpern verbrannt und erſterer in das Grab geſchoben. Die chineſiſchen Gräber ſind nämlich ſämmtlich gemauerte Gewölbe über der Erde, pyramidenförmig und je nach dem Vermögen des Verſtorbenen auf geringere oder weitere Entfernung von einer Einfriedigungsmauer eingefaßt. Alsdann wird die Thür eingeſetzt, die aus einem ſorgfältig gemeißelten Steine beſteht, in den die Biographie des Verſtorbenen eingegraben iſt. Um die

Schrift auf dem weißen Steine recht deutlich hervortreten zu lassen, sind die Buchstaben entweder blau gemalt oder vergoldet.

Die gewöhnlichen Chinesen begraben ihre Todten auf den Kirchhöfen, die fast immer an Bergen oder Hügeln liegen; reiche Leute kaufen dagegen allein liegende Plätze und oft zu ungemein hohen Preisen. In der Nähe von Canton findet man solche einsamen Mandarinengräber, deren Einfriedigungsmauer einen Halbkreis von mehreren tausend Fuß umschließt und bei denen der bloße Platz mit 20- bis 30,000 Dollars bezahlt wurde.

Die Feierlichkeit wird mit einem großartigen Tschau-tschau beschlossen, bei dem die Theilnehmer ihr Bestes thun, um den Verstorbenen durch eine reichliche Collation zu ehren.

Am allgemeinen Todtenfeste aber, an dem, wie ich weiter oben beschrieben, auch alle Armen öffentlich bewirthet werden, wallen die Familienglieder und Freunde des Verstorbenen zu seinem Grabe, um auf dasselbe kleine Fahnen zu pflanzen, auf denen Sinnsprüche aus den Büchern des Con-fu-tse oder anderer Weisen gedruckt sind. Je mehr solcher Fähnchen auf einem Grabe stecken, desto mehr Ehre wird ihm erwiesen, und wie lange die sonst so kaltherzigen Chinesen das Andenken an ihre Todten bewahren, habe ich an jenem Todtenfeste gesehen. Gräber, die nach der Größe der Cypressen, mit denen sie umpflanzt waren, mindestens zwanzig Jahre alt sein mußten, zeigten Hunderte von Fähnchen aller Farben, die zwischen den sorgfältig gepflanzten Blumen und Sträuchern anmuthig im Winde flatterten und dem Kirchhofe das Ansehen eines zu Freude und Frohsinn geschmückten Gartens verliehen.

Die hohe Cordillera.

Von Ernst Freiherrn von Bibra.

O! hohe Cordillera,
Du Bergeskönigin!
Wie beugen Deine Wunder
Des Menschen stolzen Sinn!
Deine wolkenküssenden Felsen,
Deiner glühenden Berge Macht,
Deine tiefgespaltenen Schluchten,
Und Deiner Ströme Pracht.

Ercilla.

Ja! er hat Recht, der begeisterte Sänger, und zugleich hat nicht leicht ein Dichter so sehr aus dem Herzen seines Volkes gesungen, als eben Ercilla, der sein Chile so leidenschaftlich liebte und alle duftenden Blüthen seines reichen Dichtergeistes zu einem einzigen großen Siegeskranze für sein schönes, reizendes Vaterland wand.

Er hat Recht, und er hat aus dem Herzen seines Volkes gesungen, denn Nichts ist erhabener als die Cordillera, und Nichts liebt der Chilene mehr, als seine stolze „Bergeskönigin."

Dafür aber ist sie ihm auch eine mächtige Schützerin gegen feindliche Einfälle, denn eine Hand voll entschlossener Männer vermag die wenigen Engpässe und Straßen zu vertheidigen, welche in den östlichen Theil Südamerika's führen, und Solches ist auch schon mehrfach geschehen. Zugleich aber kann nicht leicht ein Chilene seine Cordillera vergessen, da er sie stets und fast von allen Punkten seines Vaterlandes aus vor Augen hat. Sie zieht dessen Grenze durch eine weiße, blendende Linie während des Tages, scharf sich abzeichnend am prachtvoll ultramaringefärbten, glücklichen Himmel jener Breiten.

Dann funkeln ihre schneegekrönten Bergesriesen im Glanze von tausend und abertausend blitzenden Rubinen, wenn die scheidende Sonne ihnen ihre letzten Strahlen zuwirft.

Wenn aber die heilige Nacht ihren dunkeln Schleier ausgebreitet hat über jene gewaltigen Massen, dann beginnt ein anderes Bild.

Die mächtigen Feuerberge treten dann in ihr Recht, die des Tages über und im Lichte der Sonne sich vielleicht nur durch

eine schwache Rauchsäule bemerkbar gemacht. Es zeigt sich dann jene eigenthümliche Erscheinung, welche man bisher nur eben an diesen chilenischen Feuerbergen beobachtet hat und mit dem ziemlich allgemeinen Namen des „Leuchtens der Vulcane" bezeichnet. Periodisch, in Intervallen von einigen Minuten, erblickt man am Himmel einen rasch aufblitzenden, flammenden Schein, welcher dem sogenannten Wetterleuchten ähnlich ist, aber nicht wie jenes die Stelle wechselt und endlich verschwindet, sondern stets und allnächtlich genau an derselben Stelle sich zeigt.

Bisweilen steigt wohl auch eine schlanke Feuergarbe auf zum nächtlichen Himmel, oder eine leuchtende Rauchsäule bezeichnet, so wie dort der Feuerschein, die Stelle, wo sich ein Vulcan befindet, der zwar eben nicht in voller Thätigkeit ist, durch diese Zeichen aber dennoch hinlänglich beurkundet, daß sein unterirdisches Feuer nicht erloschen.

Das ist die hohe Cordillera vom Flachlande aus gesehen, und selbst schon dem unweit der Küste Segelnden zeigt sie sich in solcher Gestalt, bald eine schneeige Linie, bald funkelnd und blitzend in den Strahlen der sinkenden Sonne, bald ihre Feuerzeichen emporsendend zum nächtlichen Himmel.

Ich weiß nicht, ob die Bewohner anderer Länder, deren Gebiete jene gewaltige Bergeskette begrenzt oder durchzieht, dieselbe Liebe und den gleichen Stolz auf dieselbe kundgeben, wie die Chilenen, von diesen aber weiß ich, daß dies in hohem Grade der Fall ist.

Das allgemeine Bild des chilenischen Landes ist etwa Folgendes:

Eine meist steile, felsige Küste mit mächtiger Brandung und, längs derselben verlaufend, ein Gebirge von mäßiger, durchschnittlich vielleicht zu 2000 Fuß anzunehmender Höhe.

Diese Bergeskette, die Küstencordillera genannt, la cordillera de la costa, als Gegensatz zur cordillera alta, der hohen Cordillera, ist mehrfach durchschnitten von Schluchten und Wasserrissen, durch welche sich das von der hohen Cordillera kommende Wasser in's Meer ergießt. Aber meist nur gelangen spärliche und bescheidene Bächlein dorthin, statt der mächtigen Flüsse und Bergströme, die vom Hochgebirge sich brausend in's Flachland stürzen. Man hat dort diese wilden Söhne des Schnees und der Sonnengluth gebändigt und zu Knechten der Agricultur gemacht. Tausendfältig gespalten und getheilt müssen sie die Felder bewässern und den in jenen Gegenden so seltenen Regen ersetzen.

Das ist wenigstens der Fall im mittleren und einem Theile des nördlichen Chile. Im Süden, in Valdivia, wird nur selten das Feld gewässert, und starke Ströme durchfließen dort das Land und ergießen sich in's Meer.

Durchschreitet man aber so in Gedanken das chilenische Land, quer durch von der Cordillera de la Costa bis zu der Cordillera alta, im nördlichsten, dem Aequator am nächsten gelegenen Theile, durch die sonnenverbrannten unfruchtbaren Districte, in welchen der Bergbau fast allein herrscht, im mittleren Theile durch ein reizendes fruchtbares Land und im Süden durch Fruchtland und Waldgrund zugleich, und nähert sich so dem Hochgebirge, so tritt uns dasselbe fast allenthalben in gleich imposanter Größe entgegen.

Ich will von der Gegend Santjago's sprechen, da ich mich dort längere Zeit aufhielt und von dieser Hauptstadt Chile's aus das Gebirge besuchte.

Neben den beiden Hauptgebirgen Chile's, der Küstencordillera und der eigentlichen hohen Cordillera, durchziehen noch kleinere Gebirgszüge das Land und fast alle verfolgen dieselbe Richtung, welche die beiden bereits mehrfach genannten größeren Gebirgsketten einhalten, nämlich von Süd nach Nord.

Eine solche kleine Bergesreihe ist die Cuesta del Prado, welche man zu überschreiten hatte, wenn man von Valparaiso nach Santjago reiste, ich sage *hatte*, weil gegenwärtig auf Umwegen eine Eisenbahn beide Städte verbindet.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den jenes landschaftliche Bild auf mich machte, als ich den Wald, welcher die Cuesta del Prado bedeckt, verlassen hatte und vor mir jene reizende Fläche sich ausbreiten sah.

Ein neues Blatt des großen landschaftlichen Albums meiner Reise lag vor mir. Ein großartiges, prachtvolles Blatt, ein Bild voll charakteristischer Eigenheiten.

Eine im Glanze der prachtvollen Sonne jener Breiten funkelnde Ebene, bedeckt mit

Fruchtfeldern und Dörfern, mit Haciendas und einzelnen Baumgruppen. Der mächtige Mapocho, dort noch fast in seiner ursprünglichen Stärke, stolz das Gefilde durchrauschend, wenn gleich bereits, silbernen Bändern gleich, Hunderte von befruchtenden Adern von ihm ausgehen. Zwischen all dem einzelne kegelförmige Berge, an welchen selbst der Laie auf den ersten Blick den vulcanischen Charakter nicht verkennt.

Dann Santjago, die mächtige Stadt, so ziemlich in Mitte der Landschaft, Santjago mit seinen prachtvollen Kirchen, seinen graden, regelrechten und dennoch nicht eintönigen Straßen, und mit den reizenden Palmen, welche bisweilen hoch über die Dächer des Häusermeeres hervorragen. Santjago, das Madrid von Chile und die einzige Stadt des jungen Landes, von welcher man sagen kann, daß sie eine Geschichte hat.

Und die Cordillera?

Die Cordillera, sie bildet den würdigen, prachtvollen Schluß am riesigen, großartigen Rahmen des reizenden Bildes.

Dort liegt sie in unabsehbarer Erstreckung nach links und rechts, nach Süd und Nord vor uns ausgebreitet in mächtiger und fast erschreckender Größe.

Ein eigener Zufall trug dazu bei, mir eben diese Mächtigkeit auf überraschende Weise vor Augen zu führen.

Es war des Morgens, als ich die Cuesta del Prado verließ und in die Ebene von Santjago fuhr. Der tiefblaue, vollständig wolkenleere Himmel erglänzte im hellsten Sonnenscheine, aber über der Cordillera lag eine leichte, von der Sonne schwach röthlich gefärbte Wolkenschicht, denn während im Flachlande Chile's, mit Ausnahme weniger Wochen im Jahre, selten oder nie eine Wolke am Himmel gesehen wird und zu keiner Zeit dort ein Gewitter vorkommt, hat die Cordillera ihre Wolken, Regen und Schnee und eben so ihre Gewitter.

Ich hatte einen überraschten Blick auf die Landschaft geworfen und staunte dann das Gebirge an, das jetzt in nächster Nähe vor mir lag und welches zu betreten ich mir unter allen Umständen vorgenommen hatte. Da fiel mir, hoch oben in den Wolken, welche sich, wie erwähnt, über den Bergen ausgebreitet hatten, ein schwarzer Punkt auf. Ich kann nicht leugnen, daß ich sogleich begann, mir diese ganz sonderbare Erscheinung zu erklären und einige wohl eben so sonderbare Theorien zu entwickeln im Begriff war, als plötzlich die Wolkenschicht in Bewegung gerieth und sich fliehend vor der Sonne nach allen Richtungen hin zu zerstreuen und eben so rasch zu verschwinden begann. Ein Theil der Wolken stieg aufwärts und zerrann spurlos in wenigen Augenblicken, andere, hartnäckiger ihre Existenz zu wahren suchend, sammelten sich auf kurze Zeit um die Spitzen des Gebirges oder flohen in die schluchtartigen Thäler, aber auch sie waren in einigen Minuten unsichtbar geworden.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich jetzt die wahre Sachlage erkannte.

Jene Wolken hatten nicht, wie es den Anschein hatte, *über* dem Gebirge geschwebt, sondern *in* und *vor* demselben gestanden. Die Sonne hatte sie, wie das fast alltäglich geschieht, rasch verjagt und jetzt erst konnte man die ganze und wirkliche Höhe der Cordillera bemessen, da mehr als die Hälfte derselben vorher von den Wolken eingehüllt war.

Sie war mehr als noch einmal so hoch geworden, als sie vorher geschienen, und jener räthselhafte schwarze Fleck, der scheinbar in den Wolken schwebte, war eine Felsenwand der Schneeregion, welche aber ohne Zweifel zu steil abfiel, um bleibend von Schnee bedeckt zu werden und welche durch eine zufällige schwächere Nebel- oder Wolkenschicht sichtbar geworden war.

Es mag wohl sein, daß ich mich dort recht kindisch geberdete, als mir so plötzlich jene unerwartete gigantische Größe klar vor Augen trat, aber, lieber Gott, der geistige Hochmuth des „nil admirari" war nie meine Sache und ich bedaure die armen Teufel, welche es so weit gebracht haben.

Direct aber nach dem Verschwinden der täuschenden Wolken tritt ein anderer Sinnestrug auf, dem dort wohl auch jeder, und selbst der nüchternste Beschauer verfällt, welcher überhaupt die Verhältnisse nicht näher kennt.

Santjago scheint nämlich dicht am Gebirge selbst zu liegen, während die wirkliche Entfernung bestimmt vier Stunden, vielleicht sogar mehr beträgt, und diese Täuschung findet auch später von der Stadt selbst aus statt und das zwar so, daß, als ich noch an demselben Tage von meinem Fenster in Santjago aus die Cordillera betrachtete, anfänglich allen Ernstes beschloß, des Nach-

mittags einen Spaziergang dorthin zu machen und vorläufig einige Stufen zu sammeln.

Ein Blick durch meinen Feldstecher belehrte mich eines Besseren.

Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung ist ein doppelter.

Zuerst wird Jeder, der nicht schon ein Gebirge von ähnlicher Höhe gesehen hat, eben durch diese selbst getäuscht, denn man weiß, daß die Abschätzung der Entfernungen zum großen Theil auf Uebung und der Kenntniß der wirklichen Dimensionen des Gegenstandes beruht, dessen Entfernung wir schätzen.

Wenn uns auf einer Ebene ein Riese entgegenkommen würde und in seiner Nähe sich keine anderen Gegenstände, Menschen, Häuser und Aehnliches befänden, welche zur Vergleichung dienen könnten, würden wir ohne Zweifel diesen Riesen für einen Menschen von gewöhnlicher Größe halten. Aber wir würden gleichzeitig glauben, daß sich derselbe näher bei uns befände, als es in der That der Fall ist.

Ganz dasselbe würde stattfinden, wenn auf jener Ebene ein Haus oder ein anderes Gebäude mit ganz ungewöhnlich großen Dimensionen stehen würde.

Wir sind nicht gewohnt, ein Haus zu sehen, dessen Fenster und Thüren die drei- oder vierfache Größe der gewöhnlichen haben, und halten einen Menschen von zehn Fuß Höhe fast für eine Unmöglichkeit, wir glauben also ein Haus, einen Menschen von gewöhnlicher Größe vor uns zu haben, oder wir glauben uns näher bei diesen Gegenständen zu befinden, wir täuschen uns über die Entfernung.

Es tritt ganz derselbe Fall ein, wenn wir die Cordillera zum ersten Mal in einer gewissen Entfernung vor uns haben.

Aber noch ein anderer Umstand trägt wesentlich dazu bei, diese Täuschung zu vermehren und uns zu bewegen, den Maßstab des Gewöhnlichen an das Außergewöhnliche zu legen.

Es fehlt in Chile das, was die Maler Luftperspective nennen, nämlich das Duftige, Nebelartige, was uns entferntere Gegenstände, je nach dem Grade ihrer Entfernung, stets unklarer und wie mit einem zarten Hauche bedeckt erscheinen läßt.

In Chile bleiben auch weit entfernte Gegenstände stets hell und klar, nur erscheinen sie natürlich eben so klein bei gleicher Entfernung, wie in anderen Ländern.

Meyen erzählt in seiner Reise, daß er von einem gewissen Punkte der hohen Cordillera aus die Masten der Schiffe im Hafen von Valparaiso habe zählen können, natürlich mit Hilfe eines Fernrohrs.

Gerstäcker glaubte, auf seinem Marsche über die Cordillera, einem Fuchs auf dreißig Schritte nahe zu sein, der aber in der That weiter als hundert Schritte von ihm entfernt war.

Ich selbst habe, während meines Aufenthaltes in Chile, täglich Gelegenheit gehabt, ganz ähnliche Erfahrungen zu machen, indem ich zum Beispiel durch mein Fernrohr von der Cordillera aus die einzelnen Gebäude in Santjago so deutlich unterscheiden konnte, als sei die Stadt höchstens zwei Stunden weit entfernt, während der wirkliche Abstand an fünfzehn Stunden betragen mochte, und im Flachlande, eben so wie in den Bergen, wurden häufig von mir die Entfernungen irgend einer Ortschaft, einer Felspartie, und selbst die irgend eines Wildes zu gering angeschlagen.

Den Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung vermag ich nicht anzugeben, ich will nur bemerken, daß der Mangel an Regen in Chile kaum die Schuld derselben tragen kann, denn in Peru, woselbst ebenfalls nicht mehr Regen fällt, habe ich die Luftperspective in ihrem vollen Rechte gefunden.

Eilen wir aber nun in das Gebirge selbst, dem wir uns bis jetzt nur schrittweise und die Geduld des freundlichen Lesers vielleicht allzusehr ermüdend, genähert haben.

Wenn man Santjago verläßt, und ich that das, nebenher gesagt, in Begleitung eines deutschen Jägers, zweier chilenischen Knechte und mit Pferden und Maulthieren wohl versehen, so bietet der Weg, während der ersten Stunden, noch stets das Bild der Umgebung einer größeren Stadt jener Länder.

Man kommt an größeren und kleineren Haciendas vorüber, reizende Gruppen von mächtigen Feigenbäumen oder Pfirsichen und Orangen versteckten die kleinen malerischen Häuser vereinzelt wohnender Landleute, und nicht selten trifft man längs des Weges Schenken und vor denselben Berittene, welche, ohne abzusteigen, rasch einige Gläser rothen Weines von Conception leeren,

und dann wie toll davonsprengen, denn Niemand reitet in Chile langsam und anständig philisterhaft seines Weges, sondern Alles sprengt wie besessen vorwärts, als gelte es eine wilde Hetzjagd auf Leben und Tod.

Freilich langsameren Schrittes begegnen uns wohl auch Pferde oder Maulthiere, die bis zum Boden hinab mit grünem Futter bedeckt sind, kleine wandernde grüne Hügel, aus welchen häufig kaum mehr als die Ohren des schleppenden Thieres hervorragen.

Endlich aber werden alle diese Erscheinungen seltener, dann hören auch die niedrigen Lehmmauern auf, mit welchen häufig dort die Grundstücke eingefriedigt sind, hier und da nur finden sich noch einzelne zerstreute angebaute Stellen, und plötzlich sind auch diese verschwunden und man reitet durch Schluchten, oder über Ebenen, welche mit Felstrümmern dergestalt bedeckt sind, daß nur ein geübtes Auge das zu finden weiß, was man dort den Weg nennt.

Nach unseren Begriffen hört aber jetzt auch selbst diese leise Andeutung eines Weges auf, denn wir befinden uns am Ufer des Mapocho, der seine milchweißen Fluthen rauschend und tobend zu unseren Füßen vorüberströmen läßt.

Aber wir sind im Irrthum, der Weg führt ganz einfach mitten durch den Fluß. Ein Knecht reitet voraus, die Andern der Karawane folgen, ohne ein Wort zu verlieren, denn das ist eine Sache, welche sich von selbst versteht. Haben die Pferde Grund behalten, so ist der Reisende höchstens bis zum Gürtel durchnäßt, wenn die Thiere genöthigt zu schwimmen, so dringt ihm das Wasser wohl bis an die Brust, er braucht aber durchaus nicht besorgt zu sein, sich am anderen Ufer sorgfältig zu trocknen, denn der Weg, der dort weiter stromaufwärts führt, verläuft dicht an einer Felsenwand, und häufig müssen die Pferde die auf dem schmalen Pfade liegenden Felstrümmer buchstäblich überspringen. Bald aber hört er gänzlich auf, d. h. die Felswand fällt jetzt direct in's Wasser ab, und man muß jetzt abermals durch den Strom, um das jenseitige Ufer wieder zu erreichen, was man vor Kurzem verlassen hat.

Dies ist der Grund, warum man sich nach dem ersten Bade nicht zu trocknen braucht.

Wir hatten an jenem Abende mehreremal das Vergnügen dieses Uebersetzens, und ein Gewitter, was sich wacker blitzend und donnernd über uns entlud, gab uns zugleich den deutlichsten Beweis, daß wir uns bereits im Gebiete der Cordillera befanden, wenngleich nur noch in den Vorbergen desselben. Dabei war es mittlerweile so finster geworden, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und einer meiner Knechte, der einen Schimmel ritt, mußte unseren Führer abgeben, da sein Pferd doch wenigstens einigermaßen durch die Nacht leuchtete.

Was mich betrifft, so hatte ich mein Pulverhorn, mein Feuerzeug und meinen Tabacksbeutel auf den Kopf gebunden und hielt mein Gewehr mit der einen Hand über dem Wasser. Die andere hatte ich zur freien Verfügung, denn man überläßt die Pferde, und besonders die chilenischen, bei ähnlichen Gelegenheiten am besten ihrem eigenen Instinkte.

Endlich verlor sich die Dunkelheit wieder in etwas, denn das Gewitter hatte sich, so rasch wie es gekommen, grollend und murrend tiefer in's Gebirge zurückgezogen, und der reizende chilenische Sternenhimmel stand in seiner ganzen Pracht und Klarheit über uns.

Aber auch uns wurde klar, daß wir uns verirrt und den Weg zu einem kleinen Hüttenwerke verfehlt hatten, welches dem Jäger aus früheren Zeiten bekannt war und wo wir zu übernachten gedachten. Die Verlegenheit war aber nicht groß, denn da uns für die nächste Zeit unter allen Verhältnissen eine Reihe von Nachtlagern im Freien in Aussicht stand, und ich ohnedies an dieselben hinlänglich gewöhnt war, so lag nichts daran, schon heute den Anfang zu machen.

Und es schien, als bliebe uns kein anderer Ausweg, denn ein nochmaliger Versuch, durch den Fluß an's andere Ufer zu gelangen, schlug fehl und wäre jedenfalls zu gefahrvoll gewesen, hätten wir ihn allzuhartnäckig zu verfolgen gesucht.

Wir hatten nicht daran gedacht, daß alle diese, von der Cordillera kommenden Ströme, die fast einzig dem schmelzenden Schnee ihren Ursprung verdanken, gegen Abend bedeutend zu schwellen beginnen, da die des Tages über von der Sonne erzeugten Schneewasser bis dorthin den Fuß des Ge-

birges erreicht haben. So stieg denn auch der Mapocho von Minute zu Minute bedrohlicher rauschend und mit dumpfem, grollendem Murren Steine und mächtige Geschiebe auf seinem Flußbette vorwärts rollend.

Schon hatten wir uns darein ergeben, auf ähnlichen Rollsteinen und zwischen Felsblöcken gleichen Ursprungs unser Nachtlager aufzuschlagen, als zur guten Stunde mein Jäger sich erinnerte, daß irgendwo in der Nähe eine kleine Ansiedlung liegen müsse.

Er hatte mit einem deutschen Naturforscher bereits einmal früher die Vorberge der Cordillera durchstreift, und bei dieser Gelegenheit jene Schmelzhütte und die erwähnte Ansiedlung kennen gelernt.

Wir begannen jetzt, diese letztere aufzusuchen, d. h. wir ritten die Schlucht entlang und ließen endlich unsere Pferde einen Abhang hinanklettern, welchen zu besteigen selbst für Fußgänger mühsam gewesen wäre, und als wir die Höhe erreicht hatten, sprengten wir, durch Nacht und Dunkelheit, den Schimmel voran, über und zwischen einem Chaos von Gerölln, Felsstücken und Steinen hinweg, als hätten wir uns beim schönsten Sonnenschein auf vollständig gebahntem Wege befunden.

Aber das chilenische Pferd klettert wie eine Ziege, es springt wie ein Löwe und rennt wie ein Hirsch, und in Folge dieser Eigenschaften sieht man täglich die Chilenen auf ihren Pferden Dinge ausführen, welche an Wahnsinn zu grenzen scheinen, in der That aber, eben der Trefflichkeit der Pferde wegen, nicht halb so gefährlich sind, als es den Anschein hat.

So jagten auch wir unbeschädigt zwischen allen diesen Felsen und Steinen eine Zeit lang umher, bis endlich der Jäger sich zurechtzufinden begann und eine bestimmtere Richtung eingehalten wurde.

Nun endlich: Hundegebell, Feuerschein und schließlich Männer, die uns entgegenkamen und uns freundlich einluden, bei ihnen die Nacht zuzubringen.

Ich habe kaum irgendwo ein gastfreundlicheres Volk getroffen als die Landbewohner Chile's, gleichviel ob man arm oder reich. Der Reisende ist ihnen stets willkommen, wird freundlich aufgenommen und nach Kräften bewirthet, und ist diese Gastfreundschaft auch nicht gänzlich frei von Eigennutz, so ist dieser doch wenigstens keineswegs schmutziger Art. Man freut sich auf die Neuigkeiten, welche der Wanderer aus der Ferne bringt, und liebt die Abwechslung, welche durch sein Erscheinen in das einförmige Leben gebracht wird, und ist der Fremdling gar ein Europäer, so thut man später wohl auch ein wenig groß bei seinen Nachbarn und Freunden mit dem weitgereisten vornehmen Caballero.

Ich erzähle wohl ein anderes Mal von solchen Besuchen, welche ich mehrfach in vereinzelt stehenden Ansiedlungen abgestattet, und schildere die Aufnahme, welche ich dort gefunden, das Haus und die Leute. Hier aber will ich kurz über unser Nachtlager hinweggehen und nur berichten, daß wir mit den Männern und Frauen, die wir dort getroffen, bis spät in die Nacht geplaudert und gescherzt, dabei die unvermeidliche Casuela, die Hühnersuppe, verzehrt und dem rothen Wein von Conception wacker zugesprochen, des andern Morgens aber bei guter Tageszeit Abschied von unseren freundlichen Wirthen genommen und unserem Ziele zugeeilt.

Aber ich will jetzt versuchen, in einzelnen Bildern und Skizzen dem günstigen Leser einen Theil dessen vorzuführen, was ich auf der hohen Cordillera gesehen und erfahren, da der Raum eine ausführlichere Schilderung kaum gestattet.

Aufwärtsführende Thalschlucht.

Wir gelangten, nachdem wir abermals den Mapocho durchritten und zum Theil durchschwommen, in ein breites Thal, in dessen Sohle der Fluß strömt und welches im Anfange den wilden Charakter kaum errathen läßt, welchen es bald darauf annimmt. Vereinzelte Wohnungen zeigen sich noch malerisch versteckt zwischen üppigem Baumschlage, und auch jenes vom Jäger des Tages vorher gesuchte Hüttenwerk wurde jetzt sichtbar, ohne Zweifel aber romantischer gelegen, als zweckmäßig eingerichtet, wie einige Apparate hinlänglich andeuteten, welche wir im Vorübergehen mustern konnten.

Wir ritten weiter, im Sinne des Flußlaufes auf dessen rechten Ufer, und bald wurde der Weg steil, die Gegend wild und die Thalschlucht enge und düster, trotzdem, daß ein üppiger Pflanzenwuchs noch allenthalben die Thalwände bekleidete. So ritten wir eine Zeit lang durch einen natür-

lichen Bogengang von Pfirsichbäumen, während bald darauf mächtige Cactusstämme, von 20 bis 30 Fuß Höhe, uns ihre bedrohlichen Stacheln entgegenstreckten. Nun wieder Myrten, Laurusgebüsche und andere Bäume und Sträucher, deren Bestimmung im raschen Vorüberreiten wohl auch einem besseren Botaniker als mir schwierig erschienen wäre.

Zum Theil aber entschädigten die geognostischen Verhältnisse, wenigstens durch die romantischen und pittoresken Gruppen, in welchen sie uns entgegentraten, wenngleich ein klares wissenschaftliches Erkennen oft kaum möglich.

In liebenswürdiger Eintracht und in einer gewissermaßen brüderlichen Vereinigung treten uns dort Granite, Gneise, Porphyre, Diorite, Dolerite und andere Gesellen und Freunde des Basalts entgegen, pêle mêle, Arm in Arm, könnte man sagen, bisweilen auch auf- und übereinander liegend, wenn nicht eben gegen alle göttliche, doch sicher gegen alle menschliche und handbuchliche Regel.

Aber diese geognostischen Räthsel stehen an und in einer Thalschlucht, welche, so weit wir in sie eingedrungen sind, jetzt schon an 500 Fuß Tiefe hat und in welcher der Mapocho, wenn eben besondere Ursachen ihn außergewöhnlich angeschwellt haben, mächtige Felsblöcke wie kleines Kieselgerölle mit sich fortführt, und ferner befindet man sich bereits im Bereiche der Cordillera, der Cordillera, der riesigen Ausfüllung einer vulcanischen Spalte, welche nicht selten 30 bis 40 Stunden breit ist und mehr als 2000 Stunden Länge hat, und man begreift daher, daß bei den Kräften, welche dort im Spiel gewesen sein müssen und für welche die Jetztzeit kaum mehr einen Maßstab hat, Hebungen, Senkungen und Verwerfungen stattgefunden haben müssen, bei welchen ganze Gebirgszüge betheiligt waren.

Vieles scheinbar Anormale würde sich also wohl unschwer erklären lassen, wenn dem flüchtig Vorübereilenden Zeit und Gelegenheit geboten wäre, nach mehrfacher Richtung hin zu forschen und zu prüfen.

Aber immer steiler und steiler steigt jetzt der Bergpfad an, auf welchem wir uns befinden, und der Glückliche, welchem vergönnt ist, diese stets gigantischer werdende Natur bewundern zu dürfen, fängt an, den stillen Wunsch zu hegen, daß der Pfad, auf welchem er dahinreitet, nicht noch schmäler werden möge, als es bereits der Fall ist.

In der That ist dieser Pfad höchstens 2 Fuß breit. Zur Linken des Reiters steigt schroff eine Felswand an, deren Höhe im gegenwärtigen Augenblicke gleichgiltig ist, zur Rechten fällt die Wand eben so steil abwärts, und im Grunde genommen ist, hinsichtlich des Halsbrechens wenigstens, auch die Tiefe dieser Wand ohne Belang, denn es ist einerlei, ob wir 100 oder 800 Fuß hinabfallen, welches beiläufig die Tiefe sein mag. Aber links streift unser Arm an die ansteigende Wand, während unser rechter Fuß im Steigbügel anmuthig über dem Abgrunde schwebt.

Tief unten in der Thalschlucht hören wir dumpf das Rauschen des Stromes, und ist es bisweilen möglich, an weniger gefährlichen Stellen einen Blick auf die schwarzen felsigen Ufer zu werfen, oder auf große Vorsprünge der Felswand, so sehen wir dort an manchen Stellen gewisse blendend weiße Gegenstände. Unser Fernrohr belehrt uns, daß es Knochen sind, welche, unter den offenbar günstigsten Verhältnissen, von der Sonne dort so artig gebleicht worden, und auf Befragen erzählen uns unsere Knechte, daß diese Knochen die sterblichen Reste von Menschen und Thieren sind, welche ganz zufällig hinabgestürzt wären. Sie seien dort liegen geblieben, einfach aus dem Grunde, weil Niemand an jene Stellen gelangen könne.

Gewiß eine reizende Gegend!

Was mich betrifft, so wäre ich fast ebenfalls in die Lage gekommen, dort unten gebleicht zu werden, denn obgleich der Güte und Sicherheit der Pferde halber das Reisen auf jenen Pfaden nicht so gefährlich ist, als es den Anschein hat, so wird es dies doch im höchsten Grade, wenn Begegnungen stattfinden. Uns kamen jenes Mal Maulthiere, aus einer der letzten Ansiedlungen im Gebirge, entgegen, welche Holz zur Stadt bringen sollten. Der Jäger und die Knechte, welche, vorausreitend, die Thiere eher erblicken konnten, erreichten eben noch eine breitere Stelle des Weges, wo ihnen das Ausweichen möglich war, denn das Maulthier selbst weicht niemals aus.

Ich aber bereits vom ersten vorüberrennenden am Fuß verletzt, war gezwungen, um von den folgenden nicht sammt dem Pferde vom Pfade gestoßen zu werden, auf

gut Glück aus dem Sattel zu springen und mich am Abhange, welcher glücklicherweise an jener Stelle noch etwa 20 oder 30 Schritte schief verlief, ehe er steil abfiel, festzuhalten, so gut ich eben konnte.

Mein Pferd, welchem das vorüberlaufende Maulthier mit seinem Holzbündel Gurt und Decken zerriß, bäumte sich hoch auf, drehte sich auf den Hinterbeinen und lief hierauf zurück bis an eine breitere Stelle des Weges, wo es stehen blieb, ich selbst aber rutschte abwärts, bis mich, in sehr geringer Entfernung vom jähen Abhange, ein Strauch aufhielt, und endlich ein Knecht mit Hilfe eines mir zugeworfenen Lasso mich wieder aufwärts zog.

Ich glaube kaum, das unter der ziemlichen Anzahl von landschaftlichen Bildern, welche ich im Gedächtniß behalten habe, eines sich mir so deutlich eingeprägt hat, wie dieser liebe Bergpfad sammt seiner ganzen Staffage.

Ehe ich dieses Thal verlasse, will ich noch eines eigenthümlichen Weges gedenken, welchen wir passiren mußten. Es war dies ein Felskamm von vielleicht 3 Fuß Breite und unregelmäßig aufwärtsführenden natürlichen Stufen von etwa eben so viel Höhe. Zu beiden Seiten fielen die Wände dieser Felsenmauer senkrecht ab, und das sprungweise Aufwärtsklettern mit unseren Pferden auf jenem verwünschten Kamme kann eigentlich auch nicht wohl ein Vergnügen genannt werden.

Die Oedung im Gebirge.

Längst liegen die letzten vereinzelten menschlichen Wohnungen hinter uns und auch der Pflanzenwuchs ist verschwunden, nur in einzelnen Schluchten sproßt noch ein kümmerliches Gras und hier und da nur steht ein vergessener Vorposten der Vegetation in Gestalt einer krüppelhaften Myrte. Aber man darf deshalb nicht glauben, daß man bereits über die Grenze der Vegetation gestiegen. Wir treffen 500 Fuß und wohl noch höher wieder mancherlei Pflanzenwuchs, selbst Bäume, und dicht an der Schneegrenze ganz eigenthümliche Oasen, in welchen Kolibri schwärmen und nisten. Der Ort aber, an welchem wir uns gegenwärtig befinden, ist eine Oede, eine Ebene, welche vielleicht eine Stunde Breite haben mag und auf der einen Seite, gegen Ost, von einer mächtig ansteigenden Felspartie begrenzt ist, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, während gegen West flache Hügel uns die Aussicht versperren. Der Boden ist steinig, bisweilen mit verwitterten Fragmenten von Granit und seinen Stammverwandten bedeckt, sonst Ackerkrume, aber nirgend die Spur einer Pflanze. Hier und da steht ein dunkles vulcanisches Gestein, scharfzackig oder zu Säulenform sich hinneigend, vereinzelt auf der öden Fläche.

Ein scharfer, kalter Zugwind streift über diese unheimliche Oedung, ohne Unterbrechung und gleichmäßig dahinziehend, wie ein Fluß in seinem Bette, und er ist vielleicht die Ursache der mangelnden Vegetation. Aber wir grübeln nicht lange nach hierüber, sondern hüllen uns in unsere Poncho und lassen die Pferde wacker ausgreifen, denn wir wollen aus dieser Ebene kommen, welche der Hauch des Todes berührt zu haben scheint. Allmälig senken sich aber jetzt die Hügel zu unserer Linken gegen West, auf der Seite gegen das Land zu, und dann verschwinden sie vollständig und erlauben uns einen Blick auf das Gebirge unter uns.

Wir blicken in eine Reihe von Schluchten, von denen einige mit tief dunkelgrünem Baumschlage bewaldet sind, während andere aus einem Chaos wunderbar geformter Felsen zu bestehen scheinen. Dazwischen liegen grüne Flächen, die Weiden in dem tiefer gelegenen Theile der Cordillera, welche von Hirten benutzt werden und jährlich vielen Tausenden von Rindern ihre Nahrung geben. Ohne Zweifel ist der Rauch, welchen wir in einer dünnen Säule hinter jener Felsengruppe aufsteigen sehen, eine Feuerstelle solcher Hirten, welche mit Heerden von mehreren tausend Stück, über elf Monate im Jahre, in jenen Schluchten ein abenteuerliches und nicht selten mit Gefahren verknüpftes Leben führen.

Aber während wir so thalwärts blicken, finden wir, daß wir uns selbst noch keineswegs auf einer sehr bedeutenden Höhe befinden, denn ein anderer Gebirgszug schneidet uns die Fernsicht gegen das Land hin ab und erlaubt nur hier und da einen stets noch beschränkten Blick über die Schluchten in's Weite.

Wir wenden uns also, um unseren Weg weiter fortzusetzen.

Dann nimmt allmälig die Gegend einen anderen Charakter an, wir nähern

uns den Felswänden mehr und mehr, und auch zur Linken steigen schroffe Felswände auf. Bald hat sich die Fläche verengt und ist zu einem Thale geworden, und dabei steigt der Boden so an, daß wir genöthigt sind, unsere Thiere langsam gehen zu lassen. Jetzt hat die Oede ihre Endschaft erreicht, und wir befinden uns in einer engen, steil aufwärts sich ziehenden Schlucht, welche uns bald einer anderen Scenerie entgegenführt.

Der alte Krater, Wolken- und Nebelbilder.

Wenn man sich auf ähnlichen Excursionen, wie die unsrige in der hohen Cordillera, einmal häuslich eingerichtet hat, d. h. wenn man sich einen Lagerplatz ausgesucht hat, an welchem unser Feuer brennt und unsere Decken ausgebreitet sind, so macht man wohl Ausflüge, von welchen man erst stets des Abends wiederkehrt.

Dann reicht etwas Charque (an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch) und eine dichte wollene Decke hin, um uns das Abendessen und die Schlafstelle zu ersetzen, unsere einzigen Begleiter sind die Doppelflinte und der bergmännische Hammer, während die Stelle des Führers ein Compaß vertritt.

Freilich wird uns bisweilen das Tragen der gesammelten Stufen so ziemlich sauer und der Genuß des Charque erinnert fast allzudeutlich an jenen von Talglichtern. Aber man ist nicht in die Berge gegangen um zu schwelgen.

In der That aber wird man reichlich schadlos gehalten für alle Mühe und Entbehrung, denn hat man einmal die höheren Stellen des Gebirges erreicht, so treten uns oft auf die unerwartetste Weise und überraschend schnell Partien entgegen, welche schon dadurch allein einen mächtigen Eindruck auf uns machen, weil sie uns vollkommen neu und gänzlich verschieden sind von dem landschaftlichen Bilde, welches wir vor zwei Minuten bewunderten.

Auf mancherlei halsbrechenden Pfaden erkletterte ich einmal eine Felswand, welche sich oben zu einem Plateau verflachte. Eine graue, dichte Nebelschicht lag, als ich die Höhe erreicht hatte, vor mir, scheinbar vielleicht auf hundert Schritt Entfernung, und bloß in weiter Ferne ragten aus Nebel und Wolken die schneebedeckten Gipfel höherer Berge. Plötzlich fiel oder verschwand dieser Nebelschleier, denn man konnte nicht beobachten, daß er vom Winde an eine andere Stelle getragen worden wäre, sondern er ward, wie das dort häufig der Fall ist, rasch leichter, durchsichtiger und war in kurzer Zeit vollständig verschwunden, ohne Zweifel als Niederschlag auf dem steinigen Boden und den Felsen.

Eingeschlossen von einer im Halbkreise gruppirten Reihe röthlicher Porphyrfelsen, welche indessen die Verwitterung bereits ziemlich gerundet und der Hügelform nahe gebracht hatte, lag ein tiefes trichterförmiges Thal, dessen Wände aus basaltischer Lava bestanden und welches im Durchmesser etwa 800—1000 Schritte haben mochte. Der unterste Theil, die Sohle dieses Thales, war indessen mit einer Nebelschicht bedeckt, welche grau, ruhig und fast so scharf abgegrenzt wie der Spiegel einer Flüssigkeit, den Boden bedeckte.

Offenbar hatte ich einen alten Krater vor mir, und ich gestehe, daß ich jenen Nebel einige Augenblicke für Rauch hielt, bis mich die Untersuchung der Thalwände eines Besseren belehrte.

Der Eindruck, welchen jene Partie hervorbrachte, war ein ganz eigenthümlicher, fast mystischer. Ringsum die lautloseste Stille, nicht die geringste Spur irgend eines lebenden Wesens, kein Baum, kein Strauch, nicht die kleinste Pflanze, nicht der leiseste Windhauch, nirgend ein Laut, nirgend eine Bewegung, und unten im Trichter jener Nebel, der nicht weichen und wanken wollte, während der, welcher vorher das Thal und die Berge bedeckte, sich so artig entfernt hatte.

Trotz alledem hatte ich doch keine Lust, mich in seinen Schoß zu tauchen und Untersuchungen anzustellen über das, was er barg. Ich kletterte eine Strecke abwärts und warf dann Steine hinab, sie verschwanden in der unheimlichen grauen Region, und ich glaubte einige nach ziemlicher Zeit anschlagen zu hören, andere aber hörte man ganz bestimmt nicht auffallen.

In Folge dieser Beobachtung stieg ich wieder aufwärts und verließ meinen alten Krater, was ich noch heute in der Ordnung finde, obgleich ich mich tadeln muß, daß ich nicht später denselben wieder besuchte.

So wie hier Nebel und Wolken eine be-

deutende Rolle spielten, ist das fast allenthalben dort im Gebirge der Fall, und die meisten dieser Bildungen sind ohne Zweifel im Gebirge selbst entstanden, um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Da zur Zeit, in welcher ich die Cordillera besuchte, stets ein heiterer Himmel war und oberhalb des Gebirges keine Wolken zogen, hatte ich häufig Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen zu machen.

Ich sah Wolkenmassen aus einer Schicht aufsteigen oder hinter einer Felspartie hervorkommen, und nach einer gewissen Richtung hin ihren Weg weiter verfolgen, während in gleicher Höhe mit ihnen, oder wohl noch höher oder tiefer, andere Wolken grade eine entgegengesetzte Richtung einhielten, und nicht selten zogen beide Wolkenhaufen in unbedeutender Entfernung aneinander vorüber.

In gleicher Höhe mit dem Standpunkte, welchen ich einnahm, sah ich ferner nicht selten Wolkenmassen, von zwei entgegengesetzten Seiten her, auf irgend eine mir gegenüberstehende Felsenklippe herankommen. Sie zogen mit derselben Geschwindigkeit, stiegen meistens am Felsenkamme in die Höhe, flossen dann ineinander und verschwanden, ohne Zweifel ganz ähnlich wie oben erwähnt, beim alten Krater, als Niederschlag am Felsen.

Diese Erscheinungen erklären sich leicht durch die verschiedenen Temperaturen, welche an den einzelnen Orten des Gebirges herrschen. Eine wirklich oft glühende Hitze trifft man in manchen Thälern und an Felswänden, namentlich wenn solche von dunkelm Gesteine gebildet sind. Eine viel tiefere Temperatur herrscht natürlich auf den Schneefeldern, und in den mit Schnee bedeckten Schluchten ist auch dort der Schnee, des Tags über wenigstens, fast fortwährend im Schmelzen begriffen.

Wenn man bedenkt, daß unterhalb solcher warmen Thäler nicht selten wieder Eis und Schnee getroffen wird und daß die höchsten Gipfel des Gebirges mit ewigem Eise bedeckt sind, so liegt auf der Hand, daß eine continuirliche Menge von Luftströmungen entstehen müssen, welche die vom schmelzenden Schnee und den Gebirgswassern aufsteigenden Wasserdämpfe als Nebel- und Wolkenbildungen mit sich führen, diese an kälteren Stellen des Gebirges wieder als Niederschläge absetzen und daß dasselbe Spiel wieder beginnt, wenn die Sonne diese Punkte später erwärmt.

Auf diese Weise erklärt sich leicht die Regelmäßigkeit der Windrichtung in den meisten Schluchten der Cordillera. In der Schlucht z. B., in welcher wir unser Lager aufgeschlagen hatten, begann stets gegen zehn Uhr des Morgens der Wind zu wehen, und folgte mithin der Streichungslinie der Schlucht von Süd nach Nord. Gegen Mittag trat Windstille ein bis etwa um sieben Uhr des Abends, wo hierauf bis Mitternacht Nordwind wehte. In anderen Thälern und Schluchten, obgleich parallel mit der erwähnten verlaufend, fanden sich ganz andere Windrichtungen und Perioden, ebenfalls aber täglich constant wiederkehrend.

Man kann also sagen, daß die Cordillera ihren Wind und ihre Wolken, mithin also eigentlich ihr Wetter, sich selbst macht, während wir das Alles, häufig mit Schaden, vom Auslande beziehen müssen.

Vielleicht gelingt es der täglich stärker um sich greifenden Intelligenz, auch diese Errungenschaft für uns zu erwerben.

Basaltische Breccie, Schnee und Moräne, Fernsicht.

Zu lange vielleicht habe ich den geneigten Leser mit Wolken- und Nebelgebilden hingehalten, und will daher jetzt ein wirkliches Bild zu geben suchen.

Auf einer meiner einsamen Wanderungen kam ich mehrmals an eine Stelle, welche einerseits geognostisch von hohem Interesse ist, auf der anderen Seite aber so viel pittoreske Schönheit bot, daß ein halbwegs gewandter Landschaftszeichner aus jener Partie ein reizendes Bild geschaffen haben würde.

Auf einer ziemlich steil ansteigenden, aus graurothem Dolerite gebildeten Felswand, welche sich aber terrassenartig in mehrere Plateaux abflacht, findet sich eine zweite Felsmasse, welche aus olivinfreiem Basalte besteht, und scheinbar aufgelagert auf diesen, wahrscheinlich aber ihn durchbrechend, in einer Mächtigkeit von 100, an mehreren Stellen von 200 Fuß, eine basaltische Breccie, d. h. ein Trümmergestein, bestehend aus scharfkantigen Basaltfragmenten, einem verwitterten Feldspathe und andern vom Feuer veränderten Gesteinen. Alle diese

Bestandtheile sind wieder zusammen geschmolzen und verbunden durch ein Gemenge von höchst kleinen Basalt- und Feldspaththeilen.

Es will scheinen, als habe der Basalt den Dolerit durchdrungen und in einer kraterförmigen Oeffnung desselben, oder aus einer vulcanischen Spalte des Basaltes, sei dann wieder jene Breccie hervorgeschoben worden, jene aus Fragmenten bestehende Masse, welche jetzt scheinbar oben aufgelagert ist.

Die von mir ziemlich vollständig mitgebrachten Handstücke jener Formen geben interessante Anhaltspunkte ab, allein natürlich können sie hier nicht weiter behandelt werden. Der Eindruck, welchen indessen der Anblick der ganzen grotesken Felspartie macht, ist in landschaftlicher Beziehung vollständig der einer mächtigen Burgruine.

Die verschiedenen Farben, welche die Gesteine zeigen, tragen bedeutend bei, die Täuschung zu erhöhen, aber sie wird vervollständigt durch die hier in größeren Massen hervortretende Neigung des Basalts und der Breccie, sich säulenförmig zu spalten und abzusondern, wodurch thurmähnliche Formen, Erker und dergleichen gebildet werden.

Höher steigend von jener Basaltburg, die ich jenes Mal im Gebirge, nach einem theuren Namen in der Heimath, „Reinholdstein," geheißen, kommt man nach einigen Stunden tüchtigen Kletterns an Stellen, wo bereits fester, 20 bis 30 Fuß hoher Firnschnee liegt. Mancherlei wissenschaftliche Erwerbungen sind dort von mir gemacht worden, denn unfern jener mächtigen Schneemassen, welche sich stellenweise wohl auch tiefer abwärts ziehen, habe ich mehrfach Käfer gefangen und zugleich die niedlichste Flora getroffen, welche ich je gesehen. Insecten und Pflanzen waren sämmtlich Nova und ich habe von jenen zierlichen Saxifrageen (Steinbrecharten) ganze Stücke sammt der steinigen Unterlagen ausgehoben und mitgebracht. Man mag dieselben für einen kleinen, von zollhohen Zwergen angelegten Garten halten, so sonderbar regelmäßig haben jene Miniaturpflänzchen auf den Basaltfelsen sich eingenistet, und während einige regelrecht abgetheilte Gartenbeete zu bilden scheinen, fehlen kleine Bäume und Strauchwerk ebenfalls nicht, welche zwischen denselben hervorsehen.

Eine wahre Freude aber habe ich erlebt, als ich einmal oben jene Stelle mit meinen Knechten besuchte.

Eine mächtige Moräne hatte sich dort hervorgeschoben aus dem Gebirge, bestehend aus einer Unzahl der verschiedensten Felsarten, und als ich die Knechte fragte, wie jene Steine dorthin gekommen, so erhielt ich die Antwort: „Das thut der Schnee!" Dort also, im fernen Lande und aus dem Munde von Leuten, welchen sicher nichts fremder ist als eine geologische Theorie, habe ich bestätigen hören, was die Männer der Wissenschaft bei uns systematisch entwickelten, und diese Bestätigung ist sicher nicht das ungewichtigste Zeugniß für die Richtigkeit der über die Moränen aufgestellten Theorie.

Eben von jenem Punkte aus hat man eine großartige Fernsicht über den niedriger liegenden Theil der Cordillera und über Chile.

Wir befinden uns unfern der Moräne zwischen Haufwerken von Steinen und Felstrümmern. Unter uns liegt eine üppige Grasfläche, über welche sich aber dennoch Schneestreifen geschoben haben, wie es wenigstens den Anschein hat, in der That aber sind es mit Schnee erfüllte Schluchten, auf deren Sohle Wasser bergabwärts strömt.

Dann kommt das Gebirge, welches wir bereits überstiegen oder zwischen dessen Schluchten wir uns durchgewunden haben, denn es ist eine Bergkette dabei, welche höher ist als der Punkt, auf welchem wir uns gegenwärtig befinden, und deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, während die zwischen ihr und unserem Standpunkte befindlichen Berge bloß dunkle Felsenkämme, aber keine Schneedecke zeigen.

Zwischen diesen Bergen endlich öffnet sich eine Fernsicht über das Flachland von Chile bis zur Cordillera de la Costa. Eine reizende, prachtvolle Fernsicht.

Funkelnd und strahlend, im glänzenden Lichte der Sonne, liegt Chile vor uns, wir sehen Santjago klar vor uns liegen, als betrüge die Entfernung bis dorthin höchstens einige Stunden, wir sehen die einzelnen Kegelberge, welche sowohl bei der Stadt, als auch weiterhin im Flachlande sich aus dem Boden erheben. Hier und da verräth uns ein Aufblitz den Lauf eines Flusses, und unser Fernrohr zeigt uns in der Umgebung seines Laufes Fruchtfelder und Ha-

cienden. Endlich schließt über dem Küstengebirge der prachtvolle, tief dunkelblaue Himmel jener Breiten das glänzende Bild, welches wunderbar gehoben wird durch den es einrahmenden, dunkeln Vordergrund des Gebirges, und dessen Klarheit und Schärfe ermöglicht wird durch den Mangel der Luftperspective, dessen ich oben bereits erwähnte.

Nachtbilder.

Wer hat sie nicht schon preisen hören, die hehre, stille, einsame Nacht, und wer hat nicht schon selbst ihren mystischen Zauber erfahren? Wie aber vervielfältigt sich dieser Zauber, wenn wir ihn vor uns aufsteigen sehen in jenem Riesengebirge, in der hohen Cordillera.

Ich habe zu verschiedenen Malen, einsam und entfernt von meinen Leuten, dort solche Nächte durchlebt und sie gehören zu meinen schönsten, unvergeßlichsten Erinnerungen.

Welchen unendlichen Reiz hat nicht schon allein die absolute Einsamkeit, in welcher wir uns dort befinden, und die uns beruhigt und erregt zu gleicher Zeit.

Aber lassen wir flüchtig einige jener Bilder an uns vorüberziehen.

Die Sonne ist bereits eine Stunde hinter den fernen Bergen der Küstencordillera verschwunden, und die Dämmerung, welche ich, nebenher gesagt, in jenen Breiten, sowie auch näher am Aequator, nie so kurz habe finden können, als sie meist geschildert wird, hat jetzt dennoch endlich der Nacht Platz gemacht. Erst in einigen Stunden wird der Mond aufsteigen und bis dorthin behauptet die Pracht des südlichen Sternenhimmels ihr volles Recht. Das tief dunkelblaue Himmelsgewölbe ist mit Milliarden von blitzenden Sternen besäet und eben diese prachtvolle Farbe des nächtlichen Himmels und die gegen unsere Halbkugel überwiegende Anzahl von Sternen erster Größe bedingen den Reiz der südlichen Hälfte. Die Sternbilder, als solche, treten aber gegen die unsern zurück und mir will scheinen, als habe man ein wenig Abgötterei getrieben mit denselben und besonders mit dem „strahlenden südlichen Kreuze."

Wir blicken aufwärts zu jenen unwiderstreitbaren Zeugen der unbegreiflichsten und dennoch wahrsten Wahrheit, zu den funkelnden Bausteinen dieser Schöpfung ohne Anfang und ohne Ende, und ein Schauer durchbebt uns.

Wer hat ihn nicht empfunden in einer einsamen Sternennacht?

Da gewahrt unser Auge eine neue Erscheinung. Das Zodiacallicht ist aufgestiegen als eine mildleuchtende Pyramide, an der Stelle, wo die Sonne gesunken, und haben wir dasselbe gleichwohl vorher schon unter den Tropen und später im Flachlande von Chile gesehen, so fällt uns doch sogleich auf, daß wir es in gleicher Pracht noch nirgends beobachtet. Ist es die Höhe, auf welcher wir uns befinden und welche, wie man sagt, auch den Sternen einen stärkeren Glanz verleiht, oder ist es ein anderer Grund, das Factum ist richtig: das Zodiacallicht wird von der Höhe der Cordillera aus mit intensiverem Licht gesehen, als anderwärts.

Mit kurzen Worten mag hier einer Erscheinung gedacht werden, welche ich an diesem „ewigen Schmucke der Tropennächte" beobachtet habe und welche ich nirgends erwähnt finde.

Wenn das pyramidale Licht in seiner ganzen Intensivität sichtbar, so erscheinen außerhalb desselben, etwa in halber Höhe der Pyramide und zu beiden Seiten derselben drei leuchtende Flecke, ähnlich den Magelhan'schen Wolken. Der südlich stehende hatte die beiläufige Größe der kleineren Magelhan'schen Wolke und stand etwa um die Breite seines Durchmessers vom Zodiacallichte selbst ab. Nördlich standen zwei kleinere Flecke übereinander. Die Lichtstärke aller drei war etwas schwächer als die der Pyramide selbst. Diese eigenthümliche Erscheinung hängt bestimmt auf irgend eine Weise mit dem Zodiacallichte selbst zusammen, denn sie kehrte täglich genau unter denselben Verhältnissen wieder.

Ich glaube, daß sie eine Eigenschaft des Zodiacallichtes in seiner höchsten Intensität ist, etwa wie die sogenannte Krone des Nordlichtes einen hohen Grad der Stärke jener Erscheinung selbst bezeichnet.

Ich habe keinen Gewährsmann für diese hier angegebenen Beobachtungen, wenigstens ist mir, wie ich bereits bemerkt, keine hierauf bezügliche Notiz bekannt, aber ich will jetzt eines anderen Phänomens erwähnen, welches Meyen auf gleiche Weise beobachtet hat wie ich, der Sternschnuppen nämlich. Nicht eben häufiger wie in unseren Breiten, aber leuchtender wie mir schien, ziehen diese „Weltspähne" dort über und unter

uns hin. Meyen hat nämlich, sowie auch ich, gesehen, daß Sternschnuppen unterhalb seines Standpunktes auf der hohen Cordillera über das Land hinwegzogen, und ich bin überzeugt, daß wir Beide uns nicht täuschten bezüglich dieses Tiefganges derselben, denn ich sah mehrmals deutlich das Flachland schwach erhellt von dem mit verhältnißmäßig mäßiger Schnelle über dasselbe hinwegziehenden Meteor, während Meyen eines derselben in den Schatten des Gebirges treten sah.

Auch das Leuchten der Vulcane, jenes periodisch wiederkehrende Aufblitzen der Feuerberge, dessen ich schon oben gedachte, tritt hier im Gebirge selbst natürlich weit intensiver auf, als vom Flachlande aus gesehen, und wenn wir uns von dieser eigenthümlichen Erscheinung eine Erklärung zu geben versuchen, so mag es folgende sein.

Die geschmolzene Lava im Krater jener stets thätigen Feuerberge erkaltet an ihrer Oberfläche wenigstens in so fern, daß sie nicht mehr hellleuchtend glüht, obgleich sie noch flüssig ist. Da durchbricht ein Aufwallen von unten, eine riesige, aus den Tiefen jenes vulcanischen Herdes aufsteigende Gasblase den dunkel gewordenen Spiegel, und das weißglühende Innere wirft sein blendendes Licht gegen den Nachthimmel, welcher es reflectirt; dann wiederholt sich dasselbe Spiel. Hierfür scheint zu sprechen, daß, wenn die Vulcane eine gewisse Zeit lang, acht bis zehn Tage, aufgehört haben zu leuchten, meistens Erdstöße eintreten.

Die Gasentwicklung im Innern hat für einige Zeit aufgehört. Die Decke der Lava ist vollständig erkaltet, und die sich später wieder entwickelnden Gase finden keinen Abzug mehr durch ihre von der Natur gebildete Esse. Sie suchen sich einen anderen Ausweg, und dann schüttelt sich die alte Mutter Erde und erzittert, und hat bisweilen ein recht stiefmütterliches Gebahren.

Fragt mich nicht, warum das nicht auch der Fall bei anderen Vulcanen, d. h. warum nur in seltenen, fast zweifelhaften Fällen, ein Leuchten bei jenen beobachtet worden, denn eben jetzt beginnt der Mond sein Recht zu behaupten und verändert die nächtliche Scene.

Bisher war um uns Alles dunkel, und fast nur die unendlichen Fernen des Himmels allein ließen uns ihre ewigen Wunder ahnen. Jetzt tauchen vor, neben und hinter uns sonderbare groteske Gestalten auf. Zu mächtigen, ungeheuerlichen Riesen, zu fabelhaften, tollen Thiergestalten bildet das Licht des aufsteigenden Mondes die fernen Berge, die nähern Felsgruppen. Sie verändern sich, die phantastischen Gebilde, wechselnd mit dem Lichte des immer höher steigenden Gestirnes, bis sich endlich Alles deutlicher gestaltet hat.

Hinter und neben uns in der Ferne liegt jetzt in ruhiger ernster Größe das Gebirge, das wir des Tags über durchstreift. In unserer nächsten Nähe steigen scharfkantige Felsgruppen steil empor mit grellen Lichtpartien und tiefen dunkeln Schatten. Einzelne schneebedeckte Berge erheben ihr Haupt zwischen schwarzen basaltischen Formen, und ihre Schneekronen glänzen still und ruhig in bläulichem phosphoreseirenden Lichte.

Draußen aber liegt, vom Mondlichte übergossen, das Flachland von Chile, umrahmt von riesigen Felswänden, von basaltischen Kegeln, von wunderbar gestalteten Gruppen wild durcheinander geworfener Formen der verschiedensten Art, kurz, eingefaßt von einem Stücke Cordillera, der Bergeskönigin.

Schließen wir, indem wir einen kurzen Blick werfen auf:

Die Entstehung der Cordillera,

und auf die allgemeine Form, in welcher die Massen derselben auftreten, wenn es gleich kaum möglich erscheint, mit wenigen Worten einen der außerordentlichsten Vorgänge der Urwelt zu bezeichnen.

Ich habe schon oben mehrfach des Leuchtens der Vulcane erwähnt, welches ich vom Hafen von Valparaiso, im Flachlande von Chile, auf der hohen Cordillera selbst und endlich später in der Wüste von Atacama vielfältig beobachtet. Dies gibt deutliche Zeugenschaft von der Häufigkeit solcher Feuerberge auf der Andeskette.

Von einzelnen Punkten aus tritt uns bisweilen auch plötzlich, wenn auch noch stets in bedeutender Entfernung, ein solcher Feuerriese entgegen.

Ein wenigstens drei Stunden langes Thal, gänzlich aus basaltischen und doleritischen Massen wild genug zusammengesetzt, schloß plötzlich mit einer jäh in schwindelerregender Tiefe abfallenden Felswand, welche

ein weiteres Vordringen durchaus unmöglich machte. Unten verlief eine Thalschlucht, jene, in welcher ich bisher fortgeschritten, fast kreuzend, und aus derselben erhoben sich dieselben plutonischen Gebilde wie in der oberen, nur mächtiger noch und gedrängter. Ueber diese endlich stieg ein Vulcan empor, über dessen Krater eine schwache Rauchsäule schwebte. Es war dies in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in der Cordillera, aber ich zweifle, ob auch selbst bei einem längeren Verweilen es möglich gewesen wäre, zu jenem Feuerberge zu gelangen, ohne einen allzu großen Umweg einschlagen zu müssen, so kam ich ihm nicht näher und erfuhr selbst nicht seinen Namen.

Es wäre indessen möglich, daß jener Vulcan der von Maipu gewesen wäre, doch erhielt ich keine Gewißheit.

Ich besitze die Skizze einer in Chile erschienenen Karte von einem Theile dieses Landes. Auf dieser finden sich vom 33. Grad südlicher Breite bis zum 43. Grad folgende *größere bekannte* Vulcane verzeichnet: 1. Volcan de Aconcagua, 2. Volcan de St. Jore (von Maipu), 3. Volcan de Tinguririca, 4. Volcan de Chillan, 5. Volcan de Antuco, 6. Volcan de Villarica, 7. Volcan de Huenahue, 8. Volcan de Calbuco, 9. Volcan de Chappira, 10. Volcan de Corcovado, durchschnittlich mithin auf fünfzehn Meilen ein Vulcan. Schon dieses allein zeigt, welche Menge von Feuerbergen die Cordillera besitzt, will man auch, was indessen sehr wahrscheinlich ist, nicht annehmen, daß auf der bezeichneten Strecke sich noch eine gute Anzahl kleiner Feuerberge befinden, welche man bis jetzt noch nicht genau kennt.

Diese Menge heute noch thätiger Vulcane allein bezeichnet schon hinreichend die Entstehung der Cordillera als eine plutonische und es unterliegt auch in der That keinem Zweifel, daß die ganze Kette der Anden nichts weiter ist, als die Ausfüllung einer ungeheuren vulcanischen Spalte. Diese Ausfüllung wurde bewirkt durch das Aufsteigen von Felsmassen in flüssigem, oder, je nachdem, in teigigem Zustande aus dem feurig flüssigen Erdinnern.

Daß dieses Aufsteigen zu sehr verschiedenen Epochen stattgefunden haben müsse, zeigen zum Theil die Reste vorweltlicher Thiere, welche auf höheren Stellen des Gebirges angetroffen worden sind, es scheint aber dies auch aus der Form, vielleicht besser aus dem Charakter des ganzen Gebirges selbst hervorzugehen.

Dieser Charakter ist der eines Systems aneinandergelehnter riesiger Mauern, von welchen eine stets höher als die andere ist, so daß, im Großen gedacht, das ganze Gebirge terrassenförmig ansteigt und der obere Theil jeder Mauer ein Plateau bildet, von welchem aus man wieder auf das höher gelegene der nächsten Mauer gelangt, entweder auf steil ansteigenden Bergpfaden, oder durch quer das Gebirge theilweise durchschneidende Schluchten.

Steht man am Fuße einer solchen Bergwand, so glaubt man, sei diese einmal erstiegen, sich auf der Höhe des Gebirges zu befinden. Aber oben angelangt, sieht man sich auf einem Plateau, auf einer der erwähnten Terrassen, oft von Stunden Breite, und vor uns steigt abermals eine Wand an, oder eine Reihe von Bergen.

In der Küstencordillera Chile's und in dem analogen Gebirgszuge der Wüste von Atacama habe ich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, ganz denselben Typus getroffen, und dort, eben dieser weniger mächtigen Verhältnisse halber, zugleich Gelegenheit gehabt, den Schlüssel zu einer eigenthümlichen Erscheinung zu finden.

Man hat nämlich hier und da behauptet, sowohl in diesen Küstengebirgszügen als auch in der eigentlichen Andeskette selbst, vollkommen *geschichtete* Gesteine an hohen, meist unzugänglichen Stellen getroffen zu haben, und mein Freund Domeytho, einer der ersten Gelehrten Chile's, machte mich, ehe ich die Cordillera besuchte, aufmerksam auf diese scheinbare Anomalie.

Ich habe dort durch das Fernrohr genau solche Stellen, die wirklich den vollkommenen Anschein der Schichtung hatten, beobachtet und fand später, in der Wüste von Atacama, meine dort gehegte Vermuthung bestätigt.

Die Terrassenform, in Verbindung mit der in jenen Breiten in ungleich höherem Grade als bei uns auftretenden Verwitterung, bedingt diese Täuschung.

Die Producte dieser Verwitterung fallen von einer Felswand auf das unter ihr liegende Plateau und bleiben dort, durch Jahrtausende vielleicht schon, unberührt liegen, da aber diese verwitternden Fragmente fast immer eine andere Farbe haben

als das noch unzersetzte Gestein, so glaubt man, von einiger Entfernung aus gesehen, und wenn die nicht allzu breiten Terrassen einigermaßen regelmäßig verlaufen, allerdings mehrfache Schichten verschiedener Gesteine übereinander gelagert sich folgen zu sehen.

Jetzt aber nehmen wir Abschied von jener gigantischen Bergeskönigin, der hohen Cordillera, die uns Bewunderung einflößt und Ehrfurcht durch ihre Erhabenheit, reicht auch das Maß menschlichen Wissens nicht aus, alle ihre Wunder zu ergründen.

Zur Verständigung über die

Erklärung des Geyserphänomens.

Von

Friedrich Mohr.

Aus der Erklärung des Prof. Müller in Nro. 69 dieser Monatshefte (Seite 305) ersehe ich, daß ich im Wesentlichen mit ihm einverstanden bin; er überläßt es dem Urtheil seiner Leser zu entscheiden, inwiefern seine Darstellung an meinem Mißverständnisse Schuld sei. Die betreffende Stelle heißt wörtlich:

„Der Sitz der Kraft, welcher (welche? M.) die in kochendem Schaum verwandelte Wassermasse emporschleudert, ist also in dem Geyserrohre selbst, und nicht, wie man früher glaubte, in unterirdischen Höhlungen zu suchen, welche abwechselnd bald mit Wasser, bald mit Dampf gefüllt sein sollten."

Diese Fassung ist, jetzt wo der Sinn durch die Erklärung von Müller feststeht, weder dem Wortlaute nach, noch dem Sinne nach correct. Hier stehen das Geyserrohr und die unterirdischen Höhlungen in einem Satze coordinirt. Waren nun bei den unterirdischen Höhlungen die Wände der Sitz der Kraft, so muß sich derselbe Sinn auf das Geyserrohr beziehen. Sollte das nicht der Fall sein, so müßte es heißen: der Sitz der Kraft u. s. w. ist also in dem Inhalt des Geyserrohrs zu suchen. Aber auch das ist nicht richtig, denn der Sitz der Kraft, welche das Wasser hebt, ist nach wie vor in den unterirdischen Hohlräumen zu suchen, welche das Wasser erhitzen, ohne es in Dampf zu verwandeln. Die freie Wärme des Wassers ist allerdings die Kraft, welche das Wasser hebt, aber nicht der Sitz der Kraft.

Wenn die Wärme in's Geyserrohr gelangt ist, hat sie bereits ihren Sitz verlassen. Grade dieses Wort und das auf halber Höhe angebrachte Kohlenbecken, welches wirklich ein Sitz von Kraft ist, hat nicht nur bei mir, sondern auch bei Andern dieselbe Unklarheit veranlaßt und die ganze Wirkung der im Uebrigen klaren Darstellung aufgehoben. Jeder Verfasser hat wohl das Recht, den Sinn seiner Worte zu erläutern; allein der Leser hat auch das Recht, den Wortlaut nach den Gesetzen der Sprache und der Bedeutung der Worte auszulegen. Stimmen Beide nicht überein, so liegt entweder ein Mißverständniß des Lesers oder eine Unklarheit des Schriftstellers vor. Ich überlasse es jetzt den Lesern zu entscheiden, welcher Fall vorliege.

Die Bedeutung des obern Kohlenbeckens, welches ich verwarf, ist durch die Erklärung Müller's in Nro. 69 noch unhaltbarer geworden. In der kosmischen Physik ist der Zweck dieses Beckens gar nicht angegeben. In Nro. 69 heißt es:

„Wollte ich das Geyserphänomen im Kleinen nachahmen, so mußte ich es dahin zu bringen suchen, daß die Dampfbildung in der Mitte des Rohrs beginnt, was mir auch durch jenes zweite Becken vortrefflich gelungen ist."

Der Zweck des Geyserapparates im physikalischen Cabinet ist nicht der, das Geyserphänomen im Kleinen nachzuahmen, sondern es mit denselben Kräften und mit derselben Anordnung der Theile nachzuahmen. Nur dann ist ein Schluß von dem Apparat auf die Natur zulässig. Es kommt nicht darauf an, das Wasser auf halber Höhe zum Kochen zu bringen, was auch durch einen galvanisch glühenden Platindraht hätte geschehen können, sondern das Wasser muß von selbst auf halber Höhe zu kochen anfangen, wenn es am Boden erwärmt wird, um einen Schluß auf die Theorie zu gestatten. Glücklicherweise steht die Theorie so fest, daß sie durch den Apparat weder gestützt wird, noch durch sein Mißlingen umgeworfen werden kann. Jedenfalls hat das obere Becken in der Natur nichts Entsprechendes und könnte wohl den Schüler bedenklich machen, weshalb es vorzuziehen wäre, den Apparat gar nicht spielen zu lassen, als mit einer von der Natur abweichenden Anordnung.

Ein Abenteuer Jacques Callot's.

Novellette von G. F.

Der berühmte Callot entwarf niemals eine vorbereitende Skizze, niemals schwächte er die Kraft seiner Gedanken dadurch ab, daß er sie erst auf dem Papiere versuchte, sie dann vermittelst Durchzeichnung mit dem Stift vom Papiere auf die Platte übertrug und endlich mit den Werkzeugen seines Berufs in dieselbe eingrub. Callot improvisirte auf dem Kupfer mit einem Grabstichel. Nichts kommt aber auch der Kraft, nichts der Kühnheit seiner Werke gleich. Nur die Gluth seiner Phantasie, seine Originalität, und die gewissenhaft genaue Darstellung der Costüme sind gleich bewunderungswerth.

Geboren zu Nancy als der Sohn eines Wappenherolds von altem Adel sah Callot seinen Hang zum Zeichnen mit Unverstand und Mißachtung behandelt; man bestrafte ihn dafür wie für ein Laster. Als er siebzehn Jahre alt war, entfloh er eines Nachts und schlug den Weg nach Rom ein. Aber um reisen zu können, bedurfte man, zumal im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, bedeutender Geldmittel; der Schatz unseres Flüchtlings war jedoch sehr gering und deshalb auch schnell erschöpft. Was sollte er thun? Wenn er nach Hause zurückkehrte, mußte er erwarten, daß seine über seine Flucht erzürnte Familie trotz der Reue ihn nur um so nachdrücklicher zum Studium der Heraldik zwingen werde. Er mußte weiter, obgleich er nicht so viel besaß, um seinen Hunger stillen zu können!

Im Nachdenken über seine Lage schlief er am Fuße eines großen Baumes ein, und glücklich ist das Alter, in welchem der Schlaf über die beunruhigendsten Sorgen die Oberhand behält. Als er wieder erwachte, fand er sich von einem Haufen Menschen umringt, welche braune Gesichter hatten und mit ärmlichen und bizarren Kleidungsstücken bedeckt waren; sie beschäftigten sich soeben damit, ihn seines Anzugs zu berauben, und Callot hatte so fest geschlafen, daß er sich beim Erwachen bereits halb nackt fand. Sein Zorn, sein kühnes Gesicht, und jene eigenthümliche Theilnahme für Alles, was jung und hilfsbedürftig ist, womit die Natur alle Menschen auf wunderbare und wohlthätige Weise ausgestattet hat, machten die Zigeuner jetzt freundlicher für ihn gestimmt und sie ließen ihm sein Hemd und sein Beinkleid. Da er nichts Besseres zu thun wußte, zog er in der Gesellschaft der Strauchdiebe weiter. Sie ergötzten sich nicht wenig über seinen frohen Sinn, seine launigen Antworten und seine Geschicklichkeit. Mit wenigen Strichen hatte er das Bildniß einer jungen Zigeunerin gezeichnet, die ihm gefiel. Von diesem Augenblick an stand er unter dem Schutze der Horde; jenes Mädchen wurde seine Geliebte und er erhielt sein Wamms und seinen Hut wieder.

Das Zigeunerleben war für die Dauer nicht nach dem Geschmacke der glühenden Phantasie eines Künstlers. Callot faßte sich in Geduld, bis sie vor Rom anlangten. Dann stahl er sich, als eben die Schwester seiner Geliebten einen kleinen Zigeuner in die Welt setzte und alle Frauen sich um sie beschäftigten, während die Männer eifrig auf eine Mahlzeit bedacht waren, ohne Hinderniß davon und irrte eine Stunde später in den Straßen Roms umher.

Bald fühlte er Hunger und er sehnte sich bereits wieder nach der freilich nicht sehr ausgesuchten, aber doch den quälenden Hunger stillenden Kost der Zigeuner zurück.

Traurig setzte er sich auf der Schwelle eines Hauses nieder und dachte darüber nach, auf welchem Wege er seine Reisegefährten wohl wieder auffinden könne, welche Entschuldigung seiner Flucht er vor dem Häuptling der Horde und besonders vor seiner süßen Hälfte vorbringen sollte, vor deren sauersüßen Zärtlichkeit ihm bange war; da beschloß er, sich dem Zufalle zu überlassen, wie er es in Bezug auf sein Leben seit seiner Flucht von Nancy immer gethan hatte, und obgleich die Dunkelheit bereits hereinbrach, bog er in die erste Straße rechts ein und ging darin vorwärts. Aber anstatt den Weg wiederzufinden, auf dem er gekommen war, öffneten sich immer wieder neue Straßen vor seinen Schritten und unzählige Straßenecken boten ihm fortwährend ihre verwirrenden Kreuzwege dar.

So stand er voller Sorgen, als ein Mann, der sich sorgfältig in einen Mantel gehüllt hatte, ihn fragte, ob er einen angenehmen Abend zuzubringen wünsche.

Callot setzte alles schlechte Italienisch, welches ihm zu Gebote stand, in Bewegung, um die Antwort zu geben, daß er nichts Besseres verlange.

„Folge mir!" sagte der Unbekannte und schritt weiter, indem er den jungen Mann lange Zeit durch ein Gewirr vereinsamter Straßen dahinführte. Eine gewisse Bangigkeit bemächtigte sich allmälig Callot's, ohne daß er recht wußte, vor welcher Gefahr der Himmel ihn eigentlich bewahren solle.

Unterdessen schritt sein Führer immer weiter und weiter. Die Nacht war ungemein finster, dennoch glaubte der arme Franzose wahrzunehmen, daß die Straße, in der sie sich nun befanden, die nämliche sei, in welcher sein Führer mit ihm zusammengetroffen war. War es der Plan seines Führers, ihn in der Irre umherzuführen, war dieser lange und so geschwind zurückgelegte Marsch dazu unternommen worden, daß er nicht wissen solle, an welchem Orte sie sich befänden?

Der Mann mit dem Mantel hielt endlich vor einer kleinen Thür still. Als diese sich öffnete, murmelte er grinsend: „Ich habe Einen!" Callot fiel bei diesen unglückverheißenden Worten fast in Ohnmacht. Er versuchte zu fliehen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst; eine kräftige Faust faßte ihn beim Kragen und zog ihn durch einen langen dunkeln Corridor.

Welch ein Schauspiel bot sich Callot's Augen dar! Ein sehr geräumiges Zimmer, von einer einzigen Kerze erhellt, dehnte sich vor ihm aus. Phantastisch gekleidete Wesen saßen darin und an den Wänden erblickte er weiße, unbewegliche Gestalten, die man kaum erkennen konnte. Das Schrecklichste aber zeigte sich inmitten des Zimmers, wo ein ermordeter, blutender, verstümmelter Mensch lag! Man ließ Callot herantreten. Man legte seine Hand auf den Leichnam. „Schwöre," heulte eine sonderbare Stimme, „schwöre, daß Du niemals sagen wirst, was Du hier sahst oder noch sehen wirst!" Halbtodt vor Furcht, stammelte Callot den Eid.

Jetzt begannen die merkwürdigen Gestalten, welche den Saal erfüllten, um Callot im Kreise umherzutanzen. Obgleich an die bizarren Tänze der Zigeuner gewöhnt, vermochte er doch kaum diese phantastischen Sprünge, diese Grimassen, diese Aufschreie, diese Ausbrüche verworrenen Gelächters, einen wahren Hexen- und Teufelssabbat, zu ertragen.

Als sie ihres Tanzes müde waren, nahmen sie den Leichnam, richteten ihn an einer Wand empor und nöthigten Callot heranzutreten und sich mit dieser unheimlichen Bürde zu beladen. Vergebens war sein Bitten, sein Weinen, sein Abwehren, seine Vorstellungen, daß er, ein armer Fremdling in Rom, des Mordes dieses Menschen würde angeklagt werden, vergebens! er mußte sich unter seiner widerwärtigen Last beugen. Während er, so gut es gehen wollte, den starren und unbeweglichen Körper fortschleppte, glaubte er plötzlich zu fühlen, wie sich derselbe belebte, bald umgaben zwei kräftige Arme seinen Hals mit ihren unsanften Umschlingungen, eine rauhe Stimme ahmte das Krähen des Hahnes nach und stimmte darauf einen diabolischen Gesang an.

Der arme Callot hielt es nicht mehr aus. Kraftlos fiel er auf den Boden; aber die nackten Fersen des Leichnams spornten ihn und er mußte sich, wohl oder übel, wieder erheben.

„Heilige Jungfrau!" schrie er voll Verzweiflung, „bin ich denn noch nicht genug

dafür gestraft, daß ich meiner Familie entlaufen? Ist denn meine Liebe zur Malerei noch nicht grausam genug gebüßt?"

Die Umschlingungen des Leichnams ließen nach. „Du bist Maler?" rief er aus. „Beweise es, daß Du Maler bist!"

Eine Laterne, die sich wie durch Zauberei entzündete, erglänzte jetzt in der Hand des unheimlichen, blutenden Körpers und Callot fühlte, wie ein Stück Kohle ihm in die Hand glitt.

Ohne recht zu wissen, was er that, in fieberhafter Hast und Aufregung zeichnete Callot die Gestalt eines Zigeuners in den erhellten Kreis, welchen die Laterne auf die Wand warf.

Kaum hatte er seine Zeichnung vollendet, als der Leichnam ihm um den Hals fiel, ihn mit Begeisterung umarmte, und mit einer Stimme, die nichts Infernalisches mehr an sich trug, ausrief: „Hierher, Lorenzo! hierher, Pietro! Alle herbei! Es ist ein junger Künstler, ein originelles, ein unerhörtes Talent!"

Die vorhin beschriebenen Gestalten eilten herbei, halb bekleidet und zum Theil mit Farben besudelt. Es war eine Versammlung von Künstlern, welche sich über den Schrecken eines Fremden belustigen wollten und den Streich ausgeführt hatten, dessen Opfer Callot geworden war.

Während sie Callot's Zeichnung bewunderten und während dieser, der sich von seiner Furcht wieder erholte, ihnen in naiver Weise seine Abenteuer erzählte, wischte sich der wiederbelebte Leichnam mit einem großen Schwamme schwarze und rothe Farben vom Leibe, welche an seinen Gliedern so täuschend Blut und Wunden dargestellt hatten. Als er sein Beinkleid und Wams wieder angelegt hatte, wurde aus ihm ein großer junger Mann von einnehmendem Aeußern.

„Mein Freund," sagte er zu Callot, „ich habe Dir so eben einen nicht geringen Schrecken verursacht. Um Dich dafür zu entschädigen, biete ich Dir für so lange, als es Dir gefallen wird, eine Wohnung in meinem Hause, einen Platz an meinem Tische, meinen Credit und meine Rathschläge an. Auch ich habe gehandelt wie Du; ich habe Heimath und Familie verlassen, um mich in Freiheit meiner Leidenschaft für die Kunst zu ergeben. Auch ich würde ohne die Hilfe eines würdigen Mannes, der sich gütig meiner annahm, viele meiner Jugendjahre im Kampfe gegen das Elend verloren haben. Ich werde an Dir thun, was man an mir gethan hat. Und bei Gott, Freund! wenn Du eben so viel Eifer zur Arbeit besitzest als glückliche Anlage, so wirst Du ein berühmter Mann werden! Und Euch, Collegen, lade ich sämmtlich ein, bei Pierre de Franqueville zu Abend zu speisen und bis in den Morgen hinein zu zechen. Wir wollen dann auch auf die künftigen Erfolge Jacques Callot's trinken!"

Die Vorboten der Reformation.*)

Die Zustände in Deutschland zur Zeit vor der Reformation werden für jeden denkenden Menschen stets ganz besonderes Interesse haben, denn je großartiger die Ereignisse und deren Folgen uns erscheinen, um so begieriger suchen wir den unmittelbar vorhergehenden Ursachen nachzuspüren. Der kürzlich ausgegebene vierte Band von Souchay's „Geschichte der deutschen Monarchie," welcher den Zeitraum von der Geschichte der Habsburger bis auf Karl V. enthält, gibt ein sehr anschauliches Bild des Verfalls, der Unhaltbarkeit und Unzulänglichkeit der Sitten und Zustände vor der gewaltigen Umwandlung durch die Reformation. Die mittelalterlichen Städteeinrichtungen, wie unter Anderem die zünftigen Verhältnisse und die Verbindungen der Städte untereinander waren damals in voller Blüthe und brachten in ihren Folgen den Geist des Monopols in alle städtischen Verhältnisse. Man erwarb Privilegien im Großen und führte sie im Kleinen überall durch; jede Zunft legte sich das Recht bei, Alle von der Arbeit auszuschließen, die nicht zu ihr gehörten; die Früchte der Arbeit sollten dann durch die Beschränkung der Anzahl der Zunftgenossen, die Gleichheit des Verdienstes unter diesen durch Beschränkung der Anzahl der Mitarbeiter gesichert werden; an die Stelle einer freien und frischen Thätigkeit im Wettkampf des Kunstfleißes trat der genossenschaftliche und obrigkeitliche Schutz gegen Mitbewerber. In dieser Weise sonderten sich die Bürger vom Volke und grenzten sich gegenseitig hinter ihren Mauern ab; die Söldner der Städte gleich denen der Fürsten suchten die Hütten des Landmannes durch Plünderung

*) Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von Dr. C. F. Souchay. Vierter Band. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer's Verlag.

Raub und Brand heim. Aber diese Zustände rächten sich nach dem Gesetze der Wiedervergeltung, indem sich die Ritter, der Adel und die Fürsten zum Nachtheil der Städte verbanden, deren Waarenzüge beraubten, die Landstraßen unsicher machten, durch Fehden Geld erpreßten und zu großen und kostbaren Vertheidigungsanstalten nöthigten, wodurch Störung des Verkehrs, Schulden, Steuerdruck u. s. w. veranlaßt wurden, so daß es zuweilen das Ansehen hatte, als ob schon diese Ursache genügen würde, um die Pulsadern des städtischen Wohlstandes zu unterbinden.

Rechte ohne Macht sind ein Schatten ohne Körper; die Zeit bildete die Souveränetät der einzelnen deutschen Fürstenthümer in der einseitigsten Weise aus, weil die Gewalt des Kaisers dahin und keine andere an die Stelle getreten war. Diesen Zustand, als der Kaiser Ansehen und Macht verloren hatte, als die Fürsten mit dem Adel und mit den Städten um eine neue Gewalt kämpften, als das Land von allen Theilen schonungslos verwüstet wurde, kann man mit Recht so bezeichnen, wie es Friedrich III. gethan hat: „Das Reich war voll Unrath, Gewaltigkeit, unehrlichem Angriff, Mord und Brand, davon es gar schädlich gemindert ward, viele Unterthanen groß Noth, Verderbniß und Schaden täglich litten."

Zu einem solchen Zustande, zu solchen Neigungen und Leidenschaften der höheren Stände muß man die Ursache auch in den Sitten und Gewohnheiten jener Zeit finden. Reichthum und Luxus hatten sich durch den Handel und die Betriebsamkeit über Italien und Deutschland verbreitet; die höhern Stände, Fürsten, Adel und Ritter, nahmen mit Vergnügen Theil an dem Wohlleben, das sie besonders bei ihren italienischen Zügen kennen lernten, sie wollten genießen, aber arbeiteten nicht; sie durften nach der herrschenden Standesansicht weder Handel noch Gewerbe betreiben; der Landbau warf zu wenig ab; also mußten die nöthigen Mittel zu dem bereits angewöhnten Luxus mit dem Schwerte errungen werden. Die Ueppigkeit, die Verschwendung, der Geiz und die schlechten Sitten der Geistlichen stammten mit den Ausschreitungen des weltlichen Adels aus derselben Wurzel und trieben gleiche Zweige. Geistesentwicklung und Bildung konnten unter der Ritterschaft nicht gedeihen und Ulrich von Hutten, selbst ein Ritter, klagt häufig über die Verachtung seiner Standesgenossen gegen alles Wissen. Er schreibt an Eitelwolf von Stein: „Wenn sich jetzt ein Jüngling mit guten Anlagen der Wissenschaft hingibt, so verachten sie ihn sofort, als Einen, der die Würde seines Standes und die Achtung vor seinen Ahnen nicht zu bewahren wisse; sie verlachen ihn, verspotten ihn und zeigen auf ihn mit dem Finger."

Die kirchlichen Zustände waren in gleicher Weise verderbt. Man braucht nur die Chroniken und Stadtgeschichten aufzuschlagen, um die Züge dieser Verderbniß zu finden. Der Geistlichkeit zu Augsburg mußte das Gewehr- und Maskentragen verboten werden und der Rath erließ eine beschränkende Verfügung gegen den Häusererwerb. Dafür rächte sich die Geistlichkeit, indem sie mehrere an der Pest verstorbene Personen nicht begraben ließ, unter dem Vorwand, daß sie im Bann wären. Ausschweifung, Wucher und Simonie waren die Hauptsünden der Geistlichen; mit den Pfründen und Einkünften wurde schändlicher Mißbrauch getrieben. Zu diesen maßlosen Uebergriffen des Adels, der Städte und der Geistlichkeit in directem Gegensatz stehen die Grausamkeit des Strafverfahrens, die Folter mit allen ihren entsetzlichen Consequenzen, die furchtbaren Judenverfolgungen und die Mißhandlungen der Bauern, der Hörigen, die im Elend umkamen, ohne daß sie irgend wie im Stande waren, sich Recht zu schaffen. Hier sagt Souchay sehr richtig: „Wir müßten unsere Nation verabscheuen, wenn ungereizt, ohne vorhergegangenen Druck, ohne erlittene Erniedrigung, die Bauern zu einer solchen Grausamkeit und thierischen Ungebundenheit ausgebrochen wären, wie sie sich im Bauernkrieg zeigte."

Wenn so auf der einen Seite die veralteten Zustände in sich selbst zerfielen, wenn die Verderbniß der Sitten, welcher gewaltsame und unhaltbare Einrichtungen entgegengestellt wurden, zu einer inneren Umänderung nothwendig drängte, entwickelten sich auf der andern Seite neue Elemente des öffentlichen Lebens, welche die Keime eines großen Fortschrittes in sich trugen und dem Unwesen der kirchlichen und staatlichen Autoritäten kräftig entgegentreten konnten. Vor allen Dingen war es einer der Wege der Vorsehung, daß damals durch die Buchdruckerkunst immer mehr Bücher verbreitet und gelesen wurden. Der Umstand, daß die Geistlichen die lateinische Sprache für ihre eigenen Zwecke einführten und pflegten, brachte die verständigeren und einsichtsvolleren Katholiken zu der Idee, die Mißbräuche der Kirche durch Satiren in classischer Sprache zu geißeln, und hier tritt mit mehreren Anderen namentlich wieder Ulrich von Hutten hervor. Mächtiger aber wirkte die Einführung deutscher Bücher in weitere Kreise, vorzüglich die schon vor Luther gemachten Versuche, die Bibel in deutscher Sprache einzubürgern. Die geheimnißvolle Macht, die sich in der Monopolisirung des Geistes durch die Geistlichen gebildet hatte, war an der Wurzel angegriffen und mit der klareren Einsicht entwickelte sich nach und nach die Möglichkeit eines größeren allgemeinen Fortschrittes.

Die Kunst des ausgehenden Mittelalters.

Kaiser gestiftet und in denen der Geist jener großen Periode der Weltgeschichte verkörpert ist, welche von der Einführung und Ausbreitung der Christuslehre in Europa bis zur höchsten Machtentfaltung der römischen Hierarchie sich erstreckt, an deren Beginn uns die gewaltige Gestalt Karl's des Großen entgegentritt, der mit dem Schwerte

Aus der Fülle der Erscheinungen, welche das Wesen der romanischen Schlußperiode bezeichnen, löst sich als ein besonderer Zweig die Kunst des gothischen Stils ab.*) Die Anfänge dieses Stils stehen mit den letzten Aeußerungen des Romanismus noch auf gleicher Stufe; aber sie führen zu einer Umgestaltung der gesammten Kunst des

Schloß Meillant.

die neue Lehre zu den heidnischen Völkern Deutschlands brachte, und an deren Schluß Ludwig der Heilige von Frankreich steht, dessen siegreiche Fahne den Feinden der Kirche am Grabe des Heilandes ein Schrecken war. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal recht lebhaft das Bild dieser in sich abgeschlossenen großen Zeit, wie sie sich in den Monumenten der romanischen Kunstepoche vor uns aufrollt, bevor wir zu der Betrachtung derjenigen Werke übergehen, welche in unmittelbarem Anschluß daran eine Umänderung im Geiste der Menschheit und einen neuen Aufschwung in der Cultur und Kunstentwicklung kennzeichnen.

Abendlandes. Ein schwärmerisches, mystisches, ekstatisches Element, welches der Form und Darstellung einen neuen Gehalt, ihrer Fassung und Behandlung, ihrer Verbindung, ihrer Wirkung ein charakteristisch neues Gepräge gibt, tritt hinzu, durchdringt die Kunstschöpfungen lebhafter, gliedert sie reicher und bindet sie fester zusammen.

Die verschiedenen Gattungen der bildenden Kunst vereinigen sich in der gothischen Epoche auf das Innigste zur gemeinsamen

*) Handbuch der Kunstgeschichte von Franz Kugler. Vierte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Lübke. Zweiter Band. Stuttgart. Ebner und Seubert

Wirkung, in ihrer Behandlung voneinander abhängig, den jeweiligen Grad ihrer Vollendung in dieser ihrer Vereinigung findend.

Der Ursprung der Kunst des gothischen Stils, ihre erste feste Ausprägung, ihre erste Entfaltung zu zahlreichen, großen und glanzvollen Monumenten, gehört dem nordöstlichen Frankreich an. Hier vereinigten sich die Lebenselemente, zu deren gemeinsamem Ausdruck der gothische Stil sich entwickeln sollte. Die geistliche Macht fand hier in der königlichen ihren bereitwilligen Vertreter, hier gedieh das städtische Bürgerthum und der kirchlichen Wissenschaft ward die reichste Pflege zu Theil. Die erste vorbereitete Entwicklungsstufe des Stils, wie sie in jenen Districten zur Erscheinung kam, fällt in eine Epoche, welche anderweit noch den Romanismus in seiner ganzen Strenge oder doch nur erst den Beginn seiner Umwandlung in ein weicheres und wechselvolleres Formgefüge zeigt. Es ist die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, sammt dem, was als unmittelbarer Ausläufer des Erwerbes dieser Zeit noch in den Anfang des folgenden hinüberreicht.

Unter den architektonischen Werken aus jener Epoche gibt es einige, bei welchen das zu Anfang des Baues noch romanische Grundprincip im Fortgange desselben sich unmittelbar zum gothischen umbildet; andere haben eine primitiv gothische Gesammtdisposition bei noch romanisirender Behandlung der Einzeltheile.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt die selbständige Entfaltung des gothischen Stils; er gewinnt im Laufe desselben seine volle, starke, innerlich gebundene Durchbildung. Zunächst und zwar bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in den Gegenden des französischen Nordostens und in denjenigen Orten, welche sich ihrer künstlerischen Richtung unmittelbar anschließen. Dann, in früherer oder späterer Aufnahme, in den übrigen Landen des europäischen Occidents. Es ist die Epoche seiner ersten machtvollen Blüthe, welche dem Ausdrucke großartigster Erhabenheit mit stets gesteigerter Entwicklung der Kräfte nachstrebt, welche schon bis zur größten Kühnheit technischer Combinationen vorschreitet und gleichzeitig auf die reichlichste, auch ein gewaltsames Uebermaß nicht scheuende bildnerische Ausstattung Bedacht nimmt, welche dabei aber, in ihren Combinationen wie in der Behandlung des Einzelnen, noch ein Gesetz herber Strenge bewahrt, das eine geschmeidigere Ausprägung der Formen noch nicht zuläßt, das eben so aber auch der Verflüchtigung des Systems in die Bildungen einer künstlichen Speculation noch entgegensteht.

Deutschland hatte lange mit Sinn und Entschiedenheit an der romanischen Stilform festgehalten; es nahm die gothische Form spät und zögernd auf; aber es wandte sich, als dies geschah, der Neuerung eben so entschieden, mit eben so sinnvoller Durchdringung der Aufgabe zu. Es ist hierbei zunächst anzuerkennen, daß sich die Momente des Ueberganges zwischen romanischer und gothischer Stilform in Deutschland überwiegend dem Bereiche der erstern, dem Romanismus einreihen, indem bei dem einstweiligen Uebergewichte desselben die neuen Richtungen des Formensinnes vorerst noch seinem Gesetze untergeordnet bleiben, und daß nur wenige Beispiele deutscher Frühgothik zu nennen sind, in denen eigentliche romanische Reminiscenzen nachklingen.

Das durchgebildete System der nordfranzösischen Gothik des dreizehnten Jahrhunderts eignete sich Deutschland nunmehr an und bedeutende Beispiele setzten die Bestrebungen desselben fort. Mehrere der berühmtesten Kirchen am Niederrhein sind Beispiele dieser Uebergangsperiode. Die Uebertragung des französisch-gothischen Kathedralensystems, in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Composition, im Plane wie im Aufbau, bekundet der Dom zu Köln, 1248 gegründet und in dem ersten Stadium seines Baues, vermuthlich schon von dessen Anfang bis gegen den Schluß des Jahrhunderts, unter Leitung des Meisters Gerhard von Rila ausgeführt. Dieser Epoche gehört der Unterbau des Chores an. Eine Einleitung zu jener neuen, anmuthig bewegten Ausbildung, welche am Oberbau des Kölner Domchores eintritt, zeigen die Reste der St. Wernerskirche bei Bacharach. Einen Anschluß an die in der Kölner Dombauhütte geübte Behandlungsweise zeigt der Dom zu Xanten, 1263 gegründet. Aehnliche Gesammtverhältnisse zeigen sich in der Gruppe der Monumente des südwestlichen Deutschlands, der oberrheinischen und der angrenzenden schwäbischen und schweizerischen Lande, zu Zürich, zu Basel, zu Esslingen, am Schiff des Münsters zu Freiburg und

an dem 1275 vollendeten Schiffbau des Münsters von Straßburg. Der Bau der Facade des letztern, nach dem Plane und unter Leitung des Meisters Erwin von Steinbach, schloß sich 1277 an. Nach Erwin's Tode 1318 wurde der Bau noch zwei Jahrzehnte durch fortgesetzt; dann traten, um größere Höhen zu gewinnen, Veränderungen ein. Das noch später Ausgeführte wurde in völlig abweichender Weise behandelt. Ein weiteres charakteristisches Frühbeispiel, auch in weitern Beziehungen ein für die Ausbildung der deutschen Gothik einflußreicher Bau, ist die Elisabethkirche zu Marburg. Die für das gothische System neue räumliche Anordnung ist hier mit Entschiedenheit und zu kraftvoller Wirkung durchgeführt, während sich in der Formenbehandlung die für das System des mittlern Hochbaues ausgeprägten Formen noch wiederholen. Der Dom zu Frankfurt am Main, die Stephanskirche zu Mainz, die Dome zu Minden, Magdeburg, Naumburg und viele andere gehören hierher und finden sich in Kugler's Werk mehr oder weniger ausführlich geschildert.

Wie bei der Annahme der gothischen Architektur, so wendet sich Deutschland auch der gothischen Sculptur nur zögernd zu. Die Sculpturen an der Liebfrauenkirche zu Trier zeigen schon die neue Stilform und die Statuen neben dem Westportal der Elisabethkirche zu Marburg haben die ausgesprochene gothische Form in roher Fassung. Die Gestalten der Grabsteine aus jener Zeit erscheinen noch starr, doch mit dem Gepräge individuell strenger Würde. Von besonderer Bedeutung sind die Sculpturen in den Domen zu Bamberg, Naumburg, Marburg und Münster. Magdeburg besitzt ein merkwürdiges Denkmal frühgothischer Sculptur in der Reiterstatue Kaiser Otto's I. auf dem alten Markte. Unter der umfassenden Sculpturausstattung des Straßburger Münsters sind besonders die zwei symbolischen Statuen des alten und neuen Bundes zu nennen, von denen man vermuthet, daß sie von der Tochter des Erbauers, Sabina von Steinbach, herrühren. Die Glasmalereien, welche aus dieser frühesten Periode der gothischen Kunst vorhanden sind, haben keine besondere Bedeutung.

Kugler hat die Entwicklung des gothischen Stils in vier Perioden geschildert, deren letzte in die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts fällt. Die Gothik aus dieser Epoche zeigt schon die Entartung und diejenigen Werke, durch welche sie in Deutschland vertreten ist, haben meist einen nüchternen Charakter, reichere Ausstattung der Einzelheiten und gewaltige Thurmanlagen. An einzelnen Beispielen, wie bei der Klosterkirche zu Chemnitz mit ihrem barock naturalistisch ausgebildeten Portale, zeigt sich die ganze Ueberladung dieses Zustandes des Zerfalls. Die decorative Ausstattung des Aeußern gemahnt schon an die modernere Kunst der Renaissance. Neben dem Kirchenbau entwickelt sich auch der Profanbau in ähnlicher Weise. Stattliche Thoranlagen, reich decorirte Häuserfacaden und kunstvolle Giebelbauten kommen allenthalben vor. Dem italienischen Meister Fra Giocondo wird das Schloß Meillant bei St. Amand zugeschrieben, ein Bau von üppig phantastischer Ausstattung. Namentlich in Holland sind mehrere bedeutende Bauwerke aus jener Zeit vorhanden, die den Uebergang der Gothik zur Renaissance zeigen.

Bei der Schilderung der Kunst der Renaissance ist der Bearbeiter des Kugler'schen Handbuchs, W. Lübke, selbständiger verfahren als bei den übrigen Theilen des Werkes. Er motivirt diese Umarbeitung durch die größere Ausdehnung seiner Studien, welche ihn befähigten, grade diese vielfach verkannte Kunstperiode in ihrem vollen Werthe zu erkennen.

Die moderne Kunst bildet ihm gleichsam die Wiedergeburt der antiken classischen Kunstperioden von Griechenland und Rom. Da die gothische Architektur, eben so wie die gesammte Lebensanschauung, der sie ihr Dasein verdankte, sich völlig ausgelebt hatte, so war nichts natürlicher, als daß eine große allgemeine, wesentlich von Italien ausgehende Culturströmung, die Verehrung des Alterthums, die antike Kunst wieder emporbrachte. Diese erschien nun als das ewig Neutrale und Weltgiltige sowohl in der Architektur als gegenüber den beiden andern Künsten in ihren besondern Aufgaben. Die Größe und Originalität, mit welcher die Renaissance die antiken Formen handhabt, ist um so bewundernswerther, als diese zu den architektonischen Massen und Räumlichkeiten, welche der Geist und die Bedürfnisse der Gegen-

wart erforderten, oft nur in einem decorativen Verhältniß ſtanden. Ein Jahrhundert hindurch erlebte, trotz dieſer ungünſtigen Vorbedingung, die Architektur eine Blüthezeit, die an Größe, Fülle und Schönheit des Geleiſteten mit keiner andern Epoche den Vergleich zu ſcheuen braucht. Wenn trotzdem die Architektur in der künſtleriſchen Entwicklung des modernen Zeitalters nicht die erſte Rolle einnimmt, ſo liegt dies weſentlich an den neuen Gedanken und Erforderniſſen der Zeit, denen nur mit den bildenden Künſten genügt werden konnte. Die Architektur nimmt demnach in der künſtleriſchen Entwicklung des modernen Zeitalters nur eine zweite Stellung ein; das vorzüglichſte Intereſſe beruht hier auf den Werken der Sculptur und Malerei.

Portal der Kloſterkirche zu Chemnitz.

Was den Entwicklungsgang der modernen Kunſt anbetrifft, ſo geſtaltet ſich derſelbe, ſeinen allgemeinen Zügen nach, in folgender Weiſe. Die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet den Beginn der neuen Richtung, die Periode, in welcher alle Kräfte aufgeboten werden, um der neuen Elemente der Darſtellung Herr zu werden; dabei aber ſieht man häufig, bei aller als modern zu bezeichnenden Abſicht im Einzelnen, in der Faſſung des Ganzen noch den Geiſt der mittelalterlich romantiſchen Zeit wirkſam. Italiener, Niederländer und Deutſche erſcheinen hier in reger und erfolgreicher Thätigkeit. Die frühere Zeit des ſechzehnten Jahrhunderts zeigt ſodann die großartigen und vollendeten Reſultate dieſes Strebens, die ſich zugleich mit dem erhabenſten geiſtigen Schwunge vereinigen; dies indeß nur bei den Italienern, während die nordiſche Kunſt nicht zur vollkommenen und ſelbſtändigen Entfaltung gelangt. Die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts bringt eine allgemeine Verbreitung jener gediegenen Darſtellungsweiſe, doch zumeiſt nur ihrer äußerlichen Elemente, indem die hohe innere Kraft, die ſich im Anfange des Jahrhunderts entwickelt hatte, plötzlich nachließ. Ein neuer Aufſchwung beginnt mit dem ſiebzehnten Jahrhundert, zwar auch nicht in der großartigen Idealität der eben genannten Zeit, wohl aber mit der umfaſſendſten Energie, welche alle Kreiſe des menſchlichen Lebens, alle Intereſſen der Exiſtenz, Alles, was zur Umgebung des Menſchen gehört, zu durchdringen vermag. Den Niederländern und Italienern, welche in dieſer Zeit vorzüglich thätig ſind, treten jetzt die Spanier als ebenbürtig zur Seite, während die Deutſchen und Franzoſen eine nur geringere, doch wenigſtens im Einzelnen nicht unbedeutende Theilnahme bezeugen. Von der ſpätern Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts ab machen ſich die Franzoſen zu Herren des künſtleriſchen Geſchmackes, verbreiteten indeß ein manierirtes unerfreuliches Weſen, das bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts anhält. Von dieſer Zeit beginnt ein neues, ganz eigenthümliches Streben, das im Einzelnen

Werke von erhabenster Bedeutung hervorgerufen hat und vielleicht auf eine noch schönere Zukunft deutet.

Vom Allgemeinen auf das Einzelne übergehend, schildert Kugler die moderne Architektur innerhalb und außerhalb Italiens und geht alsdann auf Malerei und Sculptur über, deren Entwicklung durch die verschiedenen Schulen er verfolgt. Die italienischen Malerschulen bilden selbstverständlich einen der interessantesten Abschnitte. Die älteste, von Florenz ausgehende toscanische Schule zeigt die unmittelbare und naive Auffassung der Erscheinungen des Lebens. Die Würde und einfache Größe, welche die Werke aus dieser Periode charakterisiren, deuten auf den Einfluß der antiken Kunstwerke hin. Als der eigentliche Gründer der modernen Richtung in der Malerei gilt Masaccio, 1402 bis 1428. Seine Wandgemälde in Rom und Florenz zeigen ihn auf einer hohen Stufe künstlerischer Vollendung. Ein Zeitgenosse von ihm ist Filippo Lippi, der mit hoher Freudigkeit, mit kühner, oft verwegener Laune in den bunten Wechsel des Lebens greift und die Gestalten in seinen Bildern festhält.

Von den oberitalienischen Schulen, denen namentlich Giovanni Bellini zur Zierde gereichte, führt uns Kugler zur umbrischen Schule, die ihren Hauptsitz in Perugio hatte und aus welcher später der große Rafael hervorging.

Die Blüthe der italienischen Malerei entfaltete sich auf eine mannigfach verschiedene Weise. Aus der Schule von Florenz traten zwei große Meister hervor: Leonardo da Vinci, dem sich Correggio an die Seite stellt, und Michel Angelo, dem in dem jüngern Rafael, der in Rom die höchste Reinheit und Anmuth des künstlerischen Stils erreichte, der gleichbedeutende Genosse sich beigesellt. Wenn wir noch die Meister der venetianischen Schule nennen, unter denen

Gruppe aus einem Gemälde Masaccio's.

der gewaltige Tizian hervorragt, so haben wir die Häupter der Blüthezeit der italienischen Malerei genannt.

Bei der Betrachtung der Kunst des modernen Stils in Bezug auf Malerei ist ganz besonders der Umstand in's Auge zu fassen, daß man inzwischen mehrere Arten einer künstlerischen Technik erfunden hatte, welche die bildliche Darstellung durch rein mechanische Mittel zu vervielfältigen gestatteten, nämlich Holzschnitt und Kupferstich. Zwar gaben diese Künste nur eine mehr oder weniger ausgeführte Zeichnung wieder, aber sie erlaubten deren Verbreitung im weitesten Kreise, so daß fortan der Einfluß der künstlerischen Individualität nicht mehr auf die nähern Umgebungen derselben oder auf die Wirkung, die ein einzelnes ihrer Werke ausübte, beschränkt blieb. Namentlich die Mehrzahl der nordischen Künstler lieferten zahlreiche Kupferstiche und Holzschnitte. Albrecht Dürer und Lucas Cranach haben uns viele Werke dieser Art hinterlassen.

Das höchſte des Familienandachtbildes, was der nordiſche Geiſt erreichen konnte, iſt in einem deutſchen Kunſtwerke, nämlich in der Madonna von Hans Holbein dem Jüngern gegeben, welche in zwei echten

Der heilige Chriſtoph, nach Lucas Cranach.

Exemplaren, demjenigen der Galerie von Dresden und dem im Beſitze der Prinzeſſin Eliſabeth von Heſſen zu Darmſtadt vorhanden iſt.

Das Kugler'ſche Werk gibt eben ſo anziehende wie in der Kürze der Faſſung erſchöpfende Schilderungen der niederländiſchen Malerſchulen, der Malerei in Frankreich, der deutſchen Schulen der Malerei und der Glasmalerei. Auch die Sculptur in Stein und Holz, die Broncearbeit und dahin Einſchlagendes ſind trefflich behandelt.

Neben der Darſtellung der Heiligen entwickelte ſich im ſiebzehnten Jahrhundert vorzugsweiſe die Hiſtorienmalerei in Italien, Holland und Spanien. In der niederländiſchen Schule tritt uns zunächſt eine Reihe ausgezeichneter Bildnißmaler entgegen. Die ausſchließliche Richtung auf das Porträtfach iſt als ein charakteriſtiſches Zeugniß der dortigen Lebenszuſtände zu betrachten; die kirchlichen und die feudalen Traditionen waren zerriſſen und nur die Gegenwart und die Freiheit des Individuums hatte ihren Werth. Der Gründer und das eigentliche Haupt der Schule von Brabant iſt Peter Paul Rubens, der ſich nach einheimiſchen Meiſtern und ſpäter in Italien, namentlich an den Werken der Venetianer, gebildet hatte. Bei Weitem der vorzüglichſte und ſelbſtändigſte unter Rubens' Schülern iſt Anton van Dyk. Unter den Meiſtern der holländiſchen Schule

ist der größte und einflußreichste Paul Rembrandt von Ryn. Auch an ihn schließt sich eine bedeutende Anzahl von Schülern und Nachfolgern an.

Als ein höchst bedeutendes Glied in der Historienmalerei des siebzehnten Jahrhunderts erscheint die Kunst in Spanien. Man unterscheidet in der spanischen Malerei vornehmlich drei Schulen. Die bedeutendste derselben ist die Schule zu Sevilla, zu welcher Murillo gehört. Eine zweite Schule ist die von Madrid und die dritte die von Valencia, zu welcher letztern J. de Ribera, genannt Spagnoletto, gezählt wird. In Frankreich sind aus dieser Zeit Nikolas Poussin, Eustache Lesueur und Charles Lebrun besonders bekannt.

Die Genremalerei fand in den Niederlanden durch Teniers, Ostade, Dow, Mieris und Andere ihre glänzende Blüthe, in Frankreich reihen sich Callot und Watteau ihnen an. Auch die Landschaft wurde von Poussin und Claude Lorrain in Frankreich, von Ruysdael in Holland, Salvator Rosa und Andern in Italien gepflegt.

Mit einem Blick auf die Kunstbestrebungen der Gegenwart schließt das treffliche Kugler'sche Werk. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hat ein neuer Aufschwung in dem gesammten Bereiche der Kunst begonnen, als ein leuchtender Widerschein derjenigen Bewegungen, welche den Zustand des europäischen Volkslebens so mächtig verändert, welche die Geister und die Gemüther der Menschen auf's Tiefste durchdrungen, ein neues Leben der Wissenschaft, ein neues Gefühl des Daseins und der persönlichen Geltung hervorgerufen haben. Den Bestrebungen der Neuzeit ging als gewaltiger Herold Johann Winckelmann voran, dessen prophetisch begeistertes Wort von seinen Zeitgenossen bewundert, aber erst von der folgenden Generation in lebendigem Schaffen wiedergeboren ward. Seinen wissenschaftlichen Forschungen folgten die Untersuchungen der Monumente des griechischen Landes selbst; wo er zumeist nur ahnen konnte, ward durch diese eine unmittelbare Anschauung dargeboten. So kehrte man, was zunächst die Architektur betrifft, von dem Schnörkelwesen des Roccostils zu den reinen, classischen Formen zurück; theils in einer Weise, daß man aus dem griechischen Geiste heraus Neues zu schaffen sich bestrebte. In dem letztern Betracht leistete besonders Deutschland Ausgezeichnetes.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die Einzelheiten dieses Abschnittes näher eingehen, so erfreulich dieselben sich auch erweisen. Die Kunst unserer Zeit, so heißt es am Schlusse, ist überaus reich an Mitteln und Kräften. Wenn diese Mittel und diese Kräfte, ein jedes nach seinem Maße, einem gemeinsamen Ziele entgegengeführt werden; wenn sie sich dem gemeinsamen Stamme, der eigentlich monumentalen Kunst, wieder anreihen; wenn sie vor Allem den gesunden Boden aller Entwicklung, das Leben, die Anschauungen des Volkes, die großen Interessen des Gemeinwesens als Grundlage festhalten; wenn sodann die Architektur eine selbständige lebensvolle Gestalt gewinnt, so haben wir von dem, was in unsern Tagen begonnen, das Höchste zu erwarten.

Literarisches.

Der Kaiserdom zu Speier. Führer und Erinnerungsbuch von Friedrich Blaul. Mit vierzehn Stahlstichen und mehreren Holzschnitten. Neustadt a. d. Haardt. Gottschick's Buchhandlung.

Wenn auch grade nicht in poetisch anziehender Darstellung, so doch mit Treue und Fleiß gibt der Verfasser die wichtigsten Daten aus der mehr als achthundertjährigen Geschichte des durch seine Kaisergräber und die neueste glanzvolle Herstellung berühmten Domes zu Speier. Besonders sorgfältig und in der Zeichnung correct sind die verschiedenen bildlichen Darstellungen behandelt, wodurch eine Vorstellung des Bauwerks oder eine Wiederbelebung des dort empfangenen Eindrucks leicht ermöglicht wird. Im Ganzen ist das Buch für kunstsinnige Leser, die dies alte Baudenkmal grade nicht wissenschaftlich studiren wollen, bestimmt, und wird als ein „Erinnerungsbuch" in der That Jedem eine willkommene Gabe sein. Die vielen symbolisch-religiösen Beziehungen, an welchen der Dom zu Speier außerordentlich reich ist und die der Verfasser zuweilen mit sichtlichem Behagen erörtert, hätten wohl etwas kürzer gefaßt sein können.

Meteorologiſches und Aſtronomiſches.

Von J. Ellner.

VIII. Zeitbeſtimmung nach der Sonnenuhr.

Die vornehmſte Erſcheinung am Himmel iſt die tägliche und jährliche Bewegung der Sonne und aller Geſtirne um die Erde. Das Kopernikaniſche Syſtem ſtellt vorzugsweiſe die Bewegung der Erde außer Zweifel, und was Kopernikus ahnte, Kepler aber deutlicher ausſprach, bewahrheitete ſich im Laufe der Jahre ſo ſehr, daß feſtſteht: alle Planeten bewegen ſich mitſammt der Erde in Ellipſen um die Sonne, und ſie iſt es, welche in dem einen Brennpunkte dieſer Ellipſen Licht und Wärme denſelben zuſtrömen läßt. Wenn auch Kepler das Kopernikaniſche Syſtem berichtigte, wenn hierdurch der planetariſche Weltbau objectiv gleichſam architektoniſch in einer einfachern Größe erſchien, ſo wurden doch erſt das Spiel und der innere Zuſammenhang der treibenden und erhaltenden Kräfte von Iſaak Newton enthüllt: „das Geſetz der Schwere.“

Daß dieſes Geſetz unſerm Sonnenſyſteme und allen andern gleichfalls angehört, davon zeugen die Doppelſterne und die uns nun bekannten Beobachtungen der Doppelſternbewegungen umeinander. Der Doppelſtern Caſtor in den Zwillingen bewegt ſich in 253 und ξ im großen Bären in 58 Jahren in einer elliptiſchen Bahn um den Brennpunkt dieſer Ellipſe. Iſt alſo der nächſte Fixſtern wenigſtens 4 Billionen Meilen von uns entfernt, ſo ſehen wir, daß das Geſetz der Schwere vielmal ferner im Raume getroffen wird, als unſere Sonne von uns entfernt iſt, und es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß es das allgemeine Geſetz der Natur iſt.

Aus dieſem Geſetze nun wurde eine Menge höchſt intereſſanter Entdeckungen, wie die Beſtimmung der Maſſe der Planeten gegen die der Sonne und unter ſich, die Beſtimmung des Falles der Planeten gegen die der Sonne in jeder Secunde, der Fall der Körper auf der Oberfläche der Planeten und endlich die Beſtimmung der Maſſen der Fixſterne abgeleitet; es ergaben ſich dann die Größenwerthe der Himmelskörper und ihre Dichtigkeiten untereinander von ſelbſt.

Nachdem nun unſere Erde Kopernikus aus ihrer Ruhe gebracht hatte, nachdem der Scharfblick dieſes Denkers gezeigt hatte, daß die Erde keine Ebene iſt und keiner Unterſtützung bedarf, ſondern daß ſie ſich als kugelförmiger Körper frei im Raume, als Stern unter den Sternen bewegt, nachdem die Abplattung der Erde feſtgeſtellt, die Verſchiedenheit der Schwere auf der Erde ergründet, die Maſſe und Dichtigkeit des Erdkörpers durch Rechnung gefunden war, nachdem viele Pendelverſuche die Rotation der Erde außer Zweifel geſtellt hatten, ſo tauchten dennoch von Zeit zu Zeit Einwürfe gegen die Rotation der Erde auf und zwar in der Frage: warum fühlen wir denn nicht dieſe Bewegung? Die Antwort darauf iſt einfach. — Stehen denn nicht unſere Antipoden mit ihren Füßen gegen uns, aber deſſen ungeachtet aufwärts ſo wie wir; denn aufrecht auf der ſich bewegenden Erde ſtehen, heißt doch nichts Anderes, als das Stehen mit den Füßen gegen die Erde und mit dem Kopfe gegen die azurne blaue Wölbung über uns.

Die Bewegung unſerer Erde im Raume um die Sonne iſt eine tägliche und eine jährliche.

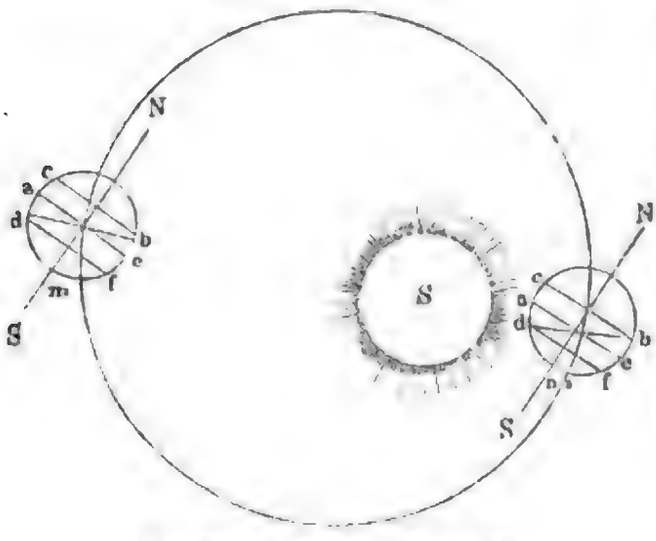
Die Bewegung um die Erdachſe, welche nicht ſenkrecht, ſondern geneigt durch die Erde gedacht werden muß, ſchafft uns die Tage und Nächte, alſo die Tageszeiten, Stunden und Minuten. In dieſer Bedingung der ſchiefen Stellung der Erdachſe (Fig. 1) ruht der ſo angenehme und höchſt erwünſchte Wechſel der Jahreszeiten auf unſerer Erde; ſie iſt die Quelle alles Segens auf der Erde, durch dieſe Stellung hat die Schöpfung uns vor vielem Ungemach gerettet, dem wir auf andern Planeten ausgeſetzt wären, deren Achſe ſenkrecht auf der Ebene des Planeten ruht.

Durch die thatſächliche Bewegung der Erde um ihre Achſe und durch die Fortbewegung in ihrer Bahn entſteht für uns die Täuſchung, als bewege ſich die Sonne um die Erde und laufe nach und nach durch alle Bilder des Thierkreiſes von Grad zu Grad fort.

Wir wollen eine Zeichnung aus von Littrow's Wunder des Himmels zur Ver-

anſchaulichung dieſer ſcheinbaren Bewegung entlehnen. Denken wir uns die Erde S in der nachfolgenden Zeichnung im Mittelpunkte des geſtirnten Himmels und

Fig. 1.



Erdbahn und Beleuchtung derſelben.

laſſen wir um ſie die Sonne ſich jährlich im Kreiſe a b c d in der Richtung von a nach b bewegen. Die Sonne ſei in den Punkten

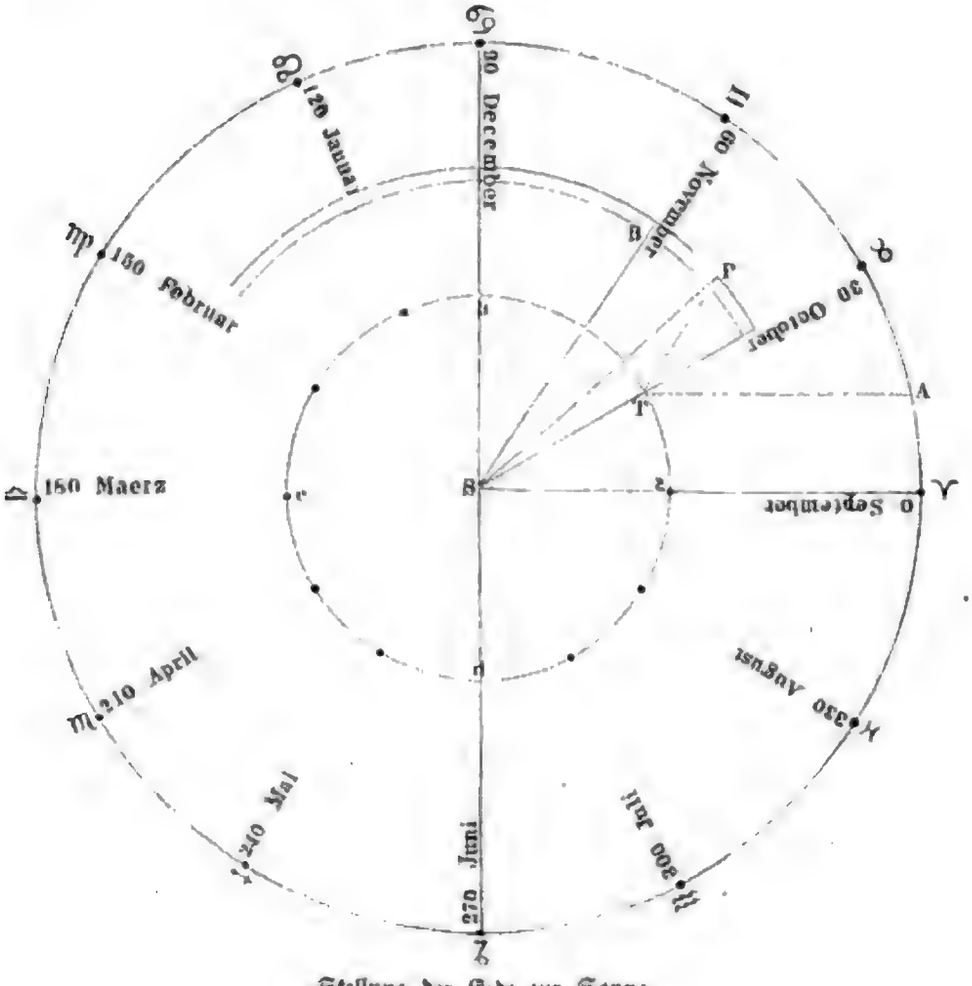
a am 21. März,
b am 21. Juni,
c am 22. September,
d am 21. December,

ſo wird alſo die Sonne, von der Erde S aus geſehen, im Anfange dieſer vier Jahreszeiten im Frühling in der Linie S a oder im Widder ♈, im Sommer in der Linie S b oder im Krebs ♋, im Herbſt in der Linie S c oder in der Wage ♎, im Winter in der Linie S d oder im Steinbock ♑ erſcheinen, und ſo im Jahre alle Sterne des Thierkreiſes vom W — O zurückzulegen ſcheinen. Nehmen wir im Punkte S die Sonne als feſtſtehend an und von dem ſo eben Geſagten grade das Gegentheil, ſo wird die Erde in den Punkten

c am 21. März,
d am 21. Juni,
a am 22. September,
b am 21. December

ſtehen, und man wird daher die Sonne S, von der Erde aus geſehen, am 21. März in der Linie c S a oder im Widder, am 21. Juni in der Linie d S b oder im Krebs,

Fig. 2.



Stellung der Erde zur Sonne.

am 22. September in der Linie aSc oder in der Wage, am 21. December in der Linie bSd oder im Steinbock erblicken, so daß also die Erscheinung der jährlichen Bewegung der Sonne um die ruhende Erde ganz eben so gut auch durch eine Bewegung der Erde um die ruhende Sonne dargestellt werden kann (Fig. 2).

Unsere Erde bewegt sich nun in einem Tage um ihre Achse von Westen nach Osten einmal. Es ist ganz gleich nach dem vorher Gesagten, ob man sich die Erde ruhend denkt und dafür die Sonne mit allen Fixsternen in 24 Stunden in verkehrter Richtung von Osten nach Westen sich um die ruhende Erde bewegen läßt.

Wäre nun diese scheinbare Fortrückung der Sonne in ihrer täglichen Bahn von Osten nach Westen gleichförmig, so würden wir leicht eine stets wahre Zeitbestimmung für unsere Erde haben, allein diese Fortrückung ist nicht gleichförmig, im Sommerhalbjahre ist sie etwas langsamer als im Winterhalbjahre, weil die Sonne in erstbesagter Zeit in größerer und in letzterwähnter Zeit in kleinerer Entfernung von der Erde ist; daher wird auch schon aus diesem Grunde die tägliche Zunahme der Rectascension im Sommer weniger als im Winter betragen, wozu auch noch die Beziehung der Ekliptik auf den Aequator kommt. Nahe bei den Nachtgleichenpunkten, 21. März und 22. September, ist das Stück der Ekliptik, welches der Declinationskreis von ihr abschneidet, merklich größer, als das zu gleicher Zeit abgeschnittene Stück vom Aequator; nahe bei den Solstitialpunkten, 21. Juni und 21. December, hingegen ist das Aequatorialstück etwas größer, dennoch aber entsteht dadurch eine Ungleichförmigkeit in Verbindung der Rectascensionen. Schon hieraus ergibt sich, daß nicht ein Sonnentag so lang als der andere sein kann.

Man nennt die Zeit, in welcher 360 Grad 59 Minuten 8 Secunden nahezu durch den Meridian eines Ortes rücken, den mittlern Sonnentag.

Unsere mechanischen Uhren nun, die einen gleichförmigen Gang Jahr aus und Jahr ein beibehalten, sollten 12 Uhr zeigen, wenn die Sonne im Meridian steht, und vierundzwanzig Stunden beschreiben, bis die Sonne wieder im Meridian steht. Bei der vorhin berührten Ungleichförmigkeit des Sonnentages müssen sie bald vor-, bald nachgehen, und man hat deshalb den Unterschied für jeden wahren und mittlern Mittag in Tafeln berechnet und nennt diesen Unterschied Zeitgleichung. Sie ist nicht immer dieselbe und man findet daher in jedem bessern Kalender für jeden Tag oder von 5 zu 5 Tagen mit Hinweglassung der Secunden die mittlere Zeit im wahren Mittag angegeben.

Im Allgemeinen kann man die größten und kleinsten Zeitgleichungen aus folgender Tabelle annähernd ersehen:

Den 11. Februar	+	15	Minuten
„ 14. April		0	„
„ 14. Mai	—	4	„
„ 14. Juni		0	„
„ 26. Juli	+	6	„
„ 31. August		0	„
„ 2. November	—	16	„
„ 23. December		0	„

Das Zeichen + zeigt an, daß man die Zahl zu 12 Uhr addiren und das Zeichen —, daß man dieselbe von 12 Uhr abziehen müsse; oder wie es in den Volkskalendern heißt: wenn am 11. Februar die Sonnenuhr 12 Uhr zeigt, soll die mechanische Uhr 12 Uhr 15 Minuten zeigen und wenn am 2. November die Sonnenuhr 12 Uhr zeigt, soll die Räderuhr 11 Uhr 44 Minuten zeigen.

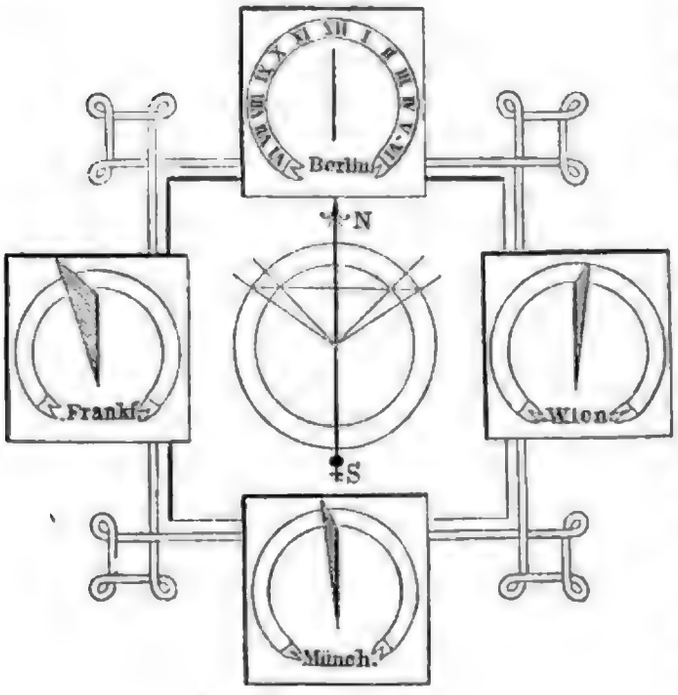
Der wahre Mittag irgend eines Ortes tritt in dem Momente ein, wenn die Sonne den höchsten Stand am Himmel eingenommen hat. In diesem Augenblicke zeigen alle Sonnenuhren 12 Uhr. Richtet man hiernach eine gute, gleichförmig gehende Räderuhr, so wird man bald finden, daß die immer ihren gleichen Gang beibehalten habende Taschen- oder Pendeluhr der Sonnenuhr nach- oder vorgeht. Woher dies rührt, ist bereits erörtert, wir wiederholen dies nur kurz deshalb, um hieran anknüpfen zu können, wie es einzurichten ist, damit täglich die Räderuhr die richtige Zeit angibt, weil dies auf unsere bürgerlichen Geschäfte Einfluß hat, Eisenbahnen und Telegraphen genaue Zeitbestimmung bei ihrer Benutzung voraussetzen.

Daß unsere Taschen- und Pendeluhren nicht alle so vorzüglich gebaut sind, bedarf keiner Erwähnung, aber es ist kein Fehler einer Uhr, wenn sie nach- oder vorgeht, wenn man nur einmal weiß, innerhalb

welcher Zeit diese Uhr so viel Minuten gleichmäßig nach- oder vorgeht, weil man dann auch den Gang dieser Uhr einen gleichförmigen nennen darf, und nur so viel können wir von einer gewöhnlichen guten Uhr beanspruchen. Um nun eine solche Uhr nach der Sonnenuhr richtig zu stellen, ist vor Allem nöthig, daß wir uns eine Sonnenuhr selbst fertigen und hierzu die nächste beste Fensterbank benutzen, welche gegen Süden liegt, auf derselben die Mittagslinie des Ortes aufzeichnen und mittelst dieser die Sonnenuhr selbst ausführen.

Der Meridian und Horizont jedes Ortes halbiren sich in ihren beiden Durchschnittspunkten, dem Nord- und dem Südpunkte. Der beide Punkte verbindende Durchmesser des Horizonts heißt die Mittagslinie, oder mit andern Worten, die Mittagslinie ist der Durchschnittspunkt, den die Meridianebene mit der Ebene des Horizonts macht. Diese einmal gefundene Mittagslinie zeigt uns dann den Punkt an, in welchem für diesen Ort die Sonne und alle Gestirne culminiren.

Fig. 3.



Uhrentabelle.

Ein Stift auf der Mittagslinie senkrecht eingeschlagen, wird seinen Schatten an jedem hellen Sonnentage, wenn die Sonne im Meridian des Orts steht und die Linie passirt, für einen Augenblick lang längs der Mittagslinie werfen, d. h. der Schatten des Stiftes und die Linie fallen zusammen, letzterer deckt die erstere linear. Dieser Augenblick ist für alle Tage des Jahres der wahre Mittag, und mit Hilfe der Zeitgleichung kann man jeden Tag hiernach seine Uhr rectificiren und nach richtiger mittlerer Ortszeit richten. Will man jedoch auch die übrigen Vormittags- und Nachmittagsstunden kennen lernen, so verfahre man auf folgende einfache und sichere Weise.

Auf derselben wagrechten, festen und ebenen Fläche, auf der man die Mittagslinie nach Belieben lang oder kurz zog, schlage man senkrecht auf der Linie einen feinen Stift von beliebiger Größe ein. Aus dem Punkte der Ebene, in welchem der Stift steht, beschreibe man mehrere Kreisbogen mit beliebigen Halbmessern, und zur Zeit des längsten oder kürzesten Tages merke man 2 bis 3 Stunden Vormittags und 2 bis 3 Stunden Nachmittags auf, in welche Punkte eines von den beliebig gezogenen Kreisbogen sich der Schatten vom Stifte wirft und bezeichne diese Stelle jedesmal mit einem feinen Punkte. Jedes Stück Bogen zwischen zwei solchen Punkten theile man in zwei gleiche Theile, so erhält man eine Reihe von Punkten, durch welche man eine grade Linie N S ziehen kann, welche die Mittagslinie ist.

Hat man diese Hauptlinie, so lassen sich in der Nähe dieser leicht mehrere Linien ziehen, und man kann dann mit Hilfe einer nur einen halben Tag lang gleichmäßig gehenden Uhr die übrigen Vor- und Nachmittagsstunden, je nach dem Auffallen des Schattens des Stiftes um 9, 10 Uhr oder um 1, 2 oder 3 Uhr bestimmen und durch Linien kennzeichnen.

Im Bilde 3 ist durch die mittlere Figur, die durch den Stift eingeschlagene Mittagslinie, der Stift und die von uns bezeichnete Sonnenuhr, dargestellt.

Wäre die Erde eine Ebene, so müßten alle Orte zu gleicher Zeit Mittag haben, da aber durch die Kugelgestalt der eine Ort um den andern seinen Mittag erreicht, so ist es interessant, namentlich bei der Telegraphie zu wissen, wann die verschiedenen Orte der Erde annäherungsweise Mittag haben.

Die Differenz der geographischen Längen gibt den Unterschied der Grade, Minuten und Secunden; die Differenz der geographischen Längen durch 15 dividirt gibt den Unterschied zweier Orte in Zeit.

Auf jeder guten Landkarte kann mittelst des Lineals und Zirkels die Länge und Breite eines Ortes gefunden werden.

Mit Hilfe einer solchen Sonnenuhr und Räderuhr ist dem Publicum die Gelegenheit geboten, jeden Tag eine richtig bestimmte Zeit zu andern Orten und zu den Hauptstationen der Bahnhöfe und Telegraphenbureaus zu finden. Durch den Unterschied der Zeit der verschiedenen Orte findet eine bessere Bemessung der Depeschenbeförderung statt.

Wir führen hier 20 Hauptorte Deutschlands nach ihrer geographischen Lage auf, theils aus Encke's Jahrbuche, theils aus Littrow's Ortsverzeichnisse entlehnt.

	Nördliche Breite			Oestliche Länge von Ferro		
Bamberg	49°	53′	43″	28°	33′	20″
Berlin	52	30	16	31	3	24
Bonn	50	43	45	24	45	45
Bremen	53	4	36	26	28	36
Breslau	51	6	56	34	42	7
Cassel	51	19	7	27	9	44
Danzig	54	21	18	36	20	52
Dresden	51	3	22	44	23	22
Emden	53	22	4	24	52	23
Frankfurt a/M.	50	6	42	26	20	44
Gotha	50	56	5	28	23	33
Hamburg	53	33	7	27	38	9
Königsberg	54	42	50	38	9	45
Leipzig	51	20	20	30	2	10
München	48	8	20	29	14	15
Prag	50	5	18	32	5	39
Speier	49	18	55	26	6	15
Trier	49	45	11	24	18	7
Triest	45	38	37	31	26	12
Wien	48	12	35	34	2	39

Hierbei dürfte für das telegraphirende Publicum zu beobachten sein, daß täglich von den Hauptorten der Stationen aus zu einer bestimmten Stunde die richtige mittlere Zeit angegeben wird, nach der im ganzen Lande die Uhren der Telegraphenstationen gerichtet und die Depeschen bezeichnet werden. Nicht selten wird aber die Zeitverschiedenheit, welche die geographische Lage der correspondirenden Orte verursacht und die man die constante nennen kann, außer Acht gelassen, wo dann nicht nur falsche Resultate aufgenommen werden, sondern bei sehr schneller Expedition sogar die Inconvenienzen vorkommen können, daß eine Nachricht zwischen Berlin und Paris an letzterm Orte scheinbar bis zu $^3/_4$ Stunden eher angekommen sein könnte, als sie an ersterm Orte (Berliner Zeit) abgegangen wäre. Um solches leicht übersehen zu können, mögen hier für Köln einige Vergleichungspunkte angeführt werden.

Wenn es nämlich in Köln 12 Uhr mittlerer Zeit ist, so ist es in demselben Augenblicke

	Mehr		Weniger	
	Min.	Sec.	Min.	Sec.
Berlin	25	44	—	—
Brüssel	—	—	10	24
Paris	—	—	18	30
Wien	37	40	—	—

Man muß daher nun die Zeiten auf die mittlere Kölnische Zeit bringen, der letztern die Differenzen des Mehr zuzählen und des Weniger abziehen. Erst hierdurch ergibt sich die Geschwindigkeit der telegraphischen Depesche z. B.:

Die Telegraphenstation bezeichnet = Abgang von Paris um 10 Uhr 40 Minuten Pariser Zeit, Ankunft in Köln um 11 Uhr Kölner Zeit, mithin 11 Uhr — $18^1/_2$ Minuten — 10 Uhr 40 Minuten = $1^1/_2$ Minute Geschwindigkeit, oder Abgang von Berlin um 10 Uhr 40 Minuten Berliner Zeit, Ankunft in Köln um 10 Uhr 15 Minuten Kölner Zeit, mithin 10 Uhr 15 Minuten + $25^3/_4$ Minuten — 10 Uhr 40 Minuten = $^3/_4$ Minuten Geschwindigkeit.

Hieraus ersehen wir deutlich, wie nothwendig die Zurückführung auf die richtige Zeit eines Ortes zum andern ist, wenn nicht Depeschen früher an manchen Orten ankommen sollen, als wo sie abgingen.

Neueſtes aus der Ferne.

Der Staat Puebla.

Der mexikaniſche Binnenſtaat, in dem die Franzoſen gegenwärtig ſtehen, gehört ganz der Hochebene des Innern an und hat einen Flächenraum von 556 deutſchen Geviertmeilen, auf denen 683,725 Menſchen (Zählung von 1850) leben. Die durchſchnittliche Erhebung des Bodens über das Meer beträgt 5000 bis 7000 Fuß. Der öſtliche Theil des Staates iſt waſſerarm und deshalb wenig fruchtbar, im Weſten baut man vorzüglichen Weizen, Mais, der an wohlbewäſſerten Stellen und in guten Jahren vierhundertfältig trägt, Gerſte, Chile, Maguey, Bohnen, verſchiedene Gemüſe und Baumfrüchte der gemäßigten Zone. Der Ackerbau befindet ſich aber in einem ſehr gedrückten Zuſtande, weil vier Fünftel des ganzen Grundeigenthums den Klöſtern, Capiteln, Krankenhäuſern und geiſtlichen Brüderſchaften gehört. Die Bevölkerung des ganzen Staates iſt zurückgegangen, denn im Jahre 1803, bei Humboldt's Beſuch, zählte man in der Intendanz Puebla noch 813,000 Einwohner. So verderblich das ſpaniſche Abſperrungs- und Monopolſyſtem im Allgemeinen wirkte, kam es einzelnen Gegenden, zu denen Puebla gehörte, ſehr zu ſtatten. In der ſpaniſchen Zeit hatte die Intendanz das Monopol des Mehlhandels mit Cuba, jetzt hat die Ausfuhr des Artikels ganz aufgehört, da nach dem Wegfall der frühern ſehr hohen Preiſe die Transportkoſten bis zur Küſte (4 bis 5 Piaſter für den Centner) unerſchwinglich ſind. Eine Geſellſchaft zur Beförderung der Induſtrie, die ſich im Jahre 1830 bildete, hat die europäiſche Concurrenz nicht abhalten und deshalb dem Verfall der Gewerbe nicht ſteuern können. Die Hauptſtadt Puebla de los Angeles hat ihre Baumwollenweberei und ihre Porcellanmanufactur faſt ganz verloren. Man fertigt jetzt noch bunte baumwollene Schals, die in ganz Mexiko getragen werden, Seife von ausgezeichneter Weiße und Härte, Hüte und Töpferwaaren von leichten, eleganten Formen und mit einer guten, feſten Glaſur. Puebla (71,000 Einwohner) heißt Stadt der Engel, weil die Sage geht, daß beim Bau der ſchönen Kathedrale Engel Nachts ſo viel Steine und Mörtel zutrugen, als die Maurer am folgenden Tage brauchten. Nicht bloß dieſe Ueberlieferung, ſondern auch die große Zahl der geiſtlichen Gebäude, zeugt für die Frömmigkeit der Einwohner. Mehr als hundert Thürme ſteigen über die Häuſer empor, und außer den dreiundvierzig großen Kirchen gibt es noch neunundzwanzig Capellen und Kloſterkirchen nebſt zahlreichen Spitteln, Kloſterſchulen und andern religiöſen Anſtalten.

An Ueberreſten der alten mexikaniſchen Civiliſation iſt der Staat Puebla beſonders reich. Zu ſeinem Gebiete gehörte die Republik Tlascala, deren Indianer, nachdem ſie anfänglich gegen Cortez gekämpft hatten, ihm mit unverbrüchlicher Treue anhingen und dafür noch heute gewiſſer Privilegien, namentlich einer vollſtändigen Selbſtverwaltung, genießen. Nach der Volkszählung von 1850 ſollen auf dem alten Gebiete von Tlascala 80,000 Menſchen wohnen. doch iſt dieſe Zahl viel zu hoch gegriffen. Auf der Hochebene von Puebla liegt auch der berühmteſte aller aztekiſchen Teocallis,

die Pyramide von Cholula. In ihrem jetzigen Zustande ist sie eine fast formlose Erdmasse von 205 englischen Fuß Höhe und auf ihrer abgestumpften Spitze steht eine christliche Kirche. Neuerdings hat man durch Ausgrabungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Indianer in diesem riesigen Erdhaufen, der für sie ein heiliger, von Wallfahrern häufig besuchter Ort war, viele ihrer Todten begruben. Die größte Naturmerkwürdigkeit des Staates ist der Popocatepetl, ein Berg von 17,884 englischen Fuß Höhe, welchem vielleicht nur der nicht weit entfernte Orizaba die Ehre streitig machen kann, die bedeutendste Bodenerhebung der Nordhälfte des amerikanischen Festlandes zu sein. Viel besucht wird auch die große Cypresse bei Altlixco, einer der größten Bäume der bekannten Welt. Sie hat 73 Fuß im Umfang und der innere Durchmesser des hohlen Stammes beträgt 15 Fuß.

Die Magellanstraße.

Im letzten Hefte berichteten wir vorläufig über die Dampferlinie, welche die chilenische Regierung zur Verbindung von Valparaiso mit der amerikanischen Ostküste errichten will. Die Magellanstraße, welche dabei benutzt werden soll, wird von den Schiffern nicht mehr so gefürchtet als früher. Ihre ganze Länge von den Vorgebirgen Virgins und Espirito Santo am Atlantischen Ocean bis zu den Vorgebirgen Victory und Pillar am Stillen Meere beträgt 66 deutsche Meilen. Gute Häfen sind mehrere vorhanden, von denen Punta Arenas, San Felipe (Port Famine) und die Nikolausbai (Franzosenhafen) am meisten benutzt werden. Bei San Felipe und Punta Arenas gibt es Steinkohlen, die für eine Straße, in der die Schiffe wegen der ungünstigen Fluth- und Windverhältnisse auf Dampfschiffahrt angewiesen sind, eine große Bedeutung haben. In Punta Arenas, dem südlichsten bewohnten Punkte der Erde, besteht seit 1853 eine chilenische Niederlassung und die Schiffe finden hier Erfrischungen. Auch San Felipe, dessen übelklingender zweiter Name Hungerhafen durch besondere Umstände, die mit den Naturverhältnissen nichts zu thun haben, nämlich durch Fehler der dortigen Ansiedler, entstand, könnte wieder benutzt werden und würde in mancher Beziehung vor Punta Arenas den Vorzug verdienen. Bis jetzt wird die Magellanstraße jährlich etwa von hundert Schiffen besucht, da der Außenweg um das Cap Horn herum in der Regel den Vorzug erhält. In der Straße und an der Atlantischen Küste von Patagonien wird mit den Eingeborenen einiger Handel getrieben. Man tauscht von ihnen gegen Branntwein, Taback, Zucker, Mehl und Schiffszwieback Straußenfedern und Guanacofelle ein. Einträglicher ist für die europäischen Besucher der Pinguin- und Robbenschlag zur Gewinnung von Thran. Auf einigen der kleinen vorliegenden Inseln liegt viel Guano, der im Handel mit Vortheil angebracht werden kann, obgleich er dem Guano der peruanischen Chinchainseln an Güte und Reinheit bedeutend nachsteht.

Assam.

Der kleine Krieg, den die Engländer an der nordöstlichen Grenze Bengalens führen, ist seinem Ende nahe und hat schon jetzt die gute Folge gehabt, die Aufmerksamkeit der Regierung auf Assam zu lenken. Dieses Gebiet von 43,000 englischen Geviertmeilen und mit einer Bevölkerung von zwei Millionen Seelen ist von den Engländern zeither vernachlässigt worden. Da der größte Theil des Landes eine ungeheure, mit kegelförmigen Hügeln besetzte Ebene ist, die in der Regenzeit durch die einundsechzig Flüsse des Landes überschwemmt wird, so gilt Assam für höchst ungesund. Wo das Klima wirklich verderblich ist, sind es aber immer örtliche Einflüsse, welche diese Wirkung hervorbringen. An natürlichen Erzeugnissen ist das Land ungemein reich. Fast alle Bergströme, die in den Brahmaputra fallen, führen, wie dieser Hauptfluß selbst, Gold. Edelsteine und Ambra findet man an verschiedenen Orten, an Eisen und Kohlen hat besonders der Bezirk Sylhat Ueberfluß, der auch Massen des besten Kalks liefert, der in Indien, wo man ihn zum Eisenschmelzen braucht, fast überall mangelt. Die Pflanzen, die bis jetzt fast allein für den Handel nutzbar werden, sind Reis, der in den überschwemmten Ebenen den ihm zusagendsten Boden findet, und Thee, auf den die Engländer dadurch aufmerksam gemacht wurden, daß die Theestaude in den Gebirgen wild wächst. Die geringe Entwicklung Assams erklärt sich theils durch die frühern Einfälle der

Birmanen, theils durch den im höchſten Uebermaß gebräuchlichen Opiumgenuß. Der Mohnbau war bis zum vorigen Jahre unbeſchränkt geſtattet und Alles bis auf die Kinder abwärts berauſchte ſich in Opium. Das Verbot dieſes Anbaues, bei dem die Engländer nicht die Hebung der Sittlichkeit, ſondern einen vermehrten Abſatz ihres oſtindiſchen Opiums im Auge hatten, rief den letzten Aufſtand hervor. Es wird nun von der oſtindiſchen Preſſe verlangt, daß die Regierung Aſſam zu einem beſondern Obercommiſſariat erhebe und ihm mehr Beamte ſchicke. Gegenwärtig gibt es in der ganzen großen Provinz bloß vierzehn Stellen für Europäer, die meiſtens von Subalternofficieren verwaltet werden. Um den Handelsgeiſt für dieſen Vorſchlag zu intereſſiren, wird hervorgehoben, daß Suddya, ein Grenzpoſten am Brahmaputra, nicht weiter als $66^2/_3$ deutſche Meilen vom Jangtſekiang entfernt ſei, und daß Brahmaputra und Jangtſekiang zu einer prächtigen Hochſtraße zwiſchen den beiden großen Handelsſtädten des fernen Orients, Calcutta und Schanghai, beſtimmt ſeien. Bis Suddya gelangte vor Kurzem eine zu Bodenvermeſſungen beſtimmte Expedition unter Major Wilcox. Als ſie weiter vorzudringen verſuchte, wurde ſie von denſelben wilden Stämmen zurückgetrieben, welche vor acht Jahren zwei franzöſiſche Prieſter erſchlugen.

Der Bahr el Gazal.

Unter 9 Grad 9 Minuten nördlicher Breite und 28 Grad 10 Minuten öſtlicher Länge von Greenwich mündet von Weſten her in den Weißen Nil ein Strom, den noch Brun Rollet für den wahren Nil erklärt hat. Dieſe Behauptung eines berühmten Reiſenden macht die Fahrt, welche Lejean auf dem Bahr el Gazal ausgeführt hat, doppelt intereſſant. Er widerlegt zuvörderſt jene Anſicht. Der Weiße Nil iſt oberhalb des Sees No doppelt ſo breit, faſt dreifach ſo tief als der Gazal, und die Schnelligkeit ſeiner Strömung verhält ſich zu der des Letzteren wie 5 : 2. Bei den Eingeborenen, die zu den Stämmen der Nuehn und Dirka gehören, heißt der Bahr el Gazal Nam Aith. Seine Ufer werden meiſtens von baumloſen, mit Termitenhügeln beſetzten Grasflächen begrenzt. Unmittelbar am Fluſſe zieht ſich ein ſchmaler, mit Waſſerpflanzen und ſehr hohen Gräſern bewachſener Saum hin, der das Landen auf feſtem Boden nicht wenig erſchwert. Seen durchſtrömt der Gazal ſo viele, daß Lejean von einer wahren Perlenſchnur langgeſtreckter und ſeichter Seen ſpricht. Weiter oben werden die Seen zu Sümpfen, und man kommt an Stellen, wo der Fluß, zu einem ſchmalen Canal zuſammenſchrumpfend, dicht von ſchönen Ambadſcha-Bäumen beſchattet wird, durch die man ſich Bahn brechen muß, indem man die Zweige rechts und links abſchlägt. Zuflüſſe empfängt der Gazal verſchiedene, aber keiner von ihnen iſt in der trockenen Jahreszeit auf weiter als auf zwei Stunden ſchiffbar. Alle ſind die Abflüſſe von Sümpfen, und weiter iſt auch der Gazal ſelbſt nichts. Fünfzehn Stunden weit iſt er ein breiter ſchöner Strom mit einem lebhaften Lauf, weiter oben fließt er träg und endlich wird ſein Waſſer ſcheinbar ſtillſtehend und läßt bei jedem Ruderſchlage die farbenſchillernden Maſſen an die Oberfläche ſteigen, welche die Gegenwart faulender Stoffe anzeigen. Ein Begleiter Lejean's, der Marcheſe Horatio Antinori, iſt vom Bahr el Gazal durch die ungeheuren Sumpfgebiete, welche ihn ſpeiſen, zu dem ſüdlich liegenden Lande der Dſchur vorgedrungen. Es wimmelt dort von Elephanten, Büffeln, Antilopen, Giraffen, Löwen und Panthern, und auch die Vögelwelt, mit der der Marcheſe ſich vorzugsweiſe beſchäftigt, bietet eine reiche Ausbeute dar.

Die Tebu.

Während der weſtliche Theil der Sahara durch Reiſende bekannt geworden und noch ganz kürzlich durch einen franzöſiſchen Officier von St. Louis am Senegal bis Tlemſen durchmeſſen worden iſt, wiſſen wir von dem öſtlichen, nach den Nilländern zu liegenden Theile der Wüſte ſehr wenig. Es iſt daher ein wahrhaft verdienſtliches Unternehmen, daß Dr. Behm die ſpärlichen Nachrichten über die öſtliche Sahara in einem Ergänzungsheft der Petermann'ſchen Mittheilungen zuſammengeſtellt hat. Eine von Petermann und Haſſenſtein gezeichnete Karte erhöht den Werth dieſer Arbeit. Wir erfahren durch ſie, daß es in der öſtlichen wie in der weſtlichen Sahara eine mannigfaltige Bodengeſtaltung mit anſehnlichen Gebirgen, einen Wechſel von Wüſtenſtrichen

und fruchtbaren Landschaften, in denen Datteln, Feigen und Trauben gedeihen, wie eine bedeutende Anzahl von Volksstämmen gibt. Unter den letztern sind die Tebu oder Tibbu verhältnißmäßig am bekanntesten, da ihre Gebirgsländer und Oasengruppen in der südwestlichen, an die öfter bereisten Gebiete der Sahara angrenzenden Abtheilung liegen. Man hat die Tebu früher bald für Berber, bald für Neger gehalten. In der That stehen sie zwischen beiden Völkergruppen als Uebergangsglied in der Mitte, und wie sie sich von den Berbern durch die schwarze Hautfarbe unterscheiden, so verbietet ihre abweichende Körperbildung, sie zu den Sudanvölkern zu rechnen. Sie sind so roh und wild, daß bei ihnen kein geordnetes Staatswesen hat aufkommen können. Die westlichen Tebu haben den Mohamedanismus angenommen, ohne für ihren Glauben großen Eifer zu verrathen, die übrigen sind Heiden geblieben. Zu flüchtigen Raubzügen sehr geneigt, sind sie unternehmende Handelsleute. Der Vorwurf der Feigheit, den ihre Nachbarn ihnen machen, scheint gegründet zu sein, denn sonst ließe es sich nicht erklären, daß dies außerordentlich gewandte, ausdauernde, gegen Entbehrungen abgehärtete und mit Waffen aller Art, nur nicht mit Feuergewehren, versehene Volk fortwährenden großen Sclavenjagden der Tuaregs ausgesetzt ist. Da v. Beurmann den Plan verfolgt, bis Tibesti, Borgu und Wadschanga, oder bis in die unmittelbare Nähe von Wadai vorzudringen, so haben wir, wenn die vorhandenen Hindernisse sich nicht als unüberwindlich erweisen, binnen Kurzem nähere Nachrichten über die Osthälfte der Sahara zu erwarten. Der kühne Reisende hofft den Weg mit schnellen Kameelen in drei Monaten machen zu können. Er will dann zur Küste zurückkehren, um Geldmittel aus Deutschland abzuwarten. Inzwischen werden Munzinger und Kinzelbach nach El Obeid aufgebrochen sein, um von dieser Hauptstadt Kordofans aus einen Versuch zur Erreichung der Grenzen Wadai's zu machen, während von Heuglin in dem längst bekannten Gondar von den Beschwerden einer „interessanten" Reise durch das Alpengebirge von Semien ausruht.

Harran.

Man hat darüber gestritten, wo das Haran der Bibel zu suchen sei, von dem Abraham (2. Moses, 12, 1 ff.) berufen wurde. Die überwiegende Meinung geht jetzt dahin, daß es der Ort in der Nähe von Damaskus sei, der noch gegenwärtig den Namen Harran führt. Der englische Theologe Beke, der diese Ansicht besonders verficht, hat zu Anfang dieses Jahres einen Besuch in Harran gemacht. Harran liegt etwa zwei deutsche Meilen östlich von Damaskus und besitzt außer drei schönen ionischen Säulen noch andere Bauwerke, die sein Alter bezeugen. Am westlichen Eingange der Stadt liegt ein alter Ziehbrunnen, in dem Beke Rebekka's Brunnen erkennen will. Von Harran folgte Beke dem Wege, den Jakob auf seiner Flucht eingeschlagen hat. Der Berg Gilead steht mit keinem Gebirgssystem in Verbindung und dient Allen, die über die Ebenen des Hauran vom Norden oder Osten reisen, als Landmarke. Diese Straße ist auch die Pilgerstraße der Karawanen, die von Damaskus nach Mekka gehen, und führt über Esboinskin, die Residenz des Scheiks Achmed el Turk, der bei den Metzeleien von 1860 den Christen einen so edelmüthigen Schutz gewährt hat. In der Nähe von Mispeh auf dem Gipfel des Gilead entdeckte Beke einen Cromlech, der den englischen Denkmalen dieser Art ganz gleich ist. Den Jordan überschritt er bei der nach Jakob benannten Jabbok-Furth und erreichte am zehnten Tage nach seiner Abreise von Harran Nablus, das Schechem der Bibel.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 72. September 1862.

Die Polin.

Novelle von Bernd von Guseck.

I.

Aus heiterm Himmel ein Wetterschlag! Wer die junge Frau beobachtet hätte, wie sie aus der Veranda so lebensfreudig, fast übermüthig mit ihren schwarzen Feueraugen in die morgenfrische Landschaft hinausgeblickt und wie sie dann, als ihr der Diener einen Brief gebracht, erst verwundert die fremde Handschrift angesehen, plötzlich aber, da sie das Couvert erbrochen und die erste Zeile gelesen, schreckhaft aufgezuckt und glühend erröthet war, und wie sie nun, nachdem sie den Brief bis zu Ende durchflogen, bleich vor sich hinstarrte — der würde keinem andern Gedanken Raum gegeben haben, als daß aus dem heitern Himmel, welcher bisher in unwandelbarer Klarheit über dem schönen Haupte des jungen Wesens gestrahlt hatte, ein Blitz hernieder geflammt sei, um ihr Glück zu vernichten.

Aber nur einen Moment gab sie sich dem Eindrucke hin, welchen die Worte, die sie gelesen, auf ihr unvorbereitetes Gemüth gemacht hatten. Sie stand rasch auf, nahm das Blatt, welches ihre Hand, kraftlos auf den Schooß gesunken, noch hielt, wieder vor das Auge, um es noch einmal gefaßter zu lesen — doch besann sie sich anders, steckte es in ihren Busen und blickte hell auf. Die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück, ein Lächeln schwebte um ihren feinen Mund und gab ihrem lieblichen Gesicht den Ausdruck, der ihr so viele Herzen gewann.

In diesem Augenblicke nahte durch den Salon, vor welchem die Veranda lag, ein rascher Tritt der Thür, die junge Frau wandte sich ab, als höre sie ihn nicht, unwillkürlich hatte sich ihre Hand nach dem Herzen bewegt, wo sie das Blatt, das ihre Ruhe gestört, bis auf Weiteres verborgen hatte, und der rosige Hauch, den ihre Wange gewöhnlich trug; schien sich zu lichterm Purpur zu vertiefen — sie that ein paar Schritte nach der Freitreppe zu. Aus der Thür des Salons trat ihr Gemahl.

„Guten Morgen, Laura," sagte er mit ruhiger Stimme. „Ich finde Dich heut schon wach?"

Sie wandte sich zu ihm, als überrasche sie die plötzliche Anrede. „Ich warte auf Dich seit einer Stunde," erwiederte sie. „Dein Morgenritt scheint sich heut sehr weit

ausgedehnt zu haben. Du wirst mich noch eifersüchtig machen auf irgend eine unbekannte Schöne in tiefer Waldeinsamkeit, die Dich mir entzieht."

Er schüttelte mit einem halben Lächeln den Kopf; sie verstand ihn, denn sie wußte, daß er solche Scherze nicht liebte. Aber sie lachte ihn muthwillig an, daß zwischen ihren frischen Lippen der makellose Perlenglanz ihrer wunderschönen Zähne zum Vorschein kam, und er konnte ihrer fröhlichen Laune nicht widerstehen.

„Du bist und bleibst ein Kind, Laura," sagte er nun selbst lachend, indem er den Arm um ihre schlanke Taille legte und sie sanft an seine Brust zog.

„Und Du bist und bleibst ein ehrwürdiger Papa, wie Du wahrscheinlich schon an der Hand Deiner Kinderfrau gewesen bist," entgegnete sie, indem sie zu ihm aufsah, einen Moment ihren Kopf an sein Herz drückte, dann aber sich schnell losmachte.

Beide setzten sich nun zu ruhigem Gespräch; sie nahm ihre feine Stickerei zur Hand, er zündete sich die Cigarre an, was sie nicht ohne mißfällig scherzende Bemerkung beobachtete. Vor ihnen lag der geschmackvoll angelegte Park mit seinen Blumenstücken, mit seinem großartigen Rasenparterre und den Waldpartien, welche dasselbe umkränzten, darüber hin konnte aber der Blick weit in das Land hineinschweifen, denn das Schloß, auf dessen Veranda das junge Ehepaar saß, war auf einer Höhe erbaut, deren Plateau seine Parkanlagen schmückten, die aber die niedere Landschaft weit überragte, so daß letztere, mit ihren zerstreuten Dörfern und üppigen Fluren im wechselnden Colorit des reichsten Anbaus von Wasseradern und einzelnen Weihern durchblitzt, wie ein prächtiges Gemälde vor dem Auge des Beschauers aufgerollt lag.

Die junge Frau machte ihren Gemahl aufmerksam auf die kleinen weißen Wölkchen, die sich fernher in einzelnen Stößen aufsteigend wahrnehmen ließen und näher und näher kamen. Eine Eisenbahn durchschnitt die Gegend und lief in einiger Entfernung vom Schloß, noch auf dem Grund und Boden des Gutsherrn, vorüber; von der Veranda aus konnte man den Zug ziemlich genau sehen und Laura fand immer ein großes Interesse daran.

„Sage mir, Ludwig," fragte sie jetzt, „ist es wahr, daß Du es verhindert hast, als man bei Stampach eine Station der Eisenbahn anlegen wollte?"

„Eine Station sollte es nicht sein, nur ein Haltpunkt," erwiederte er. „Ich habe allerdings dagegen gethan, was ich konnte — denn ich sah mehr Nachtheil als Vortheil davon, wenn auch nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes."

„Unbegreiflich!" entgegnete sie. „Es wäre für uns so interessant gewesen und so bequem für unser Reisen, auch Zeitungen, Journale, Briefe —" hier stockte sie, wie von einem Gedanken ergriffen und ihre Hand hob sich ein wenig, sank aber schnell wieder auf den Schooß zurück.

„Denkst Du so viel zu reisen?" fragte der Gatte lächelnd. „Vor der Hand, dächte ich, fesselte uns unsere kleine Martha an das Haus und Du sagst ja selbst, daß es Dir hier so gut gefällt, daß Du gar keinen Wunsch mehr hast."

„O das war in einem Anfall von Idyllomanie!" erwiederte sie mit einem kurzen, reizenden Lachen. „Wünsche finden sich immer wieder, man wäre ja in eine trostlos monotone Lage versetzt, wenn man gar keine Wünsche mehr hätte, nichts, wonach man sich sehnte, worauf man sich freut in der Zukunft. Du hast auch noch Wünsche, verstelle Dich nicht, Ludwig, spiele nicht stets den stoischen Philosophen! Reisen nun gar! Ich gestehe Dir, daß jeder Bahnzug, welchen ich dort vorüberbrausen sehe, mir das Blut aufhüpfen macht und die Sehnsucht nach den Paradiesen der Ferne weckt. Verdenke mir's nicht, Ludwig. Wer eine so reizlose Heimath gehabt hat als ich: endlose Wälder von traurigen Kiefern, Sand, Steppen und Städte voll Juden, der kann wohl glühend wünschen, schönere Länder kennen zu lernen! Unsere kleine Martha kann uns begleiten — wenigstens bald. Und wenn sie auch einmal zu Hause bliebe, Du weißt ja, Ludwig, daß sie in den besten Händen ist, viel besser aufgehoben als bei mir, die ich sogar ungeschickt bin in dieser Hinsicht."

Der Gatte schwieg, doch hätte man wahrnehmen können, daß seine Brust sich hob, als werde sie von einem Seufzer geschwellt. Laura richtete ihren Blick wieder auf den kommenden Bahnzug, welcher schon ganz nahe war und nun pfeilschnell in der vollen Ebene jenseit des Parks vorüberflog.

„Man hat mir auch gesagt," sprach sie

dann wieder, „daß Du gar kein Stück Land von Deinem Eigenthum zum Bau der Eiſenbahn habeſt hergeben wollen — Du ſeieſt erſt durch ein Geſetz dazu gezwungen worden — ein Expropriationsgeſetz, heißt es nicht ſo? Die reiche Entſchädigung ſei Dir förmlich aufgenöthigt worden. Iſt es ſo, Ludwig? Man könnte an Deinem Patriotismus irre werden!“

„Wer hat Dir das geſagt, Laura?“ fragte er ernſt.

„Onkel Troyſen,“ antwortete ſie. „Er behauptete es mit ſolcher Gewißheit, daß ich es wohl glauben mußte.“

„Das kannſt Du auch, denn er hat Dir die Wahrheit geſagt,“ erwiederte der Gatte. „An meinem Patriotismus darfſt Du deshalb nicht zweifeln, höchſtens an meinem Verſtändniß der Zeit und was ſie fordert. Es würde uns zu weit führen, wollte ich Dir meine Gründe, die mich zu der angefochtenen Weigerung beſtimmten, auseinanderſetzen, ich vermeide gern allzu ernſte, oder wie Du ſie nennſt, ſchwerfällige Themata, welche Deinem heitern Sinne fern liegen. Sei jedoch überzeugt, daß ich die weltbewegende Bedeutung der Eiſenbahn und ihren unberechenbaren Nutzen für die Entwicklung des Weltverkehrs in aller, auch in geiſtiger Beziehung nicht verkenne — nur in ihrer unmittelbaren Berührung mit den Schichten des Volkes, die ſie bauen und erhalten, bringen ſie keinen Segen auf dem Gebiete, das ich höher ſtelle als alle ſocialen und intellectuellen Vortheile, nämlich auf moraliſchem Gebiete. Beſſer ſind jene Volksclaſſen dadurch nicht geworden, wohl aber hat ihre Entſittlichung zugenommen, der anſehnliche Lohn iſt ihnen eher zum Fluch, als zum Segen gediehen und aller Vortheil, welchen die Eiſenbahnen gebracht und noch bringen werden, kommt ihnen nun und nimmer zu gut. Aus dieſer feſten Ueberzeugung habe ich gehandelt und wenigſtens von meinen Leuten dieſe Gefahr abzuwenden geſucht, und wenn ich deshalb verketzert und verſpottet worden bin, ſo tröſtet mich mein Bewußtſein!“

„Deine Cigarre, Ludwig!“ erinnerte Laura lächelnd und er konnte, ſo viel er ſonſt ihrer liebenswürdigen Muthwilligkeit nachſah, diesmal einen gewiſſen Unwillen über ihr Spielen mit ernſten Dingen nicht unterdrücken. Warum hatte er aber auch den angekündigten Vorſatz, ſolche gegen ſie nicht eingehend zu behandeln, dennoch gebrochen und ſich durch ſeine Gedanken zu einer Auseinanderſetzung fortreißen laſſen, welche er anfangs gar nicht beabſichtigt hatte! Er legte die Cigarre, die ihm allerdings im Feuer der Rede ausgegangen war, in den Aſchbecher, ohne ſie wieder anzuzünden. Sie faßte ſeine beiden Hände, ſah ihm lächelnd in die Augen und fragte: „Du biſt doch nicht böſe?“

Da verſchwand die Wolke auf ſeiner Stirn wie ein Nebel vor der ſiegreichen Sonne, er zog Laura an ſich, um ſie zu küſſen, ſie wich ihm aber aus, wie ſie gewöhnlich that und ſagte: „Ich bin oft recht ungezogen gegen Dich, das weiß ich. Du mußt ſtrenger gegen mich ſein. Meine Mama iſt nicht ſtreng genug geweſen, Onkel Troyſen hat mir das oft in's Geſicht geſagt und ich fühle manchmal, daß er Recht hat.“

In der Thür des Salons erſchien jetzt ein junges Mädchen mit einem lieblichen Kind auf dem Arme, das kaum ein halbes Jahr alt ſein mochte und in ſeinem langherabwallenden Kleidchen, mit einem Spitzenhäubchen auf dem noch unſichern Kopf, mit großen blauen Augen ziemlich unbewußt in die Welt hinausſah.

„Mein Engelskind! Mein Liebling!“ rief die Mutter aufſpringend, als ſie die Wärterin gewahrte und eilte, die Kleine ſtürmiſch zu küſſen, welche davon erſchreckt, ein ängſtliches Geſicht machte. Der Vater war ebenfalls hinzugetreten, liebkoſte das Kind und ſuchte es zu beruhigen.

„Siehſt Du! Sie liebt mich nicht!“ ſagte Laura in franzöſiſcher Sprache zu ihrem Gemahl, welcher ihr dieſe Aeußerung freundlich verwies. Die Kleine lachte auch ſchon die Mutter an, und Laura freute ſich darüber. Doch hieß ſie bald das junge Mädchen — es war die Amme des Kindes — in den Park gehen, um die friſche Luft zu genießen und kehrte ſelbſt, nachdem ſie ihrem Muttergefühl vollkommen Genüge gethan, zu ihrer Arbeit zurück, während der Vater ſich in ſein Zimmer begab, um Geſchäfte, die ſeiner warteten, abzuthun. Er hatte ſeine Tageszeit, obwohl er freier Herr darüber war, ſehr regelmäßig — Laura nannte es pedantiſch — eingetheilt und wich nur bei dringender Veranlaſſung von ſeiner gewohnten Ordnung ab.

Die Amme war die Freitreppe hinab in den Park gegangen und hatte sich mit dem Kinde auf einem Ruheplatz unter blühendem Flieder niedergelassen, welchen man von der Veranda aus übersehen konnte. Zuweilen warf auch die Mutter noch einen Blick durch die offenen Säulen hinaus nach dem fernher leuchtenden weißen Kaschmirkleidchen ihrer Martha, welche ruhig im Arme der Amme lag und zu schlummern schien. Dann aber warf Laura ihre Stickerei, welche sie auf einmal langweilte, auf den Tisch und verließ die Veranda, um auf dem Flügel im Salon nach kurzer Auswahl unter den Noten ein brillantes Concertstück, eine Transcription Verdi'scher Musik, zu spielen. Laura hatte vorzüglichen Unterricht genossen und spielte meisterhaft im modernen Geschmack, mit seltenem Feuer und einer Kraft, welche man in ihren zarten schönen Fingern gar nicht gesucht hätte, sie wußte Licht und Schatten in schlagenden Effecten zu vertheilen und wer ihr vielleicht im Sinne des Zopfstils in der Musik Mangel an correctem Tact vorgeworfen hätte, den würde sie ausgelacht und dann durch den strengsten Gegenbeweis beschämt haben: sie verachtete aber den Tact und gebrauchte die Vernachlässigung desselben als eins der wirksamsten Mittel zu überraschenden Erfolgen. Als sie bald nach ihrem Einzuge in Stampach zum ersten Male vor einer Gesellschaft gespielt hatte, war Alles wie elektrisirt gewesen, die Männer, selbst alte, waren in eine förmliche Aufregung gerathen und welche Mutter bisher auf das Clavierspiel ihrer Tochter stolz gewesen, hatte ihr an jenem Abend einen Blick der tiefsten Demüthigung zugeworfen. Auch heut, obgleich ohne Zeugen, spielte Laura mit Aufbietung aller ihrer Kunst, an der sie sich selbst freute. „Ob er mich denn gar nicht hört!“ dachte sie. „Ob er nicht seine Rechnungen und Bücher, oder gar seine langweilige Lectüre beiseit werfen wird, um zu mir zu kommen und mir zuzuhören?“ Sie spielte stärker und feuriger; es war doch unmöglich, daß der Ton nicht bis in sein Zimmer dringen sollte, und wenn Ludwig nicht ganz in seine Arbeit vertieft und dadurch taub war für die Außenwelt, mußte er sie hören und zu ihr kommen: er hatte es ja doch früher schon zuweilen gethan! Daß ihm in ihrem Spiel etwas fehlen könne: Seele und Innigkeit, daß er deutsche Tondichtungen der guten Zeit den modernen Nachahmern französischen und italienischen Stils bei Weitem vorzog, davon hatte sie freilich keine Ahnung. Einen Moment hielt sie inne und lauschte: sie glaubte seine Thür aufgehen zu hören. Es war aber eine Täuschung gewesen, sein Ausbleiben reizte sie — „er muß kommen!“ sagte sie halblaut und sie setzte ihr Spiel stürmischer fort. Noch fünf Minuten! Sie sah nach der prächtigen Uhr über dem Kamin, deren goldbroncenes Gehäuse die Figur eines antiken Bogenspanners in vollendeter Ausführung trug. Noch fünf Minuten wollte sie warten, es sollte ihr ein glückliches Zeichen der Zukunft sein, wenn es ihr gelänge, den Gemahl herbeizuführen — liebte sie ihn denn so zärtlich oder war es nur ein Einfall, eine Laune ihres eigenwilligen Gemüths? Wie lang wurden ihr diese fünf Minuten, welch' eine Masse von Noten im Allegro und Prestissimo verlangten sie — umsonst! Die Frist war vorüber, Laura brach mitten in einer Dissonanz ab, ohne sie aufzulösen und stand auf.

Wie ruhig war dagegen das Gemüth der Amme, die sich ihr halblautes Liedchen sang, ohne sich allzuviel um das schlummernde Kind, das auf ihrem Schooße lag, zu kümmern! Sie verstummte nun auch und fing an zu gähnen, ihre Augen nahmen einen schläfrigen Ausdruck an, der Duft des Flieders, dessen röthlichblaue Blüthentrauben zu ihrem Haupte in reicher Fülle herabhingen, übte seine Wirkung aus. Bald schloß das junge Mädchen die Augen, lehnte sich auf dem bequemen Sitze zurück und fiel in einen festen Schlummer. Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht, als sie schreckhaft aufwachte. Ihr noch von Träumen verwilderter Blick suchte mechanisch das Kind auf ihrem Schooße, wurde aber plötzlich von Schreck und Todesangst durchblitzt: das Kind war verschwunden! Sie stieß einen lauten Schrei aus und sprang empor. Da stand hinter ihr ein fremder Mann, welcher das noch immer schlummernde Kind säuberlich in seinen Armen hielt und das entsetzte Mädchen auslachte.

„Siehst Du, mein Schatz! Dir kann man das Liebste stehlen und Du merkst es nicht!“ sagte er lustig.

Sie aber entriß ihm das Kind, ohne zu beachten, daß sie dasselbe dadurch weckte und sah den fremden Mann böse an.

„Sei gut, Kleine!“ ſagte dieſer. „Ich habe Dir das Kind nicht rauben wollen — was ſollte ich wohl damit anfangen! Sehe ich aus wie ein Sclavenhändler? Das Kind war im Begriff, von Deinem weichen und angenehmen Schooß auf die harte Erde zu fallen, ich habe es vielleicht vor einem großen Unglück gerettet? Es gehört der Frau von Bärenſtein?“

„Der Frau Baronin, ja!“ beſtätigte das Mädchen, welches durch dies Wort, das einen Bekannten ihrer Herrſchaft in dem alten freundlichen Herrn vermuthen ließ, ſehr beruhigt wurde. „Sie ſieht ihr ja auch ähnlich!“

„Aehnlich!“ wiederholte der Fremde. „Kleine Kinder ſehen keinem Menſchen ähnlich. Iſt der Baron zu Hauſe?“

„Ja wohl,“ ſagte das Mädchen. „Soll ich den gnädigen Herrn melden?“

„Das werde ich ſelbſt beſorgen, liebes Kind,“ antwortete der Fremde. „Hier, für den Schreck, den ich Dir verurſacht habe!“ Er griff in ſeine Taſche und gab der Armen einen funkelnden, ganz neuen Thaler. Sie wollte ihn erſt nicht nehmen, ließ ſich das Geſchenk aber endlich gefallen und dankte dem freigebigen Herrn mit dem freundlichſten Lächeln, während ſie dem Kinde, das laut weinte, koſend zuſprach.

„Du ſcheinſt den Kleinen ſehr lieb zu haben!“ ſagte der Fremde, indem er ihr die rothen Backen ſtreichelte: „Es iſt doch ein Knabe?“

„Ei, gnädiger Herr, Sie ſehen doch wohl, das es ein Fräulein iſt?“ entgegnete das Mädchen lachend.

„Mir auch recht! Hat die Baronin noch mehr Kinder?“

„Sie iſt ja erſt anderthalb Jahre verheirathet!“ ſagte die Amme halb entrüſtet.

„Nun, Kleine, ich kann ja nicht dafür! Sei doch nicht gleich ſo ſträflich. Dein Fräulein hat übrigens eine gute Lunge, wenn auch nicht das wohlklingendſte Organ. Du ſollteſt ſie der Mutter oder der Amme bringen, wie?“

„Die bin ich ſelber,“ antwortete das Mädchen mit einem gewiſſen Stolze, welcher den Fremden als ein Uebermaß von Naivetät in Erſtaunen ſetzte. Er blickte ſie ſcharf an — vor dem Ausdrucke ſeiner Augen mußte ſie die ihrigen ſenken und nun erſt mochte ſie zum Bewußtſein kommen, welches Geſtändniß mit der Angabe ihrer Stellung im Hauſe verbunden war, denn ihr Geſicht wurde auf einmal wie mit Blut übergoſſen.

Der Fremde aber ſchonte ſie, ſagte ihr noch ein freundliches Wort und ſchlug den Fußpfad ein, der ſich durch das Gebüſch nach der Freitreppe hinzog. Als er ſich abgewendet hatte, drückte die Amme das Kind an ihre Bruſt und eilte, ſich einen andern verborgenern Sitz zu ſuchen; über ihre Backen rannen heiße Thränen.

II.

Vor dem Fremden, als er durch die offene Thür von der Veranda in den Salon trat, ſtand, ihm entgegengekommen, der Herr des Hauſes. Er kannte ihn zwar nicht, aber wer konnte es anders ſein? Das alſo war Laura's Mann! Eine kräftige Geſtalt mit breiten Schultern und ſtarker Bruſt, aber das war auch Alles: das Geſicht mit den gewöhnlichen Zügen und den grauen Augen, das aſchblonde Haar und die eckige Stirn konnten auf Schönheit keinen Anſpruch machen. Mit einem raſchen Blick hatte er das Alles bemerkt, während er den Schloßherrn mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes begrüßte. „Habe ich die Ehre, Herrn von Bärenſtein zu ſehen?“ fragte er, und als dieſer ſeinen Gruß höflich erwiedernd die Frage bejahte, ſtellte er ſich ihm als Balthaſar von Troyſen, einen Verwandten ſeiner Gemahlin, vor, welche ſeinen Namen wohl ſchon gegen ihn gelegentlich erwähnt habe. Das hatte ſie gethan, nur zu oft! Onkel Troyſen war für Laura in jeder zweifelhaften Frage eine Autorität, auf welche ſie ſich ſtets berief. Doch hieß der Gemahl ihn in dieſem Augenblicke nur herzlich willkommen und in der That war Troyſen auch von höchſt einnehmender Perſönlichkeit. Sein kurzgehaltenes Haar zeigte zwar ſchon eine ſtarke Miſchung von Grau, aber es war noch voll und leicht gelockt. Ohne das graue Haar würde man dem Manne wenig mehr als vierzig Jahre zugeſtanden haben, denn ſein Geſicht war von friſcher, faſt blühend zu nennender Farbe, das Auge lebhaft und feurig, der militäriſch aufgeſetzte Schnurrbart vom reinſten Schwarz, wenn hier die Kunſt nicht nachgeholfen hatte. Dazu kam eine Leichtigkeit

des Benehmens, welche keine Verlegenheit kannte und auch bei Fremden, mit welchen er zuerſt zuſammentraf, keine aufkommen ließ. Bärenſtein erkannte dieſen Vorzug um ſo mehr an, als er ſich ſelbſt deſſen nicht unbedingt rühmen konnte.

„Wollen Sie es ſich einſtweilen hier bequem machen, mein verehrter Herr Onkel," ſagte er. „Ich werde Laura gleich rufen."

„Bitte, keine Ueberſtürzung," entgegnete Troyſen, indem er ihn bei der Hand feſthielt. „Es wäre mir angenehm, Laura zu überraſchen, wenn ſie, ohne von meiner Ankunft zu wiſſen, hier erſcheint. Sie nennen mich aber ſo feierlich Onkel, als wäre ich wirklich eine Reſpectsperſon. Laura gibt mir beharrlich dieſen Titel, obgleich ein Blick auf den reichbelaubten Stammbaum ihres Hauſes ſie belehren könnte, daß ich nur ein Vetter, wenngleich ein viel älterer Vetter bin. Sie iſt aber nicht zu belehren —" hier fixirte er Bärenſtein mit einem ſchnellen, ſcharf prüfenden Blicke — „vielleicht haben der Herr Gemahl auch ſchon dieſe Bemerkung gemacht," ſetzte er lachend hinzu, „womit ich jedoch dem reizenden Kinde keinen Vorwurf machen will. Sie nur bitte ich, mich einfach Vetter zu nennen oder Balzer, wie Sie wollen, nur nicht Oheim: ich komme mir ſonſt wie ein Greis vor."

„Onkel Troyſen!" rief hinter ihm eine ſilberhelle Stimme, und Laura, welche eingetreten war, flog ihm entgegen und reichte ihm mit der freudigſten Aufregung den Mund zum Kuſſe.

„Du ſiehſt, ich habe mit meiner Drohung ſchnell Ernſt gemacht," ſagte Troyſen, nachdem er ſie ehrbar, wie ein Ohm nur kann, geküßt hatte. „Da bin ich und habe ſchon mit Deinem Gemahl einen Vertrag gegen Dich abgeſchloſſen. Fürchte jedoch kein Complott hinter Deinem Rücken: es galt nur eine ehrliche Vetterſchaft. Du blühſt wie eine Roſe, ich freue mich — Deine Schweſter war in großer Sorge Deinetwegen, da Du ihr in ſo langer Zeit nicht geſchrieben haſt."

„Gott, ja! Ich bin der Schweſter ſchon ſeit einer Ewigkeit einen Brief ſchuldig!" rief Laura, die Hände zuſammenſchlagend. „Aber Du kennſt ja meine Schwäche — ich ſchreibe ſo ungern, Briefe werden mir ſo ſchwer!"

„Aber Briefe empfangen und leſen nicht? Nun, nun! Brauchſt nicht roth zu werden — ich meine natürlich eine ganz ehrbare Correſpondenz im Einverſtändniß mit dem Herrn Gemahl, wie es einer ſoliden Hausfrau und Mutter geziemt."

„Onkel, Du biſt häßlich!" entgegnete Laura, und wandte ihm den Rücken.

„Das ſagt mir leider mein Spiegel auch: wirf mir dies Gebrechen des Alters nicht vor!" verſetzte Troyſen. „Sie ſehen aber, trauter Couſin, daß wir Beide uns unmenſchlich lieben müſſen, nach dem alten abgedroſchenen Sprichwort zu ſchließen. Eins will ich Dir jedoch im Ernſt ſagen, Laura: Dein Kind kann Dir einmal ausgetauſcht oder gar geſtohlen werden, ohne daß die niedliche Perſon, die ſich mir höchſt überraſchend als Amme präſentirte, die mindeſte Ahnung davon hat." Er erzählte den Eltern, welche von ſeiner Aeußerung betroffen waren, mit heiterm Behagen, wie er die Amme unter dem blühenden Flieder feſt eingeſchlafen, mit dem gleichfalls ſchlummernden Kinde auf dem Schooße getroffen habe — ein reizendes Genrebild! — und wie er ſich den Scherz gemacht, der aber zugleich auch eine Warnung für die Wärterin habe ſein ſollen, das Kind von ihrem Schooße zu nehmen, ſich damit hinter ſie zu ſtellen und ſie nun durch einen abgebrochenen Fliederzweig, den er ihr in das hübſche Geſicht geworfen, zu wecken. Ihren Schreck konnte er gar nicht groß genug ſchildern, aber Laura war vom höchſten Unwillen ergriffen und wollte gleich hinauseilen, die Pflichtvergeſſene zur Rede zu ſtellen. Bärenſtein hielt ſie davon ab und hatte ſogar ein Wort der Entſchuldigung für das Mädchen, worauf ihn Troyſen mit einem ganz eigenthümlichen Blick von der Seite anſah, welchen er zum Glück nicht bemerkte. Gleich nachher wurde er abgerufen und Oheim und Nichte blieben allein.

„Das iſt alſo Dein Mann, Laura!" ſagte Troyſen.

„Wie gefällt er Dir, Onkel Troyſen?" fragte die Nichte etwas unſicher. „Er iſt nicht hübſch — aber Du kannſt Dir nicht denken, wie vortrefflich er iſt und wie gütig er mich behandelt."

„Ludwig der Fromme kann nicht anders ſein," erwiederte der Onkel.

„Was gibſt Du ihm da für einen Beinamen!" rief Laura.

„Wie?!“ entgegnete er. „Biſt Du ſo ſehr ein Kind unſerer heilloſen Zeit, daß Dir ein ſo ſchöner Name anſtößig iſt? Ich habe ihn übrigens Deinem Eheherrn nicht gegeben, er hieß ſchon als Student ſo, wie mir ein bemooſtes Haupt, das ſein Commilitone geweſen iſt, kürzlich erzählt hat. Der Name ſcheint mir ſo paſſend, wie ich keinen zweiten kenne.“

„Aber bringe ihn nur nicht etwa in ſeiner Gegenwart an,“ bat Laura faſt ängſtlich. „Er denkt ſehr ernſt in ſolchen Dingen und kann Scherz mit ihnen nicht vertragen. Ich wünſche ſo ſehr, daß Ihr Beide Euch recht gut würdet.“

„Sei ganz ruhig, holdes Kind. Ich weiß überall, wie weit ich gehen kann, und wenn ich Deinen Gemahl auch heut zum erſten Male mit Augen erblickt habe, ſo weiß ich doch bereits genug von ihm, um keinen Anſtoß zu erregen. Wie er mir gefällt, fragſt Du? Nun, ſchön iſt er allerdings nicht, aber was willſt Du, mein Herz? Schönheit vergeht, wie Figura, welche vor Dir ſteht, ſattſam zeigt. In meinen jungen Jahren, als ich noch Uniform trug, hieß ich der ſchöne Balthaſar, vulgo Balzer, und nun bin ich, wie Du mir vorher erbarmungslos in den Bart geworfen, häßlich!“

„Das war in einem ganz andern Sinne gemeint!“ rief Laura eifrig. „Häßlich ſind nur Deine Reden zuweilen, Du nicht!“

„Meine Reden!“ entgegnete er. „Du haſt doch ſonſt gern meinen Worten gelauſcht, manche Lehre der Weltweisheit von mir angenommen — biſt Du als Frau empfindlicher geworden? Sonſt pflegt der Proceß umgekehrt zu ſein! Doch will ich mich beſcheiden, es wird auch wohl beſſer ſein, mehr auf die Worte Deines geſtrengen Herrn zu achten, als auf die leider zuweilen etwas leichtfertigen Reden Deines alten häßlichen Onkels, welcher den Soldaten noch immer nicht verleugnen kann. Still, ſag' ich. Du ſollſt mir nicht ſchmeicheln. Erzähle mir lieber von Deinem Leben und wie Du Dich in der Nachbarſchaft geſtellt haſt. Wie ich höre, iſt hier eine recht zahlreiche und gute Geſellſchaft, auch habt Ihr ein kleines, allerliebſtes Bad in der Nähe, das Ihr gewiß fleißig beſucht.“

Laura erzählte dann. Sie hatte ſich zuerſt in dem reich und geſchmackvoll ausgeſtatteten Wohnſitze, in welchen ſie ihr Gemahl vor länger als Jahresfriſt heimgeführt, ſehr wohl gefallen, die vielen Bekanntſchaften, welche ſie in der Nachbarſchaft bei den nothwendigen Beſuchen und Gegenbeſuchen gemacht, hatten ſie intereſſirt; die zahlreichen Einladungen, welche darauf erfolgt, waren zwar nicht alle angenommen worden, aber in den Geſellſchaften, welche ſie beſucht, hatte ſie ſich ganz gut amüſirt, wie auch mehrere ſolche in ihrem Hauſe ſehr glänzend ausgefallen waren. Aber ſeit einiger Zeit — ſie brauchte dem erfahrenen Oheim nicht näher zu bezeichnen ſeit wann — war es anders geworden, ſehr einſam, wie ſie ſagte, was zwar ganz natürlich, aber, wie ſie mit einem ſchalkhaften Aufblick hinzuſetzte, ſehr langweilig ſei.

„Das wird wieder anders werden!“ tröſtete ſie der Onkel. „Du biſt ja friſcher und blühender als je und wenn nicht etwa bald —“ er lenkte ein, als er den unwilligen Blitz aus ihren ſchwarzen Augen bemerkte — „ich wollte ſagen, wenn nicht etwa die Amme Deines Erſtgeborenen, verzeihe, es iſt ja ein Fräulein! öftere Anfälle von Schlafſucht hat, wie heut, ſo kannſt Du ihr gewiß die Kleine mit Sicherheit anvertrauen, auch wenn Ihr länger abweſend ſeid.“

Laura ſchüttelte den Kopf. „Ludwig will davon nichts wiſſen,“ ſagte ſie, „wenigſtens von keiner längern Abweſenheit. Ich glaube, er iſt ein Feind vom Reiſen, wie er ja auch ein Feind der Eiſenbahnen iſt — das wollte ich Dir nicht glauben, weil Du ihn ja gar nicht kannteſt, nur vom Hörenſagen über ihn urtheilteſt, nun aber weiß ich es aus ſeinem eigenen Munde. Er meint, die Eiſenbahnen machten die Menſchen ſchlechter.“

„Ludwig der Fromme kann keine andere Meinung haben und iſt auch nicht eines Andern zu überzeugen,“ erwiederte Troyſen. „Du wirſt Dich als Weltkind ſehr klug zu benehmen haben, um Dir eine angenehme Stellung zu ſichern, aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es Dir gelingen wird. Er liebt Dich gewiß zärtlich.“

„Er liebt mich ſchrecklich, Onkel Troyſen,“ ſagte Laura mit einem komiſchen Pathos. „Demungeachtet glaube ich kaum, daß wenn ſeine Liebe für mich mit ſeinen Grundſätzen in Streit geriethe, die Liebe ſiegen würde. Er ſagte einmal, echte

Grundsätze müßten fest, unwandelbar, wie Granit, sein."

„Ach, der Granit verwittert auch und kann heutzutage in Bresche gelegt werden," entgegnete der Onkel. „Deine Augen können es mit jeder gezogenen neuen Kriegswaffe aufnehmen, wovon ich ja leider traurige Beispiele erlebt habe." Er sah sie prüfend an und sie senkte ihre gerühmten Augen vor diesem Blick, der Menschenkenner konnte in ihren Zügen und an dem plötzlichen Aufwogen ihrer Brust eine gewisse Unruhe wahrnehmen.

„Hast Du von dem armen Hippolyt wieder etwas gehört?" fragte er sogleich, seinen Vortheil benutzend.

Sie erblaßte jetzt; ein rascher Blick ihrer schwarzen Augen traf ihn, als wolle er ihn für die vermessene Frage strafen, aber gleich wieder verschwanden die dunkeln Sterne unter den schneeweißen Lidern und sie zitterte — es schien, als kämpfe sie einen schweren innern Kampf. Troysen faßte ihre Hand. „Verzeihe mir, Laura," sagte er. „Ich wollte Dir nicht weh thun, Dein Glück liegt mir ja am Herzen, ich wünsche Dich immer lebensfroh und glücklich zu sehen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß meine Frage Dich betrüben könnte, ich würde sie nimmermehr gethan haben. Aber ich mußte ja glauben, daß Dir der excentrische Mensch mit seinen Extravaganzen ganz gleichgiltig, ja lächerlich sei, da Du stets über ihn gelacht, ihm sogar mehr als einmal in das Gesicht gelacht hast, wenn er verzückt war und verhimmeln wollte. So war denn meine Frage auch nur humoristisch gemeint und es thut mir leid, daß Du sie anders genommen hast. Ich fürchte," setzte er heiter hinzu, „der Einfluß Ludwig des Frommen wird auf Dich bald so mächtig werden, daß Du gar nicht mehr lachen magst."

„Onkel Troysen," sagte Laura, welche auf seine letzten Worte, befangen, wie sie von ihren Gedanken war, gar nicht gehört hatte, „ich will Dir etwas vertrauen! Aber ich nehme Dein Versprechen, daß Du es auch wie ein heiliges Vertrauen betrachtest und keinem Menschen, Keinem! auch nur eine Andeutung von dem machst, was ich Dir jetzt sagen werde."

Er sah ihren Ernst mit wachsendem Antheil und Erstaunen. „Davon kannst Du überzeugt sein!" sprach er. „Habe nur immer Vertrauen zu mir und schütte in Allem, was Dich bewegt, Dein Herz gegen mich aus, mündlich jetzt, und wenn ich nicht mehr hier sein werde, brieflich. Dein Mann achtet doch das Briefgeheimniß oder habt Ihr in Briefen Gütergemeinschaft?"

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf, neigte sich dann zu ihm und sagte mit halblauter, bewegter Stimme: „Hippolyt hat an mich geschrieben."

Troysen blickte überrascht auf. — „In welcher Weise, Laura?" fragte er. „Wie rechtfertigt er das?"

„Was er schreibt —" antwortete Laura stockend — „ich weiß es selbst nicht recht, es erschreckte mich, daß er es wagte —" sie stockte von Neuem und Thränen der Aufregung näßten ihre tiefgesenkten Wimpern.

„Sei nicht unwahr, Kind!" sagte der Oheim, der sie mit dem größten Interesse betrachtete. „Du wirst mir doch nicht vorspiegeln wollen, daß Du den Brief nicht wenigstens zweimal gelesen hast?"

„Nun ja, ich habe ihn gelesen," erwiederte sie mit einem gewissen Trotze aufblickend, welcher durch die Thränen funkelte und diese schnell genug aufzehrte. „Ich habe ihn sogar dreimal gelesen, denn ich wollte wissen, wie er es wagen konnte, an mich zu schreiben, die ihm dazu auch nicht den Schatten eines Rechts zugestanden hat."

„Bravo!" sagte Troysen. „Die Leidenschaft sucht freilich ihr Recht in sich selbst, aber das erkennst Du natürlich nicht an. Darf ich den Brief lesen?"

„Nein, Onkel Troysen," erwiederte sie, von Neuem erglühend. „Er ist zu wahnsinnig geschrieben, ich würde mich vor Dir schämen, daß solche Worte am mich gerichtet worden sind. Was soll ich aber nun thun? Soll ich es Ludwig sagen?" Ihre Frage, welche sie sich wohl selbst hätte beantworten sollen, klang sehr zaghaft.

Troysen zuckte die Achseln. „Vom Standpunkte der Gewissenhaftigkeit eines treuen Rathgebers müßte ich freilich Ja sagen," erwiederte er, „besonders weil Du Dir nicht das Mindeste vorzuwerfen und für das unsinnige Thun eines Fieberkranken keine Verantwortung zu übernehmen hast. Indessen — man muß auch den Verhältnissen Rechnung tragen. Dein Mann denkt so streng, daß sich leicht die unglücklichsten Folgen aus Deiner Mittheilung entwickeln könnten:

ich weiß zwar nicht, wie er über den Zweikampf denkt, welcher doch immer ein unchriſtliches Mordgeſchäft bleibt, aber da ihn die frommen Ritter des Mittelalters hochgehalten haben —"

„Onkel Troyſen, Du marterſt mich!" rief Laura, ihn unterbrechend.

„Keineswegs! Man muß in ſo delicaten Dingen vorſichtig ſein, Alles von zwei Seiten betrachten. Haſt Du den Brief verbrannt?"

Sie verneinte es etwas zögernd.

„So wirſt Du ihn hoffentlich in einem unzugänglichen Fache Deines Bureaus gut aufbewahrt haben," fuhr Troyſen fort. „Nicht daß ich Deinen Mann im Verdacht hätte, daß er geheime Nachforſchungen anſtellen könnte, dazu iſt er zu ehrlich und hat ja keine Urſache, Dir zu mißtrauen. Aber es gibt neugierige Domeſtiken und ich weiß, daß Du nicht allzu ſorgſam mit Deinen Sachen umgehſt. Du kannſt nicht dafür, armes Kind, es iſt eine angeborene geniale Art Deiner Nationalität. Wenn alſo, ſag' ich, der Brief wohl verwahrt liegt, daß ihn kein menſchliches Auge mehr erblicken kann, ſo vergiß, daß Du ihn empfangen haſt und erſpare Deinem braven Mann einen Aerger, wenn nicht mehr. Mein Rath iſt vielleicht nicht ganz recht, denn nach dem gewöhnlichen Katechismus ſoll eine Frau keine Geheimniſſe vor ihrem Manne haben — aber er iſt praktiſch."

„Du nimmſt mir einen Stein vom Herzen, Onkel Troyſen," ſagte Laura, indem ſie tief aufathmete. „Ich werde wie immer Deinem Rathe folgen. Sorge nicht, daß Jemand den Brief ſehen könnte, er liegt in meinem Schreibtiſch verſchloſſen und Ludwig ſoll dadurch kein Aergerniß haben. Was er thun würde, weiß ich freilich nicht, aber daß er den unſeligen Hippolyt ſtreng verurtheilen müßte, ſteht feſt. — Ich werde alſo den Brief vergeſſen und nicht beantworten."

„Wie?" rief der Onkel. „Er hat gar eine Antwort verlangt? Das iſt etwas ſtark! Auf irgend eine beſcheidene Anfrage?"

„Er hat mich gefragt — ob ich glücklich bin —" erwiederte ſie mit niedergeſchlagenen Augen — „und ob er mich wiederſehen darf. — Es verſteht ſich von ſelbſt," ſetzte ſie lebhafter hinzu, „daß davon gar keine Rede ſein kann."

„Du haſt Recht!" ſagte Troyſen nach einem kurzen Beſinnen. „Wiederſehen darf er Dich nicht, bei ſeiner vulcaniſchen Natur könnte das einen Ausbruch und vielleicht ein Unglück geben. Wie aber verhindern wir, daß er ſich Dir dennoch nähert, auch wenn Du ſeinen unverſchämten Brief natürlich mit Stillſchweigen ſtrafſt? Hat er ſeinen jetzigen Aufenthalt genannt? Es muß doch ein Datum im Briefe zu leſen ſein!"

„Der Brief iſt aus Dresden datirt — und wie er ſchreibt, will er dort ſein Schickſal abwarten."

„Sein Schickſal! Er wagt alſo, Hoffnungen zu hegen — welch' eine neue Beleidigung für Dich!" ſagte Troyſen. „Weißt Du was, Laura, ich werde kurzes Federleſen, wie es einem alten Soldaten zuſteht, mit dem verliebten Herrn Grafen machen. Ich werde ihm antworten, wie er es verdient hat und ihm ein Paar Piſtolen anbieten: ich, als Vertreter Deiner Perſon, bin der Beleidigte, mir gebührt der erſte Schuß — das Lebenslicht ausblaſen will ich ihm nicht, aber die Schreibhand, mit der er geſündigt hat, ſchieße ich ihm entzwei. Daß ich ſie treffe, dafür ſtehe ich: habe ich doch ſo manches Mal auf Coeur As als Scheibe gewettet und noch nie verloren."

Laura wußte nicht recht, ob er im Ernſt oder Scherz ſprach: es ging ihr zuweilen ſo mit ihm. Sie bat ihn aber, keinen Schritt gegen Hippolyt zu thun, der wohl, wenn er auf ſeine Unbeſonnenheit keine Antwort erhalte, von ſelbſt zur Beſinnung kommen und einſehen werde, was er ihr ſchuldig ſei. Der Onkel ſchüttelte den Kopf und lehnte, als ſie ihre Bitte mit Entſchiedenheit wiederholte, jede Verantwortung für weitere Ereigniſſe ab.

Ihr Geſpräch wurde jetzt durch Bärenſtein unterbrochen, welcher mit ſeinem Töchterchen auf dem Arm zurückkehrte. Die Amme folgte ihm und warf verlegen lächelnd einen ſcheuen Blick auf den fremden Herrn.

„Sie haben die Bekanntſchaft unſerer kleinen Martha zwar ſchon gemacht, lieber Vetter," ſagte der Hausherr, „aber ich ſtelle ſie Ihnen noch einmal und hoffentlich in beſſerm Lichte vor. Die Amme hat mir Alles erzählt und auch, daß die Kleine ſehr ſchlechter Laune geweſen. Ich bitte für ſie um Entſchuldigung."

Der Vaterscherz fand bei dem eingefleischten Hagestolz, der obenein kein Freund von Kindern war, keinen rechten Anklang, Troysen wunderte sich nur, wie die Vaterliebe einen ernsten Menschen, wie Bärenstein, zu so läppischen Reden verleiten konnte. Eltern, besonders Mütter, sollten sich überhaupt, fremden theilnahmlosen Menschen gegenüber, mit ihrer Zärtlichkeit für ihre Kinder in Acht nehmen, sie fallen damit lästig und werden nur verspottet: dies heilige Gefühl mögen sie für sich bewahren, daß es nicht profanirt werde. Mit einem säuerlichen Lächeln machte Troysen der kleinen Dame auf dem Arme ihres Vaters sein Compliment und bemerkte, daß sie ihm auffallend ähnlich sehe, worüber die Amme unwillig den Kopf zurückwarf.

„Onkel Troysen, Du hast keine Augen!“ rief Laura. „Alle, welche das Kind sehen, finden es mir sprechend ähnlich, und sind wir, Ludwig und ich, etwa zu verwechseln?“

„Was nicht ist, kann noch werden,“ erwiederte Troysen gelassen. „Erfahrene Physiologen behaupten, daß Eheleute, wenn sie eine Reihe von Jahren einträchtig mitsammen gelebt haben, einander ganz ähnlich werden, ja ich weiß aus eigener dienstlicher Erfahrung, daß derselbe Fall auch bei der Cavallerie mit den Pferden eintritt.“

Laura lachte laut auf, so daß die Kleine erschrak und die Amme sie schnell vom Arme des Vaters nahm, der ihr nun winkte, sich wieder mit dem Kinde zu entfernen. „Hoffentlich wird die merkwürdige Verwandlung, von welcher Sie sprachen,“ sagte er, auf Troysen's Scherz zu dessen Verwunderung eingehend, „mir zum Vortheil gereichen. Ich wünsche wenigstens nicht, daß Laura meine Züge adoptiren müßte.“

Eine Verwandlung war schon geschehen: Ludwig der Fromme glich dem Bilde nicht mehr, welches sich Troysen nach den ausführlichen Schilderungen des erwähnten bemoosten Hauptes, seines ehemaligen Mitstudenten, vom ihm gemacht hatte. Er konnte scherzen, und wenn er lächelte, kam er dem Vetter gar nicht mehr so häßlich vor.

„Ihr Wagen ist auch angekommen,“ sagte er zu diesem. „Sie haben den Fußpfad, welcher vom Kreuzwege im Walde direct in den Park führt, gut gefunden: Mancher hat sich schon auf ihm verirrt.“

„Natürliche Orientirungsgabe, militärisch ausgebildet!“ erwiederte Troysen. „Der sich abzweigende Pfad in den Buchen führt, wie mir später eine Frau im Walde sagte, nach Clausbad, zwei Stunden von hier — ist das richtig?“

„Ja wohl. Clausbad liegt reizend in den Bergen und soll in diesem Jahre ziemlich stark besucht sein. Wenn es Ihnen lieb ist, fahren wir einmal dorthin, es wird Ihnen gefallen.“

„Ich höre, daß es die Aerzte in neuester Zeit sehr für die Nerven empfehlen, ich fuhr auf der Eisenbahn mit zwei Damen, welche ihre letzte Hoffnung darauf gesetzt hatten. Auch meine Nerven bedürfen einiger Stärkung — lache nicht, boshafte Cousine! — sie sind durch gewisse Mittheilungen, welche mir kürzlich geworden sind, so erschüttert, daß ich Ihren Vorschlag, mein guter Vetter, mit Freuden annehme und Sie bitten werde, mich dort zu längerm Bleiben abzusetzen. Ich darf dann vielleicht hoffen, daß Sie sich zuweilen von dem Fortgange meiner Cur überzeugen werden.“

Wiederum wußte Laura nicht, ob es ihm Ernst oder Scherz sei, Bärenstein aber nahm es für Ernst und fragte ihn theilnehmend nach den erschütternden Mittheilungen, die er angedeutet hatte, während Laura den Sinn seiner Aeußerung nur zu richtig bezogen. „Es ist ein fremdes, meiner Discretion anvertrautes Geheimniß,“ erwiederte er etwas feierlich. „Vor der Hand darf ich nicht davon sprechen, lieber Vetter. Vielleicht kommt aber die Zeit, wo ich Ihnen darüber volle Aufklärung geben kann.“

Bärenstein ehrte seine Zurückhaltung, äußerte aber auch seine Zweifel, daß der so kräftig aussehende Vetter einer wirklichen Badecur bedürftig sei und bat ihn, seinen Aufenthalt in Stampach wenigstens deswegen nicht abzukürzen: er solle Clausbad vorher in Augenschein nehmen und wenn es ihm recht sei, schon morgen, dann könne er, falls es ihm Ernst sei, für die noch in voller Höhe stehende Saison seine Beschlüsse fassen. Troysen war damit einverstanden und wurde nun in das für ihn bereitete Zimmer geführt, sich dort auszuruhen.

Im Laufe des Tages fand der Oheim noch einmal Gelegenheit, Laura allein zu sprechen. Sie dankte ihm für die geschickte Weise, in welcher er den Ausflug nach Clausbad, nach welchem sie sich längst ge-

ſehnt, durch Ludwig ſelbſt habe vorſchlagen laſſen. Troyſen lehnte das Lob als unverdient ab, da der Vorſchlag ja wirklich Ludwig's eigener gaſtfreundlicher Einfall geweſen, dann fragte er mit gedämpfter Stimme: „Um für alle Vorkommniſſe ſicher zu ſein, ſage mir: weiß Dein Mann von dem Intermezzo Deiner Kindheit? Denn Du warſt ja noch ein Kind von kaum fünfzehn Jahren!“

„Ich — habe es ihm erzählen wollen —“ antwortete Laura, „aber ich bin noch immer nicht dazu gekommen — es fand ſich kein paſſender Anlaß, an welchen ich hätte anknüpfen können — und ſollte ich aus dem Stegreif davon anfangen? Es wäre doch ſehr arrogant von meiner Seite geweſen — grade als wollte ich mich meiner Triumphe rühmen —“

„Mache nicht ſo viele Worte, liebes Kind,“ unterbrach ſie Troyſen lächelnd. „Es klingt grade, als müßteſt Du Dich entſchuldigen. Ich mache Dir ja keinen Vorwurf, daß Du es nicht gethan, ich wollte es bloß wiſſen. Ludwig, ſo fromm er iſt, wird Dir auch nicht Alles gebeichtet haben, was ſeine Vergangenheit betrifft.“

„Das könnte ich leſen, wenn ich wollte!“ entgegnete Laura eifrig. „Er hat von ſeinem neunzehnten Jahre an ein gewiſſenhaftes Tagebuch geführt, das er vor mir nicht verſchließt.“

„Bravo! Ludwig iſt ein Muſter jeglicher Tugend, das uns beſchämt — mich wenigſtens. Daher wirſt Du ihm doch über kurz oder lang die tragiſche Geſchichte des Grafen Hippolyt Orſzynski berichten müſſen: der Sicherheit wegen, liebe Tochter. Man kann nicht wiſſen, was Dein kühner Landsmann noch unternimmt.“

Laura ſenkte das Haupt und ihre Stimme bebte, als ſie ihre Zuſtimmung gab.

III.

Zwei Stunden vom Schloſſe Stampach entfernt, ziemlich hoch ſchon in den Vorbergen des Gebirges, lag das kleine Bad, welches den Namen nach dem vor mehreren Menſchenaltern ſchon verſtorbenen Grundherrn bekommen, der die neuentdeckte Heilquelle zuerſt hatte faſſen und mit Anlagen umgeben laſſen. Seitdem waren dort nach und nach mehrere Gaſt- und Logirhäuſer entſtanden, allerdings meiſt von Holz blockhausartig erbaut, mit Schindeln gedeckt, mehr als einfach im Innern eingerichtet, aber maleriſch zerſtreut auf den Abſätzen und Terraſſen des Thalrandes, deſſen Geſtaltung ihnen die Plätze anwies, gaben ſie ein anziehendes Landſchaftsbild, und der Freiherr von Bärenſtein hatte nicht zuviel geſagt, als er Clausbads Lage eine reizende nannte. Das Thal, in deſſen oberm Theil ſich die heiße Quelle mit ihrer kryſtallklaren, unverſieglichen Fluth gefunden hatte, war von einem raſchen Gebirgsbache durchſtrömt, der ſich in einem kurzen Laufe von kaum einer Stunde in einen größern Bergfluß ergoß. In ſeiner Tiefe, wo neben dem Bach ein Fahrweg lief und der Fußpfad durch ſtrotzende Wieſen den Krümmungen des klaren Gewäſſers folgte, war das Thal eng, aber die Ränder ſtiegen zu beiden Seiten in mehreren breiten Stufen empor und bildeten ſo doch eine lichte weit geſchwungene Senkung, deren einzelne Vorſprünge und Abſchnitte, theilweiſe mit Wald bedeckt, dem Blicke die anmuthigſte Abwechslung boten. Auf der erſten höhern Terraſſe des Südrandes war die Chauſſee angelegt, welche von dem Bergſtädtchen, das unten im reichangebauten Flußthale lag, in ſanfter Steigung nach dem Bade führte: der leichte Wagen, in welchem der Freiherr ſeine Gemahlin und deren Oheim ſelbſt fuhr, rollte flüchtig dahin, ſchon machte Laura auf das erſte graue Haus aufmerkſam, das wie ein vorgeſchobener Poſten noch ziemlich weit von Clausbad ſie begrüßte.

„Romantiſch, nicht wahr, Onkel Troyſen?“ rief ſie.

„Dort kommt uns auch eine Cavalcade entgegen,“ ſagte er. „Man will Dich feierlich einholen.“

Mehrere Reiter kamen im kurzen Galopp daher geſprengt, Laura's ſcharfes Auge unterſchied bei dem vorderſten Paare das wallende Kleid einer Dame — ſie nahten, warfen neugierige Blicke auf die neuankommende Geſellſchaft, von welcher auch ſie gemuſtert wurden: Troyſen hatte die ſchlanke Dame mit dem intereſſanten blaſſen Geſicht unter dem coketten ungariſchen Hütchen in's Auge gefaßt, da fühlte er plötzlich Laura, welche neben ihm ſaß, ſchreckhaft zuſammenzucken und wie er ſich nach ihr umwandte, ſah er ſie tödtlich erblaßt, ihr dunkles Auge gleichſam Troſt ſuchend auf

sich gerichtet — das Reiterpaar, von einem Dritten, um eine halbe Pferdelänge zurück, begleitet, von einem Diener gefolgt, war vorüber. Troysen legte seine Hand beruhigend auf Laura's, welche unter seinem Druck zitterte: Bärenstein vor ihnen, vollauf beschäftigt, seine unruhig gewordenen Pferde zu zügeln, hatte keine Ahnung von dem, was hinter seinem Rücken durch einen Blick stummen Einverständnisses abgemacht wurde, und der Kutscher neben ihm, der sich umwandte, den Reitern nachzusehen, bemerkte noch weniger etwas.

„Kannten Sie Jemand davon, lieber Vetter?" fragte Troysen mit gleichgiltiger Stimme.

„Ich bin in diesem Sommer noch nicht hier gewesen," antwortete Bärenstein. „Aus unserer Gegend sind sie nicht, und sonst kenne ich keinen Menschen von der Badegesellschaft."

„Die Dame ritt flott genug, ihre Cavaliere konnten kaum mitkommen," bemerkte Troysen. „Reitest Du auch noch, Laura? Der Herr Gemahl hat Dir gewiß ein prächtiges Reitpferd angeschafft, ich bin neugierig, es zu sehen."

„Ludwig liebt es nicht, wenn Frauen reiten," antwortete Laura, welche sich gewaltsam gefaßt hatte. „Und wenn ich eine Frau, wie so eben, unweiblich dahinjagen sehe, so muß ich ihm Recht geben!" Sie sagte das mit einem gewissen Eifer, ihr Gemahl sah sich dankbar nach ihr um; Troysen aber blickte mit einem stillen Lächeln vor sich hin: sie war ihm noch eine Erklärung schuldig.

Der Cavalcade, welche voran gesprengt war, folgten noch zwei oder drei Equipagen mit Herren und Damen — nach Pferden und Livreen zu urtheilen, keine Miethswagen. Wie von jener, wurden auch hier die Ankommenden gemustert: in einem kleinen Bade ist ja die Ankunft neuer Gäste immer ein Ereigniß. Doch konnten die Neugierigen wohl an dem Mangel alles Gepäcks und dem offenen, leichten Wagen sehen, daß es nur ein Besuch aus der Nachbarschaft sei, der nicht einmal eigentliche „Fluggäste" brachte.

„Noch immer keine Bekannte?" fragte Troysen, und als Bärenstein es verneinte, setzte er hinzu: „Es scheint hier ein sehr reges Leben zu sein. In Eurer Stelle würde ich hier ein paar Wochen zubringen, es gibt neue Eindrücke, Anregungen, frische Ideen und frisches Blut für den langen einsamen Winter."

„Wäre es Dir lieb, Laura?" fragte Bärenstein.

„Mit Dir und Martha, gewiß!" antwortete sie. — „Obwohl," setzte sie, wie von einem andern Gedanken ergriffen hinzu, „obwohl mir vielleicht das gesellige Treiben, das etwas unruhig scheint, nicht zusagen würde."

Er hat ihr schon die Schwungfedern geknickt, waren Troysen's Gedanken, sie ist auf bestem Wege, in seinen Fußtapfen zu wandeln. Dann aber fiel ihm wieder ein, was er von ihr gehört hatte, ihr räthselhaftes Benehmen vor wenigen Minuten war ihm unerklärlich und er brannte vor Verlangen, sie auf einen Augenblick allein zu sprechen.

Unten auf der Thalsohle neben dem Bach zeigten sich jetzt mehrere einzelne Häuser, eine Mühle klapperte herauf; auf dem jenseitigen Hange am Rande des Hochwaldes sah man in heller Sonnenbeleuchtung eine Gesellschaft, einzeln hintereinander den steilen Fußpfad emporsteigen, ein paar sich rasch folgende Explosionen knallten von dort aus dem Steinbruch herüber, vorwärts aber lagen die zerstreuten Gasthäuser auf den Bergterrassen hoch und tief und die Gebäude des Curplatzes, welche von Weitem, durch den crenelirten Giebel eines neuentstandenen und weiterhin durch eine Fensterfront, von einem Thürmchen überragt, viel stattlicher erschienen als in unmittelbarer Nähe.

Bärenstein fuhr jedoch hier nicht vor, sondern lenkte sein schönes Gespann, das die Aufmerksamkeit einer unter den Colonaden an kleinen Tischen sitzenden Gesellschaft erregte, im scharfen Bogen zu dem aufsteigenden Aste der Chaussee, welche nach den höchstgelegenen Häusern führte. Hier war das „Hôtel," in welchem er abzusteigen pflegte.

Unter den Gästen kannten ihn Mehrere und nannten seinen Namen. Die junge schöne Frau, welche im Wagen neben dem ältern Herrn gesessen, war den kritischen Blicken nicht entgangen: man hoffte sie bald auf einem oder dem andern beliebten Platze in der unmittelbaren Nähe des Bades zu sehen. Eine eigentliche Promenade, wo sich Alles trifft, gab es nicht, wenn man nicht

den beſchränkten Raum vor dem Badehauſe oder die Chauſſee ſo nennen wollte, dagegen hatte die Natur den ganzen Thalrand auf dieſer Seite mit einem ſo majeſtätiſchen Hochwalde von Tannen und Buchen bedeckt, daß die Hand der Kunſt ihn nur durch gebahnte Pfade in verſchiedenen Richtungen zur ſchönſten und weithin ſich erſtreckenden Tempelhalle für die Luſtwandelnden einzurichten gebraucht. Ruheſitze für einzelne Paare und größere Geſellſchaften waren an paſſenden Stellen genug zu finden und auf dem entgegengeſetzten Waldrande, wo eine Fürſtin ſich einen Platz unter ihrem romantiſchen Vornamen hatte anlegen laſſen, gab es auch gar entzückende Ausſichten auf die Scenerie des wechſelvollen Berglandes. Dieſer Wald war vom frühſten Morgen bis zum ſpäten Abend das Rendez-vous der Badegäſte, ſo daß menſchenſcheue Naturen ihn deshalb allerdings nicht nach ihrem Geſchmacke fanden. Dort hofften denn auch heut die Müßigen unter den Colonaden, auf welche die reizende Frau von Bärenſtein einen günſtigen Eindruck gemacht hatte, ſie gelegentlich wiederzuſehen, denn daß die Klänge der Muſik, welche ſich noch immer während ihrer Pflichtſtunde hören ließen, ſie zum Curplatz locken würden, konnte man ihr kaum zumuthen.

Der Wirth, deſſen Falkenaugen ſo leicht kein Wagen auf der Chauſſee unter ſeinem Hauſe entging, ſtand ſchon vor der Thür, das buntgeſtickte Mützchen in der Hand, um den Freiherrn, der ihn zuweilen beehrte, zu begrüßen. Er war nur in Verlegenheit, wo er ihm heut, wenn auch für wenige Stunden, paſſende Zimmer anweiſen ſollte, denn bei dem ungewöhnlichen Zufluß von Fremden, welchen in dieſem Jahre die Höhe der Saiſon gebracht, war ſein Haus bis unter das Schindeldach gefüllt und ſelbſt eine Gräfin hatte ſich gefallen laſſen müſſen, hoch oben zu hauſen, wo ein Wetterſturm, der mit Regenfluthen in voriger Woche über das Thal hereingebrochen war, ſie faſt aus ihrem Bette geſchwemmt hätte. Doch war der Wirth ein Mann nach dem Sinne des erſten Franzoſenkaiſers, der das Wort „unmöglich“ nicht kannte. Er ſcheute ſelbſt Gewaltmaßregeln nicht, wenn es galt, Raum für neue Gäſte zu ſchaffen. So rief er denn, als er auf dem langſam herankommenden Wagen den Freiherrn von Bärenſtein erkannt und die Perſonenzahl ermittelt hatte, das Hausmädchen oder vielmehr das Hausweibchen, denn ſie hatte kürzlich dem Kellner ihre Hand gereicht, und befahl ihr ſofort, mit Hilfe ihres Gatten Nummero Eins und Zwei zu räumen und die Effecten der zeitigen Inhaber in das um zwei Bergabſätze tiefer gelegene Speicherhaus zu ſchaffen, wo er ein paar Nothſtuben für unerwartete Gäſte, die er einſtweilen unterbringen mußte, angelegt hatte. Die kleine Frau ſchüttelte zwar den Kopf und wollte in Anſehung des Ranges der auszuweiſenden Perſonen etwas einwenden, aber der Wirth hieß ſie thun, was er befohlen und trat dann dem vorfahrenden Wagen entgegen, um deſſen Thür zu öffnen und den Herrn Baron von Bärenſtein willkommen zu heißen. Er bat, nur ein paar Minuten in das Gaſtzimmer oder auf den Balcon zu treten, der nach der Thalſeite, groß für eine zahlreiche Geſellſchaft, auf Säulen ſtand — gleich werde oben Alles bereit ſein. In der That wurden auch nach wenigen Minuten einige Koffer mit Zubehör von den Leuten des Hauſes die zwei ſteilen Holztreppen hinabgeſchleppt, welche nach dem erwähnten Filiale des Hauſes führten, und die obern Zimmer, die beſten, ſtanden für die Angekommenen bereit.

Laura war nun allein; die beiden Männer hatten ſich in dem Nebenzimmer eingerichtet, bis ausgewandert werden ſollte, um das Bad und das Badeleben kennen zu lernen. Das Hausmädchen — unbeſchadet ihrer Frauenſchaft fungirte ſie doch nun einmal als ſolches — hatte der Baronin ihre Dienſte angeboten, war aber abgewieſen worden. Laura trat an das Fenſter, aber ſie hatte keine Augen für die anmuthige Ausſicht auf die gegenüberliegenden Berge, ſie blickte hinaus, als ſei ihre Seele der Gegenwart ganz entfremdet und irre auf fernen, unheimlichen Gedankenpfaden. So ſtand ſie eine lange Weile, noch hatte ſie keine Hand an ihre Toilette gelegt, welche ſie noch etwas ändern wollte, da weckte ſie ein heller Kinderſchrei unter ihrem Fenſter aus ihren Träumen. Es war ein fremdes Kind und ein fröhlicher Aufſchrei, aber Laura zuckte dabei mit der Hand nach dem Herzen, ſie mußte an ihr eigenes Kind denken und der Name ihrer lieblichen Martha trat unwillkürlich auf ihre Lippen. Doch faßte ſie ſich nun und ordnete ſchnell ihre ſchwarzen Locken, welche in ſeltener Schön-

heit ihr anziehendes Geſicht umwallten — Ludwig war der Meinung geweſen, daß ein ſchlichter, glatter Scheitel ſie frauenhafter kleiden werde, ſie hatte ſich aber bis jetzt nicht dazu entſchließen können, den Schmuck, über welchen ſie früher ſo manches entzückte Wort gehört hatte, aufzugeben: es wäre ja, hatte ſie ſcherzend zu ihrem Gemahl geſagt, als wolle ſie gleich eine Kloſterfrau werden. Als ſie den Kopf vor dem kleinen Spiegel zur Seite wandte, fiel ihr Blick zufällig auf eine Viſitenkarte, welche unter dem Tiſche lag, wahrſcheinlich beim ſchnellen Ausräumen herabgefallen: das Hausmädchen hatte der Baronin geſagt, daß ein fremder Herr für die Zeit ihres Aufenthalts eben ausquartiert worden ſei. In weiblicher Neugier hob Laura die Karte auf, aber ſie erbebte, als ſie darauf las: Hippolyte Comte d'Orſzynski — das kleine Blatt entſank ihrer Hand und ſie wandte ſich haſtig ihrer Toilette zu, um nur ſchnell aus dieſem Zimmer zu kommen, wo ſie eine neue, heut ſchon die zweite Mahnung erhalten hatte.

„Biſt Du fertig, Laura?“ klang ihres Gatten ruhige Stimme aus dem Nebenzimmer. „Der Onkel wartet unten.“

Sie liebte es nicht, beim Ankleiden überraſcht zu werden, nicht einmal ihre Kammerjungfer durfte ungerufen zu ihr eintreten, und Bärenſtein ehrte dies jungfräuliche Gefühl, das ſie mit in ihre Ehe genommen hatte. Auch er meldete ſich jedesmal an, ehe er, wenn ſie allein war, in ihr Zimmer kommen wollte.

„Ich bin bereit, Ludwig,“ ſagte ſie und öffnete ihm. Als er eintrat, gab ſie ihm die Hand und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt: es kam ihr nicht zum Bewußtſein, warum — ſuchte ſie Schutz bei ihm vor ihren eigenen Gedanken? Er drückte ſie erfreut an ſich, einen beſondern Grund ihrer Zärtlichkeit ſuchte er nicht, denn er war der plötzlichen Wandlungen, ſcheinbar ohne allen Anlaß, in ihrem Benehmen gegen ihn ſchon gewohnt: ſie gab jeder Regung des Moments nach; war ſie doch noch zu jung, um ſich ſchon von allen Aufregungen ihres Gefühls kalte Rechenſchaft zu geben.

Onkel Troyſen hatte unterdeſſen ſeine Zeit benutzt, um ſich durch den Wirth über die Verhältniſſe der Saiſon zu unterrichten. Er hatte gehört, daß ſich eine tonangebende, wenigſtens durch Zuſammenhalten ſich auszeichnende Coterie in der Geſellſchaft gebildet, und irrte nicht, wenn er ſie heut ſchon geſehen zu haben glaubte.

„Ganz recht!“ ſagte der Wirth. „Die Herrſchaften zu Pferde, welchen Sie begegnet ſind, wohnen bei mir, auf Nummero Zwei und Vierzehn Graf Kranheim mit ſeiner Gemahlin — und auf Nummero Eins, meinem beſten Zimmer, das zufällig leer wurde, ein polniſcher Graf — ſeinen Namen weiß ich augenblicklich nicht, aber ich werde gleich im Fremdenbuche nachſehen. — Ich habe die beiden Herren Grafen, da ſie erſt morgen Nachmittag oder Abend wiederkommen werden, für heut ausquartiert,“ ſetzte er mit ſeinem ſchlauen Lachen hinzu. „Wenn ſie zurückkommen, iſt Alles wieder in Ordnung und ſie brauchen es gar nicht zu erfahren. Ich mußte doch dem Herrn Baron von Bärenſtein, unſerm Herrn Nachbar, der uns leider ſo ſelten beehrt, mit ſeinem Gaſte ein Unterkommen verſchaffen.“ Er verbeugte ſich gegen Troyſen und wollte gehen, um den Namen des polniſchen Grafen, welcher erſt vorgeſtern angekommen war, zu ermitteln. Troyſen hielt ihn jedoch zurück und ſagte: „Ich glaube ihn ſchon zu wiſſen. Geben Sie mir lieber noch mehr Auskunft. Wenn es mir hier gefällt, bleibe ich vielleicht ein paar Wochen bei Ihnen, ohne jedoch die Frau Gräfin von Kranheim dadurch vertreiben zu wollen. Sie ſcheint eine flotte Reiterin.“

„O ja!“ ſagte der Wirth mit ausdrucksvoller Zuſtimmung. „Ich hab' ein Kreuz geſchlagen, als ſie heut abritten. Der ſchöne Braune — Sie werden ihn bemerkt haben — bäumte ſich mit ihr und ſtand einen Augenblick kerzengrade, wie ein Mann, ſo daß er ſich überſchlagen konnte, denken Sie nur mit der Dame! Der Gemahl war leichenblaß geworden und hatte die Faſſung verloren, der polniſche Graf war aber reſolut bei der Hand, faßte den Braunen, obgleich der mit den Vorderfüßen nach ihm hieb, in den Zügel und brachte ihn wieder auf ſeine vier Füße. Dann ging's fort im Galopp — und der Pole ließ dem Grafen doch den Vorritt neben der Frau, obſchon ſie gewiß an ſeiner Seite ſicherer geweſen wäre. Und wenn Sie die Dame ſonſt ſehen, an der Table d'hôte oder auf der Réunion, ſo zart und zierlich, daß man gar nicht weiß, wo ſie zu Pferde den Muth herkriegt.“

Troyſen dankte ihm und ſtand von der Bank auf, denn ſeine Verwandten traten eben aus dem Hauſe. Er ſuchte Laura's Auge, um ihr zu ſagen, daß er jetzt ihr Erſchrecken bei der Begegnung auf der Chauſſee verſtanden habe, aber ſie vermied es, ihn anzuſehen. In geringer Entfernung von dem Hauſe, an dem Wege, der zu dem Walde, dem allgemeinen Sammelplatze der Badewelt, führt, iſt von dem Berge herab eine Quelle geleitet, deren Waſſer an Friſche und Klarheit unvergleichlich iſt, ſo daß ſelten Jemand vorübergeht, ohne davon zu trinken. Ein äſthetiſcher Gaſt hatte ihr vor langen Jahren den verdienten Namen der Silberquelle gegeben, der ſeitdem auch in den Mund der Eingeborenen übergegangen iſt. Troyſen ging raſch voraus, ſchöpfte mit dem Kryſtallbecher, den er bei ſich trug, von der Quelle und bot ihn Laura. Während ſie trank und ihr Gemahl zufällig einen Blick in das Thal zur Rechten warf, konnte Troyſen ihr zuflüſtern: „Er iſt hier, ich weiß es, ſei aber ganz ruhig.“ Sie erröthete, ihr Mund hatte ſich faſt feindſelig geſpannt, als ſie ihm den Becher zurückgab, aber der dankbare Blick ihres Auges ſagte ihm, daß jener feindſelige Zug, der ihn in Verwunderung ſetzte, ihm nicht galt. Dann ſetzten ſie ihren Weg fort und Laura machte den Oheim, als ſie den impoſanten Mittelweg durch den Wald verfolgten, auf alle Schönheiten aufmerkſam, welche die Pracht ſeines Baumwuchſes und mancher Blick in ſein geheimnißvolles Dunkel darboten. Ein feiner Menſchenkenner würde aber bemerkt haben, daß ihre ungewöhnliche Geſprächigkeit etwas Ueberreiztes hatte — ob Troyſen ſo dachte, blieb zweifelhaft, dem argloſen Gemahl entging es auf jeden Fall.

Im Walde fanden ſie viel Geſellſchaft — Gruppen von Sitzenden oder Luſtwandelnden — wurden auch mehrmals gegrüßt, ohne daß ſie wußten, von wem. Es iſt aber Sitte in vielen kleinen Bädern, daß ſich faſt Alles grüßt, auch wenn es ſich kaum dem Geſicht nach oder gar nicht kennt: man hält ſich eben für eine durch das gemeinſame Waſſer des Bades verbundene Zuſammengehörigkeit und nimmt Anſtoß an dem Großſtädter, welcher jene Sitte mißachtet oder ſich ihr zu ſpät unterwirft. Doch traf Bärenſtein nach und nach auch mehrere Bekannte, theils aus der Nachbarſchaft, theils unerwartet aus der Ferne, er ſtellte ſie ſeiner Frau oder dieſe den ihr noch fremden Damen vor und machte auch Troyſen, deſſen ſtattliche Erſcheinung überall wohlgefällig bemerkt wurde, bekannt, ſo daß ſich die Geſellſchaft, die ſich ihnen anſchloß, ſtets vermehrte. Je lauter und heiterer aber das Geſpräch ſchwirrte, deſto ſtiller wurde allmälig Laura; Troyſen hätte viel darum gegeben, mit ihr ein paar Worte ungeſtört wechſeln zu können, dazu fand ſich aber keine Gelegenheit, auch ſpäter nicht, als nach einer Wanderung bis zum Ende des Waldes der ſchmalere Pfad, welcher von dort ſich fortſetzte, die Geſellſchaft nöthigte, Paarweiſe zu gehen. Eine Dame, deren verſtorbener Mann mit Troyſen in demſelben Regimente geſtanden, hatte ſich ſeiner bemächtigt und ſchwelgte in Erinnerungen ihrer Jugend; ſie hielt ihn an ihrer Seite feſt und ließ ihm kaum Zeit, zuweilen einen Blick auf die Landſchaft zu werfen, welche hier neue Reize entfaltete. Zu ihrer Linken, wenig entfernt, begleitete ſie ein anderes, tief eingeſchnittenes Thal, in welchem ein Gebirgsbach über zertrümmerte Felsblöcke, die er aus der engen Schlucht ſeines obern Laufes vor undenklichen Zeiten herabgeführt haben mochte, in vielen Krümmungen dahin ſchäumte; der üppigſte Baumwuchs bezeichnete ſeine Ufer und die Sonnenſtrahlen, welche ſie der Länge nach trafen, ließen ein anmuthiges Spiel von Licht und Schatten im grünen Laube der hohen Stämme gaukeln. Der Pfad, welchen die Geſellſchaft verfolgte, hatte jetzt den letzten Vorſprung des Kammes erreicht und ſpaltete ſich hier in mehrere Zweige, welche ziemlich ſteil und ſteinig bergab führten, eigentlich nach demſelben Ziele, einem jener ſtundenlangen Gebirgsdörfer, in denen ſich der Gewerbfleiß mit rüſtigen Händen und auch in großartigen Fabriken regt; die Badegäſte wanderten ſehr oft hinab, um dort den Nachmittag und Abend bei guter Bewirthung zuzubringen. Wo der Weg ſich theilt, ſtand ein Kreuz, welches ein frommer Mann aus jenem Dorfe einſt hatte aufrichten laſſen, es war mit friſchen Kränzen von wilden Blumen, wie ſie dort in mannigfacher Fülle wuchſen, geſchmückt, und die breiten Stufen des ſteinernen Unterbaues, wie der Mooſsteppich neben demſelben luden die Geſellſchaft zum Ausruhen ein, da man ſich hier das Ziel des Spazier-

ganges gesetzt hatte. Laura las die mahnende Inschrift unter dem Bilde des Erlösers: „Christus starb für uns am Kreuze," es schien auf sie einen tiefern Eindruck zu machen, als auf die andern Weltkinder, die ihm wohl kaum einen Blick schenkten und die Stätte nur für einen Ruhepunkt, wie jeden andern, ansahen. Bärenstein beobachtete die Mienen seiner Frau, während sie die Inschrift las und sich dann auf den Sockel setzte; was er in ihren Zügen gelesen zu haben glaubte, ging ihm warm zum Herzen; er näherte sich ihr und während die Andern plauderten und witzelten, flüsterte er ihr zu: „Du bist so still, Laura."

„Es ist so schön hier — das macht mich immer still," erwiederte sie und dann, ihre Stimme lauter werdend, rühmte sie die Aussicht auf die fernen Gebirgsmassen, die verschiedenen Farbentöne der Ackerstücke, welche des Menschen Fleiß und Mühe unter der schwierigsten Arbeit bis an die Kuppen der Berge urbar gemacht, sie zeigte nach dem tiefen Grund drüben, dessen Gewässer man von hier nicht sehen konnte und fragte, ob kein Pfad von hier hinabführe. Die Nächstsitzenden, auf diese Weise in die Unterhaltung hineingezogen, verneinten ihre Frage und klagten überhaupt sehr über die wenigen gebahnten und bequemen Wege in der nächsten Umgebung von Clausbad, es gebe außerhalb des Waldes par excellence fast keinen, auf dem man ohne bäuerische Fußbekleidung fortkommen und sich nicht Hals und Beine brechen könne.

„Dafür haben Sie auch noch Ursprünglichkeit hier, welche immer seltener, selbst in den Hochgebirgen, wird," tröstete Troysen.

Auf dem Rückwege, welcher nach längerer Rast angetreten wurde, trennte sich die Gesellschaft vor dem Gasthause, in welchem Bärensteins abgestiegen waren, beschloß aber, Abends wieder hier zusammenzukommen und gemeinschaftlich auf dem Balcon desselben zu speisen, auf die Gefahr hin, daß die vermorschten Säulen, auf denen er ruhte, unter der angenehmen Last zusammenbrächen. Der Wirth vor der Thür, an welchen dieser Scherz gerichtet war, erbot sich zu einer Lebensversicherung für jedes Haupt und verkündigte, daß im nächsten Frühling seine Gäste eine grandiose Säulenhalle von massivem Bau finden sollten. Troysen blieb bei ihm zurück: der Mann gefiel ihm.

„Sie haben uns Quartier gemacht, wie einst Napoleon's Garden auf dem Marsch zu verfahren pflegten," sagte er, als Bärensteins die Treppe hinaufgingen. „Wir werden zwar im schönen Mondenschein wieder nach Hause fahren — wenn nun aber doch die rechtmäßigen Eigenthümer unserer Zimmer früher zurückkehren sollten —?"

„Dann werde ich tüchtig gewaschen und will mich schon entschuldigen," entgegnete der Wirth. „Sie kommen aber nicht zurück, die Frau Gräfin hat es mir selbst gesagt."

„Eine Tagereise zu Pferde für eine Dame — allen Respect!" sagte Troysen. „Sie ist eine schöne Frau, so viel ich gesehen habe."

„Geschmacksachen, Herr Baron," erwiederte der Wirth. „Viele finden sie schön, Manche häßlich. Sie ist wenigstens sehr elegant und weiß eine ganze Gesellschaft zu unterhalten. Der polnische Graf — ich kann Euer Gnaden jetzt mit seinem Namen dienen: Orszynski — aus Warschau, auf der Durchreise nach Turin — Sie verstehen, Herr Baron?"

„Was wollten Sie von ihm in Bezug auf die elegante Frau Gräfin sagen?" versetzte Troysen.

„Er ist vorgestern angekommen, gestern schon der unzertrennliche Begleiter gewesen und heut —"

„Bekannte, die sich hier wiedergefunden haben."

„Euer Gnaden verzeihen," entgegnete der Wirth, „ich habe selbst gehört, wie er sich dem Grafen Kranheim vorstellte und dieser ihn seiner Gemahlin. Sie haben sich vorher nicht mit Augen gesehen. Küß' die Hand!" Damit empfahl er sich, weil im Gastzimmer laute Nachfrage nach ihm war. Troysen setzte sich wieder auf die Bank, die Vorübergehenden zu mustern.

Als Laura in ihr Zimmer treten wollte, wandte sie sich noch einmal nach ihrem Gatten um und bat um dessen Brieftasche. Er reichte sie ihr etwas verwundert. „Ich will nur ein paar flüchtige Notizen machen," sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Die Eindrücke verwischen sich so leicht, auch diejenigen, welche man am liebsten festhalten möchte."

„Unterm Kreuz, nicht wahr?" fragte er mit einem liebevollen Blicke.

Sie neigte ihr Haupt und sagte dann mit einer wahren Inbrunst: „Nicht wahr,

Ludwig, wir fahren bald nach dem Abendessen zurück? Ich sehne mich nach unserer Martha."

Er küßte sie ergriffen und versprach ihr, für einen nicht zu späten Aufbruch zu sorgen.

Sie verließ ihn und trat in ihr Zimmer. Ein rascher Blick über dasselbe belehrte sie, daß hier noch keine fremde Hand gewaltet hatte — die Karte lag noch an derselben Stelle, wo sie ihrer Hand entfallen war und sie fühlte sich zufrieden. Ohne sich zu besinnen, hob sie das Blatt auf, las jetzt mit festerm Blicke den Namen, der sie vorher so tödtlich erschreckte und ihr gesagt hatte, daß sie wohl in demselben Zimmer sei, wo Hippolyt vor einer Stunde noch geweilt. Es fiel ihr nicht ein, daß seine Karte eben so gut auch hier nur bei einem Besuch abgegeben sein könne — und zum Glück irrte sie sich in ihrer Voraussetzung nicht. Zum Glück, sonst wäre das Blatt nach ihrer Abreise in fremde Hände gefallen und sie schrieb jetzt auf die Karte, was nur für Hippolyt Orszynski bestimmt war. Dazu hatte sie sich die Brieftasche ihres Gemahls geben lassen, mit dessen Griffel sie in polnischer Sprache unter Hippolyt's Namen die Worte schrieb: „Nahen Sie mir nicht — niemals! Ich würde Sie hassen!" Mit glühenden Wangen und klopfender Brust, in welcher das Gefühl eines begangenen Unrechts sich regte, steckte sie die Karte an den kleinen Toilettenspiegel, wo sie dem Heimkehrenden gleich in die Augen fallen mußte. Dann wandte sie sich rasch und trotzig ab, setzte sich an das Fenster und fing an, in das Taschenbuch ihres Mannes zu schreiben, wie sie ihm ja gesagt hatte. Anfangs schrieb sie deutsch, kurze, abgerissene Worte über das, was sie heut gesehen hatte, aber selbst dazu war sie nicht fähig, sie fühlte, daß sie zerstreut war und erschrak selbst über den Unsinn, welchen sie aufschrieb: so strich sie sorgfältig Alles wieder aus und bediente sich nun ihrer polnischen Muttersprache, welche Ludwig nicht verstand, da war es denn sehr gleichgiltig, was sie niederschrieb, wenn es nur das Blatt füllte.

IV.

Die Heimkehr hatte sich doch verspätet. In der Gesellschaft, welche sich sehr langsam zu dem verabredeten Abendessen wieder vereinigt hatte, war dann unter dem Einflusse mancher interessanten Persönlichkeit, auch wohl des köstlichen Abends eine so heitere und gemüthliche Stimmung erwacht, so daß es für Bärenstein, wie sehr er es auch wünschte, unmöglich wurde, einen frühen Aufbruch zu machen. Man saß dann, als die Sonne längst hinter die hohe und tannendunkle Bergmasse im Westen gesunken war, wohl zwei Stunden noch auf dem erleuchteten Balcon, dessen Lampen weithin über das Thal strahlten. Als man sich endlich trennte, baten Viele den Freiherrn stürmisch, auf einige Wochen von seinem so nahen Gute hierher zu kommen, er könne ja von hieraus regieren, wie manche Fürsten das auch zur schönen Sommerszeit von entfernten Bädern aus thun. Er wandte dagegen ein, daß für das politische und Geschäftsleben diese schöne Sommerzeit eine Zeit des Stillstandes, der Ruhe und Erholung sei, mit einem gar trivialen Namen bezeichnet, während grade der Landmann in ihr vollauf zu thun habe und umgekehrt im Winter, wo jenes in angestrengtester Thätigkeit sei, eine vergleichsweise Ruhe genieße — man ließ das, weil die Meisten nichts davon verstanden, nicht gelten und Bärenstein mußte wenigstens das Versprechen geben, recht bald und, wenn es möglich, auch oft wiederzukommen.

Es war eine entzückende Nachtfahrt. Auf den Höhen standen die schwarzen Tannen unbewegt, kein Lüftchen regte sich und nur das Rauschen der Wasser ließ sich durch die heilige Stille vernehmen, welche in der Natur waltete. In den zerstreuten Häusern des Thales, wo sich Dorf an Dorf fast ununterbrochen reiht, waren die Lichter schon erloschen, am Wege aber gaukelten um das dunkle Gebüsch zahllose Glühwürmchen mit ihrem magischen Schein und im Osten stieg die große, blutrothe Scheibe des Vollmondes empor, vor welcher die blinkenden Sterne am wolkenleeren Nachthimmel erbleichen sollten. Laura hatte sich, in ihren weichen Schal gehüllt, in den Wagen zurückgelehnt, sie schien ermüdet einzuschlummern und Troysen störte sie nicht. Er saß straff aufrecht, wie er im Sattel zu sitzen pflegte und seine Augen schweiften rechts und links, um die fremdartigen Bilder der nächtlichen Landschaft zu betrachten, doch schwieg auch er und Bärenstein, welcher sich nur von Zeit zu

Zeit nach Laura umsah, knüpfte kein Gespräch mit ihm an.

Da regte sich Laura plötzlich und richtete sich auf. — „Was war das?“ fragte sie. „Es klang, wie ein fernes Gelächter.“

„Der Berggeist hohnlacht über uns!“ erwiederte Troysen munter. „Sei ruhig, es war das Gewieher eines Pferdes, das klingt aus der Ferne so bei stiller Nacht. Ich habe das oft genug in meinem Reiterdienst auf Feldwache gehört, wenn ein Streiftrupp von Außen kam und eins seiner Pferde die Vedetten schon aus weiter Entfernung begrüßte.“

„Ich höre auch Hufschlag,“ sagte Bärenstein, „und meine Rappen werden unruhig. Es wird die Gesellschaft sein, welcher wir heut begegneten, sie kommt also doch zurück und es ist nur gut, daß unser Herr Wirth Zeit gehabt hat, nach unserer Abfahrt Alles wieder in Ordnung zu bringen.“

In der That war es die Gesellschaft, von welcher Bärenstein gesprochen — die Reiter wiederum an der Spitze, die Wagen hinter ihnen ziemlich dichtauf. Der Mond war schon weit genug heraufgekommen, um Alles klar zu beleuchten: dies Mal ritten die drei in gleicher Höhe, die Dame in der Mitte, ihr zur Rechten der Begleiter, welcher heut bei erster Begegnung sich etwas zurückgehalten hatte — er bog ab, als Bärenstein's Wagen sich nahte, um dicht an demselben vorüberzureiten und einen scharfen Blick hineinzuwerfen. Laura saß auf dieser Seite — der Reiter machte eine grüßende Bewegung mit der Hand! Dann war Alles vorüber!

„Ich bin ganz genau orientirt,“ sagte Troysen, nachdem der letzte Wagen mit ungarischen Damenhütchen, welche hier zu überwiegen schienen, vorbeigefahren war. „Ihr Wirth, lieber Vetter, ist ein lebendiges Adreßbuch, das zugleich die Naturgeschichte aller Curgäste, die ganze Chronik — louable et scandaleuse — enthält.“ Von den letzten Wagen anfangend, nannte dann der Oheim die Gruppen, wie sie sich für die heutige Partie gesellt hatten und auch Orszynski's Namen mit der gleichmüthigsten Stimme.

„Nun, Laura!“ wandte sich Bärenstein, der heut seine ernste Natur ganz zu verleugnen schien. „Klopft Dir nicht Dein nationales Herz bei diesem höchst sonoren polnischen Namen?“

Sie antwortete nicht, obwohl sie nach einer Antwort rang. Troysen nahm schnell für sie das Wort: „Der Graf ist wirklich von reinem polnischen Blute, d. h. er will etwas Revolution schüren helfen. In das Fremdenbuch hat er gezeichnet — woher? Varsovie, wohin? Turin. Der Commentar ergibt sich von selbst. Vielleicht geht er noch etwas weiter nach Caprera, um sich bei dem neuen italienischen Cincinnatus ein Rendez-vous mit seinem Landsmanne, dem allerdings nicht ganz glücklichen Revolutionsfeldherrn, Mieroslawski, zu geben.“

So hatte der Onkel das Gespräch von der Klippe für Laura abgelenkt, allerdings in die politische Brandung hinein, in welcher, wenigstens was Polen betraf, Laura mit ihrem Gemahle nicht gleichen Curs hielt. Bärenstein wußte das. Sie hätte keine geborene Polin sein müssen, um mit seinen Ansichten über ihr Volk und dessen beklagenswerthe, aber darum dennoch unvermeidliche Katastrophe übereinzustimmen — deshalb vermied er Alles, was sie verletzen konnte und ging auch heute nicht auf die Erörterungen ein, zu welchen Troysen geneigt schien. Er antwortete nur, daß man bei allen Wetterwolken, welche drohend für das Glück und den Wohlstand der Völker den Horizont verfinsterten, auf die Führung des Allmächtigen sein festes Vertrauen setzen müsse: „Vor seinem Hauche stürzt das vermessenste Gebäude menschlichen Uebermuthes in Trümmer,“ sagte er, „wie die Umschrift jener Denkmünze auf den Untergang der unüberwindlichen Armada König Philipp's lautet: Afflavit Deus et dissipati sunt.“

Ludwig der Fromme! dachte Troysen, laut stimmte er ihm aber im Allgemeinen bei, wenn er auch äußerte, daß man doch selbst etwas Hand an irdische Dinge legen müsse, eingedenk eines anderen Spruches: „Aide toi et Dieu t'aidera!“

Die beiden Männer wurden dann auch wieder still und der Rest der Fahrt bergauf, bergab im wellenförmigen Lande wurde fast in ununterbrochenem Schweigen zurückgelegt. In Stampach trennte man sich schnell. Als Bärenstein in seinem Zimmer abgelegt hatte, trieb es ihn, wie immer, an das Bett seines Kindes, um dessen friedlichen Schlummer einen Moment zu belauschen. Leise öffnete er die Thür, um die Amme nicht zu wecken; die Ampel von der Decke warf ihr gedämpftes Licht über das kleine

Gemach — wie überraſchte es den Vater, ſein Weib hier zu finden, auf die Kniee geſunken vor dem Bette der Kleinen, ihren Kopf tief in ihre gefaltenen Hände geneigt! Sie betete! Erhöre Gott Dein Gebet, Du mein innig geliebtes Weib! waren des Gatten Gedanken und als ſie nun aufſtand und ſeiner gewahr wurde, deſſen Nahen ſie nicht bemerkt, umfaßte er ſie mit tiefgerührtem Herzen und führte ſie leiſe, wie er gekommen war, hinaus.

Laura fand keine Ruhe in dieſer Nacht. Was ſie gebetet hatte, Gott nur wußte es! Hatte ſie um Frieden gebetet, ſo mußte ſie keine Gnade gefunden haben, denn Friede war ihr nicht zu Theil geworden — ihr Ausſehen am Morgen war bleich und angegriffen und beunruhigte den Gatten; ſie verſicherte aber, daß ſie vollkommen wohl ſei.

„Ihr fehlt nichts!“ tröſtete Troyſen, als er mit dem Vetter allein war. „Sie iſt ſchon von ihrer erſten Mädchenzeit an etwas nervös, das tritt nun vielleicht öfter hervor. Die Nachtfahrt mit den markerſchütternden Stößen auf der edlen Chauſſee, wenn es bergab geht — wahre Treppen dieſe Aufhalter! — mag ſie auch angegriffen haben. Für Nervenleiden iſt Zerſtreuung das beſte Heilmittel, ſorgen Sie dafür, Couſin.“

„Dieſe Behauptung iſt mir neu,“ entgegnete Bärenſtein. „Ich habe bis jetzt immer gehört: Ruhe, Meiden jeder Aufregung, friſche Wald- und Bergluft! Hoffe übrigens zu Gott, daß Ihre Meinung über Laura nicht begründet ſein möge, denn ich habe bis jetzt wenigſtens nichts bemerkt, was Laura als nervös erſcheinen ließe. Nervös, Herr Vetter, ſind nur Ihre Großſtädterinnen vom Gas und vom Strudel einer nichtigen Lebensweiſe.“

„Ich gebe ſie Ihnen preis, fühle mich durchaus nicht berufen, als ihr Ritter aufzutreten. Nerven jedoch haben wir Alle und mir ſelbſt, obgleich ich kein Salonheld, vom Gas abgeſchwächt, ſondern ein alter Soldat bin, machen ſich dieſe fatalen Telegraphenſtränge zwiſchen Seele und Leib auf eine empfindliche Weiſe bemerklich, ſo daß ich alles Ernſtes beabſichtige, ſie in Clausbad ein paar Wochen unter Waſſer zu ſetzen.“

Bärenſtein pflichtete ihm, wenn er Vertrauen dazu habe, vollkommen bei, und kam dann wieder auf Laura's heutiges Befinden, daß ihm eher fieberhafte Symptome als andere, zu haben ſchien und deshalb Beſorgniſſe machte, es könnten die Vorboten einer Krankheit ſein. Er hatte ſchon nach dem Arzt ſchicken wollen, was aber Laura entſchieden abgelehnt hatte. Dem Oheim, der im Beſitz des Schlüſſels zu ihrem Geheimniſſe war, blieb nichts übrig, als darin ihre Partei zu nehmen: was ſollte der Arzt hier helfen?

Am dritten Tage erſt fand er die vielgeſuchte, aber durch des Vetters Gegenwart ſtets verhinderte Gelegenheit, endlich mit Laura ohne Zeugen zu ſprechen. Sie ſelbſt ſchien ſich danach geſehnt zu haben, denn ſobald der Gatte Beide verlaſſen hatte, um einen Ritt durch ſeine Felder zu machen, eilte ſie auf den Oheim zu, als wolle ſie bei ihm neuen Rath und neue Hilfe ſuchen.

„Ich weiß Alles,“ ſagte Troyſen. „Er hat natürlich auf keine Antwort von Dir gerechnet, ſondern ſich von ſeiner Leidenſchaft verblenden laſſen, ganz in Deiner Nähe ſein Hauptquartier aufzuſchlagen.“

„Seine Leidenſchaft,“ wiederholte Laura hoch erglühend, aber mit Bitterkeit. „Ich glaube nicht daran! Es iſt nur ſeine Eitelkeit, ſeine Caprice, die ihn treibt, mich durch ſeine Nähe zu quälen!“

„Du biſt ſo heftig!“ ſagte der Oheim mit einem halben Lächeln, das er ihr jedoch verbarg. Seine Menſchenkenntniß glaubte die Urſache ihrer Bitterkeit zu durchſchauen. Wenn Hippolyt's wilde Leidenſchaft abſichtlich ein Mittel geſucht hätte, ſie aus ihrer Gleichgiltigkeit, die ihn einſt zur Verzweiflung gebracht, aufzureizen, ſo hätte er kein wirkſameres Mittel finden können als das, welches ihm heut der Zufall geboten. — „Kannſt Du im Ernſt denken, daß nur eine boshafte Laune ihn hierher geführt, um Deine Ruhe zu ſtören? Hegſt Du wirklich Zweifel an ſeiner unglücklichen Neigung.“

„Eine Neigung — zu wem? Und eine unglückliche Neigung? O er iſt ja ſo glücklich, er genießt ſeine Freiheit in vollen Zügen!“

Es koſtete Onkel Troyſen eine große Ueberwindnng, ſie nicht mit grauſamer Neckerei der Eiferſucht zu zeihen. Aber er wußte, daß er dadurch nur Unheil anrichten konnte, denn Eiferſucht ſetzt ein anderes Gefühl voraus, und er hatte ja nicht

im Sinne, Laura zu verderben, im Gegentheil, er wollte nach seiner Weise ihr Bestes, indem er ihr, welche gewissermaßen sein Zögling war, an der Seite ihres allzustreng gesinnten Mannes einen heitern Lebensgenuß und eine selbständige Stellung sicherte. Daher unterdrückte er jetzt die Entgegnung auf Laura's bittern Vorwurf für Hippolyt, welche er rücksichtslos jeder Andern ausgesprochen haben würde.

„Wenn Du Recht hast, um so besser!" sagte er ruhig. „Ist es auch nur, um sich zu betäuben, so gelingt es ihm vielleicht, dadurch ganz seiner Verwirrung Herr zu werden. Ich gedenke morgen oder übermorgen nach Clausbad überzusiedeln — in Deinem Interesse, Laura! Was dann in meiner Macht steht, Dich vor unüberlegten Schritten von seiner Seite zu sichern, soll geschehen."

Sie erzählte ihm stockend und mit wachsender Verwirrung, was sie in Clausbad mit der gefundenen Karte gethan hatte. Er lächelte und sah sie wohlgefällig an, denn es war ganz in seinem Sinne gehandelt, schlau und kühn, wie er in jüngern Jahren manches Reiterstücklein ausgeführt hatte. Zu spät fiel ihm ein, ob es auch recht gewesen sei und daß er es eigentlich nicht billigen dürfe. Die strenge Miene, die er nun annahm, kleidete ihn schlecht. Er fragte nach dem Wortlaut ihres Avis au lecteur, wie er sich ausdrückte, sie sagte ihm denselben polnisch und dann in deutscher Sprache, wobei er freilich zweifelhaft blieb, ob sie auch gewissenhaft übersetzt habe.

„Zu wagen war dabei nichts," sagte er dann. „Wenn auch Jemand von den Hausleuten die Schrift auf der Karte bemerkt, Dir wird man sie natürlich nicht Schuld geben. Ich habe nur meine Zweifel, ob Orszynski die Androhung Deines Hasses glauben wird und ob sie nicht eher Sporn, als Zügel für ihn wird. Darum will ich keinen Tag verlieren und lieber schon morgen nach Clausbad gehen, damit mir nicht das verhängnißvolle zu spät, die Signatur unserer energielosen Zeit, aufgebrannt werde."

Als Bärenstein von seinem Ritt nach Hause kam, fand er Laura wieder blühend und frisch, wie sonst; es war, als sei mit ihr ein Wunder vorgegangen, und freilich hatte die Wohlthat, sich aussprechen zu können, die leichtblütige Frau wunderbar über Alles, was sie noch vor einer Stunde tief unglücklich gemacht hatte, hinweggehoben. Der Gatte konnte sich der Freude jedoch nicht ganz hingeben, grade dieser plötzliche Wechsel hatte auch etwas Fieberhaftes und gab keine Bürgschaft für die Dauer. Doch unterdrückte er seine Besorgniß und rieth Laura nur, sich recht zu schonen und nach der angreifenden gestrigen Partie der Ruhe zu pflegen. Sie gab auch gleich, seinen Rath etwas weit ausdehnend, die kleine Martha, welche sie auf dem Schooße hatte, der Amme zurück und winkte ihr, sich zu entfernen, wobei sie doch dem Kinde mit den zärtlichsten Blicken nachsah. „Mein Engel! Mein Alles!" sagte sie mit überwallendem Gefühl, daß es selbst dem Hagestolz, der neben ihr saß, zum kalten Herzen ging.

Troysen erklärte jetzt seinen Entschluß, sich morgen schon nach Clausbad zu begeben und bat seinen Vetter um einen Wagen dahin, der ihm als selbstverständlich zugesagt wurde. Am frühen Morgen brach er auf; Laura, welche gern etwas lange schlief, kam grade noch zurecht, um ihm ein Lebewohl zuzurufen, als er schon auf dem Wagen saß.

„Wenn man sich etwas vorgenommen hat," sagte er ihr bedeutungsvoll, „so soll man keine Minute versäumen. Auf Wiedersehen zur nächsten Réunion. Dein Gemahl hat bereits zugesagt: mein ganzer Operationsplan ist fertig."

Er liebte es, in militärischen Ausdrücken zu sprechen, auch wenn sie nicht immer zu passen schienen: Bärenstein hatte das seit seiner kurzen Bekanntschaft mit ihm schon bemerkt. Noch einmal schwenkte er seinen Strohhut, dann fuhr er ab. Auch Bärenstein konnte den heutigen Tag nicht den Seinigen weihen. Hätte er gestern gewußt, daß Troysen Stampach heute schon verlassen werde, so würde er den Termin, zu welchem er in die Stadt beschieden war, noch haben verlegen können, jetzt war das nicht mehr möglich. Er mußte Laura daher schon allein lassen und konnte es heute wenigstens mit ruhigerem Herzen, als es gestern geschehen wäre, denn sie war nicht allein gesund, sondern ganz heiter. So schied er denn, eine Stunde nach Troysen's Abfahrt und wußte seine Rückkehr nicht einmal zu bestimmen, da er nicht übersehen konnte, wie lange die Sitzung der Com-

miſſion, zu welcher er als Deputirter ſeines Bezirks berufen war, dauern würde. Laura bat ihn, ſich durchaus nicht zu übereilen, ſie werde Haus und Herd ſchon hüten und ſich die Zeit mit ihrem Lieblinge vertreiben, den ſie nicht eine Stunde von ihrer Seite laſſen wolle. Ihr Auge ſtrahlte wieder in dem alten Glanze, keine Spur der geſtrigen Anwandlung war zurückgeblieben, und in der That war alle Befürchtung von ihrem Herzen genommen: ſie hatte gezittert, als ſie vor einigen Tagen Hippolyt's Brief erhalten, ſein Anblick, mehr noch die Art und Weiſe, wie ſie ihn wiedergeſehen, hatte ſie aufgeregt bis zum bitterſten Unmuth, der allerdings nahe an Eiferſucht ſtreifte, obgleich ſie, wenigſtens nach ihrer Ueberzeugung, fern davon war, für ihn etwas zu fühlen, was ja auch jetzt Sünde geweſen wäre; das Alles war jetzt verflogen, wie ein Nebelgewölk vor einem friſchen Lufthauch. Onkel Troyſen, auf den ſie das unbedingteſte Vertrauen ſetzte, hatte verſprochen, ſie zu ſchützen und für ſie zu handeln — wie er das thun wollte, war ſeine Sache, ſie zerbrach ſich darüber den Kopf nicht mehr.

Länger als je hatte ſie heut' mit der Kleinen geſpielt, welche ſie dafür durch ihr freudiges Lächeln und Jauchzen ganz glücklich gemacht hatte. Aber für den ganzen Tag ging das nicht; ſie hatte gegen Ludwig ihrer Kraft mehr zugemuthet, als ſie zu leiſten fähig war, Martha mußte doch auch ihre Ruhe haben und ſchlummern, die Amme erinnerte ſelbſt daran. Laura übergab ſie ihr und band ſie ihr auf die Seele. Dann ſetzte ſie ſich an den Flügel und ſpielte lange mit wahrer Luſt, die feurigſten, ſchwungreichſten Muſikſtücke, welche ſie beſaß. Draußen war unterdeſſen die Sonne, deren Gluth heute durch keine Wolke gemildert worden war, hinter den hohen Parkbäumen verſchwunden, kühlere Lüfte wehten daher und trugen den ſüßen Klang der Vogelſtimmen, den Blumenduft zu den geöffneten Fenſtern herein — da ſprang Laura vom Flügel auf und ging, ohne Hut, wie ſie war, und ohne Mantille hinaus, ſie war ja zu Hauſe in ihrem Eigenthum und hatte keines Fremden Auge zu erwarten. Mit raſchem Schritt an den Blumenſtücken vorüber, durch die nächſten Bosketts, über das Raſenparterre, deſſen kurzgeſchorenen Sammet ſonſt keines Menſchen Fuß betreten durfte, wandelte ſie, ein polniſches Liedchen halblaut vor ſich hinſingend, der Terraſſe zu, wo ſich die Anlagen vom Abhange hinunter ſenkten; dort befand ſich auch ein Ruheſitz, von einem phantaſtiſchen Kiosk im mauriſchen Geſchmack überdacht, den ſie hatte errichten laſſen, nicht ohne Widerſpruch ihres Gemahls, welcher das Fremdartige, das nicht mit dem Ganzen harmonirte, gern in ſeinen Anlagen vermied. Er hatte aber Laura, wie er bei geringfügigen Dingen immer that, nachgegeben und ſie verweilte gern in ihrem Kiosk, von wo ſich auch eine freundliche Fernſicht bot und der verlorene Fußpfad, der aus dem nahen Walde in den Park führte, zu überſchauen war. Bärenſtein hatte ſeine Anlagen thalwärts durch keine Mauer oder Umfriedung abgeſchloſſen, ſie verliefen ſich ſo natürlich in die anmuthige Landſchaft, daß dieſe nur deren Fortſetzung ſchien, auch hatte er hier keinen böswilligen Einbruch zu fürchten, da es noch weithin ſein eigener Grund und Boden war und er auch bei ſeinen Nachbarn, Hoch und Niedrig, Achtung und Liebe beſaß.

Als Laura dem Kiosk nahte, bemerkte ſie, daß er nicht leer war — ihr Athem ſtockte, das polniſche Liedchen erſtarb auf ihrer Lippe: ſie erkannte den Mann nur zu wohl, der ihr raſch entgegentrat.

„O ſinge, ſinge nur weiter, Laura Turska!“ rief er ihr in derſelben Sprache zu. „Die lange nicht gehörten ſüßen Klänge der Heimath machen mich ſelig! Müſſen wir uns ſo wiederſehen? —“

„Graf Orſzynski!“ ſtammelte ſie faſſungslos. „Sie wagen es —“

„Ich wage es auf die Gefahr Deines Haſſes!“ rief er. „O Dein Herz wußte ja nichts von dem, was Deine Hand ſchrieb! Hinweg mit der Verſtellung, hinweg mit der fremden, kalten Weiſe zwiſchen uns. Sie haben Dich geopfert, Laura, aber das kann uns nicht trennen, nicht Dein erzwungenes Ja, nicht des Prieſters Wort, wir gedenken einzig der Tage, wo Du mich Hippolyt nannteſt und ich zu Deinen Füßen lag!“

„Wenn Sie dieſer Tage gedenken —“ bat ſie mit ihren Thränen ringend — „ſo ſei Ihnen mein Frieden heilig!“

„Will ich denn nicht Deinen Frieden? Kannſt Du hier Frieden finden an der Seite des ungeliebten Mannes? —“

„Was sprechen Sie da!“ rief Laura erstarkend. „Ich liebe und ehre meinen Gemahl!“

„Sie ehren ihn, ja!“ unterbrach er sie leidenschaftlich. „Lieben können Sie ihn unmöglich! Ich habe ihn gesehen — ich weiß auch, daß man Sie nur überredet hat! Für mich sind Sie noch Laura Turska, wie vor drei Jahren, als ich in die Verbannung ging und ich fordere mein älteres Recht!“

„Habe ich Ihnen ein Recht gegeben?“ entgegnete Laura fast in gleicher Heftigkeit. „Habe ich nicht stets die Aufmerksamkeit, deren Sie mich werth gehalten, abgelehnt? — Ich bitte Sie, Hippolyt,“ setzte sie mit einem ihrer plötzlichen Uebergänge weich hinzu, „stören Sie meinen Frieden nicht, ich bin glücklich — seien Sie überzeugt davon! Ich liebe meinen Gemahl, der es um mich verdient, ich habe mein Kind, das ich mehr liebe als mein Leben —“

„Ihr Kind!“ rief er und seine Augen funkelten. „Sie lieben es mehr als Ihr Leben — sich losreißen von ihm, wäre Ihr Tod!“

Vor dem geheimen Sinne, der in seinen Worten zu liegen schien, schauderte sie, wie vor einem Abgrunde. Sie gab ihm keine Antwort, aber sie winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen.

„Laura Turska,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „soll dies Zeichen Dein letztes Wort sein?“

„Hippolyt, mein letztes Wort sei das Lebewohl einer Freundin!“ erwiederte sie. „Gehen Sie in Frieden, suchen Sie Vergessenheit.“

„Frieden!“ rief er wild auflachend. „Kennt die Welt dies Wort? Wo Du hinsiehst, lodern Brände — und auch ich trage die Fackeln mit dazu! Frieden im Herzen kann ich aber nur finden durch Dich! Du wendest Dich ab — Du weisest mich strenge von Dir? Wenn ich Dich nun mit starkem Arm erfaßte — wir sind hier allein! — wenn ich Dich hinabtrüge zu jenem Walde, wo mein Wagen harrt, auf und davon, hinaus in die Fremde, über das Meer?“

Ihr schwarzes Auge blitzte zornig auf bei dieser Schmach, die ihr geboten wurde. — „Wag' es!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Ich bin Leon Turski's Tochter!“

Er schien beschämt, sein Blick wandte sich zur Seite, er legte, als wolle er um Verzeihung bitten, die Hand auf das Herz. Sie verließ ihn und ging langsam, in stolzer Sicherheit vom Kiosk auf dem Pfade hinweg, den sie gekommen war, ohne sich noch einmal umzuschauen. Als sie aber in die Tiefe des Gebüsches gekommen war, wo er sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie stehen und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, halb in Verzweiflung, daß ihr das habe begegnen können. Wie fühlte sie sich in diesem Augenblicke hilflos und verlassen, wie sehnte sie sich nach dem Einzigen, dem sie bisher ihr Herz im vollen Vertrauen erschlossen hatte, nach ihrem Oheim: er würde sie aufgerichtet und getröstet, er würde sicher den Vermessenen gestraft haben, wär' es auch mit der Waffe in der Hand sein Blut für sie wagend! An ihren natürlichen Rather und Beschützer dachte sie auch, aber sie bebte vor dem Gedanken, ihm Alles zu sagen, sie sah im Geist sein strenges Auge ohne Mitleid auf sich gerichtet, konnte sie vor ihm bestehen? Rasch, als wolle sie dieser Vorstellung entfliehen, eilte sie nun zum Schlosse zurück, gelangte, ohne daß sie Jemand gesehen hatte, in ihr Zimmer und schloß sich hier ein, um wieder Kraft und Fassung zu gewinnen. Ehe sie in den Park gegangen war, hatte sie wohl gelegentlich von dem Fenster, das die Aussicht auf die Zufahrt des Schlosses bot, hinausgeblickt, ob ihr Gemahl noch nicht wiederkehre, jetzt war das anders: sie wünschte, daß er noch lange ausbleiben möge, damit sie im Stande sei, ihn zu empfangen. Morgen, das gelobte sie sich, sollte er dann Alles erfahren — mochte er es auch unrecht finden, daß es so spät geschah.

Als aber Ludwig sehr spät heimgekehrt und der überwältigende Eindruck des Auftritts im Kiosk überwunden war, als sie am Morgen wieder in gefaßter Stimmung mit ihm frühstückte, fehlte ihr der Muth und auch der feste Wille, ihr Gelöbniß zu halten. Wenigstens mußte sie zuvor Rücksprache mit Onkel Troysen nehmen. Dieser war zu spät nach Clausbad gekommen, um Hippolyt's wahnsinnigen Schritt zu hindern, aber er hatte nun wohl schon das Seinige gethan oder that es bald und so konnte sie ganz ruhig sein. Sie widerrief daher ihren Vorsatz nicht, aber sie vertagte dessen Ausführung. Wenn es dann dazu kommen sollte, mußte Onkel Troysen

ihre Sache auch bei Ludwig übernehmen, ſo daß dieſer ſie entſchuldigen konnte für die lange Zögerung. Es war ja unmöglich, daß er vorher etwas von anderer Seite erführe — was freilich entſetzlich ſein würde, aber es war ja, wie ſie ſich wiederholt ſagte, ganz unmöglich. Damit hatte ſie ihr Gemüth beſchwichtigt und gab ſich bald wieder, wie ein Vöglein, das keine Sorge kennt, dem Augenblick hin. Es war der ſicherſte Beweis, daß ſie für Hippolyt nichts fühlte, was ihm ein Recht geben konnte, zu ihr zu ſprechen, wie er heut gethan. Und wenn ſie doch, wie es natürlich war, an ihn und ſeine Erſcheinung in ihrem Kiosk denken mußte, ſo ſtellte ſich gleich ein anderes Bild daneben, das Bild der eleganten Frau, welche er zu Pferde begleitet hatte und ſie ſagte ſich mit echt polniſchem Leichtſinn: Er kann ſo unglücklich nicht ſein, er wird ſich ſchon tröſten!

Bärenſtein hatte dem Oheim verſprochen, zur nächſten Réunion nach Clausbad zu kommen und es überraſchte ihn, daß Laura, als er davon mit ihr ſprach, dieſe Ausſicht nicht mit der freudigen Lebhaftigkeit aufnahm, wie ſie ſonſt bei jedem Vorſchlag zu einem Ausfluge zu thun pflegte. Im Stillen war er angenehm davon berührt, denn er ſah es für ein Zeichen an, daß ſich der häusliche Sinn, welchen er bisher zu ſeinem Leidweſen noch immer an ihr vermißt hatte, mehr und mehr zu entwickeln begann. Sie war ja noch ſo jung, er mußte es ihr verzeihen, wenn ſie an Freuden Gefallen fand, welche ihm nichtig erſchienen — ihr heutiges Benehmen ließ ihn hoffen, daß ſie bald das wahre Glück vom falſchen Schein werde unterſcheiden lernen. Vielleicht trug ſchon die Réunion, auf welche er ſie führen wollte, zu dieſer Erkenntniß bei; die ſtärkſte Bürgſchaft gab ihm aber ihre heiße Liebe zu ihrem Kinde, welche nur nach ſeinem Sinne zu leidenſchaftlich, ja abgöttiſch war. Sie trennte ſich auch bei dem kurzen Abſchiede, als ſie nun mit ihrem Gemahl wirklich nach Clausbad fuhr, mit einem Ausbruch dieſer inbrünſtigen Liebe von der Kleinen, daß ihm die Worte, welche ſie dabei fallen ließ, ſündhaft erſchienen. Ihr einziges Gut auf Erden und im Himmel hatte ſie das Kind genannt — doch ſagte er ihr nichts, ſie mußte ja ſelbſt zur Beſinnung darüber kommen.

V.

Onkel Troyſen kam ſeinen Verwandten, die er mit Beſtimmtheit erwartete, ſchon weit auf der Chauſſee entgegen und als er die Equipage erkannte, ſchwenkte er freudig ſeinen Foulard in der Luft. Bärenſtein hielt an, um ihn aufzunehmen, er ſchlug es aber ab und lud vielmehr das Ehepaar ein, auszuſteigen und mit ihm zu Fuß zu wandern; in der Nacht hatte ſich ein Gewitter über dem Thale entladen, allen Staub auf der Chauſſee gelöſcht und die Natur wunderbar erfriſcht. — „Wenn Du nicht Luſt haſt, Ludwig," ſagte Laura, „ſo laß mich nur mit Onkel Troyſen allein gehen — wir halten unſern Einzug ſtolz zu Fuß — meine Tänzer in Hoffnung werden mich darum nicht verachten."

Bärenſtein wollte allerdings ſeine jungen Pferde, die ſich etwas warm gemacht hatten, dem Kutſcher nicht gern überlaſſen, wenigſtens für ihr gutes Unterkommen ſorgen; er gab daher ſeine Frau, welche gern mit dem Onkel wandern wollte, in deſſen Schutz, Clausbad war ja auch kaum eine Viertelſtunde entfernt. Sie ſtieg aus und er fuhr langſam voran.

„Nun, meine ſüße Laura," ſagte Troyſen, indem er ihr den Arm bot, „Alles ſteht vortrefflich. Ich habe heut für reine Luft geſorgt, Du kannſt Dich unbefangen dem Vergnügen hingeben: Orſzynski iſt nicht hier."

„Iſt er abgereiſt?" fragte Laura überraſcht in einem Tone, der ihr Gefühl bei dieſer Nachricht zweifelhaft ließ.

„Ei, wär' es Dir etwa unlieb?" fragte auch gleich der ſchonungsloſe Onkel. „Willſt Du ihn noch etwas an der verlängerten Kette halten, mit ihm ſpielen, wie die Katze mit der Maus? Sei ganz ruhig, er iſt noch nicht abgereiſt, nur für heut habe ich ihn vermocht, einen Ausflug zu unternehmen, damit Du ihm hier nicht begegneſt."

„Ich danke Dir, Onkel!" erwiederte Laura, indem ſie frei aufathmete. „Das iſt mir ſehr lieb — ich will ihn nie wiederſehen! Weißt Du, daß er dennoch gewagt hat, nach Stampach zu kommen?"

„Ich weiß es," ſagte Troyſen. „Er hat mir Alles gebeichtet — Du weißt aber als gute Chriſtin, daß das Beichtgeheimniß unverletzlich iſt, wie der Papſt ſogar beim Tode eines Cavour wiederum ausgeſprochen hat. Wenn ich den reuigen Sünder abſol-

virt habe, so geschah es nur auf das Gelübde radicaler Besserung."

„Onkel Troysen," versetzte Laura sanft, „rede nicht so von heiligen Dingen: ich bin eine gute Katholikin."

„Das vergesse ich immer, verzeihe mir!" sagte er, mit einem Seitenblick auf sie. „Leider bin ich eine verlorene Seele — wenigstens nach Deinem Glauben, der uns Ketzern beim jüngsten Gericht ein sehr warmes Plätzchen zuweist. Doch ich frevle von Neuem. Laß Dir also kurz gesagt sein, daß ich Hippolyt ernstlich zum Gewissen gesprochen habe und nicht umsonst, wie Dir seine heutige Folgsamkeit beweist. Hoffentlich bewege ich ihn auch bald, die Gegend auf Niewiederkehr zu verlassen."

„Dann werde ich Dich segnen!" rief Laura. Er sah, daß es ihr Ernst war und es freute ihn.

„Hat Orszynski Dein Kind gesehen?" fragte er nach einer Weile, und als Laura, von diesem Gedanken unangenehm berührt, die Frage kurz verneinte, sagte er: „Gleichwohl hat er immer wieder davon gesprochen. Du schienest das Kind schwärmerisch zu lieben, Dein ganzes Glück in ihm zu finden — es würde Dein Tod sein, wenn Du es verlörest —"

Laura erbebte vor dieser Aeußerung. ‚Er hat Recht," sagte sie mit bewegter Stimme. „Das könnte ich nicht überleben."

„Gott wird es Dir erhalten!" beruhigte sie der Onkel. „Es ist ja gar kein Grund zu so traurigen Betrachtungen, am wenigsten als Introduction zum heutigen Tanz. Ich hoffe, daß Du Dich sehr gut amüsiren wirst, wir haben hier eine Gesellschaft junger Herren aus dem Nachbarlande, die zwar alle an den Nerven zu leiden glauben, deshalb aber keine auch noch so angreifende Partie vermeiden, vor Allem aber sind einige Officiere aus der benachbarten Festung herübergekommen, ganz charmante ritterliche Jungen! Ich kann Dir auch sagen, daß Du hier bereits ein sicheres Terrain gewonnen hast, Du bist bei Deiner neulichen Anwesenheit nicht unbemerkt geblieben und wenn ich nicht fürchtete, Dich eitel zu machen, würde ich Dir heimlich sagen, daß man Dich nur die schöne Polin nennt."

„Ich bin schon eitel genug, Onkel Troysen," erwiederte Laura lachend. Sie war von ihrer trüben Anwandlung wieder ganz geheilt. — „Du hast mir aber nur von Herren gesprochen — wie urtheilst Du über die Damenwelt der Saison? Werde ich viele auf der Réunion sehen oder hat die heutige Partie — ich meine —"

„Welche Partie meinst Du?" fragte Troysen, da sie stockte. „Ich weiß von keiner. Ah, jetzt verstehe ich Dich — nein, Laura, Orszynski ist ganz allein abgefahren, er thut das zuweilen, hat ein für allemal von einem Hiesigen einen edlen Einspänner mit Beschlag belegt und nimmt dann nicht einmal den Knecht mit, sondern nur seinen Franek, wie er ihn nennt, einen jungen Bengel von etwa sechzehn Jahren, der hier zum allgemeinen Entzücken, besonders des zahlreichen Zofenthums, in polnischer Nationaltracht mit Kontusch, Paß und viereckiger Conföderatka, stolzirt. Eine eigentliche Badepolizei gibt es nicht und was dafür gilt, drückt die Augen zu und hält die Demonstration für die Livree des Herrn Grafen."

Sie waren während dieser Gespräche an die ersten Häuser gelangt und begegneten schon vielen Menschen, so daß Laura's Aufmerksamkeit von ihrem Begleiter abgezogen wurde. Sie wußte ja nun auch Alles, was sie wissen wollte: Onkel Troysen hatte als ihr wahrer Freund gehandelt und das gefürchtete Wiedersehen verhindert, dagegen sollte sie heut vielleicht die ganze Gesellschaft, welche sie interessirte — besonders die Gräfin Kranheim — kennen lernen und nach langer Entbehrung einmal wieder tanzen! Der Tanz war einst ihre höchste Leidenschaft gewesen — und nun er ihr wieder in naher Aussicht stand, klopfte ihr Herz schon jetzt höher. Ludwig konnte doch nicht etwa verlangen, daß sie die Réunion besuchen und *nicht* tanzen, nur als Decoration, wie die Mütter und Ehrenmütter, an der Wand dienen sollte? Dann wahrhaftig! sie fühlte, daß sich ein heftiges Oppositionsgelüst in ihr regte.

Ob Ludwig einen solchen unnatürlichen Gedanken wirklich gehegt, erfuhr sie nicht; er blickte sie freilich etwas verwundert an, als sie zu der Stunde, da sie nach dem Cursaal fahren wollten, in vollständiger Balltoilette vor ihm erschien, aber er sagte kein Wort und konnte sich dem Eindrucke, den sie in ihrem reizenden, obwohl höchst einfachen Anzuge auch auf ihn machte, nicht

verſchließen. Sie war ſo kindlich froh, ihr Auge ſtrahlte vor Glück — warum ſollte er ſie nicht gewähren laſſen? Im Stillen hegte er vielleicht die Hoffnung, daß bei der Richtung, welche ſie in letzter Zeit zu ſeiner Freude genommen zu haben ſchien, die Nichtigkeit der rein äußerlichen, ſogenannten Genüſſe der Geſelligkeit ihr bald genug zum Bewußtſein kommen und ſie ſich dann in ihrem Hauſe, bei Erfüllung der Pflichten ihres ſchönen Berufs, fern von jenem Treiben, welches das Herz leer läßt, um ſo glücklicher fühlen werde!

Enttäuſcht wurde Laura allerdings ſchon etwas, als ſie in den Curſaal trat, welcher kaum den beſcheidenſten Anſprüchen an einen ſolchen genügte. Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, aber die Räumlichkeit erlaubte nicht, ſie zu muſtern, ſelbſt die eleganteſte Toilette ſchien hier umſonſt gemacht zu ſein, ſie fand weder Licht noch Raum genug, um bewundert zu werden. Man tanzte ſchon, viele Paare auf einmal, einige mit großer Beharrlichkeit unter dem Kronleuchter, der ſie wie ein Magnet anzuziehen ſchien — die ganze Verſammlung war offenbar ſehr gemiſcht, ſogar ein paar Hunde hatten die Badefreiheit und das Vereinsrecht benutzt, und ſahen erſtaunt die Sprünge ihrer Herrſchaften an, welche ſie ganz unbegreiflich finden mochten. Laura hatte durch Troyſen's Gewandtheit gleich einen vortheilhaft erhöhten Sitz erlangt, wo ſie Alles überſehen konnte und lachte ganz ausgelaſſen über die Bemerkungen des Onkels, der ſeiner Zunge freien Lauf ließ, ſie amüſirte ſich ſchon jetzt, auch ohne Tanz, vortrefflich. „Da kommt die Kranheim!“ flüſterte er ihr zu. Sie faßte die in Begleitung mehrerer Damen und Herren eintretende ſchlanke Frau ſcharf in's Auge; ſchön war ſie nach Laura's Geſchmack nicht, aber ſie hatte ein höchſt intereſſantes Geſicht und lebhafte dunkle Augen, welche gewiß feſſelnd wirken konnten — ſieh! da wurde ſie auch ſchon in den Tanz geführt. Sie tanzte vollendet ſchön — der junge Officier in Uniform, der ſie engagirt hatte, flog mit ihr durch den Saal — zu wild, konnte man ſagen, aber alle Blicke folgten dem Paare und Onkel Troyſen nahm dazu ſein ſorgfältig abgewiſchtes Glas vor das Auge. Nur Bärenſtein trat zurück und ließ Andern das Zuſehen, ihn verletzte dieſer Tanz.

Gleich darauf wurde aber auch ſeine Frau in die Reihen geführt. Ein zweiter Officier hatte ſich ihr mit ſeinem höchſt ariſtokratiſchen Namen ſelbſt vorgeſtellt, und wie ſein Kamerad mit der Gräfin Kranheim eben abgetreten war, folgte er mit der ſchönen Polin, welche nun erſt erkannt und in dem Liebreiz ihrer jugendlichen Erſcheinung bewundert wurde. Der Plan hatte ſich gelichtet, ſeit das vorige Paar getanzt: es ſchien, als ſolle hier den Excluſiven ſtillſchweigend ein Vorrecht eingeräumt werden, da man ihnen doch draußen in der Welt jedes beſtritt. „Wer iſt das?“ hörte Bärenſtein in ſeiner Nähe mehrfach fragen und die Ausbrüche der Bewunderung, die ſich dann Luft machten, beleidigten ſein Ohr. Onkel Troyſen hatte ſich nicht weit von ihm ſo geſtellt, daß er ihn ungeſehen beobachten konnte, es ergötzte ihn zu ſehen, wie ſich Ludwig der Fromme beim Tanze ſeiner Frau, welcher allgemeinen Enthuſiasmus weckte, benehmen werde. Der Mann hätte nicht nöthig gehabt zu erröthen, als ſchäme er ſich ihrer; ſie tanzte wohl eben ſo meiſterhaft als die Gräfin Kranheim, nur in ganz anderer Weiſe und keine Bewegung hätte das Auge des ſtrengſten Sittenrichters verletzen können: hier war vollendete weibliche Anmuth! Aber Bärenſtein's Auge nahm einen düſtern, faſt traurigen Blick an und Troyſen glaubte durch ſein ſcharfes Glas zu bemerken, daß die Bruſt des Vetters unter mächtigen Herzſchlägen ſich ſtürmiſch hob und ſenkte — arme Laura! dachte der Onkel.

Als der Tanz beendigt war, trat ſie zu ihrem Gemahl. Sie ſah ihm ſo fröhlich und ſo unſchuldig lächelnd in die Augen, daß er ſich Vorwürfe machte, einem erregten Gefühle, welches ihr Unrecht that, Raum gegeben zu haben. Alles kommt ja auf den Sinn an, mit welchem man die an ſich harmloſen Freuden der Welt genießt: der verderbte Menſch trägt erſt den leichtfertigen, ſein wahres Heil gefährdenden Charakter hinein.

„Haſt Du ſchon einmal an unſere Martha gedacht?“ fragte Bärenſtein dennoch leiſe.

„Das hab' ich, mehr als einmal!“ erwiederte Laura hell aufblickend. „Sie ſchläft jetzt ſchon und die Ampel beleuchtet ihr Engelsköpfchen.“

Er ſah die junge Mutter dankbar und glücklich an, und als ſie dann wieder tanzte, gewann er es über ſich, mit ihr ſich deſſen

zu freuen, sehnte sich aber doch nach dem Ende. Im Laufe des Abends hatten sich fast alle Anwesenden, die sich zur gebildeten Gesellschaft rechneten, der schönen Polin, als Königin der heutigen Réunion, vorstellen lassen und eine neue Sturmpetition seiner Bekannten erging an ihren Gemahl, wenigstens einige Tage in Clausbad zu bleiben, was er — in Erwägung zu ziehen versprach. Hier zu übernachten, war schon zu Hause beschlossen worden, das Weitere sollte sich morgen finden. Zu seiner Freude — er hatte es auch gar nicht anders erwartet — stimmte Laura beim späten Erwachen am andern Tage nicht für längeres Bleiben, sie hatte zuletzt ängstliche Träume gehabt und fühlte jetzt eine Sehnsucht nach ihrem Kinde, welche jeden andern Gedanken überwog. Onkel Troysen wurde daher beim gemeinschaftlichen Frühstück durch die Ankündigung überrascht, daß seine Verwandten gleich nachher heimfahren würden.

„Wenn Dich die Abneigung, Orszynski wiederzusehen, dazu bestimmt," äußerte er zu Laura, als Bärenstein sich einen Augenblick entfernt hatte, um das Anspannen zu bestellen, „so kann ich Dir sagen, daß er erst morgen oder übermorgen zurückkommen wird, er hat es mir ausdrücklich erklärt."

„Das ist es nicht, Onkel Troysen," erwiederte sie. „Ich habe ja dies Wiedersehen nicht zu scheuen, sondern er, welcher sich Vorwürfe zu machen hat. Mich zieht es nach Hause zu meinem Kinde."

„Bravo!" sagte Troysen. „Da kann ich als Laie in Muttergefühlen nichts einwenden. Aber warum bringst Du denn nicht Dein bildschönes Ebenbild mit seiner netten Amme hierher, Martha würde Furore machen, den Neid aller Mütter erregen und Du hättest Ruhe im Herzen zu längerm Bleiben."

„Wir wollen das, um mit Ludwig zu sprechen, in Erwägung ziehen," antwortete Laura lächelnd.

Unter dem Balcon erklangen die Töne eines schwermüthigen Musikstücks, womit in der Regel die Morgenständchen für Neuangekommene eröffnet wurden. „Das gilt Dir!" sagte Troysen. „Ihr werdet schon als Curgäste begrüßt." Bärenstein kam zurück, er äußerte lächelnd dasselbe, hatte die Aufmerksamkeit auch bereits honorirt und stellte es Laura anheim, wann sie fahren wolle: der Wagen sei bereit. Sie säumte keinen Moment länger, nahm freundlichen Abschied von Troysen, dessen Vorschlag sie nochmals zu überlegen versprach und ging dann, sich für die Abfahrt bereit zu machen. Vor dem Hause, am Curplatz, an der Chaussee — überall traf sie Gruppen von Bekannten des gestrigen Abends, welche sie freundlich grüßten. Auf Wiedersehen! dachte sie.

Die Fahrt, wie schön auch der Morgen und lachend die Gegend, wurde ihr diesmal sehr lang. Auf der letzten Strecke blickte sie, im Wagen aufstehend, mehrmals hinaus, ob ihr hochgelegenes Schloß sich noch nicht zeige. Bärenstein, voll innerer Freudigkeit über sie, trieb seine Pferde zu raschem Trabe an, ganz gegen seine sonstige überlegte Gewohnheit, sie nicht erhitzt in den Stall zu bringen. Auf Stampach wußte Niemand, wann er zurückkehren werde — er hatte darüber nichts hinterlassen und pflegte das auch nicht zu thun, wie sehr er sich auch im Allgemeinen auf seine Leute verlassen konnte, daß sie sich seine Abwesenheit nicht in unerlaubter Weise zu Nutz machen würden.

Heut kam ihm der alte Diener entgegen, als man den Wagen vom Schlosse aus schon von fern bemerkt hatte. Bärenstein glaubte an dem eiligen Schritt des Alten zu erkennen, daß Etwas vorgefallen sein müsse und ein unverstandenes Gefühl banger Ahnung bedrückte ihm plötzlich die Brust.

„Was gibt es, Vinz?" rief er ihm entgegen.

„Ich — habe dem gnädigen Herrn etwas zu sagen," antwortete der Alte mit einem Blick auf die Baronin.

„Sprich!" rief der Freiherr, indem er die Pferde anhielt.

„Ich möchte es dem gnädigen Herrn allein sagen —" erwiederte der Diener stockend, man sah ihm die Angst an, welche die Stimme unterdrückte.

Bärenstein sprang vom Wagen, der Kutscher nahm die Zügel — Laura sah mit Aufregung und großer Besorgniß, wie ihr Gemahl mit dem alten Vincenz einige Schritte vom Wagen zur Seite ging: es mußte ein Unglück geschehen sein!

„Gnädiger Herr — es ist, als sollte mir eher das Herz brechen, als daß ich es Ihnen sagen muß —" begann Vincenz.

„Die Amme iſt fort mit dem kleinen Fräulein.“

Bärenſtein ſtand wie vernichtet, blaß und ſtarr ſah er den Alten an, als habe er deſſen entſetzliche Worte nicht verſtanden — Laura, welche das wohl bemerkte, ſchrie laut auf und ſprang nun ebenfalls aus dem Wagen, eilte zu ihrem Gatten und rief: „Um Jeſu Barmherzigkeit willen! Was iſt geſchehen? Iſt Martha ein Unglück begegnet?“

„Sei nur ruhig, faſſe Dich!“ bat er, ſelbſt noch aller Faſſung beraubt. „Es muß ſich ja aufklären — wir wollen gleich ſuchen —“ er hatte ganz vergeſſen, daß Laura nicht gehört hatte, was ihm Vincenz geſagt.

„Mein Kind?!“ rief Laura in höchſter Todesangſt. „Sprecht doch — martert mich nicht —“

„Sie hat noch vor Sonnenuntergang am Kreuz geſeſſen —“ ſagte der alte Diener, welchem die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Der Schäfer hat ſie deutlich geſehen — und dann iſt ſie nicht wiedergekommen —“

Laura ſchrie von Neuem auf, es war ein ſchneidender Laut aus zerriſſenem Mutterherzen. Noch begriff ſie nicht, was eigentlich geſchehen war, aber der halbverſtandene Sinn der Worte, welche ſie vernommen hatte, verkündete ihr ein Unglück, das ſie nicht zu überleben wähnte, wie ſie es einſt ſchon ausgeſprochen. Bärenſtein hob ſie, welche krampfhaft ſchluchzend an ſeine Bruſt geſunken war, wieder in den Wagen und jagte nun den aufſteigenden Weg im vollen Lauf der Pferde empor, als gelte es, den Moment zu erfaſſen, wo noch Hilfe und Rettung möglich wäre. Die Thatſache trat aber nun im grellen Bewußtſein vor ſeine Seele: ſein Kind war ihm entriſſen.

Im Schloßhofe war alles Geſinde zuſammengelaufen, es ſtand in Gruppen, deren Haltung der Herrſchaft, wenn ſie Augen dafür gehabt hätte, den allgemeinen Antheil an dem ſchrecklichen Ereigniß bezeugt haben würde. Auch die Dienerſchaft im Schloſſe drängte ſich herzu, als der Wagen vorfuhr. Laura mußte in das Haus getragen werden, ihr Zuſtand war troſtlos, und Bärenſtein bemühte ſich vergebens, ihr im Hinblick auf Gottes Barmherzigkeit, die ſie nicht verlaſſen werde, einige Faſſung zu geben. Er überließ ſie endlich ihren Dienerinnen und den Frauen, die ihr beiſtanden, und ſuchte ſich nun Aufklärung zu verſchaffen, damit er einen Entſchluß faſſen könne, was zu thun ſei. Aber er erfuhr wenig mehr als er ſchon wußte. Die Amme war Nachmittags zu gewohnter Stunde, nachdem das Kind vom Schlummer erwacht war, in den Park gegangen, und hatte eine Weile, wie die Jungfer bezeugt, auf der Bank unter dem Flieder geſeſſen. Dann war ſie mit der Kleinen auf dem Arme weitergewandert, was alle Tage geſchah. Der Wirthſchafterin hatte ſie geſagt, daß ſich das Kind im Freien ſo wohl befinde wie nirgend und ſie daher auch ſo lange als möglich draußen bleiben werde. Endlich aber, da ſchon die Sonne untergegangen, war es den Leuten im Schloſſe doch auffallend geworden, daß ſie gar nicht wiederkomme, die Wirthſchafterin war ſelbſt gegangen, ſie aufzuſuchen und hereinzuſchicken, hatte ſie jedoch nirgend gefunden, und darauf, weil ſie allein nicht den ganzen Park abrufen konnte, mehrere Leute nach ihr ausgeſandt, welche aber auch unverrichteter Sache zurückgekommen waren. Nun hatte ſich ein allgemeiner Unwille kundgegeben, denn noch war man weit davon entfernt geweſen, ein Unglück zu ahnen; als es aber ganz finſter geworden, und wiederholtes Suchen und Rufen erfolglos geblieben, hatte man wohl daran glauben müſſen, und mit Angſt und Sorgen bedacht, was zu thun ſei, ob man einen Boten nach Clausbad ſchicken oder die Rückkehr der Herrſchaft abwarten ſolle. Der Pfarrer, an welchen man ſich deshalb gewandt, war auch heftig erſchrocken, hatte aber doch geäußert, daß er zu einem Boten in der Nacht nicht rathen könne, man ſolle ihn wenigſtens ſo abfertigen, daß er die Herrſchaft in Clausbad ſchon wach finde — er ſelbſt, der Pfarrer, hatte noch ſpät mit dem Amtmann und dem Gemeindevorſteher geſprochen und Boten in die Nachbarſchaft abgeſendet, wo irgend die Amme einen Verkehr oder Beziehungen gehabt, denn er hielt ſie für leichtſinnig genug, in Abweſenheit der Herrſchaft auf eigene Hand eine Wanderung zu unternehmen, auf welcher ſie vielleicht durch irgend einen Grund an der Heimkehr gehindert worden ſei. Dieſe Boten waren nun ſämmtlich zurückgekehrt und hatten keine Spur von der Vermißten gefunden; derjenige aber, welchen der Amtmann nach Clausbad geſandt hatte, war offenbar den

viel nähern Fußpfad über die Berge gewandert und hatte so die Herrschaft verfehlt. Erst vor einer Stunde war der Schäfer, welcher draußen in der Waldschäferei übernachtet, hereingekommen und hatte, als er mit Schrecken die Nachricht vernommen, ausgesagt, daß er noch vor Sonnenuntergang, wie schon der alte Vincenz berichtet, die Amme mit der Kleinen oben beim weißen Kreuz habe sitzen sehen, er habe seine Heerde unten weitergetrieben und sich nicht mehr um sie gekümmert. Dies Kreuz aus weißem Marmor, unfern des Kiosk, auf einem ragenden Vorsprunge, weithin sichtbar, hatte Laura errichten lassen und oft in Begleitung der Amme mit ihrem Kinde besucht, daher Letztere auch wohl allein ihre Wanderungen so weit ausdehnte. Unter dem Kreuz war sie zuletzt gesehen worden, dann aber mit dem ihr anvertrauten Wesen spurlos verschwunden. Hatte sie das Kind verwahrlost, war dasselbe verunglückt und sie selbst aus Verzweiflung darüber und Furcht vor Strafe entflohen? Oder hatte sie mit dem Kinde die Flucht ergriffen? In welcher gewissenlosen Absicht, aus welchem Grunde? Fragen, welche den Vater in seinem heftigen Schmerz bestürmten und um alle Thatkraft zu bringen schienen! Er raffte sich aber empor, er betete um Rath und Stärke, nicht für sich allein, sondern auch für seine Laura, welche dem Wahnsinn nahe war. Sie zu verlassen wagte er nicht, doch fertigte er alsbald einen Boten nach der nächsten Station an der Eisenbahn ab mit der Anfrage, ob die Amme dort vielleicht gesehen worden sei. Auf großen Bahnhöfen ist eine solche Ermittlung unmöglich, an den kleinern Stationen haben die Beamten schon Muße, sich die auf den Bahnzug harrenden Reisenden näher anzusehen. So war doch wenigstens etwas geschehen, und wenn nur erst ein Lichtstrahl, nur ein schwaches Streiflicht in die Nacht des schauerlichen Geheimnisses drang, so mochte Gott schon weiter helfen!

Dies Vertrauen ließ nicht zu Schanden werden. Der Bote kam bald auf schäumendem Pferde zurück: er brachte die Nachricht, daß allerdings eine junge Frau mit einem Kinde, in Begleitung eines Mannes, dort kurz vor dem Eintreffen des letzten Bahnzuges in der Dämmerung angekommen und mit dem Zuge weitergereist sei, über ihre Persönlichkeit hatte der Beamte keine Auskunft geben können, aber daß ihr Kind ein langes weißes Mäntelchen getragen, erinnerte er sich ganz genau. Bärenstein, aufgeregt zu höchster Entrüstung, aber in gewisser Weise doch auch getröstet, eilte mit dieser Nachricht zu Laura, welche sich vom Uebermaß des leidenschaftlichsten Schmerzes, dem sie sich noch immer hingab, bei Anhörung derselben auf einmal mit neuer Hoffnung beseelt fühlte.

„Sie lebt! Ich werde sie wiedersehen!“ rief sie. „Eile, Ludwig, säume keinen Augenblick, verfolge sie mit der Schnelligkeit des Adlers und bringe mein Kind mir zurück!“

„Willst Du in Geduld und Ergebung meiner harren?“ fragte er.

„O gewiß, gewiß! Ich will am Kreuz für Dich, für unser Kind beten zu jeder Stunde! Gott wird mir Geduld und Ergebung schenken — er wird mich erhören! O ich bin so dankbar, so glücklich schon!“

Bärenstein zitterte bei dieser gefährlichen Exaltation, welche bei fehlgeschlagener Hoffnung um so tiefer in Verzweiflung stürzen konnte, aber er hütete sich, ihr diese Möglichkeit vorzuhalten — er vertraute auf die Kraft des Gebetes, die sich ihm noch nie versagt hatte, und er wußte ja, wie inbrünstig Laura beten konnte. So verließ er sie denn, um seinen Entschluß auszuführen, und wenn er auch einen schwachen Schimmer verfolgte und sich wohl sagen mußte, daß er schwerlich in seiner Verfolgung sicher sein werde, so wollte er doch zugleich den Telegraphen in Bewegung setzen, der ja so oft dem Verbrecher, dessen straflose Entkommen die Eisenbahnen nur zu sehr begünstigen, ein gebieterisches Halt! zugerufen hatte. Ehe Bärenstein von Stampach abreiste, theilte er aber dem Oheim in Clausbad mit, welches Unglück ihn betroffen, und bat ihn, Laura während seiner Abwesenheit trostreich zur Seite zu stehen.

VI.

Troysen wurde durch die Nachricht wie von einer feindlichen Kugel aus dem Hinterhalte getroffen. Das Erlebniß war so furchtbar, daß er es erst gar nicht fassen konnte — es gehörte gar nicht in die glatte Bahn seiner Vorstellungen. „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen,“

ſagte er, nachdem er ſich einigermaßen geſammelt hatte. „Ich trieb einen ſchlechten Scherz, als ich der Amme das Kind wegnahm, jetzt hat er mir's nachgemacht und gleich auch die Amme mitgenommen!“ — So herzlos konnte er witzeln, wo der Mutter das Herz brach! Es gehörte aber zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß grade, wenn ſeine Gefühle am tiefſten waren, er dieſelben unter einer ſpottenden, Andere vielfach verletzenden Außenſeite zu verſtecken ſuchte: für ſentimental gehalten zu werden, wäre ihm eine Schmach geweſen, darum ſchämte er ſich aber auch jeder weichern Regung vor den Menſchen.

Während er ſo für ſich ſprach und Anſtalten zum ungeſäumten Aufbruch nach Stampach traf, erfüllte ſich aber dort das Schickſal ſchon weiter, und der Verdacht, der ihm wie ein Pfeil durch die Seele geſchoſſen war, wurde nur zu ſehr in ſeiner vollſten Ausdehnung beſtätigt.

Laura hatte ein Gelübde gethan, wenn ihr der Abgott ihrer Seele, ihr einziges Glück, wie ſie das verlorene Kind noch leidenſchaftlicher als bisher nannte, wiedergeſchenkt werde. Dies Gelübde vor dem Kreuze des Erlöſers zu beſtätigen, trieb ſie ihr heißes Gefühl — aber nicht an heiliger Stätte vor dem Altare wollte ſie es thun, ſie beſuchte die Kirche zwar auch fleißig, aber lieber verrichtete ſie ihre Andacht ganz allein an dem Marmorkreuz, das ſie in Gottes freiem Tempel der Natur hatte aufſtellen laſſen, und glaubte dort in ihrer Weiſe frommer ſein zu können. Heute hatte ſie noch den beſondern Grund, daß ihr Kind dort zuletzt geweilt hatte, ehe es von der ſündhaften Wärterin der Mutter entriſſen worden war. Das unfreundliche Wetter, welches draußen ſtürmte, hielt ſie nicht ab: auch in ihrer Seele ſtürmte es und brach kein Sonnenſtrahl durch das Gewölk, von welchem ſie umdüſtert war. Sie warf einen Mantel um und ſetzte den Hut auf — da wurde ihr noch ein Billet gebracht, das ein fremder Burſche dem erſten Knecht im Hofe, den er getroffen, abgegeben hatte, ohne ihm weiter Rede zu ſtehen. Das Billet war an die Baronin gerichtet, in franzöſiſcher Sprache und mit ſchief liegenden Buchſtaben geſchrieben.

„Ein großes Unglück hat Sie betroffen — wollen Sie Ihr Kind wiederſehen, ſo ſuchen Sie es am marmornen Kreuze!“

Es bedurfte keines Wortes mehr, Laura war im Begriff geweſen, dort Gottes Hilfe zu erflehen und Gott hatte ſie ſchon erhört! Sie fragte nicht, wie? Sie ſuchte kein Licht in dem dunkeln Räthſel, das vor ihr lag — ihr Fuß ſchien wie beflügelt über das Raſenparterre dahinzuſchweben, und die alte Wirthſchafterin, welche ihr das Billet überbracht hatte, ſah ihr verwundert nach, bis ſie unter den Bäumen verſchwand.

Am Kreuz ſollte ſie ihr Kind wiederſehen: es war alſo auf wunderbare Weiſe gerettet, ihre Seele, von zarter Jugend auf gewiegt in phantaſtiſch-romantiſchen Vorſtellungen, welche dem Boden realer Wirklichkeit ganz fremd waren, gab ihnen auch heute Gehör und ſie malte ſich tauſend Möglichkeiten für ihr wiedergeborenes Glück aus. Dort ragte das Kreuz, auch bei der heutigen trüben Abendluft weiß leuchtend. Die Stätte ſchien aber einſam zu ſein und ein Vorgefühl herber Enttäuſchung beſchlich eiſig ihr Herz. Als ſie den Vorſprung erreicht hatte, erhob ſich jedoch ein Mann vom Boden, wo er ihrer harrend gelegen hatte — und Hippolyt Orſzynski ſtand vor ihr. Sie hatte es geahnt, daß das Billet von ihm ſei, er ſollte der Retter ihres Kindes werden, auf die edelſte Weiſe ſühnen, was ſein verletzendes Benehmen an ihr verſchuldet hatte.

„Wo iſt mein Kind?“ rief ſie, in dieſer Vorausſetzung über alle Beſonnenheit hinweggeriſſen.

„Laura Turska“ — begann er mit bebender Stimme und ſein ſchönes männliches Antlitz, das ſonſt nur wenig Farbe hatte, bedeckte ſich mit der Röthe tief bewegten Gefühls — „es iſt in Deine Hand gegeben, ob Du Dein Kind wiederſehen willſt —“

„Führen Sie mich zu ihm, Hippolyt — ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen heilig iſt —“

„Das will ich, Laura — Du ſollſt mit Deinem Kinde auf ewig wieder vereinigt ſein — aber wenn ich Dich führe, wenn Du mir folgſt, der Rückkehr mußt Du entſagen —“

Sie verſtand ihn nicht, ſie blickte ihn mit angſtvollen Augen an und faltete die Hände.

„Du haſt mich verſtoßen und verbannt“ — fuhr er fort — „ich ſollte Dein Antlitz nicht wiederſehen, Dich dem Manne zahm überlaſſen, welcher Deiner göttlichen Schön-

heit nicht werth ist! Da hab' ich mir einen Talisman genommen, der Dich an mich fesseln wird, Dich losreißen aus dem unwürdigen Bündniß, Dich mir vereinigen im Leben und im Tode! Du bist mein, Laura Turska, und ich habe mir ein Pfand geraubt, daß Du mir nicht entrinnen kannst."

Jetzt blitzte ihr eine Ahnung auf, welchen Sinn seine Worte haben könnten. „Hippolyt!" rief sie mit einem Tone, der ihn hätte reumüthig zu ihren Füßen werfen sollen, so herzzerreißend klang er. Aber Hippolyt war gestählt dagegen.

„Ja, Laura, Dein Kind ist bei mir — ihm ist nichts geschehen und wird nichts geschehen, wenn Du ihm nicht selbst das Verderben bereitest! Höre auf mich, Laura, blicke nicht so irr auf mich, ringe nicht trostlos die Hände! Die Minuten sind kostbar — achte auf meine Stimme! Ich liebe Dich, Laura, Du weißt es, mit einer Gluth, daß ich meiner Seelen Seligkeit für Deinen Besitz in die Schanze schlagen würde — auf den Händen wollte ich Dich tragen, Deinen Pfad mit Blumen schmücken, jeden Dorn entfernen, der Deinen zarten Fuß verwunden könnte! Sieh, Laura, ich habe mich losgerissen von allen Verbindungen, die mich an meine Genossen, an mein Vaterland und seine unsterblichen Hoffnungen fesseln, nur Dir will ich leben, Deine Martha soll mein Kind sein, das ich lieben und hegen will, wie meinen Augapfel — folge mir, Laura, ich kann Dir ein Leben in Glanz und Ueberfluß bieten, wir verlassen dies Land und suchen uns schönere Gefilde, wo Niemand uns kennt und wir nur unserm Glücke leben! Um Deines Kindes willen folge mir!"

„Gib mir mein Kind, Hippolyt!" bat sie flehentlich, ohne seine Rede sonst einer Antwort zu würdigen.

„Folge mir, es harrt auf Dich, es streckt die Aermchen nach Dir aus — willst Du es seinem Schicksal überlassen?"

„Gib es mir zurück — sei edel, Hippolyt!" flehte sie mit erschütterndem Tone, indem sie sich, aller Fassung beraubt, vor ihm auf die Knie warf. Er wollte sie aufheben, sie schauderte bei seiner Berührung und wies ihn von sich.

„Du hast mein Wort gehört!" rief er. „Es ist unwandelbar — ich schwöre es Dir bei diesem Kreuze!"

„Frevler!" entgegnete sie und erhob sich rasch vom Boden. Sie war todtenbleich, aber in ihren schwarzen Augen sprühte dämonisches Leben. „Ich verachte Sie!" klang es mit schärfstem Ausdruck von ihren Lippen.

„Du verwirfst mich, Laura? Bedenkst Du auch, was Du thust?" rief er.

Sie hatte sich ganz von ihm abgewandt, ihre ganze Gestalt bebte. Er wollte ihr nahen, sie legte die Hand auf das Kreuz und winkte ihm mit Heftigkeit, sie zu verlassen: in diesem Moment hatte sie wohl seiner Drohung vergessen — oder sie konnte nimmermehr glauben, daß es ihm Ernst damit sei.

„Wohlan! Du hast entschieden!" sagte er mit tiefem, von Aufregung halb ersticktem Tone. Wähne nicht, daß ich schwach genug sein werde, mein Wort zu widerrufen! Ich habe auf meinen eigenen Bruder die scharfe Waffe gezückt, als ich den Abtrünnigen in den russischen Reihen in der Krim erblickte — und hatte ihn einst geliebt wie mich selbst! Ich gehe, Laura, aber Du sprichst Deinem Kinde das Urtheil!"

In ihrer Brust stockte der Athem, ein Krampf hielt selbst den Schrei zurück, der ihres gequälten Herzens Empfindung bei seinem entsetzlichen Wort bekundet haben würde.

„Du willst es! Auf Dein Haupt die Folgen!" Er wandte sich dem Pfade zu, welcher sich an dem Abhange herniederschlängelte. Sie stand regungslos, aber ihre Seele rang in Todesangst — war denn kein Retter, kein Rächer nah? Mußte der Vater fern sein, welcher den Räuber seines Glückes zermalmt haben würde? Sie selbst, ein schwaches hilfloses Weib — noch einmal wollte sie die ganze Kraft ihrer Bitten versuchen, ihn festhalten — Gott mußte ihr Stärke verleihen — da hatte er schon rasch, ohne ein Wort noch für sie, den Pfad eingeschlagen und eilte in steigender Hast hinab. Sie war ihrer Sinne kaum mächtig, aber das Bild ihres Kindes in der Hand des Erbarmungslosen verließ sie nicht — zusammenbrechend sank sie unter dem Kreuz zu Boden und rang die Hände zum Heiland empor! Unten am Fuße des Berges zwischen den Bäumen erblickte sie noch einmal die dunkle Gestalt, welche gleich darauf verschwinden mußte. —

„Hippolyt — ich komme!" rief sie plötz-

lich in Verzweiflung, raffte ſich auf und flog, ohne den gebahnten Pfad zu ſuchen, in grader Richtung über loſes Geröll, durch die ragenden Stämme todesgefährlich die Steile hinab. Wird eine Mutter den erſten Stein auf ſie werfen?

Als Herr von Troyſen in Stampach angekommen war, ſagte man ihm, daß die Baronin vor Kurzem im Hut und Mantel nach dem Parke gegangen ſei. Er machte ſich gleich auf den Weg, ſie zu ſuchen, aber er fand ſie nicht, und da er in den weitläufigen Partien, die er bei ſeiner kurzen Anweſenheit wenig beſucht hatte, nicht orientirt war, ſo kam es, daß er längere Zeit brauchte, ſie zu durchſtreifen. Wohl kam er auch zum Kiosk und zum marmornen Kreuz, welche ihm beide Laura gezeigt hatte, aber hier ſo wenig als anderswo fand er ſie, und als er zum Schloſſe zurückkehrte, war ſie noch nicht da. „Armes Weib!“ dachte er. „Es läßt ihr keine Ruhe — ſie ſucht noch immer ihr Kind!“ Stunden vergingen, der Abend brach ein, ſie kam noch nicht zurück. Unter den Schloßleuten regten ſich ſchon Beſorgniſſe — ſie ſahen ſich bedeutungsvoll an, und erwarteten offenbar, wie Troyſen bemerkte, daß von ihm Befehle ausgehen ſollten, was hier eigentlich zu thun ſei. In Troyſen waren aber Gedanken aufgeſtiegen, welche ihn erſchreckt hatten und anfangs mit Unwillen über ſich ſelbſt abgewieſen worden waren, aber ſie kehrten immer wieder zurück und ſchloſſen ſich an den Verdacht an, welcher ihn ſchon nach Empfang der heutigen Unglücksnachricht in Clausbad und dann mehrfach auf dem Herwege beſchäftigt hatte. Was ſollte er hier in Abweſenheit des Herrn anordnen? Ein Abſuchen der ganzen Gegend oder gar weitergehende Maßregeln? Das Letztere wagte er nicht, das Erſtere konnte wenigſtens nicht ſchaden und ſchien natürlich. Die Leute im Schloſſe hatten ja eben bei dem unheimlichen Ausbleiben ihrer Herrin nur den einen Gedanken, daß ihr irgend ein Unglück geſchehen ſei — ſie war in einer Seelenverfaſſung geweſen, daß die alte Wirthſchafterin ſich jetzt Vorwürfe machte, ſie allein gelaſſen zu haben; wie leicht konnte ſie, aller Kraft beraubt, unter dem Uebermaße ihres Schmerzes erlegen, der Sinne beraubt niedergeſunken ſein — der Ausgang des Parkes, wo ſie am liebſten weilte, bot ſo viele gefährliche Stellen! Die treue Frau quälte ſich noch mit einer andern Vorſtellung, die ſie aber nicht ausſprach: ihre junge Herrin, wenn ſie ſich ihren letzten Anblick zurückrief, konnte auch, verſtört im Gemüthe, nicht wiſſend, was ſie that, nur von dem dunkeln Gefühl, ihr Kind zu ſuchen, hinausgetrieben ſein, weit, weit, und die Verantwortung, ſich ihrer nicht angenommen zu haben, fiel auf ihre Dienerinnen. Sie erklärte ſich alſo mit Herrn von Troyſen vollkommen einverſtanden, und wie geſtern nach dem Kinde und der Amme, ſo wurden heute bei ſinkendem Abende Nachforſchungen nach der Mutter angeſtellt, welche denſelben Erfolg haben ſollten. Ein ſchauerliches Verhängniß ſchien über dies Haus, das bisher eine Stätte des reichſten Glücks geweſen war, eingebrochen zu ſein! Troyſen hatte ſich das beſte Reitpferd des Grafen ſatteln laſſen und war mit hinausgeritten, ihn litt es nicht zu Hauſe: die Zurückbleibenden aber zagten vor der Heimkehr ihres Herrn, der alte Vincenz beſonders. Er ging wieder hinab in's Dorf, um ſich Rath beim Pfarrer zu holen; der geiſtliche Herr hatte bei dem ſchweren Leid, welches die Eltern betroffen, wohl erwartet, daß ſie den Troſt der Religion ſuchen würden, da es aber von der Mutter nicht geſchehen war und er gehört hatte, daß der Freiherr gleich verreiſt ſei, ſo hatte er ſich zurückgehalten — jetzt erſchreckte ihn die zweite, faſt noch ſchlimmere Botſchaft von Neuem und er konnte keinen andern Rath geben, als in Geduld den Ausgang zu erwarten.

Bärenſtein war bereits auf dem Heimwege. Bei näherer Erforſchung hatte ſich ſelbſt die Spur, die er ſchon gefunden zu haben glaubte, wieder verdunkelt. Der Beamte, welcher gegen den Boten ſo beſtimmt ausgeſprochen hatte, daß die Frauensperſon, welche in Begleitung eines Mannes zur Eiſenbahnſtation gekommen, ein Kind, mit einem langen weißen Mäntelchen bekleidet, auf dem Arm getragen habe, war jetzt zweifelhaft darüber und hatte, wie es zu geſchehen pflegt, die ihm dringend vorgelegte Frage nur obenhin bejaht, jetzt wollte er nicht einmal behaupten, ob das Frauenzimmer wirklich ein Kind bei ſich gehabt oder ob das, was er dafür gehalten, ein anderer Gegenſtand geweſen ſei. Bärenſtein gerieth darüber in ſchwere Verſtimmung: er konnte auf dieſe Ungewißheit hin un-

möglich eine Reise antreten, auch fiel ihm der Gedanke an seine zurückgelassene Frau, wie sehr er anfangs auch darauf vertraut hatte, daß sie unter des Oheims Schutz wohl geborgen sei, nun, je länger er von ihr entfernt, desto sorgenvoller auf das Herz — Alles, was er hier thun konnte, war, den Telegraphen nach den beiden entgegengesetzten Richtungen der Bahn mit der nöthigen Aufforderung in Bewegung zu setzen, und als von den Endpunkten, die er zunächst bezeichnet, Antwort eintraf, daß Alles besorgt werden solle, säumte er nicht länger, die Rückfahrt anzutreten. Seine Gegenwart konnte doch der unglücklichen Mutter ein Trost sein, da er das Leid mit ihr theilte.

Spät in der Nacht kam er an: es fiel ihm auf, daß noch hier und da Licht im Schlosse brannte, selbst im Wohnzimmer. Laura's Schlafgemach aber war dunkel, vielleicht hatte sie doch Stille und Trost im Glauben gefunden — oder war sie noch wach mit dem Oheim und harrte auf eine Nachricht von ihrem Gatten? Er sollte bald auf die schrecklichste Weise enttäuscht werden; Troysen hatte es übernommen, ihm mitzutheilen, was das Maß seines Unglücks voll machte, und er mußte sehr auf Ludwig's Seelenstärke oder die Kraft seiner Gottergebenheit rechnen, denn er verfuhr ziemlich schonungslos. Er, welcher seit Laura's früher Jugend dazu beigetragen hatte, ihr eine Sinnesrichtung zu geben, aus welcher nach seiner Annahme die jetzige Katastrophe entsprungen war, er konnte der Erste sein, sie ungehört zu verurtheilen! Gegen Bärenstein sprach er zwar seine Meinung nicht aus, er fühlte sich nicht berufen, Laura's Geheimnisse zu enthüllen, aber in seinem Herzen war er überzeugt, daß ihre Entrüstung über Orszynski nur Komödie und sie jetzt mit Kind und Magd wohlgemuth bei ihm sei, um sich für die freudlose Ehe mit einem kalten und ungeliebten Manne weiter zu entschädigen. Daß sie mit ihm, dem Oheim, dem sie Vertrauen geheuchelt, dennoch ein Spiel getrieben und sich nun gar zu einem solchen Scandal vor der Welt habe hinreißen lassen, das war es, was ihn gegen sie reizte. Bärenstein that ihm leid, aber er mußte über ihn im Stillen lächeln, wenn er sah, wie so gar kein Gedanke an eine pflichtvergessene That in seine Seele kam und er immer nur eine Gemüthskrankheit Laura's für die einzig mögliche Ursache ihrer Entfernung zum Aufsuchen ihres Kindes hielt, wenn ihr nicht viel Schrecklicheres widerfahren sein sollte! Troysen bestritt es ihm nicht, wenn er sich darüber äußerte, aber er war so kalt, so zweifelhaft dabei, daß es dem unglücklichen Manne jede Stütze, an welche er sich noch hielt, hätte rauben müssen, wenn er fähig gewesen wäre, Betrachtungen darüber anzustellen.

In der Nachbarschaft, wo sich die Nachricht von dem wunderbaren Ereignisse in Stampach schnell verbreitete, war man bald über den Zusammenhang einig. Sie ist eine Polin! hieß es bedeutungsvoll. Das polnische Blut verleugnet sich nicht. Warum hat der gute Mann nicht unter den Töchtern seiner Heimath, wo er doch eine brillante Auswahl hatte, gefreit? Nun wird er zu spät zur Erkenntniß kommen, was die reizende Polin für ein Geschöpf gewesen ist! Mit einer romanhaften Schauergeschichte soll man uns nicht behelligen: ein mit der Amme geraubtes Kind, eine verschwundene Mutter, wer glaubt das? Es ist eine Entführung in bester Form, wie sie nur in Frankreich oder in Polen vorkommen kann: die Frage bleibt einzig und allein, mit wem sie entflohen ist. Diese Frage blieb ungelöst. In der Gegend fehlte kein Mensch, auf den sich etwa der Verdacht hätte lenken können, man wußte, daß Bärenstein's strenge Richtung, die man einst aus Mitleid für die junge lebensfrische Frau getadelt hatte, einem geräuschvollen geselligen Verkehr abgeneigt gewesen war und die Polin somit keine Gelegenheit gehabt hatte, ein Verhältniß, das zu solchem Exceß führen konnte, anzuknüpfen — also mußte es eine Intrigue aus früherer Zeit sein, welche sich nun ganz insgeheim fortgespielt hatte. Der arme Mann! Wenn die Ehe nur wenigstens gelöst werden könnte, daß er frei wäre, einen Ersatz, ein festeres Glück im Besitze eines deutschen Mädchens, dessen ganze Familie ihm Bürgschaft für sie sei, zu suchen!

VII.

Polnisches Blut, ja wohl, es verleugnete sich in Laura nicht. Aber es war nicht allein in ihr das leichte Blut, welches die Polinnen treibt, dem Leben die heitere, die schöne Seite abzugewinnen, oft im gefähr-

lichen Spiel auf hochgehenden Wogen der Leidenſchaft — es war auch der kühne heldenmüthige Sinn, der ſie in Allem, was ihre Seele entflammt, ſei es die Liebe oder der Glaube oder das heiße Vaterlandsgefühl, zur That begeiſtert und hinausführt oft über die Schranken, welche die Sitte und ihr Beruf dem Walten der Frauen geſetzt hat. Laura war dem Fremden gefolgt, nicht, wie die Meinung, die ihr den Stab gebrochen, wähnte, um bei ihm ihrer Treue, ihrer heiligſten Gelübde zu vergeſſen, ſondern um ihr Kind von ihm zu erkämpfen oder mit ihrem Kinde zu ſterben!

Als er ihren Ruf von der Höhe des Kreuzes vernommen hatte, war er freudig aufhorchend ſtehen geblieben und hatte ſie in ihrem todesgefährlichen Lauf, ihr bergan entgegengehend, zu beſchirmen geſucht. Die Hand, die er nach ihr ausſtreckte, hatte ſie aber verſchmäht und die Tiefe glücklich erreicht, wo ſie den glühenden Worten des Dankes und der Freude, die er ausſprach, ein ſtrenges Schweigen mit abwehrender Gebehrde entgegenſetzte. Sie gönnte ihm ihr Antlitz nicht, noch weniger einen Blick, er durfte ihr den Arm nicht geben; ſie ſchritt an ſeiner Seite, als er den Pfad zum nahen Walde einſchlug, in halber Bewußtloſigkeit einher. Er mühte ſich vergebens, ſie zu einem Worte nur zu bewegen — er ſchwor ihr mit den theuerſten Eiden, daß er für das Opfer, welches ſie gebracht, ſein ganzes Leben ihr weihen wolle, keinen Gedanken hegen, als wie er ſie glücklich machen werde — ſie hörte nicht auf ihn, ſie hatte nur einen Lichtpunkt in der Sturmnacht ihrer Seele, das war das geliebte Antlitz ihres Kindes. Ihm hatte ſie jede andere Rückſicht geopfert, noch war ihr keine klare Vorſtellung erwacht, was ſie eigentlich gethan hatte und welche Bergeslaſt auf ihr Herz fallen ſollte, wenn ſie darüber zum vollen Bewußtſein kam. Sie fühlte jetzt ſogar eine gewiſſe Ruhe über ihren Schritt, denn ſie hatte ihrem Kinde nicht das Urtheil geſprochen, von dem es bedroht war, ſie ſollte es wiederſehen, ſie war ſich der Kraft bewußt, wie eine Löwin um ihr Theuerſtes mit dem Feinde ihres Lebens zu ringen. Ja, der Mann, der neben ihr ging, mit welchem ſie einſt vielleicht in jugendlicher Eitelkeit leichtſinnig getändelt, ihn wohl ſchön und liebenswürdig gefunden hatte, war ihr ein Todfeind geworden: der Haß, welchen ſie ihm gedroht, füllte nun ihre Bruſt in voller Macht und ſie war dennoch gezwungen, ſeinem Schritte zu folgen!

Am Eingange des Waldes, wohl verdeckt durch deſſen tiefhängende Zweige, hielt ein leichtes Gefährt, ein landesübliches Planwäglein, mit einem Pferde beſpannt; ein junger Burſche ſtand daneben und ſah den Kommenden mit großer Spannung entgegen. Orſzynski gab ihm einen Wink, er ließ den Wagentritt herab und die Dame, welche den Schleier von ihrem Hut in dichten Falten über ihr Geſicht niedergelaſſen hatte, ſtieg ein, jede Hilfleiſtung dabei abweiſend. Den Grafen, als er ſich vorn auf den Kutſcherſitz ſchwang neben ſeinen Franek, wie der junge polniſche Burſche hieß, überkam jetzt doch vor Laura's Benehmen ein beunruhigender Gedanke: ſo lange er noch in ungebändigter Leidenſchaft ſein Ziel vor Augen gehabt und jedes Mittel daran geſetzt hatte, um es zu erreichen, war er nicht der Mann geweſen, mit kalter Ueberlegung alle Folgen zu betrachten; nun das Ziel aber erreicht und Laura durch eine Grauſamkeit, wie ſie nur die erfinderiſche Tortur finſterer Zeiten zu erſinnen vermocht, an ihn gefeſſelt worden war, ſtiegen ihm Zweifel auf in mehr als einer Hinſicht. Sich mit ihnen zu beſchäftigen, war jedoch nicht Zeit, es galt vor Allem, ſie und ſich in Sicherheit zu bringen. Er hatte ſchon Anſtalten getroffen, jede Nachforſchung vor der Hand irre zu führen. Nicht auf der nächſten Station war er zur Eiſenbahn gelangt, nicht nach deren Endpunkt hatte er das Pfand geführt, welches wie ein Talisman unwiderſtehlich die Mutter nach ſich ziehen mußte, ſondern nur einige Stationen weiter, um dann wieder ſeitwärts in einer kleinen Stadt, welche er dazu auserſehen, für eine kurze Zeit eine Freiſtätte zu finden. Er war dort mit großer Offenheit im Gaſthofe aufgetreten, hatte verbreitet, daß er ſich in der Gegend ankaufen wolle — natürlich war das Kind, das er mit der Amme bei ſich hatte, ſein Kind, und die Gemahlin, welche noch bei Verwandten zurückgeblieben war, ſollte, wenn ſich hier Ausſicht für die Erfüllung ſeines Wunſches böte, nachkommen. Es war den Leuten allerdings verwunderlich, daß ſie nicht auch ihr Kind bei ſich behalten hatte, aber vornehme Herrſchaften denken oft darin anders und der Vater ſchien ſo zärtlich gegen die

Kleine, daß er sich vielleicht nicht von ihr trennen konnte. Jedenfalls hatten sie keine Muße, darüber zu grübeln, denn der fremde Herr, dem mehrere annehmbare Güter vom Wirthe bei erster Erkundigung vorgeschlagen worden waren, reiste gleich wieder ab und setzte Alle in noch größeres Erstaunen, als er sein Kind mit der Amme gar hier unter Fremden zurückließ, um seine Frau selbst abzuholen. Nur die bedeutende Geldsumme, welche er dem Wirth in Verwahrung gab, konnte einen naheliegenden Verdacht beseitigen.

Jetzt kehrte er zurück mit der Gemahlin. Extrapostpferde brachten ihn von der einige Meilen entfernten Eisenbahn, eben so war er das erste Mal gekommen. Den Wagen, welchen er in Clausbad zu seiner unbedingten Verfügung zuletzt mit Schiff und Geschirr gekauft, hatte er mit seinem Franek damals wie jetzt zurückgelassen, sobald er die Eisenbahn erreicht hatte — das erste Mal mit der Weisung, seine ungesäumte Rückkehr zu erwarten, diesmal aber mit dem Befehl, nach Clausbad zurückzufahren, einen Brief, den er ihm übergeben, an den Major von Troysen zu bestellen, Wagen und Pferd seinem frühern Eigenthümer zu einstweiliger Verwahrung zu überreichen und dann, nachdem er die baldige Rückkehr seines Herrn angekündigt, diesem zu folgen. In dem Briefe an Troysen hatte er geschrieben, daß ihm das Unglück in Stampach bei seinem Ausfluge bekannt geworden sei und er es als seine heiligste Pflicht erkenne, der Mutter ihr Kind wieder zu verschaffen: er glaube eine Spur gefunden zu haben und wolle nicht rasten, bis er Laura durch die uneigennützigste That bewiesen habe, daß ihr Glück und ihr Frieden ihm fortan heilig sein werde. Was mit Laura selbst geschehen, schien er, wenn man seinem Briefe Glauben schenkte, nicht zu wissen. Ob Troysen, welcher den Brief erst in Stampach erhielt, getäuscht werden konnte, trotz alles Raffinements der Lüge, blieb freilich ungewiß.

Als Laura mit Gefühlen, welche ihre kaum wieder etwas erstarkte Seele von Neuem bis zur Ohnmacht erschütterten, in das Haus trat, wo sie ihr Kind wiedersehen sollte, kam ihr schon im Flur die Amme, mit der Kleinen auf dem Arme, heiter lächelnd, als habe sie nichts begangen, was ihr die Gnade ihrer Herrschaft rauben konnte, entgegen. Die Mutter sah dies unbegreifliche Lächeln vollkommener Zuversicht jedoch nicht, sie sah nur ihr rosiges Kind, daß bei ihrem Anblicke lebhaft wurde und sie mit Freuden zu begrüßen schien — sie riß ihren Liebling vom Arme der Treulosen, für welche sie keinen Blick hatte, sie drückte ihre Martha an ihre Brust und bedeckte sie mit Küssen. Ohne sich aufzuhalten, eilte sie in das für sie bereitete Gemach, dessen Thür die Wirthin geöffnet hatte — jetzt fühlte sie sich wieder neubelebt, keine Macht sollte ihr dies Kleinod von Neuem rauben, sie war sich schon des Sieges bewußt! Die Amme wollte ihr folgen, Orszynski schleuderte sie jedoch am Arme zurück und trat allein mit in das Zimmer, dessen Thür er hinter sich verriegelte.

Laura achtete nicht auf ihn, sie setzte sich und suchte die Kleine, welche erschreckt durch ihre heftigen Liebkosungen, wie früher so oft schon, zu weinen anfing, sanft zu beschwichtigen. Er ließ sie eine Weile gewähren — was er unterwegs wiederholt von sich abgewiesen hatte, die Zweifel an dem Erfolge seiner Gewaltthat, die räthselhafte Scheu, die mehr und mehr ihm Fesseln anlegte, machten ihm die Brust schwer und den Geist befangen.

„Habe ich mein Wort gelöst?“ begann er endlich.

Sie erschrak, als würde sie durch seine Stimme zum schrecklichen Bewußtsein ihrer Lage geweckt. Doch stand sie muthig auf; das Kind an ihre Brust geschmiegt, trat sie mit glänzenden Augen auf ihn zu und sagte: „Sie haben mir mein Kind zurückgegeben, ich will Alles vergessen, was Sie mir gethan — lassen Sie uns in Frieden scheiden!“

„Scheiden?“ rief er. „Du bist mir freiwillig gefolgt, Du wußtest, auf welche Bedingung — nimmermehr lasse ich Dich!“

„Meinem Kinde bin ich gefolgt, nicht Dir!“ entgegnete sie stolz. „Wag' es, mich zu zwingen! Du kannst mich tödten, mit meinem Kinde tödten — Gott ist über uns! Ich folge Dir nicht. — Seien Sie edel, Hippolyt!“ setzte sie weich und flehend hinzu.

„Wähnst Du, ich könne Dich wieder lassen, in großmüthiger Feigheit Dich frei-

geben, nun es mir endlich gelungen iſt, alle Bande zu ſprengen, welche Dich von mir trennten? Nimmermehr! Du kannſt mich verſtoßen, nachdem Du mir ſchon Dein Wort, wenn auch nur durch Deine ſtumme That, gegeben haſt — ich weiß es, Du kannſt den Schutz der Geſetze gegen mich anrufen, mich, wenn ich mich zahm unterwerfe, als elenden Verbrecher richten laſſen, aber bedenkſt Du auch, daß die Welt Dich bereits gerichtet hat, daß Du gebrandmarkt biſt in ihren Augen und daß der ſtrenge Mann, welchem Du freiwillig entflohen biſt, Dich nicht wieder aufnehmen wird, um ſeiner Ehre willen?"

„Ich weiß Alles, was mir geſchehen kann, und muß es tragen! Aber ich weiß auch, was meine Ehre, meine Pflicht mir gebieten! Jedes Wort iſt verloren, Hippolyt. Was Du mir einſt in frevelhafter Entheiligung am Kreuze geſagt, ich ſpreche es nach: Du haſt mein Wort gehört, es iſt unwandelbar, ſo Gott und die heilige Jungfrau mir helfe!"

Er trat zurück, ſein Auge glühte von unheimlichem Feuer. „Schwur gegen Schwur! der Tod allein kann das löſen," ſagte er dumpf.

Sie ſchauderte, aber ſie ging muthigen Schrittes, das laut weinende Kind auf dem Arme, nach der Thür, deſſen Riegel ſie zurückſchob, ohne daß er ſie daran zu hindern wagte. Draußen ſtand die Amme, an allen Gliedern zitternd — ſie ſchien gehorcht zu haben, wie vernichtet ſtürzte ſie der Herrin zu Füßen. Dieſe wich ihr aus und eilte an ihr vorüber — ſo weit war ſie in die Bahn des Ungewöhnlichen, allen Formen des gewohnten Lebens Hohnſprechenden fortgeriſſen, daß ſie ſich nicht ſcheute, in ihrer Seelenſtimmung vor das Auge fremder Menſchen zu treten; bei fremden Menſchen allein konnte ſie ja noch Schutz finden! Die Wirthin, in deren Stube ſie kam, ſah ſie erſchrocken an. „Ich bitte Sie," konnte ſie nur mühſam ſprechen, „ſchaffen Sie augenblicklich einen Wagen, ſchaffen Sie mir eine ſichere Begleitung —"

„Aber, gnädigſte Frau Gräfin!" rief die Wirthin. „Was iſt denn vorgefallen?"

„Ich muß fort, um jeden Preis! Geben Sie mir den Namen nicht, er hat kein Recht auf mich — ich bin ſein Weib nicht —"

Dieſe Erklärung machte auf die Frau einen ſchlimmen Eindruck. „Ja, wenn das iſt," ſagte ſie geringſchätzig, „dann geht es mich gar nichts an, da werde ich mich nicht hineinmiſchen." Jetzt kam die Amme herein, mit Thränen und Schluchzen und einem Schwall von Worten betheuerte ſie, daß ſie durch ſchöne Vorſpieglungen und Schwüre zu dem Glauben verführt worden ſei, nur auf Wunſch und Befehl ihrer Herrſchaft zu handeln, wenn ſie dem Herrn, der in letzter Zeit zweimal im Park auf ſie gewartet habe, mit dem Kinde folge, indem ihre Frau bald nachkommen werde — beſchränkt und leichtgläubig, auch leichtſinnig, wie ſie war, hatte ſie der Verſuchung Gehör gegeben, die größte Ueberzeugung aber mochte ſie durch die reichen Geſchenke gewonnen haben, von denen ſie ein reuiges Wort fallen ließ.

„Du armes, betrogenes Kind!" rief Laura. „Du wirſt mit mir heimkehren — mein Gemahl wird Dir verzeihen!"

Laut aufſchreiend langte die Amme nach der Kleinen, welche die Händchen nach ihr ausſtreckte und die Mutter überließ ſie ihr. Da war auch der Wirth in die Stube getreten und ſeine Frau, welche bei dem wunderlichen Auftritt geſpannt den Reden der Amme zugehört und daraus einiges Verſtändniß geſchöpft hatte, zog ihn beiſeite und ſprach mit ihm. Er ſchüttelte den Kopf und wollte erſt von keiner Einmiſchung wiſſen, als aber die fremde Dame ihre dringende Bitte um einen Wagen gegen ihn wiederholte und noch immer in großer Bewegung die Erklärung hinzufügte, daß ſie nur hierher gekommen ſei, um ihr Kind abzuholen und nach Hauſe zurückzukehren, als ſie ferner den Namen ihres Gemahls und deſſen Wohnſitz Stampach nannte, der dem Wirthe nicht unbekannt war, da willigte er ein und ging, die nöthigen Anſtalten zu treffen, wie ſehr ihm auch die ſeltſame Geſchichte den Kopf verwirrte.

Orſzynski, welcher vor Laura's ebenbürtigem Geiſte, der zum Aeußerſten entſchloſſen ſchien, die Faſſung verloren hatte, war unterdeſſen wieder zu ſich gekommen und der Gedanke, ſie, die er ſchon ſein zu nennen geglaubt, nun auf ewig aufgeben zu müſſen, ſtachelte ihn zu einem letzten verzweifelten Schritt. Was er ihr als Drohung am Kreuz vorgehalten, was er heute in dumpfer Betäubung als einzigen Weg, Schwur gegen Schwur zu löſen, hinge-

worfen hatte, forderte nun furchtbar mahnend seine Erfüllung. Was blieb ihm übrig? Auch wenn es ihm gelungen wäre, Laura mit Gewalt weiterzuführen, jede Möglichkeit der Rückkehr ihr zu rauben, durfte er hoffen, jemals ihre Liebe zu gewinnen? Wenn er sich einst diesem Wahne hingegeben hatte, seit dem Moment unterm Kreuze bis jetzt war er vollkommen darüber enttäuscht. Sollte er sie nun heimkehren lassen, den Andern in ihrem Besitze glücklich zu wissen? Was bot ihm das Leben sonst noch? Er hatte sich in dessen wildeste Strudel gestürzt — die Welt war für ihn schal, selbst die Kämpfe, welchen er noch vor Kurzem mit Begeisterung entgegengeblickt, die Kämpfe um eine mögliche Wiedergeburt seines Vaterlandes, reizten ihn jetzt nur zu einem bittern Lächeln. Ihm blieb nur Eins, aber mit ihr und mit dem, was ihr auf Erden das Liebste war!

Kalt entschlossen, wie er wähnte, trat er jetzt zu ihr. Ihm war es gleichgiltig, daß er sie nicht allein fand. „Sie reisen ab, gnädige Frau," sagte er mit zuckenden Lippen. „Ich halte mein Wort — es gibt nur einen Weg, es zu lösen."

Unwillkürlich trat sie vor ihr Kind, welches die Amme, neben ihr sitzend, auf dem Schoße hielt. — „Gott ist unser Schutz und Schirm!" sagte sie mit feierlichem Ausdruck. „Unser Aller, Graf Hippolyt!"

Er hob den Blick zu ihr empor, Beider Augen begegneten sich und ruhten einen Moment wie durch Zauber gebannt aufeinander. Da stürzte er plötzlich auf sie zu, bemächtigte sich ihrer Hand, küßte sie in großer Bewegung und wandte sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, ab, um eilig das Zimmer zu verlassen. Welche Wandlung, welches Wunder in ihm vorgegangen war, wer mag sich vermessen, es zu enträthseln!

Heimkehr nun, seliger Gedanke, ungetrübt durch irgend eine Besorgniß! Die wenigen Stunden, welche vergehen mußten, ehe sie dem Gatten das Kind, das *sie* nun gerettet hatte, wieder in den Arm legen konnte, wurden ihr zur Ewigkeit. Sie hatte den Nachtzug benutzen müssen, der sie an ihrem Hause im Dunkeln vorüberführte — erst in großer Entfernung war ja auf ihres Gemahls Wunsch der Haltpunkt angelegt, wo sie den Zug verlassen und mit einem mühsam verschafften Wagen nach Stampach zurückfahren konnte. Es war in aller Morgenfrühe, als sie anlangte. Im Hofe sah sie nur den alten Wächter, der vor Freude hoch auffuhr und am liebsten gleich in sein Horn geschmettert hätte, um alle Menschen zu wecken. Er schloß ihr das Haus auf — da stand aber Bärenstein in sprachlosem Entzücken bereits vor ihr; er war schon wach gewesen, hatte an seinem Fenster gesessen und sie kommen sehen, seinen Augen kaum trauend. Sie trug das schlummernde Kind, das sie sanft vom Arme der Wärterin genommen, sie sank mit ihm an des Gatten treue Brust: „Ich bringe es Dir zurück! ich habe es gerettet!" rief sie und er dankte Gott aus tief beseligtem Herzen.

Viel Zeit verging, ehe Beide so weit sich gefaßt hatten, daß eine Erzählung möglich war. Laura mußte nun Alles von Anfang an berichten, von dem ersten Moment an, wo Hippolyt ihr noch im Hause ihrer Mutter begegnet war und ihr dort, wie bei jedem spätern Zusammentreffen auf den zahlreichen Festen des geselligen Adels ihrer polnischen Heimath, eine unbegrenzte und rücksichtslose Huldigung geweiht, sie mußte gestehen, daß sie sich dadurch geschmeichelt gefühlt hatte, weil sie noch ein Kind gewesen, daß sie wohl nichts gethan, um ihn zu überzeugen, daß sie keine Neigung für ihn hege, bis ihre Verlobung ihm darüber die Augen geöffnet haben mußte. Dann kam sie auf den Brief zu sprechen, durch welchen er vor Kurzem zuerst ihren Frieden gestört hatte — sie machte sich selbst die Vorwürfe, welche ihr Gemahl schonend genug war, in dieser Stunde nicht auszusprechen, sie bekannte, daß gewiß das entsetzliche Leid, welches dann über sie Beide gekommen, durch ein offenes Vertrauen gegen ihren Gemahl vermieden worden wäre, und gab nur die Scham über die ihr widerfahrene Verletzung als Grund ihres Aufschubs an, während es doch auch die Furcht vor Ludwig's Strenge war. Dann schilderte sie in rascher Folge Alles, was sich weiter zugetragen hatte, und gab sich, als sie geschlossen, mit vollem Herzen dem Troste hin, durch welchen sie Ludwig, nachdem Gottes Gnade das Unglück vorgeführt, mild und liebevoll aufzurichten suchte.

Onkel Troysen war abgereist — sie fühlte darüber eine gewisse Zufriedenheit, von welcher sie sich keine Rechenschaft geben

konnte. Bärenſtein ſchrieb gleich an ihn, um ihm die glückliche Löſung ſeines Schickſals mitzutheilen.

In der Gegend verbreitete ſich die Nachricht, daß die ſchöne Polin von ihrem kleinen Ausfluge zu ihrem verblendeten Gatten zurückgekehrt und von ihm mit offenen Armen wieder aufgenommen worden ſei, wie ein Lauffeuer, und die verſchiedenen Erklärungen, von denen ſie begleitet war, fanden überall nur ein ungläubiges Lächeln. „Glauben Sie die unnatürliche Geſchichte?“ hieß es. Stummes Achſelzucken! „Der Mann verdient kein Mitleid! — Werden Sie noch mit ihr umgehen?“ Delicate Frage! Wenn man zu ſtreng in ſeinen Anforderungen ſein wollte heutzutage, was bliebe zum Umgange übrig? Jedenfalls fielen die intereſſanteſten, die liebenswürdigſten Perſönlichkeiten beiderlei Geſchlechts aus! Man ignorirt, was man nicht billigen kann. Wiſſen mochte man aber jedenfalls den Zuſammenhang und ſchon darum fanden ſich bald genug Beſuche auf Stampach ein, welche ihre Theilnahme bezeigen und, da man doch irgend eine Aufklärung geben mußte, zugleich erforſchen wollten, was darin Wahrheit, was Dichtung ſei.

Bärenſtein kannte die Welt und ſeine Nachbarn zu genau, um nicht ſeinen Entſchluß gefaßt zu haben. Er ſchnitt in ſeiner ernſten Weiſe alle Erörterungen ab, indem er erklärte, daß es ihm ſo wenig als ſeiner Frau, welche ihr Kind aus großer Gefahr gerettet habe, vor der Hand geſtattet ſei, ſelbſt den theilnehmendſten Freunden über die nähern Umſtände eine Mittheilung zu machen. Laura mußte es auf ſeinen Wunſch über ſich gewinnen, jeden Beſuch zu empfangen, und ſie that es mit vollkommener Selbſtbeherrſchung und einer Freiheit des Benehmens, zu welcher ihr der Stolz die Kraft gab, ihre Klugheit ſie aber zugleich das rechte Maß finden ließ, daß es die Unbefangenheit eines reinen Gewiſſens blieb und nicht als eiſerne Stirn erſchien. Jeder, der von ihr ſchied, geſtand ſich laut oder ſtill: es iſt nicht zu leugnen, die Polin iſt reizend. Wenn auch die Geſchichte immer dunkel bleibt, wer wollte dieſem hinreißenden Weſen grollen?

Von Onkel Troyſen lief dann ebenfalls eine Abbitte an ſein verzogenes Kind, wie er Laura nannte, ein: er geſtand ihr offen, wie er ſich gegen ſie durch einen unbegründeten Verdacht verſündigt habe und bat um Abſolution, als deren Vergeltung er eine Razzia auf den feldflüchtigen Gegner verſprach, den er dazu bringen wollte, mit Verpfändung ſeines Ehrenworts als Staroſt und ehemaliger Officier der Chevaliergarde Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Urfehde zu ſchwören, das heißt Entſagung oder Reſignation im Stile des Frauenromans. Laura wurde durch dieſe Art, den entſetzlichen Vorgang, der ein Wendepunkt in ihrem ganzen Leben geworden war, zu beſprechen, tief verletzt und ihr Gemahl, wenn er es auch nicht ſcharf äußerte, theilte dies Gefühl. Sie bat den Onkel ſogleich in dringender Antwort, von jedem Schritte abzuſtehen, da ſie feſt überzeugt ſei, daß kein ſolcher nöthig ſein werde. Troyſen ließ dann nichts weiter von ſich hören; er war, wie nach einiger Zeit ein Bekannter in Stampach erzählte, auf weite Reiſen gegangen. Der Winter kam und wie es auf dem Lande geſchieht, wo in fruchtbarer Gegend die Rittergüter dicht zuſammenliegen und ihr Beſitz nicht flüchtig von einer gewinnſüchtigen Hand in die andere geht, ſondern in den Familien ſich vererbt, erhob ſich die Geſelligkeit, welche im Sommer und Herbſt vor der wirthſchaftlichen Thätigkeit mehr zurücktritt, mit neuem Aufſchwunge. Nur Bärenſtein's, auf welche überall gerechnet wurde, zeigten ſich ſeltener, ließen auch nur die nothwendigſten Einladungen ergehen. Wenn Laura erſchien, war ſie freilich anmuthig und liebenswürdig wie immer, aber man fand ſie doch in ihrem Weſen ſehr verändert: das Pikante, Elektriſchwirkende fehlte, ſelbſt ihr wunderſchönes Auge, deſſen Feuer ſonſt nach dem Ausdrucke eines Enthuſiaſten Stahl ſchmelzen konnte, hatte jetzt einen mildern Strahl. Hatte ihr endlich der Mann, der die Freuden der Erde nicht liebte, doch den elaſtiſchen heitern Sinn gelähmt, oder waren es noch die Nachwehen der bewußten Geſchichte, welche ihr Niemand vergeſſen konnte? Allerdings deren Nachwirkung blieb es, ſie war, wie geſagt, der Wendepunkt in Laura's Leben geworden, hatte ſie ernſter, ſinniger denken gelehrt, ſie dem Wahren und Bleibenden gewonnen, ohne ihr doch, wie die Menſchen wähnten, die edlern Freuden, welche unſer Daſein ſchmücken, zu rauben. Sie fühlte ſich daheim ſo zufrieden, ſo glücklich mit ihrem Gemahl,

den sie mehr und mehr verstehen und würdigen lernte, sie fand ihre schönsten Stunden bei ihrem Kinde, dessen Entwicklung sie mit seligem Mutterauge beobachtete — kein Wunder, daß die Außenwelt sie wenig lockte.

Ihr Gatte war innig beglückt, er sah die Hoffnung, welche er stets für seine Zukunft an Laura's Seite festgehalten hatte, mit schönster Erfüllung gekrönt. Der Friede, welcher ihr Gemüth füllte, war ihm heilig — sollte er ihn stören durch eine Nachricht, welche ihm kurz vor Ostern zugegangen war? Wenn er sie verschwieg, wenn er dies einzige Geheimniß vor ihr bewahrte, beging er ein Unrecht? War es nicht vielmehr ein Beweis seiner treuen Liebe, welche den Pfeil, der sie tief verwunden, ihre Ruhe auf lange Jahre trüben mußte, mit dem Schilde, der ihm zum Schirm für sie anvertraut war, auffing?

Troysen hatte ihm aus Italien geschrieben und ein ausgeschnittenes Stück einer Florentiner Zeitung eingelegt. Darauf stand die kurze Notiz: „Heute Morgen wurde am Lung'Arno die Leiche eines Mannes gefunden, in welcher anwesende Mitglieder der polnischen Emigration den Grafen Hippolyt Orszynski erkannten. Mehrfache Anzeigen geben der Vermuthung Raum, daß er durch Selbstmord geendet habe." Erschüttert hatte Bärenstein die Nachricht gelesen, zu welcher Troysen's Brief noch einen traurigen Commentar gab, aber sogleich war in ihm der Entschluß fest geworden, Laura diese düstere Kunde zu verschweigen. Als ob eine Ahnung sie treffe, wie es oft geschieht, daß verwandte Seelen denselben Gedanken wunderbar zu derselben Minute fassen, hatte Laura, als er dann zu ihr gekommen, ohne bestimmten Anlaß Orszynski's erwähnt, an welchen sie heute öfters denken müsse.

„Ich werde für seinen Frieden beten!" hatte sie sanft gesagt, und der Gatte, sie liebevoll auf die Stirn küssend, konnte sie tief ergriffen darin nur bestärken.

Der Schatten, welchen die Erinnerung der unglücklichsten Stunden ihres Lebens in die lichthelle Gegenwart warf, zog vorüber. Laura sollte es nie erfahren, wie der Ausspruch, der sie einst tödtlich erschreckt hatte, nun doch von dem Verlorenen, der mit Gott zerfallen war, als einzige Lösung erfüllt worden war. Sie dachte noch zuweilen an ihn, aber mit sanften Gefühlen und der Hoffnung, daß er den Frieden, den sein Gemüth nie gekannt, endlich doch gefunden habe. Ihr eigenes Glück aber war auf festen Grund gebaut und sie blickte mit heiterm Vertrauen in die Zukunft, die vor ihr lag, wie ein Land der Verheißung, verklärt und gesegnet.

Heinrich Koenig.

Die Biographie, die wir hier in Umrissen geben, hat neben dem Eigenthümlichen der Erlebnisse die besondere Bedeutung, daß bei diesem Autor, mehr als bei manchen andern, erst aus dem Gange seines Lebens die Schriften, die ihm einen Namen gemacht haben, in ihrem Werth wie in ihren Mängeln recht zu würdigen sind. H. Koenig nimmt in der Literatur, vielleicht nicht zu seinem Vortheil, eine durch äußere Umstände bedingte Stellung für sich ein. Ohne persönliche Verbindung mit Literaten von auswärtigen Schulen her, die er nicht besuchen konnte, war er auch durch frühen, untergeordneten Staatsdienst an Wohnorte gebannt, die außer allem literarischen Verkehr standen, wie Fulda und Hanau. So fand er sich mit seinem Drang zu produciren auf eigenen Sinn und selbsterworbene Einsicht hingewiesen. Und da er erst im vollen Mannesalter, wie die Noth seines Lebens bereits überwunden war, als Schriftsteller hervortrat, gefiel er sich auch darin, mit früh gelernter Selbstbeschränkung auf diesem Wege zu bleiben und, nur um Erweiterung seiner Erkenntniß bemüht, weder nach den wechselnden Forderungen des Publicums zu fragen, noch mit der seiner Selbstbefriedigung gewidmeten Feder den Effect oder Ertrag seiner Schriften voraus zu berechnen. Uebrigens zieht begreiflicherweise ein so einfaches Leben wie Koenig's die Betrachtung mehr auf die innere Seite seiner Entwicklung, als auf die äußere seines Verlaufs.

Heinrich Koenig ist am 19. März 1790 — also im ersten Jahre der französischen Revolution — in Fulda geboren. Sein Vater, ein Bauerssohn aus dem fuldaischen Orte Schweben, diente unter den fürstbischöflichen Soldaten, die bei An-

näherung des Generals Cüstine gegen Mainz im Herbste 1792 in diese Reichsfestung geworfen wurden, erkrankte und starb daselbst an einem Fieber. Der Knabe unter Obhut der Mutter, die ein Bruder zu sich genommen hatte, erwuchs nun in engster Häuslichkeit, worin nur Reinlichkeit und Liebe das Zusammenleben einer doppelten Familie erleichterte, ernste, fromme Sitte mit gläubiger Ergebung es erheiterte. Der Oheim hatte früher im Capuzinerkloster gedient und die Luft des Mönchsglaubens mit in die gemeinschaftliche Stube gebracht, in welcher der arbeitsame Tag sich nach Morgengebeten, Tischgebeten, dem Ave Maria der Vesper bis zur Nacht gliederte, für welche der kleine Heinrich mit dem „Gott walt's!" der Mutter schlafen gelegt wurde. Neben dem geistesbeschränkten Oheim war die Mutter vielfach begabt, im Lesen und Schreiben für dort und damals geübt, heitern Geistes, schalkhaften Sinnes, in ihren Empfindungen etwas verschlossen. Erst hinter den Erfahrungen des Herzens, unter den Sorgen um ihren heranwachsenden Knaben, zog ihre Seele sich mehr und mehr in ängstliche träumerische Innerlichkeit zurück, ohne daß es ihrem Lebensmuth und dem Fleiße mit der ernährenden Nadel Eintrag gethan hätte. Dabei war sie fromm und gläubig, machte aber von den Priestern grade kein Aufhebens. Das mochte aus ihrer Mädchenzeit kommen, da im elterlichen Hause die Capuziner ihre Einkehr gehabt hatten und die Liebesgeschichten der Pröbste keine Kirchengeheimnisse waren.

Diese Residenz selbst, der Sitz einer Priesterherrschaft, entbehrte, außer Processionen, alles öffentlichen Lebens; das Bürgerthum, ohne große Gewerbe und Handel, die über das Handwerk und die Krämerei hinaus gingen, war auf Glauben und Gehorchen angewiesen, auf keine lautern Stimmen horchend, als die von den Thürmen klangen.

Unter diesen Einflüssen und frommen Uebungen, reinlich und zur Ordnung gewöhnt, erwuchs der Knabe, bis er, von der Mutter im Buchstabiren und Buchstabenmachen vorbereitet, die Stadtschulen besuchte. Aeußerlich blöde, innerlich voll Unruhe, fand er sein erstes Selbstgefühl darin, im Capuzinerkloster, in der Stadtkirche und in der Capelle des englischen Fräuleinstifts die Messe zu bedienen, froh der Mönchsbildchen und der Kreuzerstücke, die er der Mutter überlieferte. Auf den Rath eines der Stadtschullehrer ließ ihn dieselbe durch einen Studenten auf das Gymnasium vorbereiten. Das Studiren war nämlich unter der geistlichen Regierung vielfach begünstigt, und die Söhne armer Familien fanden mancherlei Vorschub durch freien Schulunterricht, Unterstützung mit den unentbehrlichsten Schulbüchern und Freitischen in den Klöstern.

Der Uebergang des Knaben nach der Confirmation in's Gymnasium fiel mit der Säcularisation des geistlichen Fürstenthums zusammen, das an den Prinzen von Oranien überging. Bedeutende Umwandlungen in der Organisation und Administration der Regierung, die nicht ohne tiefen Einfluß auf das bürgerliche Leben blieben, wurden sofort eingeleitet, und trafen nach Jahr und Tag auch die höhern Schulen. Und freilich waren diese, wie das ganze gesellschaftliche Leben, unter dem Krummstabe, der stets mehr als Hirten- denn als Wanderstab gewaltet hatte, eine gute Strecke hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben. Im Herbste 1804 fand nach dem jesuitischen Zuschnitte des Gymnasiums die letzte feierliche Preisvertheilung statt, aus der unser Student unter dem blauen Studentenmantel drei ihm ohne Mitbewerbung zuerkannte Preise — für Religionswissenschaft, lateinische Prosa und deutsche Sprache — nach Haus brachte. Mit dem zweiten Semester 1805 trat die neue Organisation in's Leben. Von den geistlichen Professoren wurden nur die jüngern beibehalten und theilten sich mit den von auswärts berufenen protestantischen in die Lehrgegenstände. Als Director war August Gottlieb Meißner von Prag gekommen, damals durch seine Romane und Skizzen ein Liebling der deutschen Lesewelt.

Die ersten Jahre waren Probejahre des Neuen. Einzelne Lehrvorträge wurden bald einer höhern, bald einer niedern Classe zugetheilt, und so traf es sich ungünstig für unsern Gymnasiasten, daß manche ihm grade sehr förderliche Gegenstände, just wenn er die höhere Classe betrat, in die niedere zurückverlegt wurden, die er verließ. Ein anderes Mißgeschick begegnete ihm in den Jahren des Lyceums. Ein Lyceum war nämlich an den Platz der hinfälligen Universität getreten, die man aufgelöst hatte, und Koenig's Uebergang in dasselbe

fiel mit einer abermaligen Wandlung Fuld'as zusammen. Der Prinz von Oranien hatte nämlich mit der Uebernahme des Oberbefehls über eine Abtheilung des preußischen Heeres im Herbst 1806 das Fürstenthum auf's Spiel gesetzt; in der unglücklichen Schlacht von Jena ging der Einsatz verloren, und am 27. October nahm General Mortier Fulda für die Franzosen in Besitz.

Das Bett war nun gebrochen, worin fortan die französischen Heereszüge hin und her strömten. Ueber die junge Aussaat der oranischen Regierung, die mit so viel schönen Hoffnungen aufgegangen war, wälzte der Krieg alle Noth und Drangsale jener schmachvollen Jahre der Erniedrigung Deutschlands. Für Koenig hätten es die Jahre seiner höhern Bildung sein sollen; sie fielen aber sehr unfruchtbar aus. Der Krieg und die Fremdherrschaft brachten Unruhe, Zerstreuung, Sorgen mit sich. Das Lehren hatte keinen rechten Zug, das Lernen kein bestimmtes Ziel. Die Professoren, mit Einquartierung regelmäßiger als mit der Gehaltsauszahlung bedacht, erschienen muthlos, verdrossen. Wie oft wurden Lehrstunden ausgesetzt, wie leicht wurde es mit dem unordentlichen Besuche derselben genommen! Christian Weiß, der Philosoph, folgte einem Rufe nach Naumburg, Meißner starb verkannt erst vierundfünfzig Jahre alt, und statt dieser beiden anregendsten Lehrer blieben die übrigen theilnahmlos für begabte Schüler. Dazu kam noch bei Koenig, daß der gering bezahlte Privatunterricht, den er zur Bestreitung seiner dringendsten Bedürfnisse geben mußte, zur Anschaffung von nöthigen Büchern nicht zureichte, während diese Stunden ihm doch Zeit und Frische zum Studiren nahmen. So verließ er im Herbst 1809 die Schulen mit einem Zeugniß, worin seine Kenntnisse in der Philosophie als vorzüglich, in der Mathematik als mittelmäßig bezeichnet werden. Kirchengeschichte, classische Literatur, Welt- und Literaturgeschichte nebst physischer Geographie kommen mit „gut," Experimentalphysik und schriftliche Ausarbeitungen mit „sehr gut" ab. Fleiß erscheint „nicht ganz genügend," die Sitten aber „bewährt." Doch wie dies letzte Zeugniß durch das nächste unglücklichste Lebensereigniß tief in Schatten fallen sollte, so mochten auch die glücklichen Antworten, die er aus seiner lebhaften Auffassungsweise bei den Prüfungen abgegeben, manchmal über die Tiefe und den Umfang seiner Kenntnisse getäuscht haben. In der Philosophie z. B., die ihn noch am meisten angezogen, hatte er doch eigentlich nur Gesichtspunkte für neue Seiten des Lebens, Richtungen und Ahnungen der Seele gewonnen, und das Ideelle, Beschauliche, für das er vielleicht schon von der Mutter her angelegt war, blieb ihm für immer näher liegen als das Positive; wie es wohl auch von einem jungen Menschen aus jener Zeit begreiflich ist, der unter engen, untergeordneten Lebensverhältnissen sich von äußern Antrieben und Zielen, so wie von Mitteln und Wegen verlassen findet, um die Stoffe und Probleme des Wissens und der Weltwirksamkeit zu überwinden. — — — —

Aus dem Lyceum getreten stand nun der Neunzehnjährige vor den verschiedenen Lebenswegen, um nach getroffner Wahl die letzte Schule für einen Lebensberuf aufzusuchen. Die einzige, die er in seiner Geburtsstadt gefunden hätte, da ihm zum Besuch einer Universität Rath und Mittel abgingen, war die Theologie. Für diese fehlte ihm aber nicht nur das Herz, sondern er hätte für sein Wagniß auch bereits seine Aufnahme verwirkt gehabt. Es war nämlich schon bei seinem Uebergang aus dem Gymnasium zum Lyceum eine Versuchung an ihn herangetreten in der Person jenes Franciscanermönches, dem er vor Jahren, in der Capelle der englischen Fräulein, die Messe bedient hatte, und der ihn jetzt für sein Kloster zu werben suchte. Der Student ließ sich eine Zeit lang nicht unabgeneigt finden, bis er eines Tages dem angekommenen Pater Provinzial eine bestimmte Erklärung abgeben sollte, da er denn rasch die Flucht ergriff. Nun blieb noch das Seminar der Weltgeistlichen übrig, das sich ihm aber nicht aufgethan hätte, weil eben damals sein Verkehr mit der Tochter eines Mannes auskam, der in den Augen der Geistlichkeit verworfen war, — eines genialen Juristen, der als Advocat vor Jahren mit einer Geliebten die Stadt und seine Familie verlassen hatte, dann aber, unter oranischer Regierung, als Staatsprocurator, mit dem Titel Regierungsrath, zurückberufen, noch immer getrennt von Frau und

Edward Everett, born April 11, 1794, graduated at Harvard College in 1811, and after studying theology for two years, was ordained pastor of the Brattle Street Unitarian Church in Boston. He resigned his pastorate in 1815, and was appointed professor of Greek literature in Harvard College. In 1819 he became editor of the North American Review, and in 1820 delivered an oration before the Phi Beta Kappa Society of Harvard College, which was published in the North American Review, and which gained for him a high reputation as a scholar and orator. He was elected to Congress as a Whig member from Massachusetts, and served from 1825 to 1835.

DANIEL WEBSTER, BORN JANUARY 18, 1782, DIED OCTOBER 24, 1852.

Daniel Webster was born in Salisbury, N. H., on the 18th day of January, 1782. His father was a farmer, and Daniel was brought up to the same occupation. He was sent to Dartmouth College, and graduated in 1801. He studied law, and was admitted to the bar in 1805. He practiced his profession in Boscawen, N. H., and afterwards in Portsmouth, N. H., and in 1813 was elected to Congress as a Representative from New Hampshire. He was re-elected in 1816, and in 1817 removed to Boston, Mass., where he resided during the remainder of his life. He was elected to Congress from Massachusetts in 1822, and served until 1827, when he was elected to the United States Senate, and served until 1841. He was appointed Secretary of State by President Harrison, and held the office until the death of President Harrison, when he resigned. He was again elected to the Senate in 1845, and served until 1850, when he was appointed Secretary of State by President Fillmore, and held the office until his death.

faſert, verſchlungen, zerſetzt und vermiſcht haben, welchen Egoismus die Geſellſchaft cultivirt, welche Lügen und Täuſchungen der künſtliche Verkehr mit Herzaß ausſpielt! — — — — — — —

Die neue Häuslichkeit, in die der junge Ehemann die Mutter mitnahm, bildete nun auf die Dauer eines Vierteljahrhunderts den Boden, auf welchem ſich erſt noch die Subſiſtenz ſo wie die Ideale ſeines Lebens entwickeln ſollten.

Von ſeiner Herkunft unbekannt mit gebildeten Frauen, hatte er die Zuneigung eines mehrere Jahre ältern und gut ausſehenden Mädchens, das lange ſeidene Kleider trug, allzuviel gelten laſſen. Das nahm ſich nun im Hauſe ganz anders aus. Wie Franciſca durch die Schulen gekommen, wußte er nicht; nun aber — abgeſehen von allen höhern Begriffen des gebildeten Lebens — zeigte es ſich, daß ſie nicht einmal leſen konnte, daß ihre flüchtigen Billets von einer ſchalkhaften Freundin geſchrieben worden, daß ſie in der Kenntniß und Berechnung des Geldes unſicher und für die Führung eines Hausweſens unmündig geblieben war. Ein verſuchter Leſeunterricht mußte aufgegeben werden, die Mutter, bereit ſich den Anordnungen der Hausfrau zu unterwerfen, mußte zu eigener Einſicht greifen. Zum Glück verſtanden ſich Mann und Mutter auf ſparſame Wirthſchaft. Worüber beide nicht, wohl aber ein Dritter hätte lächeln können, war die große Zufriedenheit, in der Franciſca mit ſich ſelbſt lebte, wenn ſie eifrig ſtrickte, ein wenig ungeſchickt nähte, am liebſten aber ſich auf die roheſte Hausarbeit warf und mit dem beſten Willen ſich abmüdete. Doch hatte ſie dabei ihre ſtolzen Momente, in denen ſie ſich über Mann und Schwiegermutter mit dem Bewußtſein erhob — ſie ſei eine Regierungsrathstochter.

Die Geburt des erſten Kindes, das nach wenigen Tagen ſtarb, mochte ſchon ungünſtig auf den Geiſteszuſtand der Frau gewirkt haben; bald aber nach wiederholter Lungenentzündung, die ſie durch ihr jähes Weſen ſich zugezogen hatte, und nach der Geburt einer Tochter nahm die Heftigkeit ihres Temperaments in dem Grade zu, als ihre Seelenthätigkeit ſich verengte. Da konnte jener Verkehr nicht mehr beſtehen, der nur im Einverſtändniß zweier von Liebe bewegten Herzen Berechtigung hat. Die Ehe verlor das Sacrament und mithin das Myſterium der Liebe. Nur der bürgerliche Beſtand dauerte. Dieſen zu löſen fehlte es anfangs an den Mitteln, ſich auseinanderzuſetzen, und hielten ſpäter die Schwierigkeiten einer katholiſchen Scheidung, ſo wie Rückſichten auf die Familie der Frau den Mann ab. Denn rückſichtslos auf Menſchen und Sitte ein Verlangen des Herzens durchzuſetzen, widerſprach ſeiner Ueberzeugung, daß der Menſch die Folgen ſeines Irrens tragen müſſe, ohne das romanhafte Vorrecht, eine Ehe leichtſinnig ſchließen und die mißrathene leichtfertig brechen zu dürfen. — —

Mit dieſer neuen Lebenswandlung Koenig's fällt abermals eine politiſche ſeines kleinen Vaterlandes zuſammen. Im Jahre 1810 trat Karl von Dalberg, der Primas des Rheinbundes, das Fürſtenthum Regensburg an Baiern ab und erhielt dafür die von den Franzoſen beſetzten Provinzen Hanau und Fulda. Das neue Großherzogthum wurde auf franzöſiſchen Fuß organiſirt und Koenig als Hilfsſchreiber gegen vierteljährige Gratificationen in das Büreau der Mairie Fulda angenommen. Hier, beſonders auch beim Einquartierungsamte, ſtand er während der Jahre der franzöſiſchen Hin- und Herzüge bis zum Sommer 1813. In den Monaten dieſes Sommers reſidirte, wie es zuweilen der Fall war, der Großherzog wieder im Fuldaer Schloß, und hatte ſeinen Finanzminiſter, den Grafen Bentzel-Sternau, mitgebracht, hauptſächlich die indirecten Steuern zu organiſiren, da es allen Scharfſinn der Beſteuerungskunſt erforderte, um die Anforderungen Napoleon's und die Bedürfniſſe der kriegeriſchen Zeit zu beſtreiten. Der Miniſter nahm Koenig auf beſondere Empfehlung in ſein wanderndes Büreau, und vermittelte ihm nach einer Audienz beim Großherzog die Stelle eines Controleur ambulant in einem von der Stadt entlegenen Diſtricte. Im Auguſt trat er das neue Amt an, das aber ſchon mit dem franzöſiſchen Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig und der Flucht des Großherzogs, Ende Octobers, aufhörte, indem man eine ſo verhaßte Steuer fallen ließ. Den kleinen Gehalt bezog der Excontroleur fort, und wurde zu andern wechſelnden Geſchäften verwendet, bis im Jahre 1816 die Stadt

Fulda mit einem Theil des Fürstenthums an Kurhessen überging.

In diese kaum dreijährige Periode der Regierung Dalberg's fallen Koenig's schriftstellerische Anfänge.

Es ging damals ein günstiger Wind von oben, der unter der nachfolgenden kurhessischen Regierung gänzlich umschlug. Der Fürst Primas war selbst Schriftsteller und galt für einen hohen Mäcen der Wissenschaft und Poesie, und sein Finanzminister stand eben im vollen Glanze seines poetischen Ruhmes, der ihm leider! nicht bis in sein hohes Alter gefolgt ist. Der Großherzog begründete in Fulda ein großartiges Liebhabertheater im Orangeriebau seines Hofgartens. Er besuchte, so oft er nach Fulda kam, die Vorstellungen und ließ dem Theaterdichter für die Prologe danken, die bei feierlichen Gelegenheiten von der Bühne herab gesprochen wurden.

Dies waren Koenig's erste Versuche, und die Feder, mit der er abwechselnd Actenstücke und kleine Gedichte schrieb, erhob sich im Frühling 1816, als der alte Kurfürst nach Fulda kam, die Huldigung der neuen Provinz anzunehmen, zu einem Festspiel: „Die Erfüllung" aus der vaterländischen Geschichte. Das Spiel mit sinnigem Aufwand und Gesang machte den besten Eindruck auf die zahlreichen Zuschauer, ohne sich an der „allerhöchsten Gnade" des anwesenden „Herrn" zu erkälten. Der Verfasser durfte aber später, als es darum galt, ihn zu seiner Beförderung zu empfehlen, als solcher nicht genannt werden. Der ökonomische Fürst nämlich billigte es nicht, daß eine Amtsfeder literarisch oder gar poetisch verschwendet wurde. Dies war wenigstens die Ansicht des Oberkammerraths Fulda, der aus Kassel gekommen war, die Finanzpartie der Administration für die neue Provinz zu organisiren, und der mit beeifertem Wohlwollen für Koenig ihn zum Secretär bei der Finanzsection der Regierung vorschlug.

Mit dieser Stelle erhielt Koenig einen bestimmten Dienstrang mit zureichendem Dienstgehalte. Er hatte sich nun aber auch um die Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeit zu bemühen, für die ihm die Vorschule und Vorübung abging. Diese Anstrengung hielt begreiflicherweise seine literarische Neigung unterdrückt. Doch auch von andern Seiten fand er darin sich nicht begünstigt. Fulda bot gar wenig Bildungsmittel und Bildungsreize, zumal in einer Gesellschaft, die nach schweren Kriegsjahren und nach der Theilung des Landes sich von einer engherzigen Regierung wenig berücksichtigt und in unbequemer Mischung sehr verstimmt fühlte. Ueberdies gewährte Koenig's häusliche Lage keine Sammlung, keine Erheiterung, keine Theilnahme, ja kein Verständniß dessen, was er that und dachte; vielmehr war er mit seiner Jugend und Gesundheit hinausgetrieben in die Albernheiten des Tages, in die freie schöne Landschaft und nach dem Liebhabertheater. So verpufften ihm Phantasie, Stimmung des Herzens, Eingebungen der Seele in Phantasmen, in sentimentaler Naturseligkeit, in Träumen und Wünschen. Sein Herz schwärmte um Das, wonach es verlangte und doch zu abgefunden war, um es mit Recht und Glück zu begehren.

Was indeß ein Talent hindert, fördert vielleicht einen Charakter, befestigt eine Gesinnung. Die Gewohnheit zu entbehren, die frühe Resignation im Begehren, keine erfahrene Demüthigung, für die er nicht hoch genug stand, kein Zwang des Bittens in seinem begnüglichen Dasein, — Alles hatte ihm eine reine Stelle des Gemüths gelassen, auf der ein moralischer Stolz oder vielleicht auch Trotz erwachsen konnte. Freilich hat solche Abgeschlossenheit auch ihre Kehrseite: sie läßt das Herz zu keiner rechten Hingebung und Vertraulichkeit kommen, und da Koenig aus Selbstgefühl seine unglückliche Häuslichkeit unter dem tiefsten Stillschweigen hielt, so entwöhnte er sich bald aller wohlwollenden Theilnahme und gerieth dadurch von seiner frühern Zerflatterung mehr und mehr in jene Einkehr und Einsamkeit der Seele, in welcher dann seine verspätete Schriftstellerfeder einige Muße nachzuwachsen fand.

Die beeiferte Theilnahme Koenig's am Liebhabertheater brachte ihn mit seinem unbestimmten Productionsdrange zuerst auf das Dramatische. Er schrieb zwischen seinen Acten das Trauerspiel „Wyatt." Mäcken in Stuttgart, der Nachdrucker besserer Sachen, druckte es als Eigenthum unter fremder Firma, und wir übergehen diesen mißrathenen Versuch, indem wir den Au-

tor dafür — im Mai 1819 — zur Hanauer Rentkammer versetzen, mit welcher die Finanzsection der Fuldaer Regierung vereinigt wurde. Auch hier blieb er der einzige Secretär eines Collegs, das zwei Provinzen in allen Zweigen der Finanzwirthschaft administrirte. Sein Gehalt verbesserte sich mit den vermehrten Arbeiten.

In dieser Stadt heitrer, gebildeter Bewohner, mannigfacher Gewerbthätigkeit und weitreichender Geschäftsverbindungen sah er sich, um einer durchaus nicht einzuführenden Frau willen, sehr ungern von der Gesellschaft und von gebildetem Umgang ausgeschlossen. Noch bedenklicher für die gedeihliche Entwicklung seines einzigen Kindes war der Umstand, daß die mit dem Blödsinn zunehmende Heftigkeit der Frau das siebenjährige Mädchen unter den Büreaustunden des Vaters nöthigte, abwehrend und schützend zwischen Mutter und Großmutter zu treten. Da empfahl sich dann immer wieder als die geeignetste Auskunft eine Scheidung von der für drei Menschen so unglücklichen Frau. Aber auch abgesehen von der Unfügsamkeit einer ökonomischen Auseinandersetzung blieb eine katholische Scheidung höchst schwierig, und eine etwaige Wiederverheirathung besonders auch zum Besten einer lebhaften und sehr begabten Tochter war gar nicht möglich, ohne daß Koenig erst zum Protestantismus übergetreten wäre, — ein Schritt, von dem ihn damals weniger die Ueberzeugung, als der Beweggrund abhielt. — Zu Alledem gehörte ein anderer Muth als der, entbehren zu können, und Koenig machte die Erfahrung, daß letzterer nicht immer ein Glück ist, indem die Energie der Seele darunter leidet, wenn es gilt, Schwieriges oder Nothwendiges durchzusetzen; wie denn freilich die Streckmuskeln sich abschwächen, wenn die Beugemuskeln zu lange in Uebung sind. Es fand sich endlich der Mittelweg, das Kind in eine weibliche Pension der Stadt und später unter Obhut und Leitung einer Erzieherin in Marburg zu geben.

Nun ward für Koenig in seiner häuslichen und socialen Einsamkeit das Bedürfniß, etwas zu schaffen, nur um so dringender, und selbst seine Berufsarbeiten, so wenig freie Zeit sie ihm ließen, begünstigten die Stimmung zu produciren dadurch, daß er als Secretär nur auf Reproduciren, auf Einkleidung fremder Stoffe und Beschlüsse, angewiesen war. Er schrieb in jener Zeit das von Müllner sehr günstig besprochene Schauspiel: „Otto's Brautfahrt," das bei Brockhaus später erschienene Trauerspiel „Otto's Bußfahrt," einige kleinere dramatische Sachen, unter denen „Der Bischof-Ritter" als sehr poetisch anerkannt wurde, und übersetzte Voltaire's „Brutus" in Jamben für die Schuhmann'sche Sammlung in Zwickau.

Zu diesen Arbeiten und mancherlei Studien verwendete er unüberlegterweise auch die Stunden, die er der Erholung hätte gönnen müssen. Gesund und trotz Allem und Allem heitern Muthes, bedachte er nicht, daß er dadurch den Grund zu körperlichen Leiden legen könnte, die ihm dann auch für die höhern Jahre nicht ausblieben.

Anregend für ihn war damals der Verkehr mit seinem ehemaligen Finanzminister, dem in Ruhestand versetzten Grafen Bentzel-Sternau, der in der Nähe von Hanau eine Besitzung bewirthschaftete. Zu seinen erfreulichsten Erlebnissen aber gehört ein Ausflug nach Weimar im Herbst 1828 und der Abend, den er dort bei Goethe zubrachte. Einer der Hausfreunde des großen Dichters hatte ihn nämlich dringend eingeladen, — der Oberbaudirector Coudray, der bei der Theilung des Fürstenthums Fulda und der dasigen Staatsdiener für Weimar war übernommen worden und ihm vom Liebhabertheater her befreundet blieb.

Folgenreicher für sein Leben ward seine Theilnahme an der vom Pfarrer Friedrich in Frankfurt herausgegebenen Zeitschrift: „Der Protestant." Indem er nämlich seine Beiträge gesammelt und vermehrt in dem Büchlein: Rosenkranz eines Katholiken" herausgab, ward er vom Fuldaer Domcapitel zur Verantwortung gezogen, und nachdem er die Aufforderung zum Widerruf mit dem ausführlicheren Buche „Der Christbaum des Lebens" beantwortet hatte, — förmlich excommunicirt.

Koenig hielt sich von nun an außer allem Kirchenverbande. In der jetzigen Weltlage schien es ihm keine innere Pflicht zu sein, einer geschlossenen Kirchengemeinde anzugehören. Der Katholicismus, einst im Einklang mit der allgemeinen Bildung der

Welt, war nun weit zurückgeblieben; der Protestantismus protestirte nicht mehr gegen Rom, sondern mit Liebäugeln dahin gegen die Bildung der Zeit; die ganze kämpfende, suchende Bildung schien ihm — excommunicirt.

Um diese Zeit wendete Koenig sich plötzlich dem Roman zu. Für seine dramatischen Versuche, wenn sie mehr als dies werden sollten, fehlte ihm das Theater, das in jener Zeit für neue Versuche schwer zugänglich war. Seine kirchlich-polemischen Kleinigkeiten, bloß gelegentlich angeregt, waren ihm unerquicklich und versprachen keine besondere Wirkung. So unternahm er seinen ersten Roman: „Die hohe Braut." Unter der Arbeit fanden die stürmischen Bewegungen, die den Pariser Julitagen von 1830 in Deutschland folgten, in den Ideen und Begebenheiten des Romans einigen Wiederhall.

Ehe das Buch fertig war, wurde Koenig, obgleich kein Hanauer, von den Bürgern in Hanau zum ersten Landtage als Ersatzmann eines abgehenden Deputirten gewählt und erlebte hier, zweimal wiedergewählt, die zweimalige Auflösung der Ständeversammlung durch Hassenpflug. In der Zwischenzeit wurde der Roman fertig und bei Brockhaus gedruckt. Er fand bei der Kritik und den Lesern eine so günstige und warme Aufnahme, daß der schriftstellerische Name des Verfassers sich unbedingt von diesem Buche herschreibt.

Koenig war eben zweiundvierzig Jahre alt, als er die „hohe Braut" brachte, ohne Ahnung, daß es ihm in ein paar Jahren beschieden sei, selbst noch einmal Bräutigam zu werden. Die Tochter war von ihrer Universität zurückgekehrt und er hatte nun an ihr bei ihrer ungewöhnlichen Geistes- und Gemüthsbegabung endlich ein Verständniß für sein Thun und Bestreben innerhalb seiner eigenen Wände gewonnen. Dabei war sie zugleich die kindliche Pflegerin der Mutter, die jetzt an wiederkehrenden Wassersuchten mehrere Jahre kränkelte, bis sie am 7. Januar 1835 unvermuthet unter Umständen starb, die hier nicht mitzutheilen sind und wegen deren wir auf Koenig's: „Ein Stilleben," Bd. I. S. 200, verweisen.

Ein Vierteljahrhundert des unglücklichen Bundes war eben abgelaufen, und drei Menschen, die gemeinsam entbehrt und gelitten, athmeten unter einer höhern Fügung auf — Mann, Mutter und Tochter. Aber nur der Mann erkannte, was außer seinem eigenen Herzen die beiden Andern bedurften, die durch Natur und Leiden mit ihm verbunden waren, deren aber jedes mit andern Pulsen schlug. Er war so glücklich, in einer ihm befreundeten Familie die Tochter zu finden, die ein Herz und Bildung für eine solche dreifache Lebensaufgabe hatte. Indeß wollte die eigene Tochter lieber ihren besondern Weg machen und begegnete glücklicherweise auf ihrem Pfade der Hand eines jungen gebildeten Schulmannes, mit dem sie sich bald nach der Heirath ihres Vaters verband. So verknüpften sich auf der Höhe seines Lebens die verschiedenen Richtungen desselben in einem engen Zeitraume: Die religiöse in seiner Excommunication, die politische in seiner Landstandschaft, die poetische in einem anerkannten Romane und die häusliche in seiner Verlobung. Ueber dem frohen Kreise häuslichen und geselligen Lebens, in welchem dem Spätbeglückten auch noch ein Knabe geschenkt wurde, schwebte nur die eine Besorgniß, daß er in Folge der allmäligen Auflösung der Finanzkammer in Hanau, die mit der Kasseler vereint werden sollte, aus seiner behaglichen Lage versetzt werden könnte. Indeß arbeitete er mit gutem Muth an seinem Romane „Williams Dichten und Trachten" („William Shakspeare" in zweiter Auflage), nachdem er während der Studien zu diesem Buche seine: „Die Waldenser" geschrieben hatte. Er gab ferner nach Mittheilungen eines in Hanau verweilenden russischen Literaten die „Literarischen Bilder aus Rußland" heraus. Auch machte er einen Ausflug nach Berlin, um die Besuche Varnhagen's und Laube's, die er in Hanau empfangen hatte, zu erwiedern, sah und hörte in Dresden Ludwig Tieck an zwei Abenden und durchflog die sächsische Schweiz.

Im Sommer 1839 wurde er von den Bürgern in Hanau aus altem, unverwirktem Vertrauen zum vierten Mal als einer ihrer Abgeordneten zum neuen Landtage gewählt; das Ministerium wußte aber die von der Finanzkammer ihm schon ertheilte Genehmigung zurücknehmen zu lassen und im Frühjahre 1840 seine Versetzung zum Obergericht in Fulda höchsten Orts zu bewirken. Das Obergericht selbst protestirte

gegen einen Nichtjuristen, und Koenig versuchte seine Gegenvorstellungen: es waltete aber ein Wille, der über persönliche und amtliche Berücksichtigung erhaben war.

Niemand wußte genauer als Koenig selbst, wie wenig seine ungeschulte staatswissenschaftliche Intelligenz in der Opposition zu fürchten war: desto mehr freute es ihn, bei den Bemühungen des Ministeriums, ihn von der Ständeversammlung entfernt zu halten, daß doch auch Gesinnung und Freimuth für sich eine so hohe Anerkennung fanden. Er zog mit den Seinigen, nur ohne die Mutter, die seit Kurzem in Hanauer Erde ruhte, nach Fulda über.

So ungern Koenig sich nach seinem Geburtsorte „verbannt" sah, so unwillkommen war er dort seinen Landsleuten. Die Societät sonderte sich nach Fuldaern und Hessen und mußte bei unvermeidlichen Höflichkeiten ein wenig geschüttelt werden, wie eine Mixtur, die man in den Löffel gießen will. Die eigentlichen Fuldenser, unzufrieden mit dem politischen Loose, das ihnen gefallen war, hatten sich dem Einflusse der ebenfalls widerborstigen Priesterschaft hingegeben, und der Bischof, der seltsamer Weise die Versetzung eines Excommunicirten in die Nähe seiner Curie für eine persönliche Kränkung ansah, hatte die Losung ergehen lassen, dem gebannten Koenig Heinrich den Aufenthalt unter der Burg Canossa ein wenig unangenehm zu machen. Die glaubensgehorsamen Bürger gaben ihre Gesinnung in Fractur zu erkennen, und Koenig, der mit Hilfe seiner Brille lesen konnte, schloß sich daher dem gebildetern Kreise der sogenannten „Fremden" an, wo er sich mit seiner Frau im Wallenstein'schen Damenstifte und den demselben befreundeten Familien mit Achtung und Wohlwollen aufgenommen und nach und nach heimisch fand. Dahin gehörten auch noch andere Verbannte und Unbeliebte, wie Franz Dingelstedt. Ja, Koenig, von der frischen Landschaft und den auflebenden Jugenderinnerungen bewegt, glaubte nach seiner religiösen Anschauungsweise eine höhere Fügung darin zu erkennen, daß der ihm spät geschenkte Knabe in derselben Bergluft fröhlich und wohlig gedeihen solle, worin er selber einst so kümmerlich und dürftig aufgekommen war. Er empfand es gerührt und dankbar als besondere Gunst des Himmels, daß er Alles, was er selbst einst entbehren mußte, einem wohlbegabten Kinde zuwenden konnte.

Aber — es war ihm doch anders zugedacht. Der Knabe erkrankte mit dem ersten Herbstäquinoctium am Scharlach, kränkelte den Winter über und starb mit dem Frühlingsäquinoctium des folgenden Jahres. So sah er sich denn für die Zukunft, die für ihn im Werth sehr gefallen war, durch Dingelstedt's poetischen Zuruf zu neuem Schaffen hingewiesen. Und allerdings schrieb er dort sein Gelungenstes: nach dem kurz vorausgegangenen „William" nämlich seine „Regina" und „die Clubisten in Mainz." Zwischen beide, während seiner Studien zu dem letztern größern Werke, fällt die zeitgeschichtliche Novelle „Veronika."

Die Muße zu diesen Arbeiten erkaufte er sich mit dem Opfer eines Theils seiner Besoldung. Fest entschlossen nämlich, als Fünfziger keine angestrengte Schule mehr für ein Amt zu machen, mit dem es die oberste Staatsbehörde selbst so leicht genommen hatte, traf er, um wenigstens das Seinige zu thun, eine höhern Orts genehmigte Uebereinkunft, nach welcher ein tüchtiger Referendar gegen eine angemessene Vergütung die wesentlichsten Arbeiten des Amtes übernahm. Dies bis zum Sommer 1847, wo er eine ihm winkende Pensionirung sich gern gefallen ließ. Seine „Clubisten" erschienen im Herbste desselben Jahres. Ungeachtet mancherlei Widerwärtigkeiten, die er zu erfahren hatte und die unter der Aufregung der Fuldenser gelegentlich des Uebertritts eines katholischen Geistlichen zum Deutschkatholicismus thätlich gegen ihn und seine Frau zu werden drohten, entschloß er sich doch, über Winter in Fulda zu bleiben. So fiel sein Ueberzug nach Hanau in den stürmischen März des Jahres 1848. Das Damenstift gab zum Abschied ein sinniges Fest, bei welchem dramatisirte Scenen aus seinen Romanen gegeben wurden, und eine zahlreiche Gesellschaft, in ihrer Mixtur tüchtig gerüttelt, einen gemischten Antheil nahm.

Von Hanau besuchte er das Vorparlament in Frankfurt und ging dann als Abgeordneter der Hanauer Landgemeinden nach Kassel, wo er sich mit seiner Frau für den Sommer einrichtete.

Wir haben verschiedene Ausflüge übergangen, die er in jenen Fuldaer Jahren machte — zur Schriftstellerversammlung in Leipzig, den Main entlang, in den Schwarzwald und die Schweiz, sowie zweimal nach Ostende; eben so haben wir kleinere Arbeiten unerwähnt gelassen — seine Bonifaciusrede, sein Buch über Ostende, die Denkwürdigkeiten Eickemeyer's, die er herausgab, und manche kleine Erzählung. Wir müssen aber mit einem Rückblick auf 1846 bemerken, daß in jene Zeit seiner schriftstellerischen Fruchtbarkeit auch die Anfänge der körperlichen Leiden fallen, die ihn seitdem nie ganz verlassen haben. Von Kissingen brachte er nämlich im Sommer jenes Jahres für die abgeworfenen Gichtanfälle die ersten Regungen eines krampfigen Asthma mit. In der ersten Zeit ließ das Uebel sich durch gemessene Diät noch im Zaume halten; jetzt aber in Kassel schlug es über die Stränge. Die Aufregung der Zeit, die Eindrücke aus den revolutionären Vorgängen, die langen Sitzungen in der Ständeversammlung, neben der Unachtsamkeit an der Wirthstafel steigerten die Anfälle auf's Aeußerste; zumal der allnächtlich Heimgesuchte es auch nicht lassen konnte, nebenher noch Alles zu lesen und mündlich zu sammeln, was er mit Absicht auf einen künftigen Roman über die Zeit König Jerome's auftreiben konnte, sowie über die Dinge in Kassel Nachricht nach Köln und Augsburg zu geben. Dabei erhielt er sich jedoch bei gutem Muth und Stimmung auch für jenen prächtigen Sommer, während dessen, so zu sagen, ein anderer Himmel über Kassel stand, eine andere Luft in die Wohnungen der Menschen drang, deren Hoffnungen weit über die Kuppen der Söhre und über Wilhelmshöhe hinaus ihren Horizont erweiterten.

Ueber das politische Leben und die Verhandlungen an jenem merkwürdigen Landtage können wir uns hier nicht auslassen, und bemerken nur im Allgemeinen, daß Koenig diesmal begreiflicherweise nicht zur Opposition, sondern zum Märzministerium stand. Trotz seiner schweren Leiden hielt er darum auch aus, nur um durch seinen Abgang keinem der übertriebenen Demokraten in Hanau Platz zu machen.

Eine Auszeichnung erlebte er gleich anfangs dadurch, daß ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie zur Anerkennung — wie es darin hieß — seines durch vorzügliche Schriften bewährten Talents von Marburg aus zugefertigt wurde.

Nach dem erfolgten Schlusse des Landtages, anfangs November, nach Hanau zurückgekehrt, ließ er es sich vor Allem angelegen sein, in der neueingerichteten Wohnung seine Gesundheit herzustellen und seiner lieben Angehörigen und alten Freunde froh zu werden. Die frühere heitere Geselligkeit blieb jedoch durch die politischen Bewegungen in 1848 für längere Zeit gestört. Die wohlthuende Mischung derselben hatte sich zersetzt; man war mißtrauisch gegeneinander geworden, anfangs mit dem Blick auf die noch fortlärmende Demokratie, nachher mit Besorgniß gegen die verbissene Reaction, so fromm und christlich auch die Agenten oder Handlanger aussahen, die sie nach Hanau schickte. Nicht aus Scheu weder vor der einen, noch vor der andern, wohl aber aus Rücksicht auf sein Befinden und in der Stimmung seiner Jahre und seines Gemüths, zog Koenig sich mehr und mehr in den heitern, liebevollen Frieden seines Hauses und vertrauten Kreises zurück. Er beschäftigte sich mit ernster Lectüre und mit den Ideen über die höchsten Anliegen des Menschen, schrieb in behaglichen Stunden seinen Roman „König Jerome's Carneval," „Forster's Leben," die größern Novellen „Marianne" und „Täuschungen" nebst kleinern Erzählungen, und machte Sommerausflüge mit seiner Frau wiederholt nach Wildbad im Schwarzwald und zweimal nach Gastein.

So viel Gunst und Wohlwollen ihm persönlich und brieflich begegnete, trieb es ihn doch nicht, interessante Städte und Plätze zu besuchen; er durfte zu wenig wagen, wenn er frei und tief in all' Dem athmen wollte, was die höhern Jahre lieb und bedeutsam macht und die edelste Frucht des Daseins zur Reife bringt. Doch ging er im September 1857 zu den Festen um das Goethe-Schiller-Monument in Weimar und im Sommer des folgenden Jahres, auf besondere Einladung, nach Wilhelmsthal bei Eisenach, der Sommerresidenz des Großherzogs von Weimar, der mit hoher Zufriedenheit „Forster's Leben" gelesen hatte. —

So hatte Koenig im März 1860 sein siebzigstes Jahr frohen Muthes zurückgelegt, als ihn auf den Ostertag noch ein schmerzlichstes Erlebniß traf. Seine Tochter, an Dr. Denhard sehr glücklich verheirathet, in

behaglichem Hause mit Sinn und Eifer waltend, geistig ungemein begabt und mit ihrem fröhlichen Humor in allen befreundeten Familien gesucht, unterlag einem Anfall bekämpften, aber wie es schien unbesiegbaren Trübsinns durch ein unglückliches Ende.

Wie zerstreut ruhten nun die Angehörigsten seines Herzens! Die Mutter in Hanau, der kleine Sohn in Fulda, am Fuß der hohen Rhön, die Tochter in Höchst am Ufer des Mainstromes! Koenig entschloß sich im Frühjahr 1861, wie spät es auch in seinen Jahren war und welche Opfer es ihm kostete, mit der einzigen Seele, die ihm noch häuslich wie von Herzen angehörte, von Hanau nach Wiesbaden überzusiedeln, wo er in einem anmuthigen Landhause Wohnung fand.

Wiesbaden, in seinem ungewöhnlichen Aufschwung und durch eigene Verhältnisse begünstigt, bietet in engerm Raume Alles, was eine große Stadt an Reizen und Genüssen sinnlichen und geistigen Lebens gewähren kann. Und wenn nun Koenig aus Rücksicht für seine Gesundheit sich von den gewöhnlichen Vortheilen und Erheiterungen des geselligen Verkehrs ausgeschlossen sah; so suchte er zum Ersatz in schöner Naturumgebung, verbunden mit kunstvollen Anlagen, in dem großartigen Sommerleben ab- und zuströmender Menschen, in dem milden Klima des von Fremden besuchten Winters und in den Darbietungen von Concerten und gutem Theater jene höhere Einsamkeit, die im Geräusche des Lebens wechselnde Eindrücke, erheiternde Anschauungen, erhebende Betrachtungen gewinnt, unter denen wie unter einem herrlichen Abendroth der Lebenstag mit der Erwartung eines heitern Erwachens über Nacht sich senken mag.

Mit Koenig's Ueberzug nach Wiesbaden erschien — Leipzig, bei Brockhaus: „Ein Stillleben," Erinnerungen und Bekenntnisse, als Forsetzung des frühern Büchleins „Auch eine Jugend," das zugleich in zweiter verbesserter Auflage ausgegeben wurde. Beide Schriften enthalten das Ausführliche seines Lebens. — Im Laufe des Sommers sammelte er dann seine zerstreuten Novellen, die unter dem Titel: „Deutsche Familien" als Einstand in Wiesbaden im dasigen Verlag von E. W. Kreidel in artiger Ausstattung erschienen sind.

Zur Geschichte Italiens.*)

Von Eduard Arnd.

Italien hat in seinen Glanz- wie in seinen Schattenperioden unter allen Ländern, so weit die Geschichte reicht, das außerordentlichste Schicksal gehabt. Es hatte sich nicht nur in alter Zeit die Völker vom Tajo bis zum Euphrat, von den Cheviotsbergen bis zum Atlas unterworfen, sondern es ist, nachdem die von ihm errungene Weltherrschaft der zerstörenden Kraft der Zeit und dem unerbittlichen Gesetz der geschichtlichen Wandlung erlegen war, aus seinem Boden ein neuer Riesenbau, das Papstthum, emporgestiegen, der stellenweise schon seit lange zu verfallen anfängt, dessen Gipfel jetzt wankt, dessen tiefer liegende Fundamente aber bisher jedem Angriffe getrotzt haben. Eines solchen Doppelglanzes kann sich keine andere Gegend der Erde rühmen.

Unter dem Einflusse der christlichen Ideen traten nach Auflösung der alten Welt die Bischöfe von Rom an die Stelle der Cäsaren; was einst die römischen Adler gewesen, wurden jetzt die Fahnen mit dem Zeichen des Kreuzes; auf denselben Straßen, auf welchen die Legionen zur Ausbreitung der weltlichen Herrschaft einhergeschritten waren, zogen später die Missionarien zur Verkündigung eines religiösen Gesetzes hin. Die Mittel waren andere geworden, aber der Zweck derselbe geblieben. Italien hatte von Neuem die Leitung der Völker in seine Hand genommen. Diese große Wendung in dem Geschick der Menschheit war von Rom, dem Mittelpunkt Italiens, ausgegangen, verbreitete sich allmälig über alle romanischen, germanischen und die meisten slawischen Stämme, empfing aber ihren Impuls, das Maß und Ziel ihrer Bewegung, immer von dem ursprünglichen Sitze ihrer Macht. Auf diese Art war der größte Theil Europa's christlich geworden, aber unter den Formen, die das Christenthum in Italien angenommen hatte. Ein geistliches Weltreich hatte sich auf den Ruinen eines militärischen erhoben, beide erobernd, von demselben Anspruch auf unbedingte Unterwerfung unter ihre Gesetze, von demselben Streben nach alleiniger und ausschließender Geltendmachung ihrer Ideen erfüllt.

Die Culturvölker der alten Welt, Egypter, Babylonier, Perser, Griechen, sind, als sie an

*) Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart, von Dr. Hermann Reuchlin. Leipzig, bei S. Hirzel. 1859, 1860.

einem gewissen Punkt in ihrer Entwicklung gekommen waren, gesunken, ohne sich wieder erheben zu können. Italien dagegen hat sich als den fruchtbarsten Boden für Erzeugung historischer Gestaltungen erwiesen, von ihm ist die Civilisationsepoche der antiken Welt geschlossen und die der modernen eröffnet worden. Wenn Byron Rom die „Niobe der Nationen“ nennt, so kann ganz Italien mit einem Januskopf verglichen werden, dessen Doppelantlitz zugleich rückwärts und vorwärts schaut und zwei Welten in sich vereinigt, die sonst überall weit auseinander liegen. Von der wunderbaren Anmuth und Mannigfaltigkeit der Natur in diesem Lande abgesehen, das in dieser Beziehung, Alles zu Allem gehalten, nicht seines Gleichen hat, stehen auch die Werke der Menschen, die großen Städte, von Venedig bis Neapel, als Denkmale eines Reichthums an geistigen und materiellen Mitteln, als Zeugnisse für eine Vereinigung von Kraftgefühl und Schönheitssinn da, die in diesem Grade im übrigen Europa unerreicht geblieben ist. Auf manche dieser Städte läßt sich das anwenden, was Plutarch von dem Athen seiner Zeit sagt: es nehme sich wie eine Königin aus, die, in unvergänglicher Jugend und strahlendem Schmuck von einem hohen Sitz aus, den Blick nach dem Meer und den Inseln gerichtet halte. — Denn was für das alte Athen Salamis und Aegina waren, das sind, nur in viel größerm Maße, Sicilien und Sardinien für das moderne Italien.

Wie ist es gekommen, daß ein von der Natur so verschwenderisch begünstigtes, von der Geschichte mit so großen Erinnerungen ausgestattes Volk wie das italienische, das an vielen einzelnen Stellen ein so reiches Leben entwickelt hat, sich nicht zu einem mächtigen Gesammtdasein vereinigen, seine zerstreut liegenden Kräfte nicht um einen festen Mittelpunkt sammeln konnte? Aus welchen Gründen geschah es, daß dieses Volk, ungeachtet aller einzelnen Vorzüge, als Nation immer tiefer sank, und zuletzt in einen Zustand verfiel, der in den Augen der übrigen Welt, bis in die neueste Zeit hinein, nicht für eine vorübergehende Erschöpfung, sondern für einen Todesschlaf galt, der kein Erwachen hoffen ließ? — Das sind die Fragen, die sich dem denkenden Beobachter dieser Erscheinungen aufdrängen, die wir hier nur ihren allgemeinsten Umrissen nach berühren können, als Einleitung zu der Besprechung des obengenannten Werkes, da es ohne einen solchen Rückblick den nachfolgenden Betrachtungen an der nöthigen Grundlage fehlen würde.

Es gibt Momente in der Entwicklung der Nationen, die, aus scheinbar zufälligen und vorübergehenden Veranlassungen entstanden, eine dauernde Bedeutung gewinnen und das Dasein des Volkes im Wesentlichen oft auf viele Jahrhunderte hinaus bestimmen. Dies geschah für Italien, als das Papstthum, um sich gegen die Longobarden zu sichern, den Schutz der Franken anrief, und dadurch das Zeichen zu einer sich unaufhörlich erneuernden Intervention von Seiten der Fremden in das Geschick Italiens gab. Denn die Longobarden waren längst in Italien eingewandert und sollten allmälig ganz in demselben aufgehen, während die Franken den Mittelpunkt ihrer Macht weit außerhalb Italiens besaßen und in das Geschick desselben als Eroberer eingriffen. Zwei weitreichende Folgen ergaben sich aus der Dazwischenkunft der Franken in den italienischen Angelegenheiten. Das Ansehen der Päpste stieg, indem Stephan III. den Sturz der Merowinger und die Erhebung der Karolinger durch die Salbung Pipin's und seiner Söhne bestätigte, und als ein Schiedsrichter über Kronansprüche dastand, und Leo III. das abendländische Kaiserthum in der Person Karl's des Großen erneuerte und den Grund zur weltlichen Macht des Papstthums legte. Ohne die allgemein geschichtliche Bedeutung des neuen Verhältnisses, in das Kirche und Staat auf diese Art zueinander traten, weiter in Betracht ziehen zu wollen, möge nur so viel bemerkt werden, daß daraus für Italien das erste große Hinderniß entstand, sich zu einem Gesammtreich, zu einem abgeschlossenen Volksthum vereinigen zu können. Das Papstthum hatte sich wie ein Keil in den nationalen Körper eingeschoben und ließ dessen einzelne Glieder nicht zusammenwachsen. Außer seiner kosmopolitischen antinationalen Natur, die in seinem Princip lag und mit der Zeit zunahm, zog es, bald um sich zu vertheidigen, bald um sich zu vergrößern, immer mehr die fremden Mächte nach Italien, die, ihren Einfluß von Jahrhundert zu Jahrhundert steigernd, zuletzt den größten Theil des Landes für ihre dynastischen Zwecke ausbeuteten und die meisten italienischen Throne mit ihren Angehörigen besetzten. Man behaupte nicht, daß diese Ursache der Zerstücklung Italiens zu weit hergeholt sei, denn die Folgen davon sind noch heute gegenwärtig. Noch zu dieser Stunde halten die Nachkommen jener zu Franzosen gewordenen Franken die alte Hauptstadt der Welt und den Sitz des Katholicismus durch ihre Kriegsmacht besetzt, und greifen in das Schicksal Italiens entscheidend ein. Es sind erst fünfzig Jahre her, daß Napoleon I. den Papst seiner weltlichen Macht entkleidete, indem er als angeblicher Nachfolger Karl's des Großen dessen Schenkung an die römische Kirche widerrief. Hat je ein Ereigniß weittragende, deutlich nachzuweisende Wirkungen gehabt, so ist es jenes Verhältniß der Päpste zu den fränkischen Königen gewesen.

Da sich in Italien keine wahrhaft nationale Monarchie bilden konnte, so nahm, was nicht der Theokratie oder dem Auslande zufiel — wir meinen hier unter Theokratie nicht bloß das Papstthum, sondern den ganzen übermächtigen klerikalen Einfluß, der in seinem Geiste handelte — der aus der alten Welt stammende Municipalgeist in Besitz, der, da er jetzt nicht, wie unter den römischen Kaisern, an der allgemeinen Macht eines großen Staatsganzen eine Schranke fand, überall tiefe Wurzeln schlug und allmälig jene scharfen Localunterschiede hervorrief, welche die einzelnen Städte und Landschaften fast immer gegenseitig entfremdete, oft gegeneinander bewaffnete, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen ertödtete. Nur zweien dieser Städte, Venedig und Genua, gelang es, aus Municipien zu wirklichen Republiken mit festen, zuletzt erstarrten Institutionen zu werden, und auch nur, indem sie eine erbliche abgeschlossene Aristokratie an ihre Spitze stellten und sich unbedingt deren Leitung unterwarfen. Die meisten andern Städte wurden von innern Kämpfen zerrüttet, von Factionen zerrissen, und geriethen unter die Herrschaft von Zwingherren, die, ihrer unrechtmäßigen Gewalt sich bewußt, nur in einer schonungslosen Unterdrückung jeder Regung der Unabhängigkeit, wie die altgriechischen Tyrannen, ihre Sicherheit zu finden glaubten. Dieser Theil der italienischen Geschichte bietet zahlreiche und greuliche Beispiele der verworfensten Treulosigkeit und Grausamkeit dar. Die Visconti, Sforza, Scaliger, Medici sind die bekanntesten unter den Usurpatoren der Volksrechte gewesen, obgleich es deren eine Zeit lang fast eben so viele gab als bedeutende Städte vorhanden waren. Auf den Trümmern dieser einzelnen Zwingherrschaften erhoben sich allmälig größere Staaten, in Süditalien durch Normänner, Provencalen, Aragonesen, in Mittelitalien durch die Eroberungslust einiger Päpste und die zu dauernder Macht emporgestiegenen Medici, während die Lombardei der Zankapfel der deutschen Kaiser, der Franzosen und Spanier wurde, welchen letztern sie zuletzt auf lange Zeit hinaus zufiel. Das Volk, des stürmischen Factionswesens und der kleinen Tyrannen müde, gewöhnte sich bald an die verhältnißmäßig milde Herrschaft der größern Fürsten, wo es um den Preis der Freiheit wenigstens Ruhe fand.

Bei Vergegenwärtigung dieser Zustände, die hier nur angedeutet werden können, die aber häufig in der Wirklichkeit noch schlimmer gewesen sind, als von der Meinung gewöhnlich angenommen wird, fragt man, wie unter solchen Einflüssen, bei Abwesenheit jedes allgemeinen politischen Verbandes, der Intervention und Herrschaft der Fremden, dem Druck und Mißtrauen der einheimischen Regierungen, der damit zusammenhängenden Selbstsucht und Gewissenlosigkeit der Menge, das italienische Volk als nationaler Körper sich erhalten konnte und nicht Alles in einen bodenlosen Abgrund versank. Und dennoch hat es, ungeachtet dieses moralischen und politischen Elends, immer eine italienische Nation gegeben, ist die Erinnerung an eine große Vergangenheit und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nie ganz erloschen, hat sich eine Fülle von Talenten aller Art geregt, ist an vielen Einzelnen zuweilen mehr Kraft- und Selbstgefühl als unter glücklichern und besser regierten Völkern erschienen. Die Antwort auf diese Frage liegt in der eigenthümlichen Natur und Geschichte Italiens. Die italienische Nation ist eine Culturnationalität, sie ist weder rein politischer, durch Verfassungen und Gesetze bedingter Art, noch eine bloß natürliche, die von Blut und Abstammung abhängt. Der Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter ist in Italien sehr allmälig eingetreten und ersteres immer die Substanz des Volkscharakters geblieben. Der Umstand, daß das Christenthum schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches herrschend wurde und so Vieles von dem Wesen und den Formen des Alterthums in sich aufnahm, vermittelte den Uebergang von der einen Epoche zu der andern, der anderswo oft so plötzlich, das Alte zerstörend, eintrat. Der italienische Geist schien auch in den frühsten Zeiten seiner Entwicklung, vermöge dieser Ueberreste des Alterthums und deren Einfluß, den nordischen Völkern an Intelligenz und Civilisation überlegen zu sein, die dies selbst anerkannten, indem sie die Religion und, so viel als möglich, die Einrichtungen und Gebräuche annahmen, die von Italien ausgingen. Als endlich die moderne italienische Nationalität sich in ihren wesentlichen Zügen festgestellt hatte, trat die Poesie, die Kunst, im weitesten Sinne des Worts, mit allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Meisterwerken hervor. Das Land bedeckte sich mit herrlichen Städten, Kirchen, Palästen, das Alterthum und die moderne Welt reichten sich in Italien die Hand, und aus diesem Bunde ging der Genius der neuern Zeit hervor. Der Einfluß dieser schaffenden und bildenden Richtung verbreitete sich über alle Theile Italiens, veredelte die Sprache, verfeinerte die Sitten und gab den Italienern das Gefühl, wenn auch nicht an Macht und Größe, aber an Geist und Bildung allen Völkern voranzustehen. Auch die politischen Zustände waren danach angethan, um die Italiener in eine Selbsttäuschung einzuwiegen, die zuletzt gefährlich werden mußte, aber lange Zeit über nicht ohne einen Schein von Berechtigung blieb. Die Päpste, meist Italiener, standen als Weltgebieter da; ihre Legaten entschieden die Streitigkeiten zwischen den

Königen und Völkern, wie es die Proconſuln des alten Rom gethan; die deutſchen Kaiſer holten die Kaiſerkrone in Rom; die Schätze der Erde ſtrömten in dem chriſtlichen wie einſt in dem heidniſchen Rom zuſammen; Venedig und Genua eroberten Königreiche und hielten den Welthandel in ihren Händen. Dies Alles kam freilich nur einzelnen Localitäten, nie ganz Italien zu ſtatten, das ungeachtet dieſes Glanzes als eine ſtaatliche Geſammtheit, ohne deren Feſtigkeit auch das Glück der einzelnen Theile keine Dauer hat, immer mehr verfiel. Als jene Periode abgeblüht war, die Päpſte nicht mehr Kaiſer- und Königskronen vertheilten, der Welthandel andere Wege genommen, blieb doch immer das herrliche Land mit ſeinen kunſtreichen Städten, blieb die ſchöne Sprache, tönten Arioſto's und Taſſo's Geſänge überall wieder, kamen aus allen Gegenden Europa's ausgezeichnete Fremde nach Venedig, Florenz, Rom, um die Werke der großen Meiſter und die dort angehäuften Schätze des Alterthums zu bewundern. Die Statuen und Bilder wurden vom ſechzehnten Jahrhundert an für die gebildeten Geiſter, was für die frommen Gemüther des Mittelalters die Reliquien geweſen. Italien lag wie der Garten der Heſperiden da und übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft aus. Der Italiener, der ſein Land von aller Welt geſucht ſah, war geneigt, ſich, ungeachtet des politiſchen Sinkens und zahlloſer ſocialer Uebelſtände, für den erſten der Menſchen zu halten. Deutſche, Franzoſen, Spanier machten das Recht der Eroberung über ihn geltend, ohne daß er ſich ihnen perſönlich untergeordnet gefühlt hätte. Er glaubte als Einzelner den Fremden überlegen zu ſein, und nur von einem widrigen Verhängniß an der vollſtändigen Darlegung ſeiner Vorzüge verhindert zu werden. Er wies jede Vermiſchung mit den zeitweiligen Eroberern ab und ließ ſeine Eigenthümlichkeit in keiner fremden aufgehen. Sein Stolz, ſeine Größe ruhten auf einem idealen Boden. Er glaubte, daß ſein Land, ſein Volk die Ideen einer höhern Cultur verwirklichten, und dies hielt ihn aufrecht.

Dieſes Verhältniß ſubjectiver Befriedigung und eines einzig auf die Intelligenz, ohne ethiſche und politiſche Stützpunkte, gegründeten Gefühls der Ueberlegenheit, ward beſonders vom ſiebzehnten Jahrhundert an in Italien allgemein, während es zu gleicher Zeit immer weniger berechtigt erſchien und immer mehr einen bloß traditionellen Charakter annahm. Die innern Bewegungen in den früher frei geweſenen Städten hatten bis auf die letzte Spur aufgehört, mit ihnen war aber auch jede ſelbſtändige Kraft und Regung, jede Möglichkeit einer nationalen Wiederherſtellung auf den frühern Grundlagen verſchwunden. Die Theokratie, Monarchie und Ariſtokratie herrſchten ohne irgend eine Beimiſchung volksthümlicher Elemente über ganz Italien, waren aber in ſich ſelbſt ſchwach und hohl geworden, und beſtanden nur, weil ſie weder von innen noch außen angegriffen wurden. Die großen Monumente der italieniſchen Cultur, welche die Nation über den Verluſt der äußern Unabhängigkeit und innern Freiheit getröſtet hatten, ſtanden einſam, wie von ihren Gottheiten verlaſſene Tempel da; von der Poeſie und Kunſt war nur die äußere Form übrig geblieben, die ohne originale Kraft und ſchöpferiſche Productivität in eine immer ſchwächer werdende Nachahmung großer Vorbilder ausartete; das heilige Feuer des Genies, das in keinem andern Volke ſo hoch und hell wie vom dreizehnten bis ſechzehnten Jahrhundert in Italien gebrannt hatte, ſchien erloſchen zu ſein. An Werken, die, ähnlich den Aquäducten der alten Römer, den durſtenden Völkern den flüſſig gewordenen Kryſtall des geiſtigen Lebens zuführen, fehlte es ſeit Michael Angelo's und Taſſo's Tode, oder ſie konnten bei dem Druck, den die Hierarchie auf die Gedankenwelt ausübte, keinen angemeſſenen Einfluß ausüben, und zogen ihren Urhebern, wie Galilei's Beiſpiel beweiſt, Verfolgungen zu. Dieſe Abgeſtorbenheit der innern Keime des Daſeins wurde von der Ohnmacht der äußern Zuſtände noch übertroffen. Das Papſtthum hatte aufgehört, der Stolz des italieniſchen Volkes zu ſein und für eine Fortſetzung der alten Weltherrſchaft zu gelten, es war von ſeiner frühern Kraft und Größe nur die äußere Hülle übrig geblieben. Wenn eine unehrerbietige Kritik den mit den heiligen Symbolen ſeiner alten Macht geſchmückten Sarkophag öffnete, fand ſie nur noch mumienartige Ueberreſte vor. Wie tief dieſe einſt allmächtige Inſtitution herabgekommen war, kann aus der Nachgiebigkeit gegen die bourboniſchen Höfe, als dieſe die Aufhebung des Jeſuitenordens erzwangen, und aus der vergeblichen Reiſe Pius' VI. nach Wien entnommen werden. Venedig und Genua, einſt die leuchtenden Augen Italiens, ſchienen in einem Moment ihres Daſeins verſteinert zu ſein und zu keiner Lebensregung mehr erwachen zu können: In Parma, Florenz und Neapel regierten fremde Fürſtenſtämme, im Ganzen mild, aber kraftlos, dem Volksgeiſt nicht feindlich, aber fremd, ohne Einfluß auf ihn und ohne Zukunft für ſich ſelbſt. Piemont, das in neueſter Zeit ſo tief in das Schickſal Italiens eingegriffen hat, galt damals kaum für italieniſch, beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf kleine Erwerbungen in der Lombardei und bedurfte der größten Anſtrengung und Wachſamkeit, um bei den Colliſionen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich nicht zermalmt zu werden. Doch lag in dieſem Win-

kel Italiens, der sich an der großen geistigen Arbeit des italienischen Volkes wenig betheiligt hatte, aber auch von der spätern Erschlaffung und Entartung nicht angesteckt worden, der Stützpunkt für eine Erhebung des Ganzen, wenn die Zeit dazu gekommen sein würde.

Italien hatte sich im achtzehnten wie schon einmal im fünften Jahrhundert überlebt. Es sollte abermals von einem großen Kataklysmus, der Alles mit sich fortriß, aus seinen Fugen gehoben werden. Die französische Revolution drang, wie einst die Völkerwanderung, in das unter seiner blumigen Hülle siech gewordene Italien ein, brach wie diese so manches durch seine lange Dauer und einstige Bedeutung ehrwürdige Dasein, ließ aber, nachdem sie in ihr Bett zurückgekehrt war, wie der Nil einen fruchtbaren Schlamm zurück, aus dem sich allmälig eine neue Saat des Lebens erheben sollte. So wie die Lage des italienischen Volkes sich im Laufe der Zeit gestaltet hatte, wäre es ihm unmöglich gewesen, die vielen Hindernisse, die sich seiner Regeneration entgegenstellten, aus eigener Kraft wegzuräumen. Es war von Neuem in die Hand fremder Gebieter gefallen, aber solcher, die allein im Stande waren, dasselbe, wenn auch ohne Wissen und Wollen, auf eine bessere Zukunft vorzubereiten. Es wurde von den Italienern instinktartig gefühlt, daß das Königreich Italien, obgleich ganz von Frankreich abhängig, den Keim zu einer nationalen Existenz, die Möglichkeit einer zeitgemäßen Wiedergeburt des ganzen Volkes enthielt, was unter dem Einfluß der frühern Systeme undenkbar gewesen wäre. Die ersten italienischen Autoritäten über diese Epoche, die in ihr gelebt haben und für eben so gemäßigt als patriotisch gelten, Carlo Botta und Cäsar Balbo, haben sich in dieser Weise über die Folgen der französischen Herrschaft in Italien ausgesprochen, obgleich sie ihr nichts weniger als persönlich zugethan gewesen sind. Die Ideen der französischen Revolution und die Napoleonische Herrschaft bilden den eigentlichen Wendepunkt in der neuern Geschichte Italiens, denen man in der Vergangenheit nur die Gründung der weltlichen Macht des Papstthums und das Verhältniß desselben zu den deutschen Kaisern an Bedeutung gleichstellen kann. Denn die spanischen und französischen Könige haben nur von Zeit zu Zeit in Italien Fuß gefaßt und in einzelnen Provinzen geherrscht, aber nie eine dauernde moralische Wirkung auf dasselbe ausüben und sein Schicksal in keiner Weise bestimmen können. Das Große, was einzelne italienische Staaten und Fürstenhäuser gethan, hat selten eine politische Bedeutung für ganz Italien gehabt, indem die Zerstücklung, der Localgeist, die getheilten Interessen keinen durchgreifenden Einfluß aufkommen ließen. Dieser ist nur von den beiden allgemeinen Mächten des Mittelalters, dem Papstthum und dem Kaiserthum, die das italienische Volk nicht zur Einheit kommen ließen und dasselbe auf Jahrhunderte hinaus in zwei große feindliche Parteien theilten, und von Napoleon ausgegangen, der, indem er ganz Italien seiner Leitung unterwarf, den Gedanken der Einheit in dasselbe wie einen Funken warf, der nicht mehr verglimmen sollte. Selbst die neuesten Ereignisse in Italien, wie die Reformen, die Pius IX. 1847 im Kirchenstaate versuchte, die Bewegungen in Neapel und Florenz, die Art, wie Piemont für ganz Italien in die Schranken trat und den Beistand, den es von Frankreich erfuhr, sind Ausflüsse dessen, was von 1796 bis 1814 geschehen ist, und würden ohne diese Vorgänge nie möglich geworden sein. Napoleon hat auf Italien einen noch tiefergehenden Einfluß als auf Frankreich ausgeübt, das er schon als ein fertiges Gebilde vorfand, dessen überströmende Kraft er nur zu ordnen brauchte, während er dem erstarrten italienischen Wesen ein neues Leben einhauchen mußte, ehe überhaupt aus demselben etwas werden konnte.

Das außerordentliche Schauspiel, das Italien seit Jahren der Welt gewährt, die großen Interessen, um die es sich dabei handelt, die Fragen von höchster und allgemeinster Bedeutung, wie namentlich die über die weltliche Herrschaft des Papstthums, welche über lang oder kurz dort entschieden werden müssen, halten die öffentliche Aufmerksamkeit in unausgesetzter Spannung und haben den Meinungsstreit über die Rechtmäßigkeit und die Tragweite dessen, was daselbst vorgeht, über den Ursprung, den Verlauf, die wahrscheinlichen Ergebnisse der ganzen Bewegung in einer Art erregt, wie seit lange bei keinem politischen Ereigniß der Fall gewesen ist. Denn es handelt sich in Italien nicht allein um das Dasein und den Besitzstand einzelner Regierungen, um die Herrschaft dieses oder jenes politischen Systems, so wichtig dies an und für sich sein mag, sondern vor Allem um die Stellung des Oberhaupts der katholischen Kirche zu der neuen Macht, die den größten Theil seines Gebietes sich einverleibt hat und den Ueberrest mit demselben Schicksal bedroht, und um den Einfluß, den ein einiges Italien auf Europa auszuüben berufen sein kann. Bei dem literarischen Talent, das in Italien so verbreitet ist, sind alle wichtigen Ereignisse seit den französischen Revolutionskriegen bis auf die neueste Zeit häufig dargestellt worden, es sind dies aber mit seltenen Ausnahmen Parteischriften, wie man wenigstens in Bezug auf die Gegenwart nicht wohl anders erwarten kann, indem es selbst dem reinsten Willen nicht möglich wäre, mitten in

einem geistigen und leiblichen Kampf, der alle Gefühle aufregt und alle Kräfte in Anspruch nimmt, immer die Wahrheit zu finden und ihrer Stimme Gehör zu geben. Für die Kenntniß des Einzelnen sind die von Italienern ausgehenden Schriften über das, was sie zunächst berührt, ohne Zweifel die werthvollsten, aber eine unparteiische Auffassung des Ganzen, worauf es zuletzt vornehmlich ankommt, darf bei ihnen in der Regel nicht gesucht werden, indem sie meist an Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit leiden. Unter den deutschen Werken, welche über diesen Gegenstand in der letzten Zeit an's Licht getreten sind, kann die „Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart, von Dr. Hermann Reuchlin" für das gründlichste und zuverlässigste gelten. In ihm sind die bedeutendsten Arbeiten der Italiener und die officiellen Documente, die von den verschiedenen bei der italienischen Frage betheiligten Cabinetten, namentlich dem englischen und französischen, ausgegangen sind, nicht nur zu Rathe gezogen, sondern auch bei abweichenden Angaben untereinander verglichen, und das Wahre oder Wahrscheinliche — mit welchem letztern man sich, wegen der häufigen Widersprüche in den Mittheilungen, bis jetzt nicht selten begnügen muß — mit Ernst und Eifer gesucht und von dem Irrthümlichen und Willkürlichen geschieden worden. Der Verfasser besitzt außerdem den bei seinem Unternehmen nicht gering anzuschlagenden Vortheil, mehrmals in Italien gewesen und mit Land und Leuten aus eigener Anschauung vertraut geworden zu sein. Manche seiner Bemerkungen sind von der unmittelbaren Wahrheit, die nur aus einer persönlichen Bekanntschaft mit den Dingen geschöpft werden kann. Man kann ihm nur beistimmen, wenn er in dem Vorwort versichert, daß er sich bei seiner Arbeit nicht geschont habe. Sie ist sehr stoffreich, fleißig und genau ausgeführt und läßt weder im Verlauf der Erzählung noch bei der Benutzung der Hilfsquellen Lücken oder Unachtsamkeiten erkennen. Reuchlin's Werk beginnt mit einem kurzen Rückblick auf die Geschichte Italiens von den ältesten Zeiten bis zur französischen Revolution; die fortlaufende Erzählung geht bis zur Niederlage der Sardinier bei Novara und dem darauf folgenden Waffenstillstand und Frieden mit Oesterreich. Dem ist eine Uebersicht der neuesten Ereignisse in Italien und ein kurzes Schlußwort hinzugefügt. In dem Rückblick, der die Stelle einer Einleitung vertritt, wird auf die Uranfänge der savoyischen Dynastie und die Natur des piemontesischen Landes und Volkes hingewiesen. Keines der regierenden Häuser in Europa, das im Stande gewesen, eine selbständige Politik zu befolgen, hat sich so mühsam, von immerwährenden Verlegenheiten beengt und sich doch aus ihnen zuletzt immer mit Vortheil herausziehend, wie das savoyische zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgearbeitet. Es ist eine lächerliche Chicane von Seiten des Mazzinismus, wenn er dieser Familie, die seit vierhundert Jahren in Turin residirt, ihren fremden Ursprung zum Vorwurf machen will. In frühern Zeiten haben Mitglieder derselben in Ermanglung eigener Macht große Thaten in fremdem Dienst verrichtet. Amadeus VI. kämpfte im dreizehnten Jahrhundert für den byzantinischen Kaiser gegen Bulgaren und Türken; Emanuel Philibert gewann für Philipp II. die Schlacht von St. Quentin, die Spanien eine Zeit lang ein entschiedenes Uebergewicht über Frankreich gab, und Eugen von Savoyen ist der größte Feldherr gewesen, den Oesterreich an der Spitze seiner Heere gesehen hat. Auch Karl Albert hat sich als Prinz von Carignan seine Sporen bei der Erstürmung des Trocadero verdient. Selbst kirchlicher Glanz hat dem savoyischen Fürstenstamme nicht gefehlt, indem Amadeus VIII. von dem Concil in Basel zum Papst unter dem Namen Felix V. gewählt wurde, diese Würde aber, um das Schisma der Kirche zu beendigen, freiwillig niederlegte. Das ernste, einfache, abgehärtete piemontesische Volk stimmte mit dem Wesen und den Bestrebungen seines Regentenhauses trefflich überein und war von der Natur dazu auserlesen, nicht der Glanzpunkt und die Blüthenkrone, aber das Schild und Schwert Italiens zu werden. Dagegen können wir mit dem in diesem Werke über den Piemontesen Victor Alfieri gefällten Urtheil keineswegs übereinstimmen. Er hat mehr als irgend ein anderer italienischer Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts auf die Wiederbelebung des Nationalgefühls gewirkt, in einer Epoche, in der es am tiefsten gesunken war, was doch offenbar das Größte war, was damals ein Italiener leisten konnte Reuchlin hat seine Bedeutung für Italien viel zu wenig hervorgehoben. Eben so scheint uns Ugo Foscolo nicht vollkommen gewürdigt und nur die Schattenseiten seines Wesens hervorgehoben zu sein. Hätte er, wie Monti und andere italienische Dichter jener Zeit, Napoleon schmeicheln wollen, er würde zu den größten Ehren und Würden im Königreiche Italien gelangt sein. Er gehörte aber zu denjenigen Italienern, die seit Napoleon's treulosem Verfahren gegen die Republik Venedig ein Mißtrauen gegen ihn faßten und sich innerlich von ihm zurückzogen. Er war übrigens nicht im Venetianischen, sondern auf der Insel Zante geboren. In dem Abschnitt: Italien während der Revolutionskriege und unter Napoleon — ist das eigenthümliche Verhältniß der Italiener zu dem großen Des-

poten mit den Worten: „Er (Napoleon) erschien als ein römischer Imperator, welcher an der Spitze der gallischen Legionen das Reich einnimmt“ meisterhaft und, ungeachtet der Kürze, erschöpfend bezeichnet. Eine ganze Reihe von Reflexionen könnte diesen Gedanken nicht besser ausdrücken. Für die Mehrheit der Italiener, wenigstens in Nord- und Mittelitalien, war Napoleon in der That ein Landsmann, der sich fremde Völker unterworfen hat, und die erneuerte Verkörperung der Idee altrömischer Weltherrschaft. Napoleon wußte dies wohl, als er zu dem Grafen Louis Narbonne nach der Katastrophe in Rußland in Bezug auf die Stimmung der Alliirten Frankreichs sagte: „Die Italiener werden immer aus Stolz an mir hängen.“ (Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature par M. Villemain, pag. 192.)

Mit Napoleon's Sturz begann für Italien nicht eine Restauration wie in Frankreich, wo der alte Königsstamm seine Rückkehr durch Ertheilung einer freisinnigen Verfassung ankündigte, sondern eine Reaction im schlimmsten Sinne des Worts, durch welche die alten Einrichtungen wie durch einen Zauberschlag ohne die geringste Berücksichtigung der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse in ihrer ganzen Schroffheit wieder hergestellt wurden. Diese Epoche, die über ein Menschenalter gedauert hat, ist die traurigste in der neuern Geschichte Italiens, besonders durch die Vernichtung aller Hoffnungen, welche die Nation durch die Gründung einer eigenen Armee und Verwaltung im Königreiche Italien für die Zukunft des ganzen Landes gehegt hatte. Aber jene Vergangenheit war, ungeachtet ihrer verhältnißmäßigen Kürze, zu reich und erfüllt gewesen, hatte in den Gemüthern zu tiefe Spuren zurückgelassen, um vergessen oder ausgelöscht werden zu können. Es erhob sich ein ungleicher, aber unaufhörlicher Kampf zwischen dem Geist der neuern Zeit und den althergebrachten Zuständen, von denen ersterer die innere Berechtigung, letztere die äußere Gewalt für sich hatten, der in einem Volke von zwanzig Millionen Seelen eine fieberhafte Gährung unterhielt, deren erfolglose Ausbrüche den Druck bis zum Unerträglichen steigerten, aber die innere Gesinnung nicht veränderten. Das Eigenthümliche dabei war, daß die restaurirten Regierungen, obgleich bei Erhaltung des Alten gleichmäßig interessirt, dennoch aufeinander eifersüchtig wurden und sich im Geheimen einander entgegenarbeiteten. Sardinien, der Papst und selbst Toscana suchten sich der österreichischen Suprematie so viel als möglich zu entziehen. Ein kühner paradoxer Geist, der savoyische Graf Joseph de Maistre, der, wenn er sich von den Fesseln seines Systems losmachen konnte, einen scharfen Instinct für die Auffassung der Wirklichkeit besoß, rieth, nicht aus Liebe für Italien, zu dem er nicht gehörte, aber aus Anhänglichkeit an das Haus Savoyen, sich auf die Nationalpartei zu stützen, indem dieser die Zukunft gehöre. Er schrieb in diesem Sinne schon 1815 die merkwürdigen Worte: „Achtet auf den italienischen Geist, er ist aus der Revolution geboren. Unser furchtsames, neutrales, hinhaltendes, tastendes System ist bei dieser Sachlage tödtlich. Der König (von Sardinien) muß sich zum Haupt der Italiener machen; er verwende bei jeder Civil- und Militäranstellung, selbst bei Hofe, ohne Unterschied auch Revolutionäre, auch zu unserm (des Adels) Nachtheil; ceci est essentiel, vital, capital, les expressions me manquent.“ (Reuchlin, Bd. I, S. 68.) Dieser Rath konnte erst lange nachdem er gegeben worden befolgt werden. Aber es geht daraus hervor, welche Hoffnungen weitschauende Geister schon damals auf das eben erst restaurirte savoyische Haus bauten und zu welchen extremen Hilfsmitteln sie demselben riethen. In ähnlichem Sinne sagte Capodistria, als er russischer Minister des Auswärtigen war, zu dem sardinischen Diplomaten Grafen Brusasco: „Die Idee der italienischen Unabhängigkeit, mit Geschick erweckt, könnte Sardinien viele Vortheile bringen und Oesterreich viel Uebels anthun.“ (Reuchlin, Bd. I, S. 72.) Derselbe Brusasco richtete, als er sardinischer Gesandter in St. Petersburg war, eine Denkschrift an seinen Hof, in der er dringend zu constitutionellen Concessionen rieth (1821) und mit sicherer Hand die kommenden Dinge vorzeichnete, wie sie sich jetzt zu erfüllen beginnen. (Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts u. s. w.) Solche Aeußerungen lassen einen Blick in die geheime Geschichte Italiens in ihrer dunkelsten Phase werfen und beweisen, daß Männer, die sich nicht mit einer oberflächlichen Anschauung der Dinge begnügten, schon damals die Unmöglichkeit einer dauernden Herrschaft Oesterreichs in Italien fühlten, selbst in einer Zeit, als sie am festesten zu stehen schien.

Der Sieg des französischen Liberalismus über die Idee des Königthums, wie sie Karl X. auffaßte, von dem auch die Italiener sich anfänglich viel für sich versprachen, hat ihnen nur Täuschungen und Demüthigungen verursacht. Reuchlin bezeichnet mit Recht diese Epoche als den tiefsten Stand der nationalen Sache in Italien, indem gegenüber den von Frankreich erregten Erwartungen der Druck in allen Theilen Italiens, Toscana und Piemont ausgenommen, immer schwerer und nachhaltiger wurde. Da ging mitten in der größten Trostlosigkeit für Italien ein Hoffnungsstern in der Person Pius' IX. auf, der, obgleich er nur manche der schreiendsten Mißbräuche abstellen,

einige der schon von seinem Vorgänger gemachten Versprechungen erfüllen und seine Reformen auf den Kirchenstaat beschränken wollte, den ersten Anstoß zu einer Bewegung gab, die sich bald von Rom bis zu den Alpen und über das Meer hinüber nach Sicilien fortpflanzte. Die Februarrevolution, die für Oesterreich, Preußen und ganz Deutschland so weitreichende Folgen haben sollte, ist für Italien erst durch ihre spätere Wirkung, die Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthums, wichtig geworden. Die Italiener sind im Anfange nur dem von Pius IX. gegebenen Impuls gefolgt. Der Umstand, daß das geistliche Oberhaupt der katholischen Welt selbst das Signal zu staatlichen Reformen gab, schien dieses ganze Streben zu heiligen, und alle Bedenklichkeiten und Zweifel zum Schweigen bringen zu müssen. Statt daß der Drang nach Verbesserung sich bisher in dem Dunkel der geheimen Gesellschaften verborgen gehalten oder dann und wann durch vereinzelte Aufstände ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, trat er jetzt, auf das große von dem Nachfolger der Apostel gegebene Beispiel sich stützend, laut und öffentlich und mit dem Anspruch auf gesetzliche Anerkennung von Seiten der Regierungen hervor. Die unerwartet glückliche Wendung der Dinge in Rom, dem hervorragendsten Punkte Italiens, ließ den Papst im ersten Moment allen Italienern wie einen rettenden Engel erscheinen. Schon vor der Februarrevolution wurden von den Herrschern von Neapel, Toscana und Piemont ihren Völkern freisinnige Verfassungen angekündigt. Ein Freudentaumel erfüllte ganz Italien. Alles rüstete sich zum Kampfe gegen Oesterreich, den man vom ersten Beginn dieser Bewegungen für unvermeidlich hielt. Da zeigte sich mit einem Male, was im ersten Rausche übersehen worden, die Unmöglichkeit für das Papstthum, an die Spitze der nationalen Bewegung zu treten. Pius IX. weigerte sich, in seiner Eigenschaft als Vater aller Gläubigen und Apostel des Friedens, einer katholischen Macht, wie Oesterreich, den Krieg zu erklären. Der kosmopolitische Charakter der römischen Theokratie machte sich, alle andern Antriebe zurückdrängend, im entscheidenden Augenblicke geltend. Eine ungeheure Enttäuschung folgte auf eine eben so große Verblendung. Da das Papstthum seine Hilfe für Verwirklichung der Alles mit sich fortreißenden Idee der Befreiung von der Fremdherrschaft verweigerte, so sank es in der Meinung rasch von der Höhe herab, auf der es seit Pius' IX. Regierungsanfang gestanden hatte. Aber es wird diesem von der Nachwelt zum Verdienst angerechnet werden, daß er sich nicht in den Strudel der Revolution warf, sondern in diesem betäubenden Widerstreit entgegengesetzter Grundsätze seine wahre Stellung und oberste Pflicht richtig erkannte. Denn er würde sonst die Institution, die er vertritt, welche, auf ihr wahres Maß zurückgeführt, diese Stürme zu überleben bestimmt ist, den größten Gefahren ausgesetzt haben, und zwar ohne Erfolg für die Sache, zu der man ihn hinüberziehen wollte. Denn die Revolution würde sich nicht lange der Leitung des Papstthums unterworfen und einen andern Führer gesucht haben. Pius IX. konnte im neunzehnten Jahrhundert nicht wie Julius II. im sechzehnten sich mit dem Schwerte gürten und die „Barbaren" aus Italien vertreiben wollen. Die Zeiten und Menschen waren ganz andere geworden. Auf der andern Seite stellte sich aber auch die Ohnmacht des Papstthums, als weltliche Macht, und die Unfähigkeit, in das weltliche Geschick Italiens rettend einzugreifen, so klar heraus, daß der Gedanke an seine Säcularisirung rasch um sich griff.

Die Italiener hatten nicht nöthig, den lange zu suchen, der Pius IX. für ihre Zwecke ersetzen sollte. Er bot sich ihnen von selbst an. Es war dies Karl Albert von Savoyen-Carignan, seit 1831 König von Sardinien, kein Mann von außerordentlichen Gaben, der aber dadurch, daß er einen großen Gedanken wie die Befreiung Italiens zu fassen und sich für ihn aufzuopfern im Stande war, einen mächtigen Einfluß auf sein Land und seine Zeit ausgeübt hat. Seine Erziehung und Jugend sind von ungewöhnlicher Art gewesen und haben auf sein Verhalten in reifern Jahren einen nicht zu verkennenden Einfluß ausgeübt. Sein Vater, den er sehr jung verlor, blieb in Piemont, als es unter französische Herrschaft kam, war wenig begütert, lebte wie ein gewöhnlicher Bürger und unterzog sich in eigener Person dem Dienst in der Nationalgarde. Seine Mutter war aus dem Hause Sachsen, und soll nach der Aussage der Feinde ihres Sohnes um den Freiheitsbaum getanzt haben. Der junge Prinz wurde in einer französischen Militäranstalt erzogen, wo ihm unter ganz entgegengesetzten Eindrücken das Bewußtsein seiner fürstlichen Geburt und italienischen Herkunft blieb. Später, nach seiner Theilnahme an der piemontesischen Revolution, war er eine Zeit lang mit Ausschließung von der Erbfolge bedroht und bedurfte der größten Aufmerksamkeit auf sich selbst, um nicht unter der Ungunst der Umstände zu erliegen. Ein Zug von Verschlossenheit legte sich über sein ganzes Wesen, unter dem aber der Gedanke an die Vergrößerung Piemonts und die Befreiung Italiens vom österreichischen Einfluß lebendig blieb. Gar Manches in dem Verhalten dieses Königs wird erklärbar, wenn man erwägt, daß er zwischen zwei extreme Parteien gestellt war,

denen er weder genügen konnte noch wollte, und zu deren Beseitigung er nicht stark genug war. Seine Worte an den Herzog von Aumale: „Ich stehe zwischen dem Dolch der Carbonari und der Schokolade der Jesuiten!“ — bezeichnen seine Lage und Stimmung. Karl Albert's Auftreten gegen Oesterreich 1848 und 1849 ist, obgleich unglücklich endigend, für die italienische Nationalsache von heilsamen Folgen gewesen. Die Niederlage bei Novara löschte in der Erinnerung den Sieg bei Goito nicht aus. Unter den Sardiniern fingen militärische Talente sich zu entwickeln an, welche die zur Zeit des Unglücks gemachten Erfahrungen unter bessern Umständen verwerthet haben. Ein nationaler Charakter und kühner Degen erschien in der Person Garibaldi's, wie Italien in dieser Vereinigung seit lange nicht mehr gesehen, der, aus der Menge hervorgegangen, dieselbe mit seinem ungestümen Selbstvertrauen erfüllte und schon während dieses ersten Krieges große Hoffnungen erregend, später ganz Europa mit seinem Namen erfüllen sollte. Die Italiener fanden damals die in Rücksicht auf die Zukunft unschätzbare Gelegenheit, den Krieg im Großen und gegen einen überlegenen Feind kennen zu lernen, statt der frühern localen Aufstände und Barricadenkämpfe. Die für weichlich erachteten Toscaner schlugen sich bei Curtatone mit eben so viel Ausdauer als Begeisterung. Bei dieser Gelegenheit thaten sich auch zwei Männer der Wissenschaft hervor. Professor Pilla aus Neapel fiel an der Spitze der Studentenlegion und sein College Montanelli aus Pisa ward verwundet. In Venedig stießen Truppen aus allen Theilen Italiens zur Vertheidigung der Unabhängigkeit zusammen. Der Kampf rief unter den voneinander so lange getrennt gewesenen italienischen Bevölkerungen ein Gefühl der Gemeinsamkeit hervor, wie vorher nur in der Idee, in Reden und Schriften bestanden hatte. Die persönliche Tapferkeit, die Karl Albert und seine Söhne bei jeder Gelegenheit in diesem Kriege bewiesen, die Selbstverläugnung, die er in seiner Abdankung darlegte, und sein Tod, der wie ein freiwilliges Opfer aussah, zogen die Blicke aller Italiener in viel höherm Grade als früher auf die savoyische Dynastie und verbreiteten die Ueberzeugung, daß das Panier der nationalen Unabhängigkeit nur von diesem Stamme emporgehalten werden könne. So drückend auch das Joch war, in das Italien nach diesem unglücklichen Kriege zurückfiel, es war durch ihn ein Ziel aufgesteckt worden, das nicht mehr verschwinden sollte.

Reuchlin's Geschichte erhält dadurch einen besondern Werth, daß er die Unterhandlungen der Mächte über die italienische Frage in seine Darstellung eingeflochten und die wahren Absichten derselben, die je nach den Umständen in sehr verschiedenem Lichte erscheinen, gründlich auseinandergesetzt hat. Dieser Theil seiner Arbeit ist für den Verfasser offenbar der mühevollste gewesen, verdient aber auch den meisten Dank von Seiten des Publicums, weil eine solche Zusammenstellung und Beleuchtung bis jetzt in keinem andern Werke angetroffen wird. Hierauf wie auf die Vorgänge in Neapel und Sicilien, die mit nicht gewöhnlicher Sachkenntniß geschildert sind, können wir aus Mangel an Raum nur hinweisen, obgleich so manche treffliche Einzelheiten eine nähere Erwähnung verdienten.

Die ideellen Hebel, die zu dem Aufschwunge Italiens beigetragen haben, sind von Reuchlin zwar nicht in einem besondern Abschnitte seines Werkes und nicht im Zusammenhange, was mit der übrigen Darstellung vielleicht schwer zu vereinigen gewesen wäre, aber an den geeigneten Stellen genügend berücksichtigt worden. Die Werke eines Gioberti, namentlich sein: „Primato morale e civile degli Italiani,“ die: „Speranze d'Italia“ des Grafen Cäsar Balbo, die Schriften von Jakob Durando, Massimo d'Azeglio, Niccolini u. s. w. fielen wie Thautropfen auf die durstigen Lippen einer feurigen, feinfühlenden, ihres Elends sich vollkommen bewußten Nation, die um jeden Preis eine Verbesserung ihrer Lage wollte und deshalb Alles mit leidenschaftlicher Begierde auffaßte, was sich mit den Mitteln und Wegen zu ihrer Wiedergeburt beschäftigte.

Eine neue Epoche ist für Italien angebrochen, die hoffentlich einen mit der bisherigen Entwicklung übereinstimmenden Abschluß finden und nicht, wie mehrmals früher der Fall gewesen, ein Anlauf bleiben und mit einem großen Rückschlag endigen wird. Reuchlin erklärt sich ausdrücklich gegen die Rolle eines Propheten in der Politik und enthält sich jeder bestimmten Angabe einer endgiltigen Lösung der italienischen Frage. Man kann, wenn von Gewißheit die Rede sein soll, ihm hierin nur Recht geben. Denn wenn auch über die allgemeine Richtung unserer Zeit und ihr endliches Ziel unter urtheilsfähigen und unparteiischen Beobachtern kein Zweifel obwalten kann, so treten doch auf der Bahn des Fortschritts so oft Hindernisse und Unterbrechungen ein, daß man, bevor nicht ein unbestreitbarer und durch nichts mehr zu verlierender Standpunkt gewonnen ist, nicht wissen kann, ob der Stein von der Höhe, auf die er mühsam gebracht, nicht wieder herabrollen wird und die Arbeit des Sisyphus von Neuem unternommen werden muß. Aber ein Rückblick auf die Vergangenheit, auf unleugbare Thatsachen gestützt, hat immer seine Berechtigung und kann in Betreff Italiens zu einer wenn auch nicht gewissen, aber wahr-

scheinlichen Einsicht in die Gestaltung der Zukunft führen. Die Idee eines von der Fremdherrschaft befreiten Italiens, die Forderung, daß das italienische Volk nicht für ausländische Interessen zerstückelt und ausgebeutet werde, ist schon alt und regte sich in ausgezeichneten Geistern lange, ehe selbst nur der Begriff von dem, was man seit 1789 Revolution nennt, vorhanden war. Diese Idee, die von der allgemeinen Weltlage, welcher Alles, selbst die rechtmäßigsten Ansprüche der Völker unterworfen sind, so lange an ihrer Verwirklichung gehindert wurde, ist jetzt, von den äußern Umständen begünstigt, zur That geworden und hat nach heißen Kämpfen endlich eine Stellung eingenommen, aus der sie ohne einen ungeheuren, Europa in seinen Grundfesten erschütternden Gegenstoß nicht mehr verdrängt werden kann. Die italienische Bewegung ist eine national-monarchische, sie stimmt mit den allgemeinen Principien, von denen Europa regiert wird, überein, und hat eine Dynastie an ihre Spitze gestellt, die, mit ihrem Volke schon seit Jahrhunderten wie keine andere italienische Herrscherfamilie verwachsen, es verstanden hat, einen erlauchten Ursprung mit populären Tendenzen zu verbinden. Es ist vornehmlich dem Hause Savoyen zuzuschreiben, daß die Neugestaltung Italiens sich von propagandistischen und socialistischen Schlacken frei erhalten und einen rein nationalen Charakter angenommen hat. Italien hat, ungeachtet der großen Veränderung auf der Oberfläche, die historischen Fundamente seines politischen Lebens, den uralten Municipalgeist, von den Ideen der Nationalität und Unabhängigkeit veredelt und von den kleinlichen, selbstsüchtigen Zügen früherer Zeiten befreit, ungeschwächt erhalten und steht seinem innersten Wesen nach conservativer da, als manche Staaten, die keinen Wechsel in ihren Regierungen erfahren haben. Das italienische Volk wird, da die Grundfesten seines gesellschaftlichen Daseins unerschüttert geblieben, nicht, wie dies seit siebzig Jahren in Frankreich der Fall ist, aus einer Revolution in die andere fallen, sondern, wenn es nicht von außen gewaltsam gehindert wird, seinen staatlichen Neubau ohne große innere Verwicklungen zu Ende führen.

Wir enthalten uns jedes weitern Eingehens auf die Einzelheiten der italienischen Frage, die rein der Politik angehören und zu deren Lösung Ereignisse beitragen werden, die außerhalb aller Voraussicht und Berechnung liegen. Ist das italienische Volk zu einer wahrhaften und vollständigen Regeneration bestimmt, so werden auch die noch vorhandenen Schwierigkeiten beseitigt werden — fata viam invenient — wenn nicht, so wären alle Räsonnements überflüssig. Wir haben hier, bei Gelegenheit eines belehrenden und verdienstvollen Werkes, nur ein allgemeines Bild von dem Schicksale Italiens geben und nachweisen wollen, durch welche Verkettung von Umständen es in eine seiner Vergangenheit, seiner geistigen Höhe und der Dienste, die es der europäischen Cultur geleistet, so unwürdige Lage gerathen war, und was es bisher gethan hat, um sich von derselben zu befreien.

Literarisches.

Novellen und Erzählungen von Hedwig Wolf. Paderborn. Schöningh.

Die Verfasserin dieser Erzählungen, die Tochter des durch seine Epoche machenden Forschungen auf dem Gebiete der romanischen Literaturen berühmten Ferdinand Wolf, Scriptors der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien und Secretärs der dortigen Akademie, hat sich bereits unter dem Namen Louise Thal mit großem Glück auf dem Felde der Novellistik bewegt und ist auf demselben, namentlich in ihrem engeren Vaterlande, schon längst eine liebe Erscheinung gewesen. Neuerlich hat sich Fräulein W. auch durch eine vortreffliche Uebersetzung des Romans „Elia“ von Fernan Caballero (Frau Cäcilie von Arrom), für die gleichfalls bei Schöningh in Paderborn erscheinende Sammlung der Werke dieser Dichterin rühmlichst bekannt gemacht. Der Frau von Arrom sind nun auch die vier vorliegenden Originalnovellen: „Liebe und Leidenschaft“ — „Agathe“ — „Liebe ein Stern in dunkler Nacht“ — „Der Componist,“ gewidmet und diese Widmung erscheint um so passender, als aus den Dichtungen unserer Verfasserin eine gewisse Gemüthsverwandtschaft mit der Spanierin, die bekanntlich durch ihre Abstammung zum Theil Deutschland angehört, unschwer herauszuerkennen ist. Hier wie dort liegt der Schwerpunkt der Dichtung weniger in der Handlung als in der Zeichnung und Entwicklung der Charaktere und des Seelenlebens der handelnden Personen und auch hierin scheint uns die Verfasserin sehr glücklich gewesen zu sein. Fügen wir noch hinzu, daß die Erzählung leicht und anmuthig, der Dialog fein und lebendig ist, so glauben wir diejenigen Vorzüge genannt zu haben, welche geeignet sind, Hedwig Wolf's Erzählungen einen ehrenvollen Platz unter den neueren Erzeugnissen der weiblichen Novellistik zu sichern, und jedem Leser den Wunsch einzugeben, der liebenswürdigen Verfasserin recht bald wieder auf diesem Felde zu begegnen. Die Ausstattung des Buches ist sehr hübsch.

Eine Sommerfrische auf dem Maifelde.

Von

Karl Hölsche.

Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit wird, wo sie noch lebt, mit jedem Jahre schmerzlicher, je unerbittlicher sich die Macht der neuen Aera in allen Herzen geltend macht. Diese gute alte Zeit sah größere Denker und Dichter, die wir anstaunen und bewundern und die zu begreifen wir uns bemühen, doch die zu erreichen oder zu übertreffen unserem Geschlechte nicht gegeben ist. Und gemüthlich waren jene Menschen auch, gemüthlich bis hinab in die Regionen der guten Dienstleute und von Kind zu Kindeskind vererbten treuen Mägde und sorglichen Ammen, die wir längst, und seit 1848 erst recht, nur noch vom Hörensagen kennen oder höchstens in einigen Ueberbleibseln, gleich den wunderbaren urweltlichen Elephanten, die im Petersburger naturhistorischen Museum noch mit Haut und Haar aufbewahrt werden. Aber trotz Allem, was uns oft so unheimlich und schmerzlich berührt im Zeitalter der widerstrebenden Elemente, wo Reaction und Revolution nicht bloß auf politischem und kirchlichem Gebiete den Kampf auf Leben und Tod kämpfen, trotz aller Unruhe um uns und in uns, könnte nur Verbissenheit oder Beschränktheit verkennen, daß wir uns auf allen Zweigen physischer und moralischer Existenz in einem Verjüngungs-, doch keineswegs in einem Verkleinerungsprocesse befinden. Wir sind keine Epigonen, wir, wie das noch Immermann'sche Zeitgenossen wähnten, wir sind Regeneratoren, wir ringen nach tieferer Herausgestaltung des echten germanischen Wesens in Einzel- und Gemeinthätigkeit; wir sind darüber aus, von den Idealen der guten alten Zeit wenigstens so viel zu verwirklichen, als zu unserm Frieden dient.

Aber dieser Ringkampf ist aufreibender Natur, und wer nun gar in einem Brennpunkte der europäischen Menschheit steht, dem ist es durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten, mitunter Luft zu schnappen, und wenigstens einmal im Jahre zu sprechen: bis hierher und nicht weiter!

Die vielen Arten von Waffen-, Turn- und wie diese edeln Passionsanstalten sonst heißen mögen, sie alle haben nur den einen Sinn, daß sie Gelegenheit geben sollen zur rascheren Wiedererlangung des verausgabten Kraftaufwandes. Darin beruht ihre Berechtigung in unserer schlimmen Zeit. Im Jahrhundert der deutschen Gemüthlichkeit verführten nur noble Passionen zu Reisen in die Bäder, Bedürfniß im strengeren Sinne des Wortes waren sie nicht; und eben deshalb sollten sie aufreibend, aufregend, auflösend wirken, während wir Mühseligen und Beladenen in der Sommermuße Sammlung, Stille suchen. Seit 1849 sind die modernen Bäder, Baden-Baden zumal und Wiesbaden, wieder ganz rococo geworden; Demi-Monde und Roulette u. s. w. machen sich mit souveräner Pariser Großstädtischkeit entsetzlich breit; aber wir Gesetzten, wir, die wir keine Pariser Lotterer, keine Londoner Tagediebe sind, wir sind geschworene Feinde aller Aufregun-

gen und Belästigungen in dieser schönen Natur, wir hören das Rauschen der „Gesellschaft" zwar, doch nur mit halbem Ohre, wir baden und trinken vielleicht nicht einmal, und wir kommen schon mit dem Vorsatze zu verschwinden, sobald es uns zu bunt wird, und uns ein harmloseres Plätzchen zu suchen.

So ist es geschehen, daß ein stilles Wiesenthal, ein abgeschlossener Gebirgskessel nach dem andern „entdeckt" und „verrathen," überfluthet und — für die Stillen im nächsten Sommer schon ungenießbar gemacht wurde. Die Schweiz ist erst verengländert und dann verberlinert, das Salzkammergut ist profanirt, Tyrol unleidlich gemacht und selbst das gepriesene baierische Oberland ist aus einem Lande, wo Milch und Honig fließt, in eine Gegend verwandelt worden, wo man in einem elenden Bauernneste mehr zahlt, als in einem Prachthotel am Genfer See. Und so begreift sich's leicht, wie das Bedürfniß nach frischer Luft und „ein Bischen Natur" die Hauptbrennpunkte europäischen Verkehrs bewog, sich auszudehnen und zu recken und zu strecken weit in's Land hinein. Wer ein Sommerhaus haben kann und hat es nicht, der ist ein Feind seines eigenen Menschen, seines Weibes, seiner Kinder. Zeit ist Geld, Geld ist — frische Luft! Fast alle größeren deutschen Städte sind in den letzten vierzig Jahren aus der Art geschlagen, aus der guten alten Art der Umwallung und Erstarrung, sie sind bald Sternbilder geworden und bald Kometen mit einem kleinen Kopfe und mehreren endlos langen Schweifen. Wehe denen, die sich nicht ausdehnen konnten, wehe den großen Festungsstädten, den Magdeburg, Mainz und Köln! Doch die Bundesfestung Mainz hat ihr luftiges und lustiges Kästrichviertel errungen trotz aller Noth mit österreichischen und preußischen und hessischen behördlichen Landesvertheidigungsbedenken, während Köln unerbittlich in seinen alten Mauerring gebannt blieb, obwohl dieser ganze Ring im Zeitalter der Präcisionswaffen und Gußstahlkanonen keine Berechtigung der Existenz mehr hat. Auch Köln wird dermaleinst seiner Glacis noch Herr werden und wo jetzt die Abfälle aus der ganzen Stadt die Luft verpesten, werden dereinst reizende Villen prangen, Granaten und Orangen blühen und Veilchen und Rosen duften. Doch Alles hat seine Zeit, zumal in einer so eigenthümlichen Stadt, wo die edelsten Baudenkmäler der deutschen Kunst neben dem blühendsten Unsinn modernen Kasernenstils und Rococogeschnörkels in die schwülen Lüfte ragen. Und doch haben auch die Herren von Köln ihren Kranz von Villen, nur daß derselbe bloß durch eine Schienenbahn und eine Stromweltstraße mit der alten heiligen Stadt verbunden ist. In Brühl, in Godesberg, in Mehlem, in Rolandseck und bis Remagen und Sinzig hinauf und hinüber von Obercassel bis Königswinter und Honnef, ja bis hinauf nach Linz stehen Landhäuser Kölnischer Bürger, in denen die beschaulichen Familienmitglieder den ganzen Sommer zubringen und die arbeitenden allabendlich oder doch allsonntäglich sich erfrischen; und in allen diesen Ortschaften und weit und weiter dem „Oberlande" zu wohnen in der besten Jahreszeit Hunderte und Tausende von Fremden aus Nord und Ost, die das eine Jahr hier, das andere dort sich niederlassen, auf acht, auf vierzehn Tage, selten auf mehr als vier Wochen. Indeß dieser Zudrang erweckt in müderen oder abgeschlosseneren Naturen das Verlangen, immer weiter zu schweifen, und wie es Kölner in Interlaken und am Comersee gibt, denen das deutsche Sommerleben zu einförmig ist, so gibt es andere, die eine heilige Scheu vor Allem hegen, was an das Brausen der Dampfer und an das Pfeifen der Locomotive erinnert, welche sich ein stilles Plätzchen suchen, wo noch der Ton des Posthorns ertönt, nicht als kläglicher Nachhall aus einer andern Weltordnung, sondern als noch vollberechtigter Lebensklang, und wo der Geist wieder sich sammeln, der Sinn sich festigen und der Fuß sich ergehen kann ungehemmt und ungehindert von Droschken und Lastwagen aller Art, wo die Straßen breiter, die Häuser niedriger, die Luft frischer und „der Himmel näher ist."

In einer Reihe von Jahren — bald Sonnen- und bald Regenjahren — hatte ich Gelegenheit, die Freuden und Leiden eines Ruhemondes in den reizenden Wiesenthälern des Taunus, im Rheingau und in dem untern Rheinthale reichlich zu genießen: der Frieden, der diese Landschaften vor Jahren deckte, ist dahin! Ueberall dort haben sich in Folge der modernen Verkehrserleichterungen die Gasthöfe verschweizert,

die unteren Volksclassen englisch und französisch radbrechen gelernt und die gebildeten Classen sind scheu gegen die Ausländer und verschlossen selbst gegen rheinische Landsleute gemacht: die kleidsamen Volkstrachten bei den Frauen und Mädchen sind den Crinolinen gewichen und die alte rheinische Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit ist eine äußerst seltene Blume geworden. Wie konnte dies auch anders sein! Die jungen Männer wandern in den Jahren, wo der Charakter sich ausbildet, in die Garnisonstädte als Recruten oder in die Badeorte als Kellner, Kutscher, Hausknechte u. s. w., die Mädchen werden in den großen Städten in jungen Jahren allen möglichen und unmöglichen Verfeinerungsprocessen unterworfen, um dann „erfahrungsreich" heimzukehren und während der guten Jahreszeit „Fremdenindustrie" zu treiben, das heißt sich die geringsten Leistungen nach den Tarifen des „Adler" in Wiesbaden, oder des „Riesen" in Coblenz bezahlen zu lassen. Aus einzelnen Rheingauorten habe ich im verwichenen Sommer Rechnungen gesehen, die sich mit den Emsern messen konnten, und in Ems lebt man bekanntlich theurer als in Paris und London, wenn man nicht orientirt ist oder sich nicht einzurichten versteht. Ich bin weit entfernt, das Gute zu verkennen, das diese berühmten Fremdenstationen bieten, aber ich bin überzeugt, die Badeindustrie würde dabei nur gewinnen, wenn die Badewirthe dieselbe nicht wie Industrieritter betrieben.

Der Sommer 1861 war ungewöhnlich heiß und die Wehmuth der Weingutsbesitzer über die zerstörenden Maifröste und das spärliche Wachsthum groß. Ich sage: der Weingutsbesitzer, denn die „Winzersleute," die — Arbeiter im Weinberge des Herrn, der noch dazu häufig ein fremder „Forense" ist, sind und bleiben blutarm und immer wohlgemuth, ob das Jahr rauh oder mild; bestellt werden muß ja doch der Berg, nur daß in schlechten Jahren der Taglohn minder pünktlich ausgezahlt und die Noth, die, nie eine geringe beim „geringen Manne," noch etwas ärger fühlbar wird. Wer etwas genauer, als der noch naive Fremde, in jenen so freundlich von Reben umkränzten, im Strome sich spiegelnden so — malerischen Häuschen des Rheinthales orientirt ist, der wird sich von dem Scheine, der trügt, oft schmerzlich berührt fühlen, wofern er noch nicht zu der philosophischen Weltanschauung gelangt ist, daß, wem nicht zu rathen, nicht zu helfen ist. Diese Leute sind und bleiben, wie sie waren: die Tracht hat sich verändert, die Bedürfnisse haben sich vermehrt, ihr Sinn ist derselbe; sie säen nicht, sie ernten nicht und Gott ernährt sie doch! —

Auch an der Ahr ist das Elend der kleinen Leute groß und vielleicht noch größer als am Rheine, nur ist man dort genügsamer geblieben, einfacher, anspruchsloser; und auch an der Mosel gibt es viel Armuth und Jammer, und doch hielt meine Sehnsucht nach Ruhe im Freien einen südwestlichen Curs. Da wurde ich auf Münster-Maifeld aufmerksam gemacht. „Die Fremden kommen wenig dahin," sagte mir ein Bekannter, „weniger als sie sollten; denn es ist gut sein dort." — „Aber der Ort liegt mitten im Sonnenschein, und seitab von allem Verkehr..." bemerkte ein Anderer. Ich aber folgte dem Ersten, der mir ein halb Dutzend Bücher und Osterprogramme zuschickte und mir fröhliche Muße, um dieselben zu ergründen, dazu wünschen ließ.

Eine Gegend kann auch ohne historische Erinnerungen schön und interessant sein; aber es ist eine Thatsache, daß unsere classischen Gaue, unsere Römerorte, unsere ehemaligen Benedictinerabteien, unsere Bischofssitze in deutschen und vornehmlich in rheinischen Landen fast ohne Ausnahme an Punkten liegen, wo man ausruhen mag: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Ich habe meinen Schannat, meinen Ledebur und meinen Wegeler im Maifelderhofe studirt, vor mir das alte Münster, weiter hinaus schweifte der Blick nach den blauen Eifelbergen und über das im Aehrengolde prangende Maifeld, und es war Alles so still ringsum und die Luft strich so frisch herüber von Nordwest nach dem Moselthal und hinüber nach dem Hunsrücken, und die Bevölkerung trat so rüstig auf und doch vernahm man selten einen überlauten Ruf, einen rohen Ton. Hundegebell, Pferdegewieher, Hahnenschrei, das Gegacker der Hühner, das Girren der Tauben, dann der feierliche Klang der Abendglocke, später der Ton des Posthorns und das Jubeln der spielenden Kinderschaaren — das war einen Spätnachmittag wie den andern mein Maifelder Concert, das zwar mit den Tongemälden, welche jeder Spätnachmittag bei

Fig. 1.

Fig. 2.

macht, erstens daß die Reichsversammlungen der Franken an sehr verschiedenen Punkten gehalten wurden, nichts jedoch von einem bestimmten Orte auf dem Maifelde in dieser Beziehung berichtet wird; zweitens daß erst 755 von Pipin die März- in Maifelder umgeändert wurden, während der Name dieses Gaues schon 632 und 643 vorkommt. Ledebur leitet den Namen, gleich der Stadt Maien, von den Maien her, wie die Benennung des Eichsfeldes von den Eichen. Obiger Auslegung entspricht auch das Wappen der Stadt Maien: Maien führt einen Maienbaum im Siegel. Einst hat das ganze Vorplateau der Eifel und diese selbst im reichsten Wälderschmuck geprangt; diese Zeit ist längst dahin und die Verschlechterung des berüchtigten Eifelklima's rührt von den Holzverheerungen her. In neuester Zeit hat die Regierung bekanntlich bedeutende Opfer gebracht, um die Berge wieder zu bewalden und die versumpften Wiesenthäler durch Drainirung von Neuem trocken zu legen.

Zwar weiß die ältere Gauverfassung nichts von einem Maifelde im engern und weiteren Sinne, geographisch jedoch ist diese Zweitheilung vollkommen berechtigt, nur darf man nicht, wie Seul thut, annehmen, der nördliche Maiengau sei noch ein Theil des ripuarischen Frankens gewesen. Ripuarien bildete einen Theil des Kölnischen Sprengels, der sich außerdem noch über einen beträchtlichen Theil des Sachsenlandes erstreckte, während der Maiengau zum Trier'schen Sprengel gehörte, also zu dem Lande, das bald als mosellanische Provinz (Mosellana provincia in Urkunden vom Jahre 840), bald als das Herzogthum der Moseller (Ducatum Mosellicorum, 839) und bald als Moselgau (Moselanorum pagus, 1003), bezeichnet wird. Mit den Grenzen der Sprengel von Köln und Trier treffen auch die früheren Grenzen der Ubier und Trevirer zusammen, jene waren Nieder- oder Plattdeutsche, diese Oberdeutsche und sind es geblieben bis auf diesen Tag. Die Grenze des hoch- und niederdeutschen Schlages und Dialektes bildet noch jetzt der Pfingstbach bei Nieder-Breißig unweit der Burg Rheineck, anderthalb Stunden rheinabwärts von Andernach.

Andernach, Maien, Münster bilden ein Dreieck, das nach Coblenz offen liegt; dort eilt die Nette von West nach Nord zum Rheine, hier die Elz von Nordwest nach Südost in die Mosel: beide bilden die Grenzwasser des Maifeldes. Eine Bergkette, die sich östlich von Moselkern, am linken Ufer der Mosel, über dem Thale der Elz zwischen Keldung und Brohl über Sevenich, Pillig, Loos, Kaiffenheim, Kehrig und Monreal hinzieht, scheidet die Eifel vom Maifelde, dessen Erträgnisse an Weizen und Spelz ausgezeichnet, bei Roggen gut und bei Gerste und Hafer nicht schlecht bezeichnet werden, während die Wiesen und Weiden einen ansehnlichen Viehstand ernähren.

Zur Bürgermeisterei Münster gehören sechzehn Orte, nach denen von dem Centralpunkte aus vortrefflich unterhaltene, mit herrlichen Obstbäumen bepflanzte Straßen führen. Diese durchweg wohlhabenden und zum Theil schwer reichen Ortschaften, die an Sonn- und Wochenmarkttagen in Münster stets stark vertreten sind, haben zusammen 1150 Wohngebäude und etwa 7000 Einwohner, von denen 1650 im Hauptorte selbst wohnen. Schon auf den ersten Blick ergibt sich Münster als der Herzpunkt des Maifeldes im engern Sinne. Münster-Maifeld liegt eine Stunde von der Mosel auf einer Höhe des Plateaus, das sich durchschnittlich 800 Fuß über der Meereshöhe erhebt. Das Bächlein, das von seiner Nordseite sich nach Osten wendet und bei Gondorf die Mosel erreicht, fließt in einer etwas breitern Thalmulde, deren Sohle Moorwiesen bilden, während die Höhen, die leider ihres Baumschmuckes jetzt beraubt sind, durch ihren prachtvollen Kleeertrag berühmt sind, da sie aus ärmlichen Bäuerlein reiche Landwirthe machten. Die übrigen Bodenrisse, welche bei der Hebung des Maifeldes entstanden, sind sehr eng: so der Riß, der an dem Schrumper Mühlenbache nach Hatzenport führt, so der, in welchem die Catteneser Mühlen liegen, so auch das Elzthal und so das Moselthal selbst — nur daß hier das Schluchtenartige, das durch die vulcanischen Kräfte geschaffen worden, von den neptunischen Gewalten corrigirt, im Laufe der Jahrtausende mehr und mehr erweitert, nicht aber immer auch verschönert wurde. Der Gang von Münster über das reiche Dorf Metternich durch das Mühlthal nach der Mosel ist dem Fremden fast gar nicht, den Einheimischen wenig bekannt und doch gehört er in heißen

Augusttagen zu den kühlsten, duftigsten und stillsten, die ein ruhe- und erquickungsuchender Städter nur finden kann. Ich habe köstliche Stunden dort verträumt und verplaudert. Nur für Inhaberinnen all' zu weiter Crinolinen sind einige Partien des schmalen Pfades unmöglich, da sich der Weg bald an den Thalwänden empor, bald über das Bächlein hinüber nach der andern Thalseite schlängelt.

Münster-Maifeld (oder Maienfeld, wie Ledebur in seiner Schrift: „Der Maiengau oder das Mayenfeld, nicht Maifeld" mit dem Zusatze schreibt: „um von verschiedenen Schreibweisen eine zu wählen") ist classischer Boden. Das Schloß Bischofstein an der Mosel, eine kleine Stunde von Münster, und besonders eine Anhöhe über den zum Theil restaurirten Ruinen bietet eine reizende Aussicht. Auf dieses Schloß, auf den daselbst vorbeifließenden Rhonbach und auf das Maifeld, das den Italiener als Mayland an sein Mailand erinnerte, hat man die Stelle des Venantius Fortunatus bezogen, der um's Jahr 563 ein Moselcastell des Trierer Erzbischofs Nicetius beschreibt.*) Klein („das Moselthal") findet zwar die Localbeschreibung nicht ganz zutreffend, indeß meint Ledebur, Ausschmückung müsse dem Dichter zu Gute gehalten werden und jedenfalls liege hier das älteste Zeugniß für unsern Gau vor.

Die älteste sichere Erwähnung des alten Collegiatstiftes Münster: „Basilica S. Martini sita in pago Maiginensi" datirt von 632 und 643 (Hontheim I. 76). Der Ursprung dieses Stiftes reicht in die Zeiten der ältern fränkischen Könige hinauf. Die Urkunde von 761, welche der Ecclesia S. Martini in pago Ambitarino oder Ambitivo erwähnt, ist ein Machwerk aus dem zwölften Jahrhundert, allein diese Stelle ist deshalb wichtig, weil sie bestätigt, daß damals noch die Annahme galt, der alte classische Ort Vicus Ambiatinus, den Plinius der Jüngere als den Geburtsort des Caligula bezeichnet, sei hier zu finden. Sueton (Tranq. Callig. C. 8.) widerspricht allerdings dieser Angabe, aber es ist bemerkenswerth: erstens, daß die neuern Forscher (Broweri antiq. Trevire; Seul „das Maifeld," Ledebur „der Maiengau") Münster als diesen Vicus Ambiatinus erkennen, zweitens daß sowohl ein Theil des Münsters auf dem Mauerwerke eines altrömischen Castelles ruht und daß wiederholt in Münster wie namentlich unweit desselben auf dem Kaltscher Hofe ein kleines Gemach mit römischem Estrich ausgegraben wurde. Der Name Kaltsch scheint nach Ledebur „in der That auch nur eine Zusammenziehung des Namens Caligula zu sein." Daß nicht der Gau, in welchem, sondern der Ort, an welchem das Münster erbaut worden, Ambitivus hieß, lehrt die Stelle: „Basilica Sancti Martini quae Ambitivum vocatur" von 964 (Günther, I, 68).

Die St. Martinskirche ward also, angeblich vom Erzbischof Modoald (starb 656), an einem Orte erbaut, der früher Ambiativus oder Ambiatinus hieß. Vom St. Martinsstifte wurde der Ort nun Münster-Mayfeld, das heißt das Münster (Monasterium, gleichbedeutend mit einer großen Kirche nebst Kloster) im Maienfelde umgetauft. Mit der Zeit wurde der Ort ein kurtrier'scher Amtssitz.

Zum Amte Münster gehörten bei Auflösung des seligen römischen Reiches dreiunddreißig Orte, von denen drei Dörfer jetzt zum Kreise St. Goar gehören. Mit diesem Amte bildeten die Aemter Alken und Cobern und das Raster Kirchspiel das Oberamt Münstereifel, dessen Erboberamtmann aus der Familie der Grafen Waltpod von Bassenheim stammen mußte. Amtsbeisitzer war der Stadtschultheiß zu Münster; auch ein Amtsadvocat war angestellt. Die Stadt wurde vom Schultheiß und sieben Schöffen verwaltet. Die Geistlichen von Münster werden in einer Urkunde des Bischofs Bruno von 1103 nicht mehr fratres, sondern canonici (Chorherren) genannt, sie lebten damals also nicht mehr in Gemeinschaft. Als im Jahre 1314 der Pfalzgraf und nachherige Kaiser Ludwig zu Gunsten des Trier'schen Erzbischofs Balduin auf alle seine Rechte zu Münster verzichtet hatte, beeilte der Erzbischof sich, die Stadt durch Mauern und Thürme, wovon jetzt noch einer steht, zu befestigen. Auch wurde im Jahre 1333 dem Stifte der Platz bei der Kirche, wo das alte römische Castrum

*) Quem Mosella tumens, Rhodanus quoquo parvulus ambit;
Certat uterque suo pascere pisce locum.
Diripiunt dulces alibi vaga flumina fruges;
Haec tibi parturiunt Mediolane lapes etc.
(Hontheim I. 42.)

Kirche Sophia (Hagia Sophia) zu Constantinopel, nach Texier und Pullan. Diese Kirche wurde unter Justinian I. (527–565) durch Anthemius von Tralles und Isidorus von Milet erbaut. Sie ist ein Centralbau, dessen Kuppel auf vier Pfeilern ruht, die durch Bogen verbunden sind. Diese Bogen werden durch Halbkuppeln gestützt, welche sich an die Pfeiler anlehnen. Die Kuppel ist 31 m weit und 55 m hoch. Sie ist durch 40 Rippen gegliedert, zwischen welchen 40 Fenster angebracht sind. Die Kuppel ist durch Halbkuppeln mit dem Langhause verbunden. Dieses ist 77 m lang und 71 m breit. Es ist durch Säulenreihen in drei Schiffe getheilt. Die Säulen sind durch Bogen verbunden, über welchen sich eine Gallerie hinzieht. Die Kirche hat drei Eingänge, einen Vorhof und einen Thurm.

Die Jagd in Indien. Wenn auch die Jagd in Indien nicht mehr so ausschließlich ein Vorrecht der Fürsten ist, wie in früheren Zeiten, so ist sie doch noch immer ein Vergnügen, das nur Wenigen zugänglich ist. Die Kosten, welche eine Jagdexpedition verursacht, sind so bedeutend, daß nur Reiche sich dieselbe gestatten können. Die Jagd auf Tiger, Panther, Bären, Büffel, Antilopen, Hirsche, Wildschweine, Wölfe, Schakale, Füchse, Affen, Hasen, Rebhühner, Fasanen, Wildgänse, Enten, Schnepfen, Kraniche, Pfauen, Papageien, Geier, Adler, Falken, Eulen, Krokodile, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Fische, Muscheln, Schnecken, Insekten, Spinnen, Würmer, Blutegel, Moskitos, Termiten, Ameisen, Heuschrecken, Käfer, Schmetterlinge, Libellen, Skorpione, Tausendfüßler, Flöhe, Wanzen, Läuse, Zecken, Milben, Krabben, Krebse, Garnelen, Austern, Perlmuscheln, Tintenfische, Seesterne, Seeigel, Korallen, Schwämme, Polypen, Quall

Ton ist die Radierung. Hier ist Rembrandt, wie auf der Höhe seiner Kunst, Meister. Die Blätter, die er in Amsterdam radierte, sind von einer Feinheit, einer Delikatesse, einer Sicherheit, wie sie nur ein Künstler besitzt, der sich ganz in seiner Technik auskennt. Und

den Schmerz von ihm ab, der ihn so unerträglich drückte, daß Wolf ihn kaum mehr ertragen konnte. Er sah, wie sich Hagen von Tronje, der Mörder seines Herrn, mit dem Schatz davonmachte, und er konnte nicht helfen. Er sah, wie Hagen die Nibelungen-Leute, die Siegfried begleitet hatten, in den Rhein versenkte, und er konnte nicht helfen. Er sah, wie Hagen Siegfrieds Weib, Kriemhild, ihres Schatzes beraubte, und er konnte nicht helfen. Er sah, wie Hagen Siegfrieds Weib, Kriemhild, ihres Schatzes beraubte, und er konnte nicht helfen. Er sah, wie Hagen Siegfrieds Weib, Kriemhild, ihres Schatzes beraubte, und er konnte nicht helfen.

Der Kampf

Da, da endlich, Wolfhart, der kühne Recke, trat hervor. Der Schmerz seines Vaters, der Schmerz seiner Mutter, der Schmerz seiner Brüder, der Schmerz seiner Schwestern, der Schmerz seiner Freunde, der Schmerz seiner Verwandten, der Schmerz seiner Leute, der Schmerz seiner Knechte, der Schmerz seiner Mägde, der Schmerz seiner Kinder, der Schmerz seiner Enkel, der Schmerz seiner Urenkel, der Schmerz seiner Ururenkel, der Schmerz seiner Urururenkel, der Schmerz seiner Ururururenkel, der Schmerz seiner Urururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel, der Schmerz seiner Ururur

verloren haben. Denn der Mensch auf dem Lande, zumal in ablegenen Gegenden, ist ein ziemlich treues Gepräge der zwei Prägstöcke Geschichte und Klima. Letzteres aber wirkt hier durch seine Gegensätze stärker als in weiten Tiefebenen. Die Mosel fließt bei Gondorf 202 Fuß über der Meereshöhe, während der Eingang von Moselkern in Münster 770 und der Münsterplatz 852 Fuß und die Höhe von Schloß Elz nach Münster 930 Fuß hoch liegt. Auf der andern Seite kommt der Elzbach von 923 Fuß Höhe bei Monreal zur Mosel herab, während der höchste Punkt zwischen Maien und Monreal beim Hofe Geisbusch 1261 Fuß und die Basaltkuppe des hohen Bermel 1766 Fuß über dem Meere liegt. Dem Moselthale gegenüber aber erhebt sich der Hunsrück. So geschieht es, daß während Morgens Dünste oder Nebel das Flußthal einhüllen, die Hochebene im goldenen Morgenglanze blinkt; so erklärt es sich auch, daß das Moselthal im Sommer schwül und dumpf, die Hochebene dagegen stets mit frischen Luftwellen gesegnet ist. In der hellsten Sommersonne bin ich häufig nach Moselkern hinabgestiegen und konnte es hier vor dumpfer Schwüle im Schatten nicht aushalten, während ich oben mich durchaus wanderlustig und elastisch fühlte. Im Winter freilich mag das Maifeld seine rauhen Seiten herauskehren, dafür aber entschädigt dann eine herrliche Schlittenbahn nach sieben Seiten hin und die Jagd, die freilich nur Hasen und Feldhühner bietet, da das Maifeld viel zu cultivirt für wilderes Gethier ist. In der Eifel aber kommen noch Wölfe, an der Mosel Rehe und Eber vor, die auch hier jedoch mit jedem Jahre seltnere Gäste werden.

Es ist ein stattlicher, wohl gebildeter, leiblich und geistig sehr günstig ausgerüsteter Menschenschlag, der das an Schönheit und Fruchtbarkeit reich gesegnete Maifeld bewohnt. Die Männer sind durchweg sehr stattlich, schreiten rüstig aus, greifen derb zu und können einen Puff vertragen bei der Arbeit wie beim Schoppen, zumal nach guten Jahrgängen in Wein und Aepfelwein. Es gab eine Zeit, wo der Hatzenporter berüchtigt war. Indeß hat an der untern Mosel der Weinbau sich so verbessert, „daß die Weine kaum wiederzuerkennen sind," wie ein Kenner mir sagte, und der Aepfelwein muß in Strömen fließen, wenn in gesegneten Jahren die endlosen Reihen herrlicher tragfähiger Bäume gefüllt sind.

Die Maifelder Mädchen haben auf ihr Maifelderthum einen edeln Stolz, der sie antreibt, etwas auf sich zu halten und sich nichts zu vergeben. Fälle grober Unsittlichkeit sind Seltenheiten, obgleich das zeitweilige Dienstgehen nach den größern rheinischen Städten nicht immer zur Befestigung in guten Sitten beiträgt. Sie sind im Allgemeinen keine hochgeschossenen Gestalten, sondern wohlgebildeten Mittelwuchses mit rührigen Armen, kräftigen Beinen und flinken Füßen. Zu den rothbäckigen runden Gesichtern steht das starke, meist blonde Haar gut, das in kleidsamen Flechten um den berühmten Maifelder Pfeil geschlungen wird. Dieser Pfeil „der oberländischen Mädchen," wie man in Köln sagt, hat seine wahre Heimath auf dem Maifelde, obgleich er in der Kreisstadt Maien wenig mehr gesehen wird, denn die dortigen Mädchen sind schon zu städtisch verflacht. Der Pfeil mit dem Gold- oder Silberhäubchen — bei Aermern auch wohl nur mit blauen oder grünen Glasperlen verziert — hat sich nach Nordwest in die Eifel hinein verbreitet und nach Südost bis Boppard am Rhein; aber in seiner Echtheit und zu den Halstüchern und der ganzen Erscheinung passend, sieht man ihn nur auf dem Maifelde. Er besteht aus einem vergoldeten, etwa einen guten halben Zoll breiten und sechs Zoll langen und am breiten Ende mit einem Krönchen oder einem ähnlichen durchbrochenen Zierrath von Röschen oder Weinranken versehenen, unten rund zulaufenden Stück Silberblech. Der Pfeil ist ungleich kleidsamer als die häßliche Hunsrücker gesteifte Haube oder das frivole und so kostspielige Spitzenhäubchen der rheinischen Dienstmädchen in den Städten. Die Maifelderinnen haben im Allgemeinen eine tüchtige Schulbildung und sind im Lesen und Schreiben wie im Stricken und Nähen wohl erfahren, wie überhaupt in Handarbeiten sehr geschickt. Ueberall auf den Straßen und in den Häusern herrscht Reinlichkeit, Ordnung; überall sieht man Wohlstand und häufig großen Reichthum, ohne daß darunter der schlichte ländliche Sinn gelitten oder die Lust am Schaffen und Sparen sich vermindert hätte. Es ist eine wahre Freude, die rüstigen Gestalten an

Sonn- und Festtagen so andächtig und so still, dabei so heiter und wohlgemuth in die Kirche, oder an Montagen zum Fruchtmarkt fahren oder wandern zu sehen. Diese Leute sind, ohne fanatisch zu sein, fromm, wie es in den rheinischen Städten oft — den Anschein wenigstens hat, obgleich man es hier gewiß weniger ernst mit seiner Religion nimmt, als auf dem Maifelde, wo man noch gleichweit von Ostentation und Frivolität entfernt ist.

Sind das nicht topographische, klimatische, ethnographische und volkswirthschaftliche Verhältnisse, unter denen es einem abgehetzten Stadtmenschen, der sich nach Ruhe und Erfrischung sehnt, wohl werden kann? Ich habe unausgesetzt jeden Tag meine zwei starken Spaziergänge gemacht und einen kräftigen Appetit entwickelt, den ich mit ganz vorzüglicher Labung an Speise und Trank und unter fröhlichen herzlichen Menschen stillen konnte. Keine Minute habe ich es bereut, daß ich meine Sommerfrische im Maifelder Hofe gesucht hatte und nicht im Darmstädter Hofe zu Rüdesheim oder im Victoriahotel zu Bingen oder in Wiesbaden oder zu Partenkirchen im baierschen Oberlande oder in Interlaken und wie die Punkte sonst heißen mögen, wohin die Bewohner der Rheinstädte zu ziehen pflegen, um viel Geld auszugeben, sich aus Vergnügen abzuhetzen und vierundzwanzig Stunden nach der Heimkehr wieder so steif und so stumpf einherzugehen, wie vor dem Auszuge in die goldene Fremde. Ein Bekannter lachte mich aus, als ich nach Münster fuhr; er wollte in vierzehn Tagen die ganze Schweiz in Augenschein nehmen: gesagt, gethan! Es ging ganz wie am Schnürchen, nur vernahm ich, als ich vierzehn Tage nach ihm heimkam, daß er in Folge der Ueberhetzung eine Lungenentzündung mitgebracht habe. In Zukunft wird er langsamer reisen; aber keiner seiner Freunde wird sich an ihm ein Exempel nehmen. So ist die Welt, so sind die Menschen! Freilich, eine jede Gegend ist ein Instrument, das man zu spielen verstehen muß; der Eine versteht sich besser auf die Flöte, der Andere auf die Baßgeige oder auf die Maultrommel. Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus und mit welchen Augen man in eine Gegend hineinschaut, so sieht sie uns an.

Die künstlichen

Mißstaltungen der Körperform

bei verschiedenen Völkern.

Von A. Ecker.

II.

Noch viel häufiger als künstlichen Mißstaltungen des Kopfes im Ganzen begegnen wir, wenn wir eine Völkerschau halten, solchen einzelner Theile desselben, wie der Nase, der Lippen, der Zähne, der Ohren ꝛc. Daß auch diese künstlichen Mißstaltungen vorzugsweise im Interesse der Verschönerung vorgenommen werden, ist wohl noch weniger einem Zweifel unterworfen. Finden wir doch in dieser Gruppe Operationen, die noch heutzutage täglich unter uns vorgenommen werden, und da sie insbesondere dasjenige Geschlecht betreffen, als dessen Attribut die Schönheit betrachtet zu werden pflegt, sicherlich zu keinem andern Zweck als dem der Verschönerung. In erster Reihe gehört dahin:

Die Durchbohrung der Lippen, Wangen, der Nase und der Ohrläppchen zum Zweck der Einfügung von Zierrathen. Von südamerikanischen Völkerschaften — wie den Botocuden — wissen wir, daß sie die Unterlippe durchstechen und die Oeffnung durch cylindrische, von einer leichten Holzart geschnittene Pflöcke, die immer größer genommen werden, erweitern. Der Wille des Vaters bestimmt, wie uns Prinz Neuwied erzählt, die Zeit, wann diese Operation vorgenommen werden soll. Es geschieht dies gewöhnlich im siebenten oder achten Jahre, bisweilen auch früher. Die Lippen werden angespannt, mit einem spitzen, harten Holz durchstoßen und dann kleinere und successive immer größere Hölzer eingesteckt. Bei einem Erwachsenen (einem Häuptling) hatte das Holz 4 Zoll 3 Linien (englisch) im Durchmesser bei $1^1/_2$ Zoll Dicke. Die Scheiben werden verfertigt aus dem Holz des Barrigudobaumes (Bombax ventricosa), das leichter ist als Kork und sehr weiß. Bei einem richtigen Botocuden erscheint in Folge dieser Sitte die Unterlippe nur als ein dünner Ring, der nicht selten zerreißt und dann wieder zusammengebunden wird. Der Pflock der Unterlippe drückt stets gegen die mittlern Schneide-

zähne des Unterkiefers, so daß diese schon sehr frühzeitig (im zwanzigsten bis dreißigsten Jahre) ausfallen (Fig. 12 und 13). Ganz dasselbe wie mit der Unterlippe geschieht mit dem Ohrläppchen, in welches ebenfalls, nachdem es durchbohrt, Pflöcke gesteckt werden, so daß sie, zu dünnen Ringen ausgedehnt, nicht selten bis auf die Schulter herabhängen. Prinz Neuwied erzählt, daß, wenn er ihnen den Schmuck abgetauscht, sie die leeren Ringe über den obern Theil des Ohres aufzuhängen pflegten. Ein neuerer Reisender, v. Tschudi, erzählt, daß sich heutzutage die Allgewalt der Civilisation auch bei dieser Verstümmelung, die von den Indianern selbst als große Schönheit betrachtet wurde, fühlbar mache. Bei Stämmen, die häufig mit den Ansiedlern in Berührung kommen, sollen sich die Lippen- und Ohrenhölzer nur noch bei ältern Individuen finden, die jüngere Generation gebrauche sie nicht mehr und in Zeit von zehn Jahren werde dieser Lippen- und Ohrenschmuck bei den Indianern zu den Seltenheiten gehören. So erreicht die Cultur, „die alle Welt beleckt," auch die Urwälder Südamerika's. v. Tschudi bemerkt übrigens ausdrücklich, daß er die durchbohrten Ohren nur bei Männern, die Lippenhölzer nur bei Weibern gesehen habe, während nach Prinz Neuwied, Rugendos, Spix und Martius sich bei beiden Geschlechtern beide finden sollen. Der größte Durchmesser des Loches im Ohrläppchen, den v. Tschudi gemessen, betrug zwei Zoll und bei dieser Weite hingen die Ohren schon bis auf die Schultern herunter. Da die Männer auf ihren Jagd- und Kriegszügen die runde Holzscheibe nicht in das Ohrloch stecken, so bleiben sie bei hitziger Verfolgung des Feindes oder Wildes im dichten Walde mit den Ohren oft an Zweigen oder Dornen hängen und reißen sich den schmalen Rand des Ohrläppchens durch; daher sehe man massenhaft Botocuden, denen ihre Ohrlappen in zwei langen spitzen Zipfeln auf die Schultern herunterhängen. Bei ihren Festen binden sie die beiden Zipfel mit Bast zusammen und

Fig. 12 und 13.

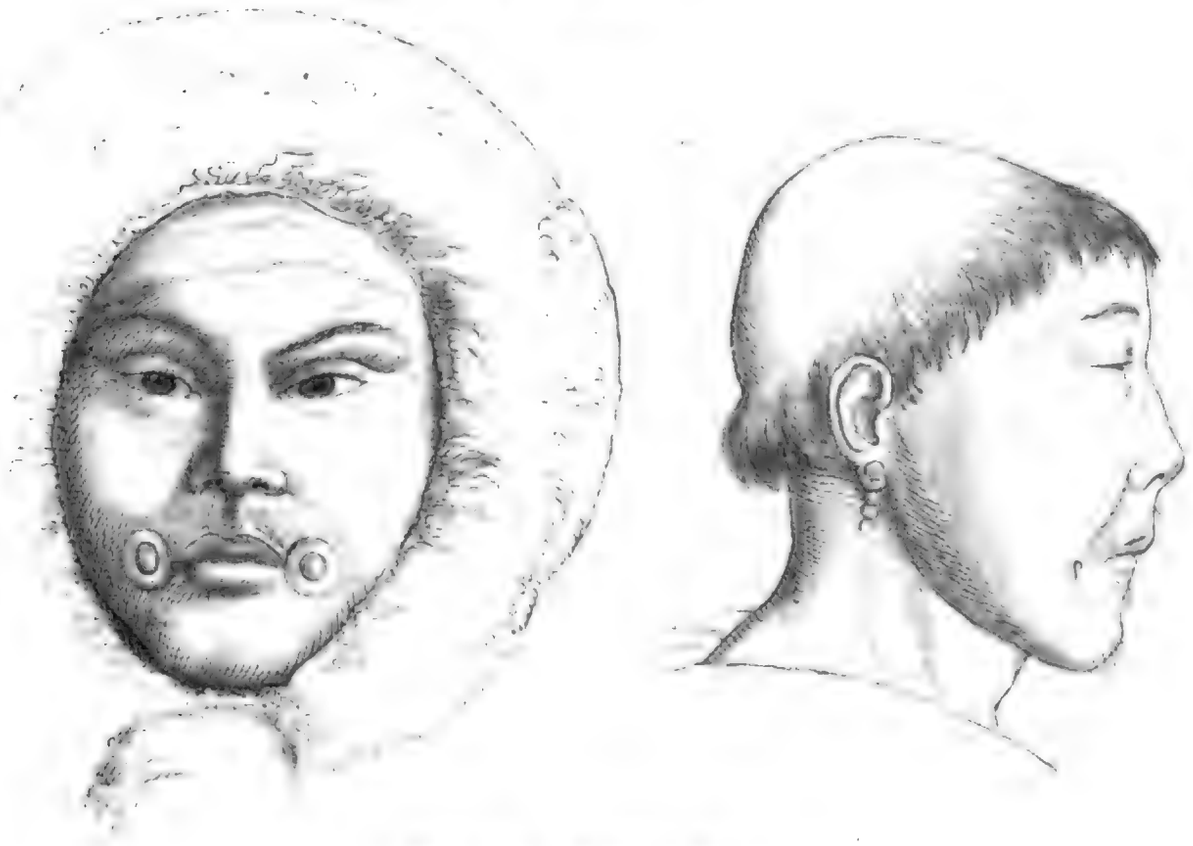
Botocuden mit den Lippen- und Ohrenhölzern.

stecken das runde Holz in den neugebildeten Ring hinein. Was die Lippenhölzer betrifft, so hatte das größte, welches v. Tschudi gemessen, $2^1/_4$ Zoll im Durchmesser, also $7^1/_2$ Zoll im Umkreis. Daß es keinen schönen Anblick gewähre, wenn, namentlich bei ältern Personen des schönen Geschlechts, nach weggelegtem Lippenholz der Speichel durch das Loch der Unterlippe beständig über das Kinn herunterrinnt, glauben wir unserm Reisenden gern.

Aehnliche Sitten finden sich auch noch bei andern südamerikanischen Völkerschaften, wie am Maranto, wo sie Blumensträuße am Ohrläppchen tragen, bei den Maxurunas, die nach Spix und Martius in den Nasenflügeln, Ohren und der Unterlippe aus Muscheln geschnittene Schälchen als Zierrath befestigen, die Lippen überdies mit vielen kleinen Palmenstacheln durchbohren und in jedem Mundwinkel (ebenfalls in besondern Oeffnungen) eine lange rothe Arrafeder, dann bei den Supinambas an der brasilianischen Küste, welche grüne Nephritsteine in der Unterlippe

tragen. Ob den Angaben, daß die Guamos am Apure das Ohr spalten und eine Tasche daraus machen, Glauben beizumessen, lassen wir dahingestellt; neuere Reisende erwähnen unseres Wissens nichts davon. Von Nordamerika wissen wir, daß die Bewohner von Prinz-Williams-Sund an der Nordwestküste von Amerika und ebenso die von Unalaschka (Aleuten) knöcherne Stifte in der Unterlippe tragen, und Chloris, der Begleiter von Kotzebue und Chamisso, bildet in seiner „malerischen Reise" Bewohner von Kotzebue's Sund im Nordwesten Amerika's ab, welche in Löchern der Wangen, seitlich vom Mundwinkel, Knochenstücke trugen, die in der Mitte mit einem Stück blauen Glases verziert waren (Fig. 14 und 15). Es sind übrigens diese Gebräuche auch außer Amerika sehr verbreitet, insbesondere auf den Inseln der Südsee. Auf den Pelewinseln zum Beispiel tragen die jungen Frauen nebst Ohrgehängen auch Zierrathen, zum Beispiel Blumensträuße, die in auf beiden Seiten der Nase angebrachten Löchern befestigt werden; auf der Hogoleugruppe (Carolinen) durchstechen sich die Häuptlinge die Ohrläppchen und tragen darin faustgroße Stücke eines leichten Holzes, das bisweilen mit Fischzähnen, Vogelschnäbeln, Federn und Blumen geschmückt wird. Die Frauen auf der Insel Ualan (zwischen der Ralikgruppe und den Carolinen) und auf Rotuma tragen wohlriechende Kräuter und Blumensträuße von solchen Dimensionen in ihren durchbohrten Ohrläppchen, daß diese dadurch fast bis auf die Schultern herabhängen, was auf den Fidschiinseln, wo sie, ähnlich wie die Botocuden, Holzpflöcke in denselben tragen, noch in höherm Grade der Fall ist. Auf den Inseln der Radakgruppe tragen sowohl Männer als Frauen röhrenförmige Hölzer in den Löchern der Ohrläppchen.

Fig. 14 und 15.



Bewohner von Kotzebue's Sund.

Das Durchbohren der Nasenscheidewand wird namentlich in Australien und den benachbarten Inseln geübt; so wissen wir von den Eingeborenen Südaustraliens, daß zur Zeit der Pubertät den Knaben die Nasenscheidewand durchbohrt und die Wunde durch ein durchgestecktes Stück Känguruhknochen offengehalten wird; die Bewohner der Admiralitätsinseln (nördlich von Neuguinea) tragen dicke

Querbolzen in der Naſenſcheidewand; auf Tombara (Neuirland) durchbohren ſie ſowohl die Naſenwand als die Naſenflügel und tragen darin nicht nur Ringe wie in den Ohren, ſondern auch andere ſeltſame Zierrathen, in der Naſenwand zum Beiſpiel einen Knochen oder ein Stäbchen, in den Löchern der Naſenflügel Thierzähne, Federbüſchel ꝛc.

Von allen den genannten Gebräuchen iſt entſchieden der am weiteſten verbreitete der der Durchbohrung der Ohrläppchen zum Behuf der Einfügung von Ohrringen oder Ohrgehängen. Wir begegnen dieſem in allen Welttheilen und auch in Europa. Freilich geht man in der civiliſirten Welt nicht weiter als bis zur einfachen Durchbohrung und erweitert nicht, wie dies die Botocuden und Andere thun, die gemachten Oeffnungen immer mehr und mehr, und ſo haben unſere ſchönen Leſerinnen allerdings nicht unrecht, wenn ſie meinen, zwiſchen ihrem Tragen von Ohrringen und der Botocudenſitte ſei doch ein großer Unterſchied. Gewiß! Aber ein Reſtchen Barbarei ſteckt doch auch in dieſer einfachen Durchbohrung und im Tragen von Ohrringen. Gegen eine ſolche Auffaſſung lehnen ſich freilich nicht nur Damen auf; ſie finden mächtige Fürſprecher unter den Gelehrten. „Wie?“ erwiedert man uns, „eine barbariſche Sitte ſoll das ſein? Haben nicht die claſſiſchen Griechinnen Ohrgehänge getragen? So edel iſt dieſe Sitte, daß die Dichter und Bildhauer des Alterthums ſelbſt ihren Göttinnen dieſen Schmuck verleihen, wie wir aus der Iliade erfahren, in deren 14. Geſang es heißt:

Jetzo fügte ſie auch die ſchönen Gehäng' in die Ohren,
Dreigeſtirnt, hellſpiegelnd ꝛc.

und an der Statue der mediceiſchen Venus wahrnehmen können, welche durchbohrte Ohrläppchen hat!“ —

Trotzdem können wir einmal nicht anders, als alle im Intereſſe vermeintlicher Verſchönerung vorgenommenen abſichtlichen Mißſtaltungen (und ein ganzes Ohrläppchen iſt doch ſicherlich ſchöner als ein durchbohrtes), gleichviel ob jetzt die Ringe klein oder groß, ob ſie in den Ohren oder der Naſe getragen werden, als barbariſche Sitten zu bezeichnen.

Eine zweite künſtliche Mißſtaltung im Geſichte, von der uns Reiſende Kunde geben, iſt die Abplattung der Naſe. Wir erfahren von denſelben, daß bei manchen Völkern die Sitte beſtehe, den Kindern ſofort nach der Geburt die Naſe mit dem Daumen platt zu drücken, auch wieder einzig deshalb, weil ſie eine ſolche Plattnaſe für ſchön halten. Es ſind dieſe Angaben für den Racenanatomen deshalb beſonders wichtig, weil die Naſenbeine grade diejenigen Knochen des Kopfes ſind, welche an außereuropäiſchen Schädeln am allerhäufigſten Abweichungen zeigen und daher die Frage entſtehen kann, ob gewiſſe Bildungen dieſer Knochen, die man als Raceneigenthümlichkeit oder wenigſtens als eine bei gewiſſen Racen häufiger als bei andern vorkommende individuelle Abweichung zu betrachten pflegt, etwa auf ſolch künſtliche Art entſtanden ſind und ob die ausnehmend platten Naſen mancher Stämme, wie z. B. der Hottentotten, zum Theil einer ſolchen Einwirkung zuzuſchreiben ſind. Was nun zunächſt das eben genannte plattnaſigſte Volk, die Hottentotten betrifft, ſo ſoll die genannte Sitte in der That bei demſelben beſtehen, und Kolbe erzählt, daß in der Umgebung des Cap die Sitte ſo weit getrieben werde, daß nicht ſelten die Naſenbeine luxirt oder gebrochen werden. Goſſe will auch in der That an in Paris befindlichen Schädeln von Buſchmännern die Spuren dieſer Verletzungen geſehen haben, insbeſondere an dem Schädel eines Weibes vom Stamme der Namaken, an welchem die Naſenbeine nicht nur mißſtaltet, ſondern unter die aufſteigenden Fortſätze der Oberkiefer hineingetrieben erſcheinen, während dieſe ſelbſt abgeplattet waren. Das Gleiche ſoll der Fall ſein bei dem Schädel der Buſchmannsfrau, die unter dem Namen der Hottentottenvenus bekannt war. Bei dieſer iſt nach demſelben Gewährsmann die Abplattung der Naſenbeine begleitet vom Bruch der Ränder des Stirnfortſatzes vom Oberkiefer. An den Schädeln, welche ich ſelbſt zu ſehen Gelegenheit hatte, war nichts von derartigen Verletzungen wahrzunehmen; die oben erwähnten Abweichungen der Naſenbeine waren alle derart, daß man ſie nicht wohl als durch äußere Einwirkung entſtanden betrachten kann. Auf manchen Inſeln Polyneſiens ſcheinen ähnliche Gebräuche zu beſtehen, ſo erzählt Forſter in der Beſchreibung von Cook's Reiſe, daß auf Taïti die Hebammen, von der Meinung ausgehend, daß eine

platte Nase eine Schönheit sei, den Kindern dieselbe gleich bei der Geburt plattdrücken und diese Operation mehrmals wiederholen; Aehnliches berichten Cook selbst und Ellis William. Eben so sollen diese Verschönerungen auf den Gesellschaftsinseln, dann in einzelnen Theilen von Sumatra und auf Celebes geübt werden. Von den Tartaren erzählt man dasselbe. Daß aber irgendwo eine genauere anatomische Untersuchung angestellt worden sei, ist uns nicht bekannt. Die Erzählung, daß die Hunnen sich die Nasen platt zu drücken pflegten, ist oben schon mitgetheilt.

Daß eine Plattnase nicht Jedermanns Geschmack ist, begreift sich, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir Gebräuchen begegneten, die grade das Gegentheil, nämlich eine möglichst starke Entwicklung der Nase bezwecken. Wir lassen es jedoch dahingestellt, wie viel Wahres an der von Gosse (a. a. O.) mitgetheilten Angabe ist, daß im 16. Jahrhundert in Frankreich die Hebammen die Nase der Neugeborenen fleißig zu ziehen pflegten, um die beliebten römischen Nasen hervorzubringen. Daß die Eitelkeit aber auch heutzutage einzelne Individuen selbst zu sehr gewaltsamen Mitteln greifen läßt, um eine schöne Nase zu erhalten, davon gibt folgende wahre Geschichte ein Beispiel. In einer Stadt, deren Name hier nichts zur Sache thut, erregte vor längerer Zeit die Geschichte einer Nase ziemliches Aufsehen. Ein junger Mann aus guter Familie war, nachdem er gereist und vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt, zu Hause angekommen, mit seiner Nase, die freilich nicht zu den schönsten gehörte, nicht mehr zufrieden. Ein junger Arzt, der sich längere Zeit ziemlich abenteuerlich in der neuen Welt umhergetrieben hatte und den man mit einem eben nicht schmeichelhaften Epitheton von andern gleichen Namens zu unterscheiden pflegte, schlug ihm vor, er wolle ihm eine neue machen. Sein Preiscourant enthielt griechische und römische Nasen, die ziemlich hoch angeschlagen waren, und andere geringere. Der junge reiche Mann entschied sich für die theuerste, eine griechische. In der That wurde ihm eine Nase nicht etwa gedreht, sondern wirklich auf blutige Weise geschnitten. Als der Vater den entstellten Sohn auf dem Krankenlager traf und die kühne Bildhauerei am Lebenden erfuhr, ließ er seinen Hausarzt kommen, der nun freilich am Geschehenen nichts mehr ändern konnte, aber doch weiteres Uebel verhütete. Schmerzen, Blutverlust und magere Kost stimmten die Ansprüche des ästhetischen jungen Mannes sehr herab und er wäre nun mit seiner angeborenen Nase sehr zufrieden gewesen. Diese Geschichte erscheint uns ausnehmend lächerlich, einmal, weil es ein vereinzeltes Individuum ist, das diese Schwärmerei für griechische Nasen hatte, und dann, weil zur Erreichung des Zweckes so kräftige Mittel, wie eine chirurgische Operation, in Anwendung gebracht wurden. Wäre es allgemeine Sitte oder wenigstens anständig, eine bestimmte, erreichbare Form der Nase zu haben und würden langsam wirkende Mittel von der Geburt an angewendet, um dieselbe zu erreichen, so wäre das, statt einer Narrheit, nur eine interessante Sitte, eine Mode. Der Narr ist, muß man leider sagen, nur dadurch Narr, daß er verglichen werden kann. Huldigen mehr oder weniger alle Individuen eines Stammes derselben Narrheit, so werden nur räumlich oder zeitlich von ihnen geschiedene Stämme deren Gebahren als Narrheit, ihre Sitten als lächerlich bezeichnen. Das sehen wir ja recht deutlich an den Kleidermoden oder glauben meine Leserinnen nicht, daß wenn heute vor zehn Jahren eine einzelne Dame in Crinoline und Magyarenhütchen auf der Straße erschienen wäre, es einen förmlichen Volksauflauf gegeben hätte, während wir uns heute das ganz geduldig gefallen lassen?

Auch große Ohren werden von einzelnen Völkern für schön gehalten; von den Reyangs auf Sumatra erzählen bewährte Reisende, daß sie durch Ziehen die Ohren so verlängern, daß sie grade aus dem Kopf hervorstehen.

Eine gesunde, schöne Reihe von weißen Zähnen halten wir Europäer mit Recht für ein nothwendiges Erforderniß zu einem schönen Gesicht und es ist dabei sehr begreiflich, daß, wo eine solche fehlt, die Odontoplastik bemüht ist, im Interesse der Verschönerung das Fehlende zu ersetzen und die „Perlenreihe“ wieder vollständig zu machen. Von diesen zahnkünstlerischen Operationen reden wir natürlich hier nicht, sondern von solchen, welche in der, uns freilich unbegreiflichen, Absicht unternommen werden, eine tadellose Reihe weißer Zähne, wie sie

ein gnädiges Geschick verleiht, im Interesse einer vermeintlichen Verschönerung zu verändern. Daß etwas derart in Europa nicht geschieht, ist wohl kaum nöthig zu bemerken. Sehr verbreitet sind aber derartige Gebräuche in außereuropäischen Ländern, insbesondere in Afrika, in den Malayenländern Asiens und auf den Inseln Polynesiens. Eine insbesondere in den Malayenländern sehr allgemein verbreitete Sitte ist das Färben, d. i. das Schwärzen der Zähne, welchem sehr häufig das Abfeilen des Emails auf der vordern Zahnfläche vorhergeht, damit der Farbstoff besser eindringe. Weiße Zähne gelten da für häßlich, man will keine „Hundszähne," wie man solche verächtlich nennt; wer nicht Zähne schwarz wie Ebenholz besitzt, hat keinen Anspruch auf Schönheit. Die genannte Verschönerungsoperation soll auf Java im 8. bis 9. Jahre, also wahrscheinlich, wenn der Zahnwechsel in der Hauptsache vollendet ist, vorgenommen werden, auf Celebes im 16. Jahre. In einigen Gegenden Sumatra's werden die Zähne mit Goldplättchen belegt. Erscheint uns dieses Schwärzen der Zähne schon seltsam genug, so ist es noch unbegreiflicher, daß, wie dies auf Java und bei den Lampongs auf Sumatra der Fall ist, die Zähne, namentlich die Schneidezähne und Eckzähne bis auf die Wurzeln herab abgefeilt werden. Diese Operation wird in ziemlich feierlicher Weise im 14. bis 18. Jahre vorgenommen und erst nach derselben wird der Javanese als mannbar angesehen, kann als Zeuge vor Gericht auftreten und Contracte abschließen. — Die Sitte, zu einer gewissen Lebenszeit, auch wieder meist zur Zeit der Pubertät, einen oder einige Zähne auszubrechen, besteht bei verschiedenen Völkerschaften, so auf dem Festlande Australiens, wo wenigstens bei den südlichen Stämmen zur genannten Zeit unter eigenthümlichen Ceremonien ein Schneidezahn der Oberkinnlade ausgebrochen wird, und besonders in Afrika. Bei den Batokastämmen in Südafrika werden nach Livingstone zur Zeit der Pubertät bei beiden Geschlechtern die Schneidezähne der Oberkinnlade ausgeschlagen. Das Schönheitsideal, welches sie durch diese Operation zu erreichen streben, ist das Gebiß der Wiederkäuer, insbesondere des Rindviehs, für welches nützliche Thier sie eine zärtliche Verehrung hegen, während sie mit Zähnen der Oberkinnlade dem von ihnen gehaßten Zebra zu gleichen fürchten. Livingstone gibt an, daß in Folge dieser Operation die Zähne der Unterkinnlade stärker wachsen (?), sich etwas krümmen und dem Gesicht einen häßlichen alten Ausdruck verleihen. Für die Kambanegerstämme in Südafrika ist es nach des Reisenden Ladislaus Magyar's Angabe das allgemeine Kennzeichen, daß ihnen drei Vorderzähne der Kinnlade fehlen, welche ihnen — mit Ausnahme der fürstlichen Personen — allen ausgebrochen werden. Dieselbe Sitte findet man auch im Lande Bedscha (nördlich von Abyssinien) und bei den Wakuafis in Südostafrika, die aus Schönheitsrücksichten — und um besser ausspucken zu können — sich einen der untern Schneidezähne ausbrechen, und ohne Zweifel noch in vielen anderen Theilen Afrika's. Die Sitte, den Schneidezähnen durch Feilen eine andere Form zu geben, ist, obschon sie auch auf den Sundainseln und anderen Orten vorkommt, doch vorzugsweise eine afrikanische. Gewöhnlich werden die Schneidezähne spitz gefeilt, wie z. B. bei den Negern in Dar-Fertit, bisweilen aber wird an der Schneide des Zahns ein Einschnitt gefeilt, so daß der Zahn zweispitzig wird. Das letztere ist an dem Schädel eines Negers vom See Nyassy (Südostafrika), der vor mir liegt, zu sehen.

III.

Im Interesse der Verschönerung vorgenommene Mißstaltungen der Gliedmaßen finden wir glücklicher Weise in Europa nicht und indem wir diese betrachten, haben wir also wieder ein gewisses Recht „gesittet „Pfui" zu sagen." Unter den oben genannten Mißstaltungen sind die bekanntesten die der Füße bei den Chinesinnen.

Macartney in seiner „Gesandtschaftsreise nach China" gab darüber zuerst ausführlichere Nachrichten und zwar folgende: „Die Frauen waren nur in den Kaufläden, an der Hausthür oder am Fenster zu sehen. Auch muß ihnen, dem Anschein nach, das Gehen sauer werden, denn so viel wir ihrer sahen, so hatten sie, selbst unter den niedrigsten Volksclassen, ungewöhnlich kleine oder vielmehr verkrüppelte Füße . . . (Fig. 16). Die große Zehe läßt man allein ungestört und

grade auswachsen, die vier anderen aber werden unter die Fußsohle gebogen und dort so fest gebunden, daß sie gleichsam mit derselben zusammenwachsen und nicht mehr zu bewegen sind.“ Nach neueren Mittheilungen eines längere Zeit in Tchusan stationirt gewesenen Arztes ist dies jedoch nur der erste Theil der Operation, die im Verlauf des zweiten Lebensjahres beginnt; im dritten Jahre — das ist der zweite Theil der Operation — wird der Fuß mit der großen Zehe allmälig so gekrümmt, daß die große Zehe so nahe als möglich an die Ferse kommt. Diese Procedur ist viel schmerzhafter als die vorangegangene und bringt vielen schwächlichen Kindern den Tod. Sie unterbleibt deshalb von Seiten solcher Eltern, welche ihre Kinder nicht gradezu in Lebensgefahr stürzen wollen. Die Bandage wird nie gelockert, sondern von Monat zu Monat immer fester angezogen. Ist das Ziel erreicht, so besteht der Fuß, von unten gesehen, bloß aus einem Stück großer Zehe und einem Stück Ferse, zwischen welchen beiden eine Schwiele liegt. Frauen, die — nach chinesischer Landessitte zu reden — in diesem Punkt „nicht vernachlässigt“ sind, haben in der Regel so kurze und so kleine Füßchen, daß sie, schon ziemlich erwachsen, noch immer nicht, ohne geführt zu werden, gehen können und, weil sie gleichsam nur mit den Fersen auftreten, Zeitlebens einen schwankenden Gang behalten. Zu Macartney's Zeiten wenigstens war die Tyrannei der Mode in diesem Punkt so groß, und diese Verkrüppelung so allgemein, daß nur wenige von der niedrigsten Volksclasse sich allein davon ausgeschlossen hatten, die dann auch durchgehends für sehr verächtlich gehalten und zu den niedrigsten Diensten gebraucht wurden.

Fig. 16.

Fuß einer Chinesin.

Daß ähnliche Mißstaltungen der Füße, wenn auch in viel geringerem Grade, auch bei uns durch zu enge Schuhe erzeugt werden, davon kann man sich oft genug überzeugen.

Die Verstümmelung durch Abschneiden einzelner Fingerglieder, wie sie bei Negervölkern, in Australien, den Tongainseln vorkommt, gehört nicht hierher, da sie nicht im Interesse der Verschönerung, sondern aus andern, abergläubischen Gründen, z. B. um bei Krankheiten durch das Opfern des einen Gliedes den ganzen Körper zu retten, vorgenommen werden. Wohl mag aber das Wachsenlassen der Nägel, wie wir es insbesondere in China finden, hier eine Erwähnung finden.

IV.

Den Beschluß unserer Darstellung mögen diejenigen Sitten machen, welche eine Verzierung der Körperoberfläche der Haut durch in dieser selbst angebrachte unaustilgbare Zeichen zum Zweck haben. Diese Zeichen sind entweder einfache, durch Verwundung erzeugte erhabene Hautnarben oder es sind farbige, nicht erhabene Figuren, Tättowirungen.

Fig. 17.

Kopf eines Negers mit einer Hautnarbe auf der Stirn.

Was die einfachen Hautnarben betrifft, so besteht die Sitte, solche zu erzeugen, z. B. in Südaustralien. Wir erfahren aus einem neueren Berichte über die Eingeborenen der Colonie Victoria, daß sie sich mit Knochen- oder Kieselanzetten oder mit Muschelschalen Einschnitte machen. Der

Operateur öffnet die Wunde am nächsten Tage wieder, spritzt Wasser hinein und so nochmals. Man läßt die Wunden nicht heilen, bis sie groß genug sind, daß sie beim Heilen erhabene Narben zurücklassen. Diese stehen meist in parallelen Strichen auf Brust, Schulter, Armen und der vordern Fläche der Schenkel. Die Formen der Narben sollen Unterscheidungszeichen für verschiedene Stämme bilden. Auch auf einzelnen der Südseeinselgruppen, z. B. den Carolinen (auf Feis), dann den Gilbertsinseln, den Fidschiinseln und der nördlich von diesen gelegenen Insel Rotuma besteht die Sitte der Narbenbildung. Wohl am verbreitetsten ist dieselbe in Afrika (Fig. 17). Die Hautnarben vertreten hier, wie richtig bemerkt wurde, ganz die Stelle theils eines nationalen (indem sie bei verschiedenen Stämmen verschieden sind), theils eines persönlichen Wappens, daher werden gewöhnlich die social so tief stehenden Weiber nicht damit versehen und die Sclaven haben nicht dieselben Narben wie die Freien. Einzelne Völker, wie die Fullah's, sollen sich keine Narben machen, weil ihnen dieselben als Zeichen der Sclaverei gelten.

Daß schon die Hunnen ihr Gesicht mit Narben durchfurchten, erzählt Ammianus Marcellinus.

Das Tättowiren hat wohl die ausgedehnteste Verbreitung auf den Inseln der Südsee und wird hier von einzelnen Stämmen mit einer solchen Vollkommenheit geübt, daß ein tättowirter Körper selbst auf uns Europäer einen angenehmen Eindruck macht. Der Grund dieser Sitte ist offenbar einmal der, unter Himmelsstrichen, in welchen eine Kleidung nicht getragen wird, den nackten Körper des Schmuckes nicht ganz entbehren zu lassen, welcher diesem sonst durch Kleider ꝛc. verliehen wird, und so gleichsam die Nacktheit zu bekleiden und zu verhüllen, und dann, wie wir dies so eben auch für die Hautnarben bemerkt haben, vertritt dieser Schmuck, der nicht bei Allen der gleiche ist, zugleich die Stelle theils eines nationalen, theils persönlichen Wappens. So sind z. B. auf Nukahiwa Diener, Sclaven und Individuen niederen Ranges gar nicht oder nur wenig tättowirt, Häuptlinge am vollkommensten und von Kopf zu Fuß, so daß sie, da die Figuren bläulich erscheinen, wie mit einem eng anliegenden zierlichen Panzerhemd bekleidet zu sein scheinen. Frauen sind anders, an anderen Theilen und mit anderen Figuren geschmückt als die Männer. Am vollendetsten wird wohl diese Kunst geübt auf der eben genannten Insel Nukahiwa und auf Neuseeland*). Wir erfahren über die Art und Weise der Vornahme dieser Operation Folgendes: Man bedient sich dabei entweder eines aus einem Stück Schildkrötenschale gefertigten Sägeblattes mit 5 graden spitzigen Zähnen (Nukahiwa), oder eines Art Hohlbeils mit gezahnter Schneide (Lugunon), oder eines spitzzahnigen Kammes (Jonga), oder auch eines aus einem Federkiel oder einem Albatroßknochen (Neuseeland) geschnitzten Meißels, der in einem spitzen Winkel an ein Heft von Holz befestigt ist. Auf die vorher bezeichneten Stellen wird das spitze Instrument, nachdem es vorher in die Farbe (meist mit Wasser angerührte Kohle, häufig Cocoskohlenpulver) eingetaucht worden, aufgesetzt und durch das Aufschlagen mit einem Stück Holz durch die Haut eingetrieben, bis das Auströpfeln von Blut die gehörige Tiefe zeigt. Auf Neuseeland wird dann das Pulver (Kohle, Braunstein oder eine vegetabilische Farbe) eingerieben. Die Operation ist natürlich nicht schmerzlos, erzeugt in der Regel Brennen und Geschwulst, bisweilen aber auch viel heftigere Erscheinungen und wird theils aus diesem Grunde, theils weil die Figuren zugleich auch für

Figur 18.

Tättowirter Kopf eines Neuseeländers.

*) Mehreres hierüber in dem eben erschienenen dritten Bande der Novarareise Seite 108.

die einzelnen Lebensalter Unterscheidungszeichen bilden, nicht über den ganzen Körper auf einmal, sondern nur nach und nach vorgenommen. Auf Neuseeland wird zuerst im 20. Jahre damit begonnen und das Ganze erst nach Jahren vollendet. Die Zeichnungen näher zu beschreiben, würde hier zu weit führen und es wird ein Blick auf die Zeichnung (Figur 18) ein viel klareres Bild geben, als es die ausführlichste Beschreibung thun könnte. — Nur wenig verbreitet ist dieser Gebrauch in Asien (mit Ausnahme der Sundainseln), Afrika und Amerika. Doch finden wir selbst in Europa*) Individuen, die daran Geschmack finden, und unter den Soldaten namentlich viele, die sich durch Anzünden von zerriebenen Pulverkörnchen auf Hautstichen mit Tättowirungen geschmückt haben.

Die Guanoinseln.**)

Der dritte Band der von Dr. Scherzer beschriebenen Weltfahrt der „Novara" ist erschienen und damit das ganze Werk beendet. Die Beschreibung der Südseeinseln und eines Theiles von Südamerika bildet nebst der Rückfahrt den Inhalt dieses letzten Bandes. Bei der Ankunft in Valparaiso erhielt die Novara Nachricht von dem Stand des österreichisch-französischen Krieges in der Lombardei und es wurde beschlossen, ohne größere Zwischenstationen die Fahrt um das Cap Horn und von da nach Gibraltar zu beenden. Dr. Scherzer trennte sich in Valparaiso von der Reisegesellschaft, schlug den Landweg über den Isthmus von Panama ein, ging dann über England nach Gibraltar, wo er die Novara wieder antraf, und machte die Rückreise bis Triest wieder auf derselben mit.

Unter vielen interessanten Capiteln wählen wir dasjenige über die Guanoinseln, welche Scherzer von Valparaiso aus besuchte, um unsern Lesern die Art und Weise der Schilderung vorzuführen.

Zehn englische Meilen östlich von Pisco, der Stadt fast gegenüber, liegen die berühmten Chincha- oder Guanoinseln. Nach diesen war jetzt der Curs gerichtet. Es sind drei kleine, dicht nebeneinander aus dem Meere ragende Eilande, von welchen das nördlichste bereits am meisten ausgebeutet ist. Auf diesem letztern befindet sich auch die Hauptansiedlung, aus mehr als 100 Holzhütten und einer Bevölkerung von 200 bis 250 Seelen bestehend. Im Jahre 1858 lebten noch gegen 2000 Menschen auf den Inseln, und mehrere hundert Schiffe lagen zuweilen im Hafen vor Anker, um die werthvollen Vogelexcremente aufzuladen, aus welchen die Hauptmasse dieser Insel besteht. Zur Zeit meines Besuches hatte die Ausbeute etwas abgenommen, die Zahl der Arbeiter sich vermindert und der Hafen war nur von wenigen Schiffen besucht.

Die Inseln haben ein trauriges, kahles, wüstes, Steinbrüchen ähnliches Aussehen; die nämliche Substanz, welche, in geringer Quantität angewendet, die Productivität des Bodens so wunderbar fördert, erstickt hier durch ihre Massenhaftigkeit jede Vegetation und läßt die befruchtende Kraft nicht ahnen, die sie birgt. Die Nordinsel hat eine Längenausdehnung von 4200 Fuß und eine Breite von 1500 bis 1800 Fuß. Ihre Höhe beträgt 150 bis 180 Fuß.

Der aus den Excrementen verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scherenschnäbeln, entstandene Guano bildet Schichten von theils graubrauner, theils rostrother Farbe, welche an einigen Theilen eine Mächtigkeit von 120 Fuß erreichen. Die Hütten der Ansiedler sind auf den Guanolagern errichtet. Auch ein hübsches comfortables Hotel befindet sich seit Kurzem auf der Insel. Alle Lebensbedürfnisse, selbst Trinkwasser, müssen 14 Meilen weit vom Festlande bezogen werden. Daher ist auch das Leben ziemlich kostspielig, aber keineswegs entbehrungsreich oder freudenleer. Einer der Bewohner, ein Schwede, welcher auf der Insel einen kleinen Kaufladen besitzt, sagte zu mir: „Wir leben auf den Chinchainseln so gut und behaglich, wie man nur auf irgend einem Punkte der Erde leben kann, und haben sogar zuweilen Musik und Tanz."

Im Mai 1859 bestand die Bevölkerung

*) Daß die Tättowirung in einzelnen Fällen selbst von der Chirurgie benutzt wird, z. B. um entstellende Muttermäler durch Tättowiren mit Weiß mehr zu bergen, sei hier gelegentlich ebenfalls erwähnt.

**) Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1862.

aus 50 Europäern, 50 Chinesen und 250 Peruanern und Negern. Die Mehrzahl bildeten Arbeiter, welche bald als „Mangueros," bald als „Abarrotadores" unter großen Anstrengungen damit beschäftigt sind, den erhärteten Vogeldünger zu gewinnen und nach den Ladungspunkten zu schaffen. Die freien Arbeiter erhalten $1^1/_2$ bis 2 spanische Dollars Tagelohn; die Chinesen dagegen nur 5 Dollars monatlich und eine Reisration täglich. Ein peruanischer Plantagenbesitzer, Domingo Elias, hatte es versucht, mehrere hundert Chinesen auf seine Kosten einzuführen, welche, wie die nach Westindien exportirten Kulis, ihre Reisespesen abverdienen mußten. Man beutete die Arbeitskraft der armen Söhne des Mittelreiches auf die roheste Weise aus. Während sie, mit Sträflingen vereint, länger und anstrengender als die andern Tagelöhner arbeiten mußten, erhielten sie nur den zehnten Theil des üblichen Lohnes dafür bezahlt.

Der Gesundheitszustand wurde mir als äußerst günstig geschildert. Die Guanoarbeiter stellen das geringste Contingent an Kranken und selbst der höchst unangenehme penetrante Geruch des ammoniakreichen Düngers scheint nichts weniger als schädlich auf die Athmungswerkzeuge zu wirken, indem Lungenkrankheiten unter den Arbeitern seltene Erscheinungen sind. Ja, man will vielmehr wahrgenommen haben, daß Lungenleidende im ersten Stadium von einem längern Aufenthalte auf den Guanoinseln Nutzen zogen und physisch gebessert nach dem Festlande zurückkehrten.

Die mittlere Insel zeigt ebenfalls schon Spuren theilweiser Ausbeute, aber die Arbeiten sind daselbst wieder unterlassen worden. Sie ist dermalen völlig unbewohnt; doch erblickt man noch auf der Anhöhe einige Holzhütten, welche früher den Arbeitern zur Unterkunft dienten, so wie einige jener eigenthümlichen Vorrichtungen (shoots) zur leichtern Ansammlung und Einschiffung des Guanos.

Die südlichste der drei Inseln befindet sich ganz im primitiven Zustande und ist völlig unausgebeutet. Keine Spur menschlicher Thätigkeit ist darauf sichtbar.

Die ersten Versuche, den peruanischen Guano oder Huanu als Düngungsmittel nach Europa auszuführen, wurden im Jahre 1832 gemacht; dieselben fielen aber so ungünstig für die Unternehmer aus, daß erst acht Jahre später das peruanische Handlungshaus Quiros neuerdings seine Aufmerksamkeit dem Guano als Handelsartikel zuwendete und von der Regierung von Peru das Recht der Ausfuhr desselben gegen Entrichtung einer bestimmten Pachtsumme für die Dauer von sechs Jahren erwarb. Anlaß dazu gaben die Versuche, welche um jene Zeit durch einen Herrn Meyers in Liverpool mit dem Guano gemacht worden waren und überraschende Resultate erzielt hatten.

Vom März bis October 1841 wurden in 23 Schiffen 6125 Tonnen Guano von Peru nach England, Hamburg, Antwerpen und Bordeaux versendet. Im November desselben Jahres brachte das englische Barkschiff Byron die erfreuliche Nachricht nach Peru, daß die Tonne Guano in England für 28 Pfund Sterling verkauft worden war. Dieses ganz unerwartete, großartige Resultat hatte zur Folge, daß die Regierung mittelst Decretes vom 17. November das mit Quiros getroffene Uebereinkommen für nichtig erklärte und Speculationslustige von Neuem zur Pachtung der Guanoausfuhr einlud.

Seit jener Zeit hat der Export dieses wichtigen Düngungsmittels nach allen Theilen der Erde nie geahnte Dimensionen angenommen. Derselbe erreichte in den letztern Jahren die ungeheure Menge von 500,000 Tonnen (à 2000 Pfund) und hat der Regierung jährlich eine Summe von 12 bis 15 Millionen spanische Piaster eingetragen.

Die Pächter verkaufen den Guano für Rechnung der peruanischen Regierung, und erhalten dafür eine Commissionsgebühr von $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Procent; ferner werden ihnen die allerdings sehr bedeutenden Vorschüsse in Barem mit 5 Procent verzinset. Die Contracte werden gewöhnlich für vier Jahre abgeschlossen.

Eine genaue Erforschung und Aufnahme der Inseln fand erst im Jahre 1853 durch den französischen Ingenieur C. Faraguet statt. Nach dessen ziemlich umfassenden, im Vereine mit mehrern andern wissenschaftlichen Männern ausgeführten Arbeiten und Berechnungen stellte sich die im September 1853 auf der nördlichen Insel vorhandene Menge Guano auf 4,189,477 peruanische Tonnen oder 83,789,540 Cent-

ner heraus. Die mittlere Insel besitzt nach derselben Quelle 2,505,948, die südliche 5,680,675 Tonnen; der Cubikinhalt sämmtlicher drei Inseln an Guano würde somit zu jener Zeit 12,376,000 Tonnen oder 247,522,000 Centner betragen haben, was nach dem durchschnittlichen Verkaufspreis einen Werth von 556 Millionen Pesos oder von 1200 Millionen Gulden darstellt. Seit dem Jahre 1841, wo die ersten beträchtlichen Ausfuhren stattfanden, bis zum Jahre 1861 wurden von den Chinchainseln ungefähr 3 Millionen Tonnen Guano im Werthe von 135 Millionen Pesos exportirt.

Man hat sich anfänglich bei der Schätzung der Quantität der auf den drei Inseln im Laufe von Jahrtausenden ungestört angehäuften Vogelexcremente des doppelten Irrthums schuldig gemacht, diese zu hoch und die Zahl der jährlich davon ausgeführten Tonnen zu niedrig anzuschlagen. Daher kam es, daß einige einheimische und fremde Schriftsteller die Meinung aussprachen, die auf den Chinchainseln bestehenden Guanolager würden erst nach vielen Jahrhunderten erschöpft werden können. Nun stellt es sich aber heraus, daß, wenn die Nachfrage auch nur in gleichem Verhältnisse wie gegenwärtig fortdauert, kaum 25 bis 30 Jahre erforderlich sein dürften, um mit dem auf den Chinchainseln vorhandenen Vogeldünger aufzuräumen.

Allerdings wird noch auf vielen andern Inseln und unbewohnten Vorgebirgen der ganzen Westküste von Südamerika Guano gefunden; auf den Inseln südlich von Callao sollen allein über 7 Millionen Tonnen von diesem werthvollen Düngungsmittel vorhanden sein. Aber selbst wenn sich diese Quantität in der That vorfindet, wird sie bei dem gegenwärtigen Bedarf an Guano kaum für mehr als 10 bis 15 Jahre ausreichen, während die Bildung von neuen Guanolagern immer mehr auf einsame, schwer zugängliche Inseln im Ocean beschränkt wird. Denn sobald man solche Guanolager auszubeuten beginnt, werden sie rasch von den Vögeln verlassen, die sich immer mehr von den Inseln in der Nähe der Küste und des Schiffsverkehres zurückziehen.

Die peruanische Regierung scheint die große Calamität nicht zu ahnen, welche dem Lande bevorsteht, wenn mit der Erschöpfung dieser Guanolager auch die größte Einnahmequelle des Staates versiegen wird. Sonst könnte sie unmöglich von den ungeheuren Summen, welche der Staatsschatz jährlich aus der Ausbeute der Vogelmistinseln zieht, einen so unweisen Gebrauch machen. Für die Herstellung von Straßen und Eisenbahnen zur Erleichterung des Verkehrs mit den so fruchtbaren Provinzen des Innern, für die Hebung der Agricultur und des Handels geschieht so viel als nichts. So wie diese reiche Staatseinnahme nicht durch den Fleiß und die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung geschaffen wird, eben so bleibt sie für dieselbe auch ohne erheblichen Nutzen. Die Regierung von Peru beutet die Guanolager als Monopol aus und vergeudet die dadurch gewonnenen Summen in ehrgeizigen Unternehmungen und Kriegszügen gegen Ecuador und Bolivien, welche das Land in beständiger Aufregung erhalten und nur seine Lasten vermehren. Der Vogelmistreichthum geht in Pulverdampf auf! Wie gewonnen, so zerronnen.

Ueber einige Thiere

im Regentspark bei London.

Ueber den zoologischen Garten des Regentspark zu London, welcher als der bedeutendste der Welt gelten kann, gibt Dr. D. F. Weinland in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ interessante Mittheilungen, aus denen wir nachfolgend Einiges zusammenstellen:

Mit Liebhaberei, ja mit fast verschwenderischem Luxus ist im Regentspark für die Raubthiere gesorgt, die denn auch in einer Mannigfaltigkeit und Schönheit vertreten sind, wie sonst nirgends.

Von Bären finden wir den Eisbären, den braunen, den syrischen, den nordamerikanischen, den thibetanischen und den Lippenbären. Der Lippenbär, der früher ein ziemlich gutmüthiger Bursche zu sein schien, gilt jetzt im Regentspark als der treuloseste und bösartigste unter allen dortigen Bären, seit er einem Chirurgen, der seine Zähne unter-

suchen wollte, den Finger abgebissen. Der Finger, dessen früherer etwas verschämter Besitzer erst nach einigen Jahren zufällig entdeckt wurde, soll noch heute in Spiritus als Corpus delicti aufbewahrt werden.

Auch in der Geschichte der Zoologie hat bekanntlich diese Bärenart einen gewissen Namen dadurch erhalten, daß man ihn lange gar nicht als Bären erkannte, sondern weil die Vorderzähne an erwachsenen Schädeln gewöhnlich fehlen, ihn für einen Edentaten, für ein Faulthier hielt. Noch Pallas führt ihn zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Bradypus ursinus auf.

Der thibetanische Bär, mit schneeweißem Dreieck auf der Brust, ist dem Lippenbär im Baue ähnlich, aber glatthärig. Der syrische, auch in der Bibel genannte Bär ist wohl nur eine langohrige, gelbliche und dünner behaarte Abart unseres braunen Bären, und es bildet in der That der schmalköpfige, langohrige, hellfarbige, siebenbürgische Bär einen Uebergang. Von dem braunen Bären, von welchem der Frankfurter Garten die russische und siebenbürgische Varietät besitzt, findet sich im Regentspark ein wahres Ungeheuer, ein uralter, träger, halb blinder Russe, der, wenn er sich an dem Gitter aufrichtet, ungefähr sieben Fuß hoch ist.

Die natürliche Reihe von den Bären zu den katzenartigen Raubthieren wird durch die Familien der Waschbären, Dachse, Fjälfraße, Mangusten und Marder vermittelt. Von diesen sind besonders die sonst nicht häufigen Fjälfraße und die Mangusten im Regentspark gut vertreten. Wir finden den schönen Fjälfraß von Norwegen, sodann den Grison (Grisonia vittata) vom Rio Paranna in Südamerika, ferner den Binturong (Arctictis Binturong), schwarz, mit weißem Bart, den sogenannten Affentiger der Birmanesen, ebenfalls ein Fjälfraß, der in Assam in Hinterindien zu Hause ist und endlich den Honigratel (Mellivorus ratel) von Süd-Afrika, ein außerordentlich munteres Thier, das, wie manche besonders schlaue oder thörichte Menschen, plötzlich ein ganz anderes Gebahren annimmt, wenn es sich bemerkt glaubt, außerdem aber den Zuschauer durch Purzelbäume zu unterhalten und zu fesseln sucht.

Von Mangusten, jenen marderartigen Thieren von Afrika und Asien, deren Eines unter dem Namen Pharaonsratte als Vertilger der Krokodilseier von Büffon her bekannt ist, findet man im Regentspark drei Arten, unter denen besonders der schön gebänderte (Herpestes fasciatus) von Mozambique auffällt. Alle diese Ichneumons leben, wie die Edelmarder, besonders von Vogeleiern, die ich sie dadurch öffnen sah, daß sie sie mit den Pfoten ergriffen und gegen den harten Boden schlugen. Diese Manipulation erstaunte uns nicht wenig. Bekanntlich fand man von jeher ein bedeutendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen von den Thieren darin, daß man dem Menschen den Gebrauch von Instrumenten vindicirte, während die Thiere außer den ihnen von der Natur gegebenen Organen, den Zähnen, Händen u. s. f. keine künstlichen Organe, d. h. keine Werkzeuge benutzen sollten. Doch ist dieser Satz, wenigstens von den Affen, nicht ganz festzuhalten. Denn wer hat es nicht schon gesehen, wie Affen, besonders Paviane, ihren Angreifer mit Steinen, Sand u. s. f. werfen. Das sind doch wohl auch Werkzeuge; ja noch mehr! — Einer unserer Affen, ein rother Pavian, gebraucht zuweilen einen steifen Strohhalm, um ein Stückchen Brot oder dergleichen, die zufällig außerhalb des Bereichs seiner Arme liegen, z. B. wenn solche außerhalb des Gitters gefallen, herbeizuholen. Das ist doch ein deutliches Werkzeug, freilich noch immer kein menschliches; es ist ein rein momentanes, das nach dem einmaligen Gebrauche sofort wieder weggeworfen wird. Wirkliche Werkzeuge, zu einem besondern Zwecke erwählt und für den jedesmaligen Gebrauch beibehalten, hat, wie es scheint, nur der Mensch, und zwar hatte sie der Mensch schon auf der niedrigsten Stufe seiner Bildung; denn wo wir in den Lagen des Erdbodens Spuren von Menschen finden, da finden wir auch deren Werkzeuge, die im Anfang bekanntlich aus Stein gefertigt waren.

Doch kehren wir zu unserm Ichneumon im Regentspark zurück, welcher sein Ei öffnete, indem er es gegen den Boden schlug. Offenbar benutzte auch dieses Thier, ganz in der Art der Affen, den harten Boden als eine Art von Werkzeug, vermöge dessen es die Schale erbrach; und von seiner Handlung war nur ein kleiner Schritt zu der andern, daß es einen Stein ergriffen hätte, um damit das Ei aufzuschlagen.

Das kleine Raubthierhaus, in welchem alle dieſe kleinen Fleiſchfreſſer untergebracht ſind, gehört zu den intereſſanteſten Partien des Regentsparks; intereſſant eben dadurch, daß man hier faſt jede Gattung in einer ganzen Anzahl von Arten nebeneinander ſieht, ſo daß ſich die ſchönſten Vergleichungspunkte nicht etwa nur in Beziehung auf Färbung, Größe u. ſ. f., ſondern auch im ganzen Betragen und Weſen des Thieres als unmittelbare Reſultate einer vielleicht nur viertelſtündigen Beobachtung ergeben. So kann die Unterſcheidung zweier einander ſehr ähnlichen Arten, die auf dem Muſeum, wo man nur den trockenen Balg ohne Formen, ohne Augen, ohne Bewegung vor ſich hat, trotz tagelangen Studiums und Vergleichens gradezu zur Unmöglichkeit wird, hier an lebenden Thieren oft in einigen Minuten für immer feſtgeſtellt werden. Beiſpielsweiſe wollen wir nur an die zwei Arten deutſcher Marder, den Edelmarder und Steinmarder erinnern. Die Jäger hatten längſt beide auf's Beſtimmteſte unterſchieden, ſicher nicht an der Kehle allein, die bei dem erſtern gelb, bei dem andern weiß iſt, ſondern an dem ganzen Bau, Nahrungsweiſe, Aufenthalt, Bewegungen u. ſ. f. Die Zoologen aber, die früher immer nur die Bälge erhielten und unterſuchten, erklärten lange die zwei Arten nur für zwei Varietäten. Noch während meiner Studienzeit war die Frage unentſchieden, und erſt ſeit etwa ſechs Jahren zweifelt Niemand mehr an dem Beſtehen der beiden Species.

Von den Bären und Mardern gehen wir über zu den Katzen des Regentsparks. Während der Bär mit der ganzen Sohle auftritt, wie der Menſch, tritt der Marder zwar bereits nur noch mit den Fingern auf, wie die Katze, aber während die letztere die ganze Sohle aufrichtet und recht eigentlich auf den Zehen geht, nehmen die Sohlen bei dem Marder noch eine ſchiefwagrechte Stellung ein. In ähnlicher Weiſe bilden die Marder auch in Gebiß und Nahrung den Uebergang von den Bären zu den Katzen.

Von Katzen finden wir im Regentspark vor Allem in prächtiger Auswahl die großen Räuber von Aſien, Afrika und Amerika, die Tiger, die Löwen und die Cuguare. Von Löwen war die Auswahl im Regentspark im Augenblick nicht groß; und dies iſt um ſo mehr zu bedauern, als man hier in einem Lande, das mit allen verſchiedenen Theilen Afrika's und Aſiens Handelsbeziehungen hat, endlich einmal alle vier oder fünf verſchiedenen Racen von Löwen zu finden hofft. Außer dem Löwen der Berberei ſah Weinland im Regentsparke einen vom Cap, ein herrliches, majeſtätiſches Thier, das eine ſehr dunkle, faſt ſchwarze Mähne hatte, ſodann einen babyloniſchen Löwen, der 1856 jung in den Garten kam. Bekanntlich hat man behauptet, alle aſiatiſchen Löwen ſeien mähnenlos, allein dies wird ſchon durch die in Skulptur (in Granit) ausgeführten Löwenkoloſſe im britiſchen Muſeum widerlegt, die von Babylon kommen, noch deutlicher freilich und ſicherer durch das lebende Exemplar im Regentsparke. Dies hat nämlich im Verhältniß zu ſeinem Alter eine vollere und ſchönere Mähne als der Caplöwe daneben, welche Race doch durch die ſchönſte Mähne ſich auszeichnen ſoll. Der rothe Senegallöwe, ſowie der — ſicher mähnenloſe — Guzeratlöwe, der ſeinen Jagdbezirk mit dem Tiger theilt, fehlt im Augenblicke im Regentsparke.

Von Leoparden oder Panthern finden wir eine außergewöhnliche Anzahl. Hier liegt wieder ein Fall vor, wo die Zoologie mit der Artbeſtimmung noch nicht im Reinen iſt. Gibt es zwei Arten von Leoparden, oder ſind der aſiatiſche und afrikaniſche identiſch? Oder gibt es eine Art, die in Aſien und Afrika zugleich vorkommt, und noch eine andere größere, die in Nord-Weſt-Afrika lebt? Dieſes letztere erſcheint Sclater das Wahrſcheinlichſte. Wir ſelbſt haben auf unſerer Rundreiſe und ſeit Jahren ſchon eine große Anzahl dieſer Thiere geſehen und — ganz ohne Rückſicht auf das ſo oft unſichere Vaterland nur ſo viel ermitteln können, daß es zwei ziemlich conſtante Varietäten von Leoparden gibt; eine ſchlanke, feine, langgeſtreckte, gewöhnlich von dunkler Grundfarbe und reichern und kleinern ſchwarzen Flecken und eine andere plumpe, zur Fettigkeit geneigte, kurze, unterſetzte Varietät, mehr jaguarähnlich, von hellerer Grundfarbe und offeneren und größeren Flecken und dieſen in geringerer Anzahl. Aber ob es nicht Uebergänge zwiſchen beiden gibt? Der Melas oder ſchwarze Leopard von Java, von dem der Antwerpener Garten

zwei Prachtexemplare zeigt, gehört sicher als einfache Farbenvarietät zur ersteren Race. — Dagegen gehört der interessante braune Panther, den wir vor Kurzem in der Kreuzberg'schen Menagerie sahen, eher zur zweiten gröbern Race, oder bildet er eine eigene Art? Hierüber kann endgiltig nur der Schädel und das Skelet entscheiden.

Von amerikanischen Katzen finden wir daselbst den schönen Ozelot, den zahmen Puma und überdies den wilden Jaguar, diesen aber in zwei Racen oder vielleicht Arten. Von dem eigentlichen Jaguar, der brasilischen Felis onca, hat nämlich Sclater eine mexikanische Art unter dem Namen Felis Hernandezii unterscheiden zu müssen geglaubt; ob mit Recht, muß später das Skelet zeigen. Ein Weibchen dieser mexikanischen Art kam im Sommer 1854 von Mazatlan nach dem Regentspark, und im September 1861 hatte sie eben ein prächtiges Junges etwa von der Größe eines starken Dachshundes, an den es auch durch seinen langen Körper und die kurzen Beine lebhaft erinnerte.

Alle diese tropischen Katzen sind mit den Bären in dem massiven Raubthierhaus untergebracht, einem in Quader aufgeführten, von Nord-West nach Süd-Ost laufenden Bau von circa 200 Fuß Länge und 40 Fuß Breite. Derselbe hat auf jeder Seite etwa ein Dutzend Käfige. Von jedem Käfig führt eine Thür nach innen in ein Zimmer, wo die Thiere den Winter und die Nacht zubringen. Das Dach des Hauses ist platt und bildet vermittelst breiter steinerner Treppen an beiden Enden eine Fortsetzung der Hauptstraße des Gartens, die vom Nordeingange herkommt. Dieser kolossale Bau muß enorme Summen gekostet haben und machte auf uns zwar einen äußerst soliden, aber schwerfälligen Eindruck.

In Beziehung auf die Pflege der tropischen Raubthiere bemerkten wir noch eine sehr zweckmäßige Einrichtung in deren Käfigen, nämlich eine Art von Bettstellen im Hintergrund: eine etwa 8 Fuß lange und 4 Fuß breite hölzerne Lade, in welcher sich Heu und bei manchen ein Teppich befindet, und wo das Thier bei Nacht und auch wohl bei Tage wie in einem Bette schläft. —

Auch die Hyänen machen einen Theil dieser großen Raubthiergalerie aus und zwar finden wir alle drei bekannten Arten, sämmtlich von Afrika stammend. Die gestreifte (Hyaena striata), sodann die gefleckte (Hyaena crocuta), schmutziggrau mit braunen Flecken, und endlich die Hyaena brunnea oder braune Hyäne, die in Beziehung auf den Bau der Hyaena crocuta näher zu stehen scheint, sie ist einfach gelblichbraun und ihr langes Haar scheitelt sich in sehr eigenthümlicher Weise auf dem Rücken, etwa wie bei dem großen Ameisenbären. Ueber ihren Charakter konnte nur so viel beobachtet werden, daß sie hierin mehr der gemeinen, bekanntlich sehr feigen — gestreiften Hyäne gleicht als der wilden Hyaena crocuta, welche letztere mehr das Naturell des Wolfes zu besitzen scheint.

Noch ist das seltenste und schönste Raubthier des Gartens nicht genannt, der Wolkentiger (Felis macroscelis); ein Jaguar im Bau, aber kleiner und niedriger auf den Beinen; seine Färbung ist gelblich, mit breiten und langen verwaschenen, wolkigen Flecken. Diese sind sehr groß und verlaufen besonders quer über die Flanken her, so daß seine Zeichnung gewissermaßen den Uebergang von den Querstreifen des Tigers zu den Flecken des Leoparden bildet.

Das Exemplar, das gegenwärtig im Regentspark lebt, und ein anderes, das mit ihm gekommen, aber gestorben ist, sind die einzigen, die je in Europa gesehen worden. Selbst seinen Balg findet man nur im britischen Museum, in keinem andern, nicht einmal in dem von Leyden, wo sonst die ostindischen Thiere am besten vertreten sind. Diese Thiere kamen aus Assam und sind das Geschenk eines britischen Officiers.

Außer durch seine Schönheit zeichnet sich der Wolkentiger im Regentsparke noch durch seine merkwürdige Zahmheit aus. Nicht nur daß der Wärter zu ihm hineingeht und der Tiger ihm in jeder Beziehung folgt; sondern auch gegen jeden fremden Besucher ist dieser äußerst zutraulich. Er ließ ohne Weiteres den Kopf krauen und wetzte — vor Freude über die ihm erwiesene aufmerksame Behandlung — seine Krallen an dem Baume, der in seinem Käfig steht und auf dem er in der Regel sitzt. Freilich muß bemerkt werden, daß derselbe erst einen Tag alt, also noch blind war, als er in Gefan-

genschaft gerieth; und so mag das Zahmsein ganz individuell und diesem Exemplare eigenthümlich sein.

Am Schlusse der Katzenreihe, als Uebergang zu den Hunden, erwähnen wir noch zwei Geparde oder Cheetah, die für sich allein ein großes Zimmer bewohnen. Es scheint, daß dieselben nur dadurch am Leben zu erhalten sind, daß man ihnen einen großen Raum gibt, oder sie täglich spazieren führt, wie man es in Berlin thut. In engen Käfigen eingeschlossen sterben sie bald. So hören wir, daß auch der schöne Gepard des Kölner Gartens, dem man eine Taube zur Gesellschafterin gegeben, kürzlich verendete.

Von Wölfen und Füchsen sind uns im Regentspark aufgefallen: der indische Wolf (Canis pallipes) mit blassern Extremitäten, sonst unserm europäischen ganz ähnlich, sodann der abyssinische Wolf (Canis simensis), kleiner und mehr schakalähnlich, weiter der schwarzrückige Schakal vom Cap (Canis mesomelas), ferner vier Füchse, der brasilische (Canis Azarae), der Saborafuchs (Canis niloticus), der große Rothfuchs (Canis fulvus) von Nord-Amerika, und endlich der werthvolle Silberfuchs (Canis argentatus) von der Hudsonsbai, der sich sogar in diesem Parke fortgepflanzt hat. Die Jungen sind grauschwarz; die alten prächtig silbergrau gefärbten Thiere liefern bekanntlich einen der theuersten Pelze, deren einer oft mit 40 bis 50 Pfund Sterling bezahlt wird. Von allen diesen Füchsen besitzt Frankfurt keinen; dagegen sind dort zwei Arten Füchse und ein Schakal, die in keinem andern zoologischen Garten vorkommen; der graue Silberfuchs von Mexiko (Canis cinereo-argentatus) und die Polarfüchse von Island (Canis lagopus), welche seltene Art dem Silberfuchs des Regentsparks sehr nahe kommt, vielleicht nur eine Varietät davon ist, und endlich besitzt Frankfurt ein wahres Unicum in dem europäischen Schakal (Canis aureus) von Dalmatien, jenem unruhigen Gesellen, der bei jedem Besuche in dummer Aufregung in seinem Käfig hin und wieder rennt. Diesen Schakal fanden wir in keinem andern Garten und auch in Museen ist sein Balg sehr selten.

Zum Schlusse der Raubthiere müssen wir noch eines Thieres erwähnen, das in keinem Thiergarten fehlen sollte. Der Seehund — die Fischotter des Meeres — ist eine besonders für die Bewohner des Continents so fremde und dabei durch seine Klugheit und Menschenfreundlichkeit so anziehende Erscheinung, daß ihm so gut wie den Bären und Affen in jedem Garten von vornherein ein möglichst zweckdienlicher, wenn selbst kostspieliger Unterkunftsort gebührte.

Der berühmte Seehund des Regentsparks, der auf den Ruf Tom stets unfehlbar erschien (eine Phoca vitulina), lebte von 1852 bis 1856 und starb dann nur an einem Conglomerat von Fischangeln, die er mit den Fischen, die man ihm fütterte, verschluckt und die sich im Magen zusammengeballt hatten. Die Seehunde bedürfen ungewöhnlich viel Nahrung. Sclater schlägt dieselbe für einen auf einen Centner Fische per Monat an, nur um ihn gesund zu erhalten. Daraus berechne man, welche Massen von Fischen jene Kolosse von Seehunden, die in dem Stillen Meere und auf den Inseln der Südsee leben, verschlingen, Seehunde von zwanzig und mehr Fuß Länge. Im Regentspark befinden sich zwei junge Seehunde, hübsche klugäugige Thiere, die fast beständig einen Kranz von Zuschauern um das große Bassin, das sie bewohnen, festhalten.

Wir gehen über zu den Dickhäutern. Da steht obenan der Elephant. Nach den neuesten Untersuchungen von Professor Schlegel in Leyden, die derselbe uns bei unserm kürzlichen Besuche daselbst mittheilte, leben heutzutage noch drei verschiedene Arten dieser größten Gattung der Landsäugethiere, nämlich eine auf dem Festlande von Ostindien, eine in Afrika und eine auf der Insel Sumatra. Letztere, die bisher immer mit der festländisch-ostindischen in eine Art zusammengeworfen worden, bildet einen Uebergang zwischen den beiden erstgenannten, ist aber äußerlich der ostindischen am nächsten verwandt. Die meisten Elephanten, die nach Europa kommen, stammen vom indischen Festlande, doch sieht man auch hin und wieder den Sumatranischen, aber man erkennt ihn als solchen sicher nur an dem Bau der Backenzähne, die bekanntlich auch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zwischen den afrikanischen und asiatischen abgeben. Die afrikanische Art hatte man seit Hannibal und der römischen Kaiserzeit nicht wieder in Europa

gesehen; ein solcher soll aber neuestens in Antwerpen angekommen sein!

Dr. Rüppell erhielt einst einen solchen ganz jungen Afrikaner in Abyssinien lebend; er steht jetzt ausgestopft im Frankfurter Senckenbergischen Museum. Sein Hauptkennzeichen sind die ungeheuren Ohren. Daß die meisten Menageristen ihre Elephanten fälschlich als Afrikaner ausgeben, braucht kaum erwähnt zu werden; eben so wenig, daß in der Tertiärzeit auch in den deutschen Wäldern Elephanten hausten, deren Knochenreste und Zähne man in den Flußbetten und in der Erde findet.

Das indische Nashorn (Rhinoceros indicus) des Regentsparks fällt uns auf durch seinen kräftigen raschen Schritt, ist ziemlich zahm und nimmt gern mit seiner lang ausgestreckten Schnauze ein Stück Brot in Empfang. — Man kennt heutzutage sieben Arten von diesen kolossalen Thieren, die, wie der Elephant, kaum mehr in eine Schöpfungsperiode zu gehören scheinen, in der der Mensch lebt und herrscht. Von Afrika allein beschreibt Smith vier Arten, worunter eine weiße; sie alle haben zwei Hörner. Von den drei asiatischen Arten hat nur das sumatranische zwei, dagegen das Sunda-Rhinoceros von Borneo und Java (Rhinoceros Sondaicus), wie das indische (Rhinoceros indicus) von dem indischen Festlande nur ein Horn. In Europa hat man unseres Wissens nie ein anderes, als das letztere lebend gesehen. —

Die zwei Nilpferde (Hippopotamus amphibius, L.) des Regentsparks sind mit dem Alter bösartig geworden; wie munter und harmlos sie aber in der Jugend sind, davon konnte man sich auch in vielen deutschen Städten vor einigen Jahren an den jungen Nilpferden der Madame Casanuova, welche jetzt in Amsterdam leben, überzeugen. Nilpferde kamen nicht selten in der Zeit der römischen Kaiser zum Circus nach der damaligen Weltstadt. Seitdem aber, also über 1500 Jahre lang, hat Europa dieselben nicht wieder gesehen. Im Jahre 1850 erst kam wieder ein Nilpferd nach England. Auf Antreiben des englischen Consularagenten in Cairo ließ nämlich Abbas Pascha (Juli 1849) eine Expedition nur zu diesem Endzwecke nach dem Weißen Nil ausgehen, und auf der Insel Obaysch fing man denn auch glücklich ein Kalb, das erst drei Tage alt war; dieses Thier wiegt jetzt 4 Tonnen, das heißt etwa 80 Centner; damals war es so klein, daß ein Jäger es aus dem Versteck am Flusse, wohin es die Mutter verborgen, auf den Armen seinem Bote zutragen konnte. Das Kalb war so schlüpfrig, daß es ihm entfiel und fast durch Schwimmen entkommen wäre. Es gelang nur mittelst eines eisernen Fischhakens, es festzuhalten und an's Ufer zu ziehen und noch heute sieht man die Narbe an der Seite des kolossalen Thiers. Glücklich kam die werthvolle Beute den Nil herunter und langte im November 1849 in Cairo und am 25. Mai 1850 in London an, das erste Nilpferd, das den englischen Boden seit der Tertiärzeit betrat, denn früher in der Tertiärzeit lebten in England wie in Deutschland außer Elephanten und Nashörnern auch Nilpferde.

Dieses Thier nahm in London die öffentliche Neugierde so sehr in Anspruch, daß die Zahl der nicht abonnirten Besucher des Regentsparks von 168,895 im Jahre 1849 — plötzlich auf 360,402 im Jahre 1850 stieg.

Im Jahre 1853 kam auch ein Weibchen an; aber sie haben sich in London noch nicht fortgepflanzt wie in Paris. Im Augenblicke leben unseres Wissens sechs Nilpferde in Europa, nämlich zwei in England, zwei in Paris und zwei in Amsterdam.

Dampfkochtöpfe.

Immer und immer wieder werden die sogenannten Dampfkochtöpfe von den verschiedensten Seiten dem Publicum angepriesen, während es weit angemessener erscheint, vor deren allgemeinerer Anwendung wieder und immer wieder zu warnen.

Diese sogenannten Dampfkochtöpfe, Digestoren, Papinianischen Töpfe, haben meistens die in beistehender Figur gezeichnete Form, sind aus Gußeisen, verzinntem Eisenblech oder verzinntem Kupfer gefertigt. A ist der Topf selbst, dessen Rand abgeschliffen ist. Wird der Deckel B darauf gelegt, der Bügel C darüber gestellt, die Schraube d angezogen,

so kann der Deckel luft- und dampfdicht auf den Topf schließen. Auf dem Deckel sitzt noch ein kleines Ventil a und ein kleiner Hahn b, um den Dampf beliebig entweichen zu lassen, z. B. wenn man den Topf öffnen will.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Topf dazu dienen kann, darin zu kochen; in verzinnten Töpfen zu braten, möchte aber überhaupt nicht anzurathen sein, weil die Hitze, der sie dabei ausgesetzt werden, sehr oft stellenweise die Temperatur übersteigt, bei der Zinn schmilzt.

Wir wollen auch annehmen, daß das Ventil stets gut gereinigt und in gutem dampfdichten Zustand erhalten wird, was eine besondere Sorgfalt verlangt, so ist doch nicht zu leugnen, daß sehr leicht beim Gebrauch etwas von dem Inhalt gegen das Ventil spritzt. Trocknet Fleischbrühe und dergleichen hier fest, so spielt das Ventil nicht mehr, auch wenn der Dampf viel stärker gespannt ist, als worauf die Stärke des Topfes berechnet ist. Bei kupfernen Gefäßen möchte trotzdem weniger zu befürchten sein, weil dieselben außerordentlich haltbar sind, die zerbrechlichen gußeisernen Töpfe können aber alsdann sehr leicht zerspringen und sind deshalb als höchst gefährlich zu bezeichnen.

Der Bügel C selbst soll einige Sicherheit gewähren, wie die Verfertiger versichern, indem derselbe etwas federe und daher ein Lüften des ganzen Deckels B eintreten würde, bevor der Topf zerspringt. Dies hängt offenbar ganz davon ab, wie stark man die Schraube d angezogen hat. Dafür ist kein absolutes Maß gegeben und keins zu finden. Selten wird trotz dieser gefährlichen Einrichtung wirklich ein Topf springen und in der That so große Verwüstungen anrichten, als wohl erwartet werden könnte. Dafür sorgt am meisten die schlechte Behandlung, welche sie in der Küche erfahren. In der Regel schließt das Ventil sehr unvollkommen, die abgeschliffenen Topf- und Deckelränder noch weniger, da sie durch Scheuern und Stöße bald den Schluß verlieren und nicht mehr aufeinander passen. Aber so weit schließt das Ventil, welches stets sehr klein ist, doch noch, und die rauhen Ränder des Topfes auch, daß wenn die Flüssigkeiten in rasches Kochen gebracht werden, nicht aller entwickelter Dampf entweicht, bis er zuletzt das Ventil ganz zu heben vermag. Nun vermindert sich der Druck im Topfe schnell, die Flüssigkeit kocht heftig auf und spritzt mit Heftigkeit aus dem Ventil, beschmutzt den Herd und die übrigen darauf stehenden Gefäße, glücklich sind die dabei beschäftigten Personen, welche nicht ebenfalls besprengt werden. Ein Topf, der aber nicht dicht schließt, hat natürlich keinen Vorzug vor einem gewöhnlichen bedeckten Gefäß.

Und welches Resultat erreicht man mit der Anwendung dieser launenhaften unreinlichen Unholde? Theoretisch einiges, praktisch in der Regel gar nichts. Wenn man auf hohen Bergen Fleisch kochen will, so muß man sich solcher Töpfe bedienen, weil dort im offenen Gefäße das Wasser bei einer so niedrigen Temperatur kocht und somit einen nur so geringen Wärmegrad annimmt, daß das Fleisch nicht diejenige Veränderung vollständig erfährt, welche wir durch das Kochen beabsichtigen. Etwas schneller wird auch auf dem flachen Lande die erforderliche Temperatur durch das ganze Stück Fleisch hindurch sich verbreiten, wenn der Dampftopf gut geschlossen und das Ventil so belastet ist, daß es sich z. B. erst bei einer halben Atmosphäre Ueberdruck hebt. Aber sehr groß ist der Unterschied nicht, denn das Wasser wird dann eben statt 80 Grad etwa 90 Grad heiß sein. Dies wird auch bewirken, daß das Fleisch oder Gemüse etwas weniger lange zu kochen braucht, aber wenn das Stück einigermaßen dick ist, so ist für das Durchdringen der Wärme doch auch eine genügende Zeit nöthig, sonst bleibt das Fleisch in der Mitte ungahr. Die vielen Versicherungen von dem Zusammenhalten der Kraft und des Aromas der Speisen in den geschlossenen Töpfen beruhen zumeist auf ganz unklaren Vorstellungen und bedeuten sehr wenig. Das einzig Reelle an der Sache

ist, daß die Luft abgehalten wird und daher während des Kochens keinen verändernden Einfluß auf die Speisen übt. Bei manchen Speisen ist dies in der That ein großer Vortheil. Grüne Erbsen z. B. werden scharf schmeckend durch den Einfluß der Luft, daher sie gegessen werden müssen, sobald sie gahr sind und weder lange warm gehalten, noch wieder erwärmt werden können, ohne schlechten Geschmack zu erlangen. Wem sollte es aber einfallen, Erbsen, die so schnell gahr werden, in einem solchen Topfe zu kochen. Zudem sind nur einige Speisen so empfindlich gegen die Luft, die meisten gar nicht, oder erlangen sogar dadurch einen angenehmen Geschmack. So z. B. die Bohnen, welche ihrer Natur nach den Erbsen verwandt sind, gewinnen nach der Ansicht vieler Leute durch das Aufwärmen, durch gesteigerte Einwirkung der Luft an angenehmem Geschmack. Zuletzt wollen wir noch warnen, daß man die Digestortöpfe nicht erkalten lassen möge, ohne den Hahn auf dem Deckel zu öffnen. Sollte nämlich ein solcher Topf wirklich schließen, so könnte beim Erkalten keine Luft hineintreten, der Dampf wird sich aber verdichten, ein leerer Raum entstehen und es kann dann sehr leicht vorkommen, daß die äußere Luft den Topf, namentlich den Deckel eindrückt. Selbst wenn der Topf neu ganz gut diesen Druck vertragen hat, kann er durch eine zufällig erhaltene Beule seine Widerstandskraft leicht einbüßen.

Fragen wir, was kann entstehen, wenn das Ventil sich festgesetzt hat, der Topf auf dem Feuer steht und die Dampfspannung steigt? Wir wollen kein ungewöhnlich starkes Feuer voraussetzen. Gesetzt, das Ventil öffnete sich nicht und der Topf berste, nachdem die Temperatur im Topf auf 116 Grad gestiegen, also ungefähr nur drei Atmosphären Ueberdruck angenommen hätte, so würde die Flüssigkeit mit derselben Gewalt hervorstürzen, wie aus einer sechzig und mehrere Fuß hochspringenden Fontäne. Man denke sich die Wirkung eines solchen Strahles siedender Flüssigkeit auf die am Herde beschäftigte Person! Hat man dann noch Lust, diese gefährlichen Instrumente tagtäglich von Leuten handhaben zu lassen, die weder die erforderliche Sorgfalt anzuwenden verstehen, noch in der Regel dazu geneigt sind, wenn sie es auch gelernt hätten, weil sie die Gefahr nicht begreifen. Wer erfährt, wie viele Unglücksfälle durch Dampfkessel entstehen, die doch sämmtlich besser überwacht sind als Kochtöpfe, von denen tausendmal mehr gebraucht werden, wie kann der dazu rathen, letztere fast eben so gefahrvoll zu machen als erstere.

Pflanzenacclimatisationsversuche.

In neuerer Zeit hat man in den wärmeren Gegenden des fruchtbaren Ungarns mehrere Versuche gemacht, Pflanzen, welche sonst nur in tropischen Gegenden gedeihen, zu cultiviren. Es scheint, als ob dieselben günstige Resultate liefern könnten.

Riedel hat am 2. Juni vorigen Jahres 200 Klafter auf den Alt-Ofener Donauinseln mit zwei Sorten Baumwollensaamen bepflanzt. Beide Sorten haben sich zu kräftigen Stauden von einem bis zwei Fuß Höhe entwickelt, die eine hat durch die Sommerhitze nicht im mindesten gelitten, ihre Blätter sind grün und frisch, aber Blüthen hat sie nicht getragen. Das Laub der zweiten ist zum Theil durch die Sonnengluth vergilbt und verdorrt, aber sie hat einen beträchtlichen Blüthenstand gezeigt und Fruchtkapseln entwickelt. Die kelchförmigen Blüthen sind beim Aufbrechen hellgelb, werden allmälig roth und beim Verwelken violett.

Wenn der Saamen reift und sich keimkräftig zeigt, darf man hoffen, mit der Zeit europäische Baumwolle produciren zu können.

Weiter gediehen sind die Versuche mit Anpflanzung der Indigostaude. Im Garten der Piaristen zu Sátorallya-Ujhely blühte vorigen Sommer ein dreijähriger Indigostrauch (indigofera argentisera), welcher im Freien, mit wenig Laub beschüttet, der Winterkälte getrotzt hat, im Frühjahr mehr als sechzehn Zweige trieb, wovon die längsten mehr als ein Klafter lang geworden sind, welche prachtvoll dunkelgrüne Blätter und schöne rosenrothe Blüthen tragen. Mehrere hundert Blüthen haben Saamen angesetzt. Merkwürdig ist, daß der Strauch im ersten Jahre erst am 23. Juli, das letzte Jahr am 1. Juli zu blühen begann. Er blüht bis zum Eintritt stärkeren Frostes und eignet sich jedenfalls sehr als schöne Zierpflanze für Gärten.

Nahe bei Pesth soll man im letzten Jahre im Freien auch völlig reifen Kaffee erzielt haben.

Hof- und Schalksnarren.

Von Hans Weininger.

Wenn Schalk einen „Knecht“ bedeutet, ſo muß der Ausdruck Schalksnarr einen Luſtigmacher im Dienſt (Fou en titre d'office, wie er in Frankreich hieß) bezeichnen. Adelung definirt das Wort Schalksnarr als einen Narren aus liſtigem Vorſatz — aus Schalkhaftigkeit, was gleichfalls nicht zu verwerfen iſt. Wenn die Großen von jeher gern Luſtigmacher um ſich ſahen, ſo ſpielte der Trieb, ſich auf Koſten Anderer zu erheitern, dabei ſicherlich die Hauptrolle. Der Luſtigmacher gab es hinſichtlich des Talents und der Bildung ſehr verſchiedene Sorten, vom blödſinnigen und verwachſenen Burſchen an, welcher ſeiner Herrſchaft als Prügeljunge galt, bis zum intriguanteſten aller Hofnarren. Je nachdem ein Fürſt bei der Wahl derſelben auf die gröbere oder feinere Sorte ſah, konnte man nach dem Sprichworte similis simili gaudet ſagen: wie der Herr, ſo der Knecht, ſo der Schalk. Dem Kaiſer Rudolf von Habsburg, der eine große Habichtsnaſe hatte, kam einmal auf einem engen Pfade ein Schalksnarr entgegen. Als die Trabanten ihn ausweichen hießen, rief er wie in Angſt: ich kann vor des Königs Naſe nicht vorbei! da lächelte Rudolf, bog mit der Hand ſeine Naſe zur Seite und ſagte: „Geh, mein Sohn, ich biege meine Naſe, auf daß ſie Dich nicht hindere!“ Dies bezeichnet vortrefflich die Haltung der Fürſten im Mittelalter und den Geſchmack in der Kurzweil. Als im Jahre 1315 Herzog Leopold von Oeſterreich ſich mit ſeinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz, welcher die Schlacht bei Morgarten herbeiführte, berathſchlagte, meinte der Narr: „Ihr habt jetzt alle gerathen, wie Ihr in das Schweizerland kommen wollt, Keiner aber wie heraus!“ Der Narr hatte leider Recht.

König Karl der Einfältige von Frankreich ſagte einſt zu ſeinem Hofnarren: „Du haſt ſo viel Macht, daß man Dich beinahe für den König und mich für den Narren halten könnte. Was meinſt Du, Hans, wollen wir miteinander tauſchen?“ Der Narr antwortete jedoch nicht, ſondern ſah traurig vor ſich hin. Nun meinte ſein Herr, ob er ſich etwa ſchäme, ein König zu ſein? — „Nein, das nicht,“ bemerkte der beleidigte Poſſenreißer, „aber ich ſchäme mich eines ſolchen Narren.“ Demſelben traurigen Könige gab er, da dieſer höchlichſt verwundert darüber war, daß 40,000 Menſchen aufgeſtanden ſeien, zur Antwort: „Ohne Zweifel, um ſich heute Abend wieder niederzulegen.“ Als die Flotte Philipp's VI. von Frankreich geſchlagen wurde und mehrentheils auch zu Grunde ging, wagte es Niemand, dieſe traurige Mähr dem Könige zu hinterbringen, da Jedermann deſſen Jähzorn kannte. Endlich verſtand ſich der Narr dazu. Er ging zu dem Könige und ſagte mehrmals: „Dieſe Memmen von Engländern, dieſe elenden Haſenfüße, hätte das nie gedacht.“ „Nun warum,“ fragte der König. „Weil ſie nicht das Herz hatten, in's Waſſer zu ſpringen, wie unſere braven Franzoſen; die ſind Alle aus ihren Schiffen in's Waſſer geſprungen.“ Triboulet kam einſt zum König Franz I.

und sagte: „Sire, ich bin nicht der einzige Narr, ich kenne deren nun drei.“ „Nun, wer sind sie,“ fragte der König. „Einer,“ antwortete der Schalk, „ist Kaiser Karl V., daß er nach Paris kommt, der andere seid Ihr, weil Ihr ihn nicht gefangen nehmen laßt, und der dritte bin ich, daß ich mich unterstehe, so etwas zu sagen.“ Die Königin Elisabeth hatte verboten, Pace, den sogenannten bittern Narren (the bitter fool), je wieder vorzulassen. Nach längerer Zeit gab sie wiederholten Bitten nach, ihn wieder zu sehen, um so mehr, als er versprochen hatte, sicherlich nichts Beleidigendes vorzubringen. „Nun, Pace, was bringst Du, bekomme ich wieder meine Fehler zu hören?“ „Gewiß nicht,“ lächelte Pace, „ich pflege nicht von solchen Dingen zu reden, wovon die ganze Stadt spricht.“ Killigrew, König Karl's II. von England lustiger Rath, bemerkte mit tiefer Betrübniß, daß sich sein Herr gar nichts mehr vorstellen ließ, daß er ganz berauscht von Lustbarkeiten war und sich um keinerlei Staatsgeschäfte mehr kümmerte. Als Pilger gekleidet, stellte er sich dem Könige vor, bat um Urlaub und sagte: er wolle eine Fahrt zur Hölle unternehmen und den Oliver Cromwell holen. Dieser würde sich wenigstens um den Staat mehr bekümmern, als dies sein Nachfolger bisher gethan. — Als einst der Prinz Moriz von Oranien sein Kriegsvolk bei Nimwegen musterte, sagte er zu seinem Hofnarren: „Was meinst Du, wäre es nicht besser, wenn Du eine Zeit lang die Armee befehligtest und ich statt Deiner ein Schalksnarr würde?“ — „Das geht nicht an,“ meinte dieser, „denn Ihr seid zu ungeschickt zu einem Narren. Wenn wir also tauschen wollten, würden die Generalstaaten uns Beide flugs abdanken.“ König Ludwig II. von Ungarn kam einst nach Erlau, wo der Statthalter einen prächtigen weißen Falken, der zur Reiherbeize abgerichtet war, sowie einen sehr drolligen Schalksnarren hatte. Beide sagten dem jungen Herrn ungemein zu. Der Statthalter überließ ihm beide aber nicht eher, bis der König ihm die beträchtliche Schuld von 40,000 Gulden nachgesehen hatte.

Man würde aber sehr irren zu glauben, daß nur Fürsten sich Narren hielten, nein die höchsten geistlichen Würdenträger ergötzten sich an diesen Speivögeln. So diente Hans Giel aus Sünching bei Straubing drei Fürstbischöfen von Passau, wie aus dessen Grabstein neben dem Eingang der Trenbeckischen Capelle des dortigen Doms kund wird. In einem Alter von fünfundachtzig Jahren starb er 1565 und ist auf seinem Grabstein in Schellentracht und Narrenkolbe abgebildet. Ein Hofmann begehrte von ihm, Giel solle ihm durch seine Späße die Zeit vertreiben. „Ich bin des Fürstbischofes Narr, aber nicht jedes Narren Narr!“

Der Narr eines Bischofes von Münster ging einst auf ein Feld und säete Steine. Als man ihn fragte, was dies bedeute und er solle lieber kluge und überlegte Leute säen, entgegnete er: „Ich wollt' dies von Herzen gern thun, aber das Land trägt keine.“ Der Fürstbischof Julius von Würzburg befahl eines Tages, seinen groben Narren einzusperren. Indem dieser beim Betreten seines Gefängnisses sah, daß da nur der harte Boden sei, bat er den Stockmeister dringend, er möchte ihm etwas Stroh zur Lagerstatt geben. Der Stockmeister machte ihm ein prächtiges Lager zurecht. Indessen schloß ihn der Narr ein, brachte die Schlüssel zum Bischof und sagte: „Das hat mich weiter keine Mühe gekostet, den Schurken einzuschließen.“ Der Bischof entgegnete: „Kerl, Du hättest ja in's Gefängniß sollen, aber nicht der Stockmeister!“ Der Narr erwiederte: „Da müssen wir einander nicht recht verstanden haben?“

Ein Abt von Einsiedeln, der vor Wohlbeleibtheit sich kaum mehr zu helfen wußte, fuhr über den Zürcher See. Sein Narr bemerkte, der See gäbe eine schöne Milchsuppe. Lauter Mönche und Pfaffen würfe ich da hinein und der Teufel müßte mir Alles ausfressen. Auf des schwitzenden Abtes Gegenvorstellungen meinte der dürre Narr: „Ei, warum sollte ich dem Teufel nicht einen guten Bissen gönnen?“

So verächtlich und kläglich die Rolle eines Narren an sich zu sein schien, so mancher Vortheil war damit doch verbunden. Man brauchte nichts zu arbeiten, sich um nichts zu kümmern. Und daß ein Narr die Freiheit hatte, jederzeit die Wahrheit zu sagen, war kein geringer Vorzug, weshalb es sich Mancher wünschen mochte, das Gewand der Weisheit abzulegen und dafür die Schellenkappe mit den Eselsohren aufzusetzen. Diese Schalksnarren

waren, wie man sieht, die steten Begleiter ihrer Herrschaft. Der Herr war niemals ohne seinen kurzweiligen Rath, der Narr nie ohne seinen Herrn. Kaiser Friedrich I., der Rothbart, konnte jedoch keinen Narren um sich leiden, denn diese waren ihm ein solcher Ekel wie stolze Leute. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Hofnarren mehrentheils Schmarotzer, Fuchsschwänzer, Ehrabschneider, Gotteslästerer, wie die gröbsten Zotenreißer waren. Als Friedrich I., der Rothbart, sich auf einer Kriegsfahrt in der Lombardei aufhielt, bestachen die Mailänder dessen Hofnarren, den Kaiser bei erster Gelegenheit zum Fenster hinunterzustürzen. Doch glückte es dem Kaiser, der nichts Böses ahnte, sich noch an einer Säule anzuklammern, worauf der Narr von herbeigeeilten Dienstleuten kopfüber in den Schloßhof geschleudert wurde und den Hals brach. In die Kategorie der Hofnarren gehörten auch die Jaculatores (Jongleurs) und Zauberer. Bei der Vermählung des Kaisers Heinrich III. zu Ingelheim 1043 fand sich eine unendliche Menge solcher Leute ein, die aber der Kaiser, weil er keinerlei Gefallen an ihnen hatte, wieder fortschickte.

Von vielen dieser Gaukler werden die wunderbarsten Geschichten erzählt. Als im Jahre 1389 Kaiser Wenzel sein zweites Beilager mit der Prinzessin Sophie von Baiern hielt und der Schwiegervater Wenzel's wußte, daß dieser ein großer Freund von Possenreißern und Gauklern war, so brachte er einen ganzen Wagen voll solcher Leute mit nach Prag. Bei Wenzel's Vorliebe für Lustigmacher aller Art waren deren auch schon viele da und sie fingen gleich an, miteinander zu wetteifern. Anfangs siegten die Baiern, bis ein Böhme Namens Zyto mit weit aufgerissenem Maule den Matador verschlang und nur die Schuhe, weil diese schmutzig waren, wieder ausspie. Nun der Herzog von Baiern unwillig wurde, auf diese Art seinen besten Zeitvertreiber eingebüßt zu haben, befahl Wenzel dem Zyto, diesen wieder von sich zu geben. Wenn der Kaiser auf die Straße ging, so fuhr Zyto in einem Schiffchen auf dem Boden, als ob er im Wasser sich befände, neben ihm her oder wenn der Kaiser ausritt, begleitete er diesen in einem Wägelchen, das von Haushähnen gezogen wurde. Ueberdies spielte Zyto denen, die mit dem Kaiser bei der Tafel saßen, mancherlei Possen, indem er ihre Hände bald in Ochsenklauen, bald in Pferdefüße verwandelte, damit sie von den aufgesetzten Speisen nichts zu sich nehmen konnten. Wenn einer unter der Tafel zum Fenster eilte, um hinauszusehen, setzte er ihm Hirschgeweihe auf, daß er nicht mehr hereinkonnte und verzehrte indessen die Speisen. Eines Tags machte Zyto aus Strohwischen dreißig fette Schweine und trieb selbe neben die eines geizigen Bäckers auf die Weide. Um einen Spottpreis gab er seine Schweine dem Bäcker, bedeutete ihm aber, er solle diese ja nie in's Wasser lassen. Wie nun die

Kunz von der Rosen.

Schweine im Wasser untergingen und dafür Strohwische herumschwammen, suchte der wüthende Bäcker den Zyto auf. In einem Weinhause lag Zyto mit ausgestreckten Beinen auf einer Bank und schlief. Um ihn aufzuwecken, zerrte der Bäcker ihn an einem Beine. Dabei riß er dem Zyto den Fuß bis zur Hüfte ab. Der Richter verurtheilte den Bäcker, welcher Michael hieß, wegen dieser Uebelthat den Schaden zu tragen und dem Zyto das Geld für die Schweine zu lassen. Deshalb pflegt man in Böhmen nach heut zu sagen: „Du wirst so wenig Gewinn bei dem Handel haben wie der Michael von den Säuen.“ Johann Dubravius, Bischof zu Olmütz, dem wir diese Mähr verdanken, schließt sie mit der Bemerkung, daß Zyto — der Faust der Böhmen — bei lebendigem Leibe vom Teufel durch die Lüfte entführt worden sei.

Außer Laien huldigten auch Geistliche diesen Schelmenstreichen. So erzählt man

sich noch in Oesterreich viele Stücke eines Wygant von Theben, der Pfarrer auf dem Kahlenberge bei Wien war. Gebürtig aus Theben in Oberungarn, studirte er zu Wien und kaufte eines Tages auf dem Markte einen großen Fisch in der Absicht, ihn dem Herzog Otto († 1339) zu verehren. Der Thürhüter wollte ihn nicht eher in die Burg lassen, bis er ihm versprach, die Hälfte des Preises ihm abzutreten. Als Gnade bat sich darauf Wygant von dem erfreuten Herzog aus, von zwei handfesten Kerlen durchgeprügelt zu werden. Wie sich nun die Sache aufklärte, sicherte ihm der Herzog die erste erledigte Pfarrstelle zu und der Thürsteher bekam seine Schläge. Um seinen sauren Wein anzubringen, ließ er ausstreuen, der Pfarrer vom Kahlenberge wolle vom Kirchthurm aus über die Donau fliegen. Aller Blicke waren auf den Kirchthurm gerichtet, wo Wygant von Theben weilte. Bei der schrecklichen Hitze tranken die Bauern den sauren Wein und als dieser alle war, sprach er zu denselben: „Wenn Ihr noch Niemanden habt fliegen sehen, braucht Ihr das auch nicht von mir; geht Alle heim, ich gebe Euch meinen Segen." Fluchend gingen die genarrten Bauern nach Hause. Zur Osterzeit sollte dieser Pfarrer mit dem Kreuze gehen. Weil er aber keine Fahne hatte, so hing er seine Hose an die Stange und unternahm den Umzug. Die Bauern fanden sich für ihren bisherigen Geiz getroffen, gingen nach Wien, kauften eine schöne Kirchenfahne wie auch ein neues Meßgewand. Als der Pfaff vom Kahlenberge, wie man ihn kurzweg nannte, etliche Todtenköpfe den Berg hinab kollern ließ, deren einige hier, andere dort hinliefen, sprach er: „Ei, ei, viel Köpf, viel Sinn! Wie sollten diese Leute im Leben eins gewesen sein, da doch nach dem Tode Jeder noch etwas Besonderes haben will."

Kunz oder Konrad von der Rosen war der lustige, kurzweilige Rath und vertraute Günstling Kaiser Maximilian's I., bei welchem er sich durch seine Treue, wie durch seine launigen Einfälle so beliebt gemacht hatte, daß ihn dieser stets um sich haben mußte. Von Kaufbeuren im Allgäu gebürtig, war Kunz von der Rosen ein beherzter Soldat, der seines geliebten Max wegen sich oft in die härteste Lebensgefahr begab, wie schon damals, als Maximilian von den Bürgern in Brügge verrätherischer Weise gefangen genommen wurde. Durch Verwechslung der Kleider wollte er denselben retten. Das schlug dieser aber ab, indem er sagte: „Wäre es auch ein sicheres Mittel meiner Rettung, so ist es doch für mich kein anständiges." Kunz war stets voll Kurzweil und abenteuerlicher Einfälle, rasch und treffend in seinen Reden und Antworten. Als auf dem Reichstage zu Augsburg 1510 der Umtritt des Papstes, der Venedig mit Maximilian aussöhnen und beide mit sich gegen Frankreich verbinden wollte, große Befremdung erregte, insonderheit bei dem Kaiser, der sich dessen nicht versah, fragte Kunz die Versammlung: wie alt sie wohl meinten, daß er wäre? Nachdem unterschiedliche Antworten gefallen waren, sagte er: „Er sei nun 200 Jahre alt, denn er habe die beiden zu Hagenau und Camerich, je auf 100 Jahre geschlossenen Bündnisse überlebt." Ein andermal, als er mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers Karten spielte und zwei Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das Spiel gewänne, der drei Könige habe, und als sie es bejahten, zeigte er ihnen seine beiden Könige in den Karten, ergriff den Kaiser beim Arm und rief: „Hier ist der dritte König!" indem er sogleich das Geld einstrich. Dabei wendete er sich zu dem Kaiser und sagte: „Siehe Max, für solch' einen Kartenkönig halten Dich Deine Fürsten!" womit er auf dessen große, von den Fürsten oft gemißbrauchte Gelindigkeit anspielte. Jenes Jahrhundert war überhaupt ein lachlustiges, es war für die Hofnarren das goldene Zeitalter. Von Kunz von der Rosen existiren unterschiedliche Abbildungen. Auf einem ehemals in der Sammlung des Baron von Münchhausen zu Rinteln befindlichen Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert erscheint er in ganz rother Kleidung, an welcher selbst die Strümpfe von rothem seidenen Zeuge sind, den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund legend, als sänne er auf einen Schwank. Eine andere Abbildung findet sich in der kostbaren Handschrift der wahrhaftigen Beschreibung der Erzherzoge von Oesterreich von Hans Jakob Fugger auf der k. Staatsbibliothek zu München, wovon auch in Dresden und Wien Exemplare aufbewahrt werden. Hier erscheint Kunz als ein kräftiger, stämmiger Mann mit einem ausdrucksvollen, heitern Gesichte und einem

ſtarken, krauſen Barte, der ihm ein recht kriegeriſches Anſehen gibt. Bis an den Gürtel iſt er mit einem blauen, geſchlitzten Wamms mit weiten Aermeln bekleidet, auf welchem ſich gelbe, flammenartige Flecken oder Neſteln befinden. Das Kleid unterhalb des Gürtels iſt weiß in roth geriſſen. Er hat ein blaues, mit einer goldenen Schnur, woran kleine Schellen, durchzogenes Barett auf. Mit der linken Hand hält er den Griff ſeines am Gürtel befeſtigten Schwertes, an deſſen breiter Scheide Meſſer und Gabel zu ſehen ſind.

Pape Theun, welcher geraume Zeit das Amt eines Küſters zu Löwen verwaltete, ſtieg wegen ſeiner luſtigen Einfälle bis zu dem Amte eines graduirten Hofnarren bei Kaiſer Karl V. Als er einſt ſeine Ausſchweifungen zu weit getrieben, befahl der Kaiſer dem Koche, dem Narren keinerlei Speiſen mehr zu verabreichen, dieſer ſolle nun einige Tage faſten. Nachdem nun Kaiſer Karl den Hofnarren hart anließ, daß er alle heimlichen Gemächer vernagle, erwiederte Pape Theun: „Zu was ſind dieſe an einem Hofe, wo man nicht ißt.“ Obgleich Kaiſer Karl V. dem Pape Theun das Land verboten, kehrte dieſer eines Tags auf einem Karren, der mit Erde bedeckt war, doch wieder nach Brüſſel zurück. Der Pöbel begleitete mit großem Geſchrei und Gelächter den Schalksnarren bis vor die kaiſerliche Reſidenz, und auf Befragen gab der auf dem Karren liegende Pape Theun zur Antwort: „Ich werde mich wohl hüten, in Euer Majeſtät Länder zu kommen, ich befinde mich hier auf Grund und Boden von Lüttich.“ Der Kaiſer nahm ihn nun wieder zu Gnaden auf. Ein ähnliches Stück erzählt man ſich gleichfalls vom Eulenſpiegel wie von Gonella, der im Dienſte des Markgrafen Nikolaus von Eſte († 1441) ſtand.

Gonella ging einſt zur Meſſe und wurde vor der Kirche von drei Blinden um ein Almoſen angegangen. „Da habt Ihr einen halben Gulden, theilt ihn unter Euch,“ in Wahrheit gab er jedoch Keinem etwas. Als es zur Theilung kam, geriethen die Blinden einander in die Haare und richteten ſich ſchrecklich zu. Kunz von der Roſen erluſtigte gleichfalls ſeinen Kaiſer auf Koſten der armen Blinden. Er band zu Augsburg ein Schwein an einen Pfahl, gab jedem der Blinden einen Kolben in die Hand und bemerkte ihnen, daß wer die Sau erſchlagen würde, dieſe auch bekommen ſolle. Mit blutigen Köpfen mußte man die Blinden auseinanderreißen, ſie waren ganz wüthend geworden. Dem Schweine war dabei kein Leid geſchehen.

Außer dem kurz geſchornen Haupthaar beſtand der Anzug eines Schalksnarren in der Gugel mit den Eſelsohren, dem Narrenkragen, den Schellen an Kleidern und Schuhen wie in dem Narrenkolben. Die Gugel oder Bearnerkappe war eine Mütze, welche das Antlitz frei laſſend, Kopf und Hals gegen Kälte ſchützte und zuweilen bis zu den Schultern reichte. Sie war den Mönchen des heiligen Antonius und Baſilius vorgeſchrieben und wurde im ganzen Mittelalter von Reiſenden, Seeleuten und Jägern getragen. Zum Unterſchiede von dieſen Leuten, vielleicht auch den Narren ein poſſierlicheres Ausſehen zu verleihen, mußten ſie an den meiſtens rothfarbigen Gugeln noch Eſelsohren, dieſe zuweilen noch mit Schellen behangen, tragen. Auch kam es vor, daß dieſe Luſtigmacher ſtatt der Eſelsohren einen Hahnenkamm auf der Gugel führten. Wie die Tracht der Schellen als ein beſonderes Abzeichen des höhern Adels außer Gebrauch gekommen, fand man ſie noch lange bei den Schalksnarren, welche unter dieſem Geklingel ihr Unweſen trieben. Das Narrenſcepter beſtand anfänglich nur aus einem Rohrkolben (typha Linnaei). Später machte man ſie aus Leder in Form einer zierlichen Keule, woran ein Riemen war, um ſie am Arm hängend zu tragen. Nach dieſem Narrenkolben erſt kam die Narrenpritſche an die Reihe, deren ſich noch die Harlekins und Bajazzo's bedienen.

Der Geſchmack und das Vergnügen an Narren war vordem ſo allgemein, daß man ſich gar kein Feſt ohne dieſe denken konnte. Durch einen Aufzug mit Narren erntete man dazumal Ehre und Bewunderung. So hatte Max Walter bei einem Turnier in Augsburg fünfzehn Narren, welche ihn auf die Rennbahn begleiteten, in einerlei Farbe gekleidet. Einer davon zu Pferde war ſein Waffenmeiſter. Sein Gegner that das Gleiche und beide hatten Sackpfeifer mitgebracht, die während des Rennens aufſpielten. Etliche der größern Narren trugen kleinere auf dem Rücken und machten mit dieſen die poſſierlichſten Sprünge und die ergötzlichſten Faxen. Die Stadt Troyes

in der Campagne hatte ehedem das sonderbare Privilegium, die Könige von Frankreich mit Hofnarren zu versehen. Eine Zuschrift von König Karl V. setzte den Magistrat von Troyes in Kenntniß, daß sein Narr gestorben sei und daß er ihm nach alter Gewohnheit einen andern schicken sollte. Doctor Lamprechter, Kaiser Karl's V. Rath, pflegte zu sagen: „Jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt."

Wer erinnert sich nicht mit Behagen aus seinen Jugendjahren, wie Tyll Eulenspiegel die Schneider des ganzen Sachsenlandes zu einer Versammlung aufbot. Da würde denselben für ihr Handwerk der Stein der Weisen gezeigt werden. Alle Ritter vom Fingerhut pilgerten alsbald in das bezeichnete Städtchen. Die Wirthshäuser und Schenken konnten dem Andrang der durstigen Schneiderseelen kaum genügen. Wie dann auf der Festwiese Ruhe eintrat, sagte der Eulenspiegel, was ein Schneider nie übersehen dürfe sei, nachdem er einen Faden eingefädelt habe, einen Knoten zu machen. — Nach wiederholten Vorstellungen gelang es diesem Schalk, einen geldgierigen Wirth dahin zu vermögen, einen Singvogel, der diesem Herbergsvater sonst über Alles ging, abzuthun, zu rupfen und für ihn braten zu lassen. Da das Gericht auf den Tisch gestellt wurde, sagte Tyll Eulenspiegel: „So ist's recht, lieber Gevatter. Nun schneidet mir für einen Groschen herunter."

So wissen auch die meisten gebildeten Leser, welche traurige Rolle der gelehrte Gundling als Hofnarr bei König Friedrich I. von Preußen spielte. Der Glanz der Schalksnarren war seit dem dreißigjährigen Kriege erloschen. Anstatt daß die Menschheit von einem solchen Possenreißer unterhalten und gefoppt wurde, mußte dieser die Zielscheibe ihrer erbärmlichen Witze abgeben. Schon zehn Jahre vor Gundling's Tod hatte man für ihn einen Sarg in Gestalt eines Weinfasses verfertigt. Er war ringsum mit Reifen wie ein Faß beschlagen und so eingerichtet, daß die eine Hälfte abgehoben werden und statt eines Deckels dienen konnte. Schwarz angestrichen und mit einem weißen Kreuze versehen, standen zu beiden Seiten die geistlosen Verse:

Hier liegt in seiner Haut
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding.
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz, des Abends allzeit voll.
Bereits ruft Bachus laut, dies theure Kind ist
Gundeling.

Gundling hat nun ausgesoffen
Und forthin nichts mehr zu hoffen
Von dem Wein aus diesem Faß;
Auch beim Abschied schmerzt ihn das.
Drum war es sein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille
Sein mit Wein gemästet Bauch
Käm in eben diesen Schlauch,
Draus er sich ganz unverdrossen
Oft die Nase hat begossen.
Sage, Leser, wenn Du liest,
Ob das nicht ein Schweinpelz ist?

Gundling schrieb unter Anderm die Lebensgeschichte der deutschen Kaiser Heinrich VII., Konrad IV., Wilhelm, Richard und Konrad III. und starb zu Potsdam am 11. April 1731.

So war damals an jedem Fürstenhofe ein eigener Narr oder einer, der sich dazu hergab. Als solcher florirte in Baiern unter König Maximilian I. noch ein gewisser Prangerl, dessen gelieferte Stücke aber so derber Art sind, daß sie sich nur erzählen, nicht aber niederschreiben lassen. Nach diesem blühte in München lange Zeit der Finessenseppel, eine wahrhaft unvergleichliche Persönlichkeit. Vielleicht ist es dem Schreiber dieses später vergönnt, Joseph Huber's Finessen und Schwänke, wie er als postillon d'amour diente, an den Tag zu geben.

Schiller's Einfluß

auf die Bühne zu Weimar.*)

Immer kleiner wird das Häuflein derjenigen bevorzugten Menschen, die einst im unmittelbaren täglichen Verkehr mit jenen Halbgöttern gestanden, welche die Blüthezeit unserer Literatur am Hofe zu Weimar heraufführten. Ein Veteran der Schauspielkunst, Eduard Genast, hat zwei Bände „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" herausgegeben, in denen Vieles enthalten ist, was jene Glanzperiode recht

*) Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. von Eduard Genast. 2 Theile. Leipzig, Voigt und Günther.

lebhaft vor dem Leser aufleben läßt. Er selbst hat zwar nur als ganz junger Mann und später vorübergehend in freundlichem Verhältniß zum Altmeister Goethe gestanden, aber die im ersten Bande eingeflochtenen Aufzeichnungen seines Vaters, der als Regisseur mit Schiller und Goethe zur erfolgreichen Leitung der Weimarer Bühne vereinigt war, gaben viele interessante Mittheilungen, welche namentlich das Verhältniß der beiden Dichter zum Theater beleuchten. Die Haltung des Tagebuchs ist im Ganzen als eine tactvoll bescheidene anzuerkennen; es berührt angenehm, daß ein Mann, der uns so Interessantes von Goethe, Schiller, Karl August und Andern zu erzählen weiß, nicht gar zu viel Aufmerksamkeit für seine eigene, verhältnißmäßig einfache Laufbahn in Anspruch nimmt. Zu bedauern ist es allerdings, daß die Aufzeichnungen des ältern Genast nicht ausführlicher und umfassender ausgefallen sind, denn das Wenige, was er uns von Goethe's und Schiller's Beziehungen zur Bühne mittheilt, regt vielfache Fragen nach andern großen Persönlichkeiten und deren gleichzeitigen Verhältnissen an.

Von Schiller's technischer Bühnenwirksamkeit, die weniger bekannt ist, erhalten wir im ersten Bande einige interessante Züge, die besonders durch das daneben stehende Bild Goethe's zur charakteristischen Bedeutung kommen.

Bis zu der Zeit, wo Schiller nach Weimar übersiedelte, was am 3. December 1799 geschah, datirt sich die erste Epoche des weimarischen Hoftheaters unter Goethe's Leitung. Mit dem Jahre 1800 trat die zweite ein, wo Goethe und Schiller vereinigt für das Gedeihen der Anstalt wirkten, und die Schauspieler, die das Glück hatten, unter der Anleitung solcher Männer zu stehen, werden gewiß diese Zeit noch in ihrem hohen Alter als die glücklichste ihres Lebens betrachten.

Zum 30. Januar 1800 wurde der „Mahomet" vorbereitet und Schiller leitete die Proben. Das Stück ging rund und glatt zusammen, wollte aber bei dem Publicum nur wenig Anklang finden, obgleich Vohs und die Jagemann als Mahomet und Palmire vortrefflich waren. Um so größern Beifall erhielt der „Macbeth," der zum ersten Mal am 14. Mai aufgeführt wurde.

Schiller's Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen.

Dem Schauspieler Vohs, einem ausgezeichneten Künstler, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugetheilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hilfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Director gute Miene zum bösen Spiel und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Uebelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe schwoll nun die Zornesader und er rief mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast" (Goethe liebte es, den Namen zu apostrophiren), „verfügen Sie sich zu mir herab!" Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre und der zweite Act war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs?" fuhr Goethe auf. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publicum blamiren? Man sistire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen." Schiller suchte Goethe's Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch Genast stimmte der Ansicht Schiller's bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte Genast aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben, was dieser wohlweislich bleiben ließ, da er die heftige Gemüthsart von Vohs nur zu gut kannte."

Die Vorstellung fand den andern Tag statt. Der Andrang des Publicums war enorm, besonders auf der jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des „Macbeth" beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Act zu Act und namentlich war es Vohs, der das Publicum enthusiasmirte. Nach dem zweiten Act kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwä-

bischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?“ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Act um!“ Vohs mußte sich Anderes erwartet haben, denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu Genast: „Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich!“ Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich Jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Da Schiller bemerkte, daß Genast sich mit ganzer Hingebung der Sache widmete, so würdigte er ihn öfters seines Vertrauens und er durfte als Regisseur ohne Rückhalt seine Ansicht gegen ihn aussprechen. Schiller war für Genast der Stern einer milden Sommernacht, zu dem er mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte, während hingegen Goethe ihn öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ, obgleich er ihm ebenfalls gewogen war.

Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der schon erwähnte Dialekt die Wirkung hier und da etwas geschwächt hätte, aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, daß seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er Alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. Er war in der Karlsschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Uebungen der Schüler die Unnatur der französischen Tragöden als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend, hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos in's Publicum zu schleudern, und das an und für sich schon Grelle wünschte er öfters noch greller hervorgehoben. Daß Alba im „Egmont“ im fünften Act als Henker mit großem rothen Mantel und tief in's Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine Anordnung. Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des „Macbeth“, daß die Teller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stücks sich nach der Ermordungsscene die Hände ein wenig roth anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften Act dem Publicum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings die Lady nach dieser Scene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: „Meine Hände sind blutig wie die Deinen!“ förmlich auswindet. Der Himmel bewahre unsere deutsche Bühne vor *solcher* Wahrheit!

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Thebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite.

Genast gerieth über die Anmaßung dieser Leute öfters in Harnisch und hätte gern mit Fäusten drein geschlagen, aber Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Ansichten; zuweilen machte sich freilich eine zornige Röthe auf seinen Wangen bemerklich. Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Der „Tancred“ nach Voltaire von Goethe war schon einige Male aufgeführt worden. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den Tancred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit Händen und Armen enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schiller's fruchteten zu nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das Breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus und er rief voller Zorn: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, des ewige Vagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!“ Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten.

Die Folge dieser Scene war, daß Schiller die Scenirung von: „Nathan der Weise" ablehnte und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Vertheilung schickte.

Dem „Macbeth" folgte „Maria Stuart," welche am 14. Juni 1800 gegeben wurde. Schiller las, da der fünfte Act noch nicht beendet war, zunächst vier Acte vor und nach wenigen Tagen auch den letzten.

Bei der Besetzung der beiden Königinnen war man zweifelhaft, ob man der Vohs die Maria und der Jagemann die Elisabeth geben sollte, oder umgekehrt. Endlich entschied der Vohs schlanke, üppige Gestalt für die Marie und der Jagemann geistige Kraft für die Elisabeth.

Die Letztere war anfänglich höchst ungehalten darüber und sandte die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß weder ihre Persönlichkeit noch ihr Talent sich für Elisabeth eigne; aber Schiller's freundliche Bitte und seine treffliche Auseinandersetzung des Charakters gewannen sie vollkommen, und mit einer wahren Leidenschaft ging sie an das Studium dieses Charakters. Schiller hatte auch in seiner Ansicht vollkommen Recht; die Vohs war eine sehr schöne Frau und ihr Talent allenfalls ausreichend für die Marie, zur Elisabeth aber fehlte ihr die geistige Fähigkeit.

Schiller leitete die Proben mit unermüdlichem Eifer und trefflicher Anordnung. Einen großen Anstoß gab die Abendmahlscene, und Herder besonders soll gegen diese Profanirung der Kirche protestirt haben; dennoch wurde sie dargestellt, aber nur einmal, denn das Publicum selbst erklärte sich dagegen. Wenn Euphrosyne, die unvergeßliche Becker-Neumann, die Maria dargestellt hätte, wer weiß, ob das Publicum bei dieser Scene unangenehm berührt worden wäre.

Von allen Orten waren Zuschauer herbeigeströmt und alle Räume des Auditoriums bis auf den letzten Platz besetzt. Schiller's Ruhm hatte sich nicht nur in den Städten Thüringens, sondern auch auf den Dörfern schon verbreitet, und selbst Bauern sah man im Theater, wenn ein Schiller'sches Stück gegeben wurde. Die Darstellung ging gut zusammen. Die Jagemann als Elisabeth, Vohs als Mortimer, der allerdings in der Gartenscene etwas über's Maß ging, waren vortrefflich; Graff (Talbot), Becker (Burleigh), die Vohs (Maria), Cordemann (Leicester) lösten ihre Aufgaben zu allgemeiner Zufriedenheit; die Uebrigen beeiferten sich, zum vollkommenen Gelingen des Ganzen beizutragen. Besonders war die Recitation tadellos, denn die Schauspieler hatten sich bereits in die Schiller'schen Jamben hineingelebt, so daß sie öfters sich derselben im gewöhnlichen Leben bedienten.

Nächst Vohs zeichnete sich darin Cordemann aus, der die gewöhnlichste Phrase in Verse, womöglich in gereimte, einzukleiden suchte, wie:

„'s ist Zeit nun, nach dem Mittagsmahl zu sehn;
Mit Gott, Ihr Lieben; mög's Euch wohlergehn."

Diese Uebungen sollten ihm und Vohs bei einer Wiederholung der „Maria Stuart" in Lauchstedt trefflich zu Statten kommen.

Die Jagemann hatte an die Scene mit Leicester, am Schluß des zweiten Acts, nicht gedacht; rechtzeitig bemerkte Genast, daß sie nicht an ihrem Platze stand; schnell eilte er nach ihrer Garderobe und rief ihr durch die Thür zu, daß die Scene mit Mortimer gleich zu Ende sein würde. Von innen erscholl der Schreckensruf: „Mein Gott! ich habe an die Scene nicht gedacht und bin im Umkleiden begriffen, aber ich komme gleich!" Vorsorglich flüsterte Genast aus der ersten Coulisse den beiden Spielenden die Verlegenheit zu und Beide hatten Geistesgegenwart genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Die frühere Mitwirkung in der extemporirten Komödie, in welcher der Schauspieler Selbständigkeit haben mußte, half ihnen dabei. Immer waren Genast's Augen auf die Coulisse gerichtet, woher die Jagemann kommen mußte; nur wenige Verse waren bis zum Schluß der Scene noch übrig. Endlich vor den Worten: „Maria hofft," sah ihn Vohs mit fragenden Blicken an, die jener pantomimisch verneinen mußte; darauf extemporirte er sechs bis sieben Verse; ein Gleiches that Cordemann, der nochmals seine Zweifel über das Gelingen des Plans aussprach und die Worte: „Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!" passend anreihte. In Todesangst hatte Genast der Entwicklung dieses Dramas zugesehen, doch zum Glück erschien die Jagemann auf ihr Stichwort, allerdings ohne Königsmantel und Krone. Nach der Vorstellung noch fragte ein Badegast, der das Stück recht gut

kannte, warum die Jagemann diesmal ohne Krone und Königsmantel zum Leicester gekommen wäre; als Genast ihm den Grund eröffnete, war er voll Erstaunen, daß die Leute so hübsche Verse extemporirt hatten. Als Schiller bei der Heimkehr dieses Intermezzo erfuhr, amüsirte er sich köstlich darüber und sagte: „Ja, ja, der Vohs ischt ä ganzer Kerl, aber dem Cordemann hätt' ich's nit zugetraut."

Nachdem am 19. März 1803 „die Braut von Messina" mit dem größten Beifall gegeben war, kam am 23. April „die Jungfrau von Orleans" zur Darstellung.

Opitz, der Regisseur der Seconda'schen Gesellschaft in Leipzig, hatte von diesem neuen Werke Schiller's gehört; er kam nach Weimar und suchte Schiller zu bestimmen, das Stück der Leipziger Direction zur Darstellung zu überlassen. Schiller ließ sich bewegen und wohnte selbst der ersten Aufführung in Leipzig bei, welche am 18. September 1801 stattfand. Mit außerordentlichem Beifall wurde das Werk vom Publicum aufgenommen und am Schluß Schiller ein Vivat gebracht.

Dieser selbst war mit dem Spiel und der Rhetorik der dortigen Mitglieder nicht zufrieden. Bei seiner Zurückkunft sprach er sich in einer Conferenz darüber aus. Nur Ochsenheimer als Talbot wäre recht brav in der Charakteristik gewesen, aber selbst dieser hätte seine Jamben gräßlich malträtirt, und den auswärtigen Theatern gegenüber fühle er sich fast veranlaßt, seine Tragödien in Prosa umzuschreiben.

Obgleich die „Jungfrau von Orleans" in Leipzig solchen Beifall erlangt hatte, zögerte Schiller doch mit deren Aufführung in Weimar bis zum 23. April 1803. Vielleicht wäre er schon ein Jahr früher damit hervorgetreten, wenn nicht die Malcolmi, der die Rolle der Johanna zugetheilt war, Umstände halber hätte verreisen müssen.

Die Schauspieler gingen mit wahrer Begeisterung an das Studium dieses Werkes; da aber das Personal klein war, so mußte manches von den Mitgliedern zwei bis drei Rollen übernehmen.

Eine schwierige Aufgabe für die geringen Mittel war der Krönungszug; um diesen nur einigermaßen anständig herzustellen, mußte die ökonomische Commission, zu der Genast gehörte, in einen sauern Apfel beißen und allerlei Anschaffungen machen. Wollene Sergen, die in hübschen Farben in Vorrath da waren, und schmale Gold- und Silbertressen spielten eine Hauptrolle dabei; pappene Helme und Rüstungen, die mit Gold- und Silberzindel überzogen wurden, schaffte man an. Der Krönungsmantel war aber hauptsächlich der Stein des Anstoßes; dieser enormen Ausgabe widerstrebte Kirms, und da er Chef über alle Vorräthe der Hofhaltung war, suchte er zu diesem Zweck eine alte blauseidene Gardine hervor. Dagegen protestirten aber Schiller und Goethe auf das bestimmteste, so daß sich schließlich der gute Kirms fügen und, wenn auch mit verdrießlichem Gesicht, seine Zustimmung zur Anschaffung eines rothen Krönungsmantels, versteht sich, von unechtem Sammet, geben mußte, der von nun an, wie in frühern Zeiten das Brautkleid einer Großmutter, von König zu König forterbte. Es wurde das einzige kostbare Stück, welches die Weimarische Hoftheatergarderobe aufzuweisen hatte. Um Ersparnisse zu machen, half man sich eben, so gut man konnte, und das Publicum war damit zufrieden und staunte sogar die Pracht, die man im Krönungszuge entwickelte, mit großen Augen an.

Um den ewigen, allerdings nicht ungerechten Anforderungen der Schauspieler hinsichtlich der Costüme zu entgehen, war die Verfügung getroffen worden, jedem derselben, der ein erstes Fach spielte, ein jährliches Garderobengeld von 50 Thalern zu geben, wofür er sich nicht allein die bürgerlichen, sondern auch die Ritteranzüge nebst allen Utensilien: Schwert, Stiefeln, Sporen, Handschuhen, Kopfbedeckung, und den dazu gehörigen Schmuck anzuschaffen hatte. Mit den Damen war ein gleiches Abkommen getroffen worden. Die Direction kam dabei sehr gut weg, denn es waren meistens junge Leute, die sich gern putzten und es sich lieber vom Mund absparten, um nur nicht weniger glänzend als ein Anderer zu erscheinen.

„Die Jungfrau von Orleans" hatte einen außerordentlichen Erfolg; man durfte aber auch sagen, daß es eine durchaus gelungene Vorstellung war. Die Miller-Malcolmi (Johanna), Oels (Karl VII.), Graff (Talbot), Haide (Lionel), Cordemann (Dunois) und die Maas (Agnes) waren ganz an ihrem Platze. Schiller war des Lobes voll gegen die Darsteller

und sprach ihnen persönlich seine vollkommene Zufriedenheit aus.

Nachdem am 4. Mai noch Cervantes' „Porträt," nach dem Französischen von Einsiedel übertragen, am 18. Mai Schiller's „Neffe als Onkel" und den 6. Juni die „Fremde aus Andros" nach Terenz von Einsiedel gegeben worden war, trat die Gesellschaft ihre gewöhnliche Sommerreise nach Lauchstedt und Rudolstadt an.

Dies Jahr folgte Schiller nach dem ersten Ort und seine Ankunft daselbst erweckte ein großes Interesse bei den versammelten Badegästen, denn Alt und Jung schwärmte noch weit mehr für ihn als für Goethe. Aber wie anders bewegte sich Schiller in der Gesellschaft Goethe gegenüber! Die bunte Menge beängstigte ihn förmlich, und Ehrenbezeigungen, die Goethe als etwas Selbstverständliches aufnahm, wurden ihm unheimlich und machten ihn schüchtern; darum suchte er zunächst die einsamen Wege auf, um den ewigen Begrüßungen zu entgehen; aber wenn es hieß: „Schiller ist dahin ausgegangen," wählte man gewiß den Weg, wo man ihm begegnen mußte. Er ging gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, Jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Wie ganz anders war Goethe unter diesem Publicum, was alljährlich fast dasselbe war, einhergeschritten, stolz wie ein König, mit hocherhobenem Haupte, dasselbe bei einem Gruß nur gnädig neigend.

Schiller's Stücke zogen stets ein großes Publicum herbei und füllten immer die Casse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne, und man sah die innere Befriedigung auf seinem Gesicht, wenn er sagte: „Das isch ja heute wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschrieben, daß wir recht gute Geschäfte machen."

Fast nach jedem seiner Stücke wurde ihm ein Vivat gebracht, aber um solchen Acclamationen zu entgehen, verließ er immer vor dem Ende der Vorstellung das Haus. Da er öfters sich unwohl fühlte, schlug er alle Einladungen zu großen Mittag- und Abendessen aus, nur einen Tag vor seiner Abreise nahm er ein Diner beim Obergerichtsrath Blümner an, welcher durch Genast wußte, daß Schiller sich nur in kleinen Cirkeln behaglich fühlte; darum bestand die ganze Gesellschaft nur aus zehn Personen, Gelehrten und Schauspielern.

Er war sehr munter und heiter und theilte uns mit, daß er mit dem Entwurf seines „Tell" vollkommen fertig sei und jetzt zurückeile, um die Arbeit zu vollenden.

Am 1. October 1803 wurde die Bühne in Weimar mit „Julius Cäsar" von Shakspeare, nach Schlegel's Uebersetzung, wieder eröffnet. Auf Schiller hatte dies Stück bei der Darstellung einen gewaltigen Eindruck gemacht, er war in Ekstase und fand die Volksscenen, wie überhaupt das Ganze von einer bewältigenden Wirkung, namentlich auf der Bühne; es sei für jeden dramatischen Dichter ein Vorbild, sagte er.

Das Publicum aber dachte nicht wie er; obgleich dasselbe in seiner Bildung vorgeschritten war, war es doch noch nicht reif genug, solch' ein Werk in allen seinen Theilen zu erkennen und zu beurtheilen. Darum erlebte das Stück zu Schiller's großem Verdruß nur einige Darstellungen. Die Volksscenen gingen vortrefflich und auch die Hauptrollen waren in guten Händen; da aber bei Shakspeare die kleinste Episode von großer Wichtigkeit ist, blieb allerdings Manches noch zu wünschen übrig.

Am 12. October kam der „Parasit" von Schiller auf's Repertoire, fand aber nur eine achtungsvolle Aufnahme.

Wie productiv war Schiller! Vom 19. März bis zum 12. October 1803 hatte er das Repertoire durch vier Werke bereichert: „die Braut von Messina," „die Jungfrau von Orleans," „Neffe als Onkel" und „Parasit." Goethe hingegen hatte nur die „Natürliche Tochter" zur Darstellung gebracht, da man den „Paläophron" nicht in Anschlag bringen konnte, der früher auf Schloß Ettersburg gegeben worden war, wo Goethe selbst den Paläophron gespielt hatte.

In der zweiten Hälfte des Februar fingen die Leseproben von „Wilhelm Tell" an, welcher am 17. März gegeben wurde. Dieselben Schwierigkeiten hinsichtlich der Besetzung, wie bei der „Jungfrau von Orleans," stellten sich auch hier heraus; mancher Schauspieler mußte zwei, ja drei Rollen übernehmen. Genast war von Schiller der Frohnvoigt und Rösselmann übertragen, dabei hatte er noch die Regiegeschäfte zu besorgen, und es war wahrlich keine Kleinigkeit, den Anordnungen Schiller's und Goethe's nachzukommen. Die erste Theaterprobe, wo nur drei Acte probirt

wurden, dauerte von Nachmittags 4 Uhr bis Abends 10 Uhr. Mehrere Proben folgten nun noch und die Hauptprobe endlich ging tadellos; wie es denn überhaupt Goethe's Princip war, das diese als erste Darstellung von dem Personal betrachtet wurde.

Die Zahl der Fremden, die herbeigeströmt kamen, war so enorm, daß schon Nachmittags 3 Uhr der ganze Theaterplatz voll Menschen stand. Die Armen mußten diesen Genuß, Schiller's neuestes Werk zu sehen, theuer erkaufen, denn da nichts gestrichen war, dauerte die Vorstellung von $^1/_2$6 Uhr Abends bis in die Nacht um 11 Uhr.

Schon bei der Hauptprobe war Schiller über die Länge des Stücks unruhig geworden, indessen hoffte er, daß die Vorstellung viel schneller gehen würde als die Probe; allein es trat der umgekehrte Fall ein. Er war darüber so außer sich, daß er gleich nach der Darstellung das Manuscript an sich nahm, um zu streichen. Schiller war überhaupt, besonders wenn es seine Stücke betraf, darin schonungslos; man mußte ihm förmlich in den Arm fallen, um ihn in seiner chirurgischen Arbeit zu hemmen.

Daß das Stück mit dem größten Beifall aufgenommen werden würde, hatten wir Alle vorausgesehen; der Enthusiasmus war beispiellos. Den Preis des Abends trug Graff als Attinghausen davon, der in rhetorischer Hinsicht ein Meisterbild voll Würde und Wärme lieferte. In diesem Stück war es auch, wo Corona Becker, die Tochter der unvergeßlichen Neumann, zum ersten Mal als Walther Tell auftrat. Mit Theilnahme betrachteten die Schauspieler und wohl auch das ältere einheimische Publicum dies Engelsgesicht, das von seiner Mutter wohl die Schönheit, denn sie sah ihr sprechend ähnlich, aber weniger das Talent geerbt hatte. Goethe hob sie zu sich empor, küßte sie und sah sie mit trüben Blicken an. Nachdem sie Schiller's Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: „So isch's recht, mein Mädle! so mußt Du's mache."

Haide spielte den Tell. Bei der ersten Vorstellung gelang ihm der Monolog gar nicht, bei der zweiten sprach er ihn vortrefflich und hatte sich der größten Lobsprüche von Schiller zu erfreuen. Es ist überhaupt eine eigene Sache mit diesem Monolog. Dieser Rückblick auf sein Leben und dann die Reflexion über die Gegenwart, deren Endpunkt ein Mord ist, kann sich mit dem Charakter des Tell nur schwer vereinigen lassen und stimmt mit den Worten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell", durchaus nicht. Dieser Monolog ist und bleibt eine Klippe für jeden Darsteller der Rolle.

Bis zum Schluß der Saison fanden noch mehrere Wiederholungen, stets bei gedrängt vollem Hause, von diesem Meisterwerk statt.

Am 22. September 1804 kam Goethe's „Götz" zur Aufführung, wobei die Vorstellung sechs Stunden währte. Im Jahre 1809 unterwarf Goethe das Werk einer Umarbeitung, so daß es in zwei Theilen an zwei aufeinanderfolgenden Abenden gegeben wurde.

Der 4. November sollte ein Jubeltag für Weimars Einwohner werden, denn Maria Paulowna, die damalige Erbprinzessin von Weimar, hielt ihren Einzug. Zu ihrem Empfang im Theater, welches sie mit ihrer hohen Gegenwart am 12. November beehrte, hatte Schiller „Die Huldigung der Künste" geschrieben. Als sie im Glanze ihrer Schönheit am Arm ihres Gemahls an die Brüstung der herzoglichen Loge trat und mit der holdesten Anmuth die Anwesenden grüßte, wollte der Jubel fast kein Ende finden, immer mußten Pauken und Trompeten auf's Neue erschallen. Jede bezügliche Stelle des Festgedichts wurde enthusiastisch aufgenommen, besonders folgende:

Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.
— — — — — —
Hat sie Liebe dort verlassen,
Findet sie die Liebe hier.
— — — — — —
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Das Festspiel fand die vollste Anerkennung von Seiten des Hofes wie des Publicums, und doch gab es Einzelne, die bei manchen Andeutungen eine Liebedienerei Rußland gegenüber erblicken wollten. Jeder echte deutsche Mann wird gewiß einen Schiller davon freisprechen. Solche Aeußerungen kamen aber auch nur von einer Par-

tei her, die noch immer ihr Wesen in Weimar trieb.

Dem Festspiel folgte „Mithridat," der bereits in demselben Jahre zum Geburtstage der Herzogin Louise gegeben worden war. Alles war verwundert, daß man weder ein Schiller'sches, noch Goethe'sches Stück gewählt. Schiller hatte aber Goethe ersucht, ihn an diesem Abend nicht nochmals vorzuführen, denn Goethe hatte die „Braut von Messina" in Vorschlag gebracht; aus ähnlichen Gründen wollte Goethe die „Iphigenie" nicht, empfahl darum das genannte Stück von Racine, und Karl August genehmigte es.

Die nächste bedeutende Novität war „Phädra," welche am 30. Juni zur Aufführung kam. Es war Schiller's Schwanengesang, denn unvollendet lag „Demetrius" auf seinem Pult.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. Genast stand am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte ihn mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kotzebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater." Genast war erschrocken über sein blasses Gesicht und seine gläsernen Augen. Den andern Tag ging er in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er Genast mit seiner gewohnten Milde. „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder," sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über Alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben." Darauf gab er einige Befehle und reichte ihm zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmuth verließ Genast sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen. Am 9. Mai hauchte er seinen unsterblichen Geist aus.

Der Jammer war groß, aber Keiner wagte, Schiller's Dahinscheiden Goethe mitzutheilen, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, ohne seinen Befehl die nächste Vorstellung zu sistiren. Endlich legte sich die Jagemann in's Mittel und erklärte dem Herzog unumwunden, daß sie in ihrer Stimmung nicht Komödie spielen könne. Darauf wurde auf Befehl des Herzogs Sonnabend den 10. Mai die Bühne geschlossen. Statt des Theaterzettels erschien den andern Tag folgende, aus einer Canzlei hervorgegangene Bekanntmachung:

„Weimar, den 10. Mai 1805.

„Bei der traurigen Stimmung, welche durch das Ableben des allgemein geschätzten und um das deutsche Theater so sehr verdienten Herrn Hofrath von Schiller, allhier, besonders bei dem Personale des fürstlichen Hoftheaters hervorgerufen worden, wird auf Ansuchen desselben die morgende Darstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt."

Alle diese Vorkommnisse waren Goethe, der selbst bettlägerig war, bis nach der Beerdigung Schiller's verheimlicht worden; erst Sonntag den 12. theilte sein Sohn August ihm die Trauerkunde mit. Darauf soll er den Befehl ertheilt haben, Niemand, wer es auch sei, zu ihm zu lassen.

Einige Zeit darauf führten Genast dringende Geschäfte zu ihm; mit Zittern und Zagen trat er den Weg an. Goethe empfing ihn mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schiller's Dahinscheiden. Als Genast seine Befehle eingeholt hatte, wollte er sich entfernen, da rief Goethe: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen! Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publicum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung." Genast wußte recht gut, wer sie verfaßt hatte, schwieg aber wohlweislich, um einen sonst hochverdienten Mann nicht bloßzustellen. Es war eben damaliger Canzleistil, Goethe's Entrüstung blieb aber doch nicht verschwiegen. Längere Zeit ging Goethe nicht in das Theater.

Nachdem Goethe einigermaßen seinen Schmerz bekämpft hatte, nahm er sich wieder mit voller Thätigkeit des Theaters an. Das erste Stück, was er nach diesem traurigen Ereigniß in Scene setzte, war „Die Laune des Verliebten." Die mangelhafte Besetzung war schuld, daß das Stück nur wenig Beifall fand; erst als in späterer Zeit die Hauptrollen in den Händen der

Jagemann und Wolff waren, fand das Stück großen Anklang und blieb auf dem Repertoir. Vor Schluß der Saison kam noch am 8. Juni das Riesenwerk Shakspeare's, „Othello," von Voß übertragen, zur Aufführung. Es war eine gelungene Vorstellung zu nennen, besonders war Becker als Jago ganz vortrefflich; allein das Publicum nahm nicht das Interesse an dem Stück, welches Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde erwartet hatten. Theils war ihm das Ganze zu graß, theils trug auch die steife schwülstige Uebersetzung dazu bei. Es wurde nur zweimal gegeben.

Am 12. Juni reiste die Gesellschaft nach Lauchstedt und verblieb daselbst bis zum 19. August. Erfurt und Rudolstadt waren für immer aufgegeben, da der pecuniäre Vortheil zu gering geworden war, als daß man sich darum die Last der Reise hätte auferlegen mögen.

Zunächst beherrschten Schiller'sche Werke dies Jahr das Repertoire, und Goethe bereicherte es noch durch das „Lied von der Glocke." Er hatte diese Perle deutscher Dichtkunst dialogisch für die Bühne eingerichtet und ließ das Gedicht von dem ganzen Personal darstellen. Schon in Weimar hatten mehrere Proben desselben unter seiner Leitung stattgefunden und in Lauchstedt wurden sie fortgesetzt. Am 10. August fand die Aufführung statt und „Maria Stuart" folgte darauf. Das Publicum war so enthusiasmirt, daß auf allgemeines Verlangen die Vorstellung wiederholt werden mußte; das zweite Mal aber gab man statt der „Maria Stuart" den „Parasit" dazu.

Außerdem veranstaltete Goethe noch eine besondere Gedächtnißfeier Schiller's.

Das Postwesen in England.

Unter die praktischen Institutionen Englands, die mit Recht die Bewunderung anderer Nationen in Anspruch nehmen, so daß die Regierungen, denen es darum zu thun ist, den Volkswohlstand zu heben, fortwährend dieselben, sei es in Schriften, sei es durch Abgesandte an Ort und Stelle, zu ihrem Studium machen, und die einen tiefen Einblick in die Verkehrsverhältnisse des bedeutendsten aller handeltreibenden Länder gewähren, gehört vor Allem die General-Post-Office, das Generalpostamt zu London. Eine Durchblätterung des siebenten officiellen Jahresberichtes des Generalpostmeisters gibt uns folgende interessante Einzelheiten, die wohl hinreichend für sich selbst und das Großartige der Einrichtung sprechen.

Im Laufe des Jahres 1860 wurden nicht weniger als 564,000,000 Briefe im vereinigten Königreiche versandt, davon kommen auf England 462,000,000, auf Irland 48,000,000 und auf Schottland 54,000,000, was durchschnittlich 19 Briefe auf jede Person der Gesammtbevölkerung ergibt. Diese enorme Zahl überstieg die des vorhergehenden Jahres (1859) um 19,000,000. Von größter Bedeutung für die Ausdehnung des Briefverkehrs war die im Jahre 1840 bewerkstelligte Einführung der Penny-Postage, der zufolge fortan jeder weniger als $^1/_2$ Unze wiegende und im Bereich von England, Schottland und Irland an einem beliebigen Orte aufgegebene und für irgend einen Ort innerhalb des vereinigten Königreichs bestimmte Brief nur einen Penny kostete, dafür aber frankirt werden mußte. 1839 betrug die Gesammtzahl der durch die Post versandten Briefe 82,471,000, wovon 6,563,000 frankirt waren, im folgenden Jahre dagegen, nach Einführung des billigen Portoansatzes, schon mehr als das Doppelte, nämlich 168,768,000, oder einen Zuwachs von $102^1/_4$ Procent; seitdem zeigt sich ein jährlicher Zuwachs von etwa $4^1/_2$ Procent. Von den im Jahre 1860 mehr abgelieferten 19,000,000 Briefen waren 3,500,000 Londoner Localbriefe, d. h. solche, die in London sowohl postirt wurden, wie auch ihren Adressaten ebendaselbst hatten; die Gesammtzahl der in London abgelieferten Briefe war 137,000,000.

Einen besondern Nachdruck legt der Bericht auf die registrirten (recommandirten) Briefe, deren Zahl sich im Jahre 1860 auf 1,500,000, oder um 6 Procent mehr als 1859, belief; denn obwohl Alles aufgeboten werde, jeden einzelnen Brief richtig an seinen Bestimmungsort gelangen zu lassen, so werde doch namentlich bei den registrirten eine ganz besondere Sorgfalt verwendet; es wird das Registriren ganz besonders für Geldbriefe empfohlen, da für

solche hier nicht, wie es in Deutschland geschieht, Belegscheine ausgegeben werden. Als von eben so großem Nachtheil für die Correspondirenden wie für das Postamt selber beklagt der Bericht das undeutliche Schreiben der Adressen. Es wurden im Jahre 1860 nicht weniger als 2,000,000 Briefe, oder je einer von 286 überhaupt postirten, an ihre Schreiber zurückgesandt, und zwar $^3/_4$ hiervon wegen gänzlich unleserlicher oder ungenügender Adressen. Ja, 10,000 waren thatsächlich — sei es in der Eile des Geschäftsdranges, sei es durch Gedankenlosigkeit — ohne irgend jede Aufschrift in die Briefkasten gesteckt worden, während täglich mehr denn 20,000 anlangten, die nur den Namen des Adressaten und die Bezeichnung „London" trugen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit namentlich unsern Landsleuten in Deutschland mehr Aufmerksamkeit anempfehlen; wir selber hatten oft Gelegenheit, von dort kommende Briefe „Herrn Schultze (oder irgend ein anderer für den Engländer kaum zu entziffernder Name) in London" adressirt zu sehen. Wunderbar ist es daher und zeugt jedenfalls am besten von den großartigen Einrichtungen in der Briefbeförderung, wenn selbst solche Briefe richtig an die betreffende Person gelangen, und in den meisten Fällen werden die obscursten Adressen aufgefunden, obgleich die Namen nicht im Post-Office-Directory, dem Londoner Wohnungsanzeiger, stehen, und man auch nicht, wie in unserm lieben Vaterlande, in den Polizeilisten recherchiren kann, da solche hier, Gott sei Dank, nicht geführt werden.

Außer dieser ungeheuren Masse von Briefen nun wurden noch 71,000,000 Zeitschriften und 11,700,000 Bücherpackete durch die Post innerhalb des vereinigten Königreiches versandt.

Die Bruttoeinnahme der Post-Office belief sich 1860 auf 3,524,710 Pfund Sterling oder 83,075 mehr als 1859, die Nettoeinnahme dagegen nur auf 1,102,479 Pfund Sterling oder 33,481 weniger denn im vorhergehenden Jahre, was seinen Grund in den bedeutenden Ausgaben für diejenigen Briefe ꝛc. hat, welche nach den englischen Colonien und fremden Ländern gehen, und bei welchen im Laufe des Jahres nicht nur nichts gewonnen, sondern noch eine Summe von 410,000 Pfund Sterling zugesetzt wurde. Es wird dies leicht erklärlich, wenn man erwägt, wie es der Bericht darthut, daß der Verlust bei jedem Briefe, der von England nach dem Cap der guten Hoffnung geht, etwa 9 Pence beträgt, nach Westindien 1 Shilling, nach der Westküste von Afrika 1 Shilling 8 Pence und an jedem über Galway nach den Vereinigten Staaten gesandten Briefe sogar circa 6 Shilling oder 2 Thaler. Der größte Verlust fand sich hingegen auf der westindischen, Stillen-Meer- und brasilianischen Linie, indem sich solcher auf nahezu 200,000 Pfund Sterling belief.

Was die Ausgaben betrifft, so erfahren wir, daß 1,066,920 Pfund Sterling für Saläre und Pensionen gezahlt wurden, 488,000 Pfund Sterling für Eisenbahnen, 170,951 Pfund Sterling für Postwagen ꝛc., 134,346 Pfund Sterling für „Diverse" und 31,438 Pfund Sterling für die Anfertigung von Postmarken. Die Gesammtsumme der Ausgaben war 2,422,231 Pfund Sterling oder 110,117 mehr als 1859. Die ganze Arbeit der Post wurde von 25,282 Beamten gethan, darunter 11,428 Postmeister, 11,889 Briefträger und Boten und 1634 Gehilfen (Commis). Der Gesundheitszustand unter denselben war ein bedeutend günstigerer als in den frühern Jahren, einerseits in Folge besserer Einrichtungen in den Bureaux, namentlich hinsichtlich der Ventilation, andererseits in Folge praktischerer Kleidung der Briefträger. Unter Letztern befanden sich, beiläufig bemerkt, 4 ehemalige Schneider, 3 dito Pianoforteverfertiger und 3 dito Schulmeister. Die unter den Beamten am meisten grassirenden Krankheiten waren Rheumatismus, Lungen-, Gehirn- und Nervenkrankheiten.

Aus dem Berichte geht zur Genüge hervor, daß die Regierung Englands Alles aufbietet, den Interessen des Volkes in jeder Hinsicht gerecht zu werden und dem reichen Kaufmann wie dem armen Arbeiter das Correspondiren bequem und billig zu machen, und wir wünschen nur, daß diese Zeilen dazu beitragen mögen, den Regierungen und dem Volke Deutschlands den Werth und die Nachahmung so praktischer Einrichtungen, wie wir sie beim Postwesen Englands finden, an's Herz zu legen.

Volkssagen aus der Schweiz.

Mitgetheilt von H. Runge.

I. Die Allmend von Aegeri.

(Canton Zug.)

Die Gemeinde Aegeri im Canton Zug besitzt seit uralter Zeit eine große, aber etwas abgelegene Weide, welche die Allmend genannt wird, weil alle Hausväter des Orts das Recht haben, während des ganzen Sommers ihr Vieh dorthin zu treiben. Auffallender Weise erstreckt sich dieselbe indeß bis weit in den Bezirk Wollerau, einen Theil des Cantons Schwyz, und die Wolleraner behaupten, wenn es nach dem Recht ginge, so müßte die Gemeindeweide in ihrem Besitz sein, da nur Meineid und Betrug sie an Aegeri gebracht hätte. Sie erzählen den bezüglichen Vorgang in folgender Weise:

In allen Zeiten herrschte noch Treu und Glauben im Lande und Niemand dachte daran, den Nachbar widerrechtlich um sein Eigenthum zu bringen. Es gab daher weder Grenzhügel noch Grenzsteine und noch weniger dachte man an Marchbeschreibungen und urkundliche Aufzeichnungen durch Gerichtspersonen. Da brach eine fürchterliche Pest, der schwarze Tod genannt, in's Land. Tausende fielen ihr zum Opfer und ganze Familien und Gemeinden gingen zu Grunde, so daß oft ein und dasselbe Grundstück in einer Woche an den siebenten Erben kam. Da Niemand seines Lebens auch nur eine Stunde sicher war, so ergab sich Alles der Genußsucht, und wilde Gelage, unschickliche Tänze und Spiele folgten ununterbrochen aufeinander. Als die Krankheit nach Monaten endlich zu Ende ging, begann ein fast noch wüsteres und wilderes Treiben; Jeder suchte sich so schnell als möglich zu bereichern, um das Eigenthum des Andern durch Gewalt oder List an sich zu reißen. Die Wittwen wurden geplündert, die Waisen beraubt und die Schwachen unterdrückt. Auch zwischen den Gemeinden brachen jetzt Streitigkeiten über die Grenzen aus und die Bauern von Aegeri trieben ihr Vieh auf mehrere Wiesen, welche stets zu Wollerau gehört hatten. Endlich kam es deshalb zum Proceß. Als aber die Wolleraner beschwören sollten, daß die streitigen Weiden ihr Eigenthum seien, fand es sich, daß die Pest alle ältern Männer dahingerafft hatte und daß Niemand mehr vorhanden war, der aus eigener Wissenschaft über die Lage der Grenzen, wie sie vor mehr als dreißig Jahren bestanden hatten, sichere Auskunft geben konnte. Da rieth der Richter beiden Parteien, die Sache durch einen Vergleich auszumachen und die Grenze in gleicher Entfernung von beiden Ortschaften durchzulegen. Sogleich ging Wollerau darauf ein und auch Aegeri mußte sich zur Annahme bequemen, wollte es den Verdacht unredlicher und gewinnsüchtiger Absichten vermeiden. Nach langen Berathungen beschloß man, die Stelle für den Marchstein durch einen sogenannten Grenzlauf zu ermitteln. Genau um dieselbe Zeit sollte eines Tages von jedem Orte aus ein Mann nach der andern Gemeinde gehen; da, wo beide Wanderer zusammentreffen würden, sollte die Grenze sein. Am bestimmten Tage mit Sonnenaufgang eilte der Läufer von Wollerau auf Aegeri zu; eben aber hatte er erst den Anfang der Allmend erreicht, als schon sein Gegner vor ihm stand. Gewiß mußte es allen Leuten auffallen, daß dieser in derselben Zeit mindestens die dreifache Strecke zurückgelegt hatte, und die Wolleraner behaupteten deshalb auch, es sei Unredlichkeit mit im Spiele. Da erbot sich der Läufer von Aegeri zum Schwur. Als ihm dieser gestattet worden war, trat er auf die Allmend ganz nahe an den Ort, wo das Zusammentreffen stattgefunden hatte, streckte die Hand gen Himmel und rief laut: „So wahr mein Schöpfer und mein Richter über mir ist, so wahr stehe ich auf Grund und Boden, der Aegeri rechtmäßig zugehört!“ Darauf ward die Allmend Aegeri zugesprochen und der Grenzstein kam auf die Stelle, wo sich die beiden Läufer die Hand gereicht hatten. Noch heute befindet er sich dort.

Die Wolleraner waren besiegt, aber sie konnten nicht zweifeln, daß sie betrogen worden waren. Das Wie? erfuhren sie erst später. Ehe noch das Jahr seinen Lauf vollendet hatte, starb der Läufer von Aegeri plötzlich und bald darauf sah man auch seinen Geist auf der Allmend erscheinen. Er ritt auf einem schönen, schnellen Schimmel und schrie und jammerte gräßlich, sobald er sich der Grenze näherte. Kreuzte Jemand seinen Weg, so flehte er

den Wanderer um seine Erlösung an, sagte aber niemals, was man thun müsse, um ihn von seiner Qual zu befreien. Den Leuten von Aegeri gegenüber benahm er sich stets besonders unbändig und oft verfolgte er sie, so daß sie zitternd und todtenbleich nach Hause kamen und ihn und die unselige Allmend verfluchten. Endlich beschlossen sie, den Geist um jeden Preis fortzuschaffen. Sie wandten sich an einen Geisterbanner und boten ihm eine große Summe, wenn er den Schimmelreiter zu beseitigen vermöge. Der Mann versprach es und nahm gleich in der nächsten Nacht seine Künste vor. Als der Geist erschien, befragte er ihn, weshalb er verdammt worden. Da erzählte der Läufer, daß er bei dem Grenzlauf zwar von Aegeri zu Fuß fortgegangen sei, um die Zeugen zu täuschen, unterwegs habe er sich aber seines Schimmels bedient und erst nahe der Grenze sei er wieder abgestiegen. So konnte er freilich seinem Gegner leicht zuvorkommen. Bei dem Schwur aber sei Erde aus der Dorfstraße von Aegeri in seinen Schuhen verborgen gewesen und unter dem Schöpfer und dem Richter, welche er angerufen, habe er seinen Milchschöpfer und seinen Kamm (im Canton Zug Richter genannt) verstanden. Beide seien nämlich von ihm in seiner Kappe versteckt worden. Der Geisterbanner befahl darauf dem Schimmelreiter, sich in einen einsamen abgelegenen Ort zu begeben und fortan nicht mehr auf der Weide zu erscheinen, und der Geist versprach seufzend, dem strengen Befehl zu gehorchen, sofern das durch ihn verübte Unrecht wieder gut gemacht werde. Als aber der Hexenmeister den Einwohnern von Aegeri das Begehren ihres verstorbenen Kameraden mittheilte, erklärten sie, die Allmend sei ihnen durch den Richter zugesprochen worden und sie würden sie in keinem Falle zurückgeben; sie hätten keinen Theil am Meineid und wollten sich den Wollerauern gegenüber durch die Erstattung nicht als Mitschuldige bekennen. Der Schimmelreiter wurde daher nicht vollständig verbannt, aber er erscheint doch viel seltener als vorher und gewöhnlich nur an den Frohnfastentagen (Quatembern), wenn jeder Bann gebrochen ist, welcher die Geister bindet. Aber auch dann können ihn nur Diejenigen erblicken, welche an einem Frohnfastentage oder am Sonntage geboren worden sind, weil ihnen sich alle Gespenster offenbaren müssen. Ob Versuche gemacht worden sind, den Geist zu erlösen, erzählt die Sage nicht; jedenfalls waren sie fruchtlos und müssen es wohl auch sein, so lange nicht der Marchstein auf die richtige Stelle gesetzt worden ist.

Literarisches.

Der Roman „Les Miserables“ von Victor Hugo, welcher unter dem Titel „Die Armen und Elenden“ in der vorzüglichen Uebersetzung von A. Diezmann (Leipzig bei Steinacker) erschienen, ist gewiß ein Werk von großer und vielleicht sehr wirksamer Bedeutung, aber diese Bedeutung ist keine künstlerische; es fehlt dem Ganzen der Humor und damit die Spitze, die poetische Verklärung. Der sociale Stoff verträgt nur theilweise das einseitige tragische Pathos der französischen Romane. Einzelne Partien des Romans sind von hinreißender Schönheit in der Schilderung leidenschaftlicher Empfindung, in anderen Theilen spricht sich der Freund des Volkes und der socialen Entwicklung in schwungvoller Weise aus, im Ganzen vermißt man jedoch Klarheit und harmonische Abrundung und sieht mehr ein Nebeneinander von romanhaften Scenen und socialen Reflexionen, als ein von höheren Ideen durchgeistigtes Werk der Poesie. Die Hauptgestalten entbehren theils der Wahrscheinlichkeit, theils sind sie echt französische Romanfiguren, wie unter Andern der Mittelpunkt der zweiten Hälfte des Werkes, Cosette, welche als ein weiblicher Charakter in Michelet's Manier erscheint, der nur zum Putz oder Spielzeug des Mannes bestimmt ist. Aus einer Jugend, wie die Cosettens, hätte etwas Anderes herausreifen müssen, als dies unselbständige kindische Wesen. Ueberhaupt fehlt den Personen die wahre Innerlichkeit, die überzeugende Tiefe. Der tugendhafte Galeerensträfling Valjean, sodann Fantine, in welcher das Problem gelöst werden sollte, daß das Weib in Wirklichkeit sich der tiefsten Verworfenheit hingeben und dennoch in seinen Motiven ein Ideal bleiben könne, lassen uns kalt und sehen mehr Fratzen als wirklichen Menschen ähnlich. Was soll überhaupt diese, wenn auch bedingte Heiligsprechung des Verbrechens? Allerdings stellt Victor Hugo seinem Valjean und seiner Fantine die Familie Thenardier gegenüber, wie jedoch erstere zu verzerrt und unnatürlich, so sind letztere zu gemein, um eine künstlerische Wirkung erzielen zu können, und wie die Schilderung der Pariser Kloaken in diesem Roman, bei aller Wahrheit und bei

der praktischen Richtigkeit der Absicht, niemals einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen vermag, so werden auch Erscheinungen wie diese Fantine niemals die Berechtigung erlangen, die für sie beansprucht wird, und es ist gewiß richtig, wenn man sich mit Ekel abwendet, sobald die Poesie beim Bordell und bei der Kloake angelangt ist. Daß es an nervenaufregenden, spannenden Situationen nicht fehlt, versteht sich bei Victor Hugo von selbst. Interessant sind einzelne der kurzen historischen Ueberblicke von der Zeit des Untergangs des ersten bis zur Erhebung des zweiten Kaiserthums.

Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19ten Jahrhunderts, von Samuel Sugenheim. Eine von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1860 gekrönte Preisschrift. Petersburg bei Eggers und Comp. Riga bei Samuel Schmidt. Leipzig bei Leopold Voß.

Wir verdanken dieses bedeutende in Rußland entstandene und von der kaiserlichen Akademie gekrönte Werk deutschen Fleißes augenscheinlich dem großartigen Unternehmen der russischen Regierung, in ihrem weiten Reiche die Leibeigenschaft und die Hörigkeit aufzuheben, und dem Wunsche, eine rechtsgeschichtliche Grundlage dafür zu gewinnen. In diesem Sinne müssen wir es, abgesehen von seinem innern Werthe selbst, mit um so höherem Interesse empfangen, als es sich unmittelbar an einen Act anschließt und denselben fördernd begleitet, welcher in der Culturgeschichte der abendländischen Völker wahrhaft epochemachend sein wird, ja als ein weltgeschichtliches Ereigniß selbst betrachtet werden muß. Das Ringen der Völker nach Entfesselung aus den Banden persönlich unfreier Zustände, die stete Mischung dieses Jahrhunderte langen Kampfes mit den politischen Wandlungen der einzelnen Zeitperioden, die unabsehbaren Folgen der vollendeten Entfesselung für das Leben der Völker und die Kraft der Staaten, die sie bilden, ist eines der großartigsten Schauspiele. Danken wir es lebhaft dem Verfasser, welcher es uns hier in dem engen Rahmen seines Werkes in einem lebendigen Gesammtbilde aufgerollt hat. Er sagt: „Welch ungeheurer Arbeit einer langen Reihe von Jahrhunderten es bedurfte, bis es der europäischen Menschheit glückte, die giftigen Wirkungen jenes Standes der Knechtschaft nur zu schwächen, bis es ihr glückte, ihn zu unterhöhlen und endlich zu fällen; was diese Riesenarbeit förderte und was sie hemmte, wo und warum sie hier am frühesten ihr Ziel erreichte und dort am längsten währte: welchen Einfluß dies geübt auf die Wohlfahrt und Machtentwicklung der Staaten — dies Alles zu zeigen ist die vornehmste Aufgabe der folgenden Ausführungen."

Die Einleitung gibt ein gedrängtes Bild der Ursachen, welche bei den germanischen und romanischen Völkern zu den mannigfachen Zuständen persönlicher Unfreiheit führten. In den folgenden einzelnen Abschnitten des Werkes, welche den Entwicklungsproceß der Befreiung in Spanien und Portugal, Frankreich, Italien, England, Deutschland in seinen einzelnen Hauptländern (mit Oesterreich und Preußen), Skandinavien, der Schweiz, den Niederlanden und Belgien, eingehend darstellen, werden diese Ursachen als im Allgemeinen gleichmäßige vorausgesetzt, und nur ergänzend, zugleich durch einen Hinblick auf die rechtlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der niederen Volksclassen dieser Länder durch die Zeit des Mittelalters, vervollständigt. So mannigfach nun jene Ursachen und diese Verhältnisse, nicht minder die politischen Zustände und Schicksale der einzelnen Länder selbst waren, eben so mannigfach nach seinen Motiven, seinen äußern Anlässen und seinem Verlauf gestaltete sich in ihnen wiederum auch der Emancipationsproceß. Der Raum dieser Blätter gestattet es uns leider nicht, auf seine Einzelheiten näher einzugehen. Mit andauerndem Fleiße, seltener Belesenheit und Gründlichkeit und geistreicher Kritik sind die Details dieses Processes aus den langdauernden Perioden jener Länder zusammengestellt und beleuchtet.

Zwei merkwürdige Resultate werden dadurch gewonnen. Das eine ist die wunderbare Wechselwirkung der staatlichen und gesellschaftlichen so wie der ökonomischen Zustände, und die befruchtende Kraft, welche die Blüthe der Freiheit in jenen auf diese übt. Das andere Resultat wird für die Monarchie unter den europäischen Culturvölkern gewonnen: denn die bevorrechteten Stände, mit Einschluß der Kirche, waren zum Theil die Schöpfer oder doch die Beförderer unfreier Zustände des niederen Volkes gewesen; sie waren es, in deren Hand zuletzt und überwiegend die Fessel lag; mit ihnen aber hat sodann die Monarchie in dem von ihr begonnenen Kampfe der Entfesselung gerungen, und im Großen und Ganzen ist nur sie allein es gewesen, die den Sieg errungen hat, wenn nicht, wie in Frankreich, die Revolution mit ihrer verheerenden und vernichtenden Kraft an ihre Stelle getreten war.

Meteorologiſches und Aſtronomiſches.

Von L. Ellner.

IX. Bauernregeln und ihre Bedeutung.

Daß alle Witterungserſcheinungen ihre Haupturſache in der wärmenden Kraft der Sonnenſtrahlen haben, hat der Menſch ſchon früh erkannt, und ehe noch die Barometer, Thermometer, Hygrometer und wie dieſe Werkzeuge alle heißen mögen, erfunden waren, war unſere Wißbegierde in Abſicht auf Vorausverkündigung der künftigen Witterung ſchon vorhanden und der Menſch nahm die vieljährige Erfahrung zu Hilfe und bildete ſich Regeln, nach denen er die werdende Witterung vorherſagte. Nichts iſt gewiß dem Landwirthe erwünſchter als die Beſchaffenheit der bevorſtehenden Witterung zum Voraus zu wiſſen, um ſeine Geſchäfte und Arbeiten bei der Landwirthſchaft darnach ordnen zu können. Dieſes Bedürfniß kennt der Oekonom in der Stadt und auf dem Lande, er zieht ſeinen Kalender, jener allenfalls ſein Barometer, oder beide zugleich zu Rathe. Aber leider beide ſind keine Wetterpropheten; das Barometer iſt in Hinſicht auf Wettervorausſagung eben nicht ſicherer als der Kalender. Die nächſte Beſtimmung des Barometers iſt, wie ſchon das Wort ſagt, den Druck der Luft damit zu meſſen, keineswegs aber, um von dem Inſtrumente zum Voraus Rechenſchaft zu fordern, was ſich im Luftmeere für Veränderungen des Wetters ergeben werden. Wie oft ſteht im Barometer das Queckſilber hoch und es regnet dennoch, oft Tage lang; wie oft ſteht das Queckſilber anhaltend tief und es iſt demungeachtet die ſchönſte Witterung. Das Steigen und Fallen des Queckſilbers kann kein untrügliches Zeichen vom erfolgenden Wetter allein ſein, es gehören hierzu noch andere Beobachtungen, wie bereits in andern Aufſätzen angedeutet wurde und wie noch geſchehen wird. Hier wollen wir zunächſt zeigen, was von den ſogenannten Bauernregeln in Bezug auf das Wetter zu halten iſt und welchen Werth ſie haben, da doch alle unſere Kalender ſolche enthalten und Hunderte ſolcher Sprüche im Munde des Volkes leben.

Zunächſt begegnet uns hier der viel gerühmte und hoch geprieſene ſogenannte hundertjährige Kalender mit ſeinen Wetterprophezeiungen, auf die man ſich ſo wenig als auf die jedes andern Kalenders verlaſſen kann, wenn man nicht das unzählige Abergläubiſche und Unſinnige von dem, was davon brauchbar iſt, ſondert. Es iſt ſelbſtverſtändig nicht Zweck dieſer Zeilen, die ſogenannten nichtsſagenden Regeln, welche ſich bezüglich der Witterung an Heiligentage knüpfen, erklären zu wollen, eben ſo wenig als man den hundertjährigen Kalender mit ſeiner Periodicität für wiederkehrende ähnliche Witterung nach gewiſſen Zeitläuften in Schutz zu nehmen willens iſt, ſondern es ſoll nur gezeigt werden, daß das Kind nicht mit dem Bade ausgeſchüttet werden darf. Bei dem Eintritt lang andauernder Näſſe, Kälte u. ſ. w. hört man nicht ſelten auch im gebildeten Theil des Publicums den hundertjährigen Kalender mit ſeinen Witterungsbeſtimmungen anpreiſen und vorzüglich die ſehr alten Ausgaben dieſer Kalender als beſonders richtig die Witterung vorherſagend loben. Um auch einmal dieſer Anſchauung entgegenzutreten, möge es erlaubt ſein, hier nur ganz kurz zu zeigen, auf welche grundfalſche Annahme der ſogenannte 100jährige Kalender gebaut iſt.

Aeltere Naturforſcher nahmen nämlich an, daß die Witterung im Ganzen genommen etwas Periodiſches habe, das heißt nach dem Ablauf mehrerer Jahre trete wieder dieſelbe Witterung auf und zwar nimmt der hundertjährige Kalender eine Periodicität von ſieben Jahren an, die durch die ſieben Planeten repräſentirt wird. Allein da die Planetenzahl, wie ſie der beſagte Kalender kennt, gar nie exiſtirte, ſo ſieht man ſchon hieraus, wie hinfällig das

ganze Machwerk des hundertjährigen Kalenders ist. Die Sonne und der Mond werden im fraglichen Kalender als Planeten aufgeführt und mit der Erweiterung der Anzahl unserer Planeten hat sich die Periodicität des hundertjährigen Kalenders in seiner neuesten Ausgabe erst bis auf elf Planeten verstiegen und consequent die Periodicität der wiederkehrenden gleichen Witterung immer von elf zu elf Jahren beibehalten. Uebrigens beruhen die Wetteranzeigen des hundertjährigen Kalenders wie jedes andern Kalenders auf reinem Zufall, wenn es sich um Vorherverkündigung der Witterung auf Wochen, Monate oder gar auf Jahre hinaus fragt.

Was ist nun von den Bauernregeln zu halten? Wie oben schon angedeutet, man muß sie prüfen und ihren wahren ursprünglichen Sinn auffassen, dann wird man stets finden, daß viele auf langjährige Erfahrung gebaut sind und Zusammenhang mit der Witterung erkennen lassen, nichts Abergläubiges und auch nichts Unsinniges enthalten.

Sonnenjahr, Wonnejahr,
Kothjahr, Nothjahr.

Aus diesen vier Worten entnehmen wir, daß die vieljährige Beobachtung dafür spricht, daß ein heißer Sommer, ein trocknes Jahr niemals die Agricultur mit so nachhaltigen Folgen begleitet, als ein Sommer mit vorherrschenden Südwest- oder Westwinden und in deren Folge mit beständigem Regen. Die Südwestwinde bringen für Europa, wenn sie sich andauernd behaupten, Regen und in Folge des Regens Kühle, Mißwachs und Theuerung. Um hierfür ein Beispiel anzuführen, erinnern wir an die beiden Jahre 1816 und 1817, in denen während des Sommers ständige Regenschauer die Mißernte herbeiführten, wogegen die Jahre 1811, 1819, 1822, 1827, 1834, 1857 und 1858 durch heiße Sommer und Reichthum der Früchte sich auszeichneten.

Allein auf Sandland und hochliegende Felder dürfte obige Regel indessen nicht ganz genau passen, da Sandboden zum Gedeihen der Früchte Feuchtigkeit verlangt, Hochebenen in sehr heißen Sommern Wassermangel haben.

Die Anschauungen, welche in den Bauernregeln niedergelegt sind, gehören ihrer Zeitbestimmung nach dem Julianischen Kalender an, fallen jedoch mit dem neuverbesserten Gregorianischen insofern allenthalben der Zeit nach zusammen, wenn man die Ausführung landwirthschaftlicher Arbeiten, der Saat, der Blüthe, Reife und der Ernte je nach und von der geographischen Ortslage abhängig macht. *)

Für den Monat Januar sagt ein alter Spruch:

„Fabian Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn."

Schon der alte Dr. Steinbeck sagt in seinem Werke, „Der Kalendermann," daß um diese Zeit, 20. Januar, die Natur sich allmälig wieder belebt; im Pflanzenreich wird die Bewegung wieder merklich, die Sonne steigt höher, der Tag wird länger und der Hochwinter ist vorüber.

Im Februar sagt ein alter Spruch:

„Lichtmessen dunkel,
Macht den Bauer zum Junker."

Nicht von dem einen Tage, 2. Februar, allein gilt die Regel, daß heller Sonnenschein im Februar schädlich ist, sondern überhaupt vom Monate. Man will damit sagen, daß ein bedeckter Februar die Fruchtbarkeit befördere, und das hat seinen Grund darin, weil die Februarsonne die Vegetation zu frühzeitig anregen würde und leicht durch nachfolgenden Frost hierdurch Schaden für dieselbe entsteht.

„Feuchter fauler März
Ist der Bauern Schmerz;"

oder

„Märzenschnee thut den Feldern weh."

Im Monat März bleibt in der Regel der Schnee nicht mehr lange über dem Boden liegen und schadet durch überflüssige Nässe. Man liebt im März Trockenheit des Bodens, um ihn zu pflügen und zu graben, um den Samen wohl in den Acker zu bringen und ländliche Arbeiten überhaupt im Freien verrichten zu können. Ist die Saat gut bestellt, so ist nach einem trocknen März ein fruchtbareres Jahr als nach einem überwiegend feuchten zu vermuthen.

*) Der Julianische und Gregorianische Kalender differiren um zwölf Tage.

„Trockene Faſten verkünden ein fruchtbares Jahr.“

Oſtern mag fallen wie es will, ein Theil der Faſten fällt in den März und die alte Regel der trockenen Faſten iſt mit den vorausgeſendeten beiden Sprüchen gleichbedeutend.

„Trockener April
Iſt nicht der Bauern Will'.“

Für das Keimen und Fortkommen der Saaten, der Pflanzen und Bäume darf die Trockenheit des März nicht bis in den April hinein andauern. Der April ſoll feucht ſein, daher ſich des Landmannes Wunſch in nachſtehendem Verſe weiter ausſpricht:

„Trockener März, naſſer April, kühler Mai,
Füllt Scheunen, Keller, bringt viel Heu.“

„Maimond kühl und Brachmond naß,
Füllen beide Boden und Faß.“

Es iſt für die Fruchtbarkeit äußerſt günſtig, einen kühlen, von Nachtfröſten freien Mai zu haben, einestheils damit ſich die junge Saat nicht überwächſt, weil der Körnerreichthum darunter leidet, anderntheils damit bei allzu heftiger Sonnenwärme der Boden nicht zu ſehr austrocknet.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Juni, den ſich der Landwirth lieber regneriſch als trocken wünſcht, weil allzu vorherrſchende Wärme die Früchte zu ſchnell der Reife zuführt, bevor Samen, Körner und Früchte die gewünſchte Größe, Fülle und Ausbildung erlangt haben.

Neben der Feuchtigkeit durch Regen kommt der Nord- und Nordoſtwind im Monat Juni erwünſchter, als ſteter Südweſt- oder Weſtwind, weil letztere Winde zu viel Regen in's Land führen, daher auch:

„Nordwind im Brachmond
Führt Korn in's Land.“

„Was der Julius und der Auguſt an Wein nicht kochen, das wird der September, wenn er auch noch ſo warm wäre, nicht braten.“

Die wärmſten Monate ſind in der Regel der Juli und Auguſt, von ihnen hängt die frühe oder ſpäte Reife des Obſtes und des Weines ab. Im September läßt die Wärme durch die Kürze des Tages bedeutend nach und es würde ſelbſt dieſer Monat, wenn er zu den ſehr ſchönen zählte, die Früchte nur dann zur Reife führen, wenn der Auguſt das Seinige dafür gethan hat, daher auch geſagt wird:

„Was der Auguſt nicht kocht,
Läßt der September ungebraten.“

Im October beginnt die Weinleſe, man liebt daher einen kühlen October mit ſonnigen Tagen und ſchließt von einem hellen Herbſt auf einen windigen Winter. Wir laſſen dieſe Hoffnung dahingeſtellt, weil wir keinen eigentlichen Grund einſehen, warum ein windiger Winter einem hellen Herbſte folgen ſoll. Mehr ſcheint uns die Beobachtung begründet, daß ein kalter October für nächſte Jahre wenig Raupen übrig läßt.

Folgt Ende October einige Zeit Regen, ſo ſoll dieſer ein fruchtbares Jahr verkünden, weil die Winterſaat nicht allein reichlich keimt, ſondern auch gut wurzelt und deshalb, wenn andere Schädlichkeiten abgehalten werden, eine gute Ueberwinterung des jungen Getreides in Ausſicht ſteht.

„Um Allerheiligen kommt ein gewiſſer Sommer.“

In den November fallen gewöhnlich noch einige warme Tage; das geſchieht bald früher, bald ſpäter, alſo nicht genau zu einer gewiſſen und beſtimmten Zeit des Monats. Dieſe Bauernregel dürfte auf die uralte Beobachtung der fortwirkenden Erdwärme beruhen, denn je heißer der Sommer geweſen iſt, deſto langandauernder iſt die ſtrahlende Wärme der Erde.

„Naſſe Jäger, trockene Fiſcher.“

Jagd und Fiſchen der Weiher fallen in den Spätherbſt. Je mehr es regnet, deſto unzufriedener iſt der Weidmann, um ſo mehr aber freuen ſich die Fiſcher.

„Grüne Weihnachten, weiße Oſtern,“

oder

„Wenn es nicht vorwintert,
So nachwintert es gern.“

Es iſt eine allſeitig gemachte Beobachtung, daß der Froſt nachkommt, der nicht zur gewöhnlichen Zeit einfällt. Treten ſüdliche Winde mit Regen auf, wenn der Tag kurz wird, ſo empfinden wir das unheimliche Gefühl der winterlich naſſen Jahreszeit, an deren Stelle wir uns Froſt und heitere Tage gern wünſchten, und ſobald dieſe Südwinde gegen das kommende Frühjahr zu in Nordwinde umſpringen,

was in der Regel der Fall ist, kommen raube und frostige Tage; wodurch sich auch die Annahme rechtfertigt, daß grüne Weihnachten weiße Ostern nach sich zieht. Indessen hat man auch Winter erlebt, in denen das Gegentheil sich zutrug.

Auch auf die Vornahme der ländlichen Beschäftigung nehmen diese Bauernregeln gebührende Rücksicht und wir finden in einem Julianischen Kalender noch einen solchen Spruch, der je nach der Ortslage mit dem neuen Kalender im Gleichklange bleibt, da es ja nicht auf den einzelnen Tag, sondern auf die Jahreszeit anzukommen hat, in der der Tag des Heiligen fällt.

Säe Korn Egidi; Mitte September.
Hafer, Gerste Benedicti; Anfangs April.
Säe Flachs Urbani; Anfangs Juni.
Wicken, Rüben, Kiliani; Mitte Juni.
Säe Hanf Urbani; Anfangs Juni.
Viti Kraut; Ende Juni.
Erbsen Gregori; Ende Mai.
Linsen, Philippi Jakobi; Mitte Mai.
Grab Rüben Vincula Petri; Mitte August.
Schneid Kraut Simonis Judä; Anfangs November.
Trag Sperber Sixti; Mitte August.
Fahe Wachteln Bartholomäi; Anfangs September.
Bleib Stuben Kalixti; Ende October.
Heiß warm Natale Domini; Ende December und Anfangs Januar.
Iß Lammsbraten Oculi mei; Mitte März.
Heb an Martini; Mitte November.
Trink Wein per circulum anni; das heißt das ganze Jahr hindurch.

Farbe des Wassers.

Man hat viel über die Farbe des Wassers gestritten, ob dem reinen Wasser überhaupt irgend eine zukomme, ob es bei auffallendem Licht in größerer Masse im reinen Zustand blau sei, und von welchen Ursachen es abhänge, wenn es grün oder gelblich erscheine. Wittstein hat darüber neuerdings eine Untersuchung angestellt, welche ihn zu dem Schlusse führt, daß reines Wasser eine schwach blaue Farbe besitzt, welche man aber nur bei größeren Massen wahrnimmt, weil die Intensität zu gering.

Wenn farblose mineralische Stoffe in dem Wasser gelöst werden, so verändert es dadurch seine Färbung nicht, die verschiedenen Färbungen, welche das in der Natur vorkommende Wasser zu zeigen pflegt, rühren von aufgelöster organischer Substanz her. Diese Substanz entsteht durch Verwesung, hat eine tief braunschwarze Farbe, löst sich jedoch nur durch Beihilfe von Alkalien, Potasche, Soda, auch Ammoniak in dem Wasser. Ist nur wenig Alkali in dem Wasser enthalten, so kann auch nur wenig organische Materie gelöst und dadurch eine nur wenig gelbliche Färbung ertheilt werden. Diese mit der natürlichen blauen Farbe zusammentreffend, veranlaßt, daß das Wasser grün erscheint. Ist mehr Alkali vorhanden, also auch mehr organische Materie gelöst, so tritt das Blau immer mehr zurück, das Wasser nimmt eine gelbe, braune, in Masse fast schwarz erscheinende Farbe an. Es ist hierbei immer nur an klares Wasser gedacht, denn Wasser, welches keine organische Materie aufgelöst enthält, in dem aber eisenhaltiger Thon fein aufgeschlemmt ist, kann auch gelb bis roth erscheinen, es wird aber beim Stehen einen gelben Schlamm absetzen und reines Wasser von blauer Farbe darüber stehen. So ist die Rhone während ihres raschen Flusses im Wallisthale von aufgeschwemmten Thontheilen stets dunkelgelb, im Genfersee, wo ihr Wasser zur Ruhe gelangt und den Schlamm absetzt, wird es bald schön blau. Wasser aber, die aus Moorgründen kommen, bleiben, auch wenn sie sich in Teichen und Seen sammeln, grün, gelb oder gar fast schwarz.

Nebenbei hat die Farbe des Himmels, die Beleuchtung, die Bewölkung ebenfalls Wirkung auf das Aussehen des Wassers, diese Aenderungen aber könnte man momentane nennen.

Neueſtes aus der Ferne.

Die Fidſchis nicht engliſch.

Die dem Parlament vorgelegte Correſpondenz über die Fidſchiinſeln erklärt die Gründe, weshalb England die ihm angebotene Souveränetät nicht angenommen hat: Das Anerbieten machte Ebenezer Thakombau, „von Gottes Gnaden ſouveräner Herrſcher von Bau und deſſen Dependenzen.“ Der bekannte Pritchard überbrachte den Antrag zu Anfang des Jahres 1859 und legte ihn zunächſt dem auswärtigen Amt vor. In einer Denkſchrift entwickelte er, daß allein die größte Inſel acht Millionen Acker des ſchönſten Landes enthalte, auf dem man Baumwolle in Maſſe gewinnen könne. Neun Monate nach dem Anpflanzen zeige die Staude die erſte Samenkapſel und gedeihe ununterbrochen zehn bis fünfzehn Jahre, immer zugleich Blüthen, grüne Kapſeln und reifen Samen tragend. Lord Malmesbury übermittelte die Pritchard'ſche Denkſchrift dem Colonialamt und dieſes, dem der Vorſchlag „nicht ohne materielle Vortheile zu ſein ſchien,“ ließ das Actenſtück an die Admiralität weitergehen. Die Marinebehörde war in ihrer Antwort nicht zurückhaltend und bezeichnete es als eine Art von Nothwendigkeit, die Fidſchis anzunehmen. Man habe im Norden Vancouver, im Süden Sidney und auf der dazwiſchen liegenden Strecke von 7000 Seemeilen nicht ein Inſelchen, nicht einen Felſen. Auf den Fidſchis könne man außerdem eine Kohlenſtation für die Seepoſt zwiſchen Panama und Sidney anlegen. Auch die Baumwollen-Vermittlungs-Geſellſchaft in Mancheſter wurde um Rath gefragt. Nach vorgelegten Proben von der Gruppe entſchied ſie, daß die Fidſchi-Baumwolle zu der beſten in der Welt gehöre und noch einmal ſo viel werth ſei als die gewöhnliche nordamerikaniſche. Lord Malmesbury war nun ganz für die Annahme der Souveränetät und hatte das Colonialamt bereits aufgefordert, einen Plan zu entwerfen, wie die Fidſchis am beſten regiert werden könnten. Da änderte eine Depeſche aus Neu-Süd-Wales Alles. Der dortige Statthalter warnte die Regierung vor einem übereilten Beſchluß und bat um eine nochmalige Prüfung der Sache. Von London ging Oberſt Smythe als Agent nach den Inſeln und ſchickte von da einen ganz ungünſtigen Bericht ein. Zwei Nachtheile hob er beſonders hervor: die Eiferſucht fremder Mächte, das heißt Frankreichs, und die gewiſſe Ausſicht auf einen langen und koſtſpieligen Kampf mit den Eingeborenen. Dies gab den Ausſchlag und im September 1861 wurde die Entſcheidung gegeben, daß die Souveränetät abzulehnen ſei. So ſind die Inſeln wieder ſich ſelbſt überlaſſen, und wenn auf ihnen Fortſchritte ſtattfinden, ſo dürfen wir ſie bloß von den Europäern erwarten, die ſich dort niedergelaſſen haben und eine große Thätigkeit entwickeln.

Die Sandwichinſeln.

Der Hawaii-Archipel hat ſeine eigene Geſchichte, welche genug Intereſſe darbietet, obgleich noch nicht hundert Jahre verfloſſen ſind, ſeit Cook am 2. Januar 1778 in einer Seegegend, wo er nichts als Waſſer zu finden erwartete, von ſeinem Maſt den Ruf: Land! hörte und zum Entdecker der

Gruppe wurde. Die Sandwichinseln haben denn auch mehrere Geschichtschreiber gefunden. Unter den frühern ist Jarves der bekannteste, neuerdings ist sein Werk, von dem 1847 in Honolulu die dritte Auflage erschien, von Hopkins, englischem Generalconsul auf Hawaii, übertroffen worden. Hopkins ist so unparteiisch, zuzugestehen und mit Beweisen zu belegen, daß die Glaubensboten auf den Sandwichinseln schwere Fehler begangen haben. Von ihren raschen Erfolgen berauscht, wollten sie eine Theokratie gründen und den Eingeborenen ein unerträgliches Joch auferlegen. Weltliche Despoten lassen es genug sein, ihre Unterthanen in politischer Beziehung zu knechten, geistliche Despoten mischen sich auch noch in alle Beziehungen des Privatlebens ein. Die Sonntagsfeier hatte einen solchen Charakter angenommen, daß sogar an diesem Tage warm zu essen streng verboten war. Der kleinsten Sünde folgte eine empfindliche Strafe auf dem Fuße, und den geistlichen Tyrannen entging nichts, da sie überall ihre Späher hatten. Es ist kein Wunder, daß die Eingeborenen gegen ein solches System sich empörten und ein allgemeiner Rückfall in's Heidenthum drohte. Indessen sahen die Glaubensboten ihren Fehler ein und milderten ihre Vorschriften so, daß sie erträglich wurden und die nominelle Herrschaft des Christenthums keinen Widerstand mehr findet. Die Häuptlinge der Insel entzogen sich aber dem geistlichen Einfluß mehr und mehr, bis sie thatsächlich unabhängig wurden.

Zu der merkwürdigen Umwandlung der rohen Regierungsform in eine constitutionelle legte schon Kamehameha I. den Grund. Dieser Häuptling oder König war ein Abkömmling der alten Herrscher von Hawaii und beseitigte nach und nach die verschiedenen Lehnsherrschaften, in welche das jetzige Reich zerfiel. Da die einzelnen Inseln durch breite und häufig stürmische Wasserstraßen voneinander getrennt werden, so war das Unternehmen kein kleines. Die drei Könige, die nach ihm den Thron bestiegen, vollendeten sein Werk. Der jetzt regierende Kamehameha IV. hat sich mit klugen Männern umgeben, die ihr Möglichstes thun, die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln und der auffallenden Abnahme der Bevölkerung durch Verbesserungen Einhalt zu thun. In Honolulu erscheinen täglich vier Zeitungen, von denen zwei einen englischen Umfang haben, und unterrichten die Einwohner von allen Vorgängen der Welt. Es gibt Billardzimmer, Musikhallen, Krankenhäuser und andere milde Anstalten. Ein königliches Theater hat eine einheimische Truppe, deren Leistungen gar nicht übel sein sollen. Eine Ackerbaugesellschaft ist sehr thätig, der Handel hat sich so entwickelt, daß nicht selten hundert Schiffe zugleich im Hafen liegen.

Der warme See auf Neuseeland.

Auf der Nordinsel von Neuseeland läßt sich eine vulcanische Spalte, die zwischen zwei thätigen Vulcanen liegt, gegen dreißig deutsche Meilen weit verfolgen. In ihrem Gebiet, zwei bis drei Tagereisen von der Bai des Ueberflusses entfernt, liegt ein merkwürdiger See, von den Eingeborenen Rotomahana oder der warme See genannt. Er ist ziemlich klein, noch nicht eine halbe Stunde lang und dreimal weniger breit. Seine Ufer sind theils flach und sumpfig, theils werden sie von baumlosen Hügeln gebildet. In seinem Wasser und an seinen Ufern sprudeln eine Menge von heißen Quellen hervor. Ferdinand von Hochstetter, dessen Beschreibung wir folgen, fand auf den Hügeln fünfundzwanzig größere heiße Quellen und so viele kleine, daß sie sich nicht zählen ließen. An vielen Stellen braucht man nur den Stock in die Erde zu stoßen oder die Felsspalten von den in ihnen entstandenen Krusten zu reinigen, um sofort heißen Wasserdampf hervorzulocken. Der See hat eine verschiedene Temperatur, die in der Nähe der heißen Quellen bis auf 40 Grad Celsius steigt. Das schlammige und trübe Wasser ernährt keinen einzigen Fisch, aber an den Ufern brüten viele Wasservögel, denen der benachbarte kalte See und mehrere Sümpfe Nahrung liefern. Unter den heißen Quellen am Ufer sind zwei besonders schön. Die eine füllt ein 80 Fuß langes und 60 Fuß breites Becken, dessen durch Uebersinterung entstandene schneeweiße Farbe gegen das blaue immer mehrere Fuß aufwallende Wasser prächtig absticht. Hier steigt die Temperatur des Wassers am Rande auf 84 Grad Celsius. Im Ueberfließen über den Rand hat das Wasser am Abhange des Hügels hinunter ein System von Kieselsinter-Terrassen gebildet, die wie ein aus weißem Marmor

gebildeter Waſſerfall ausſehen. Von jeder Stufe hängen zarte Tropfſteinbildungen nieder und die breitern Stufen umſchließen Waſſerbecken, die eben ſo viele natürliche und wunderſchöne Badewannen ſind. Weniger großartig, aber dagegen zierlicher und feiner ſind die Stufen vor dem Rande der zweiten Quelle gebildet. Ihre größte Schönheit liegt in dem ſanften Roſenroth, mit dem ſie wie angehaucht ſind. Dieſe Quellen erweiſen ſich bei Hautkrankheiten und rheumatiſchen Leiden ſehr heilkräftig und es wird hier in nicht ferner Zeit ein Badeort entſtehen. Gegenwärtig wird der warme See wenig beſucht, da der Theil der Reiſe, den man zu Lande machen muß, durch ſchlechte Wege erſchwert wird.

Eine chineſiſch-ruſſiſche Grenzvermeſſung.

In Rußland muß die Anſicht vorherrſchend geworden ſein, daß man die aſiatiſchen Grenzen des Reiches genug nach Süden vorgeſchoben habe, denn mit der chineſiſchen Regierung iſt eine Feſtſtellung der Grenze verabredet worden. Die Regulirung wird ſich über eine Linie von mehr als 300 Meilen erſtrecken, nämlich von dem alten Grenzpfahl Chabin Dabaga, der im Jahre 1728 nahe bei den Quellen des Jeniſſei aufgeſtellt wurde, bis zum Khanat Khokand. In dieſer Linie liegen der See Saiſang, das Gebirge des dſungariſchen Alatau, der Fluß Ili und der Thianſchan. Mehrere dieſer Punkte ſind ſchon von wiſſenſchaftlich gebildeten Europäern beſucht worden, namentlich von Sievers, Semenoff und Golubeff. Viele der Gebiete, die jetzt von der Grenzregulirung berührt werden, ſind aber noch gänzlich unbekannt. Beſonders gilt dies von denen, welche im Weſten der Ausflüſſe des Upſaſees und des Jeniſſei liegen. Es iſt daher zu wünſchen, daß Rußland den Beamten, welche mit der Wahrnehmung ſeiner Intereſſen beauftragt ſind, Vertreter der Wiſſenſchaften beigeben möge. Ein Aſtronom iſt bereits ernannt, ob auch ein Geolog die lange Grenzreiſe mitmachen wird, hat ſich noch nicht entſchieden.

Unterſuchung des Aſow'ſchen Meeres.

Die ruſſiſche Regierung hat eine wiſſenſchaftliche Expedition angeordnet, die ſich zwei Jahre lang mit dem Aſow'ſchen und dem Faulen Meere beſchäftigen wird. Ein Theil der Expedition unter Leitung des Staatsraths von Baer befindet ſich ſeit dieſem Frühling an Ort und Stelle, die Hauptarbeiten, für die 10,000 Silberrubel ausgeſetzt ſind, werden indeſſen erſt im Jahre 1863 ihren Anfang nehmen. Mitglieder der Expedition ſind außer dem bereits genannten Gelehrten der Admiral Lübke, der Akademiker Seleny, der Akademieſecretär Waſſelowski, der Profeſſor Semenoff und der General von Helmerſen. Die Unterſuchungen werden ſich hauptſächlich auf das Seichterwerden des Aſow'ſchen Meeres, auf den auffallenden Wechſel im Waſſerſtande ſeines nordöſtlichen Buſens, auf die Beſtimmung ſeines Salzgehaltes und der Waſſermenge, die ihm in der Zeit der Schneeſchmelze zugeführt wird, und endlich auf ſeine Strömungen und Sandbänke beziehen. So weit unſere Kenntniß bis jetzt reicht, können wir weder eine Niveauveränderung des Meeres, noch ein Seichterwerden ſeines großen Beckens annehmen. Dagegen iſt gewiß, daß einzelne ſeiner Buchten arg verſandet ſind und zum Theil den Charakter von bloßen Flußbaſſins angenommen haben.

Die Quellen des Miſſouri.

Bei der ungeheuren Entfernung, die der Miſſiſſippi bis zum Meere zu durchſtrömen hat und der Unwegſamkeit des Gebietes im oberſten Theile ſeines Flußlaufs kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Quellen eines Stromes, an dem eine der größten Handelsſtädte der Welt liegt, noch keineswegs alle bekannt ſind. Sein mächtigſter Zufluß, der Miſſouri, theilt ſich weit oberhalb in zwei Arme, den Ober-Miſſouri und den Yellowſtone, die in ihrem Oberlauf ihrerſeits wieder in mehrere Quellflüſſe zerfallen, der Ober-Miſſouri in den Jefferſon, Madiſon und Gallatin, der Yellowſtone in den Bighorn und obern Yellowſtone. Die Quellen dieſer Flüſſe ſind nach und nach erreicht worden. Nachdem Clarke und Lewis ſchon 1806 zum Urſprung des Jefferſon vorgedrungen waren, verfloſſen nahe an dreißig Jahre, ehe Bonneville 1833 unſere Kenntniß von dem fernſten Geäder des Miſſouriſyſtems wieder bereicherte. 1853 lieferten Vorarbeiten, die für den Bau der großen Eiſenbahn von Meer zu Meer ausgeführt wurden, neue Reſultate, und noch günſtiger fiel 1859 die Expedition des

Hauptmanns Raynolds aus. Wir wissen jetzt, daß am Union-Peak, einem Gebirge von 4000 Fuß Meereshöhe unter 43 Grad 30 Minuten nördlicher Breite, vier Zuflüsse des Missouri ihre Quellen haben: der Bighorn, der Yellowstone, der Madison und der Gallatin. An dieser merkwürdigen Wasserscheide entspringen noch andere Flüsse, die ihre Gewässer theils dem Großen Colorado, theils dem Columbia zuführen. Der obere Yellowstone entspringt genau einen Grad nördlicher aus einem See, bis zu dem aber nur Fallensteller und Indianer vorgedrungen sind. Der Yellowstone ist unter den Flüssen des fernen Westens der Schifffahrt am günstigsten. Boote, die nicht mehr als drei Fuß Tiefgang haben, können ihn während der guten Jahreszeit drei Monate lang bis zu dem Punkte befahren, wo er aus dem Gebirge heraustritt. Auch Dampfschiffen scheint er ziemlich weit aufwärts zugänglich zu sein, obgleich Sandbänke in seinem Bett ziemlich häufig vorkommen und auch einige starke Strömungen Schwierigkeiten machen werden.

Gold in Indien.

Mehrmals schon haben wir darauf hingewiesen, wie Vieles zusammentrifft, die Uferländer der östlichen Meere wieder in ihr altes Recht einzusetzen, das ihnen durch das einseitige Hervortreten der Atlantischen Abdachung Amerika's so lange verkümmert worden war. Nicht das letzte der dabei thätigen Momente ist die Auffindung ausgedehnter Goldlager. Wie vor drei Jahrhunderten die neue Welt durch den Strom edler Metalle, der sich aus ihr ergoß, rasch mit unserm politischen und Verkehrsleben verknüpft wurde, ebenso geschieht dies jetzt mit den Ländern östlich vom Cap. Zu ihrem Gebiete gehören die neuen Goldländer alle, Australien, Californien, das Oregongebiet und das englische Nordamerika. Jetzt hören wir auch von der Auffindung von Goldfeldern in Ostindien. Die Gegenden, in denen die Entdeckungen gemacht worden sind, gehören zum Dekhan und zwar zum südlichen Theile der Präsidentschaft Bombay. Man hatte schon lange gefragt, woher das viele Gold komme, womit die Eingeborenen ihre Tempel und ihre Frauen zu schmücken pflegen. Man hatte sich ferner überzeugt, daß die Malabarküste in ihrer geologischen Bildung den goldführenden Bezirken von Australien sehr ähnlich sei. Aus diesen Wahrnehmungen hatte man den Schluß gezogen, daß die Eingebornen Gold gewännen, aber ihre Funde verheimlichten, um nicht besteuert zu werden. In Dharwar und einigen benachbarten Gegenden beobachtete man vor längerer Zeit, daß Goldwäscher die Quarzgerölle bearbeiteten, die in der Regenzeit von den Bergen herabgeführt werden. Ein Australier Dr. Clarke gab 1852 die Anregung zu einer Untersuchung jener Berge auf Gold. Jenes Metall fand sich wirklich in den ausgetrockneten Betten der Bergströme, allein in so geringer Menge, daß das Waschen nicht der Mühe verlohnt haben würde. Die Sache ruhte nun Jahre lang, bis vor wenigen Monaten ein anderer Australier, Le Souef, in derselben Gegend, nachdem er eine Gesellschaft gebildet hatte, neue Arbeiten unternahm. Er begann im Bett eines Flüßchens und dehnte seine Untersuchungen später sowohl auf das Küstengebiet als auf die Berge im Innern aus. Er glaubt die Gewißheit aussprechen zu können, daß die Goldlager und Goldadern, die er gefunden hat, eben so reich und nachhaltiger sind als die australischen. Bestätigt sich seine Meinung, so würde in Indien die wohlthätigste Umwälzung entstehen und Alles, was dem Lande bisher fehlte, Capital und intelligente Arbeiter, mit einem Male zur Stelle sein.

Schluß des zwölften Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

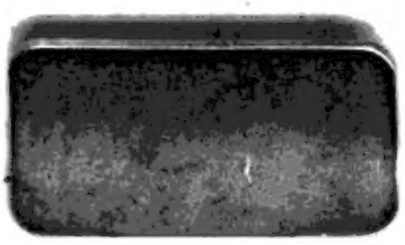
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 3301



Digitized by Google